Deutsche revue über das gesamte nationale Leben der ...


SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Paid 6 mos.

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. — Erster Band.
(Januar bis März 1898.)



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIII

(Januar bis März 1898).

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Dreiundzwanzigster Jahrgang Januar 1898 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis



Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1898

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Von

Heinrich v. Poschinger.

---

1. Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Dr. Busch

(geboren 20. Mai 1834, gestorben 25. November 1895).

Seine Sporen erwarb sich Busch am Bosporus, wohin er im Jahre 1861 der preußischen Gesandtschaft für den Dragomanatsdienst, zu welchem er durch sein Studium der Orientalia an den heimatlichen Hochschulen besondere Befähigung zeigte, beigegeben wurde. Elf Jahre lang war er hier thätig, zuletzt als erster Dragoman, während der für diplomatische Schachzüge und Kunstleistungen so bedeutsamen orientalischen Friedenspause, in welche ja auch die Kriege von 1866 und 1870/1871 fielen. Busch hatte hier vielfach Gelegenheit, orientalische Verhältnisse und Politik kennen zu lernen und sich durch seine scharfe Beobachtung und richtige Beurteilung zu einem gründlichen Kenner dortiger Zustände heranzubilden. Unstreitig ist in dieser elfjährigen Konstantinopeler Thätigkeit Buschs die Basis zu seiner späteren hervorragenden Stellung in unsrer Diplomatie zu suchen.

Die Dragomanverhältnisse lagen, als Busch nach Konstantinopel kam, dort sehr im argen. Die Dragomanstellen waren meist in den Händen von Levantinern; ihre Dienste waren unsicher, denn sie waren den Einflüssen der Pforte in hohem Maße zugänglich und — man darf es wohl sagen — vielfach bestechlich. Mit der Ernennung von Busch ging im Dragomanwesen am Bosporus eine radikale Umwälzung vor sich, denn die Stellen wurden von da ab, und zwar nicht nur von Deutschland allein, sondern auch von andern Staaten, denen das geeignete Material zu Gebote stand, mit wissenschaftlich gebildeten und gewissenhaften Beamten besetzt.

Das Ansehen, das sich Busch in Konstantinopel erwarb, war groß; mit der Kenntnis der Verhältnisse und besonders der Personen wuchs natürlich auch sein

Einfluß. Wesentlich ist Dr. Busch die Bekanntschaft vorteilhaft geworden, die im Jahre 1869 der damalige Kronprinz, spätere Kaiser Friedrich, gelegentlich seiner Reise zu der Suezkanal-Eröffnung mit ihm machte. Der Prinz hielt sich damals in Konstantinopel einige Zeit auf, und Busch diente dem wissensdurstigen hohen Herrn als ständiger Begleiter auf seinen Ausflügen. Der Kronprinz hat dabei Gelegenheit gehabt, die wahre Bedeutung eines politischen Gesandtschaftsdragomans zu erkennen, und sich in seinem an seinen kaiserlichen Vater gerichteten Reisebericht sehr anerkennend über Busch ausgesprochen. Bald darauf wurde Busch nach Jerusalem gesandt, um an Ort und Stelle die weiteren Verhandlungen über die Abgrenzung und Uebergabe der Grundstücke zu führen, die der Sultan an Preußen überlassen hatte. Die geschickte Behandlung dieser Angelegenheit, die dem Kronprinzen sehr am Herzen lag, hat viel dazu beigetragen, Dr. Busch in den maßgebenden Berliner Kreisen bekannter zu machen. Er trat damit zuerst aus der verschwiegenen Thätigkeit eines in weiteren Kreisen eigentlich nur als Hilfsbeamter betrachteten Mitarbeiters heraus, und so wurde die Aufmerksamkeit seiner Berliner Vorgesetzten und ohne Zweifel des Fürsten Bismarck selbst auf ihn gelenkt.

Im Anschluß an diese Vorgänge wurde Dr. Busch im Jahre 1872 nach Petersburg, wo sich damals Fürst Gortschakoff nach langjährigem „Sammeln" bereits neugestärkt fühlte, versetzt und zum Konsul daselbst ernannt, wenn auch äußerlich ohne politischen Zweck, so doch nicht ohne das Bestreben deutscherseits, einem seiner befähigten diplomatischen Jünger während eines zweijährigen Konsulats Gelegenheit zu bieten, seine praktischen Kenntnisse orientalischer Verhältnisse mit denen der russischen zu bereichern. Wer im Leben etwas erreichen will, braucht immer Umstände und Situationen, in deren geschickter Benutzung sich eben das Talent, das Genie zu bewähren hat; ohne Wind kommt der beste Segler nicht von der Stelle. Für Busch war es ein Glück, daß er gerade zu der Zeit als der beste Kenner der orientalischen Verhältnisse galt, als die Orientfrage die Politik zu beherrschen begann. Hätte an der Spitze des Auswärtigen Amts damals ein Mann gestanden, der den Orient durch seine politische Carriere persönlich kannte, so würde Busch vielleicht seine Laufbahn als Generalkonsul beschlossen haben; so aber traf es sich, daß Bismarck, der niemals ein Hehl daraus gemacht hat, daß ihm die orientalischen Verhältnisse ein geringes Interesse gewährten und seiner Bethätigung fern gestanden hatten, eine Kraft brauchte, welche, ausgestattet mit einer reichen Fülle von sachlichen und persönlichen Erfahrungen auf dem orientalischen Boden, diese Lücke in seinen Informationen auszufüllen im stande war, und diese Kraft war Busch.

Ueber die elfjährige Thätigkeit des Dr. Busch im Auswärtigen Amt kann hier natürlich nur ganz skizzenhaft berichtet werden.

a) Vortragender Rat, 1874 bis Januar 1877. Busch bearbeitet in der politischen Abteilung das sogenannte orientalische Dezernat. Dasselbe wurde damals, da die direkten Beziehungen Deutschlands zu allen europäischen Staaten fast überall normal entwickelt waren, der Orient dagegen fast allenthalben

gefährlichen Zündstoff bot, von Jahr zu Jahr bedeutsamer. Im Oktober 1875 war zwischen Rußland und der Türkei ein Streit ausgebrochen, der Krieg schien unausbleiblich, und die Diplomatie mußte zu verhüten suchen, daß nach Ausbruch desselben ein Weltbrand entstehe. Man kann sich denken, wie wertvoll es für Bismarck war, in dieser Frage sein Urteil sich nach den Ausführungen eines Mannes bilden zu können, der den Orient sowie die dort leitenden Mächte und Personen wie seine Tasche kannte. Neben Busch arbeitete übrigens damals im Auswärtigen Amt auch noch Radowitz, der gleichfalls durch seine persönlich im Orient erworbenen Kenntnisse auf die Behandlung der orientalischen Frage von Einfluß war.

Der persönliche Verkehr Bismarcks mit Busch war in dieser Zeit ein lebhafter, da damals noch die Uebung bestand, daß Bismarck die einzelnen Referenten in der politischen Abteilung selbst empfing, was bekanntlich als Regel erst aufhörte, als Graf Herbert Bismarck zum Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts ernannt wurde. Die Beschäftigung Buschs war also damals die, über die Eingänge, die Bismarck mit seinem großen „B" versehen hatte, dem Kanzler persönlichen Vortrag zu erstatten und sodann nach der Weisung Bismarcks die Instruktionen an die Gesandten auszuarbeiten. Zu dieser Thätigkeit war Busch insbesondere durch seine große stilistische Gewandtheit befähigt; alles, was er schrieb, war klar, präzise und formvollendet.

b) Erste politische Mission. Ende 1876 war die Gefahr des Ausbruchs eines kriegerischen Konfliktes zwischen Rußland und der Türkei bereits drohend geworden. Die augenblickliche politische Lage findet man in der großartigen Rede Bismarcks vom 6. Dezember 1876 musterhaft geschildert. Zunächst fanden in Konstantinopel Vorkonferenzen der Großmächte ohne Teilnahme der Türkei statt (12. bis 20. Dezember), um eine Verständigung über die an die Türkei zu richtenden Forderungen zu erzielen. Vom 23. Dezember bis 20. Januar 1877 wurden diese Konferenzen unter Teilnahme der Türkei fortgesetzt. In diese Zeit fällt die erste politische Mission des Dr. Busch, welcher von Bismarck vom Januar bis März 1877 nach Konstantinopel geschickt wurde, um den erkrankten Botschaftsrat Grafen Radolinsky zu vertreten. In der That handelte es sich um einen letzten Versuch, durch persönliche Feststellung der am Goldenen Horn herrschenden politischen Fluktuationen womöglich noch den bereits keimenden Konflikt zu verhindern. Bekanntlich verliefen die Konstantinopeler Konferenzen resultatlos, weil die türkische Regierung die gemeinsamen Forderungen der übrigen Mächte abgelehnt hatte und hiernach ein Boden für weitere Verhandlungen mit der Pforte nicht mehr vorhanden war.

c) Teilnahme an dem Berliner Kongreß. Es war der höchste Triumph der Politik Bismarcks und der ihr zu Grunde liegenden aufrichtigen Friedensliebe, die höchste Anerkennung, die ihr zu teil werden konnte, daß in einer Frage, die Deutschland am wenigsten unter den Mächten unmittelbar berührte, die uns nicht die Knochen eines Musketiers wert schien, doch des

Fürsten Bismarck Wort einen so großen Einfluß übte, — daß die Rolle des „ehrlichen Maklers“ auf allen Seiten so hohe und bereitwillige Aufnahme fand. Zu den Mitgliedern des Kongresses berief Bismarck bekanntlich den Staatssekretär v. Bülow und den Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst; als Sekretär des Kongresses fungierte der Gesandte in Athen v. Radowitz und als Sekretäradjunkten die Herren Busch, v. Holstein und Graf Herbert Bismarck; die Leitung der Archive hatte Lothar Bucher. War Busch dem Kongresse formell auch nur als Schriftführer zugewiesen, so darf man deshalb seine Wirksamkeit darin doch nicht unterschätzen. Der Rat des Sekretäradjunkten wurde vielfach eingeholt, und Busch hatte eine große Zahl bedeutsamer politischer Unterredungen mit den Koryphäen des Kongresses.

d) Generalkonsul in Budapest. Als Belohnung für seine beim Berliner Kongreß entfaltete Thätigkeit und zugleich um seiner angegriffenen Gesundheit eine Erholung zu gönnen, wurde Busch im Mai 1879 mit der Leitung des Generalkonsulates in Budapest betraut, wo er sich in ganz kurzer Zeit durch sein natürliches und sympathisch-ernstes Wesen die nicht jedem Generalkonsul von den Pestern gezollte außergewöhnlich hohe Achtung der leitenden Kreise erwarb.

Eine geeignetere Zeit für einen auswärtigen Diplomaten, die politischen und parlamentarischen Verhältnisse des Landes aus der Nähe kennen zu lernen, konnte es nicht so bald geben als die damalige, da die zehnjährige Erneuerung resp. Verlängerung des 1867er österreichisch-ungarischen dualistischen Ausgleiches an der Tagesordnung stand; diese verursachte die heftigsten parlamentarischen Kämpfe, wobei das ganze politische Verhältnis Ungarns zu Oesterreich aufgerollt, die gegenseitigen Regierungsvorschläge für und wider erörtert und im Parlament, in der Presse, in politischen und politisierenden Kreisen in allen nur irgend denkbaren Varianten beleuchtet wurden. Daß sich der damalige Wirkliche Geheime Legationsrat für diese Vorgänge und sonst auch für die Institutionen und Einrichtungen des Landes lebhaft interessierte, dafür liegt der Beweis in seiner geradezu mustergültigen Berichterstattung.

e) Betrauung mit der erst provisorischen, demnächst definitiven Leitung des Auswärtigen Amts (1880 bis 1885). Schon nach elfmonatlicher Amtsthätigkeit in Budapest wurde Busch von Bismarck in das Auswärtige Amt nach Berlin zurückberufen. Die Staatssekretärstelle war nach dem Tode Bülows längere Zeit unbesetzt, Direktoren gab es nur einen in der Person des Herrn v. Philipsborn. Als Räte der politischen Abteilung fungierten 1880 Bucher, v. Bülow (betraut mit den Funktionen als Abteilungsdirigent), v. Holstein, Humbert (für die Personalien), Dr. Rudolf Lindau; 1881 unverändert unter Hinzutreten von Graf Rantzau; 1882 war Busch Unterstaatssekretär, Geh. Rat Jordan Direktor, vortragende Räte in der politischen Abteilung Bucher, v. Holstein, Rudolf Lindau, Graf Rantzau, v. Brauer; 1883 Staatssekretär Graf Hatzfeldt, Unterstaatssekretär Dr. Busch, vortragende Räte der politischen Abteilung Bucher, v. Holstein, Graf Rantzau, v. Brauer,

Humbert, Direktor der II. Abteilung Jordan; 1884 politische Abteilung unverändert; II. Abteilung Direktor v. Bojanowski; 1885 unverändert unter dem Hinzutritt v. Kusserows für die politische Abteilung.

Die Arbeitslast, die hier auf Busch drückte, war außerordentlich, aber sie wurde von seinem Fleiße und seiner Dienstfreudigkeit übertroffen. Hinzu kam, daß in dieser Zeit sein unmittelbarer Vorgesetzter, der Staatssekretär Graf Hatzfeldt, wiederholt schwer erkrankte, so daß er während dieser Zeit auch noch die schwere Bürde dieses verantwortungsreichen Amtes und damit auch die diplomatische Vertretung des Reichs im Verkehr mit den hier beglaubigten Botschaftern und Gesandten übernehmen mußte. Wiederholt hatte es den Anschein gehabt, schreibt die „Kölnische Zeitung", als wenn die körperlichen Kräfte unter diesem Uebermaß von Last und Sorge erliegen würden.

Wenn Bismarck in Berlin war, so verging kein Tag, an dem Busch sich nicht zum Vortrag zu seinem Chef begeben hätte. Auf den parlamentarischen Soireen im Kanzlerpalais war Busch ein regelmäßiger, wenn auch nicht gerade redseliger Gast.

Wesentlich beteiligt war Busch an den Verhandlungen über die durch den Berliner Kongreß auf die Tagesordnung gesetzte türkisch-persische Grenzregulierung, ebenso an den Arbeiten der teilweise von ihm geleiteten Kongo-Konferenz.

Im Dezember 1881 wurde Dr. Busch mit einer bedeutsamen politischen Mission an den Vatikan betraut.

f) Eintritt in den Ruheposten. Leider traten die Folgen der Ueberarbeitung des Gehilfen des Reichskanzlers bereits nach wenigen Jahren zu Tage. In einer Reichstagssitzung erklärte Bismarck, daß „der Herr Unterstaatssekretär auf die ihm liebgewordene Arbeit hier für die Zukunft verzichten zu müssen glaubt, um einen Gesandtschaftsposten zu übernehmen, wodurch seine Arbeitskraft, seine Befähigung und Kenntnis dem kaiserlichen Dienst erhalten bleiben", und im weiteren Verlaufe der Rede bemerkte Bismarck von Busch, daß er die orientalischen Angelegenheiten unsers Auswärtigen Amts sozusagen „im kleinen Finger hat" und auch sonst „von der Beschaffenheit" ist, daß Fürst Bismarck von ihm sagt: „Wo dessen Paraphe steht, setze ich in fidem, daß er ein richtiges Urteil hat, meine Unterschrift hin."

Der erste Erholungsposten, auf den Busch von Bismarck gesetzt wurde, war der von Bukarest, welchem spätere Stellungen in Stockholm und zuletzt in Bern folgten. Vor Antritt des Stockholmer Postens begab sich Busch noch einmal nach Konstantinopel zur Vertretung des beurlaubten Botschafters Radowitz und wurde bei dieser Gelegenheit mit ganz ungewöhnlichen Ehrenbezeigungen ausgezeichnet.

Im Sommer des Jahres 1895 wurde Dr. Busch, der vielfach von nervösen und rheumatischen Beschwerden heimgesucht worden war, Anlage zu Lungenleiden indessen niemals gezeigt hatte, von Lungenblutungen überfallen, für welche die Aerzte keine genügende Erklärung zu geben vermochten, und die verhältnismäßig rasch überwunden wurden. Nach einem mehrwöchentlichen Urlaub nahm der

anscheinend wieder hergestellte und in den Besitz der früheren Kräfte getretene Gesandte seine Funktionen wieder auf, bis am 24. und 25. November neue Anfälle eintraten, denen der im zweiundsechzigsten Lebensjahre stehende Mann früher, als irgend gefürchtet werden konnte, unterlag. Mit ihm hat einer der tüchtigsten Männer der Bismarckschen Schule die Augen geschlossen.



Erinnerung von und an Emanuel Geibel.

Von

Ludwig Aegidi.

I.

Aus dem Jahr 1864.

Vorwort.

Im Spätherbst 1863 nahm der Ministerpräsident v. Bismarck an einer Mahlzeit teil, welche mit einem engen Kreise preußischer höherer Offiziere verabredet worden war. Das vertrauliche Tischgespräch lenkte sich dabei — nicht unwillkürlich — auf das damalige scheinbar heillose Zerwürfnis Preußens und Oesterreichs infolge des Frankfurter Fürstenkongresses. Die Militärs bestürmten den Minister, die österreichische Note vom 30. Oktober, dieses Ultimatum in Gestalt eines Folianten, mit einer Kriegserklärung zu erwiedern, wodurch Seine Majestät den ungesunden, unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen geruhen möge. Die erwartete Meinungsäußerung Bismarcks lautete natürlich ausweichend; er habe volles Vertrauen zu der Leistungsfähigkeit unsrer Armee auf Grund der trotz allem und allem durchgesetzten Heeresreform; aber ein Krieg mit Oesterreich sei ein ernstes Ding; ehe daran zu denken wäre, dürfte ein Unternehmen zu erleben wünschenswert erscheinen, dessen Ausgang die Bedeutung einer Kraftprobe haben würde, „ein kleiner Krieg", der zu den gewaltigen Dimensionen jenes Entscheidungskampfes im Verhältnis einer Art von Manöver stände. Auf diese stillschweigend vernommenen Worte hat später einer der Tischgenossen Bezug genommen: Hans v. Zieten, derselbe, der dann 1870 bei dem Todesritt von Vionville-Mars-la-Tour an der Spitze seiner Zietenhusaren den Heldentod finden sollte.

Anno 1864 gab es einen Frühling ohnegleichen: im Leben der Natur, wie auch im deutschen Staatsleben. Noch während der Winterstarre hatte der

Bundestag durch seine Exekutionstruppen — Sachsen und Hannoveraner — das Herzogtum Holstein besetzen lassen, dagegen den Antrag Preußens und Oesterreichs, Dänemark den Krieg zu erklären, abgelehnt und somit die deutschen Großmächte majorisiert. Diese schlugen gemeinschaftlich die Bahn einer Politik europäischer Mächte ein. Es kam nicht alsbald zum förmlichen Kriege. Nie werde ich den ernsten Augenblick vergessen, da der norddeutsche Souverän, dessen Gast ich war, nach Aufhebung der Tafel mich beiseite zog und mit bebender Stimme mitteilte, daß der erste Kanonenschuß gefallen sei: „Wir sind im Kriege mit Dänemark." Wir? Wie freute ich mich der tiefen Ergriffenheit des edeln Fürsten, der am Bundestage gegen den Krieg hatte votieren lassen und sich nun doch der nationalen Bedeutung des getroffenen Entscheides nicht verschloß. Er hatte Ursache, mit Preußen zu hadern, da dessen Truppen beim erzwungenen Durchmarsch durch sein Land die dawider herabgelassenen Schlagbäume einfach gesprengt gehabt, was den Souverän zu dem bittern Scherz gegenüber dem preußischen Gesandten bewogen: „Majestät werden dieserhalb nun wohl seine Orden ‚mit Schlagbäumen am Ringe' statt ‚mit Schwertern' verleihen." Als der Fürst mich ansprach, war denn doch der Damm gekränkter Landeshoheit durch machtvolles Nationalgefühl durchbrochen.

Die Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April, dem Tage der Belehnung der Hohenzollern mit Kurbrandenburg, bezeichnet den Frühlingsanfang. Zu Hamburg bei Direktor Guido Wolff, dessen geistvolle Gattin die weiland Witwe Karl Immermanns war, sangen wir mit Emanuel Geibel nach der Melodie „Der Mai ist gekommen" sein Düppellied. Dies entsandte das Schleswig-Holstein-Komitee zu Hamburg an den Prinzen Friedrich Karl in zehntausend Exemplaren zur Verteilung an Offiziere und Mannschaften. König Wilhelm begrüßte seine Truppen auf dem Schauplatz ihres Sieges; im Allerhöchsten Gefolge befand sich Bismarck. Da geschah es, daß Hans v. Zieten den Minister im Flüsterton unter vier Augen fragte, ob er mit dem „kleinen Kriege", mit diesem „Manöver" zufrieden sei; Bismarck ließ ihn nicht weiterreden, sondern bedeckte mit seiner Hand den Mund des kühnen Fragestellers. Aber Zieten wußte Bescheid.

Jetzt tagten die Londoner Konferenzen. Und in einigen unsrer weisen Politiker dämmerte eine Ahnung von dem Genie des gründlich verhaßten Staatsmannes, der es doch verstand, an der Seite Oesterreichs die deutschen Mittelstaaten in den Hintergrund zu drängen und gleichzeitig mit ihnen gegen Oesterreich den Zollverein neu zu begründen!

Das hier bisher Ausgeführte will als Vorwort ein Schlaglicht werfen auf die Stimmung Emanuel Geibels und seiner Gesinnungsgenossen in jenen Tagen, da die Zerreißung des Londoner Protokolls und der Feldzug über Meer nach der Insel Alsen bevorstand. Möge dies den politischen Rahmen bilden für die kleine, nicht politische Erzählung von dem, was die Ueberschrift dieses bescheidenen Beitrags besagt.

1.

Die Tage in Lübeck.

In den wundervollen ersten Tagen des Juni 1864 richtete ich von Hamburg aus, wo ich seit 1859 eine Professur an dem weiland „Akademischen Gymnasium“ als Nachfolger Wurms bekleidete, die briefliche Anfrage an Emauel Geibel, ob wir (meine Frau — damals fast zwanzigjährig — und ich) gegen Mitte dieses Monats ihn in Lübeck antreffen würden. Geibel antwortete umgehend: „Wenn Du feierlich gelobst, daß ihr in Lübeck ausnahmelos niemand sehen und sprechen wollt, so stelle ich mich für die Tage eures Hierseins euch zur Verfügung.“ Ich leistete das Gelübde, und er hat seinerseits treulich Wort gehalten.

Freitag den 10. Juni fuhr ich mit einem frühen Bahnzug (natürlich dritter Klasse) nach Büchen, wo ich mit meiner Frau zusammentreffen wollte, die zu Berlin am Krankenlager einer geliebten Schwester als Pflegerin mit der Mutter geweilt. Es war ein köstlicher Morgen! Die Ankunft des Berliner Zuges sollte erst um zwei Uhr erfolgen; so hatte ich geraume Wartezeit, dafür aber die Sicherheit, nicht zu verspäten. Nun machte ich mich auf den Weg nach einem schönen Buchenwald; da lagerte ich mich mit meiner Feldflasche im Schatten und las den ersten Gesang der Ilias. Dann eilte ich zum Empfang der teuern Frau nach dem Bahnhof.

Unser herzliches Wiedersehen war das harmonische Vorspiel zu der Symphonie, zu den seligen Erlebnissen, denen wir nun gemeinsam entgegenfuhren.

In Lübeck am Bahnhof empfing uns der liebe treue Geibel. Er hatte für uns — in „Stadt Hamburg“ — Quartier bestellt, wohin er uns geleitete. Nach stärkender Vesper machte Geibel mit uns einen Gang durch die ehrwürdige Stadt, die meiner Frau noch unbekannt war, nahm einen Wagen und fuhr uns in die Frühlingspracht der Buchen von Israelsdorf. Nun wanderten wir zu dreien tief in den Wald hinein. Alles grünte und blühte. O diese Wanderung! Die ersichtliche Poesie der Natur verlautbarte in Hymnen unsers sangesfrohen Begleiters. Die belebten Gespräche wandten sich, als wir den herrlichen Wald im Rücken hatten, politischen Fragen des Tages zu, die dann, wie immer, in allem Wesentlichen volle Uebereinstimmung ergaben. Unversehens waren wir wieder in Lübeck, trennten uns dort, aber nur für wenige Stunden.

Zum Abend hatte Geibel uns in den alten Ratskeller eingeladen. Um neun Uhr trafen wir da zusammen, besichtigten die stattlichen Räume, und in einem der berühmtesten, der „Rose“, bewirtete uns der Freund — leiblich und geistig. Es gab ein feines Nachtmahl mit obligatem, dasselbe überdauerndem Johannisberger Kabinettswein. Dazu las uns Geibel den ersten Aufzug seines noch im Werden begriffenen Trauerspiels „Sophonisbe“ vor, was tiefen Eindruck auf uns machte. Auch sein „Wullenweber“, den wir kannten, mußte auf unser Bitten hier im Ratskeller, in der „Rose“ uns Rede stehen. Unser Trio währte in die Nacht hinein, denn Gesinnungsgenossen waren wir auch in Tom Moores „'t is

never too late for delight" und einig in dem Bekenntnisse: „And the best of all ways to lengthen our days is to steal a few hours from the night." So schloß der Freitag.

Am Sonnabendmorgen besuchten wir die Hauptkirchen Lübecks und besichtigten aufmerksam soviel Sehenswertes. In die Marienkirche führte uns Geibel genau vor zwölf Uhr, wann beim Schlag der Glocke Kaiser und Kurfürsten aus der alten Uhr hervortreten und sich vor dem Heiland verneigen. Der Freund erfreute sich ersichtlich an unserm Entzücken über den hochherrlichen gotischen Bau, der mich, was Geibel gern vernahm, lebhaft an die Danziger Marienkirche gemahnte: da trat uns denn unwillkürlich das Bild vor Augen von den Beziehungen der Königin der Hansa zu dem Vorort des „zweiten Quartiers", des preußisch-livländischen, dem stolzen Gedanum! Dann standen wir mitsammen vor Overbecks „Grablegung"; dies Bild, von dem sich viel sagen läßt, unterhielt uns in ernstem Gespräch auf unserm Gange zum Dom, dessen Rundbogenstil unsern deutschen Herzen wohlthat. Hier studierten wir wohl ³/₄ Stunden die alte „Passion" von Memling, und nicht verfehlte Geibel, uns unter den Gewaffneten auf Golgatha seinen Liebling Kaiser Max nebst Kunz von der Rosen zu zeigen. Viele Jahre später, als uns zu Venedig der leutselige Bibliothekar Veludo (auf Empfehlung Anton Springers) im Dogenpalast das köstliche Breviarium des Kardinal Grimani vorlegte und unter den meisterhaften Miniaturen desselben uns der Anblick jenes Bildes von Memling mitsamt Kaiser Max und seinem Kunz freudig überraschte, da mußte die Erinnerung an Geibel, wie er uns zur Seite gestanden im Dom von Lübeck, wohl in uns aufleben!

In „Stadt Hamburg" war an diesem 11. Juni Geibel unser Tischgast; natürlich speisten wir „auf dem Zimmer". Zum Nachtisch erschien sein verwaistes liebes Kind Mariechen (der Vater nannte sie „Musche"), die gleich unser Herz gewann; sie war damals etwa elf Jahre alt. Nach dem Essen zog sich Geibel in unser drittes Gemach zurück, um einiger Ruhe zu pflegen. Da machten wir denn Bekanntschaft mit dem Töchterchen des Freundes, was Mariechen durch ihr offenes Wesen erleichterte. Sie lebte, wie wir von ihr erfuhren, in der Familie einer lieben Schwester ihrer heimgegangenen Mutter. Von der Mutter wollte sie zu uns sprechen; aber kaum, daß der Name genannt war, brach das traute Kind in Thränen aus! Als die Mutter starb, war Mariechen zweijährig; gleichwohl stand nach neun Jahren das geliebte Bild vor ihrer Seele. Es war kein Wunder, daß meine Frau mit ihr Freundschaft geschlossen hatte, ehe Geibel wieder eintrat.

Ein heftiger Regen hinderte am Ausgehen; eine weitere Partie, die geplant war, mußte aufgegeben werden.

Abends um acht Uhr suchten wir den Freund in seiner Wohnung auf. Wir musterten sie liebevoll. Geibel zeigte uns ein Bild seiner Frau — die Erscheinung eines wahren Engels! Eines Engels an Schönheit, Herzensgüte, Frömmigkeit, Seelenreinheit, Liebe! So dachte ich mir Beatrice, wie sie ihren Dante an der Pforte des Paradieses empfängt! Meister Schwind, der Maler

des Bildes, hat es in seinen „Sieben Raben“ verwertet; wenn ich mich recht entsinne, ebenfalls mit dem lieblichen Kranz weißer Rosen auf dem Haupt. Wir erwähnten der „Tagebuchblätter“ in den „Neuen Gedichten“; war doch „Ada“ nun uns vollends sympathisch geworden. Da entnahm Geibel einer großen Mappe ein ungedrucktes Gedicht, das tief ergreifende „Um Mitternacht“ und las es uns mit bebender Stimme vor — „Und um die Lampe zog ein weißer Schmetterling“.

Da der Regen aufgehört hatte, machte Geibel mit uns einen schönen Spaziergang. Während dessen hielt er uns unaufhörlich Vortrag; er sprach mit Feuer, gescheit, anregend, dabei herzlich und herzgewinnend wie zu Geschwistern. Ja, es war, als hätten wir in ihm zu Lübeck einen Bruder und als hielte er sich selbst für einen uns Nahverwandten.

Den Abend verlebte er bei uns. Er hatte die Mappe von Hause geholt, der er „Um Mitternacht“ entnommen; sie war eine wahre Schatzkammer von Poesien, für uns fortan die unerschöpfliche Fundgrube von Freuden. Geibel bereitete nämlich einen neuen Band seiner Dichtungen vor, der noch im Laufe des Jahres erscheinen sollte. Aus dieser Mappe las er uns vor, bis wir in später Stunde schieden. Wir hatten für den folgenden Sonntag Verabredung getroffen und dabei die Aussicht gewonnen, den Inhalt der Wundermappe noch besser kennen zu lernen.

Am Frühmorgen dieses Sonntags zogen meine Frau und ich über den schönen alten Wall, unter den herrlichen Bäumen, bestiegen den Dammannsturm und sahen von dort Lübeck mit den vielen Türmen im vollen Glanze vor uns liegen. Zu Hause fanden wir Geibel und sein Töchterchen, das meiner Frau einen frischen Strauß mitgebracht — die Blumen blau-rot-weiß in den schleswig-holsteinischen Farben —, sich aber alsbald verabschiedete, um vermutlich, frömmer als diesmal wir, mit den Ihrigen zur Kirche zu gehen. Geibel und wir beide brachen rasch auf; wir hatten beschlossen, den ganzen Tag im Freien zuzubringen, was kühler Westwind und heller Sonnenschein begünstigten. Und der Tag war dann die Krone unsers Lebens mit dem teuern Freunde — wie auf einer Insel der Seligen, wo kein Störenfried landet!

Zu den „ersten Fischerbuden“ fuhren wir, einem stillen Aufenthalt am Ufer der Wakenitz. Das ländliche Mahl dort vor dem Wirtshause ließ nichts zu wünschen übrig. Geibel, auch hier unser freundlicher Gastgeber, befand sich in gehobener Stimmung. Wir drei hatten, was kein Sekt verbürgt, den rechten „Mum“ (Accusativ von animus, letzte Silbe!). Nach dem Essen zog sich Geibel in das kühle, dunkle, stille Wirtszimmer zurück, um auf einer harten Bank Siesta zu halten. Die Ruhe auszukosten, war ihm aber nicht vergönnt; ein Klimperkasten wurde bald mächtig gerührt von einem Jüngling in Uebung von Tänzen, die er zu ländlichem Fest an diesem Abend hier vorspielen sollte. Geibel war aus tiefem Schlummer emporgefahren; da erst bemerkte ihn der Musikant, bat ihn eindringlich: „Bitte, lassen Sie sich nicht stören,“ — und spielte weiter. Der Humor der gütigen Mahnung beschwichtigte Geibels Zorn; lachend kam er zu

uns hinaus. Nun begann unter freiem Himmel ungestört und ungetrübt eine hinreißende Vorlesung. Geibel hatte die mit dem Stoff zum nächsten Bande seiner Gedichte gefüllte Mappe bei der Hand und breitete hier viele seiner Schätze vor uns aus. Heute noch versetzt mich das nun längst allgemein Bekannte in die Stimmung der halcyonischen Stunden an den Fischerbuden, wo es uns als „preuve d'artiste“ entzückte — so „Die Ostsee“, „Geschichte und Gegenwart“, „Julin“, „Die Blutrache“, die „Zwölf Jugendlieder“, die sinnreichen „Sprüche“ und so weiter. Vor dem Heimgang regte Geibel die Frage an, welchen Namen die neue Sammlung tragen sollte? (Die zweite heißt bekanntlich „Juniuslieder“, die dritte „Neue Gedichte“.) Ob des überwiegenden Gedenkens darin riet ich zu dem Titel: „Gedenkblätter“; das fand aber nicht Gnade vor Geibels Augen.

Wir wanderten zur „Lachswehr“. In der Dämmerung wurde dort für uns das herrliche Gedicht lebendig, das er an diesem Nachmittag wie zur Einführung uns mitgeteilt. An Ort und Stelle dichtete er gleichsam weiter, indem er die fröhlichen Erlebnisse der Kinderzeit erwähnte, dann die beseligenden, endlich die schmerzlichen Eindrücke, die er hier empfangen, in seelenvoller Sprache wiedergab. Wie die Dichtung lautet:

„. . . Da saß ich droben im bekränzten Gartensaal
Ein sel'ger Mann . . . und neben mir
Im Schmuck der Myrte holderglüht die süße Braut.
. . . Und mein Herz
Voll Dank aufjubelnd faßte seine Wonne kaum —
Ach sonder Ahnung, daß auch diese Seligkeit
Dahin gehn sollte wie ein rascher Sommertag.“

Unsre Zeit war um; die unvergeßliche schloß ab mit dieser Weihestunde an der Lachswehr! In Lübeck angelangt, verabschiedeten wir uns dankend von unserm Wohlthäter. Als wir aber am folgenden Mittag zwölf Uhr das gesegnete Lübeck verließen, stand in heißer Sonnenglut Geibel am Bahnhof und brachte zum Lebewohl den Trost eines für Ende der Woche bevorstehenden Wiedersehens in Hamburg.

2.

Die Tage in Hamburg.

In der That: am Montag schieden wir, und am Donnerstag abend traf Geibel in Hamburg ein, wo er, wie gewöhnlich, bei Direktor Guido Wolff wohnte. Gleich am folgenden Morgen besuchte er uns. Und nun sahen wir uns Tag für Tag. Am Sonnabend nahm er bei uns das zweite Frühstück ein. Zum Mittagessen am Sonntag den 19. waren wir mit ihm bei Wolffs; am Abend las er uns da sein noch nicht veröffentlichtes reizendes Lustspiel „Meister Andrea“ vor; er hatte den Schwank gedichtet, als er mit seinem geliebten Freund und Landsmann Ernst Curtius in Travemünde zusammentraf, wo dieser und sein fürstlicher Zögling (der nachherige „Kronprinz“, dann Kaiser Friedrich III.) das

Seebad brauchten und wo sich die jeunesse dorée von Lübeck um den herzgewinnenden Prinzen scharte, der namentlich mit Plessing (zuletzt Bevollmächtigter zum Bundesrat) Freundschaft schloß. Diesen jungen Leuten dachte Curtius den heiteren Genuß gemeinsamer theatralischer Aufführung im geschlossenen Kreise zu und regte seinen Geibel zur Dichtung eines entsprechenden Bühnenstücks an; so entstand der Schwank „Meister Andrea",[1]) den nun, lange Jahre nach seiner Entstehung, der Verfasser uns in drastischer Weise zum besten gab. Wir lernten dabei Geibel von einer neuen Seite kennen. Ist ja doch heute noch seine komische Ader unbekannt; mit bewußter Absicht unterließ er die Publikation alles dessen, was ihr entflossen, so daß außer diesem Lustspiel und spärlichen Fragmenten kein Zeugnis seiner übersprudelnden heiteren Laune vorliegt. Wenigen Freunden, gleichsam unter vier Augen, hat er aus den „Griechischen Leiden" köstliche Humoresken mitgeteilt, von denen er nur eine (Punsch, warmer Ofen!) in seine „Erinnerungen aus Griechenland" aufnahm — übrigens die einzige davon, welche auf hellenischem Boden erwuchs. Geibel ging davon aus, der Dichter müsse vermeiden, das Urteil der Lesewelt zu verwirren; möge sie ihn für einseitig ansehen!

In den Gedichten aus dem Nachlaß (Seite 113) sind gleichwohl zwei jener Humoresken erschienen.

In Travemünde war damals (1847) „Meister Andrea" von den jungen Leuten, für die ihn Geibel geschrieben, aufgeführt worden; die Titelrolle hatte Plessing, den Buffalmaco Prinz Friedrich (noch hieß er nicht „Friedrich Wilhelm") meisterhaft gegeben.

Am 20. Juni verbrachte Geibel mit unsrer jungen Freundin Hermine Wolff den Abend bei uns und entzückte wieder durch den Vortrag der schönsten Gedichte aus der Wundermappe. Für den Abend des 21. ließ eine leidige Komiteesitzung mir nur die späte Stunde, um meine Frau von Wolffs abzuholen, und entzog mir reichen Genuß. Aber ich entschädigte mich am folgenden Vormittag, indem ich nach den Vorlesungen im Akademischen Gymnasium Geibel in seinem Zimmer aufsuchte und er Herrliches aus der Mappe, solches womit er bisher überhaupt zurückgehalten hatte, mir allein zu hören gab, darunter eine Ode, deren Tiefsinn mich mächtig ergriff; er mußte sie mir dreimal wiederholen und willigte darein mit heller Freude; zuletzt las er sie mit erhöhtem Nachdruck, „sostenuto".

Von diesem Mittwoch (den 22.) bis Sonnabend waren wir Abend für Abend bei den lieben Wolffs im Verein mit Geibel!

Am 25. gaben wir dem Freunde zu Ehren eine kleine Gesellschaft und zwar ohne Rücksicht auf seine Eigenheit, in solchem Fall die Wahl der Gäste mitzubestimmen und an die Ausschließung von personae minus gratae die Zusage seiner Teilnahme zu knüpfen. Wir ließen es darauf ankommen, da neben ihm noch andre „Hauptpersonen" in Rede standen, besonders die Familie von

[1]) Diese Entstehungsgeschichte habe ich aus Geibels Munde.

Dr. Johannes Claessen, der, von Frankfurt a. M. nach Hamburg berufen, jüngst das Amt des Direktors der Gelehrtenschule des Johanneums übernommen hatte; sie sollten wir zum erstenmal bei uns sehen. Außer demselben und Wolffs und Geibel erschienen Dr. Alfred Klauhold [1]) mit seiner Gattin (der Malerin Karoline v. d. Embde) und Johannes Brahms.[2])

Mit unsern Einladungen, wobei wir nach Launen des Freundes nicht ge-

[1]) Das Erfurter Parlament war Ende April 1850 vertagt — auf Nimmerwiedersehn! Die Stadt Kassel hatte die Mitglieder der sogenannten Enbloc-Partei, welche mit patriotischer Einsicht das ihrige gethan, um die „Union" unter Preußens Vorstandschaft rechtlich perfekt zu machen, zu einem Festmahl für den 2. Mai nach Wilhelmshöhe eingeladen und einem Vertreter der gleichgesinnten Presse in meiner Person, dem Berichterstatter der „Hamburger Nachrichten" und der von Hermann Baumgarten geleiteten „Deutschen Reichszeitung" die Ehre der Einladung erwiesen. Hunderte von hessischen Gesinnungsgenossen beteiligten sich. Der (von Hassenpflug gestürzte, bisherige) Finanzminister Wippermann gab mir den Assessor Dr. Alfred Klauhold, damals noch Ministerialsekretär, bald in die Staatsanwaltschaft gleichsam verbannt, zum Tischnachbar. Von daher stammen meine persönlichen Beziehungen zu dem hochbegabten, kenntnisreichen und geschäftsgewandten, charaktervollen Kurhessen. Später verband uns der Anteil, den ich 1859 im Ministerium Hohenzollern-Auerswald mit und unter Max Duncker an Wiederherstellung der kurhessischen Verfassung vom 5. Januar 1831 genommen, wobei die ganze hessische Emigration, vor allen Friedrich Pfeifer (verstorben als Bürgermeister von Bremen) und Klauhold, damals an der Spitze des „Bremer Handelsblattes", dann der „Hamburg-Bremer Feuerversicherungs-Societät", meine Vorarbeit für ihr heimatliches Staatsrecht unterstützte. Endlich, seit 1859 als sein Hamburger Mitbürger, begründete ich 1861 im Verein mit Klauhold „Das Staatsarchiv", Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte der Gegenwart, das wir gemeinschaftlich herausgaben, bis mich der Reichskanzler 1871 in das Auswärtige Amt berief. Unsre Freundschaft aber wankte nicht bis an sein Lebensende.

[2]) Johannes Brahms hatte ich als Privatdozent in Göttingen, wo im Anfang der fünfziger Jahre Joseph Joachim, Emanuel Bach und Brahms sich akademischen Studien ergaben, im Hause meines Kollegen Dirichlet kennen gelernt. Letzterem stand ich näher seit den Berliner Märztagen 1848; dazumal war der berühmte Mathematiker Mitglied des Studentencorps und, das Gewehr im Arm und eine dreifarbige Mütze auf dem Haupt, gelegentlich Wachtposten vor dem nicht ungefährdeten Palais des Prinzen von Preußen, derweilen ich als Adjutant des Obersten (Mitscherlich, Magnus und so weiter) Dienste that. Seine Gemahlin, seit sie wußte, daß ihr Bruder Felix Mendelssohn dem Knaben geneigt gewesen und, da Felix im Schadowschen Hause am „Steinweg" zu Düsseldorf Mietsmann war, der kleinen Sophie Schadow (dann Frau Dr. Hasenclever, Uebersetzerin des „Michelangelo" und rheinische Dichterin) und deren Gespielen, wenn wir beide bei ihm anpochten, oftmals stundenlang auf seinem Erardschen Flügel vorgespielt, mich auch zu seinen Orchesterproben der Pastoralsymphonie freundlich zugelassen und erste Ahnungen von Musik in mir wecken geholfen, Frau Dirichlet zählte mich in Göttingen zu den Hausfreunden. Da durfte ich sogar an den Donnerstag Abenden den gemeinsamen Uebungen der drei jungen Musiker und der genialen Hausfrau beiwohnen, und hier gewann ich Johannes Brahms besonders lieb. Seither waren wir, wenn auch selten am gleichen Wohnort und in äußerem wie innerem Beruf grundverschieden, einander freundlich gesinnt geblieben bis zuletzt (!) und gaben uns bei jeder Gelegenheit dies zu erkennen. In Berlin trafen wir uns mitunter als fröhliche Zecher in den Kreisen von Rheinthaler, Vieregg, Hans v. Bülow, Otto Gumprecht, Karl v. Lützow, Otto Nicolai und andern, doch nur flüchtig. Dagegen in Hamburg gehörten Brahms und Stockhausen zu unsern willkommensten Gastfreunden.

fragt, hatten wir einen glücklichen Wurf gethan: der Unberechenbare zollte ihnen Beifall.

Das galt vorwiegend dem Zusammentreffen mit Claessen. In Hamburg hatte Geibel diesmal außer bei uns keine Besuche gemacht, auch nicht bei Claessens. Sie bei uns zu finden, erfreute ihn noch aus dem besondern Grunde, daß er Beziehungen zwischen ihnen und Wolffs anzuknüpfen wünschte, was ihm nun hier gelang.

In den zwanzig Jahren seines Wirkens am „Katharineum" in Lübeck war Claessen, wenn ich nicht irre, aus dem Verhältnis von Lieblingslehrer zu Lieblingsschüler in das der Männerfreundschaft mit Geibel übergegangen. Bei dessen Heimkehr aus Griechenland veranstaltete er den feierlichen Fackelzug seiner Primaner und Sekundaner, wobei Karl Esmarch, mein nachheriger Schwager,[1]) den früheren Schüler des „Katharineum", den nun schon berühmten Dichter, mit feuriger Rede im Namen der Kameraden willkommen geheißen; gern gedachte Geibel immer des festlichen Empfangs in der Vaterstadt. Ueberdies war die liebenswerte Frau Claessen die Schwester von Cäcilie Wattenbach — das sagt alles. Es war von uns nicht vorbedacht, wie wir denn mit Claessens noch nicht die Fühlung hatten, die bald so viele Berührungspunkte (zum Beispiel Bülow-Dennewitz, Esmarch und andre) herausstellte. Unser Abend verlief in heiterem Frohsinn und anspruchsloser Behaglichkeit. Nur vermißten Geibel und wir die beiden Familien: Otto Speckter mit seiner feinfühlenden Gattin, die anderweit versagt waren, und Heinrich Schleiden,[2]) der mit seinen Schülern der obern

---

[1]) Karl Esmarch aus Schleswig, geboren auf Alsen, woher er für manche schöne Dichtung das Pseudonym „Karl v. Alsen" entnahm, studierte mit mir in Heidelberg und Berlin, habilitierte sich mit mir in Göttingen und wohnte nachbarlich mit mir unter einem Dach bis zu seiner Berufung an die Juristenfakultät Krakau. Mit meiner Schwester verheiratete er sich als Professor in Prag, wo er 1887 verstarb. An den Befreiungskriegen seiner Heimat gegen Dänemark hatte er teilgenommen und unter Hans v. Raumer als Jäger bei Idstedt todesmutig gekämpft. — Er war mein bester Freund, ich der seine.

[2]) Dr. Heinrich Schleiden, Sohn des angesehenen Hamburger Arztes und jüngerer Bruder des Botanikers Mathias Schleiden, hatte in Jena Theologie und mit Vorliebe Philosophie studiert, der Richtung des Philosophen Fries sich begeistert angeschlossen und die philosophische Doktorwürde erworben. Nachdem er die theologischen Prüfungen bestanden und wie nun die nahe Aussicht auf ein Pfarramt in der Vaterstadt sich ihm eröffnete, stand er der erforderlichen Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften der evangelischen Kirche gegenüber. Da verweigerte er diese feierliche Zusage aus Ueberzeugungstreue nach reiflicher Selbstprüfung. Er wandte sich dem Schulfach zu. Erst nach achtjähriger Brautschaft konnte er daher seine Verlobte Ida Speckter heimführen. Die Knabenschule, die er ins Leben rief, wurde allseitig als die erste der Hansestadt anerkannt. Bei dem dreißigjährigen Jubiläum seiner Lehrthätigkeit kam zu Tage, daß zu den zahlreichen Schülern des geliebten Meisters die besten Kräfte und Kapacitäten der Republik und namentlich lauter Männer von Charakter, von unbezweifelter Ehrenhaftigkeit gehörten; so wurde das Fest, das wir ihm zu Ehren feierten, ein hamburgisch-patriotisches! — Schleiden besaß eine umfassende und tiefgehende allgemeine Bildung: er war ein echter Humanist. Die Leitung mannigfacher Vereine lag ihm ob; so stand er an der Spitze des von ihm mitbegründeten Athenäum. Die Fortbildungsanstalt für angehende Kaufleute hat er mit Hilfe des großmütigen Theodor Dill,

Klassen auf der alljährlichen Wanderschaft begriffen war, diesmal in das freigewordene Schleswig, während Frau Ida und die beiden andern Schwestern von Otto Specter zur Sommerfrische in Blankenese weilten. An dem Maler der Hayschen Fabeln pflegte Geibel sich zu weiden ob des Sarkasmus, womit Meister Otto dem „Geibel-Kultus“ unerbittlich zu Leibe ging. Schleiden aber durfte eigentlich nie fehlen!

— Geibel war mit vielen Wunderlichkeiten so angethan, daß wer in seine Nähe kam, unwillkürlich ihm darin zu willfahren geneigt wurde. Niemand verwöhnte ihn mehr als Frau Wolff-Immermann, die seine Gewohnheiten studiert hatte, seine kleinen Schwächen schonte und sorgsam alles, was ihn verstimmen mochte, beiseite schob. Aber die edle Freundin scheute sich nicht, da, wo sein Interesse in Frage stand, mütterlich dareinzureden, ihn zu warnen, zu tadeln, ihm den Kopf zurechtzusetzen. Ersteres erlebten wir dazumal täglich; letzteres trat jetzt bei folgender gesellschaftlichen Gelegenheit zu Tage. Das Lesen klassischer Dramen mit verteilten Rollen ward in Hamburg zurzeit leidenschaftlich betrieben. Unsre Primadonna, mit Recht bewundert, war die schöne Gattin des Architekten Remé. Dieser hatte zu Montag, den 27. Juni, einen Lese-Abend in seinem Hause veranstaltet, woran Geibel teilnehmen wollte. Ihm war eingeräumt, die Zusammensetzung des geselligen Kreises mitzubestimmen, und er hatte darein gewilligt, daß der ihm noch wenig bekannte Professor Dr. Gustav Baur zugezogen würde, der seit kurzem aus Leipzig berufen, Hauptpastor an St. Jacobi und sogleich

des weiland (1842) Retters der Börse, gestiftet und an diese die Berufung Adolf Wagners von Wien her mitveranlaßt. An der Schöpfung der Hamburger Kunsthalle war er in erster Reihe beteiligt. Wie einst in der Burschenschaft beseelte ihn bei warmer Liebe zur Vaterstadt das Gefühl für die Einigung des Vaterlandes. Darin harmonierte er mit Chr. Friedrich Wurm, seinem Schwager, meinem Vorgänger in der Professur der Geschichte und Staatswissenschaften am Akademischen Gymnasium. Das verband ihn auf das innigste mit Geibel. An Schleidens gastlicher Tafel war es, daß Geibel mir das brüderliche Du anbot; der Augenblick war gewiß ein ernster, mir unvergeßlicher — doch mit einem Beiwerk, das zur Lachlust reizte. Die richtigen Hamburger schwelgten dazumal in Trinksprüchen; nun hatte Schleiden als Wirt den Dichter mit beredten Worten gefeiert; alle Gäste waren gespannt auf Geibels Erwiderung, sei es in Versen, oder in Prosa. Geibel verhielt sich lange schweigsam; endlich klang er an sein Glas und (o bittere Enttäuschung!) rief mir zu: „Aegidi, wollen wir uns nicht künftig Du nennen?“ — Als ich meine ostpreußische Gattin in ihre neue hanseatische Heimat einführte, bereitete ihr die Familie Schleiden herzgewinnenden Empfang. Die weiblichen Mitglieder wetteiferten in liebevoller Fürsorge für die junge Frau. Wir blieben in stetem Zusammenhang; Bonn, wo das chronische Augenleiden Schleidens hervortrat, so daß wir unser Mahl mit ihm, mit W. Beseler, H. v. Sybel, H. Hälschner, Jürgen Bona Meyer bei verhängtem Tageslicht einnahmen, Berlin, Freienwalde sahen Schleidens als unsre Hausgenossen, 1876 Hamburg uns als die ihrigen. Im Herbst 1880 waren wir Reisegefährten im deutschen Süden (Chiemsee) und in Tirol. Beim Heimgang unsers „Frater Henricus“ (den Beinamen gab ihm die Weyerburg von wegen der darin für ihn eingerichteten Zelle) dauerte unser Briefwechsel mit seiner Witwe fort; Frau Ida beglückte uns bis zu ihrem letzten Gruß unmittelbar vor ihrem Dahinscheiden durch Geistesfrische und Herzenswärme. Früher schon hatten wir ihren genialen Bruder, den teuern Freund Otto Specter, zu betrauern gehabt.

allgemein beliebt geworden war, sich überdies für unser Lesen mit verteilten Rollen als Kraft ersten Ranges sofort eingebürgert hatte. Das Programm des Abends enthielt Scenen aus mehreren Dramen des großen Meisters, den wir unter dem uns Deutschen ans Herz gewachsenen Pseudonym „William Shakespeare“ mit Inbrunst verehren, aus „Macbeth“, „Hamlet“, „Richard III.“ und „Kaufmann von Venedig“. Wir wußten, daß in diesen Dichtungen Frau Remé (Lady Macbeth, Portia), Geibel (besonders als Macbeth) und Baur (namentlich als Richard III.) begeisternd wirken würden. Schmerzlich wäre es gewesen, wenn nun Geibels Laune einen Querstrich gemacht hätte; und es war nahe daran! Aber den schönen Abend rettete Frau Wolff, indem sie Geibels Eigenwillen brach. Nämlich am Tage zuvor, Sonntag den 26., waren wir durch den überraschenden Besuch eines jungen Offiziers der preußischen Marine erfreut worden, eines zweiundzwanzig Jahre alten Jugendgespielen meiner Frau, Lieutenant zur See Bernhard Schlenther, dessen Eltern früher Gutsnachbarn meiner Schwiegereltern gewesen. Er hatte eben auf dem preußischen Dampf-Aviso „Adler“ das Seegefecht bei Helgoland mitgefochten, war mit diesem nach Cuxhaven gekommen und sollte am Dienstag den 28. in der Frühe mit seiner Mannschaft nach Bremerhaven abgehen, um dort die neuangekaufte Korvette „Augusta“ zu bemannen. Sein Besuch in Hamburg galt nur uns. Selbstverständlich war er von Sonntag bis Dienstag auf uns angewiesen, und wir widmeten ihm gern ausschließlich unsre Zeit. Aber dazwischen fiel der Leseabend bei Remés, dem wir uns nicht entziehen durften! Wir vermochten daher den lieben Gast, sich von uns in die Gesellschaft einführen zu lassen, indem wir überzeugt sein konnten, daß der Gewinn auf allen Seiten unverkennbar wäre. In den liebenswürdigen Gastgebern hatten wir uns nicht geirrt; der Empfang, der unserm Begleiter zu teil wurde, ließ für ihn nichts zu wünschen übrig. Gustav Baur, den wir vorfanden, vertiefte sich gleich in ein Gespräch mit ihm über dessen Erlebnisse und Wahrnehmungen in Japan, China, Siam, Westindien, Afrika, Spanien, Konstantinopel und so weiter und hatte sein Wohlgefallen an der schlichten und bescheidenen, klaren und festen Sprache des jungen Seemanns. Da drohte das Verhängnis in Gestalt unsers Geibel! Beim Anblick einer militärischen Kopfbedeckung und Armatur, also Zeichen der Treulosigkeit Remés, machte er Kehrt im Flur und stand im Begriff, die Stätte des Wortbruchs zu verlassen, als Wolffs, die mit ihm gekommen, sich ins Mittel legten und Frau Marianne das Vollgewicht ihres Charakters in die Wagschale warf, gegenüber dem Freunde, dessen sonst auch von ihr geduldeten Laune heute eine kurz angebundene erbarmungslose Verurteilung „als Anmaßung“ widerfuhr. Geibel trat in die Gesellschaft ein, nachdem er an der Thür sich mit der Drohung gerächt: „Meinerseits aber wird aus dem Lesen nichts.“ Indessen reichten wenige Augenblicke hin, alles Gewölk zu verscheuchen und den Mürrischen heiter zu stimmen. Die Haltung des jungen Offiziers, wenige Worte der von Geibel erfragten Auskunft über das Seegefecht bei Helgoland in ihrer Anspruchlosigkeit und Deutlichkeit, wohl auch das ehrliche Interesse, das Bernhard Schlenther an

der persönlichen Bekanntschaft mit dem berühmten Dichter harmlos zu erkennen gab, wirkten das Wunder: unser Seemann hatte Geibels Herz gewonnen. Ohne Anstoß kam es zum Lesen mit verteilten Rollen, das glänzend ausfiel! Wenn dazwischen und am Schluß jugendlicher Enthusiasmus unsers Landsmanns Ausdruck fand, so steigerte sich in Geibel die Sympathie mit ihm. Das kam zu Tage bei dem Nachtrag zum Lesen, dem echt Hamburgischen Mahl — gleichfalls „mit verteilten Rollen“. Tonangebend war Gustav Baur, dessen Geistesfrische und Kerngesundheit nie den Sohn des Waldes verleugnete: seinem Tischnachbar Geibel schenkte er, nachdem er mit dem herrlichen Tischwein die eignen Lippen genetzt, ein Glas Liebfrauenmilch beruhigend ein: „Das ist ein leichter Rheinwein, nicht schwere Liebfrauenmilch, bei deren Genuß man sich vorsorglich Halt zu gebieten hätte.“ Geibel stimmte fröhlich und verständnisvoll bei. Die Hausfrau an meiner Seite, mißtrauisch geworden, gab ihrem Gemahl ängstliche Winke, die dieser lachend abwies. Die „leichte Sorte Rheinwein“ wurde nicht geschont. Da erhob sich Geibel und brachte, den Blick auf unsern Seemann gerichtet, einen hinreißend schönen Trinkspruch auf die preußische Marine aus. Sein Gedankengang, der sich mir einprägte, war: „Der deutsche Wald in seinem Rauschen sprach vor Zeiten die Sehnsucht aus — nach dem Meer; und das deutsche Meer in seinem Gewoge atmete Sehnsucht nach dem Walde. Beiderlei Sehnsucht hebt an, sich zu stillen: die deutschen Baumriesen werden zu Kriegsschiffen verwandt, und die deutsche See wiegt auf ihren Schultern den Frühling einer Flotte, zunächst einer preußischen, so Gott will, bald der deutschen Seemacht.“ Geibel schloß, indem er sich erhob und, Heil wünschend, mit Schlenther anstieß, der in gedrungener Kürze den Dank der Marine aussprach. Allgemeiner Jubel als Schlußaccord des geselligen Abends! Geibels Wandlungen an ihm bringen das Bild des Teuern ersichtlich der Seele vor Augen.

Den 29. Juni hatte der Freund zum Tage seiner Abreise von Hamburg bestimmt. Diesmal ließ er sich von Frau Marianne nicht dreinreden und führte sein Vorhaben aus. Zum eignen Nachteil, freilich auch zu unsern Ungunsten. Auf Mittwoch, den 29., hatte Senatssekretär Dr. Hermann Sieveking die befreundeten Familien, und dazu Geibel, in seine Villa[1]) zu Hamm für Mittag

[1]) Die Villa Sieveking zu Hamm hat ihre Geschichte und zwar eine historisch offenkundige und einen geheimen Hergang, von dem ich als alter Freund des Hauses den (übrigens nicht undurchsichtigen) Schleier zu lüften wagen darf, um Außenstehende dadurch zu erbauen. Dieser Sommersitz des hanseatischen Staatsmanns, der in und nach den Freiheitskriegen sein Hamburg würdevoll, einsichtig vorausschauend, nachhaltig wirkungsreich vor Deutschland und gegenüber dem Ausland (Dänemark) vertrat, war die Stätte edelster Gastfreundschaft, woran die Koryphäen des Zeitalters, auch Fürsten und Könige ihren Teil hatten und woher die freie Hansestadt ein eigner Nimbus umgab. Nach dem Tode des großmütigen Gastgebers ging die schöne Villa käuflich in fremde Hände über — schwerlich ohne innere Nötigung. Noch bei Lebzeiten des so hochangesehenen Vaters betrat der Sohn, mein liebwerter Freund Hermann, unter Bunsen in London die diplomatische Laufbahn und knüpfte gleichzeitig Beziehungen zu unsern werdenden Staatsmänern an, Franz v. Roggenbach, Kurt v. Schlözer. Indessen gab er bald dem inneren Dienst der Republik den

und Abend eingeladen. Es war der unvergeßliche Tag, in dessen Morgenstunde auf Booten über Meer die Preußen unter dänischem Kugelregen auf der Insel Alsen gelandet waren und diese — zum erstenmal und nun für immer — von der Fremdherrschaft befreit hatten. Die fast unglaubliche Siegeskunde drang nach Hamm, als wir in Villa Sieveking uns zu Tische gesetzt. Das wäre doch für Geibel und mit ihm ein Erlebnis gewesen, welches sich des Erlebens verlohnte.

3.

Die Widmung vom 23. November.

Hatte für unsern Junimond der Dichter der „Juniuslieder" den Lebensmittelpunkt abgegeben, so war dagegen seit seinem Scheiden monatelang von ihm nichts zu hören und nichts zu sehen.[1])

Endlich riß mir die Geduld. Als wir zum 23. November an unserm Mittagstisch liebe Freunde zu vereinigen planten, da hatte ich die Kühnheit, den verschollenen Geibel hierfür von Lübeck nach Hamburg zu berufen! Und er erschien, hielt Tag und Stunde, brachte eine goldne Laune mit und beseelte den schlichten Freundeskreis bis in die späte Abendstunde, so daß dieser den Ton einer festlichen Versammlung anschlug. Es war ungefähr derselbe Verein von Wahlverwandten wie am vergangenen 25. Juni — nur ohne Johannes Brahms, der inzwischen sein Hamburg verlassen hatte, dagegen vervollständigt durch die Familien Heinrich Schleiden und Otto Speckter, sowie durch Dr. Adolf Bülau,[2]) meinen vormaligen Hamburger Lieblingsschüler und (heute noch) Herzensfreund, und durch Remé und Frau.

Vorzug. In Hamburg gründete er sich den häuslichen Herd. Die Wahl der Lebensgefährtin bestimmte sich nicht nach äußeren Rücksichten: Sieveking folgte der Stimme seines Herzens. Er bewarb sich um die Hand der holden Mary Merck (aus der auch auswärts gekannten vornehmen Familie), die von ihrer geistig bedeutenden edeln Mutter, der verwitweten Madame Merck, eine gediegene Erziehung in der Richtung auf anspruchslos einfache Häuslichkeit erhalten hatte. Seine aufrichtige Neigung wurde erwidert, und er erhielt mit herzlicher Einwilligung der Mutter das Jawort der Tochter. Hermann trug sich mit der Vorstellung eines Eheglücks in Zurückgezogenheit von bewegter Geselligkeit, und Mary teilte seine Zufriedenheit mit einem Leben in schlichten Verhältnissen. Beide ahnten nicht die Berechtigung der Braut zu glänzendem Dasein. Am Vorabend der Vermählung lud Madame Merck das junge Paar zu einer Wagenfahrt ein. Diese nahm ihren Weg nach Hamm; mit peinlicher Beklommenheit bemerkte Sieveking, daß die Rosse in den schönen Park seines weiland väterlichen Gutes einfuhren und vor dem Portal des geliebten Hauses Halt machten. Ein Diener öffnete den Kutschenschlag; es wurde ausgestiegen und die Schwelle überschritten. Drinnen erfolgte die Uebergabe der Villa an Hermann — als Hochzeitsgeschenk der Mutter. Es war nun also wieder die „Villa Sieveking". Ihre historische Bedeutung erneuerte sich. So viel von ihrer Geheimgeschichte! Wer darum wußte, betrat sie nur in tiefer Rührung.

[1]) Von regelmäßigem Briefwechsel sahen Geibel und ich von vornherein ab.

[2]) Mein Bülau ist seither mit Weib und Kind nach Australien ausgewandert, wo er als Erzieher der Jugend wirkt; seine Briefe datieren aus Christ-Church — die letzten von 1883.

Geibel überreichte mir bei seinem Eintritt ein frisch geheftetes Buch, den neuesten Band seiner Dichtungen, der eben im Erscheinen begriffen war: „Gedichte und Gedenkblätter“. In dem just erreichten Abschluß solcher Arbeit lag denn auch der Hauptgrund seiner gottvollen Stimmung und die Ursache einer Festesfreude unsrer kleinen Gesellschaft, welche so die Gunst des Vorrangs der Huldigung innerhalb des deutschen Volks gegenüber dem hier zur vollen Reife gediehenen dichterischen Genius gewinnen durfte. Uns galt und gilt das uns bescherte Buch obenein als Denkmal der schönen Junitage in Lübeck; barg es doch — nun im Druck demnächst der Nation kundgegeben — alles, was uns zweien damals aus der „Wundermappe“ der Verfasser in Freundschaft dargeboten. Mir persönlich war noch eine freudige Ueberraschung zugedacht. Geibel verwies mich auf Seite 245 seines Buchs; da stand „An Ludwig Aegidi“ — die Ode, deren Tiefsinn mich begeistert gehabt, die er mir in Hamburg auf mein Bitten wiederholentlich vorgelesen hatte.[1])

Nach Tisch im Rauchzimmer machte ich ihm scherzhaft bemerklich, daß das uns geschenkte Exemplar seiner Gedichte und Gedenkblätter sich durch nichts von der Gestalt derjenigen unterscheide, welche fernerhin in jeder Buchhandlung zu haben sein würde; es sei ohne Inschrift, ohne ein Wort der Widmung. Da verlangte er Feder und Tinte, und während lauter Gespräche umher, die brennende Zigarre zwischen den Lippen, warf er auf den innern Deckel des Buchs folgende Verse:

„Ahnungsvollen Gemüts, Göttin Erinnerung,
Nannt' ein Volk des Gesangs ‚Mutter der Musen‘ Dich:
Denn Vergangnes empfinden
Ist schon werdende Dichterlust.

Nov. 64. Seinem
K. L. Aegidi
Emanuel Geibel.“

II.

Verlust und Ersatz.

Unser Buch, das Heiligtum der Erinnerung — auf althellenisch „der Mutter der Musen“ — wurde selbstverständlich sorgfältig behütet. Ich verdachte schon dem Buchbinder, daß er von der Widmung, Zeile 4, das „J“ und von der Unterschrift das „E“ und „l“, das Emanuel mit dem bekannten Federzug ausgeschweift, durch sein plumpes Werkzeug hatte schmälern lassen! Das Buch wurde nicht ausgeliehen und nur Freunden zur Ansicht in die Hand gegeben, also keinem Gesinnungsgenossen eines Jameson und Cecil Rhodes. Da trat ein Umschlag meiner Erlebnisse ein, es begann für uns die Zeit der Unruhe mit

[1]) „Meine“ Ode hat Geibel in seine „Heroldrufe“ aufgenommen: Seite 125 (2. Auflage derselben). In den gesammelten Werken stellte er seine „Dichtungen in antiker Form“ zusammen; da steht sie Band V, Seite 64.

wiederholtem Wechsel des Wohnorts und häufiger Veränderung des Aufenthalts. Ich trat 1867 in den Norddeutschen Reichstag, 1868 in das preußische Haus der Abgeordneten (mein preußisches Indigenat hatte ich weder in Göttingen, noch in Erlangen, noch in Hamburg aufgegeben), nahm eine Professur in Bonn an,[1]) war neugewähltes Mitglied des Reichstags ohnegleichen im Juli 1870, des „Parlaments“ wie lucus a non lucendo, in welchem nur zwei Reden gehalten sind, von Bismarck bei Mitteilung der französischen Kriegserklärung und von Miquel in Berichterstattung über den Entwurf unsrer Adresse auf Seiner Majestät Thronrede. Am 6. August führte ich eine Kolonne „Nothelfer auf dem Schlachtfeld“ nach Frankreich, erlebte Vionville-Mars-la-Tour, die Thermopylen des III. brandenburgischen Armeecorps, dem unsre Kolonne zugeteilt war, und überlebte (bei Ferme-Chantrenne in der Feuerlinie) die Völkerschlacht von Gravelotte. Endlich, nach viermonatlichem Krankenlager in Bonn, wohin ich aus dem Biwak des Stabes der 6. Infanteriedivision in der Nähe von St.-Privat bis zur Eisenbahn auf dem Gefährt eines Marketenders, getragen und behütet von dem auf Befehl meines teuern Generals Buddenbrock mir beigegebenen Artillerie-Unteroffizier der Reserve, dem unvergeßlichen (Kaufmann) Lau, nach qualvoller dreitägiger Reise gebracht worden war, folgte ich dem im April 1871 an mich ergangenen Ruf des Reichskanzlers in das Auswärtige Amt unsers neuen Reichs.

---

[1]) Episodisch sei zum Andenken gebucht: An dem Vormittag, da ich amtliche Kunde erhalten, daß der König meine Ernennung zum ordentlichen Professor des deutschen Staatsrechts an der Universität Bonn vollzogen, wohnte ich im Hause der Abgeordneten der stürmischen Verhandlung über den hannoverschen Provinzialfonds bei, dessen Einrichtung der König als Ehrensache betrachtete. Die Vorlage wurde angenommen. Aber die leidenschaftliche Opposition der Konservativen, wogegen Bismarck mit schwerem Geschütz von zerschmetternder Wirkung vorzugehen gehabt, verstimmte den Monarchen. Am Abend bei dem großen Hoffest im Schloß, zu welchem die Mitglieder des Landtags geladen waren, erschien Seine Majestät in der Uniform der Gardekürassiere, deren grelles Rot den Eindruck verstärkte, daß ein politisches Blutgericht bevorstand. In der That bekundeten die Ansprachen, welche der sonst so milde Herr an die Gegner der Vorlage hier der Reihe nach richtete, flammenden Zorn, tiefe Erbitterung. Aber nicht nur Gegner wurden in gereiztem Ton angeredet. Der Herzog von Ujest, dem das gleiche widerfuhr, wagte zu bemerken, daß er für die Vorlage eingetreten, und daß seine freikonservativen Freunde den Sieg der Regierung herbeigeführt; der König verließ ihn mit den freilich nicht ganz ungnädigen Worten: „Sie gehören doch mit zu der Gesellschaft!“ Als Seine Majestät dann vor mir Halt machte, war ich auf nichts weniger gefaßt als auf Aeußerungen königlicher Huld. Aber vom hannoverschen Provinzialfonds war keine Rede! Der König nahm Bezug auf meine Berufung nach Bonn, beglückwünschte mich, daß ich der Nachfolger von Clemens Theodor Perthes geworden, von dem er mit weicher Stimme sagte: „Diesem würdigen Gelehrten werde ich nie vergessen, welchen bildenden Einfluß er auf meinen Sohn, den Kronprinzen, geübt hat!“ Die Umstehenden, meist meine freikonservativen Parteigenossen, die auch freundlich angesprochen wurden, waren, wie alle Welt, überrascht, daß der Donner aufgehört hatte zu rollen, Blitze nicht mehr funkelten, daß die Sonne der Gnade, wie sonst den Festen am Hofe, wieder leuchtete. Zu meiner Ernennung gratulierte mir bald darauf Ihre Majestät die Königin: „Sie kommen in das schöne Land, das ich so liebgewonnen, und werden dort für einen reich beanlagten, gesunden Menschenschlag zu wirken haben.“

Als nach all den Schicksalswendungen in meiner Wohnung am Leipziger Platz zu Berlin meine Bibliothek neu geordnet wurde, siehe, da fehlte das wertgehaltene Buch. In Bonn war es noch sicher vorhanden gewesen. Hier lag, wie kaum zu bezweifeln war, ein Diebstahl vor. Denn Geibels Handschrift mit seinem und meinem Namen hätte einem ehrlichen Inhaber — Empfänger oder Finder — unmöglich gemacht, das Buch mir vorzuenthalten. Ich hatte einen Fall dieser Art schon erlebt: in unerklärlicher Weise waren mir die „Studien“ Heinrich v. Treitschkes mitsamt und trotz der eigenhändigen Dedikation des Dichters abhanden gekommen; Treitschke hat mir, als er nach achtundzwanzig Jahren davon Kunde erhielt, sein Exemplar geschenkt, in das er die ursprüngliche Widmung eintrug.[1]) Solchen Ersatz von Geibel erhoffte ich kaum; seine Widmung hatte er improvisiert, und es fragte sich, ob er die Verse nachträglich aufgezeichnet und sie aufbewahrt hatte. Auch ließ ich ihm gegenüber von dem Unheil nichts verlauten. Jahre vergingen; das liebe Buch war und blieb verloren.

Im Oktober 1882 auf der Heimreise von Sylt berührten wir Lübeck — meine Schwiegermutter nur zu kurzer Rast, wir andern in der Absicht, Eutin und die Zauber Ostholsteins uns nicht entgehen zu lassen, in Lübeck selbst unsern verehrten Freund, den Direktor des „Katharineums“ Dr. Schubring und Familie, womöglich aber Geibel zu besuchen. Von Schubring erfuhren wir zu unserm Leidwesen, was gerüchtweise schon nach außen gedrungen war, daß Geibel nach ärztlicher Vorschrift keinen Besuch annehmen dürfe und daß seine Nichte, die seiner Haushaltung vorstand, ihn mit peinlicher Fürsorge behütete. Indessen machte ich einen Versuch, indem ich mich an Fräulein Bertha Geibel mit der Frage wandte, ob ich nach mehrtägigem Aufenthalt Lübeck werde verlassen müssen, ohne unsern Geibel wiedergesehen zu haben? Die freundliche Antwort bestätigte, was Schubring ausgesagt; doch wurde darin hinzugefügt, daß ihr Oheim uns jedenfalls sehen wolle und daß meine Frau und ich eines Abends vorsprechen möchten — freilich nur auf Minuten. Dem entsprachen wir und gaben, ehe wir zugelassen wurden, der liebenswürdigen Nichte die Zusage, unsern Besuch so kurz wie möglich zu bemessen. Den Freund fanden wir kaum gealtert, allerdings unverkennbar schwer leidend und scheinbar kraftlos. Uns empfing er aber freudestrahlend! Jeden Versuch aufzubrechen wußte er zu vereiteln. Ja, er verlangte, daß wir den ganzen Rest des Abends mit ihm verlebten. Meine Frau war dazu nicht im stande, da sie ihrer Mutter, die am folgenden Morgen die Reise fortsetzen mußte, den letzten Abend vor längerer Trennung nicht entziehen durfte noch wollte. Mich machte der Freund in herzlicher Weise dingfest, wogegen auch Fräulein Bertha nichts einwandte. Folgten nun Stunden reinsten höchsten Genusses! Geibel, wie ich sagen kann, lebte auf. Von der Abspannung oder Niedergeschlagenheit bei unserm Eintritt war jede Spur

[1]) Die alte Widmung hatte gelautet: „Seinem lieben Aegidi Treitschke zur freundlichen Erinnerung. Leipzig, 1857“. Ihr fügte er nun hinzu: „Renov. Berol. 1885“.

verschwunden. Seine Haltung hatte sich gefestigt, seine ganze Erscheinung durchgeistigt, die anfangs matte Stimme Kraft und Feuer gewonnen. Und welche Geistesblitze zuckten ihm von den Lippen, wie voller Humor waren seine rasch aufeinanderfolgenden Bemerkungen, seine kernigen Witze! Wie scharf, bestimmt und ernstgemeint war sein Urteil über Kunst und Politik, über Künstler und Staatsmänner — beziehentlich solche, die es zu sein sich und andern eingebildet. Ich glaubte zu träumen. Hatte ich einen Patienten vor mir? Dieser Geibel war doch ein Gesunder! Bis Mitternacht hätte das Zwiegespräch sich weiter und immer weiter gesponnen; aber mit dem Glockenschlag zehn Uhr mich zu verabschieden, war ich entschlossen; ich brach auf, und ein dankender Blick von Fräulein Geibel gewährte dafür den Lohn. Nun aber setzte Geibel an Stelle wiederholter Proteste gegen mein Entweichen die Forderung, ihm den ganzen folgenden Abend zu schenken. „So schwach wie ich noch war, als deine Frau mich verließ," sagte er eifrig, „so will ich mich von ihr nicht verabschiedet haben; sie soll morgen abend mich wieder erkennen." Meinen Einwand, daß unsre Reisegefährtin und teure Freundin nach Abreise unsrer Mutter in „Stadt Hamburg" ganz isoliert sein würde, wies er mit Entschiedenheit zurück: „Frau Meyer-Thorn[1]) ist mit eingeladen!" Die treue Nichte wechselte Blicke mit mir, zuckte aber nur die Achseln und sagte kein Wort. „Aegidi, jetzt kannst du deiner Wege gehen; auf Wiedersehen morgen abend!" rief er mir launig zu. Da erzählte ich noch den „schnöden Diebstahl", der mich um sein Buch gebracht, und bat, er möchte in seinen Handschriften nach der kleinen Ode suchen; ich brächte morgen ein Exemplar der „Gedichte und Gedenkblätter", in das er jene Verse dann eintrüge. Das versprach er.

Am nächsten Abend erschienen denn wir drei. Geibel begrüßte uns auf das herzlichste. Von vornherein war er geweckt und lebhaft und wie verjüngt. Frau Marie Meyer lernte ihn kennen als den Geibel seiner besten Tage. Wie er in ihr rasch die Geistesverwandte entdeckte, steigerte sich seine freudige Erregung. Die Tischgespräche bewegten sich in den Tonarten der schönen Vergangenheit, in die unsre Freundin eingeweiht war. Lange noch mußten wir bleiben, und wie gern blieben wir! Nach Tisch las Geibel wie ehemals Ungedrucktes aus seiner Mappe vor, das für die „Gesammelten Werke" in Vorbereitung war. Auch Aelteres las er, zum Beispiel das Fragment „Julian", das er für die Gesamtausgabe eben in Angriff genommen. Nach dem Widmungsgedicht von 1864 hatte er aber in seinen Handschriften vergebens gesucht. Das Buch jedoch, das ich mitgebracht, behielt er noch — mit dem Vorgeben, die Nachforschung fortsetzen zu wollen; seine eigentliche Absicht dabei war, wie sich's

---

[1]) Frau Marie Meyer, geb. Alberti, war damals die Gattin des (1888 verstorbenen) Geheimen Oberregierungsrates und ersten vortragenden Rates im Reichsjustizamt Dr. Friedrich Meyer, der, solange er Mitglied des Reichstags und einer der Führer der Nationalliberalen gewesen, nach seinem Wahlbezirk allgemein „Meyer-Thorn" hieß. Er hatte mit mir in Heidelberg und Berlin studiert und war und ist — unvergeßlichen Andenkens! — einer meiner liebsten Freunde, mit Esmarch meinem Herzen der nächste.

bald ergeben sollte, eine andre, wahrhaft liebevolle! In froher Erregung nahmen wir, bei fast nächtlicher Weile, voneinander Abschied.

Folgenden Tags, am 12. Oktober, machten wir eine Pilgerfahrt nach dem göttlichen Ugleysee.[1])

Nach Lübeck in später Stunde zurückgekehrt, erfuhren wir, daß Geibel gegen Mittag im Gasthof „Stadt Hamburg" gewesen, um uns noch einmal zu begrüßen. Er hatte ein geschlossenes Couvert, von seiner Hand an mich adressiert, dort hinterlassen. Ihn noch an diesem Abend aufzusuchen, war unausführbar. Am nächsten Morgen setzten wir die Heimreise fort. Ich habe den geliebten Freund seit jenem Lebewohl am 11. Oktober 1882 nicht wiedergesehen.

In Geibels Couvert an mich befand sich das Buch, das er an sich genommen, mit eigenhändig von ihm geschriebenen Versen — nicht die alte Ode von 1864, vielmehr eine neue Dichtung an die Erinnerung, die so lautet:

„Erinnrung, sanftes Mondlicht, wenn die Sonnen
Glücksel'ger Zeit am Horizont verglüht,
Gedämpfter Wiederhall verschollner Wonnen,
Epheu, der um geliebte Gräber blüht,
Verwaister Herzen Labsal, frischer Bronnen
Der Jugendlust im alternden Gemüt —
O bleib uns treu und gieb uns Trost im Leiden,
Wenn Schönheit welken muß und Liebe scheiden."

III.

Wiedergewinn.

Drei Jahre nach Geibels Heimgang ist — im Juni 1887 — urplötzlich sein Geschenk, das verlorene Buch wieder zu Tage gekommen. Welche Freude! In einem Meer von juristischer und staatswissenschaftlicher Litteratur, der Bibliothek eines seit 1845 mir gewogenen, hochstehenden Beamten in Bonn war mein liebes Buch vor sechzehn bis siebzehn Jahren versunken und erst bei Ordnung des Nachlasses meines Gönners und Vorgesetzten dort entdeckt worden. Die verehrten Hinterbliebenen hatten und haben nicht die leiseste Ahnung, wie es zugegangen, daß Saul unter die Propheten geraten ist, und beglückten uns unverweilt durch die Wiedergabe des teuern Andenkens an den unvergeßlichen Geber.

So ist uns denn eine zwiefache Widmung der „Gedichte und Gedenkblätter" von Geibels eigner Hand zu teil geworden. Bis heute blieben diese beiden

---

[1]) Zum Abend erwarteten uns drei die trauten Schubrings. Bei ihnen waren wir dann allein; es ergab sich dort ein kleines Konzert ersten Ranges mittelst des herrlichen Gesangs und Liedervortrags unsrer Freundin Marie in Begleitung des musikalisch hervorragenden liebenswerten Hausherrn. Schon zu Göttingen hatte ich in Jakob Henles Trioabenden das meisterhafte Spiel Schubrings zu bewundern gehabt. So stiegen auch an diesem 12. alte liebe Erinnerungen auf!

Dichtungen, in denen Emanuel Geibel die Erinnerung feiert, der Lesewelt entzogen, der ich sie nun übergebe — als Erinnerung von und an den Liebling des deutschen Volks, in dessen Seele er zu lesen gewußt hat.

Ich würde sie zur Aufnahme in die Sammlung aus dem Nachlaß angeboten haben, wenn ich um diese Herausgabe gewußt hätte. Vielleicht finden sie in weiteren Auflagen der „Gedichte von Emanuel Geibel aus dem Nachlaß" den würdigen Platz.

Die der Erinnerung ebenfalls geweihten Gedichte dieser herrlichen Sammlung haben unverkennbare Verwandtschaft mit den Versen in meinem Besitz; sie müssen jüngerer Herkunft sein als von Oktober 1882: sonst hätte Geibel, wenn er sie in seiner Mappe gefunden, mir damals eine derselben und zwar die Verse in Odenform (Nachlaß Seite 83 und 143: „Mutter der Musen") zum Ersatz geboten. Ich hatte ihm 1882 seine Verse von 1864, soweit ich vermochte, und daraus „die Mutter der Musen" citiert: möglicherweise hat er dann grübelnd dem poetischen Gedanken diese neue Gestalt verliehen, die sich im Nachlaß — ohne Datierung — vorgefunden hat. Gleichermaßen mahnt die Romantik des Gedichts aus dem Nachlaß (Seite 51: „dann kommt der Mond") mit dem Schlußwort „Dir sei dies Buch geweiht, Erinnerung" an die Jamben des Geschenks vom 12. Oktober 1882.

In den Farben des Regenbogens leuchtet das eine Sonnenlicht: so sind diese fünf Poesien von der Erinnerung Ausstrahlungen des einen Genius — Emanuel Geibel.



„Domine quo vadis?"

Novelle

von

Victor Naumann.

In einem stillen Thal lag ein stilles Kloster. Freundliche Waldberge, steilen Felsgebirgen vorgelagert, erhoben sich ringsum und begrenzten eine gar anmutige grüne Mulde, durch die der von der Höhe herabeilende Fluß rauschend dahinströmte, als sehne er sich in seiner Jugendfrische hinaus in die unbegrenzte Ferne der Ebene, um dort seine wilde Thatkraft im brausenden Tagwerk zu erproben. An den Abhängen der Berge lagerten sich behaglich Dörfer und Weiler, und die vielen weißragenden Kirchtürme gaben Kunde, daß der fromme Sinn der Väter in den Enkeln fortwirkte und lebte. — Kurz und gut, es war ein echtes Stück Tiroler Erde, denn wo immer die weiß-rote Fahne der

gefürsteten Grafschaft weht, giebt es anmutige und wilde Berge und ein frommes und biederes Volk.

Inmitten des Thalkessels lag das Kloster, eine alte und ehrwürdige Stiftung aus den Tagen der Margarete Maultasch. Eine gottesfürchtige Wittib hatte das geistliche Haus errichtet, um ihren minder frommen verflossenen Eheliebsten nicht allzulange im reinigenden Fegfeuer schwitzen zu lassen und ihm nach überstandener Qual einen behaglichen Sitz im Himmelssaal zu sichern. In der Kirche, die sonst in der munteren Zopfzeit ein ganz verändertes Ansehen durch „verschönernde“ Arbeit eines italienischen Baukünstlers erhalten hatte, dem die Gotik ein rechter Greuel gewesen war, mit dem er gründlich aufgeräumt hatte, konnte der Beschauer als einziges Ueberbleibsel der alten Zeit den Sarkophag der Ehegatten bewundern und sich erfreuen an der gepanzerten Gestalt des wackeren Grafen, dem die knieende Stellung, zu der ihn der Wille der Gattin verurteilt hatte, gar nicht zu behagen schien; an dem schönen Schild, der die Wappenzierden beider edeln Geschlechter in sich vereinte, und an der trauernden Wittib selbst, deren büßender Leib mit härenem Nonnengewand umgeben war und die so trübsinnig auf den Rosenkranz herabschaute, den die überlangen, hageren Hände hielten, als erwarte sie sich nicht allzuviel Freude von dem himmlischen Wiedersehen des ehrenfesten Gatten. — Viele Generationen von Mönchen hatten schon für die Seelenruhe der Dahingeschiedenen Messen gelesen, und der Thesaurus, auf den sie von Rechts wegen dermaleinst am jüngsten Tage zu ihrer Seligsprechung Anspruch zu erheben hatten, war schon ein so stattlicher, daß vielen armen Sündern aus ihm gegeben werden konnte, ohne daß die Gatten an ihrem Heil dadurch verkürzt worden wären. Manchen trüben und schweren Tag hatten die Steinbilder überdauert: Krieg und Aufruhr waren an ihren stillen, ebenmäßigen Antlitzen vorbeigezogen, — Tage der Empörung und des Unfriedens, — Zeiten, in denen es ihnen um die Stiftung selbst bangen mußte, in denen die Gefahr der Säkularisation über dem Dach, das sie errichtet hatten, schwebte. Und manchen tiefen Seufzer auch hatten sie vernommen, der sich aus gequälter Mönchsbrust zur stillen Andachtsstunde hervorrang, und Thränen gesehen, die nächtlich oder zur frühen Zeit der Matutine geröteten Augen entflossen; denn selbst das braune Karmelitergewand kann nicht ganz das lodernde Feuer ersticken, das in der Brust tobt, die es bedeckt, und oft möchten die unbeschuhten Füße lieber hinaus in die Welt wandern, und sei es auch auf steinigster Landstraße, als zurück zur stillen Klausur den Schritt wiederum lenken, und viele der Kuttenträger gäben gerne die weißschimmernde Hülle der Kapuze hin, auch wenn sie die nackte Tonsur dem Nordsturm preisgeben sollten, falls sie nur aus des Klosters Haft wieder entlassen würden. Das alles hatten die Ehegatten erblickt, aber sie hatten auch gesehen, wie die ausgleichende Zeit das wildeste Gemüt zahm macht, und wie mählich und mählich an Stelle der Unruhe Ruhe und oft auch Frieden in die gequälten Herzen drang, jener Friede in Gott, der höher ist denn alle Vernunft, den nur der Mönch und der Philosoph erlangen können, der streitende und kämpfende Mann der That niemals! —

Die Kirche war überfüllt, aus allen Dörfern der Umgegend war viel Volks herbeigeströmt, und es drängten und zwängten sich in dem weiten Raum, der sonst die Zahl der Andächtigen sehr wohl fassen konnte, die den Bänderhut tragenden Mädchen und Frauen und die bejoppten Männer und Burschen. Es war aber auch ein gar seltenes Fest, das gefeiert wurde, die Einkleidung eines Novizen. Ein trauriges Fest und ein erhebendes Fest, ein Fest für die Schaulust und Neugier der Menge und doch ein Fest, das selbst das roheste und stumpfste Gemüt ergreift und erschüttert, denn einen Lebenden zu sehen, der freiwillig vom Leben scheidet, einen Freien, der sich selbst zum Kerker verurteilt, einen Thatkräftigen, der sich zur Thatlosigkeit verdammt, ist etwas Großes und Gewaltiges, mag man die That verwerfen oder bewundern. Verwerfen mochte von den Versammelten schwerlich jemand den neuen Mönch, bewundern manche, bedauern viele, vornehmlich die Weiber. Wenn er ein Benediktiner oder auch Kapuziner geworden wäre, würde man ihn schwerlich allzusehr bedauert haben; das waren Ordensbrüder, mit denen es sich gut leben und noch besser sterben ließ, die ein Glas Wein und einen derben Spaß nicht verachteten, die die Kinder lehrten, die Kranken pflegten und tröfteten und, falls es not that, zu einem gottseligen Ende vorbereiteten. Doch die unbeschuhten Karmeliter, das war etwas andres: Die ernsten braunen Brüder waren eigentlich wenig in der Gegend beliebt, selten sah man einen oder den andern in den Dörfern, die strenge Klausur gestattete ihnen nur kurzes Verweilen außerhalb der Klostermauern, und niemals traten sie wie die andern Mönche den Umwohnern ihres Klosters menschlich näher. Von den Freuden und Leiden der Außenwelt sind sie ausgeschlossen, sie lehren nicht, sie pflegen nicht, sie trösten nicht, sie beten nur immer und immer. Um vier Uhr am frühen Morgen ertönt die Glocke zum Gebet, und sie ruft noch um Mitternacht die Brüder zur Andacht in die Kirche; nie mehr berühren ihre Lippen Fleisch, sie fasten immer, ihr Lager ist ein Holzblock, und selbst im strengsten Winter darf ihr Fuß sich nicht vor Kälte schützen, unbeschuht müssen sie stets wandeln. Irdischer Besitz ist ihnen fremd und irdischer Ehrgeiz und irdisches Leid, sie sind für die Welt begraben, und die Welt ist für sie entschwunden. Vater und Mutter können sterben und nach dem Sohn verlangen, noch einmal ihr Fleisch und Blut sehen wollen, der Karmeliter weiß nicht, daß er Vater und Mutter hat, ihr sehnender Ruf dringt nicht an sein Ohr, nur Gebetsmurmeln erschallt in ihm wieder und abermals Gebetsmurmeln und nochmals Gebetsmurmeln. Sein Leben soll zu einem großen Gebet und einer beschaulichen Andacht werden, und Gebet und Andacht dürfen nicht durch die Welt und ihren Lärm gestört werden.

Freilich, solche Gedanken hatten wohl selbst die bedauernden Zuschauer nicht. Ein mehr instinktives Grauen erfaßte sie bei der schauerlichen Handlung, bei den Sterbegesängen und Gebeten, bei der Einkleidung mit Kutte, Skapulier und Kapuze, bei dem Niederlegen des Lebenden auf die Totenbahre, bei dem Umzug durch die Kirche, und auch der Bruderkuß, den die schon Eingekleideten dem Novizen gaben, und der in etwas sonst die Härte und Strenge der Handlung

milderte und durch den Gedanken versöhnte, daß der dem Leben Abgeschiedene nicht allein sein schweres Los zu tragen habe, übte diesmal seine lindernde Kraft nur wenig auf die Zuschauer aus, da viele der älteren Väter und Brüder bitterlich weinten, als sie den Liebesgruß mit dem Neuling teilten, sie schienen sein Schicksal eher zu beklagen als freudig zu begrüßen, sie kannten die Schwere des Opfers, das er am Altar darbrachte.

Derjenige nun, dem all dieses Bewundern, Bedauern und Bestaunen galt, merkte wenig oder nichts davon. Er war in einem Zustand fiebernder Ekstase, in einem Zustand der Erregung und Erhebung, der ihn weit über alles Aeußerliche erhob. Die ganze Nacht hatte er im Gebet gelegen, noch einmal den furchtbaren Entschluß in seinem Innern beraten und mit seinem Gott gerungen, wie Jakob einst mit dem Engel um den Segen des Herrn rang. Und auch ihm war es ergangen wie dem Erzvater, er meinte, im schweren Kampf die himmlische Gnadenverheißung empfangen zu haben, und er fühlte sich neu gefestigt und gestärkt. Er meinte, sein Fehlen und Sündigen, sein Bereuen und sein Siegen über sich selbst und sein Fleisch objektiv beurteilen zu können; er meinte, deutlich auch den Weg zur völligen Heilung und Heiligung vor sich zu sehen, den Weg, auf dessen Eingangspforte die Worte stehen: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden,“ den Weg, auf dem so viele und große Männer ihm vorausgewandelt waren, Männer, die gleich ihm einst das Leben genossen hatten, und die das Leben freudig hingaben, um das Härteste und Schwerste zu erdulden, Männer wie Ignatius und Rancé!

Wahrlich, auch sein Weg, der ihn heute zum Altar des Herrn führte, war kein Weg auf ebener Heerstraße, sondern ein steiniger und dorniger.

Noch vor wenig Jahren hätte der fröhliche Husarenoffizier, dem der Czako und der goldverschnürte Attila so gut standen und dem die Lebensfreude und Lebenslust aus den braunen Augen herauslachten, jeden sicherlich für verrückt erklärt, der ihm prophezeit hätte, daß er nach nicht allzulanger Zeit Säbel und Portepee ablegen würde und daß ein dunkles Mönchsgewand seinen Leib umhüllen sollte statt der glänzenden Uniform. Aber die Wege, die aus der Welt in die Einsamkeit führen, sind recht verschiedene und sonderbare, sie gleichen Pfaden im Hochgebirge, die in freundlichen Dörfern beginnen, durch grüne Matten dann und hochragenden Wald zu Geröll und Gestein führen, über Bergeshäupter zu schauerlichen Felsen und Klüften leiten, um endlich auf schneeigen Gipfeln in eisiger Oede zu enden, in der das Thal, durch das man aufgestiegen, dem Blick entrückt ist, oder nur in dämmernder Ferne tief unten dem Auge sich noch zeigt.

Gerhart von Neuburg war der einzige Sohn begüterter Eltern, die er frühe schon verlor. Der Vormund, ein nicht allzustrenger Herr, ließ den begabten Knaben in einem vornehmen Jesuitengymnasium erziehen und gönnte ihm jede Freude und jedes Vergnügen. In der vorgeschriebenen Zeit vollendete Gerhart seine Gymnasialstudien, bummelte ein Jahr auf einer deutschen Universität herum und brachte ein weiteres Jahr auf Reisen in Italien, Frank-

reich und England — und zwar auf recht muntere Weise — zu, um sodann als Offiziersaspirant in ein elegantes Husarenregiment, das in einer großen österreichischen Provinzstadt sein Quartier hatte, einzutreten. Hier lebte er, nachdem er sein Patent erhalten hatte, wie es junge reiche Husarenoffiziere, die von Haus aus keine geborenen Philister sind, zu thun pflegen. Er that seinen Dienst, spielte, lief den Weibern, hauptsächlich denen vom Tingel-Tangel, nach, besuchte fleißig die Rennbahn, ritt selbst so manches Rennen und trug so manchen Preis davon, war möglichst viel in Wien, wo er den Stefansdom und die Gemäldegalerie gut von außen und Ronacher und Sacher noch viel besser von innen kannte, und ließ im allgemeinen den lieben Herrgott einen braven Mann sein, um dessen Existenz er sich nur ungemein selten kümmerte. Wahrscheinlich hätte er auch ruhig so fortgelebt, und seine asketischen Eigenschaften wären nie zur Entwicklung gelangt und ihm selbst nie klar geworden, wenn nicht ein Etwas in sein Leben getreten wäre, das er erst mit fröhlichem Husarenleichtsinn abzuthun suchte, das sich aber mit allem Leichtsinn nicht abthun ließ, weil er von Natur kein Gewaltmensch, sondern trotz Säbel und Dolman eine sentimentale, mitleidige Natur war, die sich nur immer vor sich selbst verkrochen hatte und vor sich selbst schämte. Aber einmal kommt die Schnecke doch aus dem Schneckenhaus hervor, und einmal zeigt sich der Mensch in seiner wahren Gestalt, mag es ihm noch so hart ankommen. Dieses Etwas, das so störend in sein fröhliches Reiterdasein trat, war eigentlich in seinen Augen und in denen seiner Kameraden weder etwas Außergewöhnliches noch allzu Erschütterndes, es war nur die Krankheit und der Tod eines armen jungen Geschöpfes, das er nicht geliebt, sondern mit dem er ein banales Verhältnis gehabt, dem er weiter keine Bedeutung beigemessen hatte. Mizi — so hieß die schwarzäugige Schöne — wußte genau, daß der reiche Offizier nicht im Traum daran denken würde oder auch nur könnte, sie zu heiraten, und sie wußte genau, was sie that, als sie sich ihm hingab. Nur eins wußte sie nicht, daß aus dieser Hingabe eine so tiefe und innige Liebe erwachsen würde, daß ihr Herz fähig war, so wild und stürmisch zu lieben; und diese Liebe erstand schnell und stark, wie Knospen am Kirschbaum nach warmen Frühlingsregen schnell in Blüten sich wandeln. — Unser junger Kriegsgott ließ sich das Anbeten nicht ungern und gar nicht ungnädig gefallen, er war nicht gewohnt, so ganz um seiner selbst willen geliebt zu werden, seine verflossenen Amouren hatten stets in ihm mehr den reichen Mann als den Mann an und für sich geschätzt, wenn ihnen der fesche aristokratische Bursch auch sicherlich sympathischer war als irgend ein alter Banquier semitischer oder arischer Rasse. Hier wurde er nun zum ersten Male unegoistisch geliebt, denn Mizi machte an seine Großmut und Freigebigkeit nicht den geringsten Anspruch, freilich desto mehr an seine Person. Jede Stunde und jeden Gedanken sollte er ihr schenken, außerhalb des Dienstes nur mit ihr zusammen sein und nur für sie leben; sie wollte das Glück, dessen jähes Ende sie nur zu gut voraussah, ganz und voll genießen, sie wollte ihn für die kurze Zeit besitzen, wie man einen Menschen nur besitzen kann. Das war auf die Dauer unbequem und recht lästig, die Kameraden

neckten Gerhart und mokierten sich weidlich über sein Pantoffelheldentum, die Kommandeuse und einige andre ärarische Weiber, denen er nie so recht die Cour geschnitten hatte, sprachen ihren respektiven Gatten dermaßen ihre sittliche Entrüstung über den skandalösen Fall aus, daß besagte Gatten nicht umhin konnten, ihrerseits wiederum dienstliche kleine Versehen mit merklicher Anspielung auf den bewußten Skandal schärfer zu rügen, als sonst wohl ihre Art war — und vor allen Dingen seine Freiheit, und er liebte seine Freiheit sehr, war Gerhart genommen, er war plötzlich wider seinen Willen ein ärgerer Ehekrüppel, als wenn er die silberne Hochzeit schon zehn Jahre hinter sich gehabt hätte. So faßte er denn nach längerer Zeit endlich einen energischen Entschluß, nahm einen längeren Urlaub, der ihm, nach vertraulicher Rücksprache mit seinem Kommandeur, gerne bewilligt wurde, und fuhr mit französischem Abschied von Mizi auf und davon, zunächst nach dem angenehmen Monte Carlo, wo er sich so vorzüglich mit den vier Kartendamen unterhielt, daß er der trauernden Dunkeläugigen nur flüchtig noch gedachte. That er es doch ab und zu, und regte sich ein leiser oder lauter Gewissensvorwurf, so suchte er sich mit den Worten seines wackeren Obersten zu trösten, der ihm zugerufen hatte: „Nur immer frisch darauf los, lieber Neuburg, keine langen Geschichten machen, il faut braver la chose." Mit diesem kräftigen Kernsprüchlein half er sich gut oder auch schlecht über die kurzen sentimentalen Reue-Anwandlungen hinweg und langte nach einem halben Jahr auf dem Umweg über Paris, Berlin und Wien wieder in seinem Garnisonsort an. Der Kommandeur und die Kameraden nahmen ihn liebenswürdig und erfreut auf, die strengen Mienen der ärarischen Weiber hatte die mildernde Zeit geglättet, seine Freiheit war ihm wieder geschenkt, denn von Mizi hörte er nichts mehr. Bald nach seiner Flucht hatte auch sie die Stadt verlassen, und so wäre alles — ausgenommen einige feuchte Anwandlungen · beim Vorübergehen an den Fenstern ihrer alten Wohnung — gut gewesen, wenn nicht ganz unerwartet Mizi wieder auf der Bildfläche erschienen wäre, oder wenn er nicht wenigstens eine Nachricht von ihr erhalten hätte, die ihn gründlich aus seinem goldnen gewissenlosen Leichtsinn aufrütteln sollte. Eines Tages nämlich empfing er ein Schreiben aus Prag, in dem ihn eine Freundin Mizis dringend bat, doch möglichst schnell sich an die Moldau zu bemühen, da die arme Mizi nur noch wenige Tage nach Ausspruch des Arztes zu leben haben würde; die galoppierende Schwindsucht hatte sich bei ihr eingestellt, und die furchtbare Krankheit tobte in ihr mit solcher Kraft, daß eine Heilung gänzlich ausgeschlossen erschien. Der einzige Wunsch der Sterbenden sei, noch einmal ihren Gerhart vor dem Hinscheiden zu sehen.

Dem jungen Reitersmann ging diese Nachricht, wie gesagt, gehörig an die Nieren, denn ohne großes Nachdenken konnte er sich sagen, daß er freilich nicht die Tuberkeln, aber etwas Schlimmeres in die Brust des armen Mädchens gepflanzt hatte, — die Verzweiflung und die Lebensmüde. Also machte er sich auf den Weg nach Prag, schweren Herzens und von peinigenden Gewissensbissen

geplagt. Dort am Krankenlager ward ihm noch ängstlicher und banglicher zu Mut. In der Jammergestalt, die er vor sich sah, erkannte er sein Mädel kaum wieder, die hektische Röte der eingefallenen Wangen, der abgezehrte Körper und die fieberglänzenden Augen legten Zeugnis wider ihn ab und für die fleißige Arbeit des unermüdlichen Künstlers Tod, der bald weiß in weiß malt, bald andre Farbeneffekte liebt und jedenfalls mit einer reichen und abwechslungsvollen Phantasie begabt ist, um die selbst ein Höllenbreughel ihn beneiden kann. Die Freude der armen Kranken über die Ankunft des Freundes war rührend, und die Dankesworte, die der ächzenden und stöhnenden Brust sich entrangen, schnitten Gerhart gleich scharfen Messern in die Seele. Er hatte noch nie einen Todeskampf beobachtet, und der, welcher sich nun vor ihm abspielte, war grauenhaft, doppelt grauenhaft, weil das Bewußtsein bis zum letzten Augenblick wach blieb und kein gefälliger Traum seine dunkeln Schwingen über die enteilende Seele breitete. Kein Wort des Vorwurfs oder gar der Anklage kam über die Lippen des gemarterten Mädchens, nur Dank und wieder Dank für alles Glück, das er ihr gegeben, für sein Kommen und die bescheidene Bitte, ihrer nicht ganz zu vergessen. Geduldig nahm sie ihr Ende hin ohne Murren, als etwas Unabwendbares, sie hatte ja volles Glück genossen, wozu noch weiter leben! Nur wenn der Schmerz gar zu wild in ihr tobte und der Erstickungskrampf ihren mageren Körper schüttelte und rüttelte, wie der Sturmwind an einem morschen Gebäude schüttelt und rüttelt, war in ihren Augen ein sonderbares Flimmern zu sehen, ein Flimmern, das zugleich wie Todessehnsucht und Lebenserinnerung aussah, wie ein Gedanken an den Tag, da der Körper noch kräftig, der Atem frisch und der Sinn freudig war — und noch etwas andres lag in dem Blick: die Angst vor der Strafe der Sünde, die ihr größtes Lebensglück gewesen war, und deren Lossprechung sie doch begehrte. — Daher beichtete sie — sie hatte es seit langem, langem nicht mehr gethan, in ihrem lustigen Lebenswandel nicht thun wollen —, und sie empfing die Wegzehrung und ward mit dem heiligen Oele gesalbt. Mit der unheimlich rasselnden Stimme der Schwindsüchtigen rief sie dem Priester, dem Mann an Gottes Statt, ihre Sünden zu und flehte um Vergebung für eine Schuld, die doch das einzige Sonnenlicht in ihrem dunkeln Dasein gewesen; sie klagte sich an, wo sie sich hätte glücklich preisen mögen. Der aber, dem sie sich anklagte, der im Namen des Dreieinigen die furchtbare Kraft hat zu binden und zu lösen, war ein milder Priester, ein echter Diener seines Herrn, der einst dem sündigen Weib zurief: „Dir sind deine Sünden vergeben, denn du hast viel geliebt.“ Er erkannte den göttlichen Liebesfunken, das Liebesverlangen, das in des Mädchens Seele gelebt, und erlösend erklang bald sein feierliches „Absolvo te“. — Nachdem sie gebeichtet, rief sie Gerhart zu sich, und ein solches triumphierendes Leuchten war in ihren Augen, eine solche Siegeszuversicht, eine solche Gewißheit der erloschenen Sündenschuld, daß Gerhart scheu den Priester, der dies Wunder vollbracht hatte, ansah und ähnlich wie einst die Pharisäer für sich selbst sprach: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergiebt!“ — Das große Mysterium, das in der Beichte liegt, trat

ihm in der Todesstunde der Geliebten faßbar und greifbar und doch unfaßlich und unbegreiflich nah.

Bald nachdem sie kommuniziert hatte, starb Mizi. Von neuem waren die schrecklichen Beängstigungen eingetreten, der Krampf und die Atemnot, Meister Tod würgte sein Opfer mit den knochigen Händen. Gerhart hielt die Sterbende bis zum letzten Augenblick in seinen Armen, und die wenigen Worte, die er von ihren Lippen noch erhaschen konnte, zeigten ihm, daß in ihr etwas Neues wach geworden war, was sie quälte und noch im Tode bedrückte, — die Angst um ihn. Sie war entsühnt, sie hatte ihre Schuld gebüßt, sie fühlte sich rein, aber sie dachte an ihn, ihrem kranken Sinne erschien es, als ob das feindliche Leben den Geliebten zermalmend ergreifen wollte, mit Riesenarmen zu umklammern, zu ersticken drohte, wie sie jetzt der Tod erstickte. Sie fürchtete für ihn, das Schreckensgefühl der Krankheit setzte sich in ihrem Geist in ein Gefühl der äußersten Sorge für ihn um. Sie wußte nicht, wie sie es ihm sagen sollte, sie konnte ja nicht mehr reden, und so stammelte sie nur irre Laute, aber ihre großen brechenden Augen sprachen, und mit der letzten Kraft, die ihrem armseligen Körper innewohnte, richtete sie sich in den Kissen empor, und ihre magere, durchsichtige Hand wies, während sie Gerhart bittend anblickte, zu dem Kreuz hin, das an der Wand des Zimmers hing. Dann sank sie zurück, und ihr Leben war beendet, die Kraft ihrer Lungen verbraucht, sie erlosch wie eine Kerze, die nicht mehr zu leuchten vermag, weil es ihr am Dochte mangelt.

Gerhart konnte nur für ihr Begräbnis sorgen, aber nicht ihm beiwohnen; sein Urlaub war beendet, und die eiserne Dienstpflicht rief ihn zurück, schweren Herzens mußte er ihr folgen. In seiner Garnison fühlte er sich tief verstimmt und unglücklich, unzufrieden und verlassen; vornehmlich deshalb, weil er keinen Freund und Vertrauten besaß, mit dem er sich aussprechen konnte, der ihn beruhigt und sein Denken in andre Bahnen gelenkt hätte. Die Kameraden standen ihm dazu zu fern, am Kneip- und Spieltisch, auf dem Exerzierplatz und der Rennbahn waren sie ihm willkommene und erfahrene Gefährten, aber keine Tröster in seelischer Bedrängnis. Vielleicht hätten sie ihn nicht verstanden oder über seinen Weichmut gespottet, der ihnen weibisch vorgekommen wäre, und auch er suchte sich seiner „sentimentalen“ Anwandlungen zu schämen und wollte sie übertäuben, den Mahnruf im Innern gewaltsam ersticken. Um solches Ersticken herbeizuführen, giebt es nun drei Mittel: Weiber, Spiel und Wein. Der beiden ersteren war Gerhart überdrüssig, und so griff er nach dem dritten, gemäß dem Schriftwort: „Gebet Wein den betrübten Seelen, daß sie trinken und ihres Jammers vergessen und ihres Unglücks nicht mehr gedenken.“ — Doch der weise Salomo, von dem dieses Rezept herstammt, hat nicht erkannt, daß es nur ein Palliativ, beileibe kein radikales Heilmittel angiebt. Gerhart mußte es an sich erproben; nur zu oft, inmitten der lautesten Zechgelage, wurde er plötzlich still, in solchen Augenblicken meinte er das schreckliche Rasseln der Stimme wieder zu hören, das Aechzen und Stöhnen, den stechenden Husten, er meinte die fieberglänzenden Augen zu erblicken und vor allem die magere, durchsichtige

weiße Hand, die mahnend zum Kreuz hinwies. Je mehr er trank, je ärger und ärger wurden die Phantasien, am schlimmsten aber folterten sie ihn, wenn er sich nachts auf sein Lager hingestreckt hatte und einsam in der Dunkelheit lag: dann durchlebte er die traurige Abschiedsstunde immer und immer wieder. Der Gedanke an die Tote hatte sich seiner Seele völlig bemächtigt, sie hielt ihn fester in ihren Banden, als es je der Lebenden vergönnt war. Der Stein, der auf ihrem Grabe ruhte, war wohl schwer und wuchtig, doch schwerer und wuchtiger war der Stein, den sie aus ihrem Grab heraus auf sein Herz wälzte, er wollte ihn schier erdrücken.

Als die lindernde Kraft des Weines gänzlich versagte, griff er zu starken Opiaten, und als er endlich seine Nerven gründlich zerrüttet hatte und seinen Dienst nicht mehr verrichten konnte, mußte er in eine Nervenheilanstalt flüchten. Hier fand er körperliche Gesundung zwar, aber auch in das stille Haus folgte ihm die Gestalt der Sterbenden nach, deren magere Hand auf das Kreuz als den Weg zum Heil deutete, die Tote besiegte den Lebenden, der Körper erstarkte, aber der Geist erkrankte mehr und mehr. — Gerhart, der ein fleißiger Kirchengänger geworden war, nicht aus bewußter innerer Ueberzeugung, sondern um die Dahingeschiedene gewissermaßen zu versöhnen, hörte nun eines Sonntags am Ende des Sommers das Evangelium lesen von dem Stummen, den Jesus reden machte, und die Worte drangen an sein Ohr: „Er macht die Tauben hören und die Stummen reden." Die Worte drangen aber nicht nur an sein Ohr, sondern auch in sein Herz, und sie fanden dort einen fruchtbaren, weichen Boden, in dem ihr Same nach und nach Keime treiben konnte. Seit dem Tod des armen Mädchens ging Gerhart mit dem Gefühl eines Mörders und zwar eines reuigen Mörders umher, der aber nicht im stande ist, seine Schuld zu büßen, er sehnte sich nach geistiger Heilung, aber die Berufung zur Heilung war noch nicht an ihn ergangen. Nun war durch das Bibelwort die Erkenntnis über ihn gekommen, daß er seelisch bisher taub und stumm gewesen sei, die Anlagen zum Hören und Reden mochten in ihm liegen, er aber hatte diese Anlagen nicht ausgebildet, nicht einmal erkannt. Die Hand der Toten hatte ihn auf das Kreuz gewiesen, doch taub und stumm war er für die Mahnung geblieben, von seinen Gebresten würde Jesus ihn nur heilen, wenn er der Weisung folgte und seinen Kreuzweg ging, ein redender und hörender Jünger des Herrn würde er dann werden. Das sicherste Mittel, um diese Jüngerschaft zu erwerben, war, seinen bisherigen weltlichen Stand aufzugeben und ein Priester zu sein, in der Keuschheit seine Unkeuschheit zu sühnen, durch eifriges Verkünden des Wortes sein langes Schweigen wett zu machen.

In seiner damaligen Stimmung fiel ihm der Entschluß zu dieser rettenden That nicht allzuschwer, ein Kranker ersehnt stets die Genesung, und hier meinte er ein sicheres, ja unfehlbares Heilmittel gefunden zu haben. Alsbald reichte er daher seinen Abschied ein, und nach nicht allzulanger Zeit vernahmen seine alten Kameraden zu ihrem großen Erstaunen, daß der ehemalige flotte Oberlieutenant in ein Priesterseminar der Universität Innsbruck eingetreten sei. Sie schüttelten

erst erstaunt und ungläubig die Köpfe, besprachen einige Zeit das Ereignis im Kasino und am Kneiptisch, um es endlich über wichtigere Neuigkeiten des Militärschematismus und des Garnisonklatsches zu vergessen. — Gerhart selbst fühlte sich anfänglich im Seminar ganz glücklich; die Ruhe und der Frieden nach aller Unruhe und allem Hasten thaten ihm unendlich wohl. Am Tag seines Eintrittes hatte er gebeichtet und mit hingebender Inbrunst seine Sünden beklagt. Der Beichtvater erkannte bald seinen Seelenzustand, und indem er ihm eine gelinde Pönitenz nur auferlegte und ihn nach Kräften tröstete, ermahnte er ihn doch zugleich zum steten Nachdenken über sich selbst und zur weiteren Erkenntnis seiner Schwächen. Auch regulierte er seine Studien und sorgte dafür, daß nicht durch plötzlichen Uebereifer Seele und Leib seines Beichtkindes von neuem schweren Schaden nähmen. Gerhart gab sich der ungewohnten Arbeit mit rühmlichem Eifer hin und suchte alle Erinnerungen an seine frühere Existenz, mit Ausnahme der Reue über dieselbe, zu beseitigen. Schwerer als das Studium fiel ihm anfänglich der Verkehr mit den meist bäurischen Seminaristen; ihre derben, plumpen Manieren stießen ihn oft ab, und langsam nur gewöhnte er sich an ihre Art und Weise, noch mehr aber empörte er sich über ihre häufig recht materielle Auffassung des Berufs, den sie mehr oder weniger als Brotstudium für eine spätere Versorgung betrachteten, als von einer höheren und geistigeren Warte anschauten. In beinahe husarenmäßiger derber Weise schaffte er dann seiner Unlust Luft und machte den Gegnern Vorwürfe, die sie entweder nicht verstanden oder nicht verstehen wollten. Doch nach und nach gelang es ihm, in der schwarzröckigen Schar einige feine und mystisch rein veranlagte Seelen zu finden, die aus heißer Glaubenssehnsucht und regem Heilsbedürfnis ihren Beruf ergriffen hatten und deren Sinnen und Trachten ganz in dem Versenken in Gott und in der glühenden Verehrung der heiligen Jungfrau und der Heiligen aufging. Diesem spiritualistischen Kreis schloß sich Gerhart alsbald an und blieb auch sein eifrigstes Mitglied während seiner Seminarzeit; das bloße Studium befriedigte seine seelischen Bedürfnisse nicht mehr, er suchte höhere Verzückungen, geistige Erhebungen und Erleuchtungen, die ihm Exegese und Hermeneutik nicht geben konnten, und die fand er hier im Kreis der Genossen, die gleich ihm seelische Martern und körperliche Entbehrungen sich auferlegten und auf solche Weise meinten, sich Gott zu nähern, in ihm aufzugehen schon bei Lebzeiten, wie Meister Eccard einst in ihm aufging. Dergestalt verflossen die Seminarjahre, und der Zeitpunkt kam heran, wo Gerhart die höheren Weihen empfangen sollte, um dem Leben als Weltpriester wiedergegeben zu werden. Heilsam waren diese Jahre sicherlich gewesen; Ruhe hatte er, Frieden und Reue meinte er gefunden zu haben, und die Schuld der Vergangenheit hielt er für gebüßt. — Das Andenken an Mizi verklärte sich ihm mehr und mehr, er glaubte der Toten innigen Dank zu schulden, daß ihre Hand ihn zum Kreuze des Herrn gewiesen, daß sie ihn aus dem eiteln Getriebe der Welt durch ihr Sterben erlöst hatte; und so nahm sie für ihn unmerklich die Gestalt einer Wohlthäterin, fast einer Heiligen an, einer Heiligen, die ihre Sünden durch ebenso schweres Leiden

wie einst die heilige Magdalena abgebüßt hatte. Sein ekstatischer Geist vergaß ganz, daß sie ein einfaches, leichtsinniges Mädchen gewesen war und erst, durch harte Schicksale und schwere Krankheit gefoltert, ihren Frieden mit Gott gemacht hatte, sich zum Kreuz bekehren ließ, wie etwa ein Verurteilter sich in letzter Stunde bekehrt, damit ihm der letzte Gang leichter wird und er für alle Fälle gesichert ist. Gerhart war durch die seelische Erschütterung am Krankenbett, durch sein wüstes Leben, sein Leiden, seine mystischen Uebungen im Seminar, vor allem aber durch seine vom Anfang an weiche und sentimentale Natur auf einem Standpunkt angelangt, daß er unbefangen sich und sein Leben nicht mehr beurteilen konnte, sondern daß er alle Handlungen und Vorgänge durch ein seelisches Vergrößerungsglas betrachten mußte; das vergrößerte Bild schien ihm objektive Wahrheit zu enthalten. Daher kam es auch, daß kurz nach seiner Primiz ein neuer Entschluß in ihm zu reifen begann; er konnte sich im Entsagen nicht genug thun, der Stand des Weltgeistlichen schien ihm noch allzusehr mit Eitelkeiten und Aeußerlichkeiten behaftet zu sein, — freilich hatte er auch im Seminar Gelegenheit genug gehabt, priesterlichen Ehrgeiz und priesterliches Intriguenspiel zu beobachten, — ihn dürstete nach höheren Weihen als denen eines Weltgeistlichen. Diesen höheren, mystischen, geistigen Grad meinte er nur als Mönch erlangen zu können. Er wollte nicht der weltlichen Eitelkeit entsagt haben, um der priesterlichen zu frönen, er wollte auch nicht zurück in dieselben Kreise, denen er früher als Offizier angehört hatte, noch weniger mochte er sich in eine einsame Landpfarre begraben, um dort sein Leben lang den Bauern Messen zu lesen und allmählich selbst zum Bauern zu werden; ganz in Gott nur wollte er sich versenken und schon bei Lebzeiten überirdischer Erkenntnis gewürdigt werden. — Er meinte dem Ehrgeiz als Mönch zu entsagen und merkte gar nicht, daß es doch ein gutes Stück geistigen Hochmuts war, der ihn zur Klosterpforte trieb! — Zunächst teilte er seinen Enschluß seinem alten Beichtvater, einem würdigen Benediktiner, mit. Pater Bonifaz — so hieß der Gute — nahm Gerharts Eröffnung nicht allzufreundlich auf, wenn er auch nicht sehr überrascht durch sie wurde; mit Bedauern nur und mit Unwillen hatte er das Ueberhandnehmen der rein sensitiven Geisteskräfte in Gerhart bemerkt und ihn oft genug ermahnt, eine Einkehr in Gott und ein Einsehen menschlicher Schwäche nicht zu verwechseln mit thörichten Grübeleien über sich selbst und hysterischen Verzückungen über Gott; seine Worte waren vergeblich gewesen. Heute konnte er, der selbst Ordensbruder war, direkt nicht von dem Eintreten in einen Orden abraten, obwohl er zweifelte, daß sein Beichtkind im Kloster finden würde, was er dort suchte. So stellte er ihm nur in mahnenden und milden Worten die Schwere seines Entschlusses vor; er widerriet nicht, aber er forderte Gerhart zu nochmaliger reiflicher Prüfung auf, zum völligen Klarwerden über eine That, die ihm leichter dünken mochte, als sie war; hatte er sie einmal nach den Noviziatjahren durch den Profeß endgültig vollendet, so band sie ihn für das ganze Leben, denn Klostermauern sind fester als Gefängnismauern; ein geistiges, selbstgewolltes Gelübde hält diejenigen, die sie umgeben, mit eisernem Arm in ihrem Bezirk. — Gerhart versprach, noch einmal mit sich

zu Rate zu gehen, doch als der Pater ihn entließ, wußte er genau, daß Nachdenken sein Beichtkind zu keinem andern Entschluß bringen würde. Er hatte recht, Gerhart glaubte seine Sühne nur durch diese letzte That zu vollenden.

Auch über den Orden, in den er einzutreten gedachte, war er nicht lange unschlüssig; die Benediktiner waren ihm zu mild, die Jesuiten und die Kapuziner standen zu sehr noch in der Welt und nahmen allzu regen Anteil an ihrem Getriebe; auch die Franziskaner behagten ihm nicht, sie waren trotz aller Strenge noch zu thätig; sein Ideal fand er in den Orden, deren Zweck stille Beschaulichkeit und inbrünstige Andacht ist, die unablässig zum Seelenheil der armen Sünder beten und ihnen Hilfe in der heißen Glut des Fegefeuers bringen. Trat er doch um einer Toten willen in das Kloster; ihretwegen wollte er sich die schwerste Buße auferlegen, sich den Brüdern zugesellen, die fast schon im Leben den Toten angehören. Lange schwankte er in seiner Wahl zwischen den Trappisten und den unbeschuhten Karmelitern, denn beide Orden erfüllen solchen Zweck wohl am vollkommensten, beide verweisen ihre Mitglieder ganz in die engen Klostermauern und schließen sie vollkommen von der Außenwelt ab. Nach langem Schwanken entschloß sich Gerhart für die Karmeliter, nicht etwa, weil ihm die Regel von La Trappe lästig gewesen wäre, im Gegenteil, er verehrte den Gründer dieser traurigen Mönchsgemeinde, den großen Rancé, feurig, war er doch gleich ihm am Sterbebett der Geliebten aus einem leichtfertigen Weltkind ein gottesfürchtiger Asket geworden, der das Höchste an Entsagung und Demut vollbrachte, — nein, er entschied sich nur deshalb für die Karmeliter, weil er von Jugend auf ihren Orden aus der Nähe kannte. In der Umgebung seines väterlichen Gutes lag eines ihrer Klöster, und als er noch Knabe war, hatte auf seine Phantasie die Erzählung von der eisernen Disciplin, die in ihren Häusern herrschte, einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck gemacht, der während der mystischen Uebungszeit auf dem Seminar frisch in ihm aufgelebt war. — So teilte er denn seinem Beichtvater, der ihm vergeblich einen andern Orden anriet, seinen festen, unabänderlichen Entschluß mit, cedierte sein Vermögen zum größten Teil an seine Verwandten, verschrieb den Rest seinem zukünftigen Kloster und nahm von den Freunden, die er sich während seiner Studienzeit erworben und die sein Vorhaben bewunderten und priesen, einen rührenden Abschied, — und stand nun am Altar, um den letzten, äußersten Schritt zu thun.

Eine feierliche Stille war in seine Brust gezogen, eine Ruhe in sein Herz eingekehrt, gleich der Abendruhe der schweigenden Gebirgsnatur, und wie der Abendhimmel von rötlichem Licht glühend erstrahlt, so erstrahlten auch seine Augen von überirdischem Feuer. Sie glänzten und leuchteten hell, und doch sah er nichts. Er sah nicht die dichtgedrängte Menge, nicht die Schar der Brüder in den ernsten Kutten und den hellschimmernden Kapuzen, er sah nicht die hochgewölbte Kirche, den Lichterglanz, die ungezählten Heiligenbilder; das alles war seinem Blick entschwunden. Er erblickte nur eine große goldne Fläche, ein Meer von funkelnden Strahlen, und inmitten dieser Strahlen schien ihm das Bild der

Madonna am Altar zu stehen, Leben nahm es für ihn an, in himmlischer Schönheit schwebte die heilige Jungfrau, von seliger Glorie umgeben. Das armselige Rokokobild, das verzeichnet und so geziert und unnatürlich wie nur möglich war, wandelte sich für ihn in die hehrste und erhabenste Gestalt um. Alles Irdische war für ihn versunken und entflohen; nur die göttliche Mutter der Gnaden, die Gebenedeite unter den Weibern, die mystische Rose lebte und regierte, und sie, die Königin der Himmel, sah mildlächelnd auf ihn hernieder, ihn, den reuigen Sünder, den Wurm im Staube, — sie segnete ihn, sie wollte ihn heiligen. Und dann plötzlich erstand neben ihr aus dem Licht eine andre Gestalt, die der Magna peccatrix, die nun eine Selige geworden war, und auch sie segnete ihn; ihr Tod war gebüßt, gänzlich gebüßt, wenn sich die schweren Eisenpforten der Klausur hinter ihm schließen würden, wenn der Riegel klirrend ins Schloß fiel, wenn er der Gefangene seines eignen Willens für alle Zeit ward.

Die feierliche Handlung nahm ihren Fortgang, die Brüder umgaben ihn, und er ward mit dem Mönchsgewand bekleidet. Das strenge, ernste Gesicht des Abtes, der über das neue Kleid seinen Segen sprach, erschien ihm wie das Antlitz Gottes, der aus Weihrauchwolken herab zu ihm redete und zu seinem Dienste verpflichtete. Ein Vorkämpfer des Herrn war er nun geworden, die goldglänzende Uniform des weltlichen Königs hatte er eingetauscht für die schlichte des Himmels: Brevier und Rosenkranz, nicht mehr Säbel und Pistole waren seine Waffen, und einen schlimmeren Feind galt es zu bezwingen als denjenigen, der an der Spitze von Heeresmassen irdische Reiche zerstören will. — Und nun legten sie ihn auf die Totenbahre nieder, und feierlich erklang die Orgel, und wie aus finsteren Klüften zu lichten Höhen hinauf erschallte das Klagelied im höheren Chor, das einst Israel in Not und Verfolgung zum Jehova emporschickte. Der schlichte, wenig geübte Gesang der Mönche war für ihn der mächtige Schmerzensruf geplagter Seelen, die um Rettung und Erlösung flehen.

„De profundis clamavi ad te, Domine: Domine exaudi vocem meam.“ Aus der Tiefe, Herr, rufe ich zu dir, Herr, höre meine Stimme.

Ihm, der auf der Bahre lag, und über den die Töne fortbrausten, wurde es zu Mute, als sei er wirklich ein Toter, als sei das körperliche Leben in ihm erloschen, und nur die Seele rüste sich, vor ihrem Richter zu erscheinen. — Und war es nicht auch eine Vergeltung, daß er sich selbst zu Grabe tragen sah, er, der aus irdischen Pflichten versäumt hatte, den Leib der durch ihn getöteten Geliebten auf seinem letzten Weg zu begleiten? War das nicht ein sichtbarer Fingerzeig Gottes, der ihn auf solche Weise gleich der Dahingeschiedenen aus der Tageshelle zur Todesnacht führte? — Und plötzlich wich das Licht, alles war um ihn dunkel, die Kirche und der Altar und die strahlende Madonna entschwanden, und er glaubte im Grab zu sein, in der Nacht. Er meinte den Erdgeruch zu spüren, die schaukelnde Bewegung der Sargbänder, die langsam die Bahre in die Gruft gleiten ließen, langsam aber sicher. — Aus der Tiefe rufe ich zu dir, Herr, erhöre meine Stimme.

„Fiant aures tuae intendentes in vocem deprecationis meae.“ Laß deine

Ohren merken auf die Stimme meines Flehens. Wie dumpf die Mönchstimmen klangen, wie schauerlich, wie anders als das lustige Blasen der Husarentrompeten, die fröhlich schmetterten, wenn die Reiter vom Begräbnis heimkehrten. Wäre es nicht doch besser gewesen, einen Reitertod auf grüner Heide zu finden, als so das ganze Leben tot zu sein, das ganze lange, lange Leben? Aber nein, nein, das war sündiges Denken, der Versucher sprach aus ihm, zum letztenmal sollte eine Welterinnerung in seiner Seele wach geworden sein. Der weisenden Hand zum Kreuze wollte er folgen, freudig seinen Passionsweg gehen, ohne Zagen.

Immer schmerzlicher und schmerzlicher klagte der Gesang die unermeßliche Sündenschuld, die nie zu vergeben ist, wenn nach strengem Recht nur geurteilt wird, die den Sünder in den tiefsten Abgrund der Hölle bannt. Und immer zerknirschter ward dem lebendigen Toten zu Mute, immer trauriger und hoffnungsloser. Doch plötzlich, was war das? welch ein andrer Ton: „Sustinuit anima mea in verbo ejus: speravit anima mea in Domino.“ Meine Seele baut auf dein Wort, meine Seele harret des Herrn. Triumphierend und siegesstolz ob der hohen Verheißung erhoben sich die Stimmen. Ein Lichtstrahl drang in die dunkle Finsternis, ein Himmelsstern schien in die Nacht der Hölle und des Grabes. Die Verzweiflung wich der freudigen Erwartung: „A custodia matutina usque ad noctem, sperat Israel in Domino.“ Vom frühen Morgengrauen bis zur Abendröte hofft Israel auf den Herrn. — Solches Hoffen war nicht vergebens, jetzt wußte er es, er hatte die Ueberzeugung sich abgerungen, in heißen durchwachten und durcharbeiteten Nächten, in verzückten Stunden, und er war würdig geworden, zu Israel zu gehören, zu den auserwählten Dienern des Herrn, den Mönchen, die auch auf den Höchsten hoffen von der Morgendämmerung bis zum Abendgrauen. Und die Hoffnung wird zur Gewißheit — „denn der Herr ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm“. Aus dieser Todesnacht führt er ihn in seinen Himmel, wo er thront in ewiger Erhabenheit, zu seiner Rechten der richtende Sohn, der ihm die Seligsprechung gewähren wird, und bei ihm steht die gebenedeite Jungfrau, die Gnadenreiche, und himmlische Chöre singen, und der Tod weicht dem Leben. — Seine Augen öffneten sich weit, und wieder erschien ihm die Kirche strahlend, und es war ihm, als wiche das hohe Gewölbe, und er sähe hinauf bis in den goldenen Himmelssaal. Das Unsichtbare, das Unbegreifliche glaubte er zu schauen. Er fühlte, wie das große Geheimnis sich in ihm lösen wollte, wie seine Gedanken und sein Wille in die Gedanken und den Willen Gottes untergingen. Der Erde und der Erdenschwere, dem Tod war er entrückt und jetzt schon dem Himmel gegeben. „Requiem aeternam dona eis, Domine, et lux perpetua luceat eis, requiescant in pace, Amen.“ Die herrlichen Worte drangen jetzt zu ihm, die so oft am Grabesrand ertönen, die täglich den Herrn tausendmal anrufen um Ruhe und Frieden und um sein Licht im Todesdunkel. Und Gerhart glaubte dieses Licht im Todesdunkel schon gefunden zu haben. — Die Feier war beendet.

Als er sich von der Bahre erhob und den Bruderkuß austauschte mit den

Genossen, war es ihm wirklich zu Sinn, als sei der jüngste Tag gekommen, als öffneten sich die Gräber und er entstiege dem seinigen, und Gottes Richterspruch nähme ihn auf in die Gemeinschaft der Heiligen, denn heilig dünkten ihm die neuen Brüder durch ihren Lebenswandel und ihre Entsagung. Strahlend und schön, und leuchtend und goldig und sonnig war alles, wie durch eine Aureole verklärt lag der neue Tag, das Leben in Gott vor ihm. So trat Gerhart in das Kloster, mit solch hohen Gefühlen, solch überschwenglichem Denken, solch verzückter Erwartung.

Das gleichmäßige, abwechslungslose und stille Leben in Zelle und Kirche begann. Jeder Verkehr mit dem Außenleben war beendet, die Grenzen seiner Welt waren die weißgetünchten Mauern, die den Auserwählten des Herrn von der profanen Menge scheiden; kein Hauch der frischen Daseinsluft dringt in den geweihten Bezirk. Riesenschlangen und Schildkröten können Monate lang im Sand vergraben bleiben, und sie leben doch noch; der Karmeliter und der Trappist sind für immer vergraben, und auch sie leben; doch die glücklicheren Reptile werden durch den erlösenden Sonnenschein zu belebterem Dasein wieder erweckt, dem Mönch aber scheint keine Sonne, kein wärmendes Licht, wenn nicht die Leuchte, die in seiner Brust sich entzündet hat, so mächtig ist, daß sie ihn durchglüht und durchhellt, daß ihr Wiederschein sein Leben zu einem strahlenden macht, strahlend wie der Demant, dessen Feuer durch andres Licht erst geweckt wird. — Gerhart war aus dem Seminar priesterliches Leben und priesterliche Art allzusehr gewöhnt, als daß er die ersten Wochen den Unterschied zwischen seinem früheren und dem jetzigen Dasein merklich empfunden hätte, die harten Anforderungen, die die Regel an ihn stellten, waren ihm nicht zu schwere, seine Selbstpeinigungen waren nicht minder strenge gewesen. Vor allen Dingen gab er sich mit Eifer dem Andachtsdienste in der Kirche hin, die ihm seit dem Tag seiner Einkleidung als ein ganz besonders geheiligter Ort erschien, von dem sein Gebet mit verdoppelter Kraft zum Himmel dringen konnte; er ging eben noch immer in einem Zustand ständiger Verzückung umher, in einer Art Seelenrausch, der ihn die Dinge noch nicht richtig werten und schätzen ließ. An seinen neuen Namen gewöhnte er sich schnell; Gerhart v. Neuburg war begraben und Bruder Antonius der Gruft entstiegen, denn den Namen seines Lieblingsheiligen, den des großen Paduenser Mystikers, des Genossen des heiligen Franziskus, hatte er sich erwählt, da er ihm nacheifern wollte in der Strenge der Selbstdemütigung, in der Zerknirschung des Herzens und in der tiefen Erkenntnis Gottes. — Die Gemeinschaft der Brüder, in die Gerhart eingetreten war, bestand aus recht verschiedenen Elementen, wenn auch das Hauptkontingent dem Bauernstand entstammte; Bauernsöhne waren es, die entweder frühe schon von den Eltern unmerklich zum Kloster hingedrängt wurden oder die selbst das Leben in der Zelle dem Leben vorgezogen hatten, das sie als jüngere Söhne auf dem Hof des Bruders führen mußten. Doch auch Seminaristen befanden sich unter den Mönchen, die gleich Gerhart eifriger und treuer Gott dienen wollten, als sie es als Weltpriester vermochten, stille Träumer wieder, denen das beschauliche Versenken als Höchstes,

Erstrebenswertestes galt, Kämpfer auch, die im Leben gestanden und, der Eitelkeiten müde, nach Demütigungen sich sehnten, vielleicht auch Schuldige, die sich selbst und ihre Schuld in der Buße vergessen wollten. Von dem Vorleben der einzelnen hatte Gerhart keine Kenntnis, und erraten konnte er es bei keinem; das lange Klosterleben hatte ihnen allen, wie verschieden die Motive waren, die sie hergeführt, und die Lebenskreise, denen sie entstammten, eine gewisse Gleichheit in Benehmen, Gebärden und Sprache gegeben; es giebt ein geistiges Gesetz der Assoziation und der Mimicry für den Menschen, wie es ein physisches für das Tier und die Pflanzen giebt. Auch der Unterschied der Bildung verwischte sich nach und nach, die Laienbrüder unterschieden sich kaum von den andern, demütig und verschlossen sahen sie alle aus; nur selten noch, daß ein Aufleuchten der Augen den Schwärmer oder ein kluger Blick den Denker verriet; ebenmäßig verläuft ihnen das Leben und ebenmäßig sind die Gesichter geworden, denen das Leben den Stempel aufdrückt. — Ueber Gerharts erregten Zustand wunderten sich die Brüder nicht, vielen war es ähnlich ergangen, von der Begeisterung zur Ruhe mußte erst der Uebergang gefunden werden. Der Abt suchte des Neulings Uebereifer nach Kräften zu zügeln und zu dämpfen, damit die notwendige Reaktion nicht zu heftig würde. Als ein erfahrener Praktiker wandte er ein probates Heilmittel an: er wollte ihn dem intensiven Grübeln durch körperliche Arbeit entziehen und wies ihn als Gehilfen einem älteren Bruder zu, dem die Obhut des Gemüsegartens, also der Hauptnahrungsquelle des Klosters, anvertraut war. — So wanderte denn Gerhart eines Morgens nach der Matutine, mit Gartenmesser und Spaten bewaffnet, dem Vater Thomas nach und wurde von ihm unterrichtet, wie man kunstgerecht Stangen nebeneinander in den Boden einsenkt, damit sich die Bohnenpflänzchen an ihnen in die Höhe ranken können und nicht unter der Last ihres eignen Reichtums dereinst zusammenbrechen. Es war ein heller Morgen im Frühling, der Tau lag auf den Gräsern und benetzte die nackten Füße der Gärtner, die Pflanzen hoben verschlafen ihre Köpfe auf und ab, und zuerst zwitscherte ein Vogel dem gefiederten Gefährten einen Morgengruß zu, und nur die Hähne sangen ununterbrochen in dem benachbarten Hühnerhof ihr unmelodisches Frühlied. Der Garten, der rings von hohen Mauern umschlossen war, mochte gewiß sehr nützlich sein, aber schön war er nicht: ein Gemüsebeet dehnte sich neben dem andern aus, die meisten waren jetzt noch unbestellt und sahen in der Sonne wie große schwarze Fettflecke aus, und keine Zierblumen, sondern nur Gras wuchs zwischen ihnen hervor; an den Mauern waren Spaliere gezogen, und ihre weißen und roten Blüten boten einen erfreuenden und hoffnungsvollen Anblick dar, erfreuend durch ihren momentanen Reiz für das Auge, hoffnungsvoll, weil sie sich in Früchte verwandeln würden, die die einzige Abwechslung in das mönchische Gemüsemenü brachten. In der Mitte des Gartens stand ein ungemein plumpes Steinbild der schmerzhaften Mutter Gottes, das eine geschmacklose vergoldete Krone auf dem Haupt trug; auch das Jesuskind in ihrem Arm war mit dem gleichen, nicht verschönernden Zierat geschmückt, und da der Künstler augen-

scheinlich für das Knäblein ein mikrocephales Modell benutzt hatte, konnte man besagtes Monument nicht gerade als Schmuck des Gartens preisen. Doch wuchsen wenigstens einige Blumen um seinen Sockel, die nicht nur eine Huldigung für die Himmelsherrin bedeuteten, sondern auch zur Ausschmückung der Kirche an hohen Festtagen dienen mußten. Von der Welt jenseits der Mauern sah man nichts als einige Bergspitzen, die keck hineinblickten, als spotteten sie der Klausur, und achteten der Schranken der Umfriedung nicht, als lachten sie, die Freien, hohnvoll den Unfreien und Gefesselten zu. So sah der Schauplatz von Gerharts neuer Thätigkeit aus. — Die Arbeit war für ihn eine unbequeme und recht unbehagliche, sie lag seiner kavalleristischen und priesterlichen Vergangenheit recht fern, auch auf seinem väterlichen Erbe hatte er sich nie um sie gekümmert, sie als etwas recht Untergeordnetes angesehen, und nun war's ihm äußerst fatal, daß er seinem alten Lehrmeister gegenüber, der ihm ein richtiger Bauernpriester dünkte, sich so ganz als Lernender fühlen mußte, als ein recht ungeschickter Lehrbub. Bald schweiften auch seine Gedanken von der recht uninteressanten Beschäftigung ab, und er gab sich wieder seinen Grübeleien hin; statt sich um die Zukunft der Bohne zu kümmern, gab er sich mit dem Dasein Gottes ab; den fehlerhaften ontologischen Beweis des alten Anselm von Canterbury suchte er so aufzubessern, daß selbst ein neuer Imanuel Kant vergeblich sich an ihm die Zähne zerbeißen sollte. Pater Thomas, der den merkwürdigen Gartengehilfen still beobachtete, schüttelte bald unwillig den Glatzkopf, als er die verfehlte Arbeit seines Zöglings betrachtete, und seine Gedanken mochten dem Abt keine sehr günstigen sein, der ihm durch solchen Gefährten seine Thätigkeit recht erschwerte. Endlich hielt er es nicht länger aus und unterbrach das tiefe theosophische Denken des zukünftigen Kirchenvaters durch wenig ermunternde Worte: „Bruder Antonius, so schlecht wie Sie habe ich noch nie jemand arbeiten sehen, Sie sind auch zu ungeschickt, Sie verstehen das Einfachste nicht, wenn man es Ihnen auch zwanzigmal zeigt. Nicht einmal in gleichen Abständen stecken Sie die Stangen; messen Sie doch wenigstens nach. Wenn Sie auch das nicht können, weiß ich wirklich nicht, wozu ich Sie brauchen soll.“ Kant und Anselmus waren über solchen rauhen Tadel schnell vergessen, und statt philosophischer Weisheit erfüllten Zorn und Scham Gerharts Herz; gerne hätte er dem Alten gehörig geantwortet, aber sein Wollen kam nicht zur Ausführung, er konnte ihm nicht folgen, er fühlte sich gelähmt durch einen andern Willen, dem jeder Mönch sich beugen muß, durch den der Regel; und wie sie es gebietet, hörte er demütig mit niedergeschlagenen Augen den Vorwurf an und suchte den gerügten Fehler zu verbessern. Pater Thomas aber, der die verfehlte Morgenarbeit nicht verschmerzen konnte, grollte weiter:

„Sie sind solche Arbeit gar nicht gewöhnt; Ihre Hand und ein Bauernspaten passen ebensowenig zusammen als eine Mönchskutte und ein Kavalier. Wenn man eine Pflanze aus dem Mistbeet auf trockenen Sand verpflanzt, verkümmert sie. Der Mensch und die Pflanze wollen jedes ihren eignen Boden haben; alles ziemt sich, weiß Gott, nicht für alle.“

Wieder nahm Gerhart den Hieb schweigend hin und arbeitete rüstig fort,

damit der „alte Bauer“ nicht merken sollte, wie ihn die Worte kränkten und wie lästig ihm die ungewohnte Arbeit war. Doch bald hielt er keuchend inne, und dicke Schweißtropfen liefen ihm über Stirn und Tonsur. Vater Thomas gebot ihm, inne zu halten, und beide Gartenarbeiter setzten sich auf eine Bank nieder. Schweigend saßen sie eine Weile nebeneinander; endlich begann der Aeltere:

„Sie haben mir meine Derbheit von vorhin gewiß recht übel genommen, aber ich kann mal nicht anders; wenn ich jemand etwas lehren soll, und ich sehe, es macht ihm keine Freude, so werde ich leicht heftig. Und Sie sollen hier nicht nur Gartenarbeit lernen, sondern weit Schwereres.“

„Was denn?“ erwiderte Gerhart verwundert.

„Ein Mönch werden, das ist wahrlich eine harte Aufgabe; man kann leicht ein Reis auf einen anders gearteten Baum pfropfen, aber sehr schwer einen Menschen an ein so wunderbares Leben gewöhnen. Ich bin hier im Kloster wohl am längsten; wie viele habe ich nicht die Klausur als Novizen wieder verlassen sehen und wie manche nicht in Skapulier und Kutte erblickt, die keine Mönche waren, sondern Priester oder Gelehrte oder Bauern blieben, wenn sie auch äußerlich sich so gut maskiert hatten, daß nur wenige unter die Larve blicken konnten.“

Gerhart sah den Alten erstaunt an; er hatte unter dem Leutepriester keinen so feinen Beobachter vermutet und war nicht wenig über die Rede des Gefährten verdutzt.

„Und was entdecken Sie unter meiner Maske für Züge?“ fragte er etwas spöttisch.

„Sie — Sie haben eine merkwürdige Wandlung durchgemacht, gegen alle Naturregeln, Sie sind aus einem Schmetterling, und einem recht glänzenden, eine Raupe geworden.“

„Wie viel vermögende Weltpriester sind nicht in ein Kloster eingetreten!“

„Und wie wenige Offiziere, Bruder Husar,“ sagte lächelnd der Alte. „Uebrigens brauchen Sie sich über meine Kenntnis nicht zu wundern; trotz der strengen Klausur wissen wir alle, wer Sie waren. Nur den Grund weiß ich nicht, der Sie zu uns getrieben hat.“

„Sollte nicht grade unsereiner sich aus dem Leben fortsehnen, wenn er's recht überdrüssig geworden ist, aus dem Unfrieden zum Frieden gelangen wollen?“

„Darauf läßt sich schwer antworten,“ meinte nachdenklich Vater Thomas, „nach meiner Weise will ich es versuchen, und zwar in Gestalt einer Fabel. Denn sehen Sie, das hat mir immer an dem Heiland so wohl gefallen, daß er zu seinen Jüngern, wenn er sie belehren will, im Gleichnis redet, und als ein Priester, der ihm schon lange dient, darf ich meinem Zögling gegenüber wohl auch solche Redeweise anwenden. — Doch hören Sie meine Geschichte: Es war einmal ein Rebhuhn, dem es herzlich schlecht ging, wie gewöhnlich den Reb-

hühnern; Hunde und Jäger, Falken und Geier, Füchse und Wiesel verfolgten es und ließen ihm keine Ruhe, so daß es schier verzweifeln wollte. Da sprach das arme Rebhuhn zu sich: ‚Weswegen will ich mich weiter sorgen und quälen und hier draußen im Unfrieden leben und in der Verfolgung, wenn ich es anders haben kann? Dort am Fluß wohnt ein Bauer, ein guter Mann, der einen großen Hof besitzt, auf dem des Gefieders eine Menge ist; dem will ich mein Leid klagen; vielleicht nimmt er mich zu sich, und ich kann in Frieden und Ruhe meine Tage beschließen.‘ Und das Rebhuhn ging zu dem guten Bauer, und der Bauer nahm es auf. — ‚Aber,‘ sagte er, ‚bist du einmal in meinem Hof, so kannst du nimmermehr heraus.‘ — ‚Das will ich grade,‘ entgegnete das Rebhuhn und wanderte auf den Platz, wo seine zukünftigen Genossen waren, die verwundert den Eindringling betrachteten. Wie glauben Sie wohl, daß es unserm Rebhuhn dort ergangen ist, Bruder Antonius? — Sein Futter und sein Saufen fand es dort, und das behagte ihm ganz gut, aber den Frieden! Die Hühner zankten sich um jedes Korn und stritten mit den Enten und Gänsen und gönnten auch, wenn sie satt waren, eines dem andern keinen Bissen. Und den Novizen, ich meine das Rebhuhn, sahen sie scheel an, weil er von andrer Art war, und mieden ihn fast, und ihm selbst wurde bald sonderbar zu Mut, wenn die Sonne schien, oder ein heiterer Morgenwind wehte, die Sehnsucht nach Feld und Wald ward mächtig, und der Hof erschien ihm als Kerker, des ewigen Gegackers und Geschnatters war es herzlich satt; in der Feldfurche wollte es wieder leben und im Morgentau erwachen, lieber sich vor ernsthafteren Feinden fürchten wie vor Hühnern und Gänsen. Doch da half nichts, es mußte bleiben, und es grämte sich schließlich zu Tode. — Das ist meine Antwort. —“

„Sie sagt nur zwei alte Wahrheiten,“ versetzte Gerhart, „erstens, daß der Schuster bei seinem Leisten bleiben soll, und zweitens, daß es viele Thyrsosträger giebt und nur wenige Bacchanten.“

„Oho, hat der Bruder Husar auch seinen Plato gelesen? Nun, die Heilige Schrift sagt es ja auch: viele sind berufen und wenige nur auserwählt. Ich will Ihnen von ganzem Herzen wünschen, daß Sie berufen sind; nur verwechseln allzuviele eine Stimmung mit einer Berufung, und wenn die Stimmung verflogen ist, sehnen sie sich zurück nach dem alten Stand.“

„Sind Sie selbst denn ein Berufener, Vater Thomas?“ frug Gerhart.

Da erhob sich der Alte und reckte sich hoch auf, seine mächtige und derbknochige Gestalt hob sich scharf in der klaren Luft ab, wie ein dunkler Schatten stand er im hellen Morgenlicht.

„Ja, ich meine ein Mönch zu sein, und der es geworden, der kann sich glücklich schätzen, aber harte Jahre und heimliche Thränen hat es gekostet. Oft habe ich mich nach Sense und Pflug zurückgesehnt, bis ich das Geheimnis entdeckte, wie man Mönch wird.“

„Und welches ist dieses große Geheimnis?“

„Das muß jeder selbst finden. In der Regel steht es freilich nicht, aber wer es nicht findet, der wird nie ein Mönch und soll nur ruhig draußen weiter

leben. Doch genug unsers Gespräches, das der Abt vielleicht gar nicht billigen würde. Aber wenn er mir einen Lehrling giebt, so muß er mir schon gestatten, daß er außer der Gartenarbeit noch manches andre lernt, damit eine gute Saat in seinem Herzen aufgeht."

(Schluß folgt.)



Mommsen und Jagić über den Kampf der Deutsch-Oesterreicher.

Das österreichische Staatsleben befindet sich in einer schweren Krisis. Die Kämpfe der Parteien haben fast bis zum Bürgerkriege geführt, und noch ist die Frage ungelöst, ob eine Verständigung und ein dauernder Friede bei den im Kampfe entfesselten nationalen Leidenschaften möglich sein wird. Nur durch Gerechtigkeit und Mäßigung und durch Erfüllung der berechtigten und notwendigen Forderungen der Deutsch-Oesterreicher, als der Kulturträger der österreichischen Monarchie, wird weiteres Unheil verhütet werden.

Vielleicht sind die Aeußerungen von zwei hervorragenden wissenschaftlichen Autoritäten über die noch schwebenden Streitfragen nicht ohne Nutzen für eine Beruhigung der noch tief erregten Gemüter.

Auf Anraten unsers allseitig hochverehrten Theodor Mommsen wandte sich die Redaktion dieser Zeitschrift an Herrn Professor Dr. Jagić in Wien, um in dieser nationalen Frage auch die Ansichten eines berühmten slavischen Gelehrten, welcher für deutsche Kultur und Bildung eine warme Verehrung hat, zu hören. — Das Weitere ist aus dem nachstehenden Briefwechsel ersichtlich.

Anfang Dezember 1897.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

Professor Jagić an den Herausgeber der „Deutschen Revue".

Wien, den 29. November 1897.

Sehr geehrter Herr!

Es ist ein schönes Zeichen des Vertrauens, das Professor Mommsen, mein einstiger Kollege in Berlin, in mich setzt, indem er Ihnen meinen Namen nennt. Leider traue ich mir selbst nicht den Mut zu, um diesen so unsäglich bedauernswerten Streit im gegenwärtigen Augenblicke zur Sprache zu bringen. Ich hatte vor etwa drei Wochen ein Schreiben in dieser traurig berühmt gewordenen Angelegenheit an Professor Mommsen gerichtet, das er seinerzeit auch beantwortete, mit jener offenen Freundschaft meiner Person gegenüber, die mir wohl thut. Sollte es Professor Mommsen angenehm sein, jenen an ihn gerichteten Brief in Ihrer Revue zu veröffentlichen, so hätte ich nichts dagegen. Denn endlich

und letzlich habe ich zu dem dort Gesagten nichts hinzuzufügen. Ich wäre natürlich bereit, wenn es Professor Mommsen lieb wäre, auch sein Antwortschreiben an Sie zu schicken, damit es gleichzeitig zum Abdruck käme.

Sie werden schon in diesem Augenblicke, da ich diese Zeilen schreibe, selbst in Wiesbaden die Nachricht über die neue Wendung der Dinge bekommen haben. So sehr ich die unermeßliche Güte und Milde unsers lieben Kaisers zu diesem Entschluß bewundere, ebenso befürchte ich, daß gerade die deutschen Parteien Oesterreichs die Gelegenheit versäumen werden, um jetzt den Slaven ein gerechtes Entgegenkommen zu zeigen. Denn wenn die fortschrittliche deutsche Partei jetzt noch eine Justamentpolitik fortsetzt, so kommt es zu keinem Frieden; es werden nur die Rollen gewechselt.

Sie begreifen die schwierige Lage eines Professors, der Slave von Abkunft und Slave nach seinem Fach, dabei aber ein unbedingter Verehrer der deutschen Bildung ist, der er sein ganzes Thun und Kennen verdankt!

Aber — ich danke auch Ihnen für das freundliche Anerbieten, aber etwas andres, als ich bereits in dem Schreiben an Professor Mommsen gesagt, vermag ich derzeit nicht zu schreiben.

Ihr

ganz erg.

Dr. Jagić.

*

Professor Jagić an Professor Mommsen.

Wien, den 6. November 1897.

Hochverehrter Herr Professor und Kollege!

Ich muß sehr bedauern, daß unsre parlamentarische Misère auch Sie aus Ihrer Ruhe verscheucht und Ihnen Worte der Mißbilligung, um nicht zu sagen der Entrüstung, entlockt hat. Allerdings könnte man beim Anblick und Anhören der Scenen, die sich in unserm Parlament jetzt abspielen, an der Möglichkeit einer friedlichen Lösung der nationalen Gegensätze wirklich verzweifeln. Und doch darf man es nicht thun. Die Macht der Thatsachen wird sich früher oder später geltend machen und den Staatswagen in ein richtiges Geleise bringen. Ich sage absichtlich nicht: in das alte Geleise, denn ich fasse die Macht der Thatsachen anders auf, als Sie, hochverehrter Kollege, es thun. Ich muß nämlich mit jener Offenheit, die mir die Freundschaft und Verehrung zu Ihrer Person, Ihrem berühmten Namen und Ihrer Größe in der Wissenschaft einflößt, Ihrer Auffassung über die Aufgabe und Bestimmung Oesterreichs einen kleinen Vorwurf machen: sie ist ein Anachronismus. So, wie Sie sich noch jetzt Oesterreich vorstellen und es wünschen, das ist ein Bild der Vergangenheit, aber nicht der Gegenwart und noch weniger der Zukunft. Ich betone namentlich die Zukunft. weil ich nicht so pessimistisch bin, obwohl ich sonst immer zu einem mäßigen Pessimismus hinneige, um an der Zukunft Oesterreichs zu verzweifeln. Nein, Oesterreich hat noch eine schöne, glänzende Zukunft vor sich. Nur darf man

sich nicht unter Oesterreich einen zentralisierten, einheitlich-deutschen Staat denken. Ein solcher wäre ja neben Deutschland ebenso eine Quelle von Verlegenheiten wie ein slavischer neben Rußland. Oesterreich in der Mitte zwischen diesen zwei großen Potenzen muß das werden, wozu es der geschichtliche, jetzt schon Jahrhunderte andauernde Prozeß der natürlichen Entwicklung der Dinge von selbst führt, nämlich ein aus verschiedenen, in ihrem nationalen Bewußtsein erwachten, in der Kultur gleichmäßig vorwärts strebenden Völkern, die nicht auf gegenseitige Bedrückung, sondern auf Unterstützung durch Verträglichkeit angewiesen sind, zusammengesetzter polyglotter Staat. Das ist das Programm der Zukunft Oesterreichs. An diesem wird auch jetzt gearbeitet, mag es immerhin wie eine Ironie klingen.

Ich bin der letzte, der die große Wichtigkeit des deutschen Kulturelementes verkennt. Ganz abgesehen von meinen persönlichen Gefühlen, die in der großen Hochschätzung der deutschen Nation gipfeln, mit deren hervorragenden Vertretern auf dem Gebiete der Wissenschaft mich die Bande der Freundschaft und der etwas wehmütigen Erinnerung an schöne, längst dahingeschwundene Jahre meiner Wirksamkeit in Berlin ketten, würde ich es als einen großen Nachteil für alle Slaven erachten, wenn diese, durch gewisse Erscheinungen bestimmt, aufhören sollten, in den Deutschen ihre nächsten und berufensten Lehrmeister zu erblicken. Nein, wir Slaven bedürfen noch auf lange Zeit der Unterweisung seitens unsrer fortgeschritteneren Nachbarn. Allein, hochverehrter Herr Kollege, nun komme ich auf einen Punkt, wo ich mich nicht mehr mit Ihnen in voller Uebereinstimmung befinde. Sie sind entschieden zu wenig informiert über das geistige und kulturelle Leben der Slaven, Sie unterschätzen auch die Resultate, die der deutsche kulturelle Einfluß schon jetzt bei den Slaven, vor allem aber bei den Tschechen, erzielt hat. Unter andern Verhältnissen würde es vielleicht Ihnen selbst nicht unangenehm sein, zu erfahren, daß die augenblicklich nicht gerade einer großen Sympathie bei Ihnen sich erfreuenden Tschechen als gelehrige Schüler der Deutschen bereits einen so hohen Grad in der Entwicklung ihres eignen nationalen Lebens nach allen Richtungen erlangt haben, daß sie sich sehr verletzt fühlen, wenn man sie ungeachtet ihres erstaunlichen Fortschritts gegenüber den Deutschen als ein Prinzip der Barbarei hinstellt. Nein, verehrtester Herr Professor, dieser Vorwurf ist unverdient, er ist verzeihlich als Ausdruck einer mangelhaften Einsicht in die wirklichen Verhältnisse. Fragen Sie solche Männer wie Baron Chlumecký, wie Professor Sueß oder uns noch näher stehende Kollegen, wie Hofrat Gomperz: alle diese Herren werden Ihnen die Richtigkeit meiner Aussage bestätigen.

Freilich, numerisch und nach vielen jener Imponderabilien, die im politischen Leben eine so große Rolle zu spielen pflegen, können sich die Tschechen mit den Deutschen nicht messen. Das wäre vermessen von ihnen. Allein im engeren Kreise des von ihnen bewohnten Landes verdienen die Tschechen eine stärkere Berücksichtigung, als sie ihnen bis vor kurzem noch zu teil ward. Ich selbst aber halte die Art, wie die Sprachverordnung ins Leben kam, für eine unglücklich gewählte Form; nur der Geist derselben, nach welchem in Böhmen und Mähren

der Tscheche mit dem Deutschen in allen Rechten und Pflichten, also auch in der Behandlung seiner Sprache, gleich gestellt werden soll, ist richtig und gerecht und wird früher oder später zur Geltung kommen. Daß dabei der deutschen Sprache ein weiter Spielraum ihrer größeren, universelleren Bedeutung in Oesterreich verbleibt, das ist so selbstverständlich, daß ich kein Wort darüber zu verlieren brauche. Man sollte auch in Deutschland diese Dinge auseinanderhalten, so wie man zu Hause bei uns allmählich mit dem Gedanken sich wird befreunden müssen, daß ein Deutscher nicht schon durch die Geburt einen mit besonderen Privilegien ausgestatteten Rechtstitel gewinnt. Einst war es so, wo die Bevorzugung in ungleichen Kulturverhältnissen ihren Grund hatte. Doch, Dank sei es der Kulturmission der Deutschen, zum Teil auch der Italiener, haben nun schon ihre Schüler das Reifezeugnis entweder bereits erlangt oder sind nahe daran, es zu erlangen. Es kommt jetzt darauf an, daß einerseits die reif gewordenen Schüler den pflichtschuldigen Dank den Lehrern gegenüber nicht ganz außer acht lassen, andrerseits aber auch die einstigen Lehrer ihr Benehmen gegenüber den früheren Schülern etwas anders einrichten, etwas zuvorkommender, kollegialischer. Daran scheint es leider auf beiden Seiten zu fehlen. Daher das gegenseitige Mißvergnügen, das hoffentlich nicht lange andauern wird. Denn die beiden Volksstämme, Tschechen und Deutsche Böhmens, sind aneinander wirklich angewiesen. Wer das in Abrede zu stellen sucht, der belügt sich selbst und die andern.

Sie sind, hochverehrter Herr Kollege, über diese Verhältnisse nur einseitig unterrichtet. Daher thun Sie den Slaven — nicht bloß Tschechen — weh, ohne es zu wollen. Es ist eine Uebertreibung, wenn man Ihnen in Deutschland die Sachlage so darstellt, daß schon dadurch, daß der Staat innerhalb der Grenzen Böhmens und Mährens möglichst viele zweisprachige Beamte zur Verfügung haben will, die Deutschen tschechisiert werden. Eine so geringe Meinung sollen die Deutschen nicht von sich selbst haben. Ich könnte sogar noch weiter gehen und sagen, daß die Sprachverordnung, wenn sie nur geschickter in die Scene gesetzt worden wäre, sogar mehr Vorteile den Deutschen als den Tschechen zuführen würde. Bisher war die Bilinguität in Böhmen fast ausschließlich auf seiten der Tschechen. Kein Wunder, daß sie anstellungsfähiger waren; kein Wunder, daß vielfach Klagen über die Verdrängung der Deutschen laut wurden. Vor nicht langer Zeit hat diesen Gedanken Professor Sueß den Deutschen zu Gemüte geführt.

Ich glaube also, man darf sich von den Verlegenheiten des Augenblicks nicht zu sehr imponieren lassen, namentlich wir Vertreter der Wissenschaften, wir viel geschmähten Professoren dürfen, solange es nur angeht, dem Idealismus huldigen und dem Einigenden im Leben der Völker vor dem Trennenden den Vorzug geben. Sie ein Deutscher, ich ein Slave — wir können uns schon freundschaftlich die Hand reichen, mag auch im österreichischen Parlament einstweilen noch der Lärm toben. Er wird austoben. Auch die wüsten Lärmscenen werden ihre Früchte bringen. Es wird der Beweis geliefert werden, daß in

Oesterreich weder gegen die Deutschen noch gegen die Slaven regiert werden kann. Was speziell die letzteren betrifft, so gestatten Sie mir als einem Kenner slavischer Zustände und des slavischen Volkscharakters es herauszusagen, daß die Slaven in ihrer Passivität Erstaunliches zu leisten im stande sind, daß sie selbst augenblickliche Mißerfolge nicht mutlos machen, daß sie ruhig auf bessere Zeiten, die kommen werden, warten können.

Ich schreibe Ihnen, hochgeehrter Herr Professor, diese lange Epistel als den Ausdruck meiner größten Hochachtung und des herzlichsten Glückwunsches zum bevorstehenden achtzigsten Lebensjahr. Möge Ihre Frische des Geistes, gepaart mit körperlicher Rüstigkeit noch lange, lange anhalten!

Ihr

in alter Treue ergebener
V. Jagić.

*

Professor Mommsen an Professor Jagić.

Charlottenburg, den 8. November 1897.

Hochverehrter Kollege!

Unter dem vielen leeren Klatschen und Pfeifen, das man von der Oeffentlichkeit nun einmal hinnehmen muß, ist mir Ihr Brief nicht bloß eine liebe Erinnerung gewesen an alte gute Gemeinschaft, sondern auch ein Beweis inneren Verständnisses bei allem oder, lassen Sie mich sagen: durch allen Einspruch Ihrerseits gegen meine Auffassung der dortigen Verhältnisse.

Genau so, wie Sie es bezeichnen, habe ich mir stets die Zukunft Oesterreichs gedacht, wenn es eine hat, als eines polyglotten Staates, wie oft dabei an die Schweiz gedacht und auf die Schweiz hingewiesen als Dokument staatlicher Einigung bei sprachlicher und selbst nationaler Scheidung. Daß eine Germanisierung Oesterreichs möglich gewesen wäre, wenn die Habsburger zur Zeit der Gegenreformation den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hätten, ist ebenso gewiß, wie daß sie schon damals endgültig aufgegeben ward. Jetzt giebt es wohl bei uns keinen so chauvinistischen Germanen, daß er an solche Utopien denkt, und ich bin, das wissen Sie, niemals Chauvin gewesen.

Daß auch bei jenem Ziel eine gewisse Einigung bleiben muß, fordern die Verhältnisse des Großstaates. Diesen allgemeinen Kitt kann nur das Deutschtum hergeben, die nationale Eigenart jeder Landschaft damit vollständig bestehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Hoffen ist schwer — auf Einhalten der Regierung? oder auf Maßhalten der Parteien? Man könnte wohl sagen: was ist unmöglicher? Ich beneide Sie sehr um Ihren moderierten Pessimismus.

Aber daß mir Ihr Brief unter vielen schweren Stunden — bei uns sieht es auch nicht gut aus — eine gute gebracht hat, das will ich nicht vergessen und will es Ihnen danken.

Ihr

Th. Mommsen.



Gespenster in der Kunst und in der Wissenschaft.[1]

Von

Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien).

Die Kunst unsrer Vorfahren hat die Irrlehre von dem Vorhandensein von Geistern bewußt oder unbewußt zu ihren Zwecken ausgebeutet, und auch Shakespeare, der klare Zeit- und Denkgenosse Bacos, hat dieses Kunstmittel in seinem „Hamlet", in „Macbeth", in „Richard III." und „Julius Cäsar" nicht verschmäht. Seine Geister und Hexen verkörpern jedoch nur Vermutungen, Gedanken, Empfindungen und Strebungen, die im Geiste und in dem Gemüte seiner Helden wurzeln, und es wäre einem gewandten Bearbeiter nicht schwer, fanatisch-ungläubigen Zuhörern zu Gefallen die „Geister" auszuschalten und sie in der Form von Monologen in „Stimmen aus dem Seelenbinnenleben" zu verwandeln.

Auch die Darstellung der Verkommenheit im Sinne des heute viel mißbrauchten Wortes „Degeneration" hat in allen ihren Formen von jeher in der Kunst den künstlerisch berechtigten Raum gefunden.

Auch die Tragweite und die Tragik der Krankenstube ließen die großen Meister sich nicht entgehen von Ajax Oileus und Thersites angefangen bis auf Ophelia und Gretchen, auf Lear, den „kontrakten" dritten Richard, auf das kataleptische Käthchen von Heilbronn und die „Nachtwandlerin" und so weiter.

Trunksucht und Ausschweifungen sind wohl nie besser dargestellt worden als durch den großen englischen Seelenkundigen in den Falstaffscenen. Freilich hat der Dichter mit tiefer Menschenkenntnis den „Alkoholismus" dieser Gesellschaft als eine zugehörige Eigenschaft dieser Leute erkannt und geschildert, während medizinischen Buchgelehrten, die den entarteten Menschen schildern, ohne den gearteten zu kennen, gedankenlos das Laster als etwas von außen Hineingetragenes betrachten und als „Folgen" schildern, was Zusammenerlebnis ist.

Velasquez hat mit großer Liebe in seinen „Hofzwergen" und in den „Bravos" die „gezeichneten" (stigmatisierten) Menschen geschildert, ohne je die künstlerische Vernunft, das ist das künstlerische Gewissen, das ist den Geschmack zu verletzen. Die Henkersgestalten auf den Augsburger Meisterwerken des älteren Holbein zeigen vielleicht noch in eindringlicherer Weise als die Bilder des spanischen Meisters, wie fein künstlerische Beobachtung und künstlerisches Können die Wahrzeichen des verkommenen Menschen festhalten und darstellen können. Ein

---

[1]) Prof. Dr. Benedikt in Wien will die Güte haben, eine Reihe von Fragen im Lichte von Kunst und von Wissenschaft in der „Deutschen Revue" zu veröffentlichen. Der obige Artikel bildet den ersten Abschnitt dieser Betrachtungen.

Die Redaktion.

Shakespeare konnte sich auch in die Pfütze eines öffentlichen Hauses wagen, wie im „Perikles“. Aber sein Plein-air des Schmutzes ist mit Murilloscher Beleuchtungspoesie durch die Gestalt seiner Heldin überstrahlt. Es ist nicht der Verismus einer dichterischen, sittlich perversen Mittelmäßigkeit, die mit Wollust tendenziös, im Schmutze wühlt.

Den Einfluß angeborener Verhältnisse, wie die der Rasse zum Beispiel, hat wieder Shakespeare in seinem Othello und Shylock unvergleichlich dargestellt.

In allem, was Menschenkunde und Menschenschicksal betrifft, im Erfassen alles Hoffens, des stillbaren und unstillbaren Sehnens der Menschheit, eilt überhaupt die Kunst, besonders die Dichtkunst, der Wissenschaft voraus.

Andrerseits muß sich die Kunst der Ergebnisse der Wissenschaft und ihrer obersten Erkenntnisse bemächtigt haben, damit diese dauerndes Eigentum der Massen und der Menschheit werden. Es waren große Dichter, welche die obersten Erkenntnisse und Vorstellungen langwieriger Denkkunst in Volksreligionen umschufen, und die Kunst in allen ihren Formen war nötig, um sie zu einem lang andauernden Besitze zu machen. Es war ein schwerer taktischer Fehler des Mosaismus, auf die Mithilfe der bildenden Künste zu verzichten.

Die Kunst hat aber auch die Macht, eine Weltanschauung im Herzen und im Kopfe des Volkes noch lange zu erhalten, wenn sie sich im Kopfe der Denker bereits überlebt hat. Ohne ihre herrlichen Tempel, ohne ihre Statuen und Reliefs hätte das klassische Heidentum längst abgewirtschaftet, und alle Imperatorenmacht hätte den viel rascheren Zusammenbruch dem andrängenden Christentum gegenüber nicht verhindert. Jede Weltanschauung ist im Abwirtschaften begriffen, sobald sie aufhört, strotzender seelischer Nährboden für die Kunst zu sein. Die langandauernde, unterdrückende Uebermacht durch die Zurückgebliebenen und Beteiligten kann das Auge des Fernsehenden keinen Augenblick trüben.

Aber nicht bloß die obersten Erkenntnisse, auch untergeordnete bedürfen der Macht der Kunst, um aus den Schwankungen gelehrter Meinung dauernd in den geistigen Besitzstand der Menschheit zu gelangen.

Die zeitgemäße Wissenschaft hat die Lehre vom Guten und Bösen und vom Erkranken und vom Verkommen aus inneren Keimen heraus völlig umgestaltet, und vor allem der Dichter, der von seinem Standpunkte Verkünder der Lehre des Menschenseins ist, mußte sich ihrer bemächtigen.

Die Kunde von der kranken Seele mit ihrer neuen wissenschaftlichen Beleuchtung, die Gesellschaftslehre mit ihrer Erkenntnis des Einflusses der Gesamtheit auf das Denken, Fühlen und Handeln des Einzelnen, die tiefe Einsicht in die Macht der Verhältnisse, welche Gesellschaftslehre und Geschichtsforschung geliefert haben, die Sorgfalt, mit welcher letztere den Werdensvorgang im Gewordenen bloßlegt, bilden einen strotzenden Nährboden für die Dichtkunst, und Henrik Ibsen zählt vor allem zu den Meistern, welche auf diesem Boden glücklich geerntet haben.

Die eine von den Aufklärungen, welche die moderne Wissenschaft über das Schicksal der Menschen geliefert hat, ist die Lehre von der Erblichkeit, und somit ist ein „Gespenst" für die Menschen von heute und eine neue Form von Schicksalstragödien entstanden.

Kann man sich etwas Tragischeres denken als eine Mutter, die ihre Kinder mit dem Bewußtsein betrachtet, daß sie einen furchtbaren Keim von Erblichkeit in sich tragen? Und wie schrecklich ist der Moment, wenn sie den ersten Ausbruch dieses Schrecksals erkennt! Am tragischsten würde sich freilich das Schicksal für den Erben stellen, wenn nicht zum Glück bei den meisten Menschen der Optimismus, das meist allmähliche Auftreten und das lange Verkennen des Leidens die Schrecken der Zukunft verhüllen würden, und wenn nicht gerade für die schlimmste Form von den ererbten Krankheiten — für die paralytische Geistesstörung im engeren Sinne — das Verhältnis bestünde, daß die Kranken selbst kein Krankheitsgefühl haben.

Es wäre ganz sonderbar, wenn die Dichtkunst sich die Tragik der Erblichkeit hätte entgehen lassen. Vom Dichter und Künstler überhaupt darf man aber keinen klinischen Verismus verlangen, und er braucht ihn nicht und soll ihn nicht gebrauchen.

Den Fanatikern des Verismus rufen wir vor allem zu, daß ein voller Verismus in der Kunst gar nicht möglich ist; Idealismus in Bezug auf Ort und Zeit sind gar nicht zu umgehen. Selbst in der Landschaftsmalerei ist eine bestimmte Form und ein bestimmter Moment der Beleuchtung unumgänglich, und das „veristischste" Landschaftsbild kann die Landschaft treu nur für einen bestimmten Augenblick darstellen.

Am ergreifendsten hat Ibsen in den „Gespenstern" die Tragik der Erblichkeit dargestellt, und für seine klinischen Sünden machen wir ihn nicht verantwortlich. Es ist wahr, daß der Paralytiker kein Krankheitsgefühl hat, aber viele sonstige Geisteskranke fühlen mit Schrecken das Herannahen der geistigen Umnachtung, und viele enden durch Selbstmord. Es ist dem Dichter erlaubt, den Zug von andern Formen zu entlehnen, und es ist zugleich eine Warnung für den Dichter und Darsteller, bei der Vorführung solcher Krankheitszustände nicht zu sehr ins einzelne zu gehen. Stilistische Andeutung ist hier mehr Kunst als virtuose Ausführung. Der Paralytiker im Beginne hat nicht die Gedankenleere, wie sie Ibsen seinem Helden andichtet, sondern eine Unruhe im Denken und Schaffen, die meist jede fertige Produktion unmöglich macht. Interessant war mir die Beobachtung Makarts auf der Höhe seines geistigen Verfalls. Unbegründet ist auch die Form der erblichen Uebertragung durch eine bestimmte Krankheit von seiten des Vaters.

Ich erwähne diese klinischen Irrtümer, um die Darsteller des Ibsenschen Helden zu warnen, im Verismus zu weit zu gehen und dem Beispiele des genialen Zacconi zu folgen. „In dem, was er weise verschweigt, zeigt sich der Meister des Stils!" Jeder Schauspieler solle fechten lernen, sagt Goethe; geschmacklos wäre es, wenn ein Schauspieler eine Rolle nur spielte, um seine

Fechtkunst zu zeigen. Das „Können“ eines Künstlers muß im Dienste der Kunst stehen, aber niemals Endzweck sein.

Es sei beiläufig erwähnt, daß die Wissenschaft die Zahl der erblichen Fälle übertrieben hat, weil ein zeitgenössisches Schlagwort und eine zeitgenössische neue Beleuchtung und Aufdeckung von Thatsachen immer zu Ausschreitungen führt. Doch lehrt die Wissenschaft genug des Bedeutsamen. Die Kunst muß der Wissenschaft zu Hilfe kommen, um die Wahrheiten der Erblichkeitslehre ins allgemeine Bewußtsein zu bringen, um die Gefahren der Vererbung zu mindern und zu heben, und die Kenner der Wissenschaft haben die Pflicht, die festgestellten Lehren zu verbreiten, um eine unheilverhütende Gesetzgebung vorzubereiten. Es möge daher hier zunächst die Mechanik der Erblichkeit von Krankheiten auseinandergesetzt werden.

Wir und unsre Organe sind für eine bestimmte Lebensdauer angelegt, und bei den Leistungen der Organe wird immer nur ein geringer Teil der fürs Leben aufgespeicherten Kräfte in Leistung umgesetzt. Jede Schädigung der aufgespeicherten Kräfte durch Mißbrauch, Erkrankung und Vergiftung kürzt die Lebensdauer einzelner Organe ab, und dadurch wird die Gesundheit gefährdet oder der ganze Organismus seinem Ende zugeführt. Wir finden aber, daß die einzelnen Organe von Geburt aus und oft durch Erblichkeit dazu verurteilt sind, in einer bestimmten Lebensepoche einen Entartungsprozeß einzugehen, obwohl sie bis dahin scheinbar gesund sind. Solcher Art ist zum Beispiel die erbliche krebsige Entartung. Bei andern Menschen sind bestimmte Organe durch Erblichkeit verurteilt, den andern Organen voran greisenartig zu entarten, und es spielt sich gewöhnlich kein einfacher Rückbildungsvorgang ab; die Körperteile entarten vielmehr in krankhafter Form, weil der Rückbildungsvorgang unter Leistungszwang vor sich geht. In dieser Weise sind die meisten erblichen und angeborenen Entartungsprozesse im Nervensystem anzusehen, vor allem die erbliche, angeborene sogenannte „allgemeine Paralyse“ und die Rückenmarksschwindsucht. Es sei hier bemerkt, daß Krankheiten und Vergiftungen diese Entartungen beschleunigen und vielleicht selbst hervorrufen können; im allgemeinen aber können wir sagen: der Paralytiker und der Tabetiker werden geboren und nicht erzogen.

Eine Reihe andrer derartiger ererbter und angeborener Erkrankungen werden mir auf die Welt gebracht oder kommen frühzeitig zum Ausbruch; wir erwähnen vor allem die hinfallende Krankheit.

Die letztgenannten drei Krankheitsformen sind aber wahre „Gespenster“, die in den Familien umgehen und Verheerungen anrichten, und das Gesetz soll endlich eingreifen, um sie zu bannen.

Daß zu nahe Blutverwandtschaft eine Gefahr für die Nachkommenschaft sei, war schon im grauen Altertum bekannt, und die Erfahrung hat ihr Echo in der Ehegesetzgebung gefunden. Da die Verhältnisse nicht immer dieselbe Gefahr einschließen, hat man die „Dispens“ erfunden. Sonderbarerweise giebt aber nicht eine Sanitätsbehörde, sondern vielfach die Kirche oder eine Laien-

behörde die Erlaubnis. Hoffentlich wird dieses in der künftigen Ehegesetzgebung der fortgeschrittenen Staaten im Sinne der Vernunft geändert werden. Eine solche Gesetzgebung wird aber auch die Gesetze der Erblichkeit in ihren Bereich ziehen müssen; sie muß belastende Erkrankung als Ehehindernisse festsetzen, und die Standesbehörde muß durch die Anzeigepflicht der Aerzte in den Stand gesetzt werden, ihres Amtes zu walten.

Ein zweites zeitgenössisches „Gespenst“ ist der Alkoholismus, das ist die Trunksucht und die eigenartigen Säufererkrankungen. Wir sind zwar nicht schlimmer als unsre Vorfahren, aber wir sind heute über unser „Schlimmsein“ und seine Folgen aufgeklärter. Die Kunst wird der überspannten Temperenzelei nicht Gefolge leisten; der Künstler wird hier lieber unterspannt bleiben. Wein und Gesang werden ewig Geschwister bleiben, und der Künstler wird stets eher an der Darstellung von Bacchanalen als an der von Limonadengesellschaften seine Freude haben. Ich zweifle auch, daß große Gedanken und wissenschaftliche Thaten häufig entstanden wären, wenn die Nerven jegliche alkoholische Anregung entbehrt hätten. „Die Kunst kann nicht trocken“ sein, und der Wissenschaft hat eine weise Anfeuchtung gewiß nicht geschadet. Wo die Trunksucht Volkslaster ist, hat die überspannte Enthaltsamkeit eine taktische Berechtigung. Die zeitgenössische Wissenschaft hat das Wesen des Alkoholismus außerordentlich aufgeklärt und besonders die verhängnisvollen mittelbaren und unmittelbaren Folgen für die Nachkommenschaft dargelegt. Es ist aber nicht zu leugnen, daß Stubengelehrsamkeit durch falsche Schlußfolgerung eine große Verwirrung in die Rechtspflege hineingetragen hat. Zunächst wurde dem Alkoholismus eine viel zu bedeutende Rolle für Entartungskrankheiten und für geistige, sittliche und körperliche Entartungszustände zugeschrieben. Man hat vergessen, daß die Trunksucht oft nur eine Anfangs- oder Teilerscheinung dieser Krankheiten und Zustände ist. Weiter hat man aus der Thatsache, daß das Bewußtsein und der Thätigkeitstrieb im Rauschzustande verändert sind, den gemeingefährlichen Schluß gezogen, daß durch die veränderte Besinnlichkeit und die veränderte Willensrichtung die Strafbarkeit für gemeinschädliche Thaten, die in einem solchen Zustande begangen werden, aufgehoben sei, während man die Trunksucht als solche als straffällig anerkennt. Solange aber bei einem Trunksüchtigen nüchterne Momente vorhanden sind, so daß er die Handlungen und ihre Folgen im trunkenen Zustande kennt und zu beurteilen versteht, fängt die gesetzliche Verantwortlichkeit mit dem Beginne des Trinkens an, und wenn trotz des individuellen Bewußtseins von der Gefährlichkeit des eignen Trunkenheitszustandes jemand dem Laster nicht widersteht, so ist die Straffälligkeit für die begangenen gemeingefährlichen Thaten eher eine erhöhte als eine verminderte. Mit Recht verhöhnen solche Leute die Männer der Wissenschaft, die bereit sind, sie immer wieder für unzurechnungsfähig und straflos zu erklären. Daß der Nachweis alkoholischer Krankheitserscheinungen an der Sache nichts ändert, solange noch nicht andauernde Geistesstörung außer des Rausches vorhanden ist, sollte sich von selbst verstehen. Auch der Nachweis der angeborenen und ererbten Entartung ändert nichts an der Sach-

lage. Trunksucht ist ja häufig bloß eine Teilerscheinung der Entartung, und für die entarteten Thaten der Entarteten sind die Gefängnisse in erster Linie erbaut; die Irrenhäuser gehören für die Geisteskranken und allenfalls für die Entarteten, wenn sie voll geisteskrank sind. Nur eine zufällige Trunkenheit kann als ein mildernder Umstand angesehen werden. Ist einmal bleibende geistige Störung vorhanden, dann ist der geisteskranke Alkoholiker wie ein andrer Geisteskranker zu behandeln, und die Schuld der That fällt zumeist auf die Gesellschaft, welche nicht zeitig genug den Trunksüchtigen in einem Trinkerasyle unschädlich macht und ihn vor allem nicht hindert, noch bevor er völlig geistesgestört ist, entsetzliche gesellschaftsfeindliche Keime in die künftige Generation hineinzutragen.

Eines andern Gespenstes der modernen Gesellschaft, nämlich der Lustseuche, haben sich die Dichter ebenfalls als einer Art von Fatum bemächtigt, und sie haben durch wissenschaftliche Verirrungen diese Geißel der Menschheit weitaus greller gemalt, als sie in Wirklichkeit ist. Daß die Krankheit des Vaters Ursache von Spätkrankheiten des Kindes sei, ist noch zu fraglich, um als dramatischer Deus ex machina verwertet zu werden.

Die Seuche hat in früheren Jahrhunderten schwerer gewütet als heutzutage. Die fortgeschrittene Heilkunde und die weitgediehene hygienische Vorsorge haben die Sturmflut des Uebels eingedämmt. Dennoch ist das Uebel für das Gedeihen des menschlichen Geschlechts groß genug, und es muß die Erkenntnis in das allgemeine Bewußtsein hineingetragen werden, daß die moderne Gesetzgebung die Aufgabe hat, alle jene Schädlichkeiten ferne zu halten, welche die Gesellschaft geistig, moralisch und physisch vergiften. Das Beispiel, das ein nordischer Staat gegeben, indem er den Aerzten die gesetzliche Anzeigepflicht auferlegte, ist nachzuahmen und nicht bloß auf die eigentliche Lustseuche zu beschränken, sondern auch auf eine andre Krankheitsform, die gewissenlos in die Ehe hineingetragen wird und unendliches Ach und Weh über die schuldlosesten Frauen herbeiführt.

Es ist zwar eine allgemeine Erfahrung, daß Uebelstände am besten durch eine übertriebene Beängstigung der Menschheit bekämpft werden, doch sei hier noch einmal betont, daß die Anschauung mancher Kliniker über die Beziehung der Lustseuche zu den Degenerationskrankheiten eine übertriebene und sachlich-logisch nicht gerechtfertigt ist. Selbst wenn die Seuche wirklich die Ursache der genannten Krankheiten wäre, so müßte doch hervorgehoben werden, daß nur eine außerordentliche Minderzahl der Verseuchten von jenen Krankheiten befallen wird.

Mit voller Kraft hingegen muß eine Bewegung gebrandmarkt werden, welche die Mittel gegen die Ausbreitung und für Verhütung des Uebels bekämpft. Wir meinen die fanatische Bewegung gegen die sicherheitspolizeilichen Maßregeln, die in England nicht ohne Erfolg von bornierten Frauenrechtlerinnen in Scene gesetzt wurde und der sich nicht minder bornierte Genossinnen auf dem Kontinent angeschlossen haben. Wenn es nicht noch andre triftige Gründe gäbe, um vernünftige Männer, die ein volles Herz für die Frauenrechte haben, abzuschrecken, mit diesen einseitigen Fanatikerinnen Gemeinschaft zu pflegen, so wäre es die

genannte Bewegung. Früher waren es frömmelnde hohe Damen, welche dem gesunden Menschenverstande in die Zügel fielen; jetzt sind es engegeistige Agitatorinnen, welche die Tragweite ihres Handelns nicht zu beurteilen verstehen.

Es ist hier am Platze, noch eines andern Gespenstes zu gedenken, das die Menschheit heute mehr als je beunruhigt, nämlich der unnatürlichen Unzucht, deren Kenntnis durch gewissen- oder kritiklose, nach Popularität haschende Gelehrte ganz unnatürlicherweise in die weitesten Kreise getragen wurde. Das schlimmste dabei ist, daß dadurch die verkehrteste Form der Sittenlosigkeit weiter verbreitet wurde und die Rechtsanschauungen und die Rechtsempfindungen selbst der aufgeklärtesten Kreise gefälscht wurden. Als im vorigen Jahrhundert in Paris eine Reihe von Mördern und Dieben zugleich mit Verbrechern gegen die Sittlichkeit hingerichtet werden sollte, erbaten sich die ersteren vom Gerichtshof die Gnade, es möge ihnen die Schande erspart werden, mit letzteren zugleich in den Tod zu gehen. Der Gerichtshof gab dem Begehren Folge, und wir müssen gestehen, daß das Gefühl menschlicher Würde jener Mörder und Gewohnheitsdiebe ein gesünderes war als die heute durch falsche Propheten verkündeten Lehren. Selbst in den Tagen des vergötterten Antinous hat sich die sittliche Verkehrtheit nicht so schamlos in die Litteratur und Wissenschaft hineingewagt, als es heute von Verworfenen geschieht, welche ihre Verkommenheit, die tief unter der tierischen Natur steht, in Streitschriften verfechten. Zum Troste der Menschheit sei es verkündet, daß die wirklich angeborenen Fälle zu den großen Seltenheiten gehören, daß die meisten Sünder Verführte und Gefallene sind, die zunächst aus den oberen Ständen der Müßiggeher hervorgehen, die sittliche Seuche in weitere Volksschichten hineintragen und dort mit dem Abhub der Menschheit zusammentreffen. Wenn die Gefallenen sich als „geborene“ Unglückliche hinstellen, so verdanken sie es der Belehrung durch die genannten Bücher.

Die Verderbtheit wächst, wo sie auftaucht, in geometrischem Verhältnisse und wird durch offizielle Konnivenz aus Rücksicht für hochgestellte Persönlichkeiten gefördert. Als einst ein belgischer Psychopatholog dem damaligen Justizminister Le Jeune auf einem Kongresse in Antwerpen in meiner Gegenwart klagte, daß diese Art von Laster in Belgien ungemein überhandnehme, sagte der Minister, er wisse nichts davon, und fragte mich, was ich von der Sache denke. Ich antwortete: wenn er nach Brüssel zurückkehre, möge er den Polizeichef fragen, der werde vollkommen Bescheid wissen; die Justiz werde in dieser Frage überall geblendet, wenn sie nicht selber blind sein will.

Bestand doch selbst in Deutschland die Gefahr, daß die unnatürliche Unzucht als straffrei erklärt worden wäre, wenn nicht der gesunde Grundsatz bestimmte, daß das, was das Volksgewissen verurteile, nicht erlaubt werden dürfe.

Es ist Zeit, daß die Wissenschaft, die von neuen Erkenntnissen verwirrt wurde, zur Vernunft zurückkehre. Die intellektuelle wie die sittliche Vernunft sagen uns, daß auch der geborene Perverse, „der für seine That nichts kann“, nicht in die Freiheit gehöre. Aber auch nicht ins Irrenhaus. Folglich muß er

im Gefängnis unschädlich gemacht werden. Wir brauchen und sollen — aufgeklärt über seinen Zustand — keinen Haß gegen ihn empfinden, wir können ihm Mitleid schenken, aber wir müssen mit Eifer die Gesellschaft schützen. Ein solcher Unglückseliger in der Gesellschaft richtet viele ohne Not zu Grund. Die Nachsicht gegen einen wird zum Verbrechen gegen viele. Die Lasterhaften bilden eine mächtige Verschwörung gegen die Gesellschaft, und diese gemeingefährliche Association muß unerbittlich verfolgt werden, wie seiner Zeit der Templerorden, dessen Mitglieder sich unverhohlen als Bekenner, Vertreter und Verbreiter der sittlichen Irrlehre bekannten.

Vergessen wir übrigens nicht, daß zwischen Trieb und That noch die Scheidewand des Gewissens steht und die Heilkunst wenigstens die Macht hat, den Unheilbaren vor der Missethat zu schützen, wenn er selbst geschützt sein will.



Die wahre Bastille.

Von

Frantz Funck-Brentano.

I.

Die Legende und die Archive.

„Die Bastille," schreibt Saint-Foix, „ist eine Feste, die, ohne stark zu sein, dennoch eine der gefürchtetsten von Europa ist und über die ich nichts sagen werde." — „Es ist sicherer," sagte man sich in Paris, „darüber zu schweigen als davon zu sprechen."

Am äußersten Ende der Rue Saint-Antoine, am Eingang des Faubourg, erhoben sich die acht finsteren, massiven Türme, deren breite Grundmauern von einem schmutzigen Wasser bespült wurden. Da und dort waren sie von engen, mit Eisen vergitterten Fenstern durchbrochen. An der Spitze waren sie mit Schießscharten versehen. Nicht weit vom Marais entfernt, dem reichen und fröhlichen Stadtviertel, und in der Nähe des Faubourg Saint-Antoine, des geschäftlichen und von summendem Getriebe erfüllten Viertels, bildete die Bastille, finster und still, einen ergreifenden Gegensatz zu ihrer Umgebung. In seinen „Nuits de Paris" giebt Restif de la Bretonne den allgemeinen Eindruck folgendermaßen wieder: „Sie war ein Schreckbild, diese gefürchtete Bastille, und wenn ich allabendlich durch die Rue Saint-Gilles ging, wagte ich nicht, mein Auge auf sie zu werfen."

Ihre finsteren Türme hatten ein geheimnisvolles, unheimliches Aussehen und die Regierung des Königs umgab sie mit Geheimnis. Des Nachts fuhr eine Mietkutsche mit heruntergelassenen Rollvorhängen über die Zugbrücken, und von Zeit zu Zeit konnte man in nächtlichem Dunkel Leichenzüge, vage Schatten, die beim Scheine einer Fackel an den Mauern hinhuschten, lautlos herausziehen sehen. Wie viele von denen, die da hineingekommen sind, hat man wiedergesehen? Und wenn man durch Zufall einen ehemaligen Gefangenen traf, so war seine Antwort auf die erste Frage, daß er bei seiner Entlassung schriftlich das Versprechen abgegeben habe, nichts von dem, was er gesehen hatte, zu offenbaren. Ein solcher ehemaliger Gefangener hatte übrigens nie Wichtiges gesehen. Den Wächtern war gebieterisches Stillschweigen auferlegt. „An diesem Orte ist jede Aussprache verpönt," schreibt Frau v. Staal, „und alle Personen, mit denen man in Berührung kommt, zeigen eine so zurückhaltende Miene, daß man es sich nicht einfallen läßt, auch nur die geringste Frage an sie zu richten." — „Der erste Artikel ihres Gesetzbuches," sagt Linguet, „ist undurchdringliches Geheimnis, und dieses umgiebt alle ihre Verrichtungen."

Man weiß, wie sich die Legenden bilden. Bald sieht man sie erstehen, wie sich farbenprächtige Blumen im Sonnenschein entfalten: man sieht sie erstehen in dem strahlenden Glanz, der das Leben der Helden umgiebt. Der Mann selber ist bereits ins Grab gestiegen, die Legende aber überlebt ihn, sie folgt seinem Wandel durch die Zeit wie der Lichtstreifen dem Meteor, und bald wächst sie, breitet sich aus und wird immer strahlender, glänzender: Themistokles, Leonidas, Alexander, Cäsar, Karl der Große, Napoleon. Oder aber, im Gegenteil, bildet sich die Legende in abgelegenen Winkeln, wo nur Dunkel und Schweigen herrschen. Da haben Menschen gelebt und haben leiden müssen. Ihre Klagen sind in enger Abgeschiedenheit verhallt. Die einzigen Ohren, die sie aufgefangen haben, sind härter gewesen als die steinernen Mauern.

Diese Klagen, die keine menschliche Seele vernommen hat — die alles umfassende Volksseele nimmt sie auf und giebt sie mächtig verstärkt wieder. Und es dauert nicht lange, da durchzieht die Volksseele ein Hauch von unwiderstehlicher Gewalt, ähnlich den Stürmen, die die rollenden Wogen in die Höhe peitschen. Das gleicht dann dem entfesselten Meer mit tosender, schrecklicher Brandung, das alle Dämme niederreißt.

In einem Brief, den der Major der Bastille, Chevalier, an den Polizeilieutenant Sartines gerichtet hat, sprach er von all den Geschichten, die allgemein über die Bastille verbreitet waren. „Obgleich sie ganz falsch sind," sagte er, „halte ich sie doch für gefährlich dadurch, daß man sie sich seit mehreren Jahren im Königreich immer wieder erzählt." Die Ratschläge Chevaliers wurden nicht gehört. Das Geheimnisvolle blieb die Regel in der Bastille und bei allem, was sie berührte. „Die Milde der Sitten und der Verwaltung," schreibt La Harpe, „hatte zum großen Teil die unnötigen Härten verdrängt; diese hatten sich aber in der Einbildung des Volkes erhalten, aufgebauscht und verstärkt durch Erzählungen, die die Leichtgläubigkeit und der Haß willig aufnehmen." Bald

erschienen die Memoiren von Latude und von Linguet. Latude verschwieg seine schweren Vergehen, um in Flammenzügen seine langwierigen Leiden zu schildern. Linguet mit seinem seltenen Schriftstellertalent lieferte von der Bastille das düsterste Gemälde; er faßte sein Pamphlet in folgendem Satz zusammen: „Nur vielleicht in der Hölle noch giebt es Qualen, die sich mit denen in der Bastille annähernd messen können.“ Zu gleicher Zeit richtete der große Mirabeau seine kraftvolle Rede gegen die lettres de cachet, die willkürlichen Verhaftsbefehle. Diese Schriften fanden einen ungeheuern Wiederhall. Die Revolution brach aus, die Bastille wurde genommen. Die finsteren Türme stürzten Stein um Stein unter der Haue der Erstürmer zusammen, und als wenn sie das Piedestal des Ancien Régime gewesen wären, fiel auch dieses mit Krachen vollständig ein.

Einer der Säle der Bastille enthielt in sorgfältig geordneten Mappen die ganze Geschichte der berühmten Festung vom Jahre 1659 an, dem Zeitpunkt, zu dem man begonnen hatte, dieses kostbare Archiv anzulegen. Hier waren die Dokumente vereinigt gewesen, die sich nicht nur auf die Gefangenen der Bastille bezogen, sondern auf alle Personen, die auf Grund einer lettre de cachet eingesperrt oder von einem Verbannungsbefehl betroffen oder nur innerhalb des Pariser Stadtbezirkes verfolgt worden waren. Dem Dokumentenarchiv waren Archivare zugeteilt, und diese hatten während des ganzen 18. Jahrhunderts mit Eifer und Einsicht an der Ordnung der Papiere gearbeitet, die beim Ausbruch der Revolution nach Hunderttausenden zählten. Das Ganze befand sich in musterhafter Ordnung; alles war klassifiziert und überschrieben. Der Major der Festung, Chevalier, war sogar beauftragt gewesen, nach diesen Papieren eine Geschichte der Gefangenen zu schreiben.

Die Bastille wurde genommen. Was ist in der Verwirrung aus den Archiven geworden? „Die Plünderung der Archive dauerte zwei Tage,“ schreibt Dusaulx, einer der von der Pariser Kommune zur Erhaltung der Bastille-Archive ernannten Kommissäre. „Als wir, meine Kollegen und ich, am Donnerstag den 16. in eine Art Verließ hinabstiegen, in dem die Archive untergebracht waren, fanden wir in den Gestellen die Mappen in schönster Ordnung, aber sie waren bereits geleert. Die wichtigsten Stücke waren daraus entfernt worden; der Rest lag auf dem Fußboden ausgebreitet und war im Hof und bis in die Gräben zerstreut.“ Für die Forscher blieb indessen immerhin noch eine Nachlese übrig. Die Aussage Dusaulx' wird von andrer Seite durchaus bestätigt. Restif de la Bretonne schreibt: „Ich verfügte mich nach der Bastille, um beim Beginn der Belagerung zugegen zu sein; aber alles war schon vorüber, die Feste war eingenommen. Wahnsinnige warfen die Papiere, für die Geschichte kostbare Papiere oben von den Türmen herab in die Gräben.“ Diese Papiere wurden zum Teil verbrannt, zum Teil auf andre Weise vernichtet, Register wurden in Fetzen gerissen und in den Kot geworfen. Die Menge war in den Raum innerhalb der Umfassungsmauer eingedrungen: die Forscher und Gelehrten beeilten sich, so viel wie möglich von den Dokumenten an sich zu nehmen, in denen man so viele packende Aufschlüsse glaubte finden zu müssen. „Von dem Sohne eines berühmten

Beamten wird erzählt," schreibt Gabriel Brizard, „daß er einen ganzen Wagen voll weggeschleppt habe." Villenave, damals siebenundzwanzig Jahre alt, aber bereits ein eifriger Sammler, hielt hier reiche Ernte für sein Kabinett, und Beaumarchais, der sich im Innern der eroberten Bastille befand, war in einer patriotischen Anwandlung darauf bedacht, eine gewisse Anzahl von diesen Papieren zu sammeln. Die am Tage der Einnahme und am darauffolgenden Tage den Archiven entwendeten Blätter wurden durch ganz Frankreich, durch ganz Europa zerstreut. Ein dicker Stoß fiel Peter Dubrowski, einem Attaché der russischen Gesandtschaft, in die Hände. Dieser verkaufte sie im Jahre 1805 mit seiner ganzen Sammlung an den Kaiser Alexander, worauf sie in dem Eremitagepalast untergebracht wurden. Heute sind sie in der Bibliothek von St. Petersburg aufbewahrt.

Glücklicherweise wurde vom fünften Tage an die Bewachung der eroberten Festung der Arkebusier-Compagnie anvertraut, und diese erhielt den Befehl, darüber zu wachen, daß keine Papiere mehr fortgeschafft würden. Am 16. Juli stürzten in der Wählerversammlung einige Mitglieder dieser auf die Tribüne und riefen: „Meine Herren, retten wir die Papiere! Es heißt, die Papiere der Bastille sind der Plünderung verfallen; beeilen wir uns, die Reste dieser alten Urkunden eines unerträglichen Despotismus zu sammeln, damit sie noch den fernsten Geschlechtern Abscheu einflößen können!" Diese Worte riefen einen unbeschreiblichen Jubel hervor. Schließlich wurde eine Kommission ernannt, die aus Dusaulx, de Chamseru, Gorneau und Cailleau bestand. Wir wollen den Berichten der damaligen Zeit folgen, in denen es weiter heißt: „Die Kommissare wurden vor der Bastille im Triumph empfangen. Bei den Beifallskundgebungen des von ihrer Mission unterrichteten Volkes wurden sie von zehn ausgezeichneten Gelehrten, Männern wie Brizard, Cubières, beschworen, sie in die berüchtigte Festung einzuführen, auf die sie von jeher nur mit Abscheu geblickt hatten." In der Bastille angelangt, mußte die Kommission die Wahrnehmung machen, daß sie etwas spät kam. „Viele Mappen waren leer und ein ungeheurer Haufen Papiere in vollständiger Unordnung."

Die Angelegenheit der Bastillenpapiere kam in ganz ungewöhnlicher Weise von einem Tag zum andern in die Mode. Die Wählerversammlung hatte Kommissare ernannt, um sie zu sammeln; La Fayette, der Kommandeur der Nationalgarde, gab im Bezirk Sainte Elisabeth ebenfalls Auftrag, sie zu sammeln; Bailly, der Maire von Paris, bestellte Dusaulx immer wieder, um sie zu sammeln. In der Konstituierenden Versammlung schlug der Graf von Châtenay-Lanty vor, die Pariser Gemeindevertretung aufzufordern, die in der Bastille gefundenen Papiere zusammenzubringen, damit sie geordnet, Auszüge daraus gemacht und durch den Druck veröffentlicht würden: „um durch die Lektüre in den Herzen der Franzosen für immer das Entsetzen über die willkürlichen Verhaftsbefehle und die Freiheitsliebe zu nähren". Dieses Buch sollte die Vorrede zur Verfassung werden. Endlich ergriff der Bezirk Saint-Roch die Initiative, bei den Wählern dafür einzutreten, daß die von Beaumarchais aus der Bastille entwendeten Papiere wieder dem Nationalgut einverleibt würden.

In der Sitzung vom 24. Juli wurde in der Wählerversammlung ein Beschluß gefaßt, der die Bürger, die unrechtmäßigerweise Papiere der Bastille besaßen, aufforderte, sie in das Hotel de Ville zurückzubringen. Von diesem Tage an wurden die entwendeten Papiere in reicher Zahl zurückerstattet. Als der Plünderung und der Vernichtung Einhalt gethan und man wieder im Besitz eines Teils der abhanden gekommenen Dokumente war, wurde die Masse Papiere an drei verschiedenen Orten untergebracht, um bald darauf im Depot von Saint Louis la Culture vereinigt zu werden. Am 11. November 1791 beschloß endlich die Kommune von Paris, die kostbaren Dokumente in der Bibliothek der Stadt selbst aufzubewahren. Diese Maßregel war um so glücklicher, als diese Ueberweisung, durch die die Aufsicht über die Papiere in die Hände von Gelehrten, richtigen Bibliothekaren, kam, keinen Umzug erforderte, denn die Bibliothek der Stadt befand sich damals in demselben Gebäude wie die Archive der Bastille, nämlich im Kloster von Saint Louis la Culture.

Auf die revolutionären Zeiten folgen ruhigere. Nachdem die Archive der Bastille so viel haben von sich reden machen, nachdem sie die Konstituierende Versammlung, die Wählerversammlung, die Kommune von Paris, die Presse, Mirabeau, La Fayette, Bailly, ganz Paris, ganz Frankreich beschäftigt haben, fallen sie einer vollständigen Vergessenheit anheim. Man verliert sie aus dem Gesicht, man verliert sie sogar aus dem Gedächtnis. Und im Jahre 1840 entdeckt sie ein junger Bibliothekar, François Ravaisson, in der Bibliothek des Arsenals, wo sie, jedem unbekannt, wie in einem wahren Verließ ruhten.

Auf welche Weise waren sie dahin verschlagen worden?

Ameilhon, Bibliothekar der Stadt Paris, war am 9. Floréal des Jahres V (28. April 1797) zum Konservator der Bibliothek des Arsenals ernannt worden. Von 1798 bis 1802 war er ermächtigt, von den aus konfiscierten Büchern und Manuskripten gebildeten litterarischen Depots das auszuwählen, was er für die neue Bibliothek für nützlich erachtete. Zweifellos hat Ameilhon zu dieser Zeit, wahrscheinlich in den ersten Monaten des Jahres 1798, die Archive der Bastille vom Hause Saint Louis la Culture in die Bibliothek des Arsenals schaffen lassen. Was geschah? Die Bibliothekare wichen erschrocken vor dem Haufen völlig ungeordneter Dokumente zurück, die sich auf mehr als sechshunderttausend Stück bezifferten. Man warf sie in ein staubiges Entresol und verschob es von Tag zu Tag, sie herauszuholen. So vergingen vierzig Jahre. Und wenn es vorkam, daß ein alter Liebhaber, Forscher oder Zudringlicher, der in seiner Jugend davon hatte sprechen hören, Einsicht von ihnen zu nehmen begehrte, so antwortete man ihm — ohne Zweifel in gutem Glauben — man wisse nicht, um was es sich handle.

Im Jahre 1840 traf es sich, daß der oben erwähnte Bibliothekar François Ravaisson seine Küche ausbessern lassen mußte. Man hob die Dielen des Fußbodens auf und bemerkte durch die klaffende Oeffnung eine Anhäufung von alten Papieren. Der Zufall wollte, daß Ravaisson in dem Blatte, das er von dem Haufen aufnahm und las, eine lettre de cachet erwischt hatte.

Er war sich sofort darüber im klaren, daß er den verlorenen Schatz wieder gefunden hatte.

Es bedurfte einer Arbeit von fünfzig Jahren, um die zerstörte Ordnung wieder herzustellen. Die Archive der Bastille stellen heute ein imposantes Ganzes dar, trotz der Lücken, die von der ewig bedauerlichen Feuersbrunst und Plünderung am 14. Juli herrühren. Die Verwaltung der Bibliothek des Arsenals hat eine Abschrift der aus der Bastille stammenden, heute in St. Petersburg aufbewahrten Dokumente erworben.

Ein jeder kann die Archive der Bastille in der Bibliothek des Arsenals, in den eigens für sie eingeräumten Sälen, besuchen. Mehrere Protokolle sind von den Flammen des 14. Juli durchlöchert worden. Der Einband ist ganz schwarz, die Blätter sind vergilbt. Die einzelnen Stücke in den Mappen sind numeriert; täglich werden sie von Forschern zu Rate gezogen. Auf Veranlassung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht ist ein Katalog darüber angefertigt und kürzlich veröffentlicht worden.[1])

An der Hand dieser Papiere ist das Dunkel, das auf der Bastille und den lettres de cachet lag, gelichtet worden. Die Legenden sind vor den Thatsachen der Geschichte zerstoben, und die Rätsel, die man, des vergeblichen Forschens müde, sich darein ergeben hatte, für unlösbar zu erklären, sie sind gelöst worden.

(Fortsetzung folgt.)



Die Epilepsie Napoleons I.

Von

Cesare Lombroso.

Keine Lebensgeschichte rechtfertigt mehr meine bekannte, anscheinend so wunderliche Theorie, nach welcher die Epilepsie eine der hauptsächlichsten Grundlagen des Genies ist, als diejenige Napoleons, weil er gewiß eines der vollkommensten Beispiele des Genies und zugleich des Verbrechens war, und weil er nicht nur die wenig bekannten Merkmale der geistigen Epilepsie, momentanen Verlust des Bewußtseins und ungerechtfertigte maßlose Heftigkeit, darbot, sondern auch jene allgemein bekannte Komplikation, die man die konvulsivische nennt.

---

[1]) Catalogue des Archives de la Bastille (9. Band des Catalogue des MSS. de la Bibliothèque de l'Arsenal). Paris, Libr. Plon, 1892—95, in 8⁰.

Es fehlt bei ihm auch nicht an einer Andeutung erblicher Ursache.

Es ist allgemein bekannt, daß die Epilepsie häufig von trunksüchtigen Eltern geerbt wird; nun war aber, wie er selbst Anton Marchi[1]) gegenüber bekannt hat, sein Vater dem Trunke ergeben, und jedenfalls starb derselbe jung an einer krebsartigen Krankheit; er war geistig beanlagt, aber ein Intrigant, und es gebrach ihm mehr oder minder an moralischem Gefühl. So verließ er Paoli, dessen Freund und Anhänger er gewesen, als dieser in die Verbannung ging, und wurde ein Anhänger der französischen Regierung. — Die Schwestern und besonders Pauline waren sittenlos, Pauline derart, daß sie sich nackt von Canova modellieren ließ; auch war sie hysterisch (Levy, Napoléon intime, S. 317); Lucien war geizig, egoistisch und dabei sinnlich, doch war die Mutter von ernstem Charakter, entschlossen, intelligent und herrschsüchtig.

Was die äußeren Merkmale anlangt, so war Napoleon klein von Statur, etwa 1,59 Meter, dagegen hatte er eine weite Armspanne, die für die Statur viel zu groß war, 1,67 Meter. Der Schädelumfang ist mit 56 Centimeter weit, doch über den mittleren nicht hinausgehend. Die Kopfform war mesocephalisch mit eingedrückten Schläfen, doch fehlte es, wie das bei Epileptischen und Verbrechern häufig vorkommt, nicht an degenerativen Unregelmäßigkeiten, zum Beispiel vor allem dem ungewöhnlich großen Unterkiefer mit dem allbekannten lemurischen Fortsatz, den ungewöhnlich großen Backenknochen und Augenhöhlenbogen und dem kümmerlichen Bart; dem Körper gebrach es an Verhältnis zwischen der oberen und unteren Hälfte, weil die Beine im Vergleich zum Rücken zu kurz waren. Der Körper war in die Schulterblätter eingeklemmt, der Rücken leicht gekrümmt.

Er litt an einer merkwürdigen Ueberreizung der Empfindung, weshalb er sich Zimmer und Bett bis zum Juni wärmen ließ. Er beklagte sich über Gerüche, wenn noch niemand sie bemerkte; er litt sehr häufig an einseitigem Kopfschmerz und hatte im Uebermaße das, was ich meteorische Sensibilität genannt habe, infolge deren er unter unvorhergesehenem Witterungswechsel litt, denselben im voraus empfand und dabei äußerst reizbar wurde, besonders an trockenen Tagen.

Er litt viel an Muskelzuckungen, wie sie bei Epileptischen sehr häufig vorkommen, besonders wenn er sich in Aufregung befand. Im Zorn bekam er Wadenkrämpfe. — Wenn er sich mit neuen Gegenständen beschäftigte, verdrehte er den rechten Arm und zog häufig die rechte Schulter in die Höhe; auch litt er an Lippenzuckungen und unfreiwilligen Kaubewegungen.

Von Jugend an hatte er epileptische Zufälle. So wurde er, als er auf der Schule zu Paris zur Strafe für eine Insubordination einen groben Anzug anziehen und auf den Knieen essen sollte, von einem so heftigen Krampfanfalle ergriffen, daß man ihm die Strafe erlassen mußte. (D. Norvin: Histoire de Napoléon. Paris, 1838, 1. Band, Seite 11).

---

[1]) Anton Marchi, Band 1, Seite 258.

In dem Mainzer Reisetagebuch von 1804, das von einer ungenannten Dame des Hofes geführt wurde und Aufnahme in Constants Memoiren gefunden hat, wird gesagt, Napoleon habe am 10. September an den Nervenkrämpfen oder seinen epileptischen Anfällen gelitten, denen er unterworfen gewesen sei. Josephine habe die Anwesenden zu Hilfe gerufen, und nach vielen Stunden der Angst sei der Anfall vorübergegangen, aber der Kaiser habe verboten, etwas darüber verlauten zu lassen. Die mehrstündige Beklemmung nach dem Anfall ist ein untrügliches Zeichen der Epilepsie.

Ein andres Mal sah Constant ihn in einem Zustande zwischen Epilepsie und Alpbedrückung sich im Bett winden, mit Erstickungsanfällen ringend und schreiend; mit Mühe aufgeweckt, sagte er, er habe von einem Bären geträumt, der ihn zerfleischt habe. — Klarer ist der Anfall, den Talleyrand sah. Im Jahre 1805 begleitete er den Kaiser nach Straßburg und gewahrte, wie dieser einmal nach Tische in das Zimmer Josephinens ging, dann hinausstürzte und ihn beim Arm ergriff; er fühlte sich von ihm in ein benachbartes Zimmer geschleppt, und nachdem er ihm verwirrt gesagt, er solle die Thüre schließen, sah er seinen Herrn wie tot niederstürzen. „Il gémissait et il bavait, il avait des espèces de convulsions qui cessèrent au bout d'un quart d'heure . . .“, und etwas weiter: „Il commença à parler, se réhabilla, nous recommanda le silence, et une demi-heure après il était sur le chemin de Carlsruhe“ (Constant. Mémoires, Band 2, Seite 16). Wie viele Epileptische hatte er einen schwachen Puls, achtundvierzig Schläge in der Minute und später sechzig. — Noch wichtiger sind die geistigen Anfälle; so erklärt Wolseley, bei Borodino sei ein militärisch durchaus richtiger Plan, dem der Erfolg sicher gewesen, nicht zur Ausführung gekommen, wegen einer thatsächlichen geistigen Lähmung Napoleons (Revue Bleue, 1814, Märzheft). Auch bei Dresden verhinderte ihn wie nach der Schlacht an der Moskwa ein unvermuteter Anfall daran, irgend einen Entschluß zu fassen, so daß er die Frucht einer jeden Schlacht verliert, besonders an der Moskwa, da er sich nicht entschließt, seiner Reserve Nachricht zu geben, die von den Generalen verlangt worden war, um die Russen zu verfolgen, und wenn er bis zu seinem dreißigsten Jahre ein Genie war, verfügte er sicherlich nicht mehr über seine volle Geisteskraft, als er von Warschau aus, gewissermaßen aus Verdruß darüber, daß er von Alexandria keine Antwort erhielt, den Plan eines Verheerungszuges gegen ein Volk faßte, das, durch und durch kriegerisch, zu seiner Verteidigung die Kälte, die Steppe und vor allem die stärkste Leidenschaft der Heimatliebe für sich hatte — und das von seiner Seite fast ohne jede Vorbereitung.

Er hatte aber auch vom Epileptiker den vollständigen Mangel an moralischem Gefühl, so daß er, wie Taine richtig sagt, den Eindruck eines großen Banditen machte.

So sagte er zu Cherasco zu einem savoyischen General, mit dem er über einen Waffenstillstand verhandelte: „J'avais envie d'exiger dans le traité que nous venons de conclure, un fort beau tableau de Gerhard Dow que possède

le Roi, et qui passe pour un des chefs-d'œuvre, mais je n'ai su comment placer un tableau dans un armistice, et j'ai crainte qu'il ne parût une nouveauté bizarre surtout ayant la forteresse de Coni pour pendant" (Al. Costa de Beaugerard). Es ist das genau die Sprache eines Banditen, wenn er den Herablassenden spielt, und so erwiderte er in Dresden in der Unterredung mit Metternich diesem auf die Bemerkung, daß der letzte Krieg ihm zweimalhunderttausend Menschen gekostet habe: „Was sind für mich zweimalhunderttausend Menschen!"

Schauderhaft und vollständig auf den Mangel an moralischem Gefühl hinweisend ist auch der geradezu offizielle Ausdruck in dem Bulletin des von den unermeßlichen russischen Niederlagen heimkehrenden Napoleon: „Der Gesundheitszustand des Kaisers ist nie besser gewesen." Kein asiatischer Despot würde selbst in der Zeit des Altertums irgend einen derartigen Ausdruck gestattet haben.

Frau v. Remusat berichtet, in einem Gespräch mit Josephine habe Napoleon gesagt: „Je ne suis pas un homme comme les autres, et les lois de morale et de convenance ne peuvent être faites pour moi" (Madame de Remusat, Mémoires). — Ganz wie die Räuber!

So soll Napoleon bei einer andern Gelegenheit, als er dem Bischof von Gent darüber Vorwürfe machte, daß dieser einen Eid nicht leisten wollte, weil er denselben als im Widerspruch zu einem andern, früheren stehend nicht mit seinem Gewissen vereinbaren konnte, geäußert haben: „Eh bien, Monsieur, votre conscience n'est qu'une folle" (D'Haussonville bei Taine in dem angeführten Werke).

Am Abend des 13. Vendémiaire sagte er, als er den Vorbereitungen zur Aufwiegelung der Sektionen anwohnte, zu Junot: „Ha, wenn die Sektionen mich zu ihrem Anführer machen wollten, würde ich sie in zwei Stunden in den Tuilerien installieren und alle die elenden Konventsmänner daraus vertreiben!" Fünf Stunden später führt er die Konvents- und die Pariser Kartätschenmänner an. Der richtige Condottiere, der sich nicht seinem Gefühl überläßt, sondern sich dem ersten ihm ein Angebot Machenden hingiebt.

*

Schon auf der Schule erwies er sich als zurückhaltend und falsch. Ein Oheim, ein würdiger Korse, stellte ihm eine glänzende Zukunft in Aussicht, weil er ein Meister der Lüge sei, ein Lob, das ihm später auch Metternich zukommen ließ.

Sein Cynismus ging so weit, daß er einer vornehmen verheirateten Dame, die er gerne verführt hätte, Oel auf das Kleid goß, damit er einen Vorwand habe, sich mit ihr in ein Nebenzimmer zurückzuziehen, wie das wohl ein Gasparone gethan haben würde.

Man muß schließlich die letzten Bände der „Korrespondenz" lesen, um zu sehen, wie an die Stelle der klassischen, monumentalen, cäsarischen Sprache, deren

er sich in seinen offiziellen Proklamationen bediente, eine cynische Sprache getreten war, eine Art Rotwelsch, wie es bei Banditen üblich ist: „Wenn meine Brüder dem heiligen Vater den ... küssen wollen, mögen sie es thun, ich thue es nicht.“ Und dabei ist zu bedenken, daß viele der schlimmern Briefe unterdrückt worden sind und nie mehr zu Tage treten werden.

„Ist es da zu verwundern,“ schreibt Taine, „wenn er sich in die Tänze einmischt, die Damen mit unziemlichen Worten anredet, sich in ihr Privatleben eindrängt und sogar der Kaiserin die Gunstbezeigungen enthüllt, die sie ihm mehr oder minder freiwillig haben zu teil werden lassen?“

Was aber schlimmer und verhängnisvoller, er bethätigt diese Züge auch in dem Verkehr mit den Souveränen und den Vertretern der auswärtigen Staaten und beschimpft und bedroht sie und enthüllt ihre wirklichen oder angeblichen Liebesintriguen in seinen Proklamationen, Briefen und Audienzen (die Bulletins 9, 17, 18 und 19 nach der Schlacht von Jena beschuldigen die Königin Luise ganz offen, sie unterhalte galante Beziehungen zu dem Kaiser Alexander von Rußland) und erblickt eine persönliche Beleidigung darin, daß sie sich der Hilfe dieser oder jener Persönlichkeit bedienen. Er verlangt schließlich von ihnen, daß sie ihre innern Gesetze seiner Stellung entsprechend abändern sollen, und versichert emphatisch, er habe nur einen geringen Begriff von einem Staate, der nicht im stande sei, Dinge zu verhindern, die einem befreundeten Staate nicht genehm seien.

Seine unbegrenzte Selbstsucht zeigte sich, als er in Aegypten und in Rußland die nur auf ihn angewiesene Armee im Stich ließ, um sich selbst zu retten. Und wenn er seine Brüder, Verwandte und Generale zu hohen Stellungen erhob, geschah das, weil sie unmittelbarere Werkzeuge in seiner Hand waren, die seine leuchtenden Strahlen weithin zurückwarfen und größer erscheinen ließen, und er hetzte sie in seinem Interesse in grausamer Weise gegen die Völker, er, der mit den Worten begann „meine Soldaten und meine Armee“, als er zum erstenmal in Italien abfiel, um dann zu sagen „meine Völker, mein Senat“ und zuletzt „meine Bischöfe, meine Kardinäle“.

„Um so lebhafte und so verschiedenartige Leidenschaften im praktischen Leben im Gleichgewicht zu halten, zu leiten und zu beherrschen,“ sagt Taine, „bedurfte es einer außergewöhnlichen Kraft, und diese Kraft fand Napoleon im Egoismus, aber nicht im trägen, sondern im thätigen und sich auf alles erstreckenden Egoismus, der bis zu dem Punkte entwickelt ist, daß er ein unbegrenztes und derartiges Ich schaffen kann, daß es in dem riesigen Herrschaftsbezirke, den es sich anmaßt, keine andre Existenz ertragen kann, wenn diese nicht ein Anhängsel oder ein Handwerkszeug der seinigen sein will.

„Dieser Egoismus war im Keime schon im Knaben vorhanden, weshalb dieser sich als ungefügig gegen jeden Zaum erwies, ohne Skrupel, ohne Gewissensbiß, keine Nebenbuhler duldete, denjenigen schlug, der ihm nicht huldigte, und dann seine Opfer anklagte, daß sie ihn geschlagen hätten.

„Er betrachtet die Welt wie ein leckeres Mahl, das für jeden zugerichtet

wird, weshalb man, um gut bedient zu werden, zwei lange Arme haben, zuerst zugreifen und den andern das lassen muß, was übrig bleibt.

„Der Mensch läßt sich nach ihm mit seinen eignen egoistischen Leidenschaften beherrschen, mit der Furcht, mit der Lüsternheit, mit der Eigenliebe und mit dem Ehrgeiz. Wer Widerstand leistet, geht zu Grunde. Von diesen Vorstellungen ließ Napoleon niemals ab und konnte das nicht, weil sie ihm von seinem Charakter eingegeben waren; er sah den Menschen so an, wie er ihn ansehen mußte.

„Der Egoismus spiegelt sich in seiner Herrschsucht wieder, von der er bis zur Bewußtlosigkeit ergriffen wird, und die Herrschsucht bringt ihn schließlich zu Fall. Er steht nicht an, Frankreich mit einer Geliebten zu vergleichen, die man ausnutzen muß. In der Ausübung der Gewalt duldet er weder Mittelspersonen noch Rivalen noch Grenzen noch Hemmnisse.

„Es genügt ihm nicht, daß der Beamte rührig und eifrig sei; nachdem er alles und jedes kritische Gefühl erstickt, muß der ganze Mensch ihm angehören — mit Leib und Seele; in der geringfügigsten Bemerkung vermutet und argwöhnt er eine Verschwörung oder ein Attentat gegen seine Majestät. Von dem Beamten aber fordert er jede Art der Dienstleistung, von der Fälschung der österreichischen und russischen Banknoten im Jahre 1809 und im Jahre 1812 bis zu dem Plan einer Höllenmaschine gegen die Bourbonen im Jahre 1814.

„Erkenntlichkeit ist ihm fremd; wenn ein Handwerkszeug ihm nicht mehr dient, wirft er es weg, und ebenso macht er es mit den Menschen.

„Mit einem derartigen Charakter ist ein gesellschaftliches Zusammenleben nicht möglich: der Friede ist für ihn ein Waffenstillstand, von dem man sich lossagt, um von neuem anzufangen; die Bevölkerungen ganz Europas, das von 1809 an durch Erfahrung klug geworden ist, werfen sich ihm daher entgegen.

„Napoleon war gewiß nicht der erste, der sein ganzes Leben lang nichts that als die Menschen zu vergewaltigen, andre haben das auch gethan, aber entweder aus einem nationalen oder einem dynastischen Beweggrund. Napoleon stellte, statt seine Persönlichkeit dem Staate unterzuordnen, die eigne Person dem Staate voran. Er achtet nicht des Kommenden und zieht die Gegenwart der Zukunft vor (wenn mein Nachfolger ein Dummkopf ist, ist das sein Schade). Er machte die Presse derart zur Sklavin der Zensur, daß statistische oder nationalökonomische Werke nicht erscheinen durften, wenn sie seine Unfehlbarkeit anzuzweifeln schienen. Wenn ich einen Lehrkörper errichte (schrieb er an den Staatsrat), ist mein Zweck dabei, ein Mittel zu erlangen, um die politischen und moralischen Ansichten zu leiten. Die Schule, sagt sehr richtig Renan in der „Revue des Deux Mondes“, 1892, die Schule ist die Vorhalle der Akademie. G. Giorio wanderte ins Gefängnis, weil er die Dekoration der Eisernen Krone keinen Ordensschmuck genannt hatte, und Lattanzio ins Irrenhaus, weil er gesagt hatte, Bonaparte wolle König von Italien werden. Napoleons Bruder Josef sagte, Bonaparte werde keinen ruhigen Augenblick mehr haben, wenn er voraussetzen solle, daß nach seinem Tode alles im ebenen Geleise fortgehen werde.

„Er stürzte Frankreich mit Gewalt ins Verderben, indem er es betrog, und indem er wußte, daß er es durch einen Vertrauensbruch betrog, der wie etwas Thatsächliches immer größer wurde, und durch seine Schuld vergrößerte sich der Zwiespalt mit seinem eignen Interesse, wie er es verstand, und mit dem Interesse der Allgemeinheit.“

Man sieht, auch hier zeigt sich der Charakter des Epileptikers, der sich später noch deutlicher ergeben wird.

*

Im Testament von St. Helena vom 25. April 1821 wird der Wunsch ausgesprochen, begraben zu werden „sur le bord de la Seine au milieu de ce peuple français que j'ai tant aimé“. Gewiß, Napoleon hat Frankreich geliebt, aber so, wie ein Reiter sein Pferd liebt. Wenn ihm dieses fällt, kümmert er sich mehr um den Schaden und das Lächerliche seiner Lage als um das Tier. — Napoleon wurde schließlich der Sklave seiner ungeheuerlichen Gedanken und seines schrankenlosen Ehrgeizes. Auch wenn der russische Feldzug nicht die schlimme Wendung genommen hätte, würde ein andres Unheil sich eingestellt haben. Um ein so außerordentliches Unternehmen glücklich durchzuführen, wäre eine außergewöhnliche Vereinigung von Kräften erforderlich gewesen; das Schicksal der Unterthanen Napoleons beschränkte sich auf die militärische Laufbahn oder den obligatorischen Verwaltungsdienst.

Im Jahre 1810 zählte man bei den Aushebungen schon sechzehntausend Fahnenflüchtige; im Jahre 1812 ging ihre Zahl über sechzigtausend hinaus.

Indessen erregte bei vier Millionen Opfern und einem doppelten Einbruch in das Ausland das zerrissene Frankreich, umgeben von einem bedrohlichen Kreise von Haß und Mißgunst, den Verdacht Europas. „Das ist das politische Werk Napoleons, die Frucht des vom Genie losgelösten Egoismus: in das Gebäude Europas führte wie in das Frankreichs der schrankenlose Egoismus einen Konstruktionsfehler ein.“ (Taine, Revue des Deux Mondes, 1886.)

Ausbrüche der Heftigkeit waren bei ihm wie bei den Epileptikern sehr stark. Er suchte, wie Bonfadini sagt, die Würde in brüskem Wesen, hielt seine Laune für moralische Gesetze, den Zorn für Gerechtigkeit und die Unverschämtheit für Wahrheit. Man erzählt, er habe Volney einen Fußtritt gegeben, als dieser gesagt: „Frankreich will die Bourbonen,“ und Berthier eine Ohrfeige, weil er ihn vor der Zeit als König von Frankreich begrüßt habe. Während der Friedensverhandlungen mit Graf Cobenzl zerbrach er diesem eine kostbare Vase und sagte: „Wie diese werde ich die Monarchie zerschmettern.“ Als bei Boulogne der Admiral seinem Willen entgegen sich weigerte, am Lande Neuigkeiten in Empfang zu nehmen, weil Sturm drohte — was ihm die Flotte rettete —, erhob er gegen diesen die Reitpeitsche, mit der er seinen Stallmeister zu traktieren pflegte. Diese Heftigkeitsausbrüche kamen auch ständig in seinen Dekreten vor. Er schrieb an den Prinzen Eugen: „Sie müssen auf die Befehle Seiner Majestät warten, auch wenn die Decke Ihres Zimmers einstürzte, und wenn Mailand in

Flammen stünde, müßten Sie es verbrennen lassen und auf näheren Befehl warten."

Einmal schmiß er seinen Bruder Ludwig gewaltsam zum Zimmer hinaus. In Dresden fragte er im Jahre 1813 in einem Augenblicke, in dem er ihn durchaus nötig hatte, Metternich brutal, wieviel ihm England dafür bezahlt habe, daß er dessen Sache in einer derartigen Weise vertrete.

Aeußerst ungeduldig, wie er war, schmeißt er Kleider, die er ungeputzt nicht gleich anziehen kann, ins Feuer; er schreibt nicht, sondern diktiert in fliegender Hast; wehe, wenn ihm einer nicht folgen kann; dann bricht er in Verwünschungen und Schmähworte aus, die seine Sekretäre herbeiwünschen und zu veranlassen suchen, um einen Augenblick auszuruhen.

Und dieses Ungestüm und dieser Jähzorn hafteten ihm von seiner Jugend her an.

Er rühmte sich Anton Marchi gegenüber (Band 1, Seite 352), daß er, als er noch ganz klein gewesen, keinen gefürchtet habe; er schlug und mißhandelte alle, namentlich seinen Bruder Joseph; dieser wurde einmal elendiglich durchgeprügelt und bekam dann noch den Vorwurf zu hören, daß er sich nicht freiwillig habe fügen wollen.

Kurz, er war, wie Taine sagt, ein Condottiere höheren Zuschnitts, der nur zwei Möglichkeiten hatte: den Thron oder die Gewalt, der mit einer unvergleichlichen Leichtfertigkeit und Brutalität seinen Scherz mit den Völkern, den Religionen und Regierungen treibt, mit Gewaltthaten, Verführungen und Bestechungen, freundschaftlich, mehr aber noch fürchterlich wie eine Pantherkatze, die inmitten von Beutegegenständen losgelassen wird.

Seine Intelligenz war eine riesige, eine ungewöhnliche Vereinigung von Geisteskraft in ihrer Größe (Marbot giebt darüber ein zuverlässiges Zeugnis, Memoiren, 3. Band); er besaß eine außerordentliche Spannkraft der Nerven und bewältigte eine Arbeit, die unglaublich schien. Er blieb 10 bis 12 Stunden zu Pferde, sich überanstrengend und kaum 4 bis 6 Stunden schlafend, und das nicht einmal hintereinander, indem er bei den Signalen aufwachte, um gleich darauf wieder einzuschlafen, und das am Vorabend der Schlacht, die ihn den ganzen Tag im Sattel hielt.

In Paris wandelte ihn nach einem angestrengten Arbeitstag die Laune an, nachts aufzustehen, um mehreren Sekretären zu diktieren, die sich wie die Schildwachen ablösten, und er verfuhr dabei mit einer derartigen Genauigkeit, daß eine Nachprüfung nicht nötig war.

Von einer Unterredung mit Ministern konnte er daher zu einem Empfange von Künstlern und Schriftstellern übergehen. „Die Vielheit der Thatsachen, die sein Geist umfaßt," schreibt Taine, „die Vielheit der Ideen, die er ausdenkt und hervorbringt, scheint über menschliches Vermögen hinauszugehen."

Stets ergeht er sich mit einem Anpassungsvermögen und einem Anschluß an die Gegenwart, wie sie in scharfem Gegensatz zu der lateinischen Erziehung stehen, in Abstraktionen und Theorien, die weitab vom Verlaufe der Dinge liegen.

„Ich denke," hat er selbst einmal gesagt (Jung, Memorial), „viel rascher als alle übrigen Menschen."

In der Kunst, sich zum Beschützer der Menschen aufzuwerfen, steht sein Genie einzig da. Er hatte eine besondere Vorliebe für das System der Experimentalwissenschaften; er suchte jede Behauptung und jede Schlußfolgerung mit Versuchen zu stützen, die jedesmal genau den die Sache begleitenden Umständen entsprachen. Seine Aussprüche sind daher stets aus dem Brennpunkte geschöpft, den sie anschneiden. „Der Ehebruch," sagte er im Staatsrate, als in demselben über die Scheidungsfrage verhandelt wurde, „ist gar keine außerordentliche Erscheinung, er ist etwas ganz Gewöhnliches: C'est une affaire de canapé." — „Die Freiheit," äußerte er ein andermal (und er ist dieser Aeußerung sein ganzes Leben lang getreu geblieben), „ist das Bedürfnis einer wenig zahlreichen Klasse, die mit einer höheren Fähigkeit ausgestattet ist als die Leute gewöhnlichen Schlags. Darum kann man sie ungestraft schmälern und vergewaltigen; die Gleichheit dagegen ist eine Lockspeise für die Menge."

Er besaß eine Fähigkeit, wie nur das Mittelalter sie kannte: eine wunderbare aufbauende Phantasie. Das, was er that, erstaunt, mehr erstaunt das, was er unternahm, und noch mehr das, was er beabsichtigte. Wie üppig sich auch bei ihm das Wandlungsvermögen und die poetische Begabung erwiesen, so war er noch bedeutender, wo er sich als Staatsmann zeigte; die Größe ging über das Maß hinaus, und der Erfolg erwies sich als ein Fehlschlag.

Unter den Malatesta und den Borgia findet sich kein Gehirn, das derartiger elektrischer Ladungen und Entladungen fähig gewesen wäre, in welchem der innere Sturm so beständig, so drohend, so plötzlich im Aufblitze und so unwiderstehlich im Schlage gewesen wäre. Bei ihm verharrt keine Idee im reinen Zustande der Spekulation, jede ist gleichbedeutend mit einer inneren Regung, die (wie Taine sagt) das Bestreben hat, sich in Handlung umzusetzen, und in wunderbarer Weise die epileptische Intelligenz in ihrem höchsten Uebermaße versinnlicht.

Aber wie alle Epileptiker hat er Augenblicke merkwürdiger Stumpfheit, die ihn als unter den letzten der Menschen des Mittelschlags erscheinen lassen und die ihn zur Begehung der gewaltigsten Irrtümer veranlassen, wie damals, als er, entgegen dem Rate aller und im Widerspruch zu der allgemeinen Kenntnis der Sachlage, sich zum Feldzuge gegen Rußland entschloß.

Daher auch die sonderbare Reihe von Widersprüchen, die in seiner Politik hervortreten, wie damals, als er den katholischen Kult in Frankreich wieder herstellte und dann den Papst in Verhaft nahm. Er liegt beständig mit den Engländern im Krieg und vertraut sich statt den Amerikanern ihnen an. Er verweigert der Gerardin den Zutritt zum Hofe, weil sie eine geschiedene Frau ist, und läßt sich darauf selbst von seiner Frau scheiden. Er erklärt, sein Ruhm und sein Geschlecht stamme von der Schlacht von Marengo her, und nimmt dann den Stirnreif und den Pomp des Königs für sich in Anspruch.

Eine der sonderbarsten Launen ist seine Sucht, den Ehevermittler zu spielen.

Die Anzahl der von ihm in Vorschlag und zum Abschluß gebrachten Ehen ist erstaunlich. Bei seinem ersten Aufenthalt in Bologna vermittelte er die Heirat der Tochter seines Pförtners mit einem seiner jugendlichen Bekannten.[1]) Er verheiratete seine Brüder, seine Neffen, seine Schwestern und fast alle seine Generale, und wenn jemand die Hand einer seiner Schwestern ausschlug, bot er sie einem andern an, und die Heirat mußte dann gleich in den nächsten Tagen vollzogen werden. Auch auf St. Helena empfahl er seinen Kammerdienern in seinem Testamente bestimmte Frauen an, und in einem Kodizill forderte er den Herzog von Istrien auf, die Tochter Durocs zu heiraten; ebenso hatte er daselbst Heiratspläne für die jungen Söhne der Generale und Gouverneure seines Gefolges.

Für die Malerei war er mit völliger Blindheit geschlagen; wie das gewöhnliche Volk in Rom schätzte er den Wert der Bilder nach Metern ab. Er bestellte vier Gemälde von 3,3 Meter Höhe und 4 Meter Breite zum Preise von je 12000 Lire und vier weitere von 1,80 Meter Breite zum Preise von je 600 Franken (Correspondance, Band 12, Seite 124).

Es wurde erzählt, und es ist Thatsache, daß er an einen Stern glaubte, der ihn führe, daß er auf St. Helena Angst vor einem Kometen hatte, daß er den Freitag für einen Unglückstag hielt, daß er für das Leben Josephinens bangte, als das Deckglas eines Porträts zerbrach, das er stets bei sich führte, und daß er sich für die Schlachten günstige Tage aussuchte.

Es zeigten sich bei ihm die rudimentären Formen der Zweifelmanie, so daß er zum Beispiel, auch wenn er sich an der Spitze einer Armee befand, keine Straße passieren konnte, ohne die Anzahl der Fensterscheiben und der Häuser zu zählen, bis er sich allmählich davon entfernte.

Es findet sich bei diesem großen Manne sonach der sichere Fall nicht nur des Genies und der Epilepsie, sondern der Vereinigung beider, und die Epilepsie erscheint nicht nur als die konvulsive, sondern auch als die psychische, wie sie sich in der Heftigkeit, der Geistesabwesenheit, der übermäßigen Eigenliebe und dem Größenwahn äußert.

Von diesem Beispiel aber, das in der Natur nicht vereinzelt vorkommen kann, läßt sich der Schritt zu der Vorstellung zurücklegen, daß die Epilepsie möglicherweise die erste Grundlage für das Genie ist, und das um so eher, wenn wir das biologische Studium des Genies in Rücksicht ziehen, wie ich es in meiner Schrift „Der geniale Mensch“ versucht habe.

Thatsächlich sehen wir uns, wenn wir die Analyse der genialen Erscheinungen in Rücksicht ziehen, das von den neuen Theorien über die Epilepsie verbreitete Licht, nach welchem dieselbe sich nunmehr nach den ergänzenden Untersuchungen der Chemiker und Experimentatoren als eine Reizung bestimmter Zonen der Gehirnhaut darstellt, als bald motorische, bald sensorische, bald psychische oder nur Schwindel erregende, aber immer intermittierende und immer auf eine degenerative, erbliche oder für den Reiz infolge von Alkohol oder traumatischen

[1]) Aristide Provencal. Della gomomania di Napoleone il Grande, Livorno 1883.

Ursachen und so weiter prädisponierende Grundlage zurückzuführende Entladungen, eine andre Schlußfolgerung nahegelegt — die, daß die Veranlassung des Genies eine degenerative Psychose aus der speziellen Familie oder von der Art der Epileptoiden ist.

Die geringe Anzahl genialer Frauen, auf die wir bei anderm Anlaß hingewiesen haben, spricht gleichfalls für den degenerativen oder epileptischen Ursprung des Genies, da bei den Frauen die verschiedenen Arten der Degeneration und die psychische Epilepsie weit seltener vorkommen. Es bestätigen das auch die häufigen Anomalien und namentlich die kranische Assymetrie,[1]) die zu große oder zu kleine Fassungskraft und das häufige Vorkommen der moralischen Manien, von denen ich in meinem Werke „L'homme criminel“ (3. Teil) gezeigt habe, daß sie eine Abart der Epilepsie sind; ebenso das häufige Vorkommen von Hallucinationen, die geschlechtliche und geistige Frühreife, das nicht seltene Nachtwandeln, die Doppelpersönlichkeit, die aus einem Menschen oft zwei bis drei, an gesteigerter oder verminderter Empfindsamkeit voneinander ganz verschiedene Menschen macht; ferner die Anomalien des Gesichtsfeldes, die nach den Entdeckungen Ottolenghis als Eigentümlichkeiten des Epileptikers und des geborenen Verbrechers auftreten, die Abstumpfung des Tastsinns, die Häufigkeit des Selbstmords, die bei dem Epileptiker etwas nur zu Gewöhnliches ist (vergleiche meine Schrift „L'homme criminel“), das zeitweilige Versagen und vor allem der Mangel des Erinnerungsvermögens, der Hang zum Vagabundentum, die Freigebigkeit, die sich auch bei den Atheisten findet (Comte), dessen seltsame Angstgefühle manchmal wahrgenommen werden, das häufige Vorkommen mehrerer Delirien zu gleicher Zeit, das bei den Epileptikern so gewöhnlich ist und das wir bei ihnen fast als konstant ansehen können, ebenso das häufige Auftreten dieser Delirien aus geringfügigem Anlaß; ferner derselbe Haß gegen alles Neue (Misoneismus) und derselbe Bezug zum Verbrechertum, deren Vermittlungspunkt im moralischen Wahnsinn liegt; weiter treten hinzu der Ursprung und die Abstammung von Verbrechern oder Schwachsinnigen, wie sie in gleicher Weise sowohl beim Genie wie beim Verbrecher wahrgenommen worden ist, und wie sie auf den Bildnissen aus der Familie der Cäsaren und denen Karls V. hervortritt.

Ein weiterer Beweis liegt auch in der thatsächlichen Gefühllosigkeit und dem Mangel des moralischen Gefühls, der bei den verrückten und den nicht verrückten Genies allgemein ist und der sich bei den modernsten Konquistadoren genau so wie bei den Banditen in einer ganzen Stufenreihe bemerkbar macht.

Sollte jemand an diesen Schlußfolgerungen zweifeln, die vielleicht demjenigen seltsam erscheinen, der nicht weiß, wie weit ausgedehnt in der modernen Zeit das Gebiet der epileptischen Krankheiten ist, da ja sehr viele halbseitige Kopfschmerzen und Gedächtnisstörungen heute als epileptischer Natur erkannt und sehr viele Monomanien nur neue Erscheinungsformen sind, welche, wie Saango

---

[1]) Man kann hier auch auf die verschiedenartigen Anomalien des Schädels hinweisen: Nobili ein Trokocephale, Mikrocephale und Sklersisker, der sich im Museum zu Florenz befindet, Reni ein Mikrocephale rc.

gefunden hat, durch ihre Eigenart fast jede Spur der ursprünglichen Epilepsie zurückgedrängt haben — so möge es genügen, an die große Zahl genialer Männer ersten Ranges zu erinnern, welche von der motorischen Epilepsie befallen oder mit jenem Schwindel und jenem grämlichen Jähzorne behaftet waren, die bekanntermaßen absolut an deren Stelle treten: an einen Napoleon, Molière, Julius Cäsar, Musset, Petrarca, Peter den Großen, Mohammed, Händel, Swift, Richelieu, Karl V., Flaubert, Dostojewski, Guerazzi und den heiligen Paulus. Dabei soll nicht einmal des Schwindels gedacht werden, wie er sich bei Dickens, Swift, Herschel, Faraday und Marlborough zeigte, eines Schwindels, der ausgeprägte epileptische Eigenschaften zu erkennen gab, wie bei Faraday und Dickens, und Gedächtnisverlust, Lähmung und Konvulsionen, wie bei Marlborough. Was den grämlichen Jähzorn anlangt, so sei nur an den Vatermord Peters des Großen erinnert.

Es schließen sich die Zerstreuungserscheinungen an, die, wie das in geistvoller Weise Tannini gezeigt hat, wirkliche epileptische Anfälle sind, die ungereimte Religiosität bei atheistischen Persönlichkeiten, wie bei Comte, das häufige Auftreten von Hallucinationen und vor allem der Zustand der Bewußtlosigkeit, wie er sich im Augenblick der genialen Ekstase zeigt.

Wer aber das sogenannte binomische oder Reihengesetz kennt, demzufolge kein Phänomen isoliert auftritt, sondern stets der Ausdruck einer Reihe analoger, weniger hervorstechender Thatsachen ist, dem kann ein derartiges häufiges Vorkommen von Epilepsie bei den höchsten Menschen, und zwar bei den höchsten unter den Höchsten, nur der Ausdruck dafür sein, daß sie unter den Genies weiter verbreitet ist, als man auf den ersten Blick glauben sollte; die Epilepsie kann aber die eigentliche Natur des Genies sein.

In dieser Hinsicht ist die Beobachtung von Wichtigkeit, daß sich die konvulsivische Epilepsie bei genialen Menschen vielfach nur selten im Verlaufe ihres Lebens gezeigt hat; dafür ist aber in derartigen Fällen ihr Aequivalent, die psychische Epilepsie (hier die Veranlasserin des Genies) um so häufiger und intensiver gewesen.

Vor allem wird uns der Beweis für die Identität dessen, was sich als ähnliche Erscheinung bei dem epileptischen Anfall und dem Augenblick der Ekstase ergiebt, durch die aktive und heftig sich äußernde Bewußtlosigkeit erbracht, die in dem einen Falle schafft und in dem andern Bewegungen hervorbringt.

Sehen wir zu, was sich für uns aus den Bekenntnissen des Genies ergiebt; in dem Gesagten stimmen sie alle überein bis auf den Chemiker und den Mathematiker, dessen Vorbereitungen gewiß langsamer sind und Stufe nach Stufe erfordern, und bei dem der schöpferische Anfall sich doch stets augenblicklich, unbewußt und mit Unterbrechungen manifestiert; erinnern wir uns daran, wieviel wir zum Beispiel durch astronomische Entdeckungen gefunden haben, was uns Napoleon durch seine strategischen Kombinationen bezeugt, was das konvulsivische Zusammenfahren des Archimedes nach dem „Heureka“, was der Luftball Gay Lussacs.

Das überzeugendste dabei ist die Analyse der schöpferischen Ekstase, die auch diejenigen, welche von den neuesten Entdeckungen über die Epilepsie noch nichts wußten, an dieselbe erinnerte, nicht nur, weil sie häufig Unempfindlichkeit gegen Schmerzen, Unregelmäßigkeit des Pulses und einen unbewußten Antrieb zum Nachtwandeln, und das augenblicklich und mit Unterbrechungen, verspürten, sondern weil dabei auch nicht selten zuckende Bewegungen der Glieder vorkamen, von Gedächtnisstörungen begleitet, weil sie sich häufig durch Gegenstände oder Zustände beeinflußt fühlten, welche Anlaß zu einer übermäßigen Blutleere des Gehirns geben, oder von starken Sinneseindrücken, und weil sie sich zu Hallucinationen geneigt fanden oder denselben nachgeben mußten.

Für diese Uebereinstimmung der Ekstase mit dem epileptischen Anfalle haben wir noch einen direkteren und bündigeren Beweis in dem eignen Bekenntnisse von großen Epileptikern, die uns darthun, wie das eine sich vollständig mit dem andern deckt. Hier die Worte eines großen Politikers, Beaconfields: „Es kommt mir oft so vor, als sei es von dem Zustande intensiver geistiger Konzentration bis zur Verrücktheit nur ein Schritt; es ist mir dann so, als ob meine Sinne schwänden und ich meines Daseins nicht mehr gewiß sei; ich erinnere mich, daß ich oft meine Zuflucht zu einem Buche habe nehmen müssen, um meinen Namen geschrieben zu sehen und mich davon zu überzeugen, daß ich noch lebte. Während dieses Zustands sind meine Sinnesempfindungen unglaublich scharf und intensiv. Jeder Gegenstand scheint mir beseelt, und es kommt mir vor, als ob ich mir der raschen Bewegung der Erde bewußt sei.“ Und ein moderner Romanschriftsteller: „Es ist etwas Verhängnisvolles um das, was man eine Idee nennt. Es giebt eine unbekannte Kraft, einen übernatürlichen Willen, eine Art Notwendigkeit, zu schreiben, die einem die Feder führt, dergestalt, daß einem das fertiggestellte Buch nicht mehr als das seinige vorkommt und man sich darüber wundert wie über etwas, das in einem vorhanden war, wovon man aber kein Bewußtsein hatte; das war der Eindruck, den ich hatte, als ich die ‚Schwester Philomena‘ schrieb“ (Journal des Goncourt, Band 1). Zola giebt uns in dem „Roman naturaliste“ folgende Schilderung von der Inspiration Balzacs: „Er arbeitete das ganze Buch unter gewissen Impulsen aus, die für uns ein Rätsel sind; er war das Opfer einer launenhaften Gewalt; zuweilen hätte er um alles Gold der Welt keine Zeile schreiben oder eine Feder berühren können, zuweilen berührt abends mitten im Umherschlendern oder gegen Morgen während einer Orgie eine glühende Kohle seinen Kopf, seine Hände, seine Zunge; ein Wort oder ein Zug enthüllen ihm Ideen, sie entstehen und gären. So ist der Künstler das niedrige Werkzeug eines despotischen Willens.“ — „Meine Leidenschaften,“ sagt Bournes, „bewegen sich heftig wie der Teufel, bis sie in Versen einen Ausweg gefunden haben.“ Hatte er sie in Versen niedergeschrieben, so fühlte er sich erleichtert und getröstet (Taine, Lettres d'Angleterre). So lauten auch die Bekenntnisse Mohammeds, des heiligen Paulus und Dostojewskis. Letzterer schreibt in Besi unversehens einmal: „Etwas eröffnete sich ihm in einem innern, ungewöhnlichen Lichte und erleuchtete seine Seele; das dauerte ungefähr eine

halbe Sekunde ... Es giebt Augenblicke, und wenn sie auch nur 5 bis 6 Sekunden währen, in welchen man plötzlich das Vorhandensein der ewigen Harmonie wahrnimmt.

„Dieses Phänomen ist nicht irdisch und auch nicht himmlisch, aber es ist etwas, was der Mensch in seiner irdischen Entwicklung schwer ertragen kann."

Der Fall der Epilepsie Napoleons steht daher nicht vereinzelt da; er ist nicht die Ausnahme, sondern die Regel beim genialen Menschen.

Rom, 9. November 1897.



Ungedruckte Briefe Beethovens.

Mitgeteilt und erläutert von

Alfr. Chr. Kalischer.

Die Musikabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin ist jüngst in den Besitz eines bedeutsamen Beethovenschatzes gelangt, indem ihr ein Erbe Otto Jahns dessen „Beethoven-Nachlaß" verehrte. Darunter haben wir sämtliche Aufzeichnungen, Abschriften und dergleichen zu verstehen, die O. Jahn, der Verfasser der meisterhaften Mozartbiographie, zumeist im Jahre 1852 in Wien zum Zwecke einer Beethovenbiographie gemacht hatte. Alles in der originellen, ganz kleinen Schrift, die man als probatestes Augenpulver bezeichnen darf.

Der Hüter dieses Berliner Beethovenschatzes, Herr Oberbibliothekar Dr. Kopfermann, hatte die Liebenswürdigkeit, mir sogleich dieses umfangreiche Konvolut behufs meiner Beethovenforschungen zur Verfügung zu stellen.

Sehr bald entdeckte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung, daß viele der von O. Jahn nach den Originalen abgeschriebenen Briefe, zumal von denen an Freih. v. Zmeskall und von denen an Frau Nanette Streicher, noch gar nicht publiziert sind.

Die O. Jahnsche Handschrift der Briefe des Tonmeisters an v. Zmeskall umfaßt 111 Nummern. Von diesen sind die meisten — mehr oder weniger gut — aus den bekannten Sammlungen Beethovenscher Briefe von L. Nohl bekannt. Aus der Handschrift selbst teilte dann wieder A. W. Thayer in seiner Beethovenbiographie eine beträchtliche Anzahl mit. Als Nachlese konnten dann noch La Mara — auf Grund der Originalmanuskripte in der Wiener Hofbibliothek — einundzwanzig und Th. v. Frimmel aus andern Quellen drei Briefe veröffentlichen.

Nichtsdestoweniger konnte ich unter diesen 111 Nummern der Handschrift noch zwanzig Stück eruieren, die noch nicht veröffentlicht sind; wenigstens enthält keine der angeführten Briefsammlungen etwas davon.

A. Briefe Beethovens an N. von Zmeskall.

Der Kaiserliche Hofsekretär Nikolaus Zmeskall v. Domanovecz gehörte zu den ältesten, bewährtesten Freunden Beethovens in Wien. Das Freundschaftsverhältnis zwischen Beethoven und N. v. Zmeskall oder Zmeskal, wie manche Quelle den Namen dieser zwar wohl slavischen, aber doch seit lange in Ungarn ansässigen Familie schreibt, darf als das ungetrübteste in Beethovens Lebensgange bezeichnet werden. Dennoch sind auch hierin Flut und Ebbe zu verzeichnen. Die Zeit von 1809 bis 1815 darf die Hochflut dieser Freundschaft genannt werden. Mit diesem seinem musikalischen Barone, oft auch Musikgraf genannt, durfte sich unser Tonschöpfer alles mögliche und unmögliche herausnehmen, ohne den Violoncello spielenden Freund ernstlich zu verletzen.

Besonders waren es die mannigfachsten Dienstleistungen für den Tagesbedarf, um die Beethoven den immer hilfsbereiten Freund anging. In Beethovens gesundesten Zeiten musizierten sie und zechten sie ganz tapfer zusammen, letzteres vornehmlich im Wirtshaus zum Schwan (Schwann, von der Schwann, im Schwann), das im Briefwechsel mit Zmeskall eine so stattliche Rolle spielt. Wie hoch der „Musikgraf" jedoch in Beethovens Schätzung stand, das beweist in erster Reihe der Umstand, daß Beethoven seinem Freunde das große F-moll-Quartett (op. 95) widmete. Das im Jahre 1810 komponierte, im Jahre 1816 veröffentlichte Streichquartett trug als Dedikation die Worte: „Seinem Freunde dem Herrn Hofsekretär Nik. Zmeskall v. Domanovetz gewidmet." — Noch vollständiger lautet der Name: Zmeskal v. Domanovecz und Lestynie.

Nach diesen Vorworten wird man die folgenden Briefe des Meisters an seinen „Musikgrafen" im allgemeinen gut verstehen. In Klammern füge ich die betreffende Nummer der Otto Jahnschen Handschrift (= O. J.) bei.

1. (O. J. Nr. 68.)

„Lieber Z. ich bitte sie um einige federn, jedoch ein wenig feiner und weniger nachgiebig geschnitten."

Mit Federn, Gänsekielen zumal, mußte der Baron — manchmal auch „Baron Dreckfahrer" genannt — dem komponierenden Freunde unermüdlich aushelfen; heißt er ihn doch darum auch „ersten Schwungmann der Welt". Merkwürdigerweise sind die noch nicht publizierten Zmeskall-Briefe, wie dieser erste, nicht datiert, während doch der Briefempfänger im allgemeinen mit peinlichster Sorgfalt selbst auf das kleinste Beethoven-Zettelchen das Datum vermerkt hat.

2. (O. J. Nr. 69.)

„Mein lieber Z. ich bitte sie mir sogleich schriftlich zu geben als Zeuge, daß sie und ich ausgemacht hatten, für das Zimmer und das Vorzimmer, worin

der Bediente sein kann, 250 fl. zu bezahlen, stellen sie sich vor, daß, indem mir der Herr Advokat das Zimmer hinten ungefordert noch einräumen läßt, er jetzt 350 fl. fordert — sollte er dabei sich noch nicht beruhigen, so müssen sie so gut sein und morgen mit mir mit ihm reden — der Kerl ist ein Schurke.

NB. hat er das Drangeld, welches sie auch zeugen können, nämlich 20 fl. gleich genommen, nämlich auf 250 fl.

An Hrn. Ludwig van Beethoven in Baden abzugeben im Sauerbad, der sich noch hier befindet und nicht umhin kann sich mit einigen Degenschen Aufflügen zu beschäftigen.

Gratias im Voraus und auch hernach agimus tibi — Zmeskalio Domanovetzensi."

[Auf e. großen Blatt.]

Dieser Brief zeigt uns den hilfsbereiten Hofsekretär von der zweiten wesentlichen Seite seiner Thätigkeit als Beethovenfreund — das war die Wohnungssucherei für den recht wanderlustigen Apollosohn. — Die Degenschen „Aufflüge", denen Beethoven während dieses Sommeraufenthaltes in Baden bei Wien huldigte, beziehen sich auf die Luftschiffahrten des damals Aufsehen erregenden Luftschiffers Jakob Degen. Dieser Mechaniker, 1756 im Kanton Basel geboren, kam als zehnjähriger Knabe mit seinem Vater nach Wien, der in Penzing bei Wien Werkmeister ward. Jakob Degen war erst Uhrmacher, erfand dann eine Flugmaschine, mit der er seit 1808 in Wien Versuche anstellte. Im Jahre 1813 ließ er sein aeronautisches Licht in Paris leuchten, nicht sonderlich erfolgreich. — 1820 erfand Degen in Wien den Doppeldruck für Wertpapiere, ward demzufolge Beamter der Nationalbank, † 1848 im Alter von 92 Jahren. Die Freude Beethovens an Jakob Degens Flugversuchen geht auch noch aus andern Zuschriften [an] Zmeskall hervor.

3. (D. J. Nr. 70.)

„P. sagte gestern er schicke sie ihnen — also nichts — sie thun am besten und schicken in meinem Namen um die 14 Billet für Z.

in Eil

ihr B."

Dieses Billet gehört höchstwahrscheinlich in das Frühjahr 1814. Entweder bezieht sich diese Billetangelegenheit — und das scheint mir das plausiblere — auf die Wiedererweckung des Beethovenschen „Fidelio", welche im Hoftheater im Mai 1814 stattfand, — und dann ist P. die Abkürzung für den Grafen Palfy, der zu den Direktoren der kaiserlichen Theater gehörte und damals sogar die Oberleitung besaß. Oder die Billetgeschichte betrifft die Konzerte für Instrumentalmusik mit vollem Orchester, welche der reiche Kunstfreund Pettenkofer in der Musiksaison 1813/1814 veranstaltete, — und dann stellt das P. diesen Kunstmäcen dar. Auch diese Interpretation ist nicht ganz von der Hand zu weisen, weil in

diesem Frühjahre (11. April 1814) in dem Instrumentalkonzerte, in welchem Beethoven zum letzen Male mit seinem großen B-dur-Trio öffentlich als Klavierspieler thätig war, auch das dem Freunde v. Zmeskall gewidmete F-moll-Quartett zum ersten Male vorgetragen wurde.

4. (O. J. Nr. 74.)

„Lieber Z. auch ich bin wieder ein armer Kranker — Morgen früh sollen sie indessen wissen, was wir machen — ich sehe sie vielleicht, wenn ich sonst ausgehe diesen Abend

ihr

freund

Beethoven."

5. (O. J. Nr. 76.)

„Lieber Z. ich werde von P. 14 Billette begehren und sie ihnen schicken." — [Mit Bleistift.]

Dieser Zettel hängt mit dem kurz zuvor unter Nr. 3 mitgeteilten Briefe zusammen, ist also vor diesem geschrieben. Vom P. hier gilt natürlich dasselbe wie oben.

6. (O. J. Nr. 77.)

„Ich werde sicher zur schwane kommen und sie dort erwarten — leben sie wohl lieber Z. und kommen sie gewiß

ihr

Ludwig van Beethoven."

Der Ausdruck „zur schwane" macht uns mit einer neuen Variante der Benennung für das von Beethoven besonders gern aufgesuchte Wirtshaus zum Schwanen oder zur Schwanen bekannt.

7. (O. J. Nr. 84.)

„Lieber Zmeskall! Baron Schweiger wünscht, daß sie die gefälligkeit haben, einen augenblick zu ihm im Hause des Erzherzogs zu kommen, sogleich wenns ihnen möglich ist, wo wir alles nöthige wegen der Akademie bereden wollen

ihr

Beethoven."

Dieser dem Frühjahr 1813 angehörende Brief macht uns mit einem lieben Freunde Beethovens bekannt. Es ist der Freiherr Joseph v. Schweiger, Kammerherr im Dienste des Beethovenschülers und Freundes Erzherzog Rudolph. Baron Schweiger war selbst sehr musikalisch und beteiligte sich an den Musikveranstaltungen im Palais des Erzherzogs. Um diese Zeit handelte es sich für Beethoven darum, durch Verwendung seines erzherzoglichen Freundes

einen geeigneten Saal für seine geplanten Musik-Akademien zu erhalten. Zmeskall gehörte ebenfalls zu diesem traulichen Musikkreise. — Eine Zeitlang schwärmte Beethoven ganz unglaublich für seinen Baron Schweiger. So schreibt er diesem einmal: „Da ich Sie, sei es auch, was das Glück oder Unglück herbeigeführt, noch immer für meinen besten Freund halte, so habe ich den Erzherzog gebeten, daß Sie sich in seinem Namen deshalb (nämlich der Akademien wegen) bei dem jetzigen Rektor der U[niversität] für mich verwenden möchten." — In einem andern Briefe aus späterer Zeit wird der erzherzogliche Kämmerer humorvoll: „Bester allerliebster erster Turnermeister von Europa" angeredet.

8. (O. J. Nr. 85.)

„Wenn es lieber Z. bloß mit einem Produkt zu schaffen abgethan wäre, so wäre alles gut, aber auch noch auf einen schlechten Grund einzuimpfen — heute Morgen bin ich der Sklave des E. — bald sehe ich sie."

[Mit Bleistift.]

Dieses artige Briefchen gewährt uns ein ergötzliches Muster von Beethovens so häufigen Klageliedern als Pegasus im Joche. E. ist natürlich der Erzherzog, den Beethoven in Wahrheit verehrt, dessen Musikbegabung er oft gern anerkennt; allein er wird auch ebensoleicht unmutig, wenn die Fassungskraft des Erzherzogs eine schier eherne Mauer bildet. Und doch muß fortgefahren werden, „auf einen schlechten Grund einzuimpfen".

9. (O. J. Nr. 87.)

„Mein lieber Z. Es geht mir so ziemlich, da sie, wenn sie gesund sind, immer hausiren, so kann ich sie trotz meines besten Wollens nicht finden, indeß frage ich mich einmal dieser Tage bei ihnen an.

Wie immer

ihr freund

Für Herrn v. Zmeskall. Beethoven."

[Mit Bleistift.]

Der Humor dieses Billets leuchtet wohl ohne weiteres ein.

10. (O. J. Nr. 89.)

„In ihrem Hause sind sie in der Kanzley, in der Kanzley unpäßlich, die Wahrheit wird wohl in der Mitte liegen — und ich bitte sie sogleich mich zu benachrichtigen, wann ich sie heute sprechen kann, und deshalb gleich ihren Bedienten zu schicken — Es hat Eile.

Beethoven."

Welche aurea mediocritas mag hierbei wohl Beethoven vorgeschwebt haben? Sollte etwa ein zwischen der Zmeskallschen Wohnung und der Staatskanzlei gelegenes Wirtshaus diese Mitte sein?

11. (O. J. Nr. 91.)

„Werthester Rath und Bergwerk-Besitzer wie auch Burgunder und ofener Zwingherr! sagen sie mir gefälligst, wie es sich hiermit verhält und noch heute Nachmittags spätestens möchte ich von der Auflösung ihrer Frage gebrauch machen, nämlich: Wenn ich von heute an 14 Täge dem Bedienten auffage, Sein Monathgeld erhält er wie immer zu Ende dieses Monaths, muß ich ihm alsdaim beim Ende der 14 Täge, wo er austritt, einen ganzen halben Monath bezahlen? — Wir haben es allerdings wieder sehr übel mit diesem Menschen getroffen und nur meine Geduld hat es mich mit ihm aushalten lassen, da er Kammerdiener war, ist ihm nichts recht, und er macht täglich größere Forderungen, um noch weniger zu leisten, daher möchte ich ein Ende machen, auf eine gewisse weise sagt er mir zum zweiten male auf, obschon dieses mal um nur mehr |besoldung noch zu erhalten, wovon ich aber durchaus nichts wissen will — ich bitte sie mir also noch heute meine frage zu beantworten, indem ich ihm noch heute gänzlich aufsagen will — dieses mal will ich mich an die polizey wenden wegen einem Bedienten, da es mit allen diesen nicht hat glücken wollen auf diese Art. Sehr beschäftigt besuche ich sie morgen oder übermorgen. Wie immer

der ihrige

L. v. Beethoven.

Vielleicht können sie bei ihren Landsleuten etwas für ihren Freund und Landsmann bewirken.

An Seine Wohlgebohrn Hrn. v. Zmeskall."

Von diesem Bedientenbriefe hat L. Nohl in der ersten Sammlung seiner Beethovenbriefe vom Jahre 1865, in Nr. 101, nur den Anfang bis „Monathgeld" mitgeteilt. — Dieser Brief zeigt uns im übrigen unsern menschenfreundlichen Sekretär von einer dritten Seite seiner Thätigkeit als Beethovenfreund, das ist Zmeskall v. Domanovecz als Berater in Bedientenangelegenheiten, womit sich Dutzende von Briefen befassen. Beethoven lobt sich gewiß nicht selbst, wenn es nicht vonnöten ist, nach dem Lessingschen Worte etwa: „Not entschuldigt Selbstlob." Wenn jedoch Beethoven hier in seinem Verkehr mit diesem Bedienten seine Geduld preist, da dürfte der eine und andre wohl skeptisch das Haupt schütteln oder gar die bittere Frage in die Welt rufen: „Wer lacht da?" — Die humoristische Anrede dieses Briefes bezieht sich einerseits darauf, daß v. Zmeskall Offizial in der königlich ungarischen Hofkanzlei war, andrerseits, daß er im Ofenschen Gebiete Güter besaß. Des Hofsekretärs eigentliche „Landsleute" sind die Ungarn, — als Wiener Stadtbürger ist er dann andrerseits wieder ein Landsmann Beethovens. — Ueberhaupt aber scheint der Begriff „Landsmann" bei Beethoven eine ganz eigentümliche Bedeutung gewonnen zu haben. Vielleicht dachte er sich alle Musikkinder als seine Landsleute im Geiste. So schreibt er seinem englischen Freunde Ch. Neate (1816): „Mein lieber Eng-

lischer Landsmann gedenken sie beim Schweigen (ein Canon) und Reden (ein Canon) ihres aufrichtigen Freundes

Ludwig van Beethoven."

Und ein andermal:

„Mein lieber Landsmann und Freund, heute ist es mir unmöglich, Sie bei mir zu sehen, doch hoffe ich morgen Mittag das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen.

Behalten Sie lieb
Ihren wahren Freund
Beethoven."

Die Adresse dieses Zmeskall-Briefes, wie die so vieler andrer an ebendenselben mit der Titulatur „an Seine Wohlgebohrn", hat immerhin etwas Auffälliges. Weshalb beehrte Beethoven den adligen Freund, den Baron, den Musikgrafen, nicht mit dem Epitheton „Hochwohlgeboren"? Nannte man damals etwa die Adligen nur „Wohlgeboren", die bürgerlichen aber, sozusagen, gar nicht geboren? — Uebrigens schreibt Beethoven selbst einmal dem Herrn v. Griesinger „Euer Hochwohlgeboren".

12. (O. J. Nr. 92.)

„Vielen Dank!

Er hat sein Attestat jetzt schon verlangt, ich habe mehrere bey ihm gesehen, er bedarf dessen wohl nicht, dann aber, wann er will, sobald ers hat, zum Teufel gehn, sobald es ihm einfällt — muß ich ihm dieses A. geben, mir scheint nicht, da es als Unterpfand oder ein Bürge-Zeichen zu betrachten ist. — Holtz holen, Einheizen, das Nachtgeschirr heraustragen d. g. sey nicht für ihn, sagt er rc. sie sehn daher, wie wenig auf den äußeren Schein bei solchem Gesindel zu gebn — ich erwarte auch hierauf wegen dem A. noch eine Antwort, doch hat das Zeit bis Morgen früh — ich habe ihm ein großes Zimmer zum freien Einheizen gegeben, das heißt er im Rauchloch, wo ich selbst vorigen Winter und diesen mehrmal Tage lang zugebracht."

Der mit „Er" Bezeichnete ist natürlich derselbe Bediente, von welchem eben die Rede war. Das ungewöhnliche Wort „Attestat" für: Attest, entspricht jedenfalls mehr seinem lateinischen Ursprunge: attestatio, attestatus.

13. (O. J. Nr. 94.)

„Sobald sie lieber Z. ihren Bedienten heute Nachmittag einen Augenblick entbehren können, schicken sie mir ihn gefälligst, ich bedarf seiner, zugleich belehren sie mich, ob ich dem Bedienten Morgen den ganzen Tag zu seinem ausziehen zugestehen muß.

in Eil der ihrige

An H. v. Zmeskall v. Domanovez. L. v. Beethoven."

14. (O. J. Nr. 95.)

„ich komme selbst zu ihnen, mein lieber Z., wenn es zeither nicht geschehen ist, so schreiben sies krankheit, Vormundschaft und allerley Miserabilitäten zu —

ihren letzten Brief hatte ich mir vorgenommen auf eine überraschende Art zu widerlegen. Morgen oder übermorgen sehe ich sie.

B."

Die Vormundschaft bezieht sich entweder auf den Kampf um dieselbe mit der Mutter seines geliebten Neffen Karl, mit seiner „Königin der Nacht", oder auf die endlich errungene Pflegevaterschaft über denselben. In letzterem Falle würde er in das Jahr 1820 gehören; sonst kämen die Jahre 1815 bis 1817 in Betracht.

15. (O. J. Nr. 97.)

„Es war nicht möglich sie mein werther Z. bey meinem jetzigen Aufenthalt zu sehn, ich bitte sie nicht auf meine Bitte zu vergessen, ich brauche den Bedienten eben nicht zu sehn — wenn nur sonst richtige Zeugnisse für seine Treue oder sittlichen Charakter da sind, denn schwerlich findet man alles was man wünscht, — ein solcher Mensch könnte bey mir schon in der Hälfte dieses Monaths NB. oder spätestens Ende dieses Monaths eintreten — von Baden aus schreibe ich ihnen deswegen. — in Eil

ihr freund

Beethoven.

Verzeihen sie das unförmliche Papier und schreiben.

NB. Des Bedienten Monath hat mit dem 25ten jedes Monaths seinen Anfang, also in der Hälfte nur noch bis zum 25ten."

[Mit Bleistift nachgetragen.]

16. (O. J. Nr. 98.)

„Ich speise ebenfalls zu Hause und darf bei dem Wetter nicht ausgehn — vielleicht komme ich aber doch auf einige Augenblicke zu ihnen — ich verwünsche dieses Volk."

Jetzt ist es immer noch der stete Bedientenärger bei Beethoven, dem sehr bald die noch schlimmere Not mit den Dienstfrauen folgen sollte.

17. (O. J. Nr. 101.)

„Das nächstemal von was anderm — werden sie nicht böse —. schicken sie mir gefälligst ihre Hauß No. damit ich ihnen unmittelbar schreiben kann — werden sie ja nicht böse u. antworten gleich

Beethoven im gr. ogolinskyschen Hause in der Allandgasse.

An Sne Wohlgebohrn
Hrn v. Zmeskall
Wien.

Herr von Czerny ist höflich ersucht, diesen Brief an H. v. Zmeskall zu besorgen, da ich dessen No. nicht weiß."

Dieses Briefchen bietet mancherlei Interesse dar. Was zunächst Herrn Czerny anbelangt, so haben wir uns hier, da dieses Briefdokument vermutlich den Anfangsjahren des Jahrhunderts angehört, diesen berühmten Klaviermeister,

Verfasser der „Schule der Geläufigkeit“, als Klavierschüler Beethovens, nicht als Lehrer des Neffen Karl vorzustellen. — Wichtiger ist jedoch die Unterschrift, wonach Beethoven damals im Hause des Grafen Ogolinsky in der Allandgasse wohnte, wichtig zumal für diejenigen, die den Wohnungen Beethovens in Wien sorgsam nachspüren. Die sorgfältigste Studie in diesem Betracht hat Th. v. Frimmel in seinem auch gedruckt vorliegenden Vortrage: „Beethovens Wohnungen in Wien“ dargeboten. Allein auch seine Studie vermeldet von einer Beethovenwohnung im Graf Ogolinskyschen Hause in der Allandgasse nichts. Auch sonst weiß man in den Beethovenbiographien von einer derartigen Wohnung des Meisters nichts. Und so dürfte dieses kleine Briefchen alle, die sich dafür interessieren, mit einer bisher unbekannt gebliebenen Wohnstätte Beethovens bekannt machen: das Graf Ogolinskysche Haus in der Allandgasse. Vielleicht ist aber statt „Ogolinsky“ zu lesen: Ossolinski. Einen Grafen Ogolinsky konnte ich nicht ausfindig machen, aber wohl einen Grafen Ossolinski just aus Beethovens Zeit. (cf. Dr. C. v. Wurzbachs großes Lexikon über Oesterreich).

18. (O. J. Nr. 103.)

„Zu ebener Erde im zweiten Zimmer am besagten Orte werden Eure Wohlgebohrn mich finden. Ludwig van Beethoven.“

19. (O. J. Nr. 106.)

„Nichts gesehen — nichts gehört — Unterdessen bin ich immer dazu bereit die Stunde Nachmittags gegen halb 4, oder 4 uhr ist mir die liebste

ihr

Beethoven.“

20. (O. J. Nr. 108.)

„Der Advokat war nicht zu Hause — daher mein lieber, bitte ich sie also morgen gegen 8 Uhr bey mir zu seyn — ich bin ihnen noch etwas über 3 gulden schuldig, das drüber weiß ich nicht.“ —

Die hier erwähnte Advokatengeschichte läßt diesen letzten der noch nicht veröffentlichten Briefe Beethovens an Baron v. Zmeskall im Zusammenhange mit der Wohnungsangelegenheit erscheinen, wie sie aus dem zweiten der hier mitgeteilten Briefe hervorleuchtet.

B. Briefe Beethovens an Frau Nanette Streicher.

Frau Nanette Streicher ist die Gattin Joh. Andreas Streichers, des Jugendfreundes Fr. v. Schillers. Als Tochter des wohlbekannten Augsburger Pianofortefabrikanten Stein erhielt sie frühzeitig eine sorgfältige musikalische Erziehung. Das künstlerische Ehepaar siedelte 1793 nach Wien über, wo sie die nachmals so berühmt gewordene Streicher'sche Pianofortefabrik ins Leben riefen. Da beide Hervorragendes in der Musik leisteten, konnte es nicht fehlen, daß sie mit Beethoven bekannt und befreundet wurden. Namentlich ist es Nanette, welche sich in späteren Jahren um Beethoven die unverwelklichsten

Verdienste errungen hat. Sie darf Beethovens barmherzige Samariterin genannt werden. Etwa seit dem Jahre 1813, wo sie während des Sommers wie Beethoven in Baden ihre Sommerfrische fand, nahm sie sich des arg verwahrlosten Meisters an. Wie uns Anton Schindler in seiner Beethovenbiographie (I., 187) auf Grund Streicherscher Mitteilungen darlegt, befand sich Beethoven damals „auch in Hinsicht auf Körperbedürfnisse aller Art in verwahrlostem Zustande. Es fehlte an guter Kleidung, mehr noch an Wäsche.“ — So trat sie in all den Dingen helfend und rettend ein, in denen die Frauenhand so bezaubernd wirkt. Und so löst sie auch ganz unwillkürlich, ganz allmählich Nikolaus v. Zmeskall in seiner Hilfsbereitschaft für Beethoven ab. Das dauert denn einige Jahre rastlos so fort, bis späterhin wieder ein männlicher Helfer den Lebensgang Beethovens begleitet — Anton Schindler. Gab es nun bei Zmeskall unendliche Klagelieder über die männlichen Bedienten, so bei Frau Streicher in noch eindringlicherer Weise über Hausmädchen und Köchinnen.

Noch verdient ein kleiner Umstand gleich hier abgethan zu werden. Bei Beethoven allein erscheint Frau Nanette Streicher geadelt; sie ist stets seine gnädige Frau „von“ Streicher, geborene „von“ Stein. Allein die sonstige wissenschaftliche Litteratur über die Familie Streicher weiß nichts von deren Adelstande.

Die Otto Jahnsche Handschrift der Briefe Beethovens an Nanette Streicher umfaßt 62 Nummern. Die meisten haben sogar Doppelnummern. Hier wird man nur die erstere stetige Nummernreihe berücksichtigen. Der größere Teil dieser Briefe ist durch L. Nohl — auf Grund andrer Vorlagen — in seinen Sammlungen Beethovenscher Briefe veröffentlicht, außerdem zwei durch v. Frimmel in seinen „Neuen Beethoveniana“. Ich selbst kann trotzdem noch mit zwanzig unbekannten Briefen aufwarten. Die Nummer der Otto Jahnschen Handschrift (= O. J.) wird wiederum in Parenthese beigefügt.

1. (O. J. Nr. 6.)

„Meine liebe werthe Streicher.

Ich darf heute nicht ausgehn allein morgen um 10 Uhr will ich mich bei ihnen einfinden, machen sie da nur, daß unß der Haußmeister im ersten Stock eine Idee von der oberen Wohnung gibt, finde ich sie alsdann nur angemessen, so nehme ich sie alsogleich — gestern war es mir mehrerer Hindernisse wegen nicht möglich sie zu sehen. — sorgen sie also, daß wir den einen Tag Aufschub erhalten.

in Eil

13t. febr. 1817. ihr freund

Beethoven.“

2. (O. J. Nr. 7.)

„Ich ließ ihnen gestern sagen, daß Sie den Brief von N. so lange behalten können als es ihnen nur immer gefällt — Ich hoffe es geht ihnen besser; das Wetter ist von der Art, daß kein empfindlicher Mensch ausgehen kann, daher

ich nicht ausgehe und sie wohl auch nicht — übrigens wünsche ich nicht, daß sie mich mißverstehen, ich habe weder Vor- noch Ansprüche — ich hoffe Sie werden sich bald besser befinden und dann sehen wir uns schon.

Wie immer
für die fr. v. Streicher. ihr Freund
Beethoven."

Das N. dürfte eine Abbreviatur für „Neate" sein. Charles Neate, ein englischer Musiker, war ein großer Beethoven-Enthusiast. Im Jahre 1816 hatte er in Wien Beethovens Bekanntschaft gemacht. Gerade um diese Zeit — Ende 1816 und 1817 — standen Beethoven und Neate in lebhaftem Briefverkehr.

3. (C. J. Nr. 8.)

„Wertheste frau v. St.!

Etwas wichtig Vorgefallenes läßt mich nicht heute zu ihnen kommen, aber morgen Nachmittag vor 3 Uhr bin ich bei ihnen.

in Eil
An die fr. v. Streicher. ihr freund
Beethoven."

4. (C. J. Nr. 9.)

„Werthe frau v. Str.!

Ich bitte sie ja nicht böse auf mich zu sein, daß ich noch nicht bei ihnen war und daß ich — — — — noch nicht gedankt habe — — — — unterdessen hoffe ich sie morgen oder Uebermorgen zu sehen Nachmittag nach 3 Uhr.

in Eil
An die fr. v. Streicher ihr wahrer freund
gebohrne Stein. Beethvn."

5. (C. J. Nr. 13.)

„Verzeihung. Es fehlt Scheere, Messer ꝛc. Ich glaube, daß die Lumpen zu schlecht und besser sei eine Leinwand zu kaufen — die Halstücher brauchen auch eine flickung — darüber mündlich wie auch mündlich eben um Nachsicht wieder

in Eil
ihr freund
An die fr: v. Streicher. Beethoven."

Das Wort Schickung dürfte hier bei Beethoven die Schuld an der Neubildung des wunderlichen Wortes „flickung" tragen.

6. (C. J. Nr. 16.)

„Ich danke ihnen recht sehr für ihre mir erwiesene Gefälligkeit — ich werde mich dieser Tage zur S. verfügen, u. hören, wie es mit der ganzen Sache

steht, — alle Hände u. füße voll zu thun, ist es mir beinahe nicht möglich gewesen sie zu sehen — Karl empfiehlt sich ihnen, nächstens besuchen wir sie

in Eil

ihr freund

Beethoven.

Verlassen sie ihren Posten als Oberhofmeisterin nicht ganz. Es wird immer auch eine selten gute Wirkung hervorbringen.
für die fr. v. Streicher."

Die mit S. angedeutete weibliche Persönlichkeit sicher zu bestimmen, dürfte schwer sein. Vielleicht bedeutet „die S." die Schwägerin des Tonmeisters. Ist ja dabei auch von deren Sohne Karl, dem Neffen Beethovens, die Rede. — Amüsant ist es — das sei nebenbei bemerkt —, daß Beethoven hier das Wort „selten" in derselben falschen Weise anwendet, wie es sich bei uns geradezu als sprachliche Unsitte eingebürgert hat. Denn Beethoven wollte ja nicht sagen, daß Frau Streicher in ihrer Oberhofmeisterschaft „selten", das heißt nicht oft, gute Wirkungen erziele, sondern just das Gegenteil, daß sie stets „selten" = außerordentlich gute Wirkungen hervorbringe. Eine „selten gute Wirkung" bleibt aber logischer Weise stets eine Wirkung, die fast niemals, daß heißt nur in seltenen Fällen, eine gute ist.

7. (O. J. Nr. 17.)

„Vielen Dank werthe fr. v. Streicher für ihre neue Gefälligkeit — ich werde morgen Nachmittag selber zu Sieber [?] gehen und ihm den Rest einhändigen — bald werde ich das Vergnügen haben sie und Karl zu sehn

in Eil

ihr freund

Beethoven."

Der Name „Sieber" dürfte unrichtig abgeschrieben sein; Otto Jahn hat manche Namen falsch entziffert, was ja in anbetracht der Beethovenschen Handschrift nicht allzu verdammlich erscheint. Der Name dürfte „Seibert" zu lesen sein. Dr. Seibert war ein berühmter Wiener Chirurgus, von dem sich auch Beethoven zuweilen behandeln ließ. Der Schlußsatz dürfte eine bei Beethoven nicht selten vorkommende kühne Metathesis sein; nicht wird nämlich er das Vergnügen haben, Frau Streicher und seinen Karl zu sehen, sondern er und Karl werden das Vergnügen haben, die altbewährte Freundin zu besuchen.

8. (O. J. Nr. 19.)

„Eben erhalte ich die Medizin und glaube, daß es in einigen Tagen ganz sich bessern würde, ich danke ihnen, beste fr. v. Streicher recht sehr für ihre Theilnahme, wegen dem Leibchen wollen wir morgen sprechen, wenn ich das Vergnügen habe, sie zu sehen.

in Eil ihr freund

Beethoven."

9. (D. J. Nr. 20.)

„Werthe frau v. Streicher!

Czerny war eben hier — ich werde diesen Abend bey demselben seyn, ob bey ihnen morgen, weiß ich noch nicht. Es haben mir einige Teufel von Menschen wieder einen solchen Streich gespielt, daß ich nicht vermag unter Menschen zu seyn — Carl hat morgen um 11 Uhr Prüfung, weshalb er nicht mitkommen kann, doch vielleicht sehen wir sie morgen Nachmittag.

in Eil

ihr freund

Beethoven."

Die „Teufelsmenschen" sind ohne Zweifel in der Umgebung der bösen Schwägerin zu suchen, die alle Hebel in Bewegung setzte, um Herrin über ihr Kind Karl zu werden. — Czerny war um diese Zeit Karls Klavierlehrer. — Uebrigens könnte die Erwähnung von des Neffen Prüfung auch veranlassen, dieses Briefdokument ohne Datum in eine spätere Zeit zu versetzen, in das Jahr 1824, wo Beethoven seine großen Akademien zur erstmaligen Vorführung der IX. Symphonie und der Missa solemnis inscenierte. Da gab es der Intriguen die Fülle; nicht selten jedoch verkannte der mißtrauische Geist des leidenden Tonmeisters die treuesten Freunde. Der Zeitdeutungen gäbe es auch noch mehr.

10. (D. J. Nr. 21.)

„Aus Beyfolgendem ersehen sie die Lage der Sachen — da ihr Herr Vetter von Krakau schon so gut sein will, so dürfte er nur nach dem Hr. Hofrath Anders auf der Hauptmauth fragen der ihm Auskunft geben wird u. von mir liebe Empfehlungen an ihn machen, da seine schöne Tochter ebenfalls musikal. ist. Es handelt sich hauptsächlich darum, daß man an die Hauptmauth in Triest von der hiesigen einen Befehl hinschicken kann, daß selbe dieses Instrument hierher verabfolgen lassen, — sobald ich diesen Befehl von der hiesigen Hauptmauth habe, übergebe ich ihn an Henikstein u. Compagnie, welche damit beauftragt sind das Instrument zu besorgen

in Eil

An die fr. v. Streicher. ihr freund

Beethoven."

Dieser Brief ist für die Beethovenlitteratur recht wichtig; er dürfte jedoch etwelche Nüsse zu knacken geben. Der wesentliche Inhalt des Briefes betrifft das prachtvolle Geschenk aus London in Gestalt eines Broadwood-Flügels, den Beethoven im Jahre 1818 erhielt. Offenbar ist dies der Brief, den L. Nohl im III. Bande seiner Beethovenbiographie (S. 149) mit den Worten andeutet: „— ein ungedrucktes Billet an Frau Streicher, mit der ja in diesem Frühjahr 1818 der Verkehr besonders lebhaft war, spricht von der Besorgung eines Instruments von der Hauptmauth in Triest." Bekanntlich kam dieser Flügel,

in den die angesehensten Tonkünstler Londons ihre Namen eingeschrieben hatten, lange nach Beethovens Tode in Franz Liszts Besitz. — In Beethovens Geschichte tauchen mit diesem kleinen Briefe jedoch einige neue Namen auf. Da ist der Hofrath Anders in Triest mit seiner schönen musikalischen Tochter. Und da ist ein Vetter der edelherzigen Frau Streicher, ein Herr „von Krakau" in Triest, von dem in der Geschichte des Tonmeisters bisher ebenfalls noch nichts verlautet hat. Diese Persönlichkeiten werden denn also die Beethovenforscher noch zu beschäftigen haben. Wie aus einem weiter unten folgenden Briefchen hervorgeht, ist das jedoch kein wirklicher Name „von Krakau", sondern ein in Krakau lebender Vetter Nanettens. Henikstein und Comp. waren ein Wiener Bankhaus, mit dem Beethoven vielerlei zu thun hatte. Der Chef, Joseph Henikstein, war selbst musikalisch und veranstaltete mancherlei Musikabende in seinem Heim.

11. (O. J. Nr. 22.)

„Ich bitte in Eile mit Eile und durch Eile, daß sie Streicher bitten, daß wir heute gegen 12 Uhr allein sind.

in eiligster Eile

An die fr. v. Streicher. ihr freund

Beethoven."

Hiermit haben denn die freundlichen Leser durch Beethoven selbst die bündigste Selbstverspottung dafür, daß er fast all seine Briefe an diese Freundin mit den Worten „in Eil ihr freund Beethoven" beschließt.

12. (O. J. Nr. 29.)

„Ich danke ihnen für ihren Antheil von [an] mir — heute habe ich unterdessen viel ausgestanden von der N. — habe ihr aber ein halb Dutzend Bücher zu Neujahr an den Kopf geworfen. Die Blätter rotten wir aus (indem wir die B. fortschaffen) oder die Aeste, aber wir werden wohl selbst bis an die Wurzel kommen müssen, so daß nichts mehr übrig bleibt als der Grund. — ich glaubte die Sophie gesehen zu haben, und als ich das 2te mal nach Hauß kam, konnte ich vor schmerzen nichts andres thun als mich niederlegen aufs Kanapee — ich hoffe sie bald bei mir oder mich bei ihnen zu sehn

in Eil

ihr freund

Beethoven."

Dieses Briefchen ist in L. Nohls „Briefen Beethovens" Nr. 158 zum Teil abgedruckt. Es ist aus dem Jahre 1817. Die N. ist eine Abkürzung für Nany, eines der Hausmädchen bei Beethoven, die er schließlich so urdrastisch behandelte; diese Nany spielt neben der P., das ist die Peppi, die „elefantenfüßige", in all diesen Briefen an Frau Streicher eine große Rolle. Sehr bald danach schrieb der Meister an seine Freundin: „Leben Sie und weben Sie wohl, die Fräulein N. ist ganz umgeändert, seit ich ihr das halb Dutzend Bücher an den Kopf

geworfen. Es ist wahrscheinlich durch Zufall etwas davon in ihr Gehirn oder ihr schlechtes Herz gerathen, wenigstens haben wir eine busige Betriegerin!!!" — Buchstabe B. in diesem Briefchen bezeichnet einen andern dienstbaren Geist feminini generis bei Beethoven, dessen voller Name nicht weiter angegeben wird. Es ist dies dieselbe B., über welche Beethoven in einem andern Briefe an Frau Streicher sans façon bekennt: „Gestern morgen gingen die Teufeleien wieder an, ich machte kurzen Prozeß und warf der B. meinen schweren Sessel am Bett auf den Leib, dafür hatte ich den ganzen Tag Ruhe." — Fräulein „Sophie" mag die Tochter der Frau Streicher sein. Auf eine junge Dame Streicher giebt es in sonstigen Briefen Beethovens mancherlei Hinweise. So heißt es in einem reizvollen Briefe an dieselbe aus demselben Jahre 1817, vom 30. Juli: „Halten Sie Ihre Tochter fleißig an, daß sie eine Frau werde. — Heute ist eben Sonntag, soll ich Ihnen noch etwas aus dem Evangelium vorlesen, Liebet euch untereinander 2c. Ich schließe und empfehle mich ihnen und ihrer besten Tochter bestens, wünsche ihnen Heilung aller ihrer Wunden." —

13. (O. J. Nr. 34.)

„Für heute kann ich ihnen, meine liebe frau v. Streicher, nichts sagen, als daß ich hier bin, wie ich hier bin, wo ich hier bin, das werde ich ihnen bald nachholen — beygeschlossenes bitte ich der mir empfohlenen Waschfrau zukommen zu machen, noch zur flickwäsche gehörig. Alles schöne an die ihrigen.

in Eil

Für die fr. v. Streicher. ihr freund und Diener

L. v. Beethoven."

14. (O. J. Nr. 35.)

„Werte freundin!

Ich mache Gebrauch von ihrer Erlaubniß ihnen die Wäsche zur gütigsten Besorgung zu übermachen, bald sehe ich sie und bin wie immer

ihr freund u. Diener

Alles Schöne den Ihrigen. Beethoven."

Heilgenstadt am 16t. Mey.

Da Beethoven sich im Sommer 1817 nachweislich in Heiligenstadt befand, gehört dieses Wäschebriefchen in den Mai 1817. Auf das Vorhandensein dieses Billets weist auch Josef Böck-Gnadenau in seiner Studie: „Ludwig van Beethoven in Heiligenstadt und Nußdorf" (1890) hin, wo also zu lesen ist (S. 29): „Ein Brief an Frau Nanette Streicher, geborene Stein, die Gemahlin des bekannten Klavierfabrikanten, ist datiert mit: Heiligenstadt, am 16. Mai; daß er in das Jahr 1817 gehört, geht aus dem Inhalt und seinem Zusammenhang mit den umfangreichen Schriftstücken derselben Zeit und an dieselbe Person hervor: es handelt sich ja um die Besorgung von Wäsche. Im übrigen ist das kleine Briefchen in sehr herzlichem Tone abgefaßt." — Das wäre immer noch kein zwingender Beweis für das Jahr 1817. Zwingender Grund ist allein

der Umstand, daß Beethoven während der Zeit seines lebhaften Briefverkehrs mit Frau Streicher, also von 1813 bis 1818, sich nur im Jahre 1817 in Heiligenstadt aufhielt.

15. (O. J. Nr. 39.)

„Ich werde bald heute zu ihnen kommen, schreiben sie mir doch, wohin sie ihre Briefe nach Nußdorf hier aufgeben und wohin man sie dahin in der Stadt aufgeben muß? —

in Eil
An die fr. v. Streicher. ihr freund
Beethoven."

Nach dem eben Mitgeteilten ist auch die Datierung dieses Briefchens im allgemeinen klar; es stammt aus Nußdorf bei Heiligenstadt im Sommer 1817. In einem größeren Briefe derselben Zeit, aus Wien vom 30. Juli 1817, heißt es ähnlich wie im vorliegenden Briefchen: „wie haben sie denn ihre Briefe an mich nach Nußdorf besorgt?" —

16. (O. J. Nr. 45.)

„Ich werde ihnen die Antwort diesen Abend sagen, wenn es sich Dienstag machen ließ wär es mir lieber, wo ich ohnehin ein von mir bearbeitetes 5tet aus einer Sonate probiren werde.

in Eil
ihr freund
Beethoven."

Dieses unscheinbare Billet giebt wieder stark zu denken. Beethoven bereitet hier seine Freundin und Mitkünstlerin darauf vor, daß ein von ihm selbst nach einer Sonate arrangiertes Quintett probiert werden solle. Man weiß nun aus der gerade in Frage kommenden Zeit, daß Beethoven sein C-moll-Trio (op. 1) zu einem Quintett für zwei Violinen, zwei Bratschen und Violoncell umgestaltet habe. Ein Ungenannter hatte sich daran versucht, weshalb denn Beethoven sein Manuskript also überschrieb: „Bearbeitetes Terzett zu einem vierstimmigen Quintett vom Herrn Gutwillen und aus dem Schein von fünf Stimmen ans Tageslicht gebracht, wie auch aus großer Miserabilität zu einigem Ansehen erhoben vom Herrn Wohlwollen. Wien am 14. August 1817. NB. Die ursprüngliche dreistimmige Quintett-Partitur ist den Untergöttern als ein feierliches Brandopfer dargebracht worden." So entstand das Quintett in C-moll (op. 104). — Hier stehen wir nun vor einer nicht unwichtigen Alternative. Beethoven schreibt in dem eben mitgeteilten Briefchen, daß er selbst eine Sonate zu einem Quintett umgearbeitet habe. Entweder hat sich Beethoven also hier geirrt, irrtümlich Sonate statt Trio geschrieben, — oder dieses Zettelchen deutet darauf hin, daß Beethoven in jenen Tagen eine Sonate zu einem Quintett

umgestaltet habe, — eine Bearbeitung Beethovens, die dann noch aufzufinden wäre. Das erstere hat jedoch mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

17. (O. J. Nr. 46.)

„sehr übel befand ich mich gestern und heute noch, ich gehe nach Nußdorf, ob ich Dienstag kommen werde, weiß ich nicht —

Gott mit euch —

L. v. Beethoven."

Der Gang nach Nußdorf belehrt uns, daß auch dieses Billet dem Sommer 1817 angehört.

18. (O. J. Nr. 48.)

„Ein Brechpulver habe ich nur, muß ich hierauf öfter Thee nehmen? ich bitte sie um einen zinnernen Löffel —

in Eil ihr freund

Beethoven."

19. (O. J. Nr. 50.)

„Liebe freundin! Damit sie mich nicht schlecht beurteilen, sende ich ihnen hier 3 holländer Dukaten, welche sie wieder dem Herrn Vetter in Krakau zum wechseln geben können, wollen sie sogleich ihre Auslage u. d. Rechnung der Wäscherin tilgen könnten u. mir das übrige so bald ich darum schicke, nach Nußdorf senden können.

in Eil

An die gnädige fr. v. Streicher. ihr dankbarer

Beethoven."

Aus diesem ebenfalls dem Sommer 1817 angehörenden Billet erkennen wir unter anderm, daß der bereits früher erwähnte „Herr Vetter" der Streicherin nicht „von Krakau" heißt, sondern für uns ein Anonymus in Krakau sein muß.

20. (O. J. Nr. 54.)

„Ich bitte sie, werthe Fr. v. Streicher, diese 6 Flaschen ächten Köllnerwasser, welches sie hier so leicht nicht für Geld bekommen, von mir anzunehmen. Hoffentlich sehe ich sie bald, wenn nur die 2te Sündfluth nicht herannahte, wenigstens müßen wir wässericht werden, nachdem der Himmel sich immer über uns fort ergießt.

(J. 1817.) in Eil

An die frau v. Streicher. ihr freund u. Diener

Beethoven."

Mit diesem für Beethovens dankbares Gemüt zeugenden Briefe kann denn die neue Ausbeute von vierzig unbekannten Briefen beschlossen werden. Die

Juli-Sündflut in Oesterreich im Sommer 1817 mag uns die Ueberschwemmungsnot in diesem Jahre des Heils 1897, just achtzig Jahre später, mahnend ins Gedächtnis rufen. Müssen wir wirklich, wie damals Beethoven meinte, „wässericht werden", oder halten wir den Geist dennoch unverwässert aufrecht?



Deutsche Politik und englische Diplomatie in China.

Von

M. v. Brandt.

Zwei Missionare der deutschen katholischen Mission in Süd-Shantung sind von Chinesen ermordet worden, die deutsche Regierung hat für die That Genugthuung, sowie Sicherheit gegen die Wiederholung ähnlicher Vorfälle gefordert, und das deutsche ostasiatische Geschwader hat die in Shantung gelegene Kiautschaubucht besetzt. Das sind die einfachen Thatsachen, an denen sofort die üppigen Sprossen flüchtiger — fugaces — Zeitungskorrespondenzen, Mitteilungen und Artikel emporzuranken beginnen. Daß sich unter den Pflanzen und Pflänzchen manche reichlichen Giftstoff besitzende befinden und diese besonders auf englischem Boden fröhlich wuchern, wird keinen wunder nehmen, der englischen Stimmungen während der letzten Jahre auch nur oberflächliche Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Ueber Absichten und Ziele der deutschen Regierung zu sprechen, dürfte zu früh und jedenfalls überflüssig sein, da die meisten der in Frage kommenden ausländischen Faktoren, wenn sie auch die Presse für ihre Zwecke auszunutzen nicht anstehn, sich doch durch dieselbe, namentlich in solchen Fragen, kaum entscheidend beeinflussen lassen würden. Von Interesse dagegen wird es auch jetzt schon sein, sich die Einwürfe und Argumente der fremden Presse gegen zukünftige Möglichkeiten näher anzusehen.

Den Reigen hat natürlich die „Times" eröffnet, die mit der Uebertragung der Sympathien der fremden Mächte auf China droht, falls Deutschland mit der Besetzung der Kiautschaubucht etwa andre Zwecke als die der Erlangung einer bloßen Genugthuung verfolge. Wie weit die „Times" berechtigt sein mag, für andre Mächte zu sprechen, kann dahin gestellt bleiben; englische Sympathien haben jedenfalls weder China, dem sie sich zuerst zuwendeten, vor dem Verlust der Liaotunghalbinsel, Formosas und der Pescadores zu bewahren gewußt, noch Japan, dem sie am Ende des Krieges gehörten, vor der Notwendigkeit, die Halbinsel dem besiegten Gegner zurückgeben zu müssen.

Vielleicht lohnt es auch der Mühe, auf die englische Methode der Vertretung der eignen Interessen einmal etwas genauer einzugehen und an ihr zu lernen, wie man es machen müsse, um das englische Billigkeitsgefühl nicht zu verletzen und des Beifalls, vielleicht sogar der Unterstützung der geläuterten englischen Moral sicher zu sein.

Daß England seine für den Schutz des eignen und die Gefährdung des fremden Handels bestimmten Stationen über den ganzen Erdkreis verbreitet hat, ist eine bekannte Thatsache, ebenso wie jeder weiß oder wenigstens wissen könnte, daß es die große Mehrzahl derselben kriegerischen Aktionen oder der Drohung mit solchen zu verdanken hat. Auch der Rechtstitel, unter dem England Aegypten besetzt hält, dürfte kaum in etwas anderm als in dem Wunsche der Wahrung von Interessen, die ihm allein berechtigt erscheinen, zu finden sein. Aber es würde zu weit führen, den Spuren zu folgen, die die englischen Wappentiere auf der ganzen Erde zurückgelassen haben; es wird genügen, die von England während der letzten fünfzig Jahre in Ostasien befolgte Politik eingehender zu prüfen.

Am 6. Dezember 1839 erklärte England den Krieg an China, nicht, wie seine Gegner behaupten, um China zu zwingen, der Einfuhr von Opium keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern weil vieles darauf hindeutete, daß die Behörden in Canton, dem einzigen geöffneten Platze, entschlossen seien, den englischen Handel überhaupt nicht als einen berechtigten, sondern nur als einen geduldeten zuzulassen. Am 29. August 1842 wurde zu Nanking der Friede unterzeichnet, der diesem Kriege ein Ende machte, und durch den sich China verpflichtete, 21 Millionen Dollars, nach damaligem Kurse über 105 Millionen Mark, an England zu zahlen. (6 Millionen Entschädigung für in Canton auf Befehl der Behörden verbranntes Opium, 3 Millionen für Schulden der chinesischen Hongkaufleute an englische Händler und 12 Millionen Kriegsentschädigung.) Zugleich mußte es die Insel Hongkong an England abtreten, da, wie es in Art. 3 des Vertrages heißt, „es ersichtlich notwendig und wünschenswert sei, daß britische Unterthanen irgend einen Hafen haben müssen, wo sie ihre Schiffe docken und ausrüsten und die dafür erforderlichen Vorräte aufbewahren können".

Während des Krieges waren die Chusaninseln durch die englischen Streitkräfte besetzt worden; sie wurden aber nicht nach Abschluß des Friedens von Nanking geräumt, sondern durch einen am 8. Oktober 1843 abgeschlossenen Vertrag wurde festgesetzt, daß Chusan und Kulang-su, die Insel bei Amoy, auf der sich jetzt die fremde Niederlassung befindet, erst nach Zahlung der ganzen Entschädigung geräumt werden sollten. Die Räumung erfolgte thatsächlich erst, nachdem sich China in einem Vertrage vom 4. April 1846 verpflichtet hatte, Chusan niemals an eine andre Macht abzutreten, während England versprach, im Falle eines fremden Angriffs die Chusaninseln zu schützen und sie nach Beendigung des Krieges wieder an China zurückzugeben.

Der englisch-chinesische Krieg von 1858, dessen letzte Veranlassung die Verhaftung der chinesischen Mannschaft der nach Behauptung der chinesischen

Behörden in Canton unberechtigterweise unter englischer Flagge fahrenden Lorcha „Arrow“ war, brachte England 4 Millionen Taels Entschädigung, 2 für Verluste, die Kaufleute erlitten, und 2 für die Kriegskosten, und Frankreich, das sich bekanntlich an dem Kriege beteiligt hatte, eine solche von 2 Millionen Taels; Beträge, die nach der Erneuerung des Feindseligkeiten im Jahre 1860 durch die Konvention von Peking für jeden der beiden Staaten auf je 8 Millionen Taels erhöht wurden, das heißt nach dem damaligen Kurse auf zusammen über 100 Millionen Mark.

Gleichzeitig hatte sich England gegenüber von Hongkong das Gebiet von Kaulun pachtweise zu sichern gewußt, das soeben zum zweiten Male eine weitere Vergrößerung erfahren soll.

Erwähnt mag hier werden, daß China sich durch den am 12./24. Februar 1881 zu St. Petersburg unterzeichneten Vertrag verpflichtete, der russischen Regierung für die Rückgabe des während der Dauer des Dunganenaufstandes von letzterer zum Schutz der eignen Interessen besetzten Gebiets von Kuldja die Summe von 9 Millionen Rubel Geld, das heißt beinahe 29 Millionen Mark, zu zahlen.

Als 1885 die Beziehungen zwischen England und Rußland gespannte wurden und das erstere glaubte Veranlassung zu haben, sich über das Vorgehen des letzteren in Penjdeh zu beklagen, fand England es ganz natürlich, sich mitten im Frieden, ohne auch nur nach einem Vorwand zu suchen, der zu Korea gehörigen Inselgruppe Port Hamilton zu bemächtigen und dieselbe 1887 auch nur zu räumen, weil die Vorteile der Umwandlung der Gruppe in einen Kriegshafen nach der Ansicht der befragten Admirale bei dem bereits vorhandenen Besitz von Hongkong in keinem Verhältnis zu den Kosten eines solchen Unternehmens gestanden haben würden. Die Räumung fand außerdem auch erst statt, nachdem die chinesische Regierung sich verpflichtet hatte, keiner andern Macht zu gestatten, Port Hamilton in Besitz zu nehmen.

Wenn der 1894 während des chinesisch-japanischen Krieges durch das Londoner Kabinett erteilte Befehl, Tschifu (Chefoo) zu besetzen, nicht zur Ausführung gelangte, so geschah dies, weil der an der Spitze des ostasiatischen Geschwaders befindliche Admiral Sir Edmund Fremantle, wie er selbst in einer am 4. November 1895 in London gehaltenen Rede sagte, auf die Nutzlosigkeit einer solchen Maßregel hinwies, und wenn die englische Regierung im Verlaufe desselben Krieges dem siegreichen Japan zweimal erklärte, daß sie eine Ausdehnung der japanischen Operationen auf das Yangtsze-Thal nicht zulassen würde, so ist dafür auch kein andrer und stichhaltigerer Grund zu finden als der Wunsch der Wahrung angeblicher oder thatsächlicher englischer Interessen.

Selbst die „Times“ scheint sich der Auffassung, daß das englische Zugreifen in China andern Mächten ein Recht auf ein ähnliches Verfahren geben würde, nicht ganz verschließen zu können, aber sie hofft, daß Rußland und Japan, die nach ihrer Ansicht reinere Hände haben dürften, sich der Aufgabe,

die chinesischen Kastanien für den britischen Löwen aus dem Feuer zu holen, nicht abgeneigt zeigen werden.

Japan hat, wenn nicht alles trügt, in Formosa eine Aufgabe gefunden, die seine Kräfte, wenn vielleicht auch nicht übersteigt, so doch hinlänglich in Anspruch nimmt; außerdem wird es sich zweimal besinnen, ehe es sich Deutschland, von dessen Einfluß auf den Gang ostasiatischer Ereignisse es sich schon einmal hat überzeugen können, zu einem unversöhnlichen Feinde macht. Derselbe Grund wird auch für die russische Politik maßgebend sein, und es ist daher wenig Wert auf die vereinzelten russischen Preßstimmen zu legen, die in der Erfüllung etwaiger Wünsche Deutschlands nach einer Kohlenstation in Ostasien den Beginn der ersten Teilung Chinas zu sehen gewillt scheinen, wie auch, unter demselben Vorwande, Engländer nach einer Annexion des Yangtsze-Thales zu schreien beginnen. China hat die Abtrennung der Liukiu-Inseln und Koreas durch Japan, die Annams durch Frankreich und den Verlust von Hongkong und Formosa überstanden, ohne an diesen Thatsachen zu Grunde zu gehen; es würde auch die Errichtung eines deutschen Hongkongs an irgend einem Punkte seiner Küste, falls eine derartige Eventualität eintreten sollte, überdauern, ohne darum das Schicksal Polens teilen zu müssen.

Wohl aber dürfte, um englische Moral fremden Begehrlichkeiten gegenüber treffend zu kennzeichnen, daran erinnert werden, daß die erstere England zwar nicht an der Besitznahme von Hongkong verhindert hat, dagegen sehr stark aufbrauste, als Rußland 1861 Miene zu machen schien, sich der zwischen Korea und Japan gelegenen Tsusima-Inseln zu bemächtigen. Der damalige englische Stationschef, Admiral Sir J. Hope, erklärte, daß er, falls die Russen die Inseln nicht verließen, sich ebenfalls dorthin begeben und dort bis zum Abzuge derselben verweilen würde, was zur Folge hatte, daß Kapitän Birileff mit der Fregatte „Possadnik“ jede Absicht einer Annexion ableugnete und die Inseln räumte.

Aber selbst wenn man mit englischen Methoden und den denselben zu Grunde liegenden Gesinnungen nicht einverstanden ist, wird sich nicht in Abrede stellen lassen, daß in England wie auch in Frankreich und Rußland Volk und Regierung den gesunden nationalen Egoismus besitzen, den, nach Bakunin, den wohl auch die Sozialdemokratie gelten lassen wird, jedes Volk bethätigen muß, das nicht untergehen will. Daß England diese Eigenschaft besitzt, wird niemand bestreiten; von der russischen Diplomatie pflegte der alte Völkerrechtslehrer Heffter zu sagen, daß sie stets verstanden habe, ohne ersichtliche Fehler das ihr vorgesteckte Ziel zu erreichen, und Frankreich hat soeben erst durch sein Vorgehen Annam und Madagaskar gegenüber bewiesen, daß die zweite Republik die Lehren der Geschichte der letzten Herrscher vor der ersten nicht vergessen hat und an die Politik der Louis XIV., XV. und XVI. anzuknüpfen gewillt und im stande gewesen ist. Die französischen Ansprüche auf Tonkin beruhten im wesentlichen auf den alten Verträgen zwischen Frankreich und Annam, und Admiral Rigault de Genouilly verlangte 1859 vor Tourane die Erfüllung der Zusagen,

die Frankreich in dem Vertrage von 1787 gemacht worden waren. Wenn Frankreich erst im Jahre 1895 sich Madagaskars bemächtigte, so hatte es doch niemals vergessen, daß schon unter dem Schutz des Kardinals de Richelieu französische Gesellschaften bemüht gewesen waren, von der Insel Besitz zu ergreifen, daß von Ludwig XIV. bis zu Ludwig XVI. auf der Insel Dauphine oder im östlichen Frankreich, wie sie genannt wurde, die französischen Niederlassungen in größerer oder geringerer Ausdehnung fortbestanden hatten, und daß schon im Jahre 1815, auf Grund des Vertrages vom 30. Mai 1814, der Frankreich mit bestimmten Ausnahmen, unter denen Madagaskar nicht aufgeführt war, alles zurückgab, was es an außereuropäischen Besitzungen 1792 besessen hatte, der Gouverneur der Insel Bourbon den Titel Gouverneur von Bourbon und Madagaskar führte.

Mr. Guizot erklärt in seinen „Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps", daß er im Jahre 1840 jeder größeren kolonialen Unternehmung abgeneigt gewesen sei, und führt als Grund dafür an, daß eine Nation, damit sie fern von ihrem Mittelpunkt mit Erfolg große territoriale und koloniale Niederlassungen gründen könne, in der Welt einen sehr ausgedehnten, sehr thätigen, sehr mächtigen und sehr unternehmenden Handel besitzen und ihre Bevölkerung geneigt sein müsse, ihre Kraft und ihr Geschick fern von ihrem heimischen Boden zu tragen, zu schwärmen wie die Bienen.

Alle diese Vorbedingungen treffen für Deutschland zu; wann wird dasselbe bereit sein, die Folgerungen aus denselben zu ziehen?



Allerlei von Hof und Hofgesellschaft.

Der Leser der „Deutschen Revue" wird nicht erwarten, an dieser Stelle detaillierte Schilderungen von Berliner Hoffestlichkeiten zu finden — obwohl von Berlin hier die Rede sein soll —, wie solche von der Tagespresse mehr oder weniger schematisch gebracht zu werden pflegen und bei denen der Reporter in der glücklichen Lage ist, ältere Referate mit Leichtigkeit zu „adaptieren". Braucht er doch nur die Beschreibung einiger neuer Erscheinungen und einiger neuer Toiletten einzuschieben, ohne notwendigerweise das über gewisse Schönheiten oder Courschleppen früherer Jahre Gesagte abändern zu müssen — denn beide, Schönheiten und Courschleppen, sind sehr dauerhaft in einer Hofgesellschaft.

In der That erscheinen Hoffeste derselben Gattung einander äußerlich ebenso

ähnlich wie für das nichtmilitärische Publikum die Paraden des preußischen Gardecorps auf dem Tempelhofer Felde, bei denen stets dieselben Truppen in derselben Formation vor ihrem Allerhöchsten Kriegsherrn defilieren und die Berichterstattung als einzige Neuigkeit den inzwischen etwa eingetretenen Wechsel einiger Kommandeure zu melden vermag.

Und wie das festliche, so ist auch das alltägliche Leben des Hofes unendlich oft in der Presse geschildert worden. Man kennt die Tageseinteilung des Kaisers, der Kaiserin, der Prinzen — man ist nicht nur über die Regierungsgeschäfte des Monarchen bis zur genauen Reihenfolge der Vorträge orientiert, sondern auch über alle persönlichen Einzelheiten — man weiß, wann aufgestanden, wann geritten, gefahren, gegangen, wann und was gespeist wird — nichts ist Geheimnis. So ist es denn für einen Berichterstatter, der gelegentlich höfische Verhältnisse beobachten konnte, oder für einen Romanschriftsteller, der nach vorhandenen Quellen arbeitet, ziemlich leicht, bis zu einem, allerdings oberflächlichen Grade die Leser zu unterrichten — während andrerseits einem den Dingen Näherstehenden die Durchführung des begreiflichen Wunsches und der löblichen Absicht, die befahrenen Geleise zu meiden, recht schwer gemacht wird. Der letztere sieht sich außerdem der Schwierigkeit gegenüber, daß Diskretion ihm verbietet, seine Schilderungen mit pikanten kleinen Geschichten vom Hofe und von der Hofgesellschaft zu würzen, welche von einem gewissen Publikum nur zu lebhaft begehrt werden — allerdings glücklicherweise nicht von dem Publikum der „Deutschen Revue“. Dies vorausgeschickt, möge mir gestattet sein, nach freier Wahl aus der Fülle des Stoffes einiges herauszuheben, wobei es nicht meine Absicht sein kann, in einer Plauderei irgendwie erschöpfende Betrachtungen bringen zu wollen.

Wenn man in die den engeren Hof umgebenden Kreise eindringt, in deren Mittelpunkt dieser steht wie der von seinen Höfen umgebene Mond, so tritt man zunächst in den bis an die äußere Peripherie sich erstreckenden Bereich der sogenannten Hofgesellschaft.

Das stabile Element der Berliner Hofgesellschaft setzt sich — insoweit die Herren- und Damenwelt gemeinsam in Frage kommt — im wesentlichen zusammen aus wenigen „landsässigen“ fürstlichen Familien, einigen Familien von Staats- und zahlreichen solchen von Hofwürdenträgern, General- und Flügeladjutanten, sowie den jüngeren Offiziersehepaaren der Garde-Kavallerieregimenter. Eine größere Anzahl männlicher Einzelerscheinungen aus dem militärischen, amtlichen, politischen, künstlerischen, wissenschaftlichen Leben, deren Damen nicht hoffähig sind oder von ihrer Hoffähigkeit keinen Gebrauch machen können oder wollen — und nicht zu vergessen die junge unbeweibte Garde, das heißt ein Regiment Hofballtänzer mit Epauletten — vervollständigen das Bild. In diesem Bilde fehlen fast gänzlich — und mit jedem Jahre mehr — der Landadel im allgemeinen und die großen Herren im besonderen, welche regelmäßig im Winter in hauptstädtische Palais oder bescheidenere Mietswohnungen einziehen. An ihrer Stelle erscheinen wohl Familien des hohen und kleinen Landadels am

Berliner Hofe, für die hierzu gerade eine besondere Veranlassung oder Gelegenheit vorliegt. Reichstag, Herrenhaus, Abgeordnetenhaus beispielsweise oder das Bedürfnis, sich doch einmal am Hofe zu zeigen, der Wunsch der Töchter, doch einmal „vorgestellt" zu werden — führen eine Anzahl Familien des Landes an den Hof, die aber kaum warm geworden wieder verschwinden, weil das Abgeordnetenmandat erloschen, die Tochter angebracht oder sitzen geblieben oder der Geldbeutel schonungsbedürftig ist. Sie verschwinden nach einem, zwei Wintern, um sich bisweilen in Decennien nicht wieder sehen zu lassen, ja um vielleicht erst in der nächsten Generation am Hofe wiederzuerstehen. Natürlich spielt die Geldfrage hierbei die Hauptrolle. Selbst der über dem wirtschaftlichen Durchschnitt stehende Teil des preußischen Landadels ist kaum mehr in der Lage, einen regelmäßigen Winteraufenthalt in Berlin zu bestreiten. Die ganz vereinzelten Familien, die eigne Häuser besitzen, sehen sich gezwungen, sie zu vermieten, auch wenn diese Häuser zu Majoraten gehören. Die hohe Besteuerung der in erster Lage gelegenen Grundstücke, die eventuelle kommunale Doppelbesteuerung bei längerem Aufenthalt in der Stadt, der einen zweiten Wohnsitz begründet — sind gewichtige Momente, die vielfach selbst die begütertsten der in Preußen ansässigen Fürsten von Berlin fernhalten.

Zu dem fluktuierenden Element in der Berliner Hofgesellschaft gehört weiterhin das einer steten Veränderung unterworfene diplomatische Corps, das, mit allen Angehörigen fast zweihundert Köpfe stark, im gesellschaftlichen Leben eine bedeutende Rolle spielt. Sind doch namentlich die Botschafter — die zu erfinden bekanntlich Napoleon III. sich bemüßigt fand — zur Repräsentation verpflichtet, schon um die großen Ansprüche auf Rücksichten und Ehrungen, zu denen ihr außerordentlicher Rang sie berechtigt, der Gesellschaft annehmbar zu machen. Ihnen schließt sich ein kleiner Teil der zahlreichen Missionschefs im Range der Gesandten an, je nachdem die Inhaber der Posten bemittelt sind und deren Gemahlinnen gesellige Talente entwickeln.

Allerdings handelt es sich da, wie überhaupt in Berlin, mehr um größere Einzelfeste — wie es im kleinen die Diners sind — als um regelmäßige Vereinigungen der Gesellschaft oder von Teilen derselben. Es fehlt nicht an Diners und Bällen in Berlin, aber an „Salons" fehlt es. Bälle namentlich mehr als genug! Bei Hofe, in der Diplomatie, in der stabilen inländischen Gesellschaft, bei den heutzutage weniger stabilen Ministern — ja selbst bei den nur vorübergehend auftretenden Familien; bei diesen mit Vorliebe in Hotels, seitdem die schon traditionell gewordenen Subskriptionsbälle im „Kaiserhof" die Hotelbälle beliebt machten! Die bequemste Art, sich einer Menge Verpflichtungen auf einmal zu entledigen, die beste Art, die eignen Töchter etwas in den Vordergrund zu rücken und sie auf alle andern Bälle einladen zu lassen!

Solange die Ballmütter außerdem der Ansicht huldigen, daß ein Viertelhundert Bälle von ihren Töchtern abgetanzt werden müssen, daß die armen Dinger abgetanzt auch aussehen müssen, um ihre Leistungen und Erfolge in der Wintercampagne jedem ad oculos demonstrieren zu können, — so lange wird

eben die Wintergeselligkeit an dieser tyrannischen Balleinseitigkeit und damit an „geistiger Oede und Leere“ leiden — wie der sehr gerechtfertigte und auch wohl übliche Ausdruck lautet; wenigstens las oder hörte ich ihn schon irgendwo. Ce que femme veut — es ist eben ein Verhängnis! Erst nach dem Fasching treten wieder die obligaten Bazars in ihr Recht, findet hier und da einmal eine Theateraufführung statt, wird vielleicht auch etwas musiziert. Wer noch eine besondre gesellschaftliche Verpflichtung fühlt, ladet zwei- bis dreimal mehr Menschen, als bequem Platz haben, zum „rout“ ein, dem Wirte und Gäste wie einem unvermeidlichen Uebel entgegengehen und den man schnell wieder flieht, nachdem man „acte de présence“ gemacht — wobei es allen Beteiligten zum Trost gereicht, daß diese „Feste“ überall die gleichen und besonders in London so überfüllt sind, daß ein großer Teil der Gesellschaft auf der Treppe zu bleiben genötigt ist. Getanzt wird übrigens auch jetzt noch, ebenso wie schon vor Weihnachten, glücklicherweise aber in diesen Perioden vereinzelter, weil die katholischen Familien sich nicht beteiligen. Und doch gelingt's in der Hofgesellschaft nicht gar so häufig, die ersehnte Verlobung zusammenzutanzen — wie denn überhaupt das, was man im Norden „ausgehen“ und im Süden „in die Welt gehen“ nennt, weniger Verlobungen zeitigt als gelegentliches Zusammenkommen auf dem Lande oder in Bädern — in gewissen Bädern wenigstens, unter denen Norderney den unbestrittenen Vorrang behauptet.

Um gerecht zu sein, muß nun konstatiert werden, daß die Ballwut nicht in der Berliner Hofgesellschaft allein grassiert; sie ist epidemisch in allen Hofgesellschaften und in diesen nicht nur, sondern auch in andern Kreisen großer Städte — wenn hier auch gewiß nicht in allen.

Auch möchte ich nochmals — als auf einen immerhin mildernden Umstand für Tanzübertreibungen — darauf hinweisen, daß im Verhältnis zum Umfange der Berliner Hofgesellschaft eine überaus geringe Zahl von Salons überhaupt und von solchen Salons insbesondere vorhanden ist, in denen geistige oder künstlerische Interessen eine dauernde Stätte im großen und vornehmen Rahmen finden. Dieser sehr fühlbare Mangel ist an sich um so merkwürdiger, als die Einzelbestandteile der Hofgesellschaft in Bezug auf Bildung und geistige Interessen Vergleiche nicht zu scheuen brauchen. In früheren Perioden unter bescheideneren Lebensbedingungen standen die Dinge auch wesentlich anders als heutzutage, wo nur wirklich reiche Leute „Haus“ machen können. Geld und wieder Geld!

Wäre in der inländischen Gesellschaft so viel Reichtum vorhanden, wie man ihn in der Wiener Aristokratie, in den Petersburger Hofkreisen, in der Londoner Gesellschaft findet, so würde in Berlin wahrscheinlich Besseres geboten werden als anderswo.

Daß dieser Reichtum eben nicht vorhanden, vermag jeder, der beispielsweise einem Berliner Hofballe beiwohnt, aus einem sehr äußerlichen, aber darum sofort in die Augen springenden Umstand zu erkennen. Wohl sieht man elegante Toiletten, aber wenig hervorragenden Schmuck, wie er bei solchen Anlässen in Wien, Pest oder Petersburg bei zahllosen Trägerinnen anzutreffen ist.

Wenn übrigens die wenigen großen Gesellschaftsfeste des Hofes, welche der Zahl nach hinter denen andrer deutscher Höfe zurückbleiben, im Zeichen der Bälle stehen, möchte ich dies trotz meiner Philippika gegen letztere als etwas Selbstverständliches bezeichnen. Mit einer so großen Gesellschaft, wie sie der Hof einzuladen gezwungen ist, läßt sich eben nichts andres vornehmen, als sie tanzen und tanzen sehen zu lassen.

Solange der Hof im Potsdamer „Neuen Palais“ residiert, ladet er gern kleinere Kreise zu musikalischen oder theatralischen Abenden ein.

Der Kaiser liebt die Hofbälle vielleicht weniger. Tritt Hoftrauer ein, so wird dieselbe, wenn auf die Abhaltung eines Hoffestes Wert gelegt wird, für den betreffenden Tag abgelegt — andernfalls läßt man das Fest der Hoftrauer wegen ausfallen. Da bei Hofbällen häufig das letztere geschieht, so liegt die Folgerung nahe.

Uebrigens ist von seiten des Hofes in den letzten Jahren einiges geschehen, um die Gleichförmigkeit der Hofbälle zu durchbrechen. Von dem Kostümball vorigen Winters, welcher den Hof von 1797 darstellte, abgesehen, hat man seit einigen Jahren die alten französischen Tänze „Menuett“ und „Gavotte“, die dem gegenwärtigen Geschlecht nur noch von der Bühne und von Polterabenden her bekannt waren, offiziell wieder auf die Tanzkarte gesetzt. Nachdem der Reiz der Neuheit wieder etwas verblaßt ist, beginnt man aber zu finden, daß die Strammheit preußischer Lieutenants in engen, gradlinigen Uniformen sich diesen Tänzen nicht so anpassen will, als dies im Hinblick auf deren teilweise recht graziöse Partnerinnen zu wünschen wäre. Die Zeremonienmeister und Kammerherren in ihren Uniformen alten Schnittes, in Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen würden vielleicht geeignete Menuetttänzer abgeben — wenn ihre Geburtspatente sich um die Kleinigkeit einiger Jahrzehnte vorausdatieren ließen.

Wer die Berliner Hoffeste kennt, wird nicht bestreiten wollen, daß sich dieselben in einem wirklich schönen Rahmen darstellen, den die herrlichen Räume des Schlosses, der Schimmer reicher, augengefälliger Uniformen und eine geschickte, im großen Stil gehaltene Inscenierung hervorbringen. Dem Glanze des Hofes steht — mehr von bewährter Tradition als von steifer Etikette gehütet — dessen Eigenart zur Seite. Unzweifelhaft hat der Hof Eigenart und Charakter, wie es sich für einen alten und vornehmen Hof geziemt.

Dagegen ist die Hofgesellschaft in Bezug auf äußere Sitten und Umgangsformen durchaus nicht eigenartig. Und zwar sind hierfür schon erwähnte Umstände mitbestimmend.

Nicht auf großen Festen, sondern in sogenannten „eleganten“ kleineren Zirkeln — unter welchen man nicht boshafte Cliquen zu verstehen braucht — entwickeln sich erfahrungsmäßig die geselligen Moden für die „große Welt“. Wenn es nun auch in Berlin nicht ganz an solchen Zirkeln fehlt, so sind dieselben doch nicht eingelebt und darum nicht mächtig genug, um der Gesellschaft Gesetze vorschreiben zu können — für die außerdem die Gesetzgeber durch einen gewissen Aufwand plädieren müßten. Vielleicht fehlt es auch an Erfindungsgabe auf

diesem Gebiet. Leider aber fehlt es nicht an der den Deutschen aller Klassen mehr oder weniger anhaftenden — und auch in diesem Falle mitsprechenden — Auslandsschwärmerei.

Sicher ist, daß die gesellige Sitte nicht in Berlin entsteht, sondern importiert wird. Nicht aus dem Westen, nicht mit Kleidermoden aus Paris — sondern vorzugsweise von Südosten, von Oesterreich — aus Wien, wo die jüngere Generation der Aristokratie der heimischen etwas englische Art beizumischen bemüht ist.

Warum aber gerade aus Oesterreich? — wird der Leser fragen — nicht die Leserin, denn diese weiß, daß man bei Moden nicht fragen soll, warum sie sind, sondern wie sie sind.

Vom Zigarettenrauchen der Damen bis zu dem immer allgemeiner werdenden „Du", sowohl innerhalb der Herren- wie innerhalb der Damenwelt, läßt sich bei unzähligen Aeußerlichkeiten die österreichische Herkunft nachweisen.

Es ist in Deutschland vielleicht weniger bekannt, woher jene — von Verwandtschaft unabhängige — Sitte des Dusagens in der österreichischen Aristokratie stammt. Sie entstand in der Radetzkyschen Armee in Italien, verbreitete sich dann in der ganzen österreichischen Armee und ging von dieser auf die Geburtsaristokratie über, während bürgerliche und neuadlige Kreise sie nicht aufnahmen. Diese Sitte hat sich so festgewurzelt, daß in Oesterreich inländische Herren oder Damen, welche der Aristokratie zugerechnet zu werden beanspruchen, gesellschaftlich deklassiert erscheinen, wenn ihnen das „Du" nicht gewährt wird.

So weit ist man natürlich in Berlin noch nicht — der Weg dahin ist aber beschritten.

Ob andre Gewohnheiten, welche den englischen Ursprung verraten, wie die immer mehr in die späten Abendstunden vorrückende Essenszeit — mit dem Umwege über Wien oder direkt aus London nach Berlin eingeführt wurden, wage ich nicht zu entscheiden.

Wiewohl ein Gegner aller Ausländerei, vermag ich nicht zu leugnen, daß der seit Jahren wirksame österreichische Einfluß den Verkehr freier und ungezwungener gestaltete — ohne daß das Zuviel schon eingetreten wäre, welches durch den Uebergang von Zwangslosigkeit in Formlosigkeit entstehen kann, von andern Konsequenzen zu schweigen. Allerdings muß man sich in der für natürliches, ungeniertes Wesen schwärmenden heutigen Jugend bewußt sein, daß man hart an der Grenze steht, hinter welcher die Uebertreibung beginnt, und daß absichtlich zur Schau getragenes Sichgehenlassen nichts weniger als natürlich ist — sondern wieder zur Pose wird, die man in Verruf erklärt hatte.

Herrschte früher in der Berliner Hofgesellschaft ein steiferer Ton, so war doch seit dreißig Jahren niemals ein solcher üblich, wie er heute noch in unsern Romanen geschildert wird. Nein, so geziert und gespreizt verkehren Fürsten, Grafen und sonstige Aristokraten der Wirklichkeit nicht miteinander — Herren und Damen werfen sich nicht in der Anrede in so lächerlicher Weise ihre Titel und

Prädikate an den Kopf — und man „erstirbt“ nicht in Ergebenheit vor jeder „Hoheit“, geschweige vor der „Durchlaucht“ kleinster Prinzen und Prinzessinnen.

In der großen Zahl von Schriftstellern — und es befinden sich hervorragende darunter —, die die Geburtsaristokratie zum Vorwurf nehmen, kenne ich nur einen, der dieselbe lebenswahr schildert, und dieser eine — Ossip Schubin — ist — eine Frau.

Man karikiert unbewußt, wie es bewußt die „Fliegenden Blätter“ in Bezug auf die Gardelieutenants thun, wodurch in In- und Ausland eine Menge von Vorurteilen erzeugt werden.

Ist die Berliner Hofgesellschaft in der Wahl ihrer Umgangsformen fremden Anregungen gefolgt, so ist es erfreulich zu sehen, daß in dem in sich geschlossenen Kreise der souveränen Häuser Europas die frische Natürlichkeit Wilhelms II., unterstützt von der Liebenswürdigkeit und Einfachheit seiner hohen Gemahlin, einen unverkennbaren Einfluß ausübt.

In dieser illustren Gesellschaft geht neben dem offiziellen, für die Oeffentlichkeit bestimmten Verkehr ein solcher persönlicher Natur einher, der sich in unsrer Gegenwart in menschlich-einfacheren Formen und — wo die Voraussetzungen gegenseitiger Sympathie vorhanden — vertraulicher und herzlicher gestaltet, als gewöhnlich angenommen wird. Man denke hierbei nicht an Monarchenumarmungen auf Bahnhöfen, die ganz offizieller Natur sind, und bei denen in keiner Weise Empfindungen mitzusprechen brauchen. Die hohen Herrschaften verkehren heutzutage miteinander, wie es etwa Gutsnachbarn thun, auch wie Verwandte, selbst wenn von eigentlicher Verwandtschaft nicht die Rede ist, was allerdings bewirkt — hat doch jede Medaille ihre Kehrseite —, daß wirkliche Verwandtschaft an Bedeutung verliert. Vorstellungen, Besuche, Kartenabgeben, Einladungen stehen im übrigen hier genau in derselben Weise auf der geselligen Tagesordnung wie in jeder andern Gesellschaft. Wenn in einer solchen Vermögen und Stellung gewisse Abstufungen schaffen, so machen sich hier die Rangunterschiede bemerkbar — und hier wie überall sind die Großen besser daran als die Kleinen. Aber Große und Kleine umschließt das einigende Gefühl der ein für allemal feststehenden Zugehörigkeit zu der großen fürstlichen Gesamtfamilie in weit höherem Grade, als dies bei Gliedern irgend welcher andrer Verbände diesen gegenüber der Fall ist. Die Politik spielt bei den persönlichen Beziehungen der Großen eine ähnliche Rolle wie im Verkehr gewöhnlicher Sterblichen die Rücksicht auf nachbarliche, verwandtschaftliche, dienstliche, geschäftliche Verhältnisse. Wie letztere vermag die Politik mehr Umgangsgelegenheiten als persönliche Sympathien zu schaffen und hat sich in dieser Richtung zumeist darauf zu beschränken, Schein zu erwecken und zu wahren. Daß sie auch hierbei bisweilen versagt, beweist der jüngste badisch-hessisch-russische Zwischenfall — der weiterhin zeigt, daß die kleinen Miseren des geselligen Lebens, die sich so vielfach an Aeußerlichkeiten, mit Vorliebe an Besuche und Einladungen, knüpfen, auch den auf den irdischen Höhen Wandelnden nicht erspart bleiben.

Nachdem der Leser mir auf meinem Streifzuge durch den äußeren Kreis

des Hofes bis in sein Zentrum folgte, möge er mit mir noch einen Schritt rückwärts thun und einen Augenblick an der Stelle verweilen, welche von dem wenig gekannten, meist verkannten, nicht selten verlästerten „Hofstaat“ eingenommen wird.

Die Glieder des Hofstaates sind jene „Hofchargen“ — wie die offizielle, sprachlich inkorrekte Bezeichnung lautet —, die scherzweise und von Uebelwollenden Hofschranzen genannt werden, und in denen die öffentliche Meinung nach alter Ueberlieferung noch vielfach hochbesoldete Nichtsthuer erblickt.

Thatsächlich beziehen nur diejenigen Hofchargen Gehalt, welche gleichzeitig Hofbeamte sind — und die Posten der letzteren sind so wenig Sinekuren, daß beispielsweise die Hofmarschälle des Berliner wie jedes andern großen Hofes sich einer wirklich guten Gesundheit erfreuen müssen, nicht der Diners wegen, sondern um eine ebenso vielseitige wie aufreibende Thätigkeit ertragen zu können.

Und nicht gering sind die Ansprüche, die heute an hohe Hofbeamte in Bezug auf weltmännische Bildung, Erfahrung und Gewandtheit und in Bezug auf Sprachenkenntnis gestellt werden — wie solchen der gegenwärtige Leiter des Berliner Hofes in geradezu vorbildlicher Weise entspricht.

Viel zahlreicher als die Hofbeamten sind jene Hofchargen, welche weder Gehalt noch Diäten beziehen und die lediglich bei festlichen Gelegenheiten erscheinen, um den Hofstaat zu vervollständigen und den ihnen verliehenen Ehrenämtern und Titeln verschiedensten Klanges und Ranges gerecht zu werden. Daß diese Herren, die größtenteils nicht in Berlin, sondern in den Provinzen zerstreut leben, nicht regelmäßig zu Hofe kommen, auch niemals vollzählig zur Stelle sind, ist begreiflich — ebenso wie es sich von selbst versteht, daß ihnen bei ihrer Anwesenheit keine hervorragenden Mühen aufgebürdet werden können. Doch wird von seiten des Hofes Wert darauf gelegt, daß die gleichfalls dieser Kategorie angehörenden Zeremonienmeister sich möglichst oft zur Disposition stellen, denn letzteren liegt es ob, die Hofmarschälle bei der Durchführung der Feiern und Feste zu unterstützen, ohne daß sie sich um die Vorbereitungen zu kümmern hätten. Neben Personalkenntnis ist bei diesen Herren das Vorhandensein höflicher Formen ein unentbehrliches Requisit. Ein längst verstorbener nichtpreußischer Hofmann alter Schule verfehlte vor Hoffesten niemals jüngern Kollegen einzuschärfen: „Vergessen Sie nie, meine Herren, daß Hof von Höflichkeit kommt“. Und wenn diese Ableitung auch anfechtbar, so bemüht man sich doch am Berliner Hofe, sinngemäß nach derselben zu verfahren gegenüber allen Gästen des Kaisers ohne Ausnahme — unter denen sich ja auch jene mit dem Allgemeinen Ehrenzeichen geschmückten einfachen aber ehrenfesten und verdienten Männer befinden, die das alljährliche Ordensfest an des Kaisers Tafel führt, obwohl sie durchaus nicht in der Hofrangordnung figurieren.

Es ist noch nicht lange her, daß über alles, was zum Hofe gehörte, der Stab gebrochen wurde — als jenes durch eine Flut anonymer Briefe angerichtete Unheil sich zu einem traurigen Handel zwischen zwei dem Hofe angehörenden Herren verdichtete.

Noch heute ist die unselige Angelegenheit der Briefe nach verschiedenen Seiten ungeklärt.

Aber eingedenk dessen, daß überall und zu allen Zeiten, wo auch immer die Anonymität zu unlauteren Zwecken ihr Wesen trieb, sich stets die bedauerlichsten Folgen einstellten — sollte man sich hüten, aus obendrein unerwiesenen Voraussetzungen übertriebene oder ungerechtfertigt verallgemeinernde Schlüsse zu ziehen.

Man hat aus diesem Anlaß sogar die Berliner Hofgesellschaft als moralisch minderwertig hingestellt — meiner Ansicht nach mit demselben Recht, wie man ein Haus, in dem eingebrochen wurde, eine Diebeshöhle nennen würde.

Ich gebe hier nur einer wirklich empfundenen Ueberzeugung Ausdruck, wenn ich behaupte, daß der Berliner Hof im engeren und weiteren Sinne wie an Bildung, so auch an Moralität und Solidität nicht nur andern gebildeten deutschen Gesellschaftskreisen höfischen oder bürgerlichen Charakters in keiner Weise nachsteht — sondern wie diese nach den erwähnten Richtungen die entsprechenden Kreise des Auslandes im allgemeinen überragt.

Nun aber mahnt mich eine innere Stimme immer nachdrücklicher, nicht zu vergessen, daß ich mich unterfing, vom Hofe zu reden, und daß auch ich darum — soll anders der erwähnte alte Hofmann sich nicht im Grabe umdrehen — den Geboten der Höflichkeit zu gehorchen habe, die ich mich außer stande fühle, besser zu bethätigen, als indem ich mich weigere, die Geduld des Lesers und die Spalten der „Deutschen Revue“ zum Schaden inhaltsschwererer Artikel weiter in Anspruch zu nehmen.



Gespräche mit einem Münchener Meister.

Von

Louise v. Kobell.

Ich werde nie das Entzücken vergessen, das meinen Freund Karl Piloty beim Anblick Venedigs erfaßt hat, als wir auf unsrer Fußreise im Herbste 1847 dort anlangten,“ sagte Professor Ludwig Thiersch, Sohn des bekannten Philologen F. Thiersch, behaglich mit seiner Frau und mir in seinem Atelier sitzend und uns dabei die Zeichnungen seiner Skizzenbücher zeigend. „Die wunderbare Stadt prangte damals im Festglanze, da die Naturforscher dort tagten. Von ihren wissenschaftlichen Vorträgen machten wir zwar keinen Gebrauch, desto mehr lernten wir, im feurigen Jugendeifer — Piloty war einund-

zwanzig, ich zweiundzwanzig Jahre alt — an den Mosaiken der Marcuskirche, an den Gemälden von Paul Veronese in San Sebastiano, in der Kirche dei Frari an Titians herrlichem Altarbilde, Madonna mit Heiligen und mit der knieenden Familie Pesaro im Vorgrunde; das sind lebensvolle Porträts von packender Naturwahrheit, und wie ergriff uns Mariä Himmelfahrt, in der Accademia delle belle Arti — und St. Marcus, der einen verurteilten Sklaven befreit, von Tintoretto, in welchem Gemälde wohl das Höchste geleistet ist, das an koloristisch wirkungsvoller Malerei geleistet werden kann.

„Piloty kopierte in späterer Zeit das Meisterwerk, und sein Schüler Hans Makart inspirierte sich an diesem Tintoretto für seine farbenfeurigen Schöpfungen. Wir kehrten von dem Venetianer Aufenthalt so kunstenthusiastisch nach München zurück, daß sich alsbald jeder von uns an die Staffelei setzte und unter Professor Schorns Leitung darauf los malte. — Den zuerst erwählten Bildhauerberuf verließ ich für immer, obgleich ich Ludwig Schwanthalers Schule besucht und mich bereits durch eine Reihe wohlgelungener Büsten bemerkbar gemacht hatte. Schwanthalers Rede war nicht ohne Wirkung geblieben, als er in seiner originellen Art einmal zu mir sagte: ‚Ich geb' Ihnen den Rat, mein Lieber, wenn Sie ein bißl Phantasie haben, dann werden Sie Maler; die Bildhauer sind nicht zu beneiden; wenn's gut geht, kriegt einer in seinem Leben vielleicht einen Fries, sonst bleibt ihm nichts übrig, als die bekannten Konditorfigürln für den Kunstmarkt zu machen'."

„Da heißt es auch," sagte ich, „glaub meinen Worten und nicht meinen Werken, aber es ist einerlei, wie es gemeint war, denn so verdanken wir es Schwanthaler, daß Sie Maler geworden sind."

„Und ich habe es nie bereut, da schon mein erstes größeres Bild ‚Sakuntala im Kreise ihrer Gespielinnen' günstig aufgenommen wurde. Piloty malte damals Rienzi, wie er zu Rom in Mitte einer Versammlung von Adel und Volk eine seiner Freiheitsreden hält."

Die Revolutionsbewegung, die im Jahre 1848 Europa durchbrauste, zündete ebenfalls in Bayern; schwärmten die Schüler der Kunstakademie gleich den Universitätsstudenten einerseits für eine Freiheitsära, so trugen sie andrerseits nach Kräften zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Hauptstadt bei und zur Wehr gegen Uebergriffe Exceßsüchtiger. Statt Feder und Pinsel handhabten sie nun die Waffen, allerdings nur die ausgemusterten Musketen des Zeughauses!

Die Akademieschüler wählten Ludwig Thiersch zu ihrem Kommandanten, und Piloty stand als hochgewachsener Flügelmann in der ersten Kompagnie. — Eifrig zogen täglich verschiedene Freicorps unter Trommelschlag aufs Marsfeld hinaus, wo sie exerzierten und manövrierten; manch ehrwürdiger Professor und Meister fand sich darunter.

Als sich die Wogen der Volkserhebung gelegt hatten, wurden wieder von allen Seiten Feder und Pinsel ergriffen, und Ludwig Thiersch malte unter der Wucht der frischen Eindrücke „Jean Cavalier, die Cevenner Bauern zum Kampf

auffordernd", welches Gemälde, gleich dem vorhin erwähnten, Lob und einen Käufer fand.

Nun reiste Ludwig in das Land seiner Sehnsucht, Italien, zunächst nach Rom.

Ein beredtes Zeugnis für seinen dortigen Fleiß geben seine Skizzenbücher, denn wie viel hat er darin festgehalten! Mit wenig Strichen, aber stets charakteristisch sind Kunstwerke aus Kirchen und Palästen wiedergegeben, die Staffagen am Petersplatz und an der Piazza Montanara, die Villa Borghese nach Sonnenuntergang mit dem glühenden Abendhimmel und den dunkeln Baumsilhouetten, das Porträt Cäsar Borgias nach Raffael, ein schöner, schlimmer Kopf; Augen und Mundwinkel sagen: Widerspruch giebt es nicht. Hier der heilige Petrus in Raffaels Disputa, und Johannes voll Kraft und Weichheit; die lieblichen drei Haupttugenden aus den Stanzen; und da das Osterfest in der Sixtina, der weißgekleidete Papst, die Kardinäle, Kavaliere, Senatoren, das in Andacht und Schaulust aufgelöste Volk; die leichtfüßigen Tänzerinnen einer Osteria; die Wasserpflanzen an der Tiber, die lungernden Kühe auf dem Campo Vaccino; die goldgesäumten Wolken, unter denen sich eben ein Marienfest vollzieht — allenthalben eine künstlerisch aufgefaßte Natur.

Die Erwerbung dieser in Form und Inhalt vorzüglichen Blätter wäre ein großer Gewinn für Kunstschulen.

„Mit heimatlichen Grüßen bepackt," sagte L. Thiersch, „besuchte ich in Rom alsbald meinen Landsmann August Riedel, der wie kein andrer das Sonnenlicht auf die Leinwand zu zaubern verstand. Um mich in ähnlicher Richtung zu erproben, malte ich ein bekanntes römisches Modell, die Chiaruccia mit ihrem Töchterlein, im Grünen vom Sonnenlicht rückwärts gestreift. Diesem Bild schlossen sich mehrere aus dem Leben der Campagnolen gegriffene Studien an, die sämtlich von Engländern erworben wurden.

„Selbstverständlich stand ich häufig an dem Vormittag, an welchem Overbecks Atelier dem Publikum geöffnet war, unter der gedrängten Menge, welche des großen ‚Präraffaeliten' Werke betrachtete. Rings an den Wänden hingen seine von tiefer Frömmigkeit durchdrungenen Kohlenzeichnungen, Christus auf dem Oelberg, die Grablegung, die Bekehrung des heiligen Thomas und so weiter. Sie sind in echt christlichem Geiste erfunden und bringen eine weihevolle Stimmung hervor. Der Meister selbst mit seinem milden Gesichtsausdruck, dem schlicht gescheitelten Haar, mit seinem einfachen, gewinnenden Wesen erweckte unwillkürlich in mir das Gefühl, so etwa müsse der Lieblingsjünger Jesu ausgesehen haben.

„Von jüngeren Künstlern waren es besonders der Bildhauer Wittich, der Landschaftsmaler Franz Dreber und der Historienmaler Gungl, an welche ich mich anschloß. Wir stifteten mit noch andern jungen Deutschen eine Tafelrunde in einer einfachen Weinkneipe bei der Fontana Trevi. Jeder brachte sein bescheidenes Mahl, Schinken, Salami und Brot, selbst mit. Die älteren Künstler hatten ihr Standquartier in dem bekannten „Café Greco" aufgeschlagen; und

ging es dort vornehmer und würdiger zu — erschien ja sogar König Ludwig I. von Bayern des öfteren als Gast —, so beherrschte die junge Tafelrunde eine zwanglose Lustbarkeit, wenn auch manchmal bei den Kunstgesprächen die Antithesen hitzig aneinander prallten. Unsre Ausflüge in die Campagna, ein längerer Aufenthalt in Olevano im Sabinergebirg wirkten äußerst belehrend auf mich. In Olevano traf eines Tages ein junger Landschaftsmaler, Arnold Böcklin, ein. Interessant war es, wie im Gegensatze zu Franz Dreber, der mit einer großen Mappe auszog und mit sorgfältig durchgeführten Bleistiftzeichnungen heimkehrte, Böcklin, mit einem kleinen Skizzenbuch bewaffnet, tagelang im Anschauen der Natur verweilte und höchstens einige abkonterfeite Baumblätter und Felsen als Beute mit nach Hause brachte, um erst hier die gewonnenen Eindrücke zu verarbeiten. Später wurde Böcklin durch die Schönheit einer Römerin, die er porträtierte, auch zum Figurenmalen angespornt."

Von Olevano aus unternahm Thiersch mit Oswald Achenbach und Albert Flamm eine Fußtour nach Civitella, Cervara, Subiaco und Tivoli, wo sie in der Villa d'Este durch die herrlichen Cypressengruppen in bewunderndes Staunen gerieten. Die letztgenannten Künstler malten ihre Studien direkt nach der Natur.

Nach Rom zurückgekehrt, verließ Achenbach baldigst die ewige Stadt, während die übrigen ihren Aufenthalt verlängerten. Insgesamt arbeiteten diese Kunstjünger wie in einer Feueresse der Begeisterung, und in den Mußestunden vergnügten sie sich nach Herzenslust, schwärmten für die herrlichen Frauen und Mädchen an der Tiber, liebelten und liebten. Böcklin vermählte sich mit seiner schönen Römerin. Ludwig Thiersch war durch die Herzensneigung für seine in Bayern lebende Braut Pauline Kirch gegen den Zauber der Italienerinnen und fremder Huldinnen gefeit.

Mit warmem Interesse die Mosaiken studierend, legte er den Grund zu seinen späteren Arbeiten auf dem Gebiete der Kirchenmalerei im alten Stile. Und hatte er sich durch seine Ausflüge den Sinn für die ideale Auffassung der Landschaft erweitert, so dehnte sich jene auch auf die menschliche Gestalt aus, angesichts der großartigen Schöpfungen Michelangelos und Raffaels.

Während seiner Reise nach Neapel und nach Sizilien blieb er in Entzücken gebannt.

„Ach, das Theater von Taormina!" rief er beim Aufblättern des Skizzenbuches, „fast eine Woche verbrachte ich in dem kleinen Aufseherhäuschen; tagsüber entlockte die wunderbare Sonnenglut den Blumen und Kräutern ihre Würze, ein frischer Luftzug strich darein, das tiefblaue Meer dehnte sich endlos aus; ferne erschien im Duft Kalabrien, und fast gegenüber erhebt sich in einsamer Höhe der Aetna, von Waldungen, Blumen- und Aschenfeldern umgürtet. Nachts lag die unbestimmte Landschaft träumerisch im Mondschein; es ward einem eigentümlich ums Herz, so ganz zwischen Luft und Licht eingebettet zu sein."

Wieder in Rom, erkrankte er an den schwarzen Blattern. Da war er

geflohen und gemieden; nur sein Arzt und sein achtzigjähriger Diener verließen ihn nicht. Nachdem er schon dem Tode nahe gewesen, wurde er durch sein Schicksal ins Leben zurückgeführt, und zwar in ein vielversprechendes, denn mitten in seine schwere Rekonvalescenz platzte die Einladung seines Vaters, mit ihm nach Griechenland zu reisen. Diese Nachricht verlieh seinen ermatteten Nerven neue Spannkraft.

Vater und Sohn trafen sich in Ancona. Sie fuhren von hier nach Korfu, Zante, Patras, Korinth.

„Ueberwältigend," sagte Ludwig, „wirkte nach dem steilen Aufstieg zur Festung Akrokorinth die Aussicht auf den korinthischen und den äginetischen Golf, sowie auf die Bergkette mit dem riesigen Parnaß. Und bewegt war ich, als uns der Dampfer von Kalamata nach dem Piräus brachte. Schon von weitem zeigten sich die langgestreckten Linien der die Ebene Attikas beherrschenden Gebirgszüge des Pentelikon und des Hymettos. Vor dem letzteren glänzten die rotbraunen[1]) Säulen des Parthenon über dem sanften Grün des Oelwaldes im Kephissosthal.

„Der erste Gang in Athen galt der Akropolis. Mein Vater, der schon verschiedene Abhandlungen über das Erechtheion geschrieben, wollte sich an Ort und Stelle von dem Tempelbau nähere Kenntnis verschaffen. Zu den sich an diese Gegend knüpfenden Mythen gehört auch die Sage von dem Streite Poseidons mit Athene. Hier soll dieser seinen Dreizack in den Felsen gestoßen haben, so daß man das Meeresrauschen aus der Tiefe vernehmen kann.

„Während mein Vater sich seinem Studium hingab, betrat ich das Parthenon, dessen Marmorboden vollständig erhalten ist, aber die wunderbaren Statuen von Phidias sind dahin, und noch jetzt gerät mein Blut in Wallung bei dem Gedanken an den Leichtsinn der Türken, die einen solchen Wunderbau als Pulvermagazin benutzt und seine Zerstörung verschuldet haben. Im Jahre 1687 schlug eine venetianische Bombe in den Tempel, und die darauf folgende Explosion zersprengte ihn in zwei Teile.

„Unvergleichlich ist die klassische Schönheit der Architektur mit der Ausschau auf den Golf von Aegina, auf die fernen Berge des Peloponnes, alles im weichen Sommerduft schimmernd, in einer Färbung, die auf der Erde sonst nirgend mehr zu finden ist.

„In Athen wurden wir und Professor Lassaulx von der Königin Amalie in Audienz empfangen. Es entspann sich hierbei zur großen Erheiterung der Königin zwischen den beiden Gelehrten ein äußerst lebhafter Meinungsaustausch über die Abstammung der heutigen Griechen. Lassaulx vertrat heftig Fallmerayers Annahme, in der gegenwärtigen Generation fließe kein Tropfen hellenischen

---

[1]) Die ursprünglich blendend weißen Säulen aus pentelischem Marmor sind nach der Wetterseite mit einem rostfarbigen Ueberzuge bedeckt, welcher nach Liebigs später vorgenommener Untersuchung aus einer Flechte besteht. Diese Flechte nannte Liebig nach dem Vater Ludwigs „Thierschit".

Blutes mehr, und ebenso heftig und entschieden beharrte mein Vater auf der entgegengesetzten Ansicht.

„Bei einem unsrer Spaziergänge folgte mein Vater dem langgehegten Herzenstrieb, das Grab Ottfried Müllers zu besuchen, der das Opfer seiner Wissenschaft geworden. Ein herumlungernder Albanese führte uns an die zum Andenken des Philologen errichtete Stele und meinte superklug und fast vorwurfsvoll: ‚Der Fremde kannte unsern Helios nicht, der gab ihm aber einen Schlag‘ — seine drastische Handbewegung ergänzte das übrige. War doch Müller beim Kopieren einer Inschrift vom Sonnenstich getroffen worden und starb daran. Auf dem Heimwege durch den Olivenhain recitierte mein Vater die schönen Verse aus Sophokles' ‚Oedipus auf Kolonos‘, in welchen der Chor die Fruchtbarkeit der Gegend besingt.

„Der blinde Oedipus war mit seiner Tochter Antigone in die Nähe der Theseusstadt gekommen und bekam nun auf seine an den Chor gerichtete Frage, wo sie sich befänden, die Antwort: ‚Im heiligen Haine des Bacchus; hier weilt der Gott gerne unter den fruchtbeladenen Laubhängen, in welchen die Nachtigall wehklagt.‘

„Dichtung und Wirklichkeit drangen derart auf mich ein, daß ich mir sofort im Geiste den Einzug des Bacchus mit seiner Ariadne ausmalte, im Gefolge Göttinen ähnliche Frauen. Ich fixierte zu Hause meine Vision und führte sie später in Farben aus.

„Denkwürdig ist mir auch der Ausflug auf dem königlichen Kutter nach den Cykladen Milos, Siphnos und Zea. Ein heftiger Sturm trieb uns eine volle Nacht auf der See umher, so daß wir erst acht Uhr morgens den Hafen von Milos erreichten. Der kreisrunde Golf ist rings von Bergen umragt, und unser nächstes Ziel war selbstverständlich, die Stelle aufzusuchen, wo die wunderbare Venus zum einstigen Jubel der Kunstwelt ausgegraben worden war. Am nächsten Morgen trat Windstille ein, so daß wir zwei Tage nicht vom Fleck kamen. Mißgünstig sahen wir den verschiedenen vorüberfahrenden Dampfern nach. Unsre einzige Unterhaltung an Bord waren zahlreiche um uns spielende Delphine.

„Mein Vater reiste Anfang Oktober nach Deutschland zurück; ich blieb in Athen, denn es reizte mich, den in einem neugriechischen Volksliede geschilderten ‚Charos‘ bildlich darzustellen.“

„Ist dieser Charos,“ fragte ich, „gleichbedeutend mit dem Charon, dem bekannten Fährmann der Unterwelt?“

„Er hat, soviel ich weiß, nichts mit ihm gemein. Dem Glauben der hellenischen Gebirgsbewohner gemäß bedeutet ein heftiges Gewitter den Zug der abgeschiedenen Seelen durch die Lüfte unter des Charos Führung. Hier sehen Sie die Abbildung des Kartons, den ich in Athen gezeichnet.“

Ich erblickte im unteren Teile der Zeichnung ein sonniges Thal mit seinen Bewohnern; oberhalb sieht man, wie sich Kinder, Jünglinge, Mädchen, Frauen, Männer, Greise zurücksehnen nach der Erde und nach den Ihrigen, wie sie weh-

klagend und händeringend zu Charos flehen, sie zurückzugeben, und wie er, taub und unempfindlich gegen alles menschliche Gefühl, seines grausamen Amtes waltet. Charos' Gestalt hebt sich titanenhaft ab von dem Troß der Unglücklichen, die ihn umgeben — unverkennbar liegt in dessen Zügen und Haltung das ewig Unerbittliche.

Diese Schöpfung Thierschs fand während seines Aufenthaltes zu Athen großen Beifall bei der griechischen Bevölkerung. Alt und jung, vornehm und gering wollte dieses nationale Gedicht im Bilde sehen. Bewunderten es die Herbeiströmenden fast andächtig, so bewunderte der Künstler hingegen die klassischen Profile der Beschauer, unter welchen ihn manche Gestalt an Achilles, an Paris und Helena, vielleicht auch an Circe gemahnte. Alsbald wurde er in Athen zum Professor der Malerei ernannt und durch ihn dort das Studium der Perspektive und Anatomie eingeführt.

Von der Königin erhielt er den willkommenen Auftrag, die bei früherer Anlegung ihres Gartens ausgegrabenen Antiken aufzustellen. Somit wies er da unter Lorbeer, dort unter Cypressen, unter Oleander und Rosen den steinernen Ueberresten einer großen Zeit den richtigen Platz an; zu den vorzüglichsten zählte er ein Hochrelief, den Kampf des Odysseus mit den Freiern, und eine Büste des Demosthenes.

Königin Amalie, welche ihren Garten leidenschaftlich liebte und täglich in dessen kunstvollen Anlagen spazieren fuhr, das Ponygespann selbst kutschierend, ließ sich von Thiersch in ihrem Gartenkostüm sowie in Gesellschaftstoilette porträtieren. Das letztere Gemälde erhielt der Königin Bruder, Großherzog Peter von Oldenburg.

Eines Tages holte der russische Gesandtschaftssekretär von Nekludoff den Künstler im Wagen nach Daphni ab (auf dem Wege nach Eleusis), damit Thiersch die aus dem zwölften Jahrhundert stammende Kirche dortselbst besichtige: er sollte nach deren Mosaiken die in Athen der russischen Gesandtschaft überlassene Nikodemuskirche aus dem zehnten Jahrhundert ausmalen. Bevor er an dieses Werk ging, waren die Schafe ausgetrieben worden, die sich den ehrwürdigen Bau zum Stall erkoren hatten, und ward die zur Hälfte eingestürzte Kuppel wieder hergestellt.

Da sich Thiersch unterdessen durch einige Versuche im „wahren Fresko" für die übernommene Aufgabe vorbereiten wollte, reiste er nach München und arbeitete auf der Nordseite der neuen Pinakothek unter Nilsons Leitung. Dazwischen machte er verschiedene Ausflüge nach Freising, wo seine Braut im Elternhause weilte, und alsbald feierte er dort seine Vermählung mit ihr.

In den wonnigen Honigmonaten zu Athen malte er den kolossalen Christus als Weltherrscher in der Kuppel der Nikodemuskirche, dabei wie einst Michelangelo mit verdrehtem Halse auf einem Polster liegend. Die Helligkeit des Freskogrundes, der aus einem Gemisch von Kalk und weißem, pulverisiertem Marmor zusammengesetzt war, erhöhte die Leuchtkraft seiner Farben. Bald erstanden noch auf Wänden, Pfeilern und in der Altarnische Maria, Patriarchen, Propheten,

Evangelisten und Heilige — alle auf Goldgrund, alle von erhabener Schönheit, wie die Athener einstimmig bezeugten, und wie die griechischen Zeitungen hervorhoben.

Auch im geselligen Leben erblühten den Neuvermählten Freuden. König Otto und seine Gemahlin bekundeten ihre Liebenswürdigkeit gegen sie und luden sie zu den prächtigen Hofbällen, die eine Fülle schöner Erscheinungen in nationaler Tracht aufwiesen, denn damals waren bei den Griechen noch rote Fes mit langen Quasten, rote Jacken, weiße Fustanellen an der Tagesordnung, und die Hofdamen der Königin trugen die Fes und die reich in Gold gestickten Jäckchen zu langen französischen Seidenroben. König Otto legte einmal Thiersch die Frage vor, wie man den Kunstsinn im Volke wecken könne?

Thiersch meinte, es läge viel natürliche Begabung und Sinn für das Schöne im Volke, zu dessen Ausbildung die Vorführung guter Kunstwerke wohl am meisten beitragen würde. Die Anfänge dazu seien durch die im Antikensaale der Kunstschule aufgestellten Gipsabgüsse gemacht, und die gewünschten Resultate würden gewiß nicht ausbleiben.

Vielfach verkehrten Thierschs in dem gastlichen Hause des preußischen Gesandten v. Thile. Da wurde musiziert und vorgelesen, bald ein Schattenspiel, bald ein Tableau zum besten gegeben. Die Seele der Geselligkeit war die junge Schwägerin des Gesandten, Fräulein Wanda v. Gräfe, welche später als Frau v. Dallwitz reizvolle Erzählungen und kunsthistorische Aufsätze unter dem Pseudonym Walther Schwarz herausgab.

Beredt erzählte Thiersch von der vor dem Krimkrieg entflammten politischen Begeisterung der Griechen in der orientalischen Frage; waren doch für jede Provinz Komitees eingesetzt, Geldsammlungen im größten Maßstabe betrieben, selbst der Aermste brachte sein Scherflein dar — bewaffnete Scharen zogen nach Epirus, nach Thessalien, nach Maina — und 5000 Mönche vom Berge Athos sollen sich bereit erklärt haben, den Rosenkranz mit der Schußwaffe zu vertauschen, falls die Regierung die Bewegung leiten würde — ja, wenn die europäische Diplomatie nicht gewesen wäre!

Mit dem Bewußtsein, seine Aufgabe zur vollsten Zufriedenheit der russischen Gesandtschaft in Athen gelöst zu haben, kehrte Thiersch 1855 mit Frau und der kleinen Helene, denn ein Töchterlein war inzwischen angekommen, nach der Heimat zurück. Nicht ohne Widerwärtigkeiten, da in Venedig und Verona die Cholera herrschte und in Tirol Ueberschwemmungen ihre Fahrt hemmten. Die Brennerbahn schlummerte noch in der Zukunft, und der Lohnkutscher beherzigte das Eile mit Weile. Endlich sahen sie den schönen, ersehnten Tegernsee, wo die Eltern sie erwarteten und in ihre Arme schlossen.

Bald erging abermals an den Künstler die Aufforderung, eine griechische Kirche durch seine Malereien zu schmücken. Diesmal betraf es die Kirche zur heiligen Dreieinigkeit in Wien (am alten Fleischmarkt), deren Renovierung ein Komitee und Baron Sina veranlaßten. Der Bau stammte aus der Zeit Josephs II.; weil in jener Epoche eine griechische Kirche noch nicht an der Straße stehen durfte, stand sie in einem Hofe. — Unter den verschiedenen Gestalten des Alten

und Neuen Testaments, die Thiersch in diesem Gotteshaus malte, befinden sich unter andern die Namenspatroninnen der vier Töchter Sinas: Irene, Helene, Anastasia, Iphigenia. — Im Lauf der Zeit wurde das an der Straße gelegene, die Kirche verdeckende Schulgebäude in eine Kirchenfassade mit Türmchen griechischen Stils umgewandelt. Karl Rahl schmückte jene Fassade durch eine gemalte Dreieinigkeit, den Verbindungsgang durch Medaillons mit Heiligen. Als Thiersch später einmal die Kirche besuchte, erfuhr er zu seiner Verwunderung von dem Sakristan, daß sämtliche Fresken darin von dem Maler Rahl herrührten. Vergebens behauptete Thiersch ihm gegenüber seine Urheberschaft: der Sakristan erwiderte nur mit einem beharrlichen, ungläubigen Kopfschütteln. Dieser Vorfall ist ein Kommentar zu den Namensvariationen bei manchem Gemälde, denn wie oft mag ein Küster oder Aufseher schuld daran sein, daß dieses Bild bald einem Hemling, bald einem Memling, bald einem Mömmelingen, einem van der Maire, van der Goers, de Witte, Lievin van Lathem und Gerard Horenbout zugeschrieben, jenes heute einem Lukas v. Leyden, morgen einem Christophorus in die Schuhe geschoben, ein andres abwechselnd als Schoreel oder Mabuse bezeichnet wird.

Nachdem Thiersch in Wien seine Arbeitet vollendet, bezog er im selben Jahre (1856) sein Atelier im Garten des elterlichen Hauses an der Karlstraße zu München, um die bereits erwähnten Entwürfe „Charos“, den „Bacchuszug“, „Thetis Klage um Achilles“ auf Bestellung des Barons Sina in Oel auszuführen. „Ich war eben ganz in meinen Bacchus vertieft,“ erzählte Thiersch, „da ging die Thür auf, und Freund Böcklin, den ich seit unserm Aufenthalte in Rom nicht mehr gesehen hatte, trat ein. Nach herzlicher Begrüßung erfuhr ich, daß er bei der Ausmalung einer Villa in Hannover mit deren Besitzer ein Zerwürfnis gehabt und deshalb mit Frau und Kindern die Stadt verlassen habe und nach München gereist sei. Er bat mich, sein zu Rom angefangenes Bild ‚Pan im Schilfrohr‘ bei mir fertig malen zu dürfen. Selbstverständlich willigte ich ein und stellte ihm das Zimmer neben meinem Atelier zur Verfügung. Nun begann ein schönes Dasein für uns beide. Der eine interessierte sich für die Arbeit des andern, die dadurch lebhafte Förderung bekam; wir schwärmten für Rom, für das griechische Altertum, für die Mythen und Sagen Anakreons, Ovids, Theokrits, die Böcklin von Grund aus kannte. Etwas trocken und kurz angebunden, wußte er allem die humoristische Seite abzugewinnen, wie sich auch in seiner Kunst so vielfach zeigt. Auf dem Panbilde tritt das Tierleben in reizender Unmittelbarkeit hervor. Die Sonne dringt durch das Röhricht und malt einzelne runde Lichtflecke auf den feuchten, mit braunen abgefallenen Schilfblättern bedeckten Boden. Im Sonnenstrahl schweben zittrigen Fluges zartfarbige Libellen und werden von den ans Trockene steigenden Fröschen mit lüsternen Augen verfolgt; der Beschauer wird derart in die landschaftliche Scenerie versetzt, daß er glaubt, das Flüstern des Windes im Schilf zu hören. Das Bild erregte damals das größte Aufsehen unter den Künstlern, weil eine so feine Naturbeobachtung bisher unbekannt war.

„Böcklins Lieblingspflanze, der Epheu, der im Garten meiner Eltern Bäume umschlang und Lauben bildete, gab ihm Anlaß zu Blätterstudien, deren Ergebnis in dem wunderbaren, später gemalten Bilde zu sehen ist: „Ein flötenblasender Knabe“. Er steht am Eingang einer von Epheu und Rosen umrankten Grotte und bezaubert durch sein Spiel die innen sitzende Nymphe. (Schackgalerie.) Nach einigen Wochen bezog Böcklin ein eignes Atelier. Da entwarf er das humoristische Gemälde „Der panische Schrecken“. Durch das Erscheinen Pans flieht der in Furcht gesetzte Hirte über Stock und Stein einen Berg hinunter. Die Naturwahrheit in der verscheuchten Ziegenherde, in den sonnenverbrannten Gesträuchen und in dem schwärzlichen Felsgeröll ist außerordentlich markant; der Tiermaler Friedrich Foltz konnte bei dem Anblicke nicht genug staunen, daß dies alles aus Erinnerung und freier Erfindung geschaffen sei. (Schackgalerie.) Unter den einflußreichen Verehrern, die sich Böcklin durch seine Arbeiten errungen, sind Paul Heyse, Franz Lenbach, Arthur v. Ramberg zu nennen. Durch sie war Graf Schack auf den Künstler aufmerksam gemacht worden, und wie bekannt, erwarb Schack manch Böcklinsches Meisterwerk für seine Galerie. Im Jahre 1858 erhielt Böcklin einen Ruf als Professor an die Kunstschule zu Weimar.

„Vor seiner Abreise bekam er den Typhus. Noch ist mir erinnerlich, wie er bewußtlos, zum Skelett abgemagert und mit einem geisterhaften Ausdruck seiner hellblauen Augen in einem dürftig ausgestatteten Zimmer lag, denn Böcklin gehörte damals nicht zu den Kapitalisten. Ich fürchtete das Schlimmste für meinen Freund — zu allem Unheil war noch sein jüngster Knabe von der Krankheit ergriffen. Bald fühlte sich auch das Töchterlein unwohl, und weil der Arzt dessen Entfernung aus dem Hause verlangte, nahm ich es zu uns. Trotzdem brach bei der Kleinen der Typhus sehr bald aus, so daß der Arzt ihre Rückkehr zu den Eltern gestattete. Nun starb der Knabe; der Schmerz der armen Mutter war ergreifend zu sehen. Sie bewahrte aber eine bewunderungswerte Ruhe und zeigte sich aufopfernd in der Pflege ihres Mannes und ihrer Tochter. Endlich genasen sie, und jetzt war es möglich, nach Weimar zu ziehen (1858).“

In dieser Schilderung aus Böcklins Leben und in vorstehender, improvisierter Kritik seiner Bilder kennzeichnet sich Thiersch als echten Freund und als echten Künstler. Denn nur ein wahrer Freund ist einer so warmen Anhänglichkeit fähig und nur ein wahrer Künstler einer so ursprünglichen und dennoch verständnisvollen Auffassung.

Im Jahre 1860 besuchte Thiersch infolge einer Einladung den russischen Gesandten in München, Herrn v. Severin. „Schon bei meinem Eintritte,“ erzählte Thiersch, „kam Severin mit ausgebreiteten Armen auf mich zu und fragte: ‚Wollen Sie zu uns nach Petersburg kommen?‘ Und aus seiner weiteren Rede vernahm ich, daß Fürst Gregor Gagarin im Auftrage der Präsidentin der Petersburger Akademie, Großfürstin Maria Nikolajewna, mich an diese Anstalt berufen wolle, um eine Sektion für religiöse Malerei an derselben zu begründen.

Die Kaiserin wünsche gleichfalls, daß die alten Traditionen der byzantinischen Malerei in Einklang mit den Anforderungen der neuen Kunst gebracht würden.

„Dies plötzliche Anerbieten warf einen Zündstoff in mein Dasein und Wirken. Meine Familie ließ ich vorderhand zurück und fuhr im Mai 1860 nach Stettin, durch den Kronstadter Meerbusen, an der Festung Kronstadt vorbei durch die Newa, angesichts der prächtigen Sommerpaläste bis zur Akademie der Künste in Petersburg.

„Die Akademie, in der mir Wohnung angewiesen wurde, ist ein riesiges Gebäude mit fünf Höfen und beherbergt jahraus jahrein Lehrer, Schüler und Diener, im ganzen achthundert Personen.

„Der Front entlang erstreckt sich die Gemäldesammlung alter und neuer Meister. Raffaels Stanzen sind dort in Originalgröße kopiert. Zum ruhigen Beschauen kam ich anfangs nicht, denn Audienzen, Geschäftsgänge, Abmachungen und Bestellungen folgten ununterbrochen aufeinander. Nur zwischendurch bewunderte ich den Winterpalast, die Eremitage, die Isaakskirche im griechischen Tempelstil mit der goldenen Hauptkuppel und den vier kleinen Nebenkuppeln, die Reiterstatue Peters des Großen auf einem kolossalen Granitblock u. s. w.

„Die Petersburger Professur wurde mir vorenthalten, ‚weil eine Berufung nur auf Vorschlag des Professorenkollegiums und nach kaiserlicher Bestätigung erfolgen könne‘. Statt dessen wurde ich zum Ehrenmitglied der Petersburger Akademie ernannt und erhielt den Auftrag, die Palastkapellen der Großfürsten Michael und Nikolaus Nikolajewitsch nach dem Muster einer alten Kirche in Rostow, unweit Moskau, auszumalen. Hatte doch Kaiser Alexander II. bei seinem Regierungsantritte jedem der genannten Großfürsten einen Palast erbauen lassen. Da sauste ich denn mit der Eisenbahn in Begleitung eines mir als Dolmetsch beigegebenen Architekten nach Moskau.

„Der Anblick vom jenseitigen Ufer der Moskwa auf den Kreml mit seinen Palästen und Kirchen, mit den krenelierten Mauern der festungsartigen Bauten, die Spielarten von Farben, grün, blau, gold in den Kuppeln, all dies ist von der höchsten Eigenart; auch fällt einem die merkwürdige Kirche des Iwanblaschenny auf, ein buntes Konglomerat von Spitzen und Kapellen mit verschiedenen Bekrönungen.

„Nachdem wir die Wunderwerke Moskaus besichtigt, fuhren der Architekt und ich mit einem flotten Dreigespann nach der Stadt Rostow.

„Nun hielten wir vor einem ehemaligen Kloster mit vier ziemlich verfallenen Kirchen, deren Gemäldespuren mein Leitstern sein sollten. Die Malereien waren unbeholfen, aber der dramatische Zug, der bei größeren Kompositionen durch die byzantinischen Bilder geht, war ihnen eigen. Ich gewahrte sogleich, daß derartige Vorwürfe Jahre von Arbeit bedingen würden, und der Entschluß stand fest in mir, meine Frau und meine Kinder nach Petersburg kommen zu lassen. Dort arbeitete ich nach dem vorgesteckten Plan, führte jedoch meine Gemälde in Stereochromie aus. Als meine Frau das riesige Gerüst sah, auf dem ich herumkletterte, erschrak sie förmlich. Und wenn ich in Athen bisweilen geglaubt hatte,

vor Hitze vergehen zu müssen, so dachte ich in Petersburg vor Kälte ein Eiszapfen zu werden."

„Da alles in dem altchristlichen Stil hergestellt werden mußte," bemerkte ich, „und dieser strenge Vorschriften hat, mag es schwer gewesen sein, keinen Anachronismus in den Nimben, Gewändern, Engelsflügeln zu begehen und die Heiligen stilgemäß knieen zu lassen."

„Das letztere wäre so wie so ein Verstoß gewesen, denn russische Heilige knieen nicht, sondern sie stehen. Die Leidensgeschichte Christi durfte ich nur in den Cyklen zur Darstellung bringen, nicht an den Hauptstellen. Beim Abendmahl steht traditionell Christus hinter dem Tische, und die Jünger nahen sich, einer nach dem andern, mit verhüllten Händen."

„Um dies alles zu wissen, mußten Sie ebensoviel studieren wie malen, und bei Vollendung der Arbeit wird wohl Ihrem Innern ein Dank entströmt sein, daß der Guß gelungen!"

„Den Eindruck, den meine Malereien hervorbrachten, erfuhr ich eigentlich erst bei der Einweihung des Palastes."

„Boileau sagt zwar, ce ne sont que festons, ce ne sont qu'astragales, aber man hört trotzdem gerne davon, also, bitte, erzählen Sie."

„Bei der beißenden Kälte eines Dezembervormittags 1861 hielt ich mit meinem Schlitten vor dem Palaste des Großfürsten Michael Nikolajewitsch und wurde sofort von einem Haushofmeister, der mir als Mentor zur Seite blieb, über eine Nebentreppe in den Bankettsaal geführt, wo ein wahres Heer von rotbefrackten Lakaien hin und her rannte und eine Riesentafel mit Blumen, Obst und Konfekt beschwerte. Nebenan befand sich der für die kaiserliche Familie bestimmte Speisesaal. Schon das mit einer goldschimmernden Tapete abwechselnde Getäfel an den Wänden hatte eine Mischung von Prunk und Gemütlichkeit, den Kronleuchter bildeten grünbronzene, naturwahre Weinranken, auf dem prächtigen Kamin zeugten die Figürchen und Vasen von feinem Kunstsinn, die Möbel waren aus europäischen und asiatischen Holzarten, die Platten, Aufsätze und Armleuchter aus Silber und Gold gefertigt.

„Der Ruf: ‚Der Zar!' drang von außen herein; um den Kaiser zu sehen, eilte ich so schnell wie möglich wieder hinunter, drückte mich in eine Ecke, von wo ich alsbald die angekommenen allerhöchsten Herrschaften an mir vorüberschreiten, die mit Statuen und exotischen Gewächsen verzierte Paradetreppe hinaufsteigen sah: Alexander II., die Kaiserin, Großfürsten und Großfürstinnen, mit Ausnahme von Michael Nikolajewitsch und seiner Gemahlin. Es flimmerte einem förmlich vor den Augen, so viel Juwelen funkelten ringsum. Das Gefolge war farbenreich wie meine Palette.

„An einem Treppenabsatze hielt der Zar inne und nahm von einem Geistlichen ein in Gold gefaßtes Heiligenbild entgegen. Dasselbe stellte des Großfürsten Michael Schutzpatron dar. Die Zarin hielt ein goldenes gefülltes Salzfaß, Minister Adlerberg ein Stückchen Brot. Fast gleichzeitig erschienen Großfürst Michael in Uniform und seine Gemahlin, welche ganz in blaue Seide gekleidet

war. Unter zeremonieller Verbeugung und zärtlicher Umarmung empfing der Gefeierte das Heiligenbild, das Salz und Brot. Dann bewegte sich der Zug in die Kapelle. Der wie ein Christbaum sich aufbauende Kronleuchter erhellte den dicht mit Herren und Damen gefüllten Raum, den auf Goldgrund gemalten Gottessohn, Maria, Engel und Heilige.

„Ein graubärtiger Geistlicher in goldgesticktem Ornate sang im tiefsten Baß die üblichen Gebete für die Kaiserfamilie ab, der rotbefrackte Männerchor respondierte mit laut dröhnenden Stimmen, der Knabenchor, in roten Röcken, fiel mit so weichen Modulationen ein, daß mein Gemüt erschüttert ward. Nach 1½stündigem Gottesdienste wurden die Malereien besichtigt. Alexander II. drückte mir seine volle Anerkennung in französischer Sprache durch die Worte: ‚C'est beau, c'est très beau!' aus. Die Kaiserin sagte mir deutsch, sie fühle sich gehoben durch das viele Schöne, das sie gesehen. Der Großfürst Michael ‚glaubte die in der Kuppel gemalten Engelschöre mitsingen zu hören' — noch da und dort ein warmes Wort, ein Händedruck — ich war vielleicht der Vergnügteste in dem Zuge, der sich nun durch alle Räume des Palastes bewegte. In das lukullische Mahl, das nahezu 500 Gäste vereinte, schmetterte eine Regimentsmusik im Nebenzimmer Mozarts Champagnerlied und sonstige Melodien aus ‚Don Juan'.

„Bei der im Jahre 1863 stattfindenden Palasteinweihung des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch hatte ich einige Tage vorher wegen der von mir gefertigten Gemälde in der Kapelle einen kleinen Strauß mit der Großfürstin Alexandra auszufechten. Nach altem Brauche sollten nämlich die Hauptheiligen mit geschlagenem Gold- oder Silberblech bis auf Kopf und Hände überdeckt werden. Denken Sie sich, wie da einem Maler zu Mute wird, der in Gewandung und Faltenwurf die Würde der Gestalt hervortreten läßt. Ich bat also dringend die Großfürstin Alexandra, welche diese Verblechung schon angeordnet hatte, einen Gegenbefehl zu geben. Meinen Bitten zufolge beschränkte sie sich darauf, Christus und Maria nur mit Brustschildern und Kronen schmücken zu lassen, in welchen kostbare Edelsteine und ein feuriger Diamant strahlten.

„Sonst verlief die Feier nahezu wie die bereits beschriebene, wieder erntete ich Lob für meine Malereien, besonders gefiel hier das jüngste Gericht; wieder ergriff mich der Kirchengesang, wieder strahlten Kronleuchter, Diademe und Agraffen ihre Lichter aus. Und erst wenn man einen russischen Hofball gesehen, weiß man, bis zu welcher Intensität das Diamantenblitzen und Leuchten gesteigert werden kann. Dazu die fremdartigen Uniformen, worunter die kaukasischen am meisten auffallen, denn auf einem russischen Hofball sieht man viel des Ungewohnten; wer die Sehergabe gehabt hätte, würde vor allen Geladenen den preußischen Gesandten ins Auge gefaßt haben, da Otto v. Bismarck damals in Petersburg accreditiert war.

„Bei einem intimen Thee, den die Großfürstin Maria Nikolajewna dem preußischen Museumsdirektor Waagen gab, der eben an dem Buche: ‚Die Gemäldesammlung der Kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg' arbeitete, war das

steife Zeremoniell verbannt. Die Geladenen waren Fürst Gregor Gagarin, Professor v. Neff, Direktor Waagen und ich. Die Großfürstin schenkte selbst den Thee ein und leitete das von Kunst und Galerien handelnde Gespräch in gewinnender Weise. Der Saal, in dem wir saßen, enthielt moderne Skulpturen italienischer Künstler. Rückwärts von der Großfürstin sah man eine fliehende Daphne, wie gerne hätte ich meinen Stift herausgezogen, um Großfürstin und Marmorbildnis abzuzeichnen. Eine solche Dame könnte zu ihrem Porträt kein edleres Beiwerk wählen.

„Auf dem Balle, welchen sie in ihrem Palaste zur Verlobungsfeier ihrer Tochter Prinzessin Marie Maximilianowna mit Prinz Wilhelm von Baden gab, waren auch die Künstler geladen. Prinzessin Marie drückte mir ihr Wohlgefallen an meinen Arbeiten aus und übertrug mir später die Ikonostasbilder (Bilderwand vor dem Altar) ihrer Kapelle in Karlsruhe."

„Also knüpfen sich nur schöne Erinnerungen an Ihren Petersburger Aufenthalt?"

„Mit Ausnahme der im Jahre 1863 täglich ausbrechenden Feuersbrünste, deren Urheberschaft man den Polen aufbürdete, als Rache für die grausame Unterdrückung ihres damaligen Aufstandes.

„In Petersburg hatte sich im Volke die Sage verbreitet, die Polen besäßen eine Flüssigkeit, die sich, auf Holz gestrichen, bei höherem Stand der Sonne von selbst entzünde. Und als am Hauptmarkte alle Magazine und Waren verbrannten, ward die Panik so groß, daß jedes Haus seinen Wächter erhielt, der alle Aus- und Eingehenden auf ihre Gefährlichkeit oder Harmlosigkeit zu prüfen hatte; es versteht sich daher, daß man auch beim besten Leumund ein geplagter Mann war.

„Zu meiner Erholung von der Anstrengung bei den Kirchenmalereien porträtierte ich noch den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, seinen Generaladjutanten Baron Korff und dessen schöne Tochter, sowie den Beichtvater des Großfürsten und andre Hofbeamte."

*

Noch weisen mannigfache Kirchen im In- und Auslande Thierschs hochgehaltene Malereien auf: die Auferstehung Christi in der protestantischen Markuskirche zu München (1876), die Ikonostasbilder in der griechischen Kirche in London (1880), die Ikonostasbilder für eine neue griechische Kirche in Paris (1892), der segnende Christus für die Kirche in Reichenhall (1893), eine Himmelfahrt für die Kapelle des syrischen Waisenhauses in Jerusalem (1894), Kartons zu sechs Glasgemälden für St. Mangnus in Kempten (1895).

Außer den größeren bereits erwähnten Gemälden gehören zu den hervorragendsten: „Paulus Predigt auf dem Areopag" (in Athen), „Jesus als Kinderfreund (London), „Alarich in Athen" (Amerika), „Jesus auf dem Leidenswege" und „Christi letzte Versuchung".

Aber nicht nur im großen Stil klassischer und biblischer Vorwürfe hat

8*

Thiersch sein bedeutendes Talent bethätigt, sondern auch in seinen Genrebildern, in welche er oft eine heitere, anmutige Realistik wirft. Zum Beispiel: „Der schwierige Uebergang". Ein hochstämmiger Wald, einige klein zersprengte Felsstücke, ein rieselnder Wildbach, vor welchem ein junges Paar überlegend steht, wie da hinüberzukommen sei. Unterstützt von dem Begleiter will das Mädchen gerade den Sprung auf einen vorstehenden Stein wagen — man kann es nicht ohne Entzücken betrachten.

„Zeigen Sie mir das Mädchen, das hierzu Ihr Vorbild gewesen," sagte zu dem Künstler ein reicher Amerikaner, der das köstliche Gemälde sah und sofort kaufte, „ich heirate das Mädchen auf der Stelle."

Aber Thiersch zeigte es ihm nicht, denn es war seine Tochter Paula, und nach Amerika wollte er sie nicht ziehen lassen.

Aus dem Erlöse einer Porträt-Tournee in dem Herzogtum Anhalt-Dessau erbaute sich Thiersch ein behagliches Familienhaus in der Schönau bei Berchtesgaden. Er nannte es „unser liebes Köppeleck", da es in der Waldecke des Köppellehens steht. Nach vollendetem Bau beschloß er, das Speisezimmer auszumalen, und hierbei ging es fröhlich zu, denn nebst dem Familienoberhaupt malten sein Sohn, seine talentvollen vier Töchter mit und der junge schwedische Künstler K. G. Hellqvist, der sich die Gunst ausgebeten hatte, helfen zu dürfen. Die Aufgaben verteilten sich; diesen fielen die Figuren, jenen die Arabesken und Pflanzen zu. Die Hauptwand übernahm der Hausherr selbst. Er stellte ein Brautpaar dar, das sich unter einem blumenumrankten Thronhimmel glückselig zutrinkt; dienstbare Geister entsteigen mannigfachen Blütenkelchen, Amoretten brauen eine Bowle. Auf den Seitenwänden zauberte Hellqvist tanzende und musizierende Genien hervor, unterhalb recken sich friedlich gestimmte Drachen. In einer großen Fensternische zeigte er die Arbeit im Hause durch eine Spinnerin und die Arbeit auf dem Felde durch einen Schnitter. Im Erker hat Thiersch friesartig über den Fenstern Musik, Tanz, Malerei und Bildhauerei durch Kinderfiguren versinnbildlicht. Fischfang und Jagd sieht man an den Erkerwänden. Das Genie und die Lustbarkeit der Pinselführenden blitzten bald da, bald dort hervor. Zur höheren Weihe mischte sich die Minne ein.

Während einer Arbeitspause hatte Hellqvist in einem Zimmer des oberen Stockes auf eine Wandfläche ein Bild hingeworfen, das ein Wikingerschiff im Sturm darstellte, auf dessen geblähtem Segel der Name Julia stand — unter Julias Flagge sollte Hellqvists Lebensschiff fortan fahren. Als er Julia, Thierschs dritter Tochter, das Bild zeigte und die entscheidende Frage an sie stellte, gab sie aus voller Seele ihr Jawort. Die Eltern willigten freudig ein.

Ein Hochzeitsfest wie das am 12. September 1882 in Köppeleck gefeierte, bei dem die Neigung den Bund geschlossen, alle Teilnehmer von der besten Laune prickelten, die Glückwünsche von Herzen kamen, ringsum die Buchen grünten und die Cyklamen blühten — war eine reine Glücksidylle.

Und wenn das junge Ehepaar um der Kunst willen bald nach Frankreich, bald nach Skandinavien, bald nach Norddeutschland eilte, den Sommer und

Herbst brachte es doch stets bei den Eltern zu, in der Schönau, wo der berühmte Freilichtmaler seine Skizzen zu den Historienbildern „Sancta Simplicitas", die „Brandschatzung der schwedischen Hansastadt Wisby" entwarf, ferner meisterhafte Genrebilder und Porträts, unter diesen das seines Schwiegervaters.

Da sitzt der Gemütsmensch und große Künstler vor seinem Landhause, das schwarze Sammetkäpplein auf dem Haupt; den Hintergrund des Gemäldes bildet sonnenbeschienenes Buschwerk, so daß die beschattete, in kühlem Luftton gehaltene Gestalt sich wirksam von dem lichten Sonnenschein abhebt.

Ein kurzes Wirken als Professor an der Berliner Kunstakademie war das letzte Aufflackern des schwedischen Meteors, denn Hellqvist starb bald nach vorhergegangener geistiger Umnachtung. (November 1890.)

Frau und Kinder, sowie Schwiegereltern, empfanden tief den auch für die Kunstwelt schweren Verlust. So hat durch diese und durch sonstige Ereignisse auch in Thierschs Leben das Schicksal schwarze und lichte Farben aufgetragen.

*

Rüstig und ungebeugt malt noch der Altmeister bald eine Begebenheit aus der profanen Geschichte, bald ein Vorkommnis aus der heiligen Schrift, bald ein liebliches Enkelporträt, denn er weist die stattliche Zahl zehn bei seinen Kindeskindern auf.

Gegenwärtig (Februar 1897) malt er ein Deckengemälde im neuen Justizpalaste zu München; er trägt darin der die Welt bewegenden „Frauenfrage" Rechnung, indem er eine ungerecht Verstoßene unter den Schutz der Justitia stellt.



Litterarische Revue.

Von

M. zur Megede.

Ossip Schubin: „Wenn's nur schon Winter wär'!" — Klara Viebig: „Rheinlandstöchter"; „Kinder der Eifel." — Ferd. v. Saar: „Novellen aus Oesterreich." — Alexander Römer: „Wer hat den Frieden?" — Hall Caine: „Der Manksmann." — M. Gawalewicz: „Der Nachtfalter." — Karl Ewald: „Eva!" — Ann-Margret Holmgren: „Frau Strehle." — Anton Tschechow: „Russische Liebeleien."

Wenn's nur schon Winter wär'! Mit diesem melancholischen Wunsche nimmt am Ende des gleichnamigen Romans von Ossip Schubin (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) die schöne Comtesse Irene den allzufrühen Abschied nicht vom Leben, aber von der Hoffnung. In der Pracht des Sommers, im Glanze der fürstlichen Hofhaltung ihrer Ver-

wandten hat das junge Mädchen einen Roman erlebt, dessen Anfang sie nicht verstand, bei dessen Fortgang sie die Augen schloß, und der nun in seinem blutigen Schlusse das Ende fand — für immer. Der Mann, den sie liebte, war ein Unebenbürtiger, der Sohn einer prinzlichen Amme, schön, gut, klug, ein gebildeter Mann durch die Gnade der Herrschaft, die ihn heranzog, wo es ihr paßte, und in deren Auge sein Platz doch immer auf der Bedientenbank blieb. Freilich trug er auch selbst die Schuld an Schicksal und Stellung, da er sich durch Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Gewöhnung noch immer in Heimat und Abhängigkeit festhalten ließ. Aber die Schwäche des jungen Mannes ist zugleich seine Tugend und sein Reiz. Irenes Mitleid rankte sich daran empor; sie wollte die Quelle nicht erkennen, und als sie sie erkannte, war sie entschlossen, zu entsagen und, den Wünschen der Familie entsprechend, die Braut ihres fürstlichen Vetters zu werden. Da kam der Besuch des Onkels Kardinal, der den jungen Wranny beinahe öffentlich als seinen Sohn anerkannte. Natürlich sind die Seinigen auch für die Zukunft entschlossen, ihn zu verleugnen, aber sie beginnen doch ein gewisses Interesse an ihm zu nehmen. Und er, dem der Boden heiß wird, willigt endlich ein, als Offizier in ein galizisches Regiment zu treten. Ehe er geht, führt ihm der Zufall noch einmal die Comtesse entgegen — in einem Gasthause an der Landstraße, wo sie vor einem Gewitter Schutz sucht. Er hat bescheiden entsagt, in ihr aber flammt noch einmal eine vage Hoffnung auf. Wird er sie und ihren Bruder in ihrem polnischen Heim besuchen? Er hat es nicht weit! Und er wird, er verspricht es und neigt sich dankbar und glücklich über die Hand, die sie ihm reicht. Da öffnet sich die Thür, und der fürstliche Vetter tritt ein; die Eifersucht übermannt ihn, und im Streit ersticht er Wranny mit seinem Hirschfänger. Die Geschichte ist glatt, fesselnd, farben- und nuancenreich vorgetragen. Sie giebt ein getreues Abbild vornehmen österreichischen Lebens, aber auch die Natur und die Menschen, die überall gleichen, kommen darin zu einem volltönenden Worte. Der Erfolg, den sie gehabt, und der weitere, der ihr sicher ist, wird von zwei Worten bekräftigt: dritte Auflage.

Eine ähnliche Luft, die Luft von Berg und Wasser, zieht klar und scharf in den Werken von Klara Viebig: „Rheinlandstöchter“ und „Kinder der Eifel“ (F. Fontane, Berlin). Der Nebel der Vorurteile zerflattert vor ihnen, und in seiner Höhe und Tiefe, seiner Beschränkung und Vielgestaltigkeit zeigt sich, echt und ungeschminkt, der Mensch! Klara Viebig sieht sehr gut, fühlt sehr warm und führt einen feinen Stift, der in keiner Schattierung versagt. In „Rheinlandstöchter“ führt sie uns in den gebildeten Mittelstand der Beamten- und Offizierskreise. Man ist sehr brav, sehr fromm, sehr menschenfreundlich und wohlanständig hier, und doch thut beinahe jedes Mitglied der Gesellschaft das Seinige, um Nelda Delmer, die es wagt, im Sein, Denken und Handeln von der Schnur abzuweichen, zu verketzern, zu vernichten. In diesem Ringe von Leuten, von denen die Mehrzahl mit Scheuklappen zur Welt gekommen ist, wird das junge, ehrliche, leidenschaftliche, mutige Mädchen nun hin und her gestoßen, bis es nahe daran ist, über den Verrat eines Mannes, dem sie die mitleidige Liebe einer großmütigen Verschwenderin geschenkt hat, nicht nur den äußeren, sondern auch den inneren Halt zu verlieren! Aber der kräftige Wind der Eifel, der Oheim, der der Bruder ihres geliebten Vaters ist, stählen ihr Kraft und Mut wieder. Ihre Füße werden nicht mehr wund von jedem kleinen Stein im Wege, und die Abgründe, die sich bald da, bald dort aufthun, verursachen ihr nur noch einen flüchtigen Schwindel. Am letzten Ende naht auch ihr noch einmal das Glück, und zwar in Gestalt jenes Mannes, dessen von eignem Leide geblendete Augen erst in der Erinnerung ihren wahren Wert erkannt haben. Nelda weist ihn nicht ab, aber sie ist ein freies Weib geworden, das nicht mehr unter der Knechtschaft der Gefühle und der Sinne steht. Der Mann, an dessen Seite sie als ebenbürtiger Kamerad den weiten Weg durchs Leben wandern will, muß erst beweisen, daß er ihrer würdig ist.

Neben dieser groß und subtil herausgearbeiteten Heldin stehen und gehen eine Fülle von Nebenpersonen, die ebenfalls dem Beobachtungs- und Gestaltungstalent der Verfasserin

ein beredtes Zeugnis ablegen. Es sind ihrer sogar sehr viele, und der Raum, den sie ausfüllen, ist manchmal etwas reichlich breit.

Bedeutender noch als der Roman will mir der Novellenband „Kinder der Eifel“ erscheinen. Sieben Erzählungen voll Kraft und Nerv, Leben und Eigenart, die in einem Berglande wurzeln, dessen Name ein jeder in der Schule gelernt hat, von dessen Besonderheit aber kaum ein Erwachsener eine genauere Vorstellung besitzt!

Die Natur der Eifel schildert Klara Viebig meisterhaft, ihre Menschen leben und treten uns in Liebe und Haß, Weisheit und Thorheit, Leid und Freude nahe, bis zum Herzen! Mich hat ganz besonders „Die Schuldige“ ergriffen, eine alte Geschichte zwar, aber doch eine, die ewig neu bleibt, und die hier eine jener tragischen Wendungen nimmt, von denen uns die Kriminalfälle in den Zeitungen berichten.

Ferdinand v. Saar ist keiner von den sogenannten Modernen, auch keiner, der sich beim großen Publikum, das die „aufregenden“ und die „hübschen“ Geschichten liebt, einzuschmeicheln versucht. Ein feiner, reiner, vornehmer Geist, schreibt er nur für die kleine Gemeine der wirklich Gebildeten, die ihn wohl zu würdigen wissen. Seine „Novellen aus Oesterreich“ (Georg Weiß, Heidelberg) haben alle Vorzüge der früheren Gaben seiner Muse. Es liegt wie ein warmer, freundlicher, frommer Hauch über ihnen, ganz besonders über der Geschichte des alten Priesters Innocenz, der sein eignes Herz bezwang und nun der Jugend ein so gütiger, verständnisvoller Berater ist. Die kleine Schlußgeschichte „Tambi“ läßt uns innigen Anteil am Geschicke eines jener Enterbten der Liebe nehmen, die ihr überall zurückgewiesenes Herz schließlich einem Tiere, einem Hündchen zuwenden und, trostlos über seinen Verlust, mit eigner Hand ein Leben enden, in dessen Novembergrau nur dieser kleine, blasse Sonnenstrahl fiel.

Durch die große Verve, mit der es geschrieben ist, nimmt „Wer hat den Frieden?“ von Alexander Römer (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) ein. Ganz neu ist das Thema nicht, handelt es doch von einem jener Streber aus der großen Welt, die, um des Erfolges und des Scheines willen, ihre Augen vor dem ewigen Lichte des Lebens schließen, ihre Ohren verstopfen und ihr Herz verhärten. Doch wenn die Melodie zu den bekannten gehört, so hat Römer sie doch mit Erfolg in eine neue Tonart gesetzt. Der schöne Robert Preuß, der Bonner Student, der seine Zeit und sein Geld verjubelt hat, lernt in sehr einfachen Verhältnissen, in die er sich selbst verbannt hat, verschiedene Menschen kennen, die den Frieden haben, nach dem auch er sich zu sehnen meint. Da das Nachholen seiner versäumten Studien so schnell nicht von statten geht und sein Vater ihm die Mittel weigert, bricht er mit allen Traditionen seiner Familie, wird Versicherungsagent und heiratet das Mädchen, das er bis zum Wahnsinn zu lieben glaubt. Aber die Hefe auf dem Boden des Glücksbechers, den er bald ausgetrunken hat, dünkt ihm unerträglich bitter. Er sehnt sich nach Stellung, Wohlleben, Erfolg — und ist schließlich wie erlöst, als seine Frau, nach dem Tode ihres einzigen Kindes, den heldenmütigen Entschluß faßt, den Geliebten von der Hemmkette zu befreien, die sie seiner Carriere ist. Robert hält seine Frau für ertrunken, verunglückt oder giebt wenigstens vor, sie dafür zu halten, während sie nach Amerika gegangen ist, um dort ein Putzgeschäft zu gründen.

Hier fängt der Roman, der sich bis dahin ganz natürlich entwickelt hat, an, ein wenig romanhaft zu werden; das Wiedersehen des „Oberregierungsrates“ mit seiner Frau, die ihn nicht mehr liebt, der Tod seiner Schwester und die Heirat mit einer Millionärin haben einen etwas sensationellen Anstrich. Im ganzen aber gehört „Wer hat den Frieden?“ zu jener Unterhaltungslektüre, die man dem gebildeten Leser mit gutem Recht empfehlen darf.

Als ein Meisterwerk aus der neueren englischen Litteratur möchte ich den „Manksmann“ von Hall Caine (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) bezeichnen. Ein seltenes Buch, voll Anmut, Humor, Poesie und tiefem sittlichem Ernste. Der Manksmann ist ein Bewohner der Insel Man, der gleich seinem Vater, den unüberwindlichen Vorurteilen zum Trotz, die dort die Stände scheiden, ein Mädchen aus dem Volke liebt. Aber Philipp läßt

seinen Gefühlen für die schöne Käthe, die Wirtstochter des Gasthofes zur „Mantssee“, nicht die Zügel schießen. Das Beispiel seines Vaters hat ihn gewarnt, dieses Vaters, der enterbt, erniedrigt, von jeder Carriere ausgeschlossen, die wenigen Jahre seines Lebens an der Seite einer ganz minderwertigen Frau zubringen mußte und schließlich am gebrochenen Herzen starb. Außerdem ist Käthe auch noch mit seinem Jugendfreunde und natürlichen Vetter Pete verlobt, der weit draußen, in den Diamantgruben von Kimberley, im Begriff ist, sich ein Vermögen zu erwerben.

Philipp ist klug, ehrsüchtig, der Enkel des alten Deemster, eines der höchsten Beamten der Insel. Nichts ist sicherer, als daß er alle Ehren, die einst seinem Vater verloren gingen, für sich wieder zurückgewinnen wird. Warum soll er inzwischen nicht harmlos und freundschaftlich mit Käthe verkehren, die ein wenig mit ihm kokettiert, sich alle Mühe giebt, ihn zu erobern?

Da kommt eines Tages die Nachricht, daß Pete verunglückt und tot ist, und wie Schuppen fällt es von den Augen der beiden jungen Leute: sie lieben einander — er vorsichtig und überlegend, sie mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres Temperamentes. Und sie reißt ihn fort, der Würfel fällt, und als der Totgeglaubte plötzlich erscheint, wird die erste Lüge gesprochen, der erste Faden zu einem unheilvollen Gespinst geschlagen.

Pete, eine Idealgestalt an Einfachheit, Güte, Aufopferungsfähigkeit und Freundestreue, heiratet Käthe; Philipps Kind hält er für das seinige.

Der neugebackene Deemster aber, dem alle Pläne zu glücken scheinen, wird von seinem Gewissen furchtbar gequält. Käthe hat ihren Mann verlassen; heimlich lebt sie bei ihrem Geliebten, der die Hoffnung, der Stolz der Insel geworden ist und den man nächstens zum Gouverneur ernennen wird. Darf er eigenmächtig sein Schicksal zerstören? Soll er die zu seinem Weibe machen, die es schon längst vor Gott und seinem Herzen geworden ist? Nein, nein, nein! Man kann verschweigen, vertuschen, hintergehen, und Philipp ist gewillt, es zu thun.

Da kommt Pete, der eine rührende Komödie gespielt hat, um die Abwesenheit seiner Frau zu rechtfertigen, plötzlich hinter die Wahrheit. Er rast, er tobt, er will Philipp töten, und dann siegt doch die Liebe zu den beiden Menschen, die seinem Herzen so nahe stehen. Er beschließt, das Feld zu räumen, wieder nach Kimberley auszuwandern, und geht zum Deemster, um ihm das Kind zu übergeben, um ihm zu sagen, wie groß er von ihm denkt, und die Frau zu segnen, die er zu der seinen machen soll. Von den weltlichen Nachteilen, die dieser Schritt im Gefolge haben würde, ahnt seine reine Seele nichts. Und Philipp fühlt sich so gedemütigt, so vernichtet, daß er plötzlich alle Hindernisse überspringt und sich in einer großen Scene, vor versammeltem Volke, als Lügner und Heuchler bekennt, die Stellung des Gouverneurs zurückweist und an Käthes Seite ein neues Leben der Einfachheit und der Wahrheit beginnt.

Nach diesem kurzen Abriß des Inhalts könnte vielleicht dieser und jener im „Manksmann“ eine heikle Scene, eine pikante Situation vermuten. Das wäre ein großer Irrtum. Der Manksmann ist ein ganz reines Buch, selbst für weitgehende Ansprüche. Und es drängt dem Leser nicht bloß die Thränen in die Augen, es treibt ihm auch das Lächeln, ja selbst das laute, herzliche Lachen auf die Lippen.

Auch um eine neue Probe polnischer Dichtkunst hat sich die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart verdient gemacht. „Der Nachtfalter“ von M. Gawalewicz ist das Erzeugnis eines bedeutenden, aber, wenn ich mich so ausdrücken darf, doch kranken Talents. Die geistvolle Analyse eines urmodernen, zerfahrenen, rückgratlosen Frauencharakters, dessen Gefühle von jedem Winde bewegt werden und dessen Ueberzeugungen und Wünsche wie Schnee in der Sonne schmelzen, erregt eine atemlose Spannung, die den Kopf heiß und das Herz kalt macht. Man bringt der Unglücklichen, die ein so ruheloses Leben führt und ein so unseliges Ende nimmt, kein Verständnis, kein echtes Mitleid entgegen. Aber quälende Gedanken brausen und branden in unserm Gehirn. Wie konnte das alles so kommen?

Wer trägt die Schuld? Die Zeit, die Gesellschaft, die Eltern, der Gatte? Es giebt hundert Antworten, und diese Antworten haben alle recht und unrecht zugleich.

Wie in allen Arbeiten, die ich von Karl Ewald bis jetzt kenne, so greift dieser dänische Dichter auch in seinem neuen Romane „Eva" (G. H. Wigand, Leipzig) ins volle Leben hinein und sucht dieselbe Frage zu beantworten, die Sudermann in der „Heimat" und Helene Böhlau im „Recht der Mutter" beantworten. Aber Eva ist ein erblich belastetes, in der von einem kaum merklichen Hauch der Frivolität durchwehten Atmosphäre ihres Elternhauses aufgewachsenes Mädchen. Was sie that, that sie nicht in der Verblendung der Liebe, in der halben Unwissenheit des eben den Kinderschuhen entwachsenen Weibes, sondern aus einer gewissen Neugier, die eine durch und durch verdorbene Mutter in ihre Sinne gepflanzt hat. Als die Eltern von dem Unglück ihrer Tochter hören, rasen, weinen, schelten sie, und dann wird alles geebnet, vertuscht und auf die leichte Achsel genommen, denn das Schlimmste ist glücklich vermieden — der Skandal!

Aber in Eva regt sich das Herz, die gesunde Moral des guten und klugen Menschen. Sie liebt ihr Kind, sie sehnt sich nach ihm; und dann beginnt der Kampf wieder, als ein Mann in ihren Gesichtskreis tritt, ein seltsamer, unmoderner, ganz reiner Mann, der die menschlichen Fehltritte versteht und verzeiht, aber nur in der Theorie, nicht in der Praxis. Soll sie den Ahnungslosen betrügen, soll sie ihm die schreckliche Wahrheit bekennen? Sie bekennt, und er geht. Dann kommt die neue Arbeit der Eltern an ihrem Gewissen, das sie in konventionelle Bahnen lenken wollen, damit ihre Tochter doch noch glücklich werden kann. Und Eva ist drauf und dran, sich auf diese Façon glücklich machen zu lassen, als der kleine Kandidat Birk mit seiner Liste für „Pflegekinder" in ihren Lebenskreis tritt. Das bedeutet eine neue Wendung, die Wendung zum wahrhaft Guten, zum letzten Ende, daß Eva jeder Verlockung widersteht, selbst der Verlockung durch die Liebe jenes „reinen" Mannes, der ihr jetzt nichts mehr vorzuwerfen hat und zu ihr zurückkehrt. Oeffentlich will das Mädchen sich zu ihrem Kinde bekennen und fortan nur diesem Kinde leben.

„Eva" ist ein tief ergreifendes Sittenbild aus der unmittelbaren Gegenwart, voll Wahrheit, Kraft und Leidenschaft, ein Buch, das zu Gedanken und Wünschen anregt, zu Wünschen, von denen man nur nicht recht weiß, wie sie sich erfüllen lassen sollen!

Mit sittlichen und gesellschaftlichen Problemen beschäftigt sich auch „Frau Strehle" von Ann-Margret Holmgren (Georg Wigand, Leipzig). Aber auf der Höhe von Ewalds „Eva" steht es nicht. Da ist zu viel ödes Raisonnieren auf Religion und Priester, auf die Engherzigkeit der Gesellschaft und die unfreie Stellung des modernen Weibes dem Manne gegenüber. Aber worin soll diese letztere gebessert und umgemodelt werden? Darin, daß die junge Studentin den Kommilitonen zu geistreicher Unterhaltung allein auf seinem Zimmer besuchen darf, ohne daß die Welt etwas darin findet? Ich glaube nicht, daß die Welt sich jemals dazu entschließen wird. Denn Menschen bleiben Menschen, und die sogenannte gute Sitte ist eine Schutzwehr gegen ihre Menschlichkeit, welche die Jahrhunderte aufgebaut haben. Man braucht sie nur nicht zur chinesischen Mauer werden zu lassen. Oder aber, man muß sie ganz einreißen, und was dann? Darüber scheint sich Ann-Margret Holmgren noch kein ganz klares Bild gemacht zu haben.

„Russische Liebeleien" von Anton Tschechow (August Schupp, Leipzig) sind wohl nur deswegen ins Deutsche übersetzt worden, weil sie russisch sind. Aber sie bleiben deswegen doch nur etwas angeschmutzte Geschichten ohne allgemeines Interesse, vielleicht nicht ohne Wahrheit, aber jedenfalls ohne Kunst.

Berichte aus allen Wissenschaften.

Astronomie.

Die scheinbare Vergrößerung der Sonnen- und der Mondscheibe in der Nähe des Horizontes.

Der allgemeine Eindruck, daß die Sonne und der Mond in der Nähe des Horizontes viel größer erscheinen, als wenn sie hoch am Himmel stehen, hat auch in der letzten Zeit noch wiederum zu besonderen Beobachtungsreihen und zu mannigfachen Erörterungen in meteorologischen und populär-astronomischen Zeitschriften Anlaß gegeben.

Die eifrigsten Forscher auf dem Gebiete jener merkwürdigen Urteilstäuschungen — denn als solche müssen auf Grund aller wirklichen Messungen, die in den fraglichen Fällen keinerlei Vergrößerungen, sondern nur physikalisch und astronomisch vollkommen erklärbare Verkleinerungen ergeben, jene Eindrücke bezeichnet werden — stimmen immer mehr darin überein, daß die sogenannte Abflachung des Himmelsgewölbes nach dem Horizonte hin die Hauptursache des Entstehens jener scheinbaren Vergrößerungen sei.

Durch sinnreiche Beobachtungsreihen, welche insbesondere auch von Herrn Professor Dr. Reimann in Hirschberg ausgeführt oder veranlaßt wurden, sind jene scheinbaren Gestaltverhältnisse der Himmelsfläche eingehend untersucht und in naher Uebereinstimmung mit gewissen Mittelwerten der scheinbaren Vergrößerung befunden worden, die man zum Beispiel an der untergehenden Sonnenscheibe beobachtet hat.

Bei einigen jener Beobachtungsreihen ist auch zweifellos festgestellt worden, daß diese ganze eingebildete Vergrößerung verschwindet, wenn zum Beispiel die untergehende Sonne mit einem so dunkeln Blendglase beobachtet wird, daß man nur die Sonnenscheibe, aber gar nichts von ihrer nähern oder weitern irdischen Umgebung am Horizonte sieht.

Die letztern Nachweise treffen den eigentlichen Kern der Sache; denn die abgeplattete Gestalt der Himmelsfläche nach dem Horizonte hin ist doch auch nur eine Urteilstäuschung, deren einleuchtende Erklärung bisher auch noch ähnliche Unsicherheiten dargeboten hat, wie diejenige der scheinbaren Vergrößerung der untergehenden Sonne und so weiter.

Die Zurückführung der letztern Urteilstäuschung auf die erstere entspricht zwar durchaus dem Wesen alles wissenschaftlichen Erklärens, nämlich der Einordnung einer Besonderheit unter eine, umfassender und stetiger nachgewiesene, Allgemeinheit von Vorstellungen.

Zu noch höherer Befriedigung des Erklärungsbedürfnisses ist es aber immerhin erforderlich, auch die umfassendere Vorstellungsgruppe womöglich noch in einfachere Elemente einleuchtendster und durch unmittelbare Wahrnehmungen und Vergleichungen bestätigter Art aufzulösen.

Die Abflachung des Himmelsgewölbes beruht nach der Ansicht der bisherigen Bearbeiter des Problems hauptsächlich darauf, daß in *horizontaler* Richtung mehr Anhaltspunkte für Entfernungsschätzungen gegeben sind und daß im allgemeinen in denjenigen Richtungen, in denen eine größere Fülle von einzelnen Gegenständen erblickt wird, durch eine Art von Summationsvorstellung die Entfernungen *größer* geschätzt werden, besonders aber dann, wenn in größter Ferne noch einzelne Gegenstände von erfahrungsmäßig bekannter, ansehnlicher *wirklicher* Größe sichtbar sind, die aber in jener Ferne in sehr kleinen Winkel- oder *scheinbaren* Größen gesehen werden.

Gerade durch Wahrnehmungen letzterer Art wird in der *Nähe des Horizontes* bei allen *Winkel*- oder *Bogen*-Größen an der gekrümmten Fläche des Himmelsgrundes im Vergleich mit den entsprechenden *Winkel*- oder *Bogen*-Größen an den weiter vom

Horizonte entfernten Stellen der Himmelsfläche der Anschein einer größern räumlichen Erstreckung der betreffenden Flächenstücke hervorgebracht. Daher die Vorstellung von der Abplattung der Himmelsfläche nach dem Horizonte hin oder auch die Vorstellung, daß der Beobachter sich nicht in der Nähe des Mittelpunktes der nahezu kugelförmig gestalteten Himmelsfläche, sondern zwischen der Kugelfläche und ihrem Mittelpunkte an einer solchen Stelle befindet, von welcher aus, wie innerhalb einer sogenannten Kugelkappe, der kürzeste Abstand von der Fläche, nämlich in der Richtung nach ihrem Scheitelpunkte hin, schon erheblich kleiner ist als der Abstand nach ihrer von diesem Scheitelpunkte am weitesten abstehenden horizontalen Begrenzungslinie hin.

Einen ganz ähnlichen Eindruck bereitet uns ja der unmittelbar gegebene wirkliche Sachverhalt in jenen Fällen, in welchen die Himmelsfläche mit einer Wolkendecke überzogen ist. Der Abstand eines Beobachters auf der Erdoberfläche von der nächstliegenden Stelle dieser Wolkendecke in der Nähe des Scheitelpunktes ist ja bedeutend kleiner als der Abstand bis zu den scheinbar in der Nähe des Horizontes liegenden Stellen dieser Wolkendecke. Der Eindruck, daß diese Wolkenfläche, die natürlich im allgemeinen der kugelförmigen Krümmung der Erdoberfläche parallel verläuft, nur eine Art von Kugelkappe bildet, deren horizontale Erstreckung viel größer ist als die vertikale, wird häufig genug auch dadurch verstärkt, daß die besonderen Arten der Wolkenbildung deutliche Verkürzungswirkungen in den Wolkengestalten in der Nähe des Horizontes erkennen lassen und so veranschaulichen, daß die Gesichtslinie in der Nähe des Horizontes nicht rechtwinklig auf der Fläche steht, wie es bei einer Kugelwölbung für den in der Nähe des Mittelpunktes derselben befindlichen Beobachter überall der Fall sein müßte, sondern dort einen schon ziemlich spitzen Winkel mit der Wolkenfläche bildet. Offenbar geht von diesen unter besonderen Verhältnissen sehr eindrucksvollen und zweifellosen Wahrnehmungen manches Vorstellungselement bewußt oder unbewußt in das allgemeine Bild der Himmelsflächengestaltung über, obwohl das letztere sicherlich ganz überwiegend auf der oben erörterten Grundlage der Entfernungsschätzungen in der Nähe des Horizontes ruht.

Nach dem ganzen vorstehend dargelegten Sachverhalt möchte ich nun aber behaupten, daß die scheinbare Vergrößerung der Sonne und des Mondes in der Nähe des Horizontes nicht sowohl die Abplattung des Himmelsgewölbes zum ursächlichen Hintergrunde hat, als daß vielmehr die beiden Vorstellungsgruppen eine und dieselbe gemeinsame Ursache in dem Umstande haben, daß man den Abstand der Himmelsfläche vom Beobachter in der Nähe des Horizontes am größten schätzt, während zugleich die in der Nähe des Horizontes am meisten erleichterte Vergleichbarkeit der scheinbaren oder Winkel-Größe jener Himmelskörper mit der scheinbaren oder Winkel-Größe entfernter Gegenstände von bekannten großen Dimensionen, zum Beispiel entfernter Bäume, Häuser, Türme oder Berge, die Neigung anscheinend verstärkt, die von der Sonne oder dem Monde in der Nähe des Horizontes eingenommene Himmelsfläche in der Vorstellung viel größer zu schätzen als in größeren Abständen vom Horizonte.

Durch den Zusammenhang der in Rede stehenden Urteilstäuschungen mit Vorstellungselementen letzterer Art wird es auch allein erklärt, daß es Fälle giebt, in denen die in Rede stehende allgemeine oder mittlere Vergrößerung in der Vorstellung ganz enorm gesteigert erscheint. Wer hat es nicht schon erlebt, daß die Vollmondscheibe oder die Sonnenscheibe in fast erschreckender Größe am Horizonte auftaucht, wenn sich von dem hellen Hintergrunde dieser Scheibe die Umrisse eines weit entfernten Turmes oder dergleichen abheben, von dessen ansehnlicher wahrer Größe man eine deutliche Vorstellung hat, und dessen Höhe sich doch innerhalb der leuchtenden Scheibe nur als ein sehr kleiner Teil ihres Durchmessers darstellt.

In allen Fällen dagegen, in welchen man die leuchtende Scheibe des Himmelskörpers in der Nähe des Horizontes von der irdischen Umgebung gänzlich ablöst, indem man dieselbe zum Beispiel durch ein sehr dunkles Blendglas betrachtet, verschwindet, wie

oben bereits erwähnt ist, die scheinbare Vergrößerung der Sonne und so weiter vollständig.

Wir haben sogar noch folgende ganz entscheidende Probe in dieser Beziehung gemacht: Wenn man eine solche Aufgangs- oder Untergangsstelle von Sonne oder Mond auswählt, in deren Nähe vom Beobachtungsort aus entfernte irdische Gegenstände in ihren Umrissen deutlich wahrnehmbar sind, welche zugleich mit dem auf- oder untergehenden Himmelskörper in einem und demselben Gesichtsfelde des unbewaffneten Auges deutlich abgebildet werden, ohne daß sie auf die leuchtende Scheibe selber sich projizieren, welche aber durch ihre Eigenart die vorerwähnte Vergrößerungswirkung in der Vorstellung wesentlich steigern, so wird man von ganz unbefangenen Beobachtern ungelehrter Art einstimmig den Eindruck ausgesprochen hören, wie riesengroß ihnen im Vergleich mit dem Anblicke in größerer Höhe über dem Horizonte der Himmelskörper unter diesen Umständen erscheint. Nun läßt man sofort dieselben Personen durch ein kleines Fernrohr nach dem Monde oder der Sonne blicken, in dessen Gesichtsfelde aber von den benachbarten irdischen Gegenständen nichts mehr wahrgenommen wird, durch welches dagegen auf der Netzhaut des Auges ein Sonnenbild erzeugt wird, dessen Durchmesser etwa zehnmal größer ist als derjenige der kurz vorher und nachher im unbewaffneten Auge auf der Netzhaut abgebildeten Sonnenscheibe. Wenn man dann die Beobachter abwechselnd bald durch das Fernrohr, bald ohne Fernrohr auf die Sonne blicken läßt und ihnen die Frage stellt, ob ihnen die Sonne mit Fernrohr oder ohne Fernrohr größer erscheint, so pflegen sie einstimmig zu erklären, daß das im Fernrohr wahrgenommene, völlig isolierte Sonnenbild viel, viel kleiner sei, als das ohne Fernrohr zugleich mit den irdischen Gegenständen am Horizonte wahrgenommene Sonnenbild. Der wirkliche Sachverhalt aber ist es, daß der Durchmesser des mit dem Fernrohr wahrgenommenen Sonnenbildes den Durchmesser des ohne Fernrohr wahrgenommenen Bildes um das zehnfache übersteigt. Zum größten Erstaunen der Beobachter kommt ihnen die Urteilstäuschung sofort zum Bewußtsein, wenn man es ihnen sogleich ermöglicht, daß sie gleichzeitig mit dem einen Auge durch das Fernrohr, mit dem andern neben dem Fernrohr auf die Sonne blicken, wobei sie jetzt sofort ausrufen, daß die Sonne im Fernrohr doch um vieles größer sei, als die neben dem Fernrohr mit bloßem Auge gesehene.

Man kann, wie ich meine, nicht deutlicher erweisen, daß die ganze Urteilstäuschung aus denjenigen Vorstellungsverbindungen hervorgeht, die ich oben darzulegen versucht habe, daß sie also zunächst, wie längst in der wissenschaftlichen Welt anerkannt, nicht physischen, sondern psychophysischen Charakters ist, und ferner, daß die sogenannte Abplattung der Himmelsfläche nur eine verwandte Erscheinung, aber nicht das eigentliche psychophysische Grundphänomen darstellt.

Hierzu erlaube ich mir noch zu bemerken, daß auch in der Nacht, wo aus erklärlichen Gründen die Vorstellung von der stetigen Abplattung der Himmelsfläche nach dem Horizonte hin vermindert oder wenigstens unsicherer ist, nicht bloß die Sonnen- und die Mondscheibe, sondern auch die Konstellationen der Sterne in der Nähe des Horizontes bedeutend größer erscheinen als in weitem Abstande vom Horizonte. Der sogenannte Stierkopf, der Orion und viele andre charakteristische Konfigurationen von Sternen erscheinen beim Aufgange oder Untergange mitunter außerordentlich vergrößert, wenn sich zum Beispiel die Umrisse entfernter dunkler Berge oder dergleichen von der betreffenden Himmelsfläche am Horizonte abheben. Ueberhaupt ist es leicht, zu konstatieren, daß nicht die Nähe des Horizontes, sondern die Nähe der Umrisse irdischer Gegenstände von bekannten großen Dimensionen das Entscheidende bei den bezüglichen Urteilsbildungen ist; denn wenn in einem engen Gebirgsthal, in welchem sich die Bergwände sehr hoch über dem Horizont erheben, die Sonne oder der Mond an dem Bergkamm der Thalwände auf- oder untergeht, sind unter Umständen die Urteilstäuschungen ganz ebenso groß wie im Horizont. Bei längerem Aufenthalte auf offener See empfindet man nach einiger Zeit bei leerem Horizonte eine starke Verminderung dieser Täuschungen, obwohl eine Zeitlang auch

dann, wenn in der Nähe des Horizontes keine Anhaltspunkte für die Schätzung vorhanden sind, die gewohnheitsmäßige Vorstellung noch in einem gewissen Grade vorhanden ist, wie denn überhaupt bei allen seelischen Phänomenen der in Rede stehenden Art stets eine eigentümliche Mischung von Erinnerungs- und Gewöhnungselementen mit den jedesmaligen Bedingungen obwaltet.

Unter besonderen Umständen aber erwacht die alte Vorstellung vorübergehend wieder sehr intensiv, wenn man zum Beispiel in der Nähe der auf- oder untergehenden Himmelskörper die Masten eines entfernten Schiffes oder dergleichen erblickt.

W. Foerster.

Die Bahn der am Abend des 22. Oktober 1896 beobachteten Feuerkugel.

Herr Professor G. v. Nießl in Brünn hat vor kurzem in dem XXXV. Band der Verhandlungen des naturforschenden Vereins zu Brünn die Bestimmung der Bahn einer Feuerkugel veröffentlicht, welche am 22. Oktober 1896 bald nach 5 Uhr mitteleuropäischer Zeit in Mähren und Schlesien, sowie in den Provinzen Brandenburg und Posen beobachtet worden ist. Der Verlauf der Flugbahn dieses Meteors ist nicht ohne besonderes Interesse. Die Bahn war nur wenig geneigt gegen die Horizontebene derjenigen Stellen der Erdoberfläche, über denen die Feuerkugel dahinzog. Das erste Aufleuchten scheint in einer Höhe von etwas mehr als 100 Kilometern über dem nördlichen Bayern, vielleicht noch etwas westlich von Bamberg, stattgefunden zu haben. Von dort ist der Himmelskörper, der noch in der Mitte der Flugbahn mehrere hundert Meter Durchmesser zu haben schien, über dem Königreich Sachsen, der Lausitz, Niederschlesien und Posen hinweggeflogen, bis etwas östlich von Thorn die vollständige Hemmung des Fluges und wohl zugleich die vollständige Zertrümmerung oder Auflösung durch die aus der Hemmung der enormen Geschwindigkeit des Eindringlings hervorgegangene mächtige Wärme-Entwicklung erfolgt ist.

Dieses Ende der Flugbahn hat in einer Höhe von nahezu 56 Kilometern über der Erdoberfläche stattgefunden. Verlängert man die Flugbahnlinie über diesen Punkt hinaus, so ergiebt sich, daß etwa über dem Spirding-See in Ostpreußen die größte Annäherung an die Erdoberfläche mit 53 Kilometern Höhe eingetreten wäre, und daß weiterhin der Meteorkörper sich wieder von der Erde entfernt haben würde, wenn er nicht eben vorher schon in seinem Fluge gehemmt und durch die hohe Temperatur in eine leuchtende Schweifwolke von glühenden kleinsten Teilen und Dampfmassen aufgelöst worden wäre. (Herr Professor v. Nießl hat in einem früheren Fall bei dem Meteor vom 7. Juli 1892 nachgewiesen, daß bei demselben die Möglichkeit offen geblieben ist, daß in ähnlicher Bahnlage wenigstens Reste des Eindringlings die Atmosphäre wieder verlassen haben.)

Die Länge der sichtbaren Flugbahn des Feuerballes vom 22. Oktober 1896 hat etwa 590 Kilometer betragen, welche Strecke in etwas mehr als zehn Sekunden mit einer mittleren Geschwindigkeit von nahezu 57 Kilometern pro Sekunde zurückgelegt worden ist. Da dies aber nur die Geschwindigkeit der Bewegung gegen die selber bewegte Erde gewesen ist, so ergab sich mit Berücksichtigung der letzteren Bewegung, daß der Himmelskörper in die Erdatmosphäre mit einer Geschwindigkeit eingetreten sein muß, die jedenfalls erheblich mehr als 72 Kilometer pro Sekunde betragen hat; wiederum einer von den Fällen, in denen bewiesen ist, daß der Eindringling bereits mit großer Anfangsgeschwindigkeit in weiter Ferne außerhalb unsers Sonnensystems den Ursprung seiner Bewegung genommen hat.

Bei Gelegenheit obiger Mitteilungen möchte ich mir gestatten, hinsichtlich der Meteor-Beobachtungen noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wenn man sich das Beobachtungsmaterial näher ansieht, aus welchem Herr Professor v. Nießl auch in vorliegendem Falle so wertvolle Resultate abgeleitet hat, so empfängt man den Eindruck, daß die höchst kundige und gediegene rechnerische Bearbeitung das Beste und wirklich recht viel aus einem zum Teil noch recht unvollkommenen und jedenfalls noch sehr

lückenhaften Material zu gestalten vermocht hat, wobei sich auch Mitglieder unsrer Vereinigung noch sehr hilfreich in betreff der nachträglichen genaueren Feststellung und Präzisierung der unmittelbaren Angaben einzelner Beobachter erwiesen haben.

Offenbar sind Anleitungen zur möglichst sachgemäßen und förderlichen Beobachtung solcher Erscheinungen durch Laien noch immer viel zu wenig verbreitet.

Berlin, Königliche Sternwarte. W. Foerster.



Litterarische Berichte.

Aus dem Lager der Verbündeten 1814 und 1815. Von Dr. Albert Pfister, Generalmajor z. D. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die vorliegende Arbeit schließt sich der unlängst erschienenen des gleichen Verfassers „Aus dem Lager des Rheinbundes“ an. War in jener schon gezeigt worden, wie sich der Weg, den das deutsche Volk zu seiner politischen Einigung zurückzulegen hatte, zunächst zu einem Dornenweg gestaltete, so wird uns diese Erkenntnis jetzt noch viel näher gelegt. In dankenswerter Weise bringt der Verfasser den Nachweis dafür, daß die Wurzeln unsrer neuesten deutschen Entwicklungsgeschichte bis zum Jahre 1866 in der Gruppierung der Staaten und der Verteilung der Machtverhältnisse zu suchen sind, zu denen die Abmachungen der Jahre 1814 und 1815 geführt haben. Er macht es zum Hauptinhalte seiner Schrift, darzuthun, welche Anstrengungen das deutsche Volk im guten Glauben für seine Größe und Wohlfahrt gemacht hat, wie es bei seiner politischen Harmlosigkeit nur einen geringen Grad von dem Erstrebten zu erreichen vermochte, wie die fremden Mächte den Deutschen ihre Daseinsbedingungen in besonders spärlichem Maße zugeteilt haben, wie die Fremden sich aber bei diesem Zuteilen nicht überall von ausgesprochenem Uebelwollen, sondern zumeist von der unerschütterlich feststehenden Annahme leiten ließen, daß der zugemessene bescheidene Teil gerade für dieses deutsche Volk einen vollauf genügenden Grad von Glückseligkeit in sich begreife. Das geschichtliche Licht, welches der Verfasser durch seine Darlegungen verbreitet, zerstört manches von dem Glorienschein, der sich um die von ihm geschilderten Zeitereignisse gewoben hat, es wirkt vielfach ernüchternd, aber wir haben allen Grund, für diese Ernüchterung dankbar zu sein; denn die richtige Anschauung, die wir von der Vergangenheit gewinnen, dient vielfach dazu, unser Urteil auch über die Gegenwart in richtige Bahnen zu lenken. „Den Nutzen,“ sagt zutreffend der Verfasser, „mag jedenfalls die Geschichte bringen, daß man sieht, wie um kleinen Gewinns, um eines Schattens von Glückseligkeit willen, zu allen Zeiten die Menschheit es sich hat sauer werden lassen, wie die laute Unzufriedenheit mit der Gegenwart in solchem Grade nicht gerechtfertigt ist, wie diese Gegenwart selbst aber noch unverkennbare Spuren ihres Ursprungs an sich trägt.“ Dem Verfasser haben für seine Darstellung wieder dieselben Quellen zur Verfügung gestanden wie für sein früheres Werk. Es sind das hauptsächlich bisher noch nicht benützte Gesandtschaftsberichte, die Privatregistratur des Königs Friedrich von Württemberg und Wiener Kongreßakten aus dem Königlich württembergischen Geheimen Haus- und Staatsarchiv. Ueber die Person des Königs Friedrich verbreitet dieses Quellenmaterial vielfach ganz neues Licht; es läßt ihn als einen Monarchen erscheinen, der in vielen Dingen weiter und klarer blickte, als die meisten seiner Genossen, und diese vielfach auch in seinen Intentionen übertraf. Von Interesse ist nicht minder das, was wir aus den Darlegungen des Verfassers über den württembergischen Staatsmann Grafen v. Wintzingerode erfahren; auch bei ihm treffen wir auf einen Scharf- und Weitblick, der durchgehends über den seiner Zeitgenossen hinausgeht. h.

Kleists Amphitryon. Eine Studie von Dr. Wilh. Ruland. Berlin, Harrwitz Nachfolger, 1897.

Der Verfasser stellt in seiner fleißigen Studie einen eingehenden Vergleich an zwischen Molières und Kleists Amphitryon. Er untersucht besonders Kleists Stellung als Uebersetzer und giebt interessante Beiträge über seinen Stil und seine Sprache. In letzterer will er aber häufig undeutsche Formen be-

ziehungsweise Gallicismen erkennen, wo dies zweifellos nicht der Fall ist (vergl. S. 25 ff.).

E. M.

Der Berliner Bierboykott von 1894. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialen Klassenkämpfe der Gegenwart. Aktenmäßig dargestellt von Emil Struve. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1897.

Der Verfasser hat uns aktenmäßig diese interessante Episode des sozialen Klassenkampfes schildern und den Boykott als soziales Kampfmittel würdigen und werten wollen.

Klar und übersichtlich giebt uns Struve zunächst ein Bild der Bestrebungen der Brauerei-Arbeiter und der in verwandten Gewerben Beschäftigten bis 1894, um uns sodann das eigentliche imposante Schlachtengemälde zu entrollen und uns die einzelnen sich oft wirr kreuzenden Interessenbestrebungen plastisch vorzuführen. Da dem Verfasser das reiche Aktenmaterial des „Vereins der vereinigten Brauereien Berlins und der Umgegend“ zu Gebote stand und Struve, wenn irgend angängig, den Gegner durch seine eignen offiziellen Kundgebungen sprechen läßt, so darf diese Partie des Werkes als eine vorzügliche und den Anforderungen wissenschaftlicher Objektivität entsprechende genannt werden.

So sehr nun in diesen wesentlich deskriptiven Teilen dem Verfasser seine Stellung als Generalsekretär des Vereins, „gewissermaßen im Generalstabe der einen Partei“ zu gute kommt, so sehr sie dem Buche überhaupt pulsierendes Leben einflößt und einen dramatischen Fortschritt der Handlung ermöglicht, so hat sie auch den Verfasser zuweilen zu Wertungen gedrängt, die von dem — sagen wir — Schlachtenbummler als richtige nicht hingenommen werden können.

Es seien hier bloß zwei Punkte herausgegriffen.

Die Untersuchung darüber, wer angefangen, ist unsers Erachtens eine unfruchtbare; ist sie doch wesentlich eine solche der diplomatischen Taktik. Und in dieser zeigte sich das Berliner Gewerkschaftskartell den Brauereien übrigens überlegen. Auf einen rein lokalen Boykottbeschluß über eine in Rixdorf domizilierte, dem Vereine angehörige Brauerei, auf die formell die friedlichste Gesinnung zum Ausdruck gelangen lassende Antwort des Berliner Gewerkschaftskartells — mit der Aussperrung von 20 Prozent aller in den Brauereien des Vereins beschäftigten Arbeiter antworten, das hieß Fanfare blasen. Deshalb müssen die Brauereien, die sich zu diesem Kampfe nach des Verfassers eignen Worten mit dem Schlachtruf „Biegen oder Brechen“ entschlossen, als die Angreifer gelten, und dürfen sich über die gewaltige Erregung der Leidenschaften nicht beklagen.

Und somit kommen wir zum zweiten Punkte.

Unzweifelhaft hat der Boykott dadurch an Schärfe gewonnen, daß er aus einem Lohnkampf zu einem parteipolitischen wurde. Dafür aber die sozialdemokratische Partei als solche verantwortlich machen, heißt Ursache und Wirkung verwechseln. Hätten wir in Deutschland gleich England starke gewerkschaftliche Arbeiterkoalitionen, so hätte von diesen der Kampf aufgenommen werden können. Bei dem Mangel solcher und bei der Natur des Boykotts die Masse der Konsumenten gegen die Kapitalaccumulation aufzubieten, mußte und muß sich der Boykott in Deutschland auf eine politische Partei, und zwar die sozialdemokratische, zu stützen suchen.

Dadurch gewinnt aber Struves Darstellung aktuelles Interesse.

Wer wirklich die aus einem „politischen“ Boykott fließenden Gefahren künftig meiden will, der muß ernstlich bestrebt sein, den Arbeitern das ihnen garantierte Koalitionsrecht auch in der Praxis nicht zu verkümmern; der muß allen den gegenwärtigen Bestrebungen auf Minderung dieses Rechtes selbst — als staatsgefährlich — entgegentreten.

Dr. E. H.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Ackermann, Eduard, Die häusliche Erziehung. Zweite Auflage. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Barthel, Karl, Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. Zehnte Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. Lieferung 1. Gütersloh, C. Bertelsmann. M. 1.50. (Vollständig in ca. 7 Lieferungen).

Blätter für Haus- und Kirchenmusik. Herausgegeben von Professor Ernst Rabich. Erster Jahrgang. Nr. 6 bis 11. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. à 50 Pf.

Cornelius, Hans, Psychologie als Erfahrungswissenschaft. Leipzig. B. G. Teubner. M. 10.—

Dichter, Die deutschen, der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. Herausgegeben von Dr. Karl L. Leim-

bach. Siebenter Band. 1. u. 2. Lfg. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung. à M. 1.50.

Ehrenfeld, Dr. Alexander, Studien zur Theorie des Reims. Erster Teil. (Abhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich.) Zürich, E. Speidel. M. 2.50.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. (6.—10. Tausend). 15. u. 16. Bd. Leipzig, S. Hirzel.

Grosse, Julius, Das Volkramslied. Ein Sang aus unsern Tagen. Dritte Auflage. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. M. 4.—

Hegewald, Professor Dr. med., Was wir den Frauen schulden? Weinheim (Baden), Fr. Ackermann. 80 Pf.

Jugend. Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. II. Jahrgang. 1897. Nr. 47 bis 50. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Keyserling, Robert Graf, Vom japanischen Meer zum Ural. Eine Wanderung durch Sibirien. Mit zahlreichen Abbildungen. Breslau, Schlettersche Buchhandlung. M. 6.—

Laehr, Dr. Hans, Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeares Dramen. Stuttgart, Paul Neff Verlag. M. 3.60.

Mauthner, Fritz, Der wilde Jockey und andres. (Kleine Bibliothek Langen Bd. XII.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Raffen, J., Neue Heine-Funde. Leipzig, H. Barsdorf. M. 1.50.

Thorn, Anton, Rübezahl. Eine Mär aus deutschen Bergen. (Bibliothek für Bücherliebhaber.) Berlin, Fischer und Franke.

Prévost, Marcel, Der gelbe Domino. Roman. (Kleine Bibliothek Langen Bd. XI.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Robbia, Andrea della, Dieci Bambini in Fasce. Firenze, Julius Schmidt. M. 4.—

Schenk, Ottilie, Poetische und andre Streifzüge durch Schweden. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Spitteler, Carl, Lachende Wahrheiten. Gesammelte Essays. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. M. 4.20.

Ulrich, Dr. W., Hilfsbüchlein zur Erlernung der englischen Konversationssprache oder 32 Gespräche mit den dazu gehörenden Vokabeln. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. 75 Pf.

Wagner, Richard, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Dritte Auflage. Dritter Band. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Neue Folge. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Zweiter Jahrgang. Vierteljahrsheft 3. Freiburg i. B., Leipzig u. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.



In „Ueber Land und Meer“ erregt der neue Roman „Stechlin“ von Theodor Fontane fortgesetzt das Interesse der Leserwelt. Daneben läuft noch der Roman „Die Hungersteine“ von Gertrud Franke-Schievelbein. In der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“, die soeben den Jahrgang 1897 beendet, ist das fesselnde Werk Bellamys „Gleichheit“ zum Abschluß gelangt. In dem letzten, dem 24. Hefte finden wir noch die Novelle von Gljeb Uspenskij: „Mischka“ (aus dem Russischen), sowie von Andreas Karkawitzas: „Ein Unglückszeichen“ (aus dem Griechischen), ferner von Alphonse Daudet ein Weihnachtsmärchen: „Das Fest der Dächer“ (aus dem Französischen). Der neue Jahrgang verspricht ganz besonders interessant zu werden; wir wollen hier nur die beiden Hauptwerke nennen: „Paris“ — das letzte der großen Romantrilogie „Lourdes — Rom — Paris“ von Emile Zola und „Die Stütze der Familie“, den letzten Roman des jüngst verstorbenen Alphonse Daudet, die den neuen Jahrgang von „Aus fremden Zungen“ eröffnen werden. — Bringt die genannte Halbmonatsschrift nur hervorragende Werke ausländischer Autoren in mustergültigen Uebersetzungen, so finden wir dagegen in der „Deutschen Romanbibliothek“ die neuesten Werke deutscher Schriftsteller. Sophie Junghans, die gefeierte Dichterin, entwirft in ihrem Roman „Ein Kaufmann“ ungewöhnlich fesselnde Bilder aus dem industriellen Leben der Großstadt, indem sie namentlich den Gründungs- und Bauschwindel scharf kennzeichnet, ferner die Erzählung „Heini“ von Gustav Johannes Krauß und das russische Charakterbild „Die verkaufte Frau“ von Stanislaus Lucas. — Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-A

Dreiundzwanzigster Jahrgang Februar 1898 Preis viertelj. 6 Mark

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

...rt Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1898

...reis des Jahrgangs 24 Mark.

9

Ein Besuch bei François Coppée.

Von

Bruno Petzold (Paris).

Ein einfaches und schlichtes Häuschen ist es, in dem der einfache und schlichte François Coppée wohnt. In der Rue Oudinot liegt's, bei der Ecole Militaire, unmittelbar hinter dem Dome des Invalides, wo die Reste Napoleons I. zur ewigen Ruhe gebettet sind. Wo anders auch könnte ein François Coppée, jener glühende Patriot und „incorrigible cocardier", wohnen als in dem Viertel, das geheiligt ist durch die Erinnerungen an den Nationalgott der Franzosen, das wiederhallt von militärischem Kommando und von dem Marschtritt buntfarbiger Bataillone?

Dem Namen nach kennen François Coppée wohl alle Gebildeten; seine Werke aber sind in Deutschland nicht allgemein bekannt, und eigentlich populär ist nur ein einziges bei uns geworden, die kleine poetische Erzählung „La grève des forgerons", an deren herrlichen Strophen sich jung und alt begeistert. Und doch verdient gerade François Coppée, besser von uns gekannt zu sein. Denn wo giebt es in Frankreich heutzutage einen Litteraten, der mit solchem Rechte den Lorbeer des Dichters für sich in Anspruch nehmen könnte wie er? Wer unter seinen Zeitgenossen hat Verse geschrieben wie die seinigen, so tief empfunden und zu Herzen sprechend, so zart und anmutig, so frisch und leidenschaftsvoll?

Unlängst stattete der Verfasser dieser Zeilen Coppée einen Besuch ab, über welchen er den Lesern der „Deutschen Revue" einiges mitteilen möchte. Ich will nun niemand damit langweilen, daß ich hier des langen und breiten erzähle, wie Coppée ißt und Coppée schläft, wie er gekleidet, ob er von großer, von mittlerer oder kleiner Figur ist, — ich will den geistreichen Mann lieber direkt zu den Lesern sprechen lassen und hoffe, sie so am besten mit ihm bekannt zu machen.

„Ueber mein Leben wünschen Sie etwas zu wissen?" begann Coppée seine Erzählung. „Mein Leben liegt in meinen Werken; dort müssen Sie suchen, was für Sie von Interesse sein könnte. Im übrigen bemerke ich, daß ich im Januar 1842 geboren bin als Sohn einfacher Eltern. Mein Vater bekleidete

ein bescheidenes Amt im Kriegsministerium, wo auch ich eine Zeit lang Beschäftigung fand, nachdem ich meine im Lyceum St. Louis begonnenen Studien schwächlicher Gesundheit wegen hatte aufgeben müssen. Von Kindheit an daran gewöhnt, mich meinen Träumereien und Phantasien hinzugeben, übte ich mich frühzeitig im Reimen und Dichten. Meinen ersten großen Erfolg hatte ich im Jahre 1869 mit einer einaktigen Komödie in Versen ‚le Passant‘, die im Odéontheater von Sarah Bernhardt und Mlle. Agar interpretiert wurde. Es folgen nun mein ganzes Leben hindurch eine Reihe Dramen, Epen, Romane und Erzählungen, mit deren Aufzählung ich Sie verschonen will.“

„Würden Sie die Güte haben,“ unterbrach ich Coppée, „mir etwas über Ihre geistige Entwicklung mitzuteilen oder, um mich weniger allgemein auszudrücken, mir etwas von jener moralischen Krise zu erzählen, die Sie wie jeder bedeutende Mann zweifellos durchlebt haben?“

„Eine moralische Krise? Im vorigen Jahr hatte ich eine solche, die für den ganzen Rest meines Lebens von Bedeutung geworden ist. Sie wissen vielleicht, daß ich während des letzten Jahres sterbenskrank gewesen bin, zwei schwere Operationen durchgemacht habe und aufgegeben war, wie von den Aerzten so von mir selbst. In dieser furchtbaren Krankheit, unter deren Folgen ich noch leide, bin ich zu meinem Kinderglauben zurückgekehrt, den ich verloren hatte. Ich meine nicht jenen Katholizismus der Dogmen und äußeren Bräuche, vielmehr die Herzenseinfalt und Herzensreinheit der Kindheit. Für das Wasser, das fließt, und für den Menschen, der da wandelt, giebt es nur einen Augenblick absoluter Reinheit, die Quelle und die Kindheit. Unbefleckt bleiben zu wollen in dieser Welt, ist unmöglich und vergebliche Bemühung; es wieder zu werden in einer neuen Welt, welches Ideal, welch erhabene Hoffnung! Wie bin ich glücklich, im Grunde meiner Seele ein Stück von meinem Kinderglauben und meiner Kinderhoffnung wiedergefunden zu haben! Wie süß ist es nicht, demütig zu sein, Vertrauen zu haben und zu gehorchen!

„Es ist ein praktisches Christentum, zu dem ich mich in jener schrecklichen Krankheit wieder bekehrt habe. ‚Savoir souffrir! Savoir aimer!‘ das ist das kostbare Geheimnis, das ich während meiner Leidenszeit in dem Evangelium entdeckt habe. O wenn die Unglücklichen besser zu leiden verständen, und die Glücklichen mehr Liebe besäßen, welche Morgenröte der Güte und des Friedens würde über die Welt heraufziehen! Ich bedaure es aufs tiefste, daß gewisse Fanatiker dem Christentum den Krieg erklärt haben, und daß sie die Unglücklichen von dieser kostbaren Quelle des Trostes zurückhalten. Doch genug davon ...

„Was nun unsre zeitgenössischen Poeten anlangt, über die ich Ihnen etwas mitteilen soll, so bemerke ich, daß man mich selbst zur ‚école parnassienne‘ rechnet, weil ich mit dieser Schule zur ‚sévérité de la forme‘ zurückgekehrt bin. Jedoch hat diese Zusammenstellung wenig Wert für mich. Es mag einige Wahrheit darin stecken, ich habe aber keinen Sinn für dergleichen künstliche Systematik.

„Für unsre jüngsten Poeten bin ich voll von Achtung; es giebt da sehr schöne Versuche; doch bedaure ich die Lockerheit der Form. Ich selbst bleibe den

alten Formgesetzen unsrer traditionellen Prosodie getreu und finde sie immer noch ausgezeichnet; offenbar bin ich zu alt, mich an das zu gewöhnen, was man heutzutage den ‚freien Vers‘ nennt. Doch suche ich auch den ‚Vers-libristes‘ gerecht zu werden und versage ihnen meine Anerkennung nicht, wenn ich nur in ihren Werken ein tiefes und aufrichtiges Gefühl in reinen und ergreifenden Worten ausgedrückt finde. Was ich von einem Gedicht fordre, ist vor allem ein wenig Schönheit, Phantasie und Empfindung; ein Korn von echter Poesie, — dann gebe ich mich auch mit der Formlosigkeit zufrieden, obgleich sich, wie gesagt, mein Ohr durch diese Zeilen von ungleicher Länge und diese hinkenden Rhythmen unangenehm berührt fühlt. Uebrigens glaube ich, daß unsre Umstürzler poetischer Gesetze ganz unmerklich in die Prosa einmünden werden, in eine allerdings sehr durchgearbeitete, künstliche und musikalische Prosa, die aber schließlich doch nur Prosa ist. Und das würde nur ein Glück für unsre ‚Vers-libristes‘ sein. Denn schöne Prosa und schöne Verse sind gleicherweise harmonisch, der freie Vers aber ist es nicht, jedenfalls für mich nicht. Das geht so weit, daß ich bei der Lektüre eines Poeten der jungen Schule, dessen Phantasie und Empfindung mir gefallen, den Gedanken des Dichters nur dann folgen kann, wenn ich ihn wie einen Prosaiker lese und mich bemühe, den schwankenden Rhythmus und die vage Assonanz zu vergessen, also alles, womit der Dichter glaubte sein Werk schmücken zu müssen, und was ihm sicherlich viel Mühe gekostet hat. — Doch will ich nicht die armen Poeten schelten. Sie haben es schwer genug bei der heutigen Interesselosigkeit des Publikums für Verse. Die Romanschriftsteller, dramatischen Autoren und Journalisten können noch auf Geldgewinn hoffen, die Poeten niemals.

„Die moderne französische Litteratur finde ich sehr schön und sehr kraftvoll. Freilich, unsre Größten sind tot, und zu diesen Größten rechne ich Balzac. Auch einige der schönsten Romane Daudets sind bestimmt, unter die klassischen Werke der französischen Litteratur eingereiht zu werden. Um ein Wort über Zola zu verlieren, so bewundere ich in ihm eine außerordentliche litterarische Kraft, une puissance prodigieuse et énorme. Seine Theorie freilich mag er für sich behalten; j'aime bien Zola, mais sa théorie est bien pour lui. Doch thut die Theorie dem Dichter keinen Eintrag. Für mich giebt es in der Litteratur überhaupt keine Theorie, für mich existieren nur die Werke, und danach urteile ich — je ne connais que les œuvres, pas la théorie. Ueberhaupt bin ich das Gegenteil eines kritischen Geistes, je ne suis pas critique, je suis le contraire d'un esprit critique.

„Namentlich bei Ihnen in Deutschland werden, wie ich glaube, die Kritik und die ästhetische Wissenschaft dem Dichter oft recht unbequem. Man tritt mit vorgefaßter Meinung an ihre Werke heran, giebt sich nicht unbefangen ihrer Wirkung hin, ist zu doktrinär und hat immer das Bestreben, die Dichtungen in eine bestimmte Rubrik einzuschachteln, sich dadurch sowohl das Verständnis der Werke wie den Genuß, den sie gewähren könnten, erschwerend. — An Bourget bewundere ich namentlich seine große Delikatesse; auch Prevost ist ein scharmantes

Talent. Als einen sehr sympathischen Dichter der alten Garde bezeichne ich Edouard Schuré. Auch die jüngste idealistische Gruppe von Litteraten, die sich unter Maurice Pujo in der Zeitschrift ‚l'Art et la Vie‘ zusammengefunden haben, finde ich sehr schätzenswert.

„Die moderne deutsche Litteratur, wie sie sich in Hauptmann, Sudermann, Wildenbruch, Fulda und so weiter verkörpert, ist mir völlig unbekannt. Ich kenne von allen diesen Dichtern nicht mehr als die Namen; je ne connais rien du tout des allemands. Das einzige Werk von Hauptmann, das ich gesehen, sind die ‚Weber‘, ein Stück, das von zweifellosem Talent Zeugnis ablegt, aber für meinen Geschmack zu viel bloße Stimmungsmalerei und dergleichen enthält, ça manque de texte.

„Ueber die deutsche Musik und insbesondere über das Musikdrama Richard Wagners maße ich mir kein Urteil an, da ich nicht musikalisch bin und mich nicht überwinden kann, mehr als einen Akt einer Oper anzuhören. Die intime Musik und die Naturmusik der Lerchen und Nachtigallen, ja, das ist etwas andres. Doch das gehört nicht hierher.

„Auch von Ihren Malern weiß ich zu wenig, um über sie urteilen zu dürfen. Nur einen kenne ich näher, und von dem bin ich entzückt, nämlich von Uhde: das ist ein Maler, auf den die Deutschen stolz sein können, c'est un peintre. Sein Christusbild, den Heiland mitten in der Dorfstube darstellend, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, ist ein herrliches Werk voll schlichter Wahrheit und warmer Liebe.“

„Und was halten Sie von der modernen französischen Kunst?“ erlaubte ich mir einzuwenden.

„Unter den Bildhauern finde ich Rodin genial und höchst talentvoll die ganze Schule junger Bildhauer. Von den Malern muß namentlich Schwabe als Künstler von hohen Idealen gewürdigt werden. Auch die Art Heberts liebe ich, doch ist er bereits ein Greis. Bonnat stelle ich hinter Hebert, doch erkenne ich auch sein großes Talent gern an.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Etwas erschöpft hielt Coppée inne, rollte sich eine neue Zigarette, steckte ein Streichholz mit nervöser Handbewegung in Brand und schickte sich an, meine Frage, wie er über die moderne Gesellschaft urteile, zu beantworten.

„„Affreuse cette société-là, affreuse, affreuse! Meine ganze Seele sträubt sich gegen diesen heutigen Zustand der Dinge. Ueberall sehe ich Dekadenz und nicht nur die Dekadenz der lateinischen Rasse, sondern eine allgemeine europäische Dekadenz, eine Dekadenz der ganzen zivilisierten Welt. Man blickt heute in einen bodenlosen Abgrund von Schande und Gemeinheit. Ich muß gestehen, daß ich die gegenwärtige Epoche als eine unheilvolle, als eine schreckliche Zeit ansehe, un temps de scepticisme, de sécheresse et de dépravation générale.

„Da sehen Sie beispielsweise den bewaffneten Frieden. Jede der Nationen der Alten Welt ist seit sechsundzwanzig Jahren gezwungen, dauernd eine ungeheure Armee zu unterhalten. Das ist ein abscheuliches System gegenseitiger

Bedrohung, das die Finanzen aller Staaten erschöpft, die praktische Arbeit hindert, die Werke des Friedens und der Barmherzigkeit hintanhält und durch den Aufenthalt in den Kasernen den Aufschwung der Jugend unterbindet. Sie wissen, ich bin Franzose durch und durch. Aber wenn Frankreich heute bis an die Zähne bewaffnet dasteht, so ist es weniger, um Vergeltung zu üben und Elsaß-Lothringen wieder zu erobern, als um zu verhindern, daß uns nicht noch andre Provinzen genommen werden. Das ist ein bedauerlicher Zustand, ein Unglück für ganz Europa. Unsre Zeit des bewaffneten Friedens wird, dessen bin ich gewiß, durch die Geschichtsschreiber der Zukunft als eine Zeit humanitären Stillstandes, ja, als eine Zeit des Zivilisationsrückschritts betrachtet werden.

„Doch ist es nicht allein dieser bewaffnete Friede, der unsre Zeit so widerlich macht. Der allgemeine soziale Krieg ist es, der überall zu Tage tretende Egoismus, der religiöse, moralische und wirtschaftliche Nihilismus ist es, was ich am entsetzlichsten finde. Die Sozialisten haben völlig recht, wenn sie sich gegen den Mißbrauch des Reichtums und gegen die Unterdrückung der armen Volksklassen auflehnen. Es giebt heutzutage eine große Plutokratie, die aus dem jetzigen wirtschaftlichen Désordre ihren Vorteil zieht; denn die Gewinnsucht kennt keine Grenzen mehr. Sie kennen ebensogut wie ich hier in Paris, in der kosmopolitischen Welt, mehrere kolossale Vermögen, die ganz neuen Ursprungs sind, sich in geradezu skandalösen Proportionen vermehren und keine andre Quelle haben als die Getreidespekulation. Sie dürfen getrost die Besitzer dieser Vermögen beim Namen nennen, denn man empfängt sie in der besten Gesellschaft und begegnet ihnen in den ersten Kreisen mit aller Zuvorkommenheit, ja, fühlt sich sogar geschmeichelt, auf der Börse oder im Klub diesen Königen von Paris die Hand drücken zu dürfen. Und doch sind es Individuen, die sich durch das Elend des Volkes und durch den gemeinsten aller Wucher, nämlich durch die Spekulation auf das Brot der Armen, bereichert haben. Der Bösewicht, der durch ich weiß nicht welche infamen Geschäftskniffe den Preis des Getreides in die Höhe getrieben,[1]) das Korn aufgespeichert und die Grünspansous der Armen in Goldbarren verwandelt hat, verdiente, daß jeder Bissen Brot, den er zu Munde führt, einen widerlichen und bitteren Geschmack für ihn hätte, den Geschmack des Blutes und der Thränen.

„Bei Ihnen in Deutschland herrschen offenbar auch ähnliche Zustände,[2]) nur mit dem Unterschiede, daß ich das deutsche Volk für geduldiger und fügsamer halte als die Franzosen. Geht es in Frankreich so weiter wie jetzt — und es wird so weiter gehen —, so treiben wir unwiderruflich in eine Revolution hinein. Ach, daß der Sämann des Evangeliums käme, und daß er mit vollen Händen den Samen christlicher Ergebenheit und Brüderlichkeit über diese moderne Gesellschaft ausstreute, die so kläglich und hinfällig ist, in der wir oben so viel

[1]) Durch die französische Kornzollpolitik werden die Getreidepreise auch erheblich gesteigert. Die Redaktion.

[2]) In Deutschland klagen die Landwirte über zu niedrige Getreidepreise. Die Redaktion.

Verdorbenheit und Herzenshärte sehen und unten so viel Empörung und Verzweiflung ..."

„Sie halten also nichts von der sozialen Gesetzgebung Frankreichs während der letzten sechs Jahre?"

„Diese Gesetzgebung ist eine Farce. Was hat sie gebessert? Nichts. Hat sie uns den sozialen Frieden gebracht? Keineswegs. Ich meinerseits bin der Ueberzeugung, daß alle diese kleinen Mittelchen nicht im stande sind, unsre Zeit wesentlich zu ändern und dem sozialen Kriege aller gegen alle ein Ende zu machen. Ist es erwiesen, daß man jemals dahin gelange, die Menschen durch Gesetze und Dekrete zu bessern? Nur eine große Revolution, eine gewaltige sittliche und wirtschaftliche Umwälzung von Grund aus würde bessere Zustände schaffen können.

„Fern sei es von mir, diejenigen in ihren Bemühungen zu entmutigen, die das Leben für alle erträglich machen möchten und die davon träumen, das Elend und die Unwissenheit, wenn nicht zu beseitigen, so doch wenigstens zu vermindern. Und Gott behüte mich vor dem Gedanken, daß eine beharrliche Anstrengung in der Richtung sozialer Reform nicht unerläßlich sei für das gesunde Leben eines Volkes. Nur bin ich der Ueberzeugung, daß eine solche Anstrengung mehr gehemmt als gefördert wird durch das, was man ein souveränes Parlament nennt, durch jene rohe und wirre Kraft, die immer Sklave der Tagesmeinungen und bereit zu Gewaltthätigkeiten, aber unfähig zum planvollen, energischen Handeln ist. Solange von den sozialen Reformen nur auf der Rednertribüne gesprochen wird, und solange die Gesetzgeber den Armen an Stelle von Schuhen, Flanellwesten und Vierpfundbroten nur kunstvolle Phrasen und hochklingende Tiraden geben, so lange werde ich dieser sozialen Reform die alte gute christliche Barmherzigkeit vorziehen."

„Von einer Revolution in Frankreich erwarten Sie die Besserung der Gesellschaftszustände," wendete ich ein. „Aber meinen Sie nicht auch, daß das Resultat der bisherigen Revolutionen, an denen Frankreich so überreich ist, kein besonders günstiges ist?"

„Ganz gewiß. Die Revolution von 89 hat völlig fallit gemacht. Wo herrscht heute Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit? Die Worte freilich sind über allen unsern öffentlichen Gebäuden angeschrieben, aber es sind eben nur Worte."

„Und glauben Sie, daß demnächst eine Revolution in Frankreich ausbrechen könnte?"

„Ich glaube es nicht, weder morgen noch im nächsten und übernächsten Jahre. Und wissen Sie, warum?" (Hierbei tippte mir Coppée mit seinem rechten Zeigefinger bedeutsam auf die Achsel.) „Weil man dem Volke die Nationalgarde genommen hat. Wie kann man Revolution machen ohne Waffen? Und dann, — das Volk ist leichtgläubig, es läßt sich durch die paar sozialen Gesetze schon eine Zeit lang hinhalten."

„Was denken Sie von der französischen Politik?" fragte ich, um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben.

„Ich will einem Deutschen gegenüber nicht von unsrer Politik reden, von der äußeren so wenig wie von der inneren, denn ich fürchte mißverstanden zu werden und will niemand verletzen. Ueber unsre sozialen Zustände durfte ich sprechen, denn das ist eine allgemein menschliche Sache. Doch wollen Sie durchaus wissen, wie ich über unsre Regierung denke, so sagen Sie dem deutschen Publikum: Pour moi le Louis XIV et Felix Faure c'est la même chose; entre nous je préfère Louis XIV et Napoléon I.

„Um Ihnen meine Meinung über die Frauenfrage mitzuteilen, so bin ich auf diesem Gebiete toujours pour les petites choses. Die Feministen sind nicht nach meinem Geschmack. Les féministes oublient l'amour, la famille, les enfants. Ganz närrisch finde ich die von einzelnen Frauen ausgehenden Bestrebungen zur Aufhebung der Ehe und Einführung der freien Liebe; es lohnt sich eigentlich gar nicht, über solchen Unsinn ernsthaft zu diskutieren. Die überaus große Mehrzahl der französischen Frauen lacht auch nur über solche Verrücktheiten und hat ein ganz simples, bürgerliches Ideal, nämlich anständige Ehefrauen und gute Familienmütter zu sein. Ich glaube nicht, daß die Frau des nächsten Jahrhunderts sich wesentlich unterscheiden wird von der Frau dieses Jahrhunderts. In einigen Branchen, der Aerztin und dergleichen, dürfte sie ihren Wirkungskreis wohl erweitern, im großen ganzen aber wird dieser Wirkungskreis derselbe bleiben wie heute, nämlich die Familie. Was übrigens zur Befreiung der Frau am meisten beigetragen und ihre Stellung gehoben hat, ist das Christentum ...“

Hier unterbrach uns die Stimme der braven Schaffnerin, die durch die halbgeöffnete Thür vernehmlich hineinrief: „Vous êtes servi, monsieur!“ Das Dejeuner duldete keinen Aufschub, denn über den Rekonvalescenten wachte die sorgliche Schwester. Ich verabschiedete mich also von Coppée. Mit einem freundlichen Händedruck entließ mich der Dichter, mir zum Schluß noch einmal anempfehlend, einige seiner Worte, die besonders scharf gewesen, in meinem Bericht ein wenig zu mildern: „Je suis poète, je ne suis pas homme politique, je ne suis pas critique; ce que je vous ai dit ne sont pas mes opinions, ce sont mes sentiments, mes sentiments intimes.“



„Domine quo vadis?“

Novelle

von

Victor Naumann.

(Schluß.)

Solche Saat wollte vorläufig in Gerharts Herz nicht Wurzel schlagen, denn weltlicher Gedanken fühlte er sich nicht schuldig. Im Gegenteil, die Mönche schienen ihm zu weltlich gesinnt, Vater Thomas hing zu sehr an seinen Gemüsebeeten, der Abt ging ganz in der Bibliothek auf, die er katalogisierte und in peinlichster Ordnung hielt — der Gute war selig, wenn er einen schweinsledergebundenen Folianten wälzen konnte, — der Bruder Damianus, der der Küche vorstand, setzte seinen geheimen Stolz darein, an hohen Festtagen ein neues Fischgericht auszuklügeln, das von den andern mit gar nicht asketischem Schmunzeln an der sonst so kärglichen Tafel begrüßt wurde; andre wieder hatten andre Schwächen, und so wollte es Gerhart scheinen, als stehe er ganz einsam mit seinen mystischen Neigungen in der Schar der Väter und Brüder da, als sei er nicht in eine Gemeinschaft von Heiligen getreten, sondern von Menschen, die nur durch eine eiserne Disciplin bei ihrem strengen Lebenswandel erhalten blieben. Er verfiel wieder in seinen alten Fehler des geistigen Hochmuts, unter dem er schon auf dem Seminar gelitten; selbst die erlaubte Redefreiheit in den Stunden der Erholung benutzte er wenig, sondern hielt sich möglichst von den andern entfernt und grübelte vor sich hin. Natürlich machte ihn dies bei den Mönchen wenig beliebt, die nichts weniger als weltlich gesinnt waren, die aber eine ehrbare Heiterkeit durchaus nicht als einen Verstoß wider ihr Gelübde anzusehen vermochten, und die nun ihrerseits alles thaten, um den Hochmut des Neulings zu brechen und ihn selbst zu demütigen. Zu unterst saß er an der Tafel, die härteste körperliche Arbeit mußte er verrichten, und selten nur bekam er ein freundliches Wort zu hören. Schweigend, ja mit sklavischer äußerer Ergebenheit nahm er diese Erniedrigungen hin. Er kam sich wie ein Fürst im Bettlergewand vor, wie ein geistiger Fürst, und mit doppeltem Eifer und doppeltem Hochmut erfüllte er seine Pflichten. Niemand war eifriger bei den nächtlichen Gebeten, niemand pünktlicher bei der Matutine, niemand las devoter die Messe, und niemand versuchte mehr als er, auf dem Wege der Verzückung sich den Heiligen zu nähern. Aber dieser Weg schien im Kloster nicht für den geeigneten der Anbetung gehalten zu werden, und manch einer mochte über den jungen, bleichen Bruder nicht spotten, aber scharf urteilen, wenn er ihn mit düsterer Miene und zusammengezogenen Augenbrauen zur Erholungszeit im Garten einsam auf und ab wandeln sah. Das bemerkte Gerhart wohl, und mehr und mehr überkam ihn der Stolz und die Traurigkeit des Nichtanerkanntwerdens, die aber recht wenig mit jener

göttlichen Traurigkeit zu schaffen hatte, von der der Apostel Paulus sagt: „Denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit, eine Reue, die niemand gereuet; die Traurigkeit der Welt aber wirket den Tod.“ Gerharts Traurigkeit, so sehr er sie auch für eine göttliche halten mochte, war doch nur die der Welt, denn Reue empfand er nicht mehr über seine Vergangenheit, sondern Zufriedenheit mit sich selbst und die Wollust der falschen Demut.

Aber wie Vater Thomas es ihm gesagt hatte, die Reaktion blieb nicht aus, und je hochgespannter die Phantasie ist, je stärker opponiert der Körper zum Schluß gegen sie. Ein Advokat, der stets spräche, als plaidiere er vor den Geschworenen, ein Schauspieler, der immer im Ton der tragischen Rolle reden würde, ein Dozent, der in einem fort seine Mitmenschen ex cathedra belehren wollte, sind ebenso unmögliche Gestalten wie ein Mönch, der nur in Verzückungen lebt, — die höchste Höhenluft kann man nur kurze Zeit einatmen. Wo aber der Körper nur halbwegs gesund ist, wird er bald ein Helfer gegen die übermächtige Phantasie. Bei Gerhart begann die Reaktion, und zwar für ihn ganz unmerklich, bei den anscheinend kleinlichsten Dingen, und er würde sich sehr gewundert haben, wenn er sich darüber klar geworden wäre, welches die Motive waren, die ihn aus seinen überirdischen Sphären rauh hinwegrissen. — Er war ein leidenschaftlicher Raucher gewesen, und auch in seiner Seminarzeit hatte er sich diese Tugend oder Untugend nicht abgewöhnt; der Qualm der Virginier hatte, zu dichten Wolken geballt, über seinem Haupte geschwebt, wenn er am Arbeitstische saß und irgend eine schwere Stelle eines Kirchenvaters ihm Kopfzerbrechen verursachte. Ja, er behauptete wie viele Raucher, daß er ohne die Zigarre gar nicht im stande sei, zu arbeiten, weil das Rauchen ein erwünschtes Reizmittel für das ermüdete Gehirn abgäbe. Natürlich mußte er dem geliebten Tabak entsagen, als er Karmeliter wurde, und hatte anfänglich das Fehlen nicht allzusehr bemerkt; ein gewisses unbehagliches Gefühl im Magen schob er auf die ungewohnte Kost und suchte sich mit dem Gedanken zu trösten, daß in nicht allzuferner Zeit dieses unbequeme, aber notwendige Organ sich mit seinem neuen Stande aussöhnen würde. Doch nach und nach — er wußte nicht selbst, wie — schlich sich in seine heiligen Gedanken das weltliche Gefühl nach dem braunen Kraut ein, die Sehnsucht nach dem beißenden und prickelnden Geschmack, das Verlangen, einmal wieder den Geruch des bläulich-grauen Dampfes zu spüren. Ja, wenn er nur zeitweise entsagt und gewußt hätte, daß er nach einer bestimmten Dauer von Monaten sich der alten Gewohnheit von neuem hingeben dürfe, wäre es etwas andres gewesen, aber das harte „Niemals“ war für ihn peinigend das Bewußtsein, auf immer aus dem Paradies ausgeschlossen zu sein, in dem die Tabakspflanze so herrlich gedieh. Wäre er Urvater Adam gewesen, nicht dem Apfel wäre er erlegen, aber sicherlich einer guten Importzigarre. Denn Aepfel genoß er zur Genüge, Obst und Gemüse und Eier und dann und wann nur einen Fisch. Er hatte einen kräftigen und gesunden Magen, der sich dem Vegetarismus auf die Dauer gar nicht fügen wollte: diese mageren Hülsenfrüchte konnte er mit der Zeit nicht mehr sehen, Erbsen und Bohnen und Linsen, und

Linsen und Bohnen und Erbsen, immer das gleiche, immer dasselbe, — die leiblichen Genüsse folgten einander wie die Tage der Woche, und das dünne Klosterbier, das statt des untersagten Weins getrunken wurde, war auch keine besondere Atzung für den Gaumen. Sein Magen mochte nicht mehr mitspielen, er streikte, und Gerhart mußte seine Nahrungszufuhr auf das Notwendigste beschränken. Er wollte sich diese Sehnsucht nach Tabak, Fleisch und Wein nicht eingestehen und suchte die Ursache seiner überhand nehmenden Melancholie in rein geistigen Dingen. Seelische Beängstigungen sollten seine Schmerzen sein und waren doch nichts weiter als das körperliche Verlangen nach stimulierenden Mitteln und kräftiger Nahrung. Je mehr er sich in Verzückungszustände zu setzen suchte, desto stärker peinigten ihn die Erinnerungen an vergangene leibliche Freuden. Ganz plötzlich schlich sich oft in sein Denken eine Vision ein, daß er etwa in Wien oder Paris sei und dort in einem eleganten Restaurant diniere; er sah all die leckeren Sachen vor sich, er rauchte die geliebte Zigarre und trank einen guten Tropfen, — er war fröhlich. Aber dann kam er jäh zu sich und erblickte die nackte Zelle und das dunkle Gewand und wollte sich nicht erinnert haben und wollte es nicht und mußte es doch immer und immer wieder. Endlich wurde ihm auch deutlich und klar, woran er litt, wie er sich sehnte nach diesen gemeinen, ordinären, weltlichen Dingen, die doch so abseits von dem rauhen Pfad der Askese liegen. Er ertappte sich nämlich dabei, wie er einmal an der Klausurpforte nach einer dort liegenden, weggeworfenen halben Zigarre wie nach einem köstlichen Edelstein griff. Eine Zigarre, vor der ihm ehemals gegraut haben würde, eine übelriechende Zweikreuzerzigarre, die ein andrer so recht im Munde breit gedrückt hatte, die noch naß vom Speichel war und die er nun gierig in seinen Mund nahm. — Er ertappte sich dabei und wurde wütend und schämte sich vor sich selber; harte Selbstpeinigung legte er sich auf und klagte in der nächsten Beichte unter bitteren Thränen sein Verbrechen als ein schweres, fast unsühnbares, und die auferlegte Buße kam ihm als eine viel zu leichte vor. Er schwur sich selbst zu, jeden, aber auch jeden Gedanken an diese eiteln Sinnesgenüsse zu verbannen, — und er konnte seinen Schwur nicht halten, er stand als ein Meineidiger vor sich selbst da. Sein Handeln war erbärmlich, kindisch, widerlich, verachtungswürdig, er fand keinen Ausdruck dafür, aber er wußte sich nicht zu helfen. Alles seelische Räsonnieren war vergebens, die Begierden waren mächtiger als der Wille, gleich hungrigen Wölfen tobten sie in seiner Brust, das sollte er zu seiner noch tieferen Beschämung immer mehr und mehr erfahren. Durch eine fast übermenschliche Anstrengung hatte er die Rauchgedanken verbannt, und schon meinte er einen großen moralischen Sieg davongetragen zu haben, und doch spielte sich nur der Kampf auf einem andern, aber nicht anders gearteten Gebiete fort. Denn der Fleischhunger erwachte in ihm mächtig und wild, die Lust nach der gewohnten Nahrung, nach starker, kräftiger Kost, nach Blut, nach rotem, frischem Blut. Wie aus Versehen stach er sich oft in die Finger, nur um den Blutgeruch zu spüren, dann sog er den roten Saft wohl gierig aus und kam sich doch so läppisch vor, er kümmerte und grämte

sich, daß der Kampf mit dem Versucher gar nicht auf geistigem Gebiet geführt wurde. Immer klarer und klarer ward er über sich selbst, Zerknirschtsein und wilde Gebete, heiße Flehrufe zum Höchsten waren eitle Mühe, er ward bezwungen, in den Staub geworfen. Einmal, als er allein im Garten arbeitete, trieb es ihn von der Arbeit fort; das Geschrei der Hühner, der fleißigen Eierlegerinnen des Klosters, zog ihn unbewußt mit magischer Gewalt an, ihr Krähen deuchte ihm wie Sirenengesang, und nicht war er gleich dem Odysseus gefesselt, sondern er konnte dem verlockenden Ruf folgen. — Und nun stand er vor dem Hühnerstall und sah das gefiederte Getier emsig scharren und kratzen und die Hennen einherstolzieren und mit den Hähnen kokettieren und die Küken der Mutter nachlaufen und die Hähne sich mit feindlichem Blick messen, und er hörte ihren schmetternden Kriegsruf. Doch an dies alles dachte er nicht, er sah nur mit funkelnden lüsternen Augen dies fröhliche Bild an: welch eine herrliche Kost würde neben der mageren Klosterspeise nicht eins dieser Tiere geben; ein wahrer Genuß müßte es sein, wieder solch köstlichen Braten zu essen statt der im Wasser gekochten Gemüse. Je länger er hinblickte, desto stärker wurde die Begierde in ihm; was er früher nicht beachtet haben würde, den flüchtigen Gaumenkitzel, das erschien ihm nun als das Höchste und Begehrenswerteste. Und wie nun ein Huhn zutraulich sich ihm näherte, in der Hoffnung, einen Brosamen zu erwischen, da flimmerte es vor seinen Augen, und das Blut brauste vor seinen Ohren, eine Art geistiger Epilepsie, ein Zwangszustand bemächtigte sich seiner, er konnte nicht anders, mit raschem Griff erfaßte er das arme Tierchen und erwürgte es trotz seines kläglichen Geschreis. — Als aber die That geschehen war, als er sein Opfer in den Händen hielt, da wich der Bann von ihm, und es ward ihm zu Mut, als habe er einen Mord begangen, einen Mord aus Fleischeslust; geschändet und entehrt, besudelt und befleckt kam er sich vor durch seine eigne That. Voll Abscheu warf er das Huhn von sich, und laut stöhnend und jammernd eilte er, wie von Furien gehetzt, von dannen, um an seinem Holzlager auf die Kniee zu sinken und sich selbst zu peinigen und zu martern, zu foltern und zu ängstigen.

In allen diesen Kämpfen, die, so klein sie auch in Wirklichkeit waren, für ihn die Gestalt von großen und gewaltigen angenommen hatten, waren ihm die Brüder keine Helfer und Stützen; immer mehr zogen sie sich von dem bleichen Novizen zurück, der fast wie ein Gespenst unter ihnen wandelte. Vergeblich zwang ihn der Abt durch seinen Machtspruch zu regelmäßiger Nahrungsaufnahme, vergeblich suchte er durch harte körperliche Arbeit ihn seinen Grübeleien zu entreißen, er verrichtete seine Arbeit mechanisch und sann doch weiter dumpf vor sich hin. Und bei solchem Hinsinnen wollte es ihm erscheinen, wenn sein alter Hochmut wieder in ihm wach wurde — und er wurde es bald —, als habe er Vater Thomas' Mittel zur Mönchwerdung längst gefunden, als sei er der einzig wahre Mönch und die andern falsche Diener der Regel. Jeden Splitter in der Brüder Augen erkannte er haarscharf: daß der Prior Günstlinge hatte, die er bevorzugte und denen er den Dienst erleichterte, daß der Bruder Anselmus

sich gerne ein staatliches Ansehen gab, den Lockenkranz um die Tonsur säuberlich pflegte und auf den Schmuck der Meßgewänder viel hielt, daß der Vater Johannes an großen Festtagen gerne das Hochamt celebrierte, daß Vater Ignatius sich als ein gar bedeutender Prediger vorkam und Bruder Hubertus sehr wohl ein schönes Frauenantlitz von einem häßlichen aus der Menge der Andächtigen zu unterscheiden wußte; das alles bemerkte er und verdammte es eifrig. Aber er merkte nicht, daß, wenn er Messe las, es ihm war, als ob die heilige Wandlung für ihn sichtbar würde, als ob er allein solcher hohen Gnade teilhaft wäre, als ob seine Darbietung der Hostie und des Kelches Gott besonders wohlgefällig sei, er merkte nicht, wie sehr er sich sehnte, einmal vor allem Volk zu predigen und seine Gabe den Hörern zu zeigen. — Alle die kleinen, so verzeihlichen Klostersünden und Klosterintriguen nahmen in seinem Denken immer größere Dimensionen an: Ein Heer von Gottlosen erschienen ihm die Genossen, fleckig waren ihre Gewänder, und nur seines war rein, nur er war dem Herrn ein willkommener Knecht, den er durch schwere Prüfung geläutert. Denn nun sah er auch seine Versuchungen aus einem neuen Gesichtspunkt an. Gerade weil er ein Auserwählter war, hatte er gleich dem heiligen Augustinus doppelt zu streiten und zu ringen; die übrigen, nicht so fein organisierten Brüder hatten schwerlich das erlitten, was ihm beschieden war. — Seine Rauch- und Fleischgelüste überwand er jetzt gänzlich, willig nahm er die verschmähte Nahrung zu sich, und das ungewohnte Essen schmeckte ihm ganz gut, freilich nicht nach der biblischen Meinung, daß ein Gericht Kraut mit Liebe besser sei als ein gemästeter Ochs mit Haß, denn mit allzuviel Liebe genoß er sein Gemüse noch immer nicht! — Aber noch schwerere Kämpfe sollten ihm bevorstehen, Kämpfe, in denen der Versucher ihm stärker zu Leibe ging und mit den gefährlichsten Waffen auf ihn eindrang. Die Sinnlichkeit, die lange geschlummert hatte, und der Zweifel wurden wach in ihm. — In seine schwärmerischen Andachtsübungen hatte sich anfänglich der Gedanke an die gestorbene Geliebte in der reinsten und erhabensten Form gemischt, als eine Heilige meinte er sie zu sehen, die bei dem Höchsten für ihn bat, als seinen guten Schutzengel, und mit mystischer Begeisterung suchte er sich dem himmlischen Geist zu nähern. Immer und immer wieder vergegenwärtigte er sich die Züge des armen Mädchens, und seine Phantasie schmückte ihr Bild mit überirdischen Reizen, er sah sie vor sich, angethan mit dem weißen Gewand der Engel, ein Glorienschein umstrahlte ihr Haupt, ihre durchsichtigen, leuchtenden Hände hielten einen Lilienstengel, und wo ihr Fuß wandelte, entsprossen Blumen dem Boden. Und er redete die Erscheinung an und suchte sie zu bewegen, mit ihm zu sprechen, sich ihm zu offenbaren: auf den nackten Steinboden warf er sich hin und flehte und bat in stammelnden Lauten um ein Zeichen, daß sie ihm verziehen, daß sie stets bei ihm sei. Von Begeisterung und himmlischer Liebe war seine Seele und sein Leib durchglüht, gleich dem heiligen Franziskus hätte er sich am liebsten in Schnee oder spitzige Dornen geworfen, um die Gewalt der mächtigen göttlichen Liebesflamme zu ertragen. Allem Irdischen, allem Körperlichen meinte er entrückt zu sein, sein reinstes und bestes und edelstes Gefühl war ihm dieses Gedenken. Und gerade

hier wußte ihn der Versucher zu packen, der ihm die Gestalt der Verstorbenen immer deutlicher und deutlicher zeigte, so deutlich, daß er die weißen Arme zu fassen, daß er ihren Atem zu spüren vermeinte, daß der Duft ihres schwarzen Haares zu ihm drang. Mählich, ganz allmählich wandelte sich ihm das Bild der Seligen, menschlich, allzu menschlich sollte sie für ihn werden. Langsam nämlich wurde ein Wunsch in ihm wach, der bald seine Seele, wie der Epheu die Eiche, gänzlich umstrickte, der seine reinen Gefühle überwucherte: der Wunsch nach ihrem völligen Besitz, das Begehren nach ihr, die vor ihm stand. Erst suchte er sich solches Verlangen überirdisch zu erklären, als ein Aufgehen, ein völliges Zusammenfließen mit ihr, dem seligen Geist, doch bald mischten sich recht irdische Erinnerungen in sein Denken. Nicht mehr die Sterbende, Klagende sah er vor sich, nein, die Lebensfrohe, die Heitere, die Lachende, er meinte den süßen Laut ihrer Stimme zu hören, wie sie ihm heiße Liebesworte wie ehedem zuflüsterte, ihren brennenden Kuß zu spüren, zu fühlen, wie sie ihn umschlang und an sich drückte, voll starker Leidenschaft, als sollte er in der Umarmung ersticken. Immer lockender und weicher wurden die Bilder, die er sah, vergeblich sträubte er sich, sie gewannen bald Macht über ihn, und er ließ das Sträuben sein und gab sich der süßen Erschlaffung willig hin. Alles durchlebte er noch einmal, alles vermeinte er zu genießen, was sie ihm vormals gegeben; seine Heilige war ganz das frohe, fesche Mädchen geworden, das ihn einst so innig geliebt, und wenn er jetzt seine einsame Zelle aufsuchte, so herrschte in ihr nicht mehr der Geist, sondern die Sinne, und wenn nachts die Gebetglocke erschallte, so riß ihn ihr Ruf unwillig nur fort aus sehnenden Liebesgedanken. Doch nach und nach entschwand sogar das Bild von Mizi, und alle die andern, mit denen er ehemals gelacht und gescherzt, mischten sich in seine phantastischen Erinnerungen, sie suchten ihn auf und liebkosten ihn und schmeichelten ihm und herzten ihn wie vordem. Mit der Zeit aber genügten seinen erwachten Sinnen solche traumhaften Genüsse nicht mehr, nach derberer Kost verlangte es ihn, er sehnte sich hinaus in die Welt, wo Sinne und Säfte gärten und er seiner stürmischen Jugend ihr Recht gönnen konnte. Doch dann fiel ihm sein Gelübde zentnerschwer auf die Seele, er suchte gleich dem heiligen Antonius das sündige Gedankengesindel aus seiner Zelle zu bannen, er kämpfte und rang, doch vergeblich, sein Denken blieb weltlich und blieb sinnlich. — Und nun erwuchs in seiner Brust, in dem geheimsten Gehege seines Herzens der nagende Zweifel, ob er recht gethan, Priester oder gar Mönch zu werden, ob er nicht seine Zukunft und seine Jugend einer Aufwallung, einem Phantom geopfert hatte. War er denn wirklich ein so großer Sünder, daß er sich eine so außerordentliche Buße auferlegen mußte? Was war denn geschehen? Ein leichtfertiges Mädchen — so nannte er jetzt schon seine ehemalige Heilige — hatte sich ihm gegeben, freiwillig, ohne daß er ihr allzusehr entgegengekommen wäre, und als er sie nach der üblichen Zeit verlassen hatte, ward sie zufälligerweise schwer krank und mußte sterben. Am Leiden und am Tod war er gänzlich unschuldig, und nur infolge einer thörichten Sentimentalität, einer kindischen Weichheit am Sterbebett fühlte

er sich schuldig und hatte in einer Aufwallung alles von sich geworfen, Jugend und Vermögen und Rang und Stand. Er war ein Narr gewesen und tausendmal ein Narr, und er hatte sich den Rückweg auf immer versperrt, denn wenn er auch aus dem Kloster jetzt austrat, ein Priester blieb er, und zwar ein unfreiwilliger armer Priester. Und wenn er in das ketzerische Ausland floh und sich in harter Tagesarbeit sein Brot erwarb, so war er nicht im stande, sich das Hundertstel von dem zu verdienen, was er ehemals sein nannte. Welch Thor er gewesen war, und das alles, um dieses eingebildete Vergehen zu büßen, — er fluchte sich und dem Mädchen und ihrer Todesstunde. Wilde Anklagen richtete er jetzt zur Nachtzeit wider den Himmel, und seiner Brust entstiegen so laute Verzweiflungsschreie, daß die andern Brüder entsetzt von ihren Lagern aus kurzer Ruhe emporfuhren und ihn hart beim Abt verklagten, der ihn mit strenger Buße ob solcher Störung belegte. Nun ward er freilich stille, aber die Stille war unheimlich, er vergrimmte und verzehrte sich vor Wut und Hohn über sich selbst, kein Schmähwort war ihm stark genug, das er jetzt gegen Mizi und sich anwenden konnte. O, wie er die Tote haßte, warum war er damals Esel genug gewesen, nach Prag zu fahren, statt sie ruhig verrecken zu lassen; dann hätte er die Hand nicht gesehen, die nach dem Kreuze wies, von der er meinte, daß sie ihm das Heil zeigte, und die ihn ins Verderben geführt, ins Elend für den Rest seines Lebens. — Wie er sich zurücksehnte nach seiner Offizierszeit, nach seinen Kameraden, seinen Soldaten, seinen Pferden und Hunden, nach jedem und allem. Und selbst die Bauern beneidete er, wenn er vom Fenster seiner Zelle sie ihr Feld bestellen sah, oder wenn bei seinen seltenen Ausgängen die Burschen und Mädchen ihn ehrerbietig grüßten, um bald, wenn er vorüber war, untereinander zu scherzen und zu lachen. Dann meinte er wohl Glückliche, ganz Glückliche zu sehen, denn sie genossen das Leben und die Freiheit, wenn auch nach ihrer Art, und er war vom Glück und von der Freiheit auf ewig ausgeschlossen. Wie ein Fuchs saß er in der Falle, und kein Jäger hatte sie ihm gestellt, nur er sich selbst, er ganz allein. Nicht einmal auf das Recht und den bitteren Genuß, jemand anzuklagen, konnte er Anspruch erheben, nur er selbst und die verfluchte Tote trugen Schuld an seinen Leiden. — Während solche Stürme in ihm brausten und tobten, während er sich innerlich verzehrte, bewahrte er doch äußerlich eine solche Haltung, daß niemand im Kloster genau über seinen Gemütszustand unterrichtet war. Und wenn er jetzt beichtete, so hütete er sich sehr wohl, den Beichtvater zu sehr in sein Inneres blicken zu lassen; er beichtete jetzt möglichst kurz, während er sonst lästig geworden war durch seine endlosen Selbstanklagen. Ebenso wie mit der Beichte erging es ihm mit den andern heiligen Handlungen, er konnte zu ihnen die nötige Sammlung nicht mehr finden; wenn er Gebete sprach, so waren seine Gedanken nicht bei den frommen Worten, Lippendienst verrichtete er; wenn er Messe las, beherrschten ihn nicht mehr die hohen, hehren Gefühle von ehedem, mechanisch, ja, fast gleichgültig celebrierte er sie. Und wenn ab und zu die alten Empfindungen über ihn Herr wurden, so war er doch tief elend und zerknirscht und ersehnte

den Tod als den einzigen Erlöser aus seiner geistigen Not. Aber solche Stimmungen kamen seltener und seltener und hörten endlich ganz auf. Er verhärtete immer mehr und mehr.

So verstrich das Frühjahr und der Sommer, und der frühe Herbst begann. Ein böser Zufall wollte es, daß in der Gegend, in der das Karmeliterkloster lag, die großen Manöver abgehalten wurden. Gerhart, der sich um die Außenwelt in seiner dumpfen Verzweiflung wenig kümmerte, erfuhr erst in den letzten Tagen durch ein Gespräch der Brüder bei der Mahlzeit dieses Ereignis. Die Nachricht erregte ihn mächtig und erschütterte ihn. Wurde ihm denn nichts erspart, mußte er alles auskosten? In der nächsten Nähe sollte er das fröhliche Treiben sehen, die hellen Signale, die Kommandoworte, denen er früher gefolgt war, würden in seine Zelle dringen, lustig und hohnvoll, all die Glücklichen sollte er erblicken, die gar nicht wußten, wie glücklich sie waren, die nicht wußten, was es heißt, im freien Felde tüchtige Tagesarbeit zu verrichten, statt erbärmlich gefangen und umstrickt zu sein; es war nicht zum Ausdenken, es war furchtbar, es war die letzte grauenhafte, ironische Folter, die ihm ein feindliches Geschick auferlegte! In seine Zelle vergraben wollte er sich, in der Kirche nicht aufblicken und wie ein gehetztes Wild aus ihr in die Klausur zurückflüchten, um das nicht sehen zu müssen, was er so leichtsinnig von sich geworfen, — und vor allen Dingen, um nicht erkannt zu werden. Er wäre vor Scham vergangen, wenn irgend ein alter Kamerad unter der Schar der Offiziere gewesen wäre, der in dem unbeschuhten Karmeliter, der in dem schmutzigen Gewand einherging, den eleganten Kavalier von ehemals, den schneidigen Husaren herausgekannt hätte; verspottet und bedauert würden sie ihn haben, er kannte ja nur zu gut den Ton, in dem sie sprachen, und lieber tausendmal sterben als sich verspotten und bedauern lassen. Ein Glück wenigstens in allem Unglück, daß sein altes Regiment nicht bei dem Corps stand, er hätte die blaue, goldverschnürte Uniform nicht sehen können, vor Verzweiflung wäre er erstickt, und wie viele der alten Kameraden mochten noch beim Regiment sein, ein Entdecken wäre dann beinahe sicher gewesen! — So sah Gerhart den kommenden Tagen mit Zittern und Zagen entgegen.

Der Abt des Klosters, der gleich den übrigen Brüdern immer unwilliger über den Neuling war, der, wenn er auch keinen äußeren Anlaß zum Tadel gab, sich doch innerlich immer mehr der Regel entfremdete, beschloß, die Annäherung der Truppen zu benutzen, um Gerhart zu gleicher Zeit auf eine harte Probe zu stellen und ihn tief zu demütigen. Daher berief er ihn eines Tages, als die Manöver gerade in der Gegend begonnen hatten und Gerhart trauriger und verzweifelter denn je war, zu sich und eröffnete ihm, daß er ihn mit einem Auftrag an einen Bauern senden wolle, der dem Kloster eine Stiftung gemacht hatte; der Weg zu dem Gehöft des frommen Mannes führte quer durch das Manöverterrain. Schweigend vernahm der Beauftragte die Botschaft, die ihm wie sein Todesurteil erklang, und wandte sich schwankenden Schrittes zum Gehen. An der Schwelle des Gemachs aber blieb er stehen, er konnte nicht

anders, er wollte reden, einen flehenden Blick warf er auf den Abt, doch der gebot ihm Schweigen, als er kaum die ersten bittenden Worte vernommen, und hieß ihn ungesäumt seine Wanderung antreten. Voll Gram und Wut, voll Scham und Verzweiflung schritt Gerhart aus des Abtes Zelle und rüstete sich zum Weg; den breiten Strohhut, den die Karmeliter im Sommer tragen, setzte er sich tief ins Gesicht, um nur nicht erkannt zu werden, und als er sich musterte, sah er mit ingrimmigem Behagen seine verhärmte Gestalt und seine eingefallenen Züge; selbst dem nächsten Bekannten aus früherer Zeit würde er unkenntlich bleiben, wenn er so als Gespenst an ihm vorüberwandelte. — An der Pforte des Klosters rief ihm Vater Thomas, der zu seiner Gartenarbeit ging und ihn erstaunt ansah, zu:

„Nun, Bruder Antonius, wohin geht die Reise, hinaus in die Welt, zu Euern alten Kameraden?"

„Der Abt will es."

„So, dann glückliche Reise und gute Wiederkehr, wenn Ihr nicht vorzieht, ganz draußen zu bleiben."

Und fort war der Alte. Doch in Gerharts Brust wirkten seine Worte mächtig weiter mit ungeahnter Kraft; gar nicht wiederkommen, draußen bleiben, o, wäre das schön, wäre das wunderschön! eine herrliche Fata Morgana entstand in seiner Phantasie, Zwang und Fesseln hinter sich werfen und der Welt wieder angehören! Aber es ging nicht, nein, es ging nicht, sein Gelübde band ihn, sein Schwur am Altar, — und selbst wenn er diese mißachtete, wie sollte er im Leben bestehen, verlassen und verstoßen, verspottet und verhöhnt, — es ging nicht, es ging nicht!

Nun war er draußen und wanderte vorwärts, erst auf dem bekannten Wege, der zu dem nächsten Dorf führte. Der Tag war schön, ein echter Herbstmorgen, über dem Flußbett und den benachbarten Wiesen braute ein dichter Frühnebel, und um den Sockel der mächtigen Fels- und Schneeberge hatten sich lange Wolkenbänke gebildet, über die die stolzen Gipfel steil und keck zum blauen Himmel emporragten. Das Laub der Bäume prangte schon in allen gelben und roten Farbennuancen, die Felder waren abgeerntet, und nur die weiten Weideflächen zeigten sich noch im saftigen Grün. Es war ein richtiger schöner Manövertag, wie Gerhart ihn oft erlebt hatte, ein Tag, an dem man gern marschiert und reitet, da Regen nicht zu befürchten ist und die Sonne nicht allzu versengend brennt. — Im Dorfe lagen Jäger, eine Feldwache war auf einem Hügel aufgezogen, die Posten standen weit vor, und nur dem militärisch geschulten Blick des Wanderers gelang es, sie am Felsabhang und im Flußgebüsch zu entdecken. Auf der Hauptstraße ging es lustig zu, Ordonnanzen sprengten herbei und brachten Befehle des Generalkommandos, Offiziere und Soldaten eilten geschäftig aus den Häusern und riefen wohl noch lachend ihren Quartierherren ein freundliches Abschiedswort zu, und die Brunnen wurden von der Mannschaft umlagert, die sich die Feldflaschen, falls sie nicht ein edleres Getränk bargen, mit klarem Bergwasser füllten. Am Kirchplatz war eine Compagnie angetreten,

der Hauptmann ritt die Front auf und ab und sprach mit den Lieutenants und dem Feldwebel einige Worte, und nun ertönte ein Trompetensignal, die Mannschaft nahm eine stramme Haltung an, der Hauptmann sprengte an die Spitze, und sie rückten aus, gefolgt von der lärmenden Dorfjugend beider Geschlechter. Gerharts Weg führte zum andern Ende des Dorfes hinaus, und er war froh, als er es erreicht hatte und auf freiem Feld angelangt war, wo er wenigstens die Bilder, die heiteren Bilder nicht zu sehen brauchte, die ihm seine ganze Vergangenheit so schmerzend und quälend wieder vorzauberten. Unter den Jägern hatte er keine Bekannten bemerkt, er glaubte es wenigstens bestimmt, aber nun, wem würde er nun begegnen? — Auf der Landstraße näherte sich eine mächtige Staubwolke, aus der einzelne Strahlen funkelten und blitzten wie Wasser in der Sonne, aufgepflanzte Seitengewehre waren es, ein Bataillon Infanterie marschierte heran. Er zögerte weiter zu gehen, er fürchtete sich, ihn schmerzte all das, was er sehen mußte, so sehr, und plötzlich kehrte er um und bog in den nächsten Seitenweg ein, um nach wenigen Schritten sich zurück zu wenden, denn auch dort sah er Truppen sich nahen. Er kam sich wie ein gehetztes Wild vor, das von Jägern und Hunden umstellt ist und nirgends einen Ausweg weiß, verzweifelt blieb er stehen und ließ die Soldaten an sich vorbeidefilieren. Wie frisch und fröhlich die Leute aussahen, wie heiter sie sangen, und die Offiziere, die Infanterie-Offiziere, auf die er früher nur mit gelindem Hochmut herabgeblickt hatte, wie beneidete er sie jetzt, als sie in ihren schmucken Uniformen mit gezogenem Säbel herankamen; — und er mußte hier in der Kutte einherschleichen, er, der doch mit jeder Fiber zu ihnen gehörte, der gleich ihnen lebensfreudig war und die Berechtigung zu leben hatte, — o, ein Wahn, alles zu opfern, alles! Und nun waren sie vorüber, und thränenfeuchten Blickes sah er ihnen nach, und er mußte seinen Marterweg weiter pilgern. Bald war er auf einer Wiese angelangt, die an einem Hügel lag, der die umliegenden Felder beherrschte und so ein strategisch wichtiger Punkt war; und jetzt zitterte die Erde und bebte; er kannte dies Geräusch, hundertmal hatte er es gehört, Artillerie jagte im Galopp heran, die Pferde schnaubten und wieherten, und die Reiter spornten sie durch Zuruf und Peitsche zu schnellerem Lauf an. Könnte er nur einmal wieder auf einem Pferd sitzen, in wildem Ritt einhersprengen, ihm würde wohl werden, die dumpfe Klosterstube und den Weihrauchgeruch würde er vergessen auf Rossesrücken. — Die Geschütze protzten ab, eins nach dem andern; wie accurat, wie genau alles geschah, wie herrlich das mächtige Grollen der Kanonen klang, das war eine andre Arbeit als Gebete plärren und immer Gebete plärren, solche Arbeit kräftigte und bildete den Mann zum Leben aus, und die seinige erschlaffte und betäubte ihn; o, hunderttausendmal lieber wollte er in der braunen Uniform der frischen Reiter dort stecken als in seinem verhaßten Gewand.

Er jagte fort, und es war ihm, als säßen Dämonen in seinem Nacken und zwängen ihn zu schnellerem Lauf, als kicherten sie ihm entsetzliche Hohnreden in seine Ohren; ihnen wollte er entfliehen und dem verhaßten Anblick. Er stürmte und lief, nur das eine Gefühl hatte Platz in ihm gewonnen, nur bald einen

Ausweg, ein Ende zu finden, und immer schneller wurden seine Schritte, bald war es kein Gehen mehr, sondern ein wildes Jagen und Laufen, und verwundert und lachend sahen die ihm Begegnenden auf den sonderbaren Mönch, der so unkanonische Sprünge machte. — Eine gute Strecke Weges mochte er zurückgelegt haben, als er endlich ermüdet innehielt und sich umschaute; Gott sei Dank, vom Manöver war weit und breit nichts mehr zu sehen, diesem Fegefeuer war er entronnen, aber nun fühlte er die körperliche Ermattung, er konnte sich kaum weiter schleppen und beschloß, im nächsten Dorf eine kurze Rast zu halten. Auf einer Bank am Wirtshaus ließ er sich denn auch nieder, der Wirt trat heraus und bot ihm eine Erquickung an, dankend nahm er sie und leerte schnell ein Glas Bier, um bald nachher vor Erschöpfung einzunicken und in einen festen und tiefen Schlaf zu fallen, aus dem er jäh aufgeschreckt werden sollte. Eine Reiterpatrouille nämlich, die jedenfalls zum Aufklärungsdienst bestimmt war, ritt durch das Dorf. Der führende Unteroffizier war aber sicherlich der Meinung, daß seine Meldung von nicht allzu großer Wichtigkeit sein würde, denn der Verlockung des Wirtshausschildes widerstand er nicht, er und seine Leute saßen ab, und da der Tisch, an dem Gerhart schlief, der einzige vor dem Haus war, so nahmen sie unter allerlei derben Scherzreden über den träumenden Heiligen an ihm Platz; mit lautem Rufen bestellten sie Wein, und als das Schenkmädchen den Kriegern das Getränk brachte, erwachte Gerhart durch das Klirren der Gläser und das Rasseln der Säbel, die sie abschnallten. — Er erwachte und sah entsetzt auf; träumte er noch, ja, es mußte ein Traum sein, eine Tücke seiner erregten Phantasie, es konnte, es durfte nicht Wahrheit sein, es war ja unmöglich, Husaren sah er vor sich, Husaren waren es, die die Uniform seines alten Regiments trugen, die geliebte, angebetete Uniform, das Kleid, nach dem er sich Tag und Nacht zurücksehnte, das er ausgezogen hatte, ohne zu wissen, welchen Schmuck er thöricht von sich warf; es konnte nicht wahr sein, und es war doch wahr, kein Traum, eine niederträchtige Schicksalstücke mußte es so gefügt haben, daß sein Regiment der Kavalleriedivision des fremden Corps für die Manöverzeit zugeteilt war. — Seine Leute saßen da, wie sie stolz und frisch aussahen, so fröhlich und lustig, und die Pferde mit den Schabraken und den Säbeltaschen mit des Kaisers Namenszug, warum mußte er das alles noch einmal sehen, nur um seine Qualen noch zu verhundertfachen! — Und dort, das eine Gesicht, das kannte er ja, — hatte der Unteroffizier in seiner Schwadron jemals gestanden? — Das wäre zu schrecklich, wenn er ihn so wiederfände, — aber nein, — das war ja sein Josef, sein Josef, sein Bursche, den er die letzten zwei Jahre gehabt hatte, wie hatte er das treue, ehrliche Gesicht nicht gleich entdeckt! — Es trieb ihn fort, und er konnte doch nicht weggehen — sein Josef, was lag nicht alles in den zwei Worten! Er hätte nie geglaubt, daß der Anblick eines Menschen ihn so erschüttern könne wie nun das Wiedersehen des einfachen Bauernburschen. — Sein Josef, — er konnte den Blick nicht von ihm wenden; der liebe, gute Kerl, wie fesch er aussah, die Virginier schief im Mund, das Käppi keck zurückgesetzt und die Augen voll Uebermut und Frohsinn. — Und er, und er, — wie

sah er aus, nur jetzt nicht von ihm gesehen werden, — nicht so gesehen werden, der Herrgott würde ihm das nicht anthun, ihn nicht so demütigen. Sein Bursche, der ihn vergöttert hatte, der ihn nur als reichen, verschwenderischen Kavalier kannte, sollte sein Elend nicht sehen. Er schickte sich an, aufzustehen, er brachte es nicht zuwege, die Glieder waren wie zerschlagen. Und nun blickte ihn sein Bursche an, und er, der ihn tausendmal gesehen, erkannte ihn gottlob nicht, wie mußte er sich verändert haben! — „Grüß Gott, Bruder, wollen's ein' Schluck, Sie san g'wiß recht weit gangen?“ Gerhart murmelte etwas Undeutliches und wollte dankend sich erheben, um fortzugehen, doch da sah ihn der Unteroffizier noch einmal scharf an, und sein Auge blieb auf einer Narbe auf der Hand des Mönches haften. Die Narbe rührte von einem Hundebiß her und hatte eine sonderbare Form, sie war nicht zu verkennen. Wiederum blickte er hin, dann sprang er auf, ergriff die Hand und rief: „Herr Baron, mei guater, liaber Herr Baron!“ — Doch der, den er anrief, hörte ihn nicht mehr, eine wohlthätige Ohnmacht hielt seine Sinne gefangen.

Als er wieder zu sich kam, sah er seinen alten Regimentsarzt, mehrere ehemalige Kameraden und seinen Burschen um sich beschäftigt. Er erhob sich mühsam und dankte ihnen mit den Blicken, sprechen konnte er nicht. Und auch sie vermochten es nicht; bedauernd und achtungsvoll machten sie ihm Platz, sie empfanden mit ihm, was in ihm vorging. Nur der Arzt wollte ihn nicht lassen, doch mit heiserer, leiser Stimme versicherte er, daß er alles überwunden habe, und daß sein Dienst und seine Pflichten ihn von dannen wiesen. Dann schleppte er sich müden Fußes und gesenkten Hauptes weiter; doch nur wenige Schritte war er gekommen, als er abermals innehielt; sein Josef war ihm nachgeeilt und küßte ihm weinend die Hände und wollte ihn nicht lassen und sank an ihm in die Kniee, doch Gerhart riß sich los, mit der einen Hand bedeckte er die nassen Augen, und die andre segnete den Knieenden.

Und nun erklangen die Trompeten, die Reiter mußten weiterrücken, noch einmal ritt der glänzende Zug an ihm vorüber, an ihm, der gebeugt zur Seite stand und nicht aufzusehen wagte, damit er nicht wiederum sein verlorenes Glück erblickte. Wie beneidete er sie alle, die dort ins Feld, in die Freiheit sprengten. Nicht nur die Offiziere, nein auch die Mannschaften, — sein Josef, was hatte der nicht alles, sein Mädel, sein Pferd, seinen Dienst, seinen Kaiser und das Bewußtsein einer rechtschaffenen Thätigkeit, — und er hatte nichts, gar nichts. Trübsinnig schlich er ihnen nach, im Staub, den die Hufe der Rosse aufwirbelten, sein lebelang mußte er wie ein Wurm im Staub einherkriechen, bis sie ihn dereinst in die Erde senkten und er selbst zu Staub würde. — Aber mußte er denn so weiter existieren, immerfort eine Last schleppen, die seine Schultern nicht tragen konnten, gab es denn keinen Ausweg? — Was hatte Vater Thomas nur gesagt? — „Wenn er überhaupt zurückkäme“, — mußte er's denn? — konnte er nicht draußen bleiben? — Des Klosters Schwelle war für ihn die Schwelle der Hölle. — Und wenn er das Leben eines Tagelöhners führte, wäre es nicht hundert-, ja tausendmal besser als sein jetziges gefesseltes Dasein? Ihm kam

das Wort in den Sinn, das der Schatten des Achilleus dem Odysseus sagt, daß er lieber ein Bettler auf der Erde als ein König der Toten sein wolle; denn tot war auch er als Mönch, tot für die Welt und tot für sich selbst. Warum der geistigen Vernichtung nicht auch die körperliche gesellen, wozu den langen, langen Weg sich weiterschleppen, wenn es in seinem Willen, seiner Wahl, seiner That lag, sich zu befreien, sich zu erlösen? Warum nicht mit gewaltigem Sprung in den Abgrund sich stürzen, daß sein Leib am Stein zerschmetterte, daß sein gequältes Hirn am Fels zerspritzte? Aber nein, nein, nicht ein solches Ende, solch Ende war Sünde und abermals Sünde. — Doch was thun? — sein Gelübde brechen? — Ihn durchzuckte es, er blieb nachdenkend stehen, vor der Welt und vor Gott ein Meineidiger sein! Und wenn ihm auch die Welt verzeihen könnte, Gott würde es nimmermehr, ihm hatte er sich geweiht, und ihm wollte er entfliehen, ein Fahnenflüchtiger des Altars wollte er werden, ein Deserteur des Glaubens! — Und doch, und doch, es ging nicht anders, er konnte nimmermehr zurück, eher würde sein Fuß verdorren, als noch einmal die Klausur betreten. Vor seinem geistigen Auge tauchte die ganze Pein seines mönchischen Lebens auf, das konnte er nicht länger ertragen, lieber wollte er dereinst in der ewigen Glut der Verdammnis schmachten als in solchen Qualen! — War es aber nicht ein Gott der Liebe und Güte, ein Allwissender, der über den Wolken thronte, lautete nicht die frohe Verheißung, daß auch die blutroten Sünden weiß gewaschen würden? wenn Gott in sein Herz sah und seinen namenlosen Schmerz entdeckte, mußte er ihm nicht weit eher verzeihen als irgend ein menschlicher Richter, mit irdischer Urteilskraft begabt? Er würde ihm die Freiheit gönnen, und frei wollte er werden, frei, dieses Gewand ablegen, das ihn versengte und verbrannte wie ein Nessushemd, das Zeichen der Knechtschaft von sich werfen. Aber was dann? — Nun, seine Verwandten müßten und würden für ihn sorgen, und wenn er auch nur von einer kleinen Rente leben sollte, wie glücklich würde er sein, glücklich selbst als Steinklopfer an der Straße. Nur jetzt kein Bedenken, kein Zögern, kein Zaudern. Jenseits der Berge war die Freiheit, in das Reich der Freiheit mußte er gelangen, des Abtes Botschaft wollte er noch dem Bauern bringen, sein letztes Klostergeschäft beenden und dann — er reckte und dehnte sich bei dem Gedanken mächtig in die Höhe — ein thätiges und schaffensfrohes Leben beginnen. Mönch werden konnte man nicht erzwingen; warum sollte er also den Wolf im Schafspelz noch länger spielen? Viel besser war es, den Schafspelz ablegen und seiner wölfischen Natur gemäß wieder leben.

Die Zukunftsträume erquickten und erfrischten seinen Geist, in seinen Gedanken versunken schritt er mächtig aus, und so fröhlich ward ihm zu Sinn, daß er ein gar nicht mönchisches Liedlein vor sich hinpfiff. — Er meinte alles deutlich zu sehen, wie es kommen würde: Seine frommen Angehörigen mochten erst wohl entsetzt sein und ihn verdammen, zum Schluß ließen sie ihn doch nicht im Stich, und er könnte in Norddeutschland oder der Schweiz ein ganz nettes Leben führen. Vielleicht aber war es das beste, wenn er wieder in den Dienst

trat, irgendwo im Ausland, in Italien, Spanien oder der Türkei, denn er sehnte sich nach Anstrengung und Arbeit, und herrlich erschien ihm der Gedanke, wieder auf einem Pferd zu sitzen und einen Zug Reiter zu kommandieren; schließlich war es ja egal, ob die Uniform rot, grün oder blau war, wenn nur ein tüchtiger Kerl in ihr steckte, und ein solcher wollte er wieder werden.

Sein Weg führte über eine Brücke, unter der der Bergstrom brausend dahinschoß; gewaltige Steinblöcke lagen in seinem Bette, und Balken und Erdreich schleppte er von den hohen Spitzen leicht zum Thal herab, die Wellen bäumten sich lustig auf und schäumten fröhlich in die Höhe, und die Sonnenstrahlen brachen sich glitzernd und blitzend in ihnen. Ein freier, kräftiger Bergsohn war es, der keine Fesseln trug, und der Wanderer, der auf ihn herabschaute, wollte es auch nicht, er schwor es sich zu, als er weiter zum Walde hinaufschritt. Denn oben, in einem wilden Thal wohnte der Bauer, der dem Kloster um seines Seelenheiles willen eine neue Glocke gestiftet hatte, ihn sollte er laden zum Fest der Glockenweihe. — Am Eingang des Waldes blieb Gerhart stehen und grüßte in seinen Gedanken den Sohn des Wildwassers und der stolzen Berge, der ihn ragend und rauschend umgab. Im Wind stand er und im Sturm und im Gewitter als ein Freier, und ein Freier meinte auch jetzt in seinem Schatten zu wandeln, der Strick um die Seele sollte fallen wie der Strick um den Leib, im Sturm wollte er lieber fallen als sich beugen, frangor non flector war sein neuer Wahlspruch. Das lange nicht gewohnte starke Steigen that ihm wohl, er glaubte zu fühlen, wie sich sein Brustkasten mächtig dehnte, um die heilkräftige Luft einzuziehen, zu spüren, wie sein Blut frischer durch die Adern floß, wie neues Leben ihn erfüllte. An einer grünen Waldwiese verschnaufte Gerhart, er streckte sich am Rasen nieder und ließ die Sonne sich ins Gesicht scheinen, ein wohliges Behagen überkam ihn, eine Sehnsucht, irgend eine Ansprache zu haben, eine Ansprache zu einer liebenden, verstehenden Seele. — Heia, Ex-Bruder Antonius, schön wäre es, wenn du jetzt mit deinem Mädel durch das Land zögest und mit ihr plaudern und scherzen könntest, bessere Weisheit wäre das als alles scholastische und mystische Wissen. — Er erhob sich neugestärkt und schritt weiter durch den Wald, an dessen Ende die Berge ein etwas weiteres Thal bildeten, in dessen Kessel mehrere Einödbauern ihre Gehöfte hatten. An dem ersten Haus, bei dem sein Weg vorbeiführte, stand am Thor ein kleines Bauerndirndl, das, als es den Bruder herannahen sah, auf ihn zulief, um ihm ehrerbietig die Hand zu küssen; er aber hob es hoch auf, er konnte nicht anders, er mußte seinem frohen Gefühl Ausdruck verleihen und küßte das erstaunte Kind auf den Mund. — „Grüß Gott, mein Mädel!“ und noch einmal hob er es in die Höhe, um es dann behutsam niederzusetzen und lachend weiterzuschreiten. Verwundert blickte die Kleine dem wilden Bruder nach, der sie so stürmisch begrüßt. Der aber schritt höher und höher hinauf, und heller und heller ward ihm zu Sinn in der wunderbaren Natur. — Am Ende des Thales, wo der Weg wieder steiler in die Höhe ging, lag der Hof, der Gerharts Ziel war, — zum letztenmal mußte er hier Mönch spielen, und dann wollte er wahr sein gegen

sich, gegen alle, den Mut seiner Sünde haben. — Er trat in das Haus und ward herzlich von den Bauersleuten begrüßt, die des Abtes Botschaft freudig dankend aufnahmen. Die Frau trug als Erfrischung für den Erschöpften einen Krug Wein herbei; der Mann, der die strenge Regel wohl kannte, wollte abwehren, doch Gerhart ergriff rasch das Gefäß und leerte es hastig. Wie schmeckte ihm der goldige Landwein prächtig, besser als früher die edelsten Gewächse des Rheins und der Loire; wärmend und belebend wirkte er auf ihn, und wenn ihm auch das ungewohnte Getränk den Kopf heiß machte, er achtete es nicht. Der Bauer nötigte ihn zu längerem Verweilen nach dem ermüdenden Weg und ließ ihm ein einfaches Mahl vorsetzen; mit gesundem Appetit machte er sich über das Brot und die Eier her, die ihm trefflich mundeten, ganz anders als die Klosterkost, war es doch das erste Brot der Freiheit, das er aß. Nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, blieb er noch einige Zeit bei den wackeren Leuten und plauderte harmlos mit ihnen und scherzte mit den Kindern, bis endlich der Hausherr ihn zum Aufbruch mahnte, da die Sonne schon tief stand, und er sich beeilen mußte, wenn er vor Nacht noch das Kloster erreichen wollte. So nahm er denn von seinen Wirten Abschied und trat von ihnen geleitet vor das Haus.

„Dorthin geht der Weg!“ rief der Bauer ihm zu, als er ihn bergan steigen sah.

„Mein Weg führt nach oben,“ entgegnete Gerhart im Weiterschreiten und achtete der verdutzten Blicke der Nachschauenden nicht.

Nun war er allein, allein mit sich selbst, mit Bergen, Wolken, Wildwasser, mächtigen Tannen und rauhem Gestein. Hochgebirgsluft wehte um seine Schläfe, und Hochgebirgsluft durchbrauste seine Seele, der dumpfige Dampf der Ebene drang hier nicht mehr herauf. Unten tief im Thal lag sein Gefängnis, das Kloster; kaum war es als kleiner, weißer Fleck in der dämmernden Landschaft noch zu erkennen. Bald läutete dort die Glocke zum Gebete und rief die Brüder aus der Zelle in die Kirche. Gerhart lachte laut und höhnisch, wenn er dachte, wie die Glocke abermals zur Nachtandacht tönen würde und sie einen vermissen würden in ihren Reihen, ihn, der hier einherschritt auf Bergesspitzen. O, er sah alles vor sich, wie der Abt, der ihn haßte, wie er ihn haßte, sich erzürnte und den unerhörten Frevel den Brüdern mitteilte, und wie diese sich entsetzen und ergrimmen und wie jeder nur Verdammenswertes an ihm finden wird, selbst Vater Thomas, denn von dem Gedanken, den er in seine Seele gepflanzt, bis zur Ausführung war der Weg ein weiter, jenem nicht faßbarer. Der große Kirchenbann wird über ihn gesprochen werden, und für Zeit und Ewigkeit verfluchen sie ihn; denn wenn er auch nicht Profeß abgelegt, sein Priestergelübde brach er und befleckte den caracter indelebilis, der dem heiligen Stand anhaftet. Ein Unwürdiger war er, ein Ausgestoßener; nur einer würde ihn nicht ausstoßen, der wilde Gott, der hier in den Bergen thront, er würde ihn und sein Handeln verstehen.

Der Weg, den er ging, nahm bald ein rauhes, finsteres Ansehen an. Tief unten im Thal brauste der Fluß, der in den Bergstrom mündete, und sein

Brausen war fast das einzige Geräusch in der feierlichen Stille, die hier herrschte. Mächtige Felswände, mit einzelnen Tannen bewachsen, deren Wurzeln jedes Fleckchen Erde umklammerten und den Boden mit Polypenarmen umschlangen, türmten sich zu beiden Ufern auf und ragten so steil in die Höhe, daß nur dann und wann dem Auge die höchsten eisigen Bergspitzen sichtbar wurden. Steinig und von tiefen Erdrinnen durchfurcht, die das herabströmende Wasser gerissen hatte, war der Pfad, und hart war er zu beschreiten für den nur Sandalen tragenden Fuß. Doch achtete der Bergsteiger der Mühe nicht, denn nur der eine Gedanke beherrschte ihn, immer höher klimmen, um jenseits der Berge über das Joch zu gelangen; seinem fiebernden Sinn dünkte es, als ob nur jenseits das Paradies, diesseits die Hölle läge. Abendschatten legten sich auf Thal und Wald, und nur auf den Spitzen regierte der Tag, und sein Abschiedskuß ließ sie in feurigem Rot erglühen, und jede Kluft und jede Spalte und jeder Schlund war in der klaren, reinen Luft sichtbar. Der Himmel erstrahlte, und der Wind rauschte leise, und das Wasser brauste; es war, als ob die ganze Natur ein feuriges Abendgebet zum Höchsten schicken wollte, der über Himmeln, Bergen und Sonnen thront in tiefer ungestörter Ruhe, dem die Erde nur ein Fußschemel ist und das Weltall ein Altar, der ihm errichtet.

Gerhart blieb stehen und blickte um sich, auch ihm war es, als ob er ein Gebet zum heiligen Stuhl Gottes hinaufsenden sollte, als ob er mit dem Allmächtigen Zwiesprach halten müßte. Aber durfte er es denn wagen, würde sein Gebet angenommen werden, würde nicht gellendes Gelächter der Dämonen und Teufel in seine Worte fallen, denn war er nicht unwürdig, fromme Worte mit seinen profanen Lippen zu sprechen, er, der Gott entfloh? Doch nein, der dort in der rotglühenden Höhe thronte, war ein starker Gott, der die Menschen kannte und prüfte; entfliehen konnte er ihm nicht, denn er war Gottes Kind, in welchem Gewand er einherschritt, und wo immer er auch weilte. Als Kind wollte er zum Vater sprechen, und er betete, sein Gebet mischte sich den Klängen der Natur, und er sprach die herrlichen Worte des Psalmisten: „Herr, Du erforschest mich und kennst mich.“ Demütig und fast zitternd flehte er den Allmächtigen an: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist, und wo soll ich fliehen vor Deinem Angesicht; führ' ich gen Himmel, so bist Du da, bettete ich mich in der tiefsten Hölle, siehe, so bist Du auch da, — nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meere, so würde mich doch daselbst Deine Hand führen und Deine Rechte mich halten.“

War er denn nicht auf der Flucht vor Gottes Geist und seinem Angesicht, trieb es ihn nicht zurück in die Welt, in die Sünde, war sein Gebet nicht doch Lästerung und abermals Lästerung? O, wenn er nur einen Ausweg fände aus seinen Gedanken! Und er betete weiter voll heißer Inbrunst, und ruhiger wurde er, denn die letzten Verse brachten Tröstung in sein wundes Herz: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz, prüfe mich und erfahre, wie ich es meine, und sieh, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.“ Sein Weg war kein böser, nein, ein guter, nicht Gottes und der Heiligen Wille konnte

es sein, daß man unter der Last eines unerfüllbaren Gelübdes erliegt, sondern da wir leben müssen, sollen wir leben, der Natur gemäß, die Gott uns eingepflanzt hat.

Die Röte am Himmel und an den Bergen schwand, und eine kalte, graue Färbung herrschte in der Luft, als unheimlicher Vorbote der Nacht. Steiler und steiler ging der Pfad in die Höhe, und als er nun eine Biegung machte, türmten sich am Ende des Thales, riesigen Wächtern gleich, zwei schreckliche Berggestalten; schroff und steil und im Innern zerklüftet standen sie da, und ihre Häupter neigten sich gegeneinander, als wollten sie Unheil miteinander bereden; finstern Geistern, der Hölle entstammt, glichen sie, deren steinernes Antlitz den Himmel verhöhnte. Nichts war zu sehen als die Felsen zu den beiden Seiten des Thals und die ewigen Schreckgestalten im Hintergrund, und nichts unterbrach das Schweigen, kein Mensch, kein Laut, kein Hauch, nur tiefe Stille und angstvolles Atemanhalten der Natur. Unwillkürlich zauderte Gerhart weiter zu gehen; war sein Weg nicht doch ein böser, der ihn durch diese Felswildnis führte? Nein, er war ein guter, an Schrecknissen und Gefahren ging er vorbei, aber er leitete zu einem glücklichen Ende. Wenn aber nicht, wenn ihn Gott verdammte, ihn verwarf, alle Heiligen ihn verließen, auf ewig verstießen, hinauswiesen in die äußerste Finsternis, wo Heulen und Zähneklappern ist! — Doch was war das, was für ein thörichtes Denken, Hirngespinste der Nacht wollten sich seiner bemächtigen, seine Nerven entkräftigen; sein Wille war aber stärker als solche Nachtvögel, er wußte, was er that, wenn er das verhaßte Gewand von sich warf, er wußte es!

Wieder schritt er mächtig aus auf dem Weg, der sich schlangengleich in die Höhe wand, immer drohender sahen die bösen Berggestalten hernieder, drohend und zermalmend, als wollten sie sich auf das Thal stürzen und es mit ihrem Gestein vernichten, daß kein Leben mehr gedeihen könne, kein Baum, kein Gesträuch, daß nur eine endlose Felswüste sich ausdehne, durch die keines Menschen Fuß zu schreiten vermöchte. Das Reich der Finsternis begann hier, und die kalten Sterne, die Augen Gottes, die jetzt am Himmel erstrahlten, sandten nur widerwillig ihre Blicke in dies Thal der Verzweiflung. Hier war die Hölle, Satans Garten, — Gerhart schauderte, und er, er war den felsigen Teufeln verfallen, er wußte es jetzt, ein Diener des finstern Fürsten war er geworden; den Altar Gottes hatte er verlassen, verstoßen war er für ewig aus des Höchsten Reich, wenn er nicht umkehrte. Noch stand es in seiner Wahl, zurück zum Kloster zu eilen und sein lebelang zu beten und zu jammern, — noch konnte er es! Aber nein und tausendmal nein, lieber der Hölle dienen und frei sein als dem dort oben und Sklave sein, seinen Willen beugen, — niemals wieder kehrte er zurück! Trotzig ballte er die Faust gen Himmel, und seine drohende Rechte erhob er und haderte mit dem Weltenherrscher. Wenn er ihn dereinst vernichten würde, für ewige Zeiten vernichten, bezwingen konnte er ihn nicht; Felsen mag er spalten, Berge stürzen, Welten zertrümmern, ein starker Wille hält ihm stand, zerstören kann er ihn, aber nicht ändern. Mag er ihn töten,

mag er es, der Vernichter, — in Freiheit sterben ist schön und ehrenvoll, und wenn seine Seele hinabfuhr in den Abgrund und er in alle Ewigkeit leben mußte mit den Geistern der Unterwelt, auch mit ihnen, den dunkeln, finstern Söhnen der Nacht, würde er kämpfen in übermenschlichem Trotz.

Grauenhaft sahen die riesigen Wächter herab auf den zürnenden Menschenwurm, der mit ihnen ringen wollte, der den Streit mit den Urgewalten nicht scheute; hohnvoll lachten sie ob ihres Gefangenen, und ihre gigantischen Häupter schienen sie dann gen Himmel zu heben, als grinsten sie hinauf zum Höchsten, dem sie eine Beute abgewonnen, denn ihnen war er verfallen, ihr Eigentum würde er sein. Gerhart schauderte, und plötzlich ergriff ihn eine namenlose Angst, ein starres Entsetzen; kalter Schweiß stand auf seiner Stirn, und die Haare sträubten sich ihm. Keinen Ausweg sah er vor sich, nur den entsetzlichen Weg, der zum Verderben führte, zu den unheimlichen Mächten. Und wehe, der Himmel bedeckte sich mit Wolken, aus den Spalten und Klüften der Berge jagten sie heran, wie eine gierige Meute sahen sie aus, die ihr Opfer sucht, und der Wind heulte ein schauerliches Jagdlied; — wehe, wehe, sie würden ihn ergreifen und packen und fassen, — Gott hatte er gelästert, Gott den Schwur gebrochen! Ihm geflucht, und nun hatte Gott ihn verlassen, dem Bösen überantwortet, daß er sein Recht an ihn nähme.

Er stürmte weiter von innerer Angst getrieben und achtete des schlechten Weges nicht, — doch da, was war das, Blut lag auf seinem Weg, Blut troff den Felsen herunter, und vor ihm stand in der Nacht eine Gestalt, — nein, sie nicht sehen, nicht sehen, — das Mädchen war's, dessen Hand zum Kreuz gewiesen hatte, angstvoll und verzweifelt blickte sie auf ihn, und ihrem Herzen entströmte das Blut! Was wollte sie, für ihn gab es kein Kreuz, kein Heil, die Rettung hatte er von sich gewiesen, die Heiligen gelästert, und nun achteten sie nicht mehr der Fürbitte der Toten, der Verdammnis gehörte er an; ein geller Hilfeschrei entrang sich seiner Brust, und die Felswände tönten ihn zu seinem Entsetzen zehnfach zurück, aber keine Antwort, keines Menschen Stimme, allein war er mit den Dämonen in der Nacht.

Und nun fielen Regentropfen, und alles war schwarz und dunkel, kaum daß er noch einen Schritt vor sich sah, nur funkelnde Blitze erhellten ab und zu seinen Pfad, und in ihrem Schein schienen die Felsen immer größer zu werden, immer drohender und gewaltiger, und es war ihm, als ob die Stimme Gottes im Donner zu ihm spräche, wie einst zu dem eifernden Saulus: „Warum verfolgst du mich?“ — Auf den nassen Steinboden wollte er sich demütig werfen, noch einmal emporflehen, zurückeilen wollte er oder sich in den Abgrund stürzen, doch da, — da erwachte der alte Trotz in ihm, war er auch schuldig, so wollte er lieber schuldig sein als gefangen; das Mädchen hatte er gemordet, der Freiheit entsagt um des Kreuzes willen, mit Gott und Teufeln wollte er streiten, um sie zu gewinnen.

Mutig kämpfte er sich vorwärts, mit Händen und Füßen klammerte er sich an Felsen und Gesträuch, er kroch in die Höhe, und endlich, endlich gelangte er

zu dem Joch, auf dem ein Kreuz dem Wanderer anzeigt, daß er die Höhe erreicht. Freudig sah er das ersehnte Zeichen, das Blitze erhellten. Dort lag die Freiheit, in der er, der Sünder, leben wollte; das Kreuz mußte er hinter sich lassen, um zu ihr zu gelangen. Er wollte vorwärts schreiten, doch er blieb erstaunt stehen, denn plötzlich bedeckte eine Helle den Himmel, ein strahlendes Licht, und zwischen den Bergen schritt durch die Luft eine weiße Gestalt auf ihn zu, ein Mann war es, auf dessen Schulter ein mächtiges Kreuz ruhte, über Wolken und Gipfel hinweg näherte er sich ihm. Erschüttert wollte Gerhart entfliehen, wollte ihn nicht sehen, aber er vermochte den Fuß nicht zu heben, gebannt stand er da, ihm konnte er nicht entrinnen, den er verflucht hatte. Und nun war er auf dem Joch angelangt, laut stöhnte er unter der Last des Kreuzes, Blut floß über seine Wange, denn die Dornenkrone zerriß ihm Haupt und Schläfe, und seine Arme waren wund von den Hieben der Geißel. Vor dem Mönch blieb er stehen, und der sank zu Boden, und Thränen entflossen seinen Augen, — ihm hatte er entfliehen wollen, ihm, dem milden Dulder, dem Unschuldigen, Reinen, der so viel härteres Leid auf sich genommen hatte, als er, der Schuldige, je ertragen würde! Und er konnte nicht anders, mit brechender, bebender Stimme fragte er der Heiland: „Domine, quo vadis?“ — Herr, wohin gehst du? — Da richtete jener die großen, tiefen, unerforschlichen Augen auf ihn, und schmerzbewegt erklangen seine Worte, während er weiterschritt: „Venio iterum crucifigi.“ — Zum zweitenmal will ich ein Gekreuzigter sein. Und er entwich von dannen.

Gerhart aber sank laut weinend vor Reue und Scham am Kreuz hin, der Herr hatte ihn gefunden, in der Nacht und Finsternis ihn aufgesucht, das Dunkel seiner Seele erhellt, ihm seine Sündenlast gezeigt. Der Welt wollte er entsagen für immer, und das Kreuz tragen dem Manne gleich, den er gesehen. Er erhob sich, die Wolken am Himmel hatten sich verzogen, und hoch herab blickten die Sterne, ihnen wollte er vertrauen, wenn er nun zurückschritt.

Am nächsten Tage warf sich ein Büßender vor den Abt hin und nahm dankbar die harte Buße an, die ihm auferlegt ward. Und als Bruder Antonius aus der Zelle trat, sah er den Vater Thomas, und er sprach mit leiser Stimme zu ihm:

„Vater, nun weiß ich, wie man ein Mönch wird, nur durch eine Gnadenwirkung, und solche habe ich an mir erfahren.“

Da leuchtete des Alten Auge freundlich auf, als er entgegnete:

„Das Rechte hast du gefunden, denn nicht durch unsre Kraft, sondern nur durch die himmlische Gnade erreichen wir das hohe Ziel.“



Gespräche mit einem ungarischen Revolutions-General aus den Jahren 1848—1849.

Von

Wilhelm v. Dragassy.

„Euer Majestät![1])

Als ich am 13. August des vorigen Jahres vor den Truppen Sr. Majestät des Kaisers von Rußland die Waffen streckte, habe ich um Schonung für meine unglücklichen Gefährten und für die tiefgebeugten Völker Ungarns gebeten, mich selbst zur Sühne dessen, was geschehen war, freiwillig überlassend. Ich verschmähte die Flucht und vermied absichtlich nach wie vor der Waffenstreckung jede auf meine eigne Rettung berechnete Aeußerung oder Handlung, denn ich wollte wenigstens das Schicksal meiner Gefährten teilen, wenn meine Bitte unerhört verhallt; denn meine Gefährten hatten ja nichts verbrochen, um dessentwillen sie ein härteres Los verdienten als ich.

Die Waffenstreckung wurde in einem Kriegsrate beschlossen, bei welchem ich nicht einmal zugegen war. Ich übernahm bloß die Ausführung dieses Beschlusses: und dennoch wurde ich amnestiert, während ein Teil der Mitglieder jenes Kriegsrates das Leben, ein andrer Vermögen und Freiheit einbüßte.

Ich war es vor allem, dessen selbständiges Wirken, vom Kriegsglücke begünstigt, die Verwirklichung der von Euer Majestät erfaßten großen Idee eines einigen freien Oesterreichs so lange feindlich verzögerte: und dennoch geruhten Euer Majestät, mir Vergebung angedeihen zu lassen, während meine einstigen Untergebenen — die Werkzeuge in meiner verwegenen Hand — der unerbittlichen Strenge der Kriegsgerichte anheimfielen.

Vergebens forschte ich nach einem Standpunkte, von welchem aus betrachtet mein Schicksal und das meiner unglücklichen Gefährten in Einklang zu bringen wären. Ich fand ihn nicht und habe mich dem folternden Gedanken preisgegeben, daß die That von Világos, mit ihren die ungarische Revolution rasch und unblutig endenden Folgen, mir allein zum Verdienst angerechnet und durch meine Amnestie belohnt worden sei.

So tief diese Vermuthung mich einerseits niederbeugt, so fest halte ich an ihr, weil sie mir zum Born der Hoffnung geworden, daß meine noch lebenden einstigen Gefährten der allerhöchsten Gnade Euer Majestät nicht lange mehr entbehren dürften, wenn es meinem freimütigen Worte nur vergönnt würde, im Innern Euer Majestät wiederzuhallen.

Die Ergebung von Világos mit allen ihren Folgen wäre ohne die hoch-

[1]) Arthur v. Görgey, Klagenfurt, Mai 1850.

herzige Mitwirkung aller derer, über welche seither die Kriegsgerichte Euer Majestät teils den Tod, teils die höchsten Gefängnisstrafen verhängten, unausführbar geblieben.

Die Toten — sie ruhen in Frieden, weder von Furcht noch von Hoffnung mehr berührt. Aber die Lebenden — sie hoffen noch. Die Vergebung, welche mir, ihrem Führer, geworden, ermutigt sie ja fortwährend hierzu.

Für sie wage ich meine Bitte, deren Kühnheit das heilige Interesse der Humanität rechtfertigt, die erdrückende Last meines Kummers entschuldigen möge.

Gnade für sie fleht der Mann, der für sich selbst nie Gnade hoffen, nie erbitten durfte, wenngleich heilige Pflichten ihm verbieten, die freiwillig verliehene von sich zu weisen.

Gnade für jene, die noch der Tod dem Walten der Gnade Euer Majestät nicht entrückt hat.

Für alle, die bei ihrer Liebe zum Vaterlande, inmitten großartiger, sinnverwirrender Ereignisse, von der Bahn ihrer Pflichterfüllung einmal weggelockt, den ehrenvollen Weg zur Rückkehr teils zu spät betraten, teils unübersteiglicher Hindernisse wegen gar nicht wieder betreten konnten, und deren treue Vaterlandsliebe eben zu der sicheren Erwartung berechtigt, sie würden ihre heilige Schuld an das große gemeinsame Vaterland durch aufopferndes Mitwirken bei der Heilung der Wunden, die sie einst schlagen halfen, mit dreifachen Zinsen abtragen.

Die auf den Gnadenwink Euer Majestät entriegelten düsteren Gefängnisse, die durch die Gnadenworte „Vergeben und vergessen“ ihrer traurigen Pflicht enthobenen Purifikationskommissionen würden Tausenden ihre Freiheit, Heimat und achtbare Stellung in der Gesellschaft — dem gemeinsamen Vaterlande eine große Anzahl intelligenter, treuer Bürger, dem Staate manchen fähigen, erprobten Diener wiedergeben.

Der Besorgnis eines Mißbrauchs der Gnade Euer Majestät widerspricht jeder Zug im Grundcharakter des Magyaren, und selbst bei den Nichtmagyaren unter meinen unglücklichen Gefährten schwindet jene Besorgnis vor der Erinnerung an ihre freiwillige Unterwerfung.

Ein einziger Federzug gewänne Euer Majestät Millionen dankbar ergebener Herzen — ein sicherer Hort zu jeder Zeit —, und Milliarden banger, wenngleich lautloser Klagen würden zu hochfreudig ertönenden Segenswünschen für Franz Josef den Großmütigen.“

*

So spricht zum Kaiser von Oesterreich der einstige Oberbefehlshaber der ungarischen Insurrektionsarmee, von welchem Ludwig Kossuth erzählt, er (Görgey) habe bei Világos Land und Volk an Oesterreich verraten.

*

Ein Tag der Auslese packendster Erinnerungen aus denkwürdigen Zeiten war zur Neige gegangen. Von einem Ausfluge heimgekehrt, saßen, schweigsam und sinnend, unser zwei, General Arthur v. Görgey und der Schreiber dieser Zeilen, auf der weinumrankten Terrasse eines hart über der Donau idyllisch gelegenen Sommerhauses zu Visegrád. Der Fluß unter uns hauchte seine abendlichen Dünste aus, durch welche die gebrochenen Sonnenstrahlen, an der durchwärmten Zierbelholzwand in matten Farben spielend, den Pavillon in eine balsamisch duftende Atmosphäre einhüllten. Vor mir auf dem Tische lag ein alter, vergilbter Stich. Und während Görgey die, ich könnt's nicht sagen, wievielte Zigarette drehte, vertiefte ich mich in die Betrachtung des seltsamen Bildes, das meinen jeweiligen Raumgenossen aus dem Jahre 1849 im schlichten Waffenrocke eines Honved-Stabsoffiziers, ungeachtet der achtundvierzig Jahre, die Vergangenheit und Gegenwart trennen, verblüffend ähnlich darstellte.

Welche Züge! Aus dem kühnen Falkenauge und den energisch geschlossenen, feingeschnittenen Lippen sprechen ungewöhnliche Willenskraft und kaltblütige Entschlossenheit, während die merklich vorgewölbten, um die gedrungenen Brauen in kleine Hügel und seichte Furchen gruppierten Stirngebilde auf den ersten Blick seltene Intelligenz verraten. Dem intensiv geschlossenen Blick, mit den gleichsam auf prädestinierte Enttäuschung mahnenden herben Zug um den Mund, haftet etwas Dämonisches, gleichzeitig Fascinierendes an. Der Gewalt, welche dies eherne Antlitz beherrscht, gehorchten, wie Kinder, einst Legionen.

Und die vor nichts zurückweichende Entschlossenheit und Kaltblütigkeit ihres Führers, welche gelegentlich im Kriegsrate die siegestrunkenen Magyaren vor mancher Unbesonnenheit bewahrten, wurden zur Lunte im Pulverfaß, wenn es an den Angriff ging.

Da stand Görgey, ein Bayard, mitten im Schlachtgetümmel, dort, wo es am heißesten zuging: bei den Geschützen, im Kugelregen, vor den Spitzen der Bajonette, auch im Kolbenkampfe — und oft so nah dem Feinde, daß er von den Reihen der Russen her häufig die Worte vernahm: „Nur den Roten, nur auf den Roten los!"

Es war Görgeys Art, in entscheidenden Augenblicken der Schlacht in scharlachrotem Attila zuckenden Auges an die Tete der Truppen mit dem Ausrufe vorzusprengen: „Ich bin Görgey; mir nach, Kameraden!" Nichts vermochte dann dem Ansturme solcherart fascinierter Menschen standzuhalten. Wenn Görgey in die Gestaltung des Kampfes — was er in der Regel that — eigenhändig eingriff, dann schwanden Zagen und Bedenken, und Wunder vollzogen sich. Auf meine Frage, ob er nie daran gedacht, daß ein Heerführer aus Rücksicht für höhere Pflichten sich derart der imminenten Gefahr nicht aussetzen sollte, war seine Antwort: „Bedenken oder Furcht vor der Gefahr kenne ich nicht; vielleicht eben deshalb, weil es Pflichten giebt, die höherer Art sind als die Rücksicht für die eigne Person. Ich will Ihnen," fügte er hinzu, „aus meiner Vergangenheit eine Episode anführen, die geeignet erscheint, das Gesagte zu veranschaulichen. Während der Belagerung von ‚Ofen' mußte ein Teil der Festung ausgeforscht

werden. Zwei zu diesem Behufe in der Dunkelheit ausgesandte Rekognoscierungspatrouillen wurden unter dem mörderischen Kleingewehrfeuer der Oesterreicher völlig aufgerieben. Einen Augenblick trug ich thatsächlich Bedenken, eine dritte Expedition dem unvermeidlich erscheinenden Tode preiszugeben. Ich sah verzagte Gesichter um mich, und keiner meiner Offiziere meldete sich freiwillig, was bei ähnlich gefahrvollen Unternehmungen sonst stets der Fall gewesen. Da mußte ein Beispiel gegeben werden. Ich nahm daher einige Mann, stellte mich an ihre Spitze und umritt in kurzem Trabe die Festung. So gebot es meine Pflicht." In der That sind Pflichterfüllung und das Gefühl der Verantwortung ein Grundzug in Görgeys Wesen, welche wie etwa die Glanzlichter in einem Bilde die Anordnung von Licht und Schatten bei ihm im Denken und Handeln beherrschen.

Görgey ist geistig und ethisch eine jener interessanten Erscheinungen, wie sie der Schoß der Zeiten nur selten formt. In ihm tritt uns zunächst die hervorragendste Feldherrn- und Soldatengestalt aus dem Rahmen der Ereignisse entgegen, die sich auf dem Kampfplatze freiheitlicher Bestrebungen um die Mitte des Jahrhunderts in Mitteleuropa zugetragen haben.

Ruhm und Erfolg, Mißgeschick und Verhängnis kennzeichnen in grellsten Widersätzen seinen Lebenslauf. Ueber Nacht vom Gipfel des Ruhms an den Rand des Abgrunds dunkler Vergessenheit herabgestürzt, zerrte ein irregeführtes, falsch beratenes Volk, sein Volk, für dessen Freiheit er tausendmal sein Leben eingesetzt, an dem Schwergetroffenen grausam herum, ihn obendrein mit dem bürgerlichen Tode bedrohend. Selten hat jemals ein Sterblicher in so kurzer Zeit eine ähnlich glanzvolle Carriere durchlaufen; allein noch viel seltener hat ein Unglücklicher sein Los mit mehr Ergebung und Würde getragen. Treffend sagt von ihm E. Hanslick:[1]) „Görgeys Waffenthaten mag irgend ein beherztes Glückskind nachthun, sein bürgerliches Heldentum im Unglück schwerlich."

Der Sohn einer altadeligen, angesehenen, zu Toporcz, Ungarn, begüterten Protestantenfamilie, 1818 geboren, widmete er sich, dem Willen seines Vaters gehorchend, — denn ihn zog die Wissenschaft an — der Soldatenlaufbahn. Als vierzehnjähriger Knabe in die Pionierschule zu Tulln aufgenommen, sehen wir den Vorzugsschüler drei Jahre später als Offizier im Corps der „Königlich ungarischen adeligen Leibgarde" in Wien. Von dort als Oberlieutenant den „Palatinal-Husaren" zugeteilt, entsagte er nach vierjährigem Dienste, militärisch tadellos ausgebildet, einer Laufbahn, die ihn weder anzog noch jemals befriedigte. Er ging nach Prag, wo er dem Studium der Chemie oblag. Und als die politischen Verhältnisse in Ungarn mittlerweile eine bedrohliche Wendung genommen, vertauschte er die Wissenschaft gegen das Soldatenhandwerk und bot seine Dienste dem bedrängten Vaterlande an.

In kaum zwei Jahren vom Hauptmann General, oberster Befehlshaber der aufständischen ungarischen Armee, bald Kriegsminister, schließlich, noch nicht

---

[1]) 1893 Maiheft der „Deutschen Rundschau".

dreißig Jahre zählend, Diktator eines an Freiheit hart bedrohten Volkes, das nach verzweifelter Wehr nur mit alliierter Macht niedergerungen werden konnte, war es ihm beschieden, den Schlußakt eines geschichtlichen Dramas im Vordergrunde der Scene mit einer erschütternden Episode abzuschließen.

Vorerst Schritt für Schritt Zeuge des Scheiterns, dann des Zusammenbruchs von Kossuths ebenso patriotischen wie dreisten Plänen, an deren Verwirklichung er (Görgey), beseelt von selbstloser Vaterlandsliebe, als der mächtigste Faktor mitgewirkt, fiel ihm zum Schlusse das bittere Los zu, das im Rate der Götter längst beschlossene Schicksal Ungarns endgültig zu besiegeln.

Seiner Hand entfielen die Würfel, durch deren verhängnisvollen Fall ein freies Volk mit einem Schlage zum Vasallen des Nachbarn geworden war.

Der Entwicklungsgang und die Kulturgestaltung der Völker haben ihre Phasen, wie der Dynamismus der Weltordnung seine Schwerpunkte, welchen innerhalb genau tracierter, jenseits der unmittelbaren Erkenntnis gelegener Bahnen die großen Begebenheiten, mithin auch die sozialen und politischen Umwälzungen, unausgesetzt zustreben und unsrer Wahrnehmung zeitweilig ungeahnte Bilder entrollen.

So geschah es, daß dem für Oesterreich folgenschweren Jahre 1866 in ursächlichem Anschlusse daran das für Ungarn denkwürdige Jahr 1867 gefolgt ist. Und ein halbes Jahrhundert nach der Kapitulation von Világos blieb es Görgey am Spätabend seines Lebens vorbehalten, bei geistig-körperlicher Frische den siegreichen Wiederaufschwung der Magyaren mitzuerleben, die nach vielem Ungemach in ihrem wandlungsreichen Dasein erst vor Jahresfrist die tausendste Jahreswende ihres unerschütterten Bestandes selbstbewußt urbi et orbi verkündeten.

Was Görgey inzwischen für sich erlebt, das zu verzeichnen wird dereinst die lohnende Aufgabe einer sachlichen Biographie sein, die zuweilen der großen Männer gedenkt, und die über ihn noch nicht das letzte Wort gesprochen hat.

Meine Aufgabe — nicht als Freund, als Mensch erfülle ich sie — beschränkt sich darauf, durch diese anspruchslosen Zeilen daran zu erinnern, daß der schwer geprüfte Mann, dessen Waffenthaten und Schicksal einst das Urteil und die Erwägung aller gebildeten Völker des Erdballs beherrschten, dieser Tage sein achtzigstes Lebensjahr erreicht.

Unvergeßlich bleibt mir unsre erste Begegnung.

Schon die Umrisse seiner äußeren Erscheinung allein verkünden ungewöhnliche innere Eigenschaften. Die hohe Gestalt, darauf über mächtigen Schultern ein mit breitem Meißel geformter Kopf sitzt, hat das Gepräge von Kraft, Adel und Würde von oben bis unten. Selbstbewußt, dabei schlicht, frei von jeder Pose und von jener Anspruchlosigkeit, die zuweilen große Seelen zur Schau tragen, welche, ihres Löwenanteils im Kampfe des Lebens bewußt, von der unversehens heranbrechenden Hochflut erfaßt und wehrlos dahingerafft worden sind.

Ueber dem Scheitel Görgeys fällt eine querfingerdicke, eingerollte Narbe ins Auge. Das Fragment eines Sprenggeschosses hat ihm in der Schlacht von

Komorn handtellerbreit das Gehirn bloßgelegt. Heftig blutend, im Sattel wankend befehligte er die Schlacht, bis der Feind unverrichteter Sache im Rückzuge war. An dieser gleichsam historischen Narbe, die, zu einem Begriff geworden, sich mit der Person Görgeys völlig deckt, erkannte ich im ersten Augenblick der Begegnung den Mann, welchen Kossuth für Ausgang und Folgen des Freiheitskampfes in so schwerer Weise verantwortlich gemacht hat.

Jeder Unbefangene weiß, daß die Kapitulation von Világos ein durch die Umstände und Vorereignisse bedingter unabwendbarer Akt der Vernunft und Menschlichkeit gewesen, welcher mit gesundem Verstande und Ausschluß von Tendenzmotiven keine andre logisch irgendwie denkbare Deutung zuläßt.

Zwischen 180000 Russen im Norden und 37000 Oesterreichern im Süden eingeschlossen, wie in einer Mausefalle gefangen, blieb Görgey, nachdem die Vereinigung mit Bem-Dembinski durch die Déroute bei Temesvár illusorisch geworden war, die Alternative, entweder 23000 Menschenleben zwecklos mehr oder minder der Vernichtung preiszugeben oder, tausender Menschenleben schonend, einem aussichtslosen Weiterkämpfen durch Waffenstreckung unblutig, möglichst rasch ein Ende zu machen.

„Ich habe," sagt Görgey, „klar erkannt, daß wir uns im regelrechten Kampfe nicht länger halten konnten, und als Guerillabanden durchs Land ziehen — das wollte ich nicht. Den nach unserm Blute lechzenden Oesterreichern wollte ich mich nicht ergeben und streckte die Waffen vor den Russen, von welchen ich bestimmt menschlichere Behandlung der Armee erwarten durfte." [1])

Görgey ist mithin der besiegte Feldherr eines von Uebermacht geschlagenen Heeres, das Opfer der Verhältnisse, die freiwillige Sühne mißglückter Ziele und — der Sündenbock für die Fehler und Vergehen, die andre begangen haben.

Die unheilvollen Begebenheiten und großen Katastrophen, die Massenkämpfe um die vielgestaltigen Interessen und Vorrechte der Völker, wie sie sich, ähnlich den verheerenden Elementargewalten im Haushalt der Natur, gleich einem Kompensationsphänomen über unsern Köpfen zuweilen entladen, fordern Opfer. Jeder Krieg, auch der gewonnene, erheischt seine Opfer, der verlorene Krieg aber verlangt — so lehrt's die Weltgeschichte — in der Regel obendrein noch sein Opfer.

Ohne Hilfe von außen, durch die verlorene Schlacht bei Temesvár seiner letzten Hoffnung beraubt, des Prestiges im Lande verlustig, unter den Trümmern seiner kühngedachten Luftschlösser verschüttet, hat Kossuth, die unausbleibliche Endkatastrophe ahnend, ohne die Entscheidungsschlacht bei Világos abzuwarten, in Hast die Heimat verlassen.

Ehe aber der gewesene „Gouverneur" den wohlerwogenen Schritt ausgeführt, hat er vorerst, im letzten Augenblick der Flucht, für Land und Volk väterlich

---

[1]) Diese Erwartung Görgeys hat sich erfüllt. Er schrieb an General Klapka am 16. August: „Man (die Russen) behandelt uns, wie es ein braver Soldat vom braven Soldaten erwarten kann."

sorgend, das weitere Schicksal seiner Heimat in Görgeys Hände gelegt. Er übertrug die höchste diskretionäre Gewalt im Lande an jenen Mann, gegen welchen er schon seit der Váczer Proklamation im Volk und Heere nicht bloß Mißtrauen und Verdächtigungen geäußert, sondern den er geradezu verräterischer Allüren bezichtigt hat.[1]) Plötzlich erschien ihm nun Görgey das höchste Vertrauen und die Erfüllung schwerster Pflichten rechtfertigend. Damit hat Kossuth, admissis antecedentibus, entweder eine schwere Verantwortung auf sich geladen und ist dadurch Görgeys Schuldgenosse geworden, oder er hat die gegen ihn erhobene Beschuldigung des gehegten, beziehungsweise begangenen Verrats — wofern er (Kossuth) mit sich selbst nicht in Widerspruch zu geraten wünscht — sole clarius widerlegt.

Umgeben von einem degarnierten Heere, seiner verzweifelten Lage und hoffnungslosen Zukunft bewußt, verschmähte Görgey die Flucht. „Beraten Sie, meine Herren, sorgfältig," sprach er zu seinem Stabe und den Generalen, „ehe Sie über die von mir vorgeschlagene bedingungslose Waffenstreckung beschließen, denn Ihr Beschluß wird auch der meine sein."

Die Arme über der Brust gekreuzt, vernahm Görgey regungslos die einhellig[2]) beschlossene Ergebung an die Russen.

„Habt ihr auch erwogen," bemerkte er zu den drei delegierten Generalen, die ihm den Beschluß des Kriegsrats überbrachten, „daß dies für uns den Galgen bedeutet?"

Daraufhin begab er sich mit seinem Stabe und den Generalen ins Lager hinab, um die bevorstehende Kapitulation den Truppen zu verkünden. An den Folgen der schweren Kopfwunde leidend, durch die übermenschlichen Leistungen und Emotionen der letzten Tage an Körper und Seele erschüttert, sprach Görgey gefaßt zu den einzelnen Armeecorps folgende Worte: „Wir strecken die Waffen vor den Russen; wer damit nicht einverstanden ist, der trete vor. Die Disciplin werde ich aber, und müßte dies selbst mit den strengsten Mitteln erzielt werden, aufrecht erhalten. Ich erwarte daher, daß sich alles in bester Ordnung und Ruhe vollziehe."

Und während Klapka die Kapitulation von Komorn um den Preis der Truppendezimierung erkaufen mußte, vollzog sich dieselbe in Világos in aller Ruhe und Botmäßigkeit. Das Lager glich einem düsteren Stillleben, dessen Ruhe nur vom Geknatter einzelner unregelmäßiger Entladungssalven — die letzten der Freiheit, die ersten der Knechtschaft — unterbrochen wurde. Um die verlöschenden Lagerfeuer lagerte schweigend die entwaffnete Mannschaft. Die Geschütze standen gekoppelt, die Gewehre in Pyramiden, und die Säbel hingen am Sattelknopf. Alles weinte, umarmte sich und nahm voneinander Abschied ... Unter Grabesstille ritt an der Seite Görgeys in der herangebrochenen Dämmerung der

---

[1]) Kossuths „Irataim az Emigráczioból".

[2]) Achtzig Stimmen gegen zwei; die letzteren zwei Stimmen waren für die Ergebung an Oesterreich.

russische Generallieutenant Graf Rudiger die Reihen der entwaffneten ungarischen Armee ab ...

Damit war der Vorhang gefallen, die unblutige Schlußscene eines geschichtlichen Dramas verhüllend, dessen blutiges Nachspiel bald darauf die Purifikationskommission besorgen sollte ...

„In der Nacht vom 13. zum 14. August brachten mich die Russen,“ nahm Görgey das Wort, „nach Großwardein, wo mir eröffnet wurde, daß der Zar mich begnadigt habe. Ein junger russischer Stabsoffizier, Fürst Bariatinsky, überbrachte mir die Botschaft mit den Worten:[1] ‚Seine Majestät der Zar vergeben Ihnen und bieten Ihnen Asyl in Seinen Reichen; Seine Majestät bitten um Ihren Säbel.‘“[2]

Wie vom Prairiebrande aufgescheuchte Herden wild durcheinanderjagen, so schwirrten durch die schreckerfüllte Luft die abenteuerlichsten Märchen von Aufruhr und Renitenz in Világos, derweil Görgey und seine Kameraden als Kriegsgefangene Rußlands ihres Schicksals harrten.

Was barg nicht das Anerbieten des hochgesinnten Nikolaus für den kaum erst dreißigjährigen Görgey in sich — eine Welt von Zukunft! Noch stand Nikolaus nicht ab, Görgey seine Großmut fühlen zu lassen. Denn als Oesterreich auf Andrängen des damals allmächtigen Haynau die Rückauslieferung der revolutionären Heerführer mit Einschluß Görgeys von Rußland forderte, weigerte sich der Zar entschiedenst, letzteren mit auszufolgen. Es ist begreiflich, daß Kaiser Nikolaus sich nicht gefallen lassen konnte, in Bezug auf seine hochherzige That, den für Freiheit kämpfenden Görgey begnadigt zu haben, von den Habsburg-Lothringern, denen er, wie einst die Magyaren der Maria Theresia, das Zepter rettete, eines Besseren belehrt zu werden. Und als die Verhandlungen hierüber wenig Erfolg verhießen — „Comment,“ soll Kaiser Nikolaus unwillig ausgerufen haben, „il ne nous manquait que cela, ah non, jamais, j'y insiste!“ —, entsendete er seinen Erstgeborenen, den Großfürst-Thronfolger nach Wien, um Görgeys Begnadigung zu erwirken, allenfalls zu fordern.

Hatte man schon damals am Wiener Hofe die geflügelten Worte[3]) vorgeahnt, die kurz darauf Kaiser Nikolaus vor dem Sobieskidenkmal in Warschau, auf den Befreier Wiens weisend, sprechen sollte? Das ist schwer zu entscheiden; Thatsache ist aber, daß man der Forderung entsprach.

---

[1]) Verbotenus, nach Ohrenzeugen.

[2]) Bald nach Görgeys Ankunft in Großwardein kam der russische General Kaufmann zu ihm mit den Worten: „Wenn Sie, Herr General, Ihren Kameraden nützlich sein wollen, dann machen Sie sich recht klein vor dem Prince de Varsovie (Paskiewitsch), welchem Sie bald gegenüberstehen werden; der Fürst, selbst klein und eitel, liebt nicht die Größe andrer zu empfinden.“ Paskiewitsch, im ganzen ein gutmütiger Mensch, konnte sich's in der That nicht versagen, den gefangenen Görgey mit den Worten zu empfangen: „Wie, Sie haben es gewagt, mich anzugreifen ...?! (Hinweis auf die Schlacht bei Vácz, wo Görgey, nach amtlichem Eingeständnis, Sieger war.)

[3]) „Das war der erste Narr und ich der zweite.“

„Unter Bedeckung eines österreichischen Majors,“ [1]) nahm Görgey wieder das Wort, „wurde ich über Krakau und Wien nach Klagenfurt eskortiert. Und da ich aller Mittel entblößt und es überdies zu Fürst Paskiewitschs [2]) Ohren gekommen war, daß ich die Reisekosten zu tragen habe, gab er mir leihweise für Reise und Bestreitung der ersten Lebensbedürfnisse fünfhundert Imperiales. Ich nahm das Geld stillschweigend als Geschenk hin, da ich nicht glaubte, den Zeitpunkt der Rückzahlung zu erleben ...“

*

Achtzehn Jahre waren seit diesen Ereignissen ins Land gegangen.

Die Stürme verzogen, die Wolken zerteilten sich, und ruhig lagen die Wogen über den gepeitschten Gemütern der nunmehr resignierten Völker Ungarns. Der erste Strahl dämmernder Hoffnung ruhte bereits versöhnlich auf Ungarns Schicksal.

Kaiser Franz Joseph I. saß als legitimer König auf St. Stephans Throne und verkündete, als erste That seiner königlichen Huld, nach allen Seiten Vergeben und Vergessen.

Kossuth wies die Amnestie zurück. „Ungarn hat keinen König,“ schrieb er, „Franz Joseph kann mich nicht begnadigen.“ Er starb in freiwilligem Exil, unversöhnt mit dem Hause Habsburg.

Görgey traf die Amnestie Monate später; den 27. September wurde sie ihm bekannt, und den 28. war er bereits in der Hauptstadt Ungarns.

Wie sehr auch die beiden Patrioten, Görgey und Kossuth, grundverschiedene Wesen waren, wie sehr auch ihre Ziele, ihr Streben und Schicksal auseinandergingen, so läßt gleichwohl ihr Lebenslauf eine augenfällige Analogie der Beharrlichkeit erkennen.

Kossuth hat die Heimat freiwillig verlassen und ist ihr bis zum Lebensende ferngeblieben. Görgey blieb freiwillig im Lande und ist nach gewaltsamer Entfernung sofort zurückgekehrt.

Bald indessen nach seiner Rückkehr mußte er erfahren, was da seiner harrte. Auf dem Wege aus der ungarischen Akademie umfing ihn eines Tages eine tausendköpfige johlende Menge. Erhobenen Hauptes schritt er, unbekümmert um den bethörten Plebs, ruhig seines Weges; niemand wagte ihn anzutasten. Eines Tages ließ ihn der Stadthauptmann von Pest zu sich bitten, und auf eine Menge Drohbriefe weisend bemerkte er: „Herr General, Sie sind Ihres Lebens hier keine Stunde sicher; wie kann ich Sie beschützen?“ — „Und das wollen Sie von mir erfahren?“ versetzte achselzuckend im Abgehen Görgey.

Geschmäht und verfolgt irrte der Heimatlose in der Heimat auf der Suche nach Brot für Weib und Kind. Die Natur machte ihre Rechte geltend; das hohe Alter kam und damit die Erwerbsunfähigkeit. Unter der Last des Greisen-

---

[1]) Norbert Andrassy, ein humaner, vornehmer Offizier.

[2]) Generalissimus des russischen Heeres in Ungarn.

alters gebeugt, von Not und Sorge mehr und mehr gedrängt, gab er den vielfachen Bitten seines Bruders Stephan endlich nach und nahm in dessen bescheidenem Hause zu Visegrád Asyl.

Welch seltsame Fügung! Dort leben nun Kaiser Franz Joseph und der ehemalige gefürchtetste Insurgentenführer, nur durch wenige Häuser getrennt, friedlich beisammen, wenn ersterer alljährlich nach Visegrád zur Jagd kommt.

Görgey ist nicht bloß ein eminenter Stratege, ein pflichttreuer, tollkühner Soldat gewesen, sondern auch ein Mann von Herz und Gemüt. Kein Armer pocht unbefriedigt an seine Thür; er giebt jedem von dem Wenigen, das ihm der Staat aus dem Honvedfond gewährt, soviel er kann.

Seine staunenerregenden Erfolge als Feldherr (der Winter- und Frühjahrfeldzug 1849, seine Erfolge am Sajó und an der Theiß u. s. f.) mögen Berufenere würdigen. Für mich ist er nur Mensch. Die gemeinsam verlebten Stunden bilden mit die schönsten Erinnerungen meines Lebens. Seiner ungewöhnlichen geistigen Begabung, umfassenden Bildung und hohen sittlichen Gesinnung verdanke ich manche Belehrung, vornehmlich in der Deutung der großen Fragen, denen man im Wirbel des öffentlichen Lebens und nicht minder am häuslichen Herde täglich begegnet. Die Berührung mit diesem Manne adelt, wie der Kontakt mit den Sonnenstrahlen wärmt.

Seiner Bewunderer Zahl ist endlos; sie alle pilgern nach Visegrád. Der englische General B . . . . s sagte einmal zu mir: „Wie könnte ich den großen Arthur Görgey sehen?“ Ich brachte ihn nach Visegrád. Die Unterredung war nur kurz, denn B. mußte bald aufbrechen. Zum Abschied reichten sich die zwei ergrauten Soldaten die Hände. Lange behielt B. Görgeys Hände in den seinen, ohne eines Wortes fähig zu sein. Ich blickte den markigen Briten betroffen an und sah auf seinen wettergebräunten Wangen Thränenspuren. Görgey senkte das Haupt, und ich drängte nach der Ausgangsthüre. Draußen drückte B. die Daumenballen an die Augen, und während wir uns langsam dem Donaudampfer näherten, sprach B. trocken: „I lost my nerves and could not get hold of them.“

Einmal begleitete ich den General nach den Ruinen des ehemaligen Lustschlosses von Matthias Corvinus. Es war ein schöner Oktobertag, im Festgewande der zur Rüste geneigten Natur. Die Sonne lag in üppigem Behagen auf den Maroser Hügeln, ihr ganzes Gold über die herbstlich angehauchten Eichen ergießend. Uns zu Füßen, spiegelglatt blau, wie über ihr der wolkenlose Himmel, floß träge die majestätische Donau. Wir standen auf klassisch geschichtlichem Boden, dort, wo einst die letzten Vedetten des Römerheeres mit der slavischen Grenzwache Argusblicke tauschten. Nur das hastige Klappern der Donaumühlen und das Rauschen der Lokomotive drüben auf den Geleisen des europäischen Weltverkehrs störten die Sonntagsruhe der rastenden Natur. Wir waren bereits auf der Höhe des „Salamonturmes“ angelangt und betrachteten den mit Epheuguirlanden über und über behängten plumpen Koloß. Vor uns dehnten sich kaum erst ihrer Frucht beraubte Weinberge aus, die Luft roch nach Weinmost

Der entblätterte Strauch der wilden Rose, der schwarzäugige Schlehdorn, kleine Ketten lustiger Stieglitze, jüngst gefallenes Laub, Spuren von Reif in der schattigen Radfurche — alles, alles gemahnte an den nahenden Winter. Bald hatten wir die Burgruine erreicht. Der Ausblick über das weite Donaugebiet — den Schauplatz seines ruhmreichen Wirkens — mochte mit all den Erinnerungen Görgeys Herz geschwellt haben. Sein feuchtes Auge ruhte auf der Stadt Waizen. Dort hatte es einst ereignisvolle Tage gegeben. Dreimal an einem Tage hatte Görgey die Russen aus der Stadt vertrieben. Seine Lage war verzweifelt gewesen. „Freund," hatte er bei der Verteidigung des Brückenkopfes dem General Graf Leiningen zugerufen, „Freund, unsre Augenblicke sind gezählt, gedenke der Deinen; entweder weicht der Russe, oder wir k...... beide an dieser Stelle." — Lange blickte er nach Osten, als er, gleichsam seinen Gedanken eine andre Richtung gebend, plötzlich zurück ins Mittelalter griff. „Sehen Sie dort," er wies mit der Hand hin, „die Ringmauerreste bis ins Bett der Donau hineinragen, und am Abhange über dem Strom die verfallenen Mauern eines Trappistenklosters. Hier, in Fels gehauen, die Nischen für die Wache. Dort auf jenem Plateau, den Turnierplatz; da saß Beatrix, umgeben von ihrem welschen Troß, als Matthias einmal den unbesiegbaren Sforza, das andre Mal den Byzantiner Laskaris beim Turnier aus dem Sattel zu Boden schlug. Dies waren die Gemächer der Königin Elisabeth, die mit ihrer Helferin, der arglistigen Kottanerin, die ungarische Krone raubte und in dieser Höhle, unter ihrem Schlafgemach, verborgen hielt. Die ganze Front vor uns umfaßte die Festräume; rechts von jenem Erker sieht man die Reste einer schönen gotischen Kapelle. Ueberall Spuren von Kunst und Geschmack. Von diesem Fenster aus — doch, es ist spät, wir müssen heimwärts gehen." Lachend und scherzend kletterte der Greis behende über Stein und Gerölle; er sah zufrieden aus und versöhnt mit dem Geschick ... Fürwahr, es liegt viel Weisheit in den Worten de la Rochefoucaulds: „On a perdu bien peu quand on a sauvé l'honneur."



Die Zurechnungsfähigkeit und Kriminal-Anthropologie in der Kunst und in der Wissenschaft.

Von

Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien).

Es ist eine schmerzliche Wahrnehmung, wie wenig sich noch heute eine der bedeutsamsten geistigen Thaten des deutschen Volkes, die „Kritik der reinen Vernunft" des Königsberger Weisen, in den Schöpfungen selbst der deutschen Gelehrten und im Geiste der sogenannten „gebildeten Stände" selbst

in Deutschland abspiegelt. Fragt man sich aufrichtig, welche Schicht des deutschen Volkes von diesem Geiste am tiefsten durchdrungen ist, ob, wie man denken sollte, zunächst die Schicht der „Graduierten“, so muß man die Beantwortung leider verneinen, und man muß die Palme den gebildeten und denkenden Arbeitern zuerkennen.

Hinter unserer „höheren“ Erziehung steckt eine geheime Mache, welche bewirken soll und thatsächlich bewirkt, daß so wenig als möglich Synodalwidrigkeit in die Wissenschaft oder wenigstens in ihre offizielle akademische Lehrverlautbarung eindringe, und man muß leider bekennen, daß diese Mache in Deutschland wirksamer geblieben ist, als in den romanischen, skandinavischen und sogar in manchen slavischen Ländern.

Das Grund-Dreigebot Kants für jeden denkenden Menschen und besonders für jeden Mann der Wissenschaft, nämlich die Ausschließung der drei „Antinomien“ — das ist der gegensätzlichen drei Paare von Grundhypothesen der herrschenden Weltanschauung — von der Ausgangsgrundlage jedes wissenschaftlichen Aufbaues, ist nicht in Fleisch und Blut oder richtiger ins innerste Gehirnmark der gelehrten Stände übergegangen. Weitaus die meisten stolpern über ihren Katechismus, wenn sie fehlerfrei denken und forschen wollen.

Hier handelt es sich um die zwei Gegenlehren der „Willensfreiheit“ und des „Determinismus“.

Daß wirklich klare wissenschaftliche Köpfe trotz metaphysischer Gegensätze der Grundanschauung sich vollständig verständigen können, bewies das Auftreten eines belgischen Geistlichen auf dem kriminal-anthropologischen Kongresse in Brüssel. Moriz de Baets, ein eifriger Katholik und schwärmerischer Anhänger von Thomas v. Aquino, erklärte zur Ueberraschung vieler, daß er nichts gegen die Kriminal-Anthropologie und ihre Ergebnisse einzuwenden habe, und daß er mit mir zum Beispiel in vollem Einverständnisse sei. Der Mann ist eben ein konsequenter Denker, eine intellektuelle Einheit, während die meisten und auch berühmte Gelehrte über die Antinomien und über deren Konsequenzen für die Wissenschaft und die Forschung unklar hin und her schaukeln.

Ich will niemand zu einem offenen Bekenntnisse drängen; sind es heute doch noch in den meisten Ländern die Anhänger der einen Antinomie, welche Stellen, Titel und Dekorationen zu vergeben haben, und die zelotisch die Andersgläubigen verfolgen. Ich will an den Kunstsinn und an das Kunstverständnis appellieren, um wissenschaftlich zu klären. In Fragen der Menschenkenntnis hat der große Dichter das große Wort, und die Kunstgemeinde kann mit Hilfe verständnisinniger Nutzanwendung in allen Fragen, bei denen die Anwendung der Menschenkenntnis eine hervorragende Rolle spielt, die richtige Fährte finden.

Die Frage der Zurechnungsfähigkeit, die heute noch in der Wissenschaft vielfach in wissenschaftlich-dilettantischer Weise erörtert wird, ist von den großen Dramatikern seit Aeschylos und Sophokles in der befriedigendsten Weise gelöst, so oft sie eine schlechte, verbrecherische That von ihren Helden begehen ließen.

Sie haben freilich keine Paragraphen mit Definitionen der Verbrechen auf die Bühne gebracht, sondern die Thäter mit ihren Thaten. Sie haben meist die Thäter und die Thaten nicht erfunden, sondern der Geschichte und der Ueberlieferung entlehnt, sie haben ihre Aufgabe erfüllt, indem sie die psychologische Entwicklungsgeschichte der Thaten lehrten, und sie haben eine unvergleichlich geistig und sittlich höherstehende Gerechtigkeit als bisher die Justiz — nämlich die „dramatische“ — an den Thätern vollzogen.

Ihre kriminalistische Methode ist „exakt“, schon weil sie vollständig richtige Ergebnisse erzielte. Die Dichter haben zunächst die seelischen Anlagen ihrer Helden studiert und dargestellt, also zunächst deren angeborene Denkungs- und Gefühlsart und deren angeborene Willensanlagen, und sie haben die „Grundstimmung“ jener seelischen Grundkräfte — das Temperament im weiteren Sinne — angegeben.

Schon die ältesten Dichter haben die hereditären Anlagen berücksichtigt, soweit sie wenigstens aus der Eigenart der Familienahnen stammen. Erst spätere Dichter, zum Beispiel der Dramatiker der Dramatiker, Shakespeare, hat die Bedeutung der Rassen- und Nationalanlagen gewürdigt und selbst — wie in „Richard III.“ — physische Ereignisse, wie Frühgeburt, mit ihren Folgen für die Entwicklung von Körper und Charakter erkannt.

Hat der Dichter das Wesen des Theaters in Bezug auf die Anlage festgelegt, dann weist er den Einfluß der Erziehung, der herrschenden Anschauungs- und Gefühlsweise und des maßgebenden Thuns und Treibens der umgebenden Welt und deren Einfluß auf die Ausgestaltung oder Unterdrückung der natürlichen Anlagen nach; er schildert also auch das „Milieu“, das zeitgenössische Naivität als zeitgenössische Entdeckung ansieht. Wahr ist in letzterer Beziehung nur, daß die neuere Gesellschaftslehre mit neuen, wichtigen Methoden die Kenntnis des Milieu zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben hat, die auch dem unselbständigen Denker und Beobachter tiefe Einsicht gestattet.

Das dritte Element, das der Dichter sucht, findet und darstellt, ist die Gelegenheit, bei welcher ein bestimmt angelegter und bestimmt entwickelter Mensch zur That schreitet und zu ihr gedrängt wird. Ist es der Kunst gelungen, die Notwendigkeit dieser That zu erweisen, so wissen wir — wenigstens im Theater oder beim Lesen —, daß sie die Wahrheit gefunden und dargestellt hat. Dann erwarten und verlangen wir vom Dichter die Gerechtigkeit, wenn die That unser sittliches Gefühl oder das allgemeine sittliche Gefühl der Menschheit verletzt hat, und wir sind hier sehr objektive Geschworene, weil wohl unser Gefühl mächtig erregt sein kann, aber persönliche Leidenschaften und Interessen gewöhnlich ausgeschlossen sind. Dem Dichter ist seine sittliche Aufgabe erleichtert, weil er nicht an Paragraphen und nicht einmal, zum Beispiel bei einem geschichtlichen Stoffe, an die Wahrheit des Geschehens gebunden ist. Er schildert oft die Wirkung der Entspannung, welche die That auf den Thäter ausübt, der dann oft die „Sühne“ selbst vollführt oder sich zur Sühne ausliefert (Othello, Karl Moor).

Die Sühne muß aber nicht notwendigerweise hochnotpeinlicher Natur sein. Verlorenes Lebensglück und verlorener Seelenfrieden können ja hinreichen. Oder

der Dichter schildert, wie die von den sittlichen Gesetzen durchdrungene Menschheit in irgend einer Form die Verletzung der Gesetze durch Leidenschaft und Selbstsucht des Uebelthäters gut macht. Der Dichter muß dabei, wenn seine Gerechtigkeit vollwichtig sein soll, oft mit den Gesetzen der Wahrheit in Widerspruch geraten, weil die Uebelthaten der Mächtigen thatsächlich oft ungesühnt bleiben, und nur der tiefsinnige Geschichtsforscher kann den oft auf Jahrhunderte verteilten Gang der Gerechtigkeit verfolgen und darstellen.

Der Dichter darf auch den Stachel der fehlenden Sühne — in Tendenzdramen — zurücklassen, wenn er Thaten schildert, für die die menschliche Gesellschaft nicht die nötige Klarheit und Entrüstung und nicht die nötige Macht und nicht die nötige Sühneform besitzt. Der befriedigende Abschluß ist dann Aufgabe des geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Fortschritts der Menschheit. Die letzten Scenen des Kunsttheaters spielen sich dann meist bald auf dem Welttheater ab („Kabale und Liebe", „Die Weber").

Lernen wir vom großen Dichter die Seelenkunde der sittlichen Verirrungen und Missethaten, so lernen wir vom seelenkundigen und tiefblickenden Geschichtsforscher dazu noch die Seelenkunde der Helden, der großen Förderer der Sittenlehre und der Meister in der Kunst und der Wissenschaft auf der Bühne des Lebens. Wir haben längst verlernt, wenigstens für verflossene Zeiten, mit den großen Vorbildern Götzendienst zu treiben. Wir wissen, daß die großen Thaten Endergebnisse der Entwicklung der Menschheit, der Völker, der Familien sind, und daß sie das Ergebnis günstiger Verhältnisse und Umstände im Rahmen einer glücklich angelegten Natur sind. Raffael konnte nicht unter den Baschkiren und nicht einmal in Italien im dreizehnten Jahrhundert entstehen, Shakespeare nur in den Tagen von Baco von Vernlam und im elisabethanischen Zeitalter. Napoleon wäre ohne die französische Revolution als subalterner Artillerie-Offizier gestorben und so weiter.

Die auf Erfahrungen aufgebauten Lehren vom menschlichen Thun und Treiben in der Kunst und in der Wissenschaft sagen uns also: die Entschlüsse, die Thaten und die Leistungen der Menschen sind ihrer Anlage, ihrer Entwicklung und bestimmten Gelegenheiten zuzurechnen, und die Zerlegung der seelischen Endergebnisse in ihre Elemente läßt keine andern als die eben angegebenen erkennen. Diese Endergebnisse sind aber die Entscheidungen von miteinander streitenden Elementen, jedoch nur von Elementen, die Teile der genannten drei Faktoren sind.

Eine auf Erfahrung aufgebaute Wissenschaft der Verbrecher, der Verbrechen und ihrer Bekämpfung und damit auch eine auf erfahrungswissenschaftlichem Boden aufgebaute Gesetzgebung braucht keine andre Zurechnungsfähigkeit und Zurechnung anzuerkennen, als es die Kunst und die Kulturgeschichte thun. Der Rechtslehrer, der Gesetzgeber und der Richter sollen außer dem Theater nicht auf einem geistig weniger gesicherten Boden stehen als in demselben.

Die Frage, ob jemand mit einer bestimmten Anlage und Entwicklung unter bestimmten Verhältnissen so handeln mußte, wie er gehandelt hat, braucht in der

Praxis und in der Wissenschaft gar nicht weiter erörtert zu werden. Die Frage kann nur sein: Was muß geschehen, um zu verhüten, daß dieselben zu ahndenden Thaten bei demselben Menschen und bei andern sich wiederholen, welche geistigen, sittlichen und physischen Hemmungen müssen eingeführt und welche günstig beeinflussenden Anregungen müssen geschaffen werden, um einseitige, schädliche Anlagen und schädliche Ausbildung zu verhindern und um die unheilgebärenden Gelegenheiten zu beseitigen? Die oberste Aufgabe der Justiz im übertragenen Wirkungskreise der Moral bleibt, viel eindringlicher als letztere es thun kann, das Bewußtsein der Menschen vom Rechte und vom Unrechte wach zu erhalten.

Diese Erkenntnisse und Bestrebungen reichen vollständig aus, um sowohl die vorbauende Gerechtigkeit als die bessernde Behandlung und die Unschädlichmachung der Uebelthäter zu erzielen.

In diesen Gedankengang reiht sich die Behandlung geisteskranker Verbrecher ohne Zwang ein; bei ihnen ist die Anlage und die Entwicklung gewaltsam geändert. Sie handeln unter einem Zwangsgesetze andrer Art, und ihre Besserung und Unschädlichmachung muß der Richter dem Arzte überlassen, freilich unter der fortdauernden Ueberwachung durch die Justiz.

Für die Justiz besteht nicht die mindeste Veranlassung und nicht der mindeste innere oder sachliche Zwang, sich mit der Erörterung einer aprioristischen Willensfreiheit oder eines absoluten Willenszwanges zu beschäftigen und sich so gegen die Grundlehren von Kant zu versündigen. Der Mann des Rechts kann sich ruhig auf den Boden dieser Lehre stellen, unabhängig davon, welcher Art seine metaphysischen Anschauungen sind. Das hat der geniale belgische Kleriker eingesehen und ausgesprochen, und es wäre zu wünschen, daß die Laiengelehrten ihm folgen.

Ich habe in meinem Buche „Seelenkunde“[1]) versucht, für jeden gewissenhaften Gebildeten im Zusammenhang darzuthun, daß die Lehre vom Rechte von jeder theologischen und metaphysischen Frage unabhängig behandelt werden kann, und ich hoffe, es wird den Strebern nicht gelingen, mein Streben lahmzulegen. Es kann nicht lange dauern, und vor allem das deutsche Volk wird die *halben* Befähigungen, die *halben* Charaktere und die *ganzen* Streber verleugnen.

*

Nun muß ich das verehrte Publikum und vor allem die Gelehrtenwelt noch einmal ins Theater laden, und ich richte diese Einladung insbesondere an den großen Berliner Altmeister der ärztlichen Welt, an Herrn Geheimrat *Rudolf Virchow*. Man stelle sich vor, ein Schauspieler würde irgend einen Raubmörder oder Macbeth oder Richard III. in der Maske, in der Haltung, in der Vortragsweise des berühmten, liebenswürdigen Berliner Gelehrten spielen. Ein schallendes Gelächter würde ertönen, und ich zweifle nicht, daß unter den ver-

---

[1]) 1895, Leipzig, bei Reisland.

ständnisinnigsten Lachern sich Virchow befinden würde. Und ich gönne ihm diese Heiterkeit aus vollem Herzen, aus großer Verehrung, die ich für den Meister empfinde, und zwar nicht aus einem subjektiven Bedürfnisse nach Götzendienst mit einer geschichtlich bedeutsamen zeitgenössischen Größe, sondern weil ich täglich seine große historische That, die Cellularpathologie, bewundere, weil ich an die große Bedeutung seiner Geschwulstlehre und an die große That denke, durch welche er mittels seiner nüchternen und vollständig vernünftigen Urteilsfähigkeit die Menschheit von den Delirien des Darwinismus, von denen freilich Darwin selbst nicht besessen war, befreite und so weiter.

Nachdem aber seine Heiterkeit ausgeklungen hat, erlaube ich mir, an den Meister einige ernste Fragen zu richten.

„Also Sie und alle vernünftigen Menschen verlangen, daß der darstellende Künstler und die Kunst den Uebelthäter durch die äußere Erscheinung glaubhaft machen solle — warum wollen Sie außerhalb des Theaters der Wissenschaft verwehren, diese äußeren anatomischen Zeichen zu suchen? Denn nur diesen Sinn konnte Ihr Anathema haben, das Sie auf der deutschen Anthropologenversammlung im Rheingau zu Speyer der Kriminal-Anthropologie entgegenschleuderten."

Nehmen wir an, die heutige Kriminal-Anthropologie hätte absolut noch nichts Positives geleistet; das Recht, die äußeren Merkmale anders- und minderwertiger Naturen, bei denen die Hauptursache ihres Verhaltens in ihrer Anlage liegt, zu suchen, darf vernünftigerweise niemand abgesprochen werden, und die Weisheit während des Theaterbesuchs soll nicht sofort schwinden, wenn der Vorhang fällt.

Ich sehe mich genötigt, gegen den Bannfluch Einspruch zu erheben, trotz der fast päpstlichen Autorität des anerkannten Hauptes der zeitgenössischen Biologie, und ich fühle mich dazu ermutigt, weil der Meister nicht e cathedra gesprochen hat, sondern nur als Wanderprediger auf einer Versammlung, und weil er gewiß nicht aus eignem Antriebe, sondern auf Drängen andrer vorgegangen ist.

Ich appelliere vom „Papa male informato" an den „Papa melius informatum".

Virchow hat einst behauptet, unser Wissen sei Stückwerk. Ich glaube, seine Kenntnis über Kriminal-Anthropologie besteht aus einem aus Fäden von Hörensagen gewebten kleinen Lappen und der — persönlichen Mitteilung eines ungarischen Gefängnisarztes. Würde der Berliner Meister die einschlägige Litteratur nicht bloß vom Hörensagen kennen, würde er wissen, wie die ernstesten Biologen — ich nenne nur Brouardel, Magnan, Moleschott —, wie die bedeutendsten Juristen — jene Frankreichs, Italiens, Belgiens und auch Rußlands obenan —, wie ernste staatsmännische Gesetzgeber, wie Le Jeune, sich an den Verhandlungen der drei ersten Kongresse beteiligten, wie alle die Gegner ernstester Art, wie Zanardelli und Lucchini in Italien, sich durch unsre Arbeiten ummodelten und auf den Standpunkt der Kantschen Antinomien gerieten, und hätte er eine Ahnung, wie auch in Deutschland die begabten und gewissenhaften ebenso wie die strebsamen Kriminalogen ihre Kollegienhefte, dank unsern Untersuchungen und

Schriften, umänderten, er hätte wahrlich seinen Bannfluch nicht losgelassen. Darum erlaube ich mir, ihm und dem schlecht informierten deutschen Publikum über das Wesen und den Inhalt dieser wissenschaftlichen Bewegung einige Aufschlüsse zu erteilen.

Schon im vorigen Jahrhundert hat ein Forscher ersten Rangs — nämlich Gall — einen verfehlten Versuch gemacht, der eine heftige Reaktion, besonders unter den theologisierenden Gelehrten, hervorrief. Galls „Phrenologie" wurde mit falschen anatomischen Argumenten bekämpft. Man sagte, daß ein Teil des Seelenorgans an der Basis des Schädels liege, und selbst wenn vorausgesetzt würde, daß psychische Anomalien grobe Abweichungen des Gehirn- und Schädelbaues nach sich ziehen, bliebe eine große Reihe von Anomalien am lebenden Kopfe unbemerkbar. Weiter wendete man ein, daß gerade die gröbsten Abweichungen des Schädelbaues bei normalen Individuen vorkamen. Es war niemand anders als Virchow, der diese falschen Einwände widerlegte. In seinem berühmten Werke über die Entwicklung der Schädelbasis zeigte Virchow, daß die Anomalien der Schädelbasis im Gesichtsskelett ihr Echo finden und daß gerade excessive Abweichungen bei fehlerhafter Anlage nötig sind, um normale Gehirnentwicklung zu ermöglichen, weil dann Kompensation erzielt wird, während geringere Abweichungen durch Mangel an Kompensation verhängnisvoll werden können.

Galls Lehre — obwohl schon der einfache bon sens sie als offenbar falsch erkennen mußte — war wissenschaftlich nicht widerlegt. Ich habe die anatomischen, physiologischen und psychologischen Irrtumsquellen Galls in meinem Buche „Kranoskopie und Kranometrie" (Wien, 1888, Seite 114—116) aufgedeckt. Wir wissen heute, daß die Elemente schon für die einfachste Vorstellung — zum Beispiel eines Stückes Kreide — über die ganze Gehirnoberfläche verbreitet sind und durch Verbindungsfasern zu seelischen Einheiten verbunden werden. Um so komplizierter muß die Anatomie der Träger für Charakterzüge sein und noch mehr für die seelischen Gesamtorganismen eines jeden Individuums, und die „Verbrechernatur" umfaßt das gesamte Seelenleben des Verbrechers. Obwohl nun das epochemachende Grundprinzip Galls, nämlich die Lokalisation der Gehirnfunktionen, heute außer Diskussion steht, so war seine Anwendung doch eine durchgehends irrige. Zudem hat Gall gewisse seelische Eigenschaften, wie Talent, Temperament, Phantasie, sich anatomisch gedacht, während diese auf physiologischen Eigenschaften beruhen und daher der Morphologie nicht zugänglich sind. Ohne Anatomie der Moleküle keine vollständige Anatomie der Seele!

Die heutige Kriminal-Anthropologie, die ich durch meinen Vortrag auf der Grazer Naturforscher-Versammlung (1875) neu begründete, nachdem zum Beispiel Morels frühere geniale Beobachtungen über „Stigmata" belasteter Individuen fast unbemerkt blieben, hat ganz andre Hilfsmittel und Ziele.

Ich selbst wurde zunächst von dem Interesse für die Psychologie der Verbrecher und besonders der durch die angeborene Anlage dazu ausersehenen geleitet, und diese Richtung hat die Kriminal-Anthropologie beibehalten. Die alte Kriminalogie ging

hingegen von der Definition der Verbrechen aus, und die Lehrer an den Universitäten hatten eigentlich keine Ahnung von der Verbrecherpsychologie und ihre Schüler, die Richter, die öffentlichen Ankläger und Verteidiger, meist falsche Ansichten. Darum betonte ich von Anfang demonstrativen Unterricht in „Verbrecherkliniken“. Das war vor allem die Ursache, daß alle begabten jungen Juristen, wenigstens in den Ländern, die sich vor Synoden nicht fürchten, sich uns anschlossen, und sie haben durch soziologische Studien über Verbrechen diese psychologischen Kenntnisse gefördert.

Die Gesellschaftslehre hat dann besonders die Milieu- und Gelegenheitsursachen der verbrecherischen Thaten aufgedeckt. Das Wort Lombrosos „Uomo delinquente“ war ein reiches Programm und eine historische That, und seine agitatorische Thätigkeit für dieses Programm hatte zunächst den Anschluß der begabtesten italienischen jüngeren Juristen zur Folge. Darum konnte ich den abwesenden Lombroso auf dem dritten kriminalanthropologischen Kongresse in Brüssel gegen zahllose Angriffe mit den Worten schützen, daß man ihn anerkennen müsse, wenn er auch nichts andres geleistet hätte, als das Wort „Uomo delinquente“ erfunden und einen genialen Juristen, wie Enrico Ferri, für die Kriminal-Anthropologie gewonnen zu haben. Wenn selbst die Arbeiten seiner guten schriftstellerischen Periode von Irrtümern, Leichtfertigkeiten und Paradoxomanie wimmeln, so sei es die Aufgabe der sondernden Beurteilung, das Gute hervorzuheben und das Verfehlte auszuscheiden. Der Irrtum verschwindet in der Geschichte; die Leistung bleibt. Die historische Erfahrung lehre, daß, wenn von einem zeitgenössischen biologischen Werke bloß 40 Prozent Wahrheit zurückbleiben, es noch zu den klassischen zu zählen sei.

Der Nachweis allein der Rolle der angeborenen Erschöpfbarkeit des Nervensystems — die ich als Neurasthenie bezeichnete — für die Seelenkunde der Verbrecher hat gewiß eine Bedeutung, die keine Autorität mehr aus der Welt schaffen wird.

Was die Kriminal-Anthropologie im engeren — anatomischen — Sinne betrifft, so liegt ein schwerer Irrtum der Gegner und vieler Anhänger vor. Die Irrenden verlangten oder erwarteten, daß diese Studien sie befähigen würden, einen Verbrecher vom normalen Menschen zu unterscheiden, etwa wie einen Ulanen von einem Infanteristen.

Ein Denker, der diese Studien unternahm, mußte sich im vornherein sagen, die seelische Gesamtgleichung sei die komplizierteste in der ganzen Natur und der Bau des Gehirns der komplizierteste in der Gestaltungslehre des Weltraums. Wenn wir letztere ganz aufgelöst hätten, besäßen wir nur einen Teil der Auflösung der ersteren. Die Auflösung der morphologischen Gleichung der Gehirnoberfläche — der dritten — liefert ferner nur einen kleinen Teil der Auflösung der zweiten und die Auflösung der morphologischen Gleichung des Schädels nur einen Teil der Auflösung der dritten. Wenn dennoch gehofft werden konnte und gehofft werden muß, daß das Studium des Schädels und der Gehirnoberfläche wichtige Aufschlüsse und Merkzeichen zur Charakteristik von Anders- und Minder-

wertigen geben würde, so ist das in dem allgemeinen Naturgesetz begründet, daß die Natur bei ihren Schöpfungen Form und Inhalt, Form und Leistung aufs innigste verknüpft, und daß die Gesamtorganisation einen Wiederhall in jedem Detail findet. Was sagen uns nicht Nage- und Schneidezähne als einzige Reste über Bau und Charakter ihrer Träger aus! Wie enorm viele Unterschiede wissen wir von zwei Tieren, von denen wir nichts als einen Fuß mit und einen ohne Schwimmhaut haben, und so weiter.

Ich habe im vornherein bekannt, daß wir neben dem geborenen Verbrecher den Epileptiker, den geborenen Narren und sonst die defekten Gehirnmenschen, also den minder- und anderswertigen Menschen, zunächst gemeinschaftlich anatomisch studieren müssen, daß wir vorläufig die seelischen Analysen der studierten Individuen parallel neben die Darstellung der Gehirnoberfläche und diese parallel neben die Beschreibung des Schädels stellen müssen, und daß wir uns hüten müssen, voreilig zu versuchen, die Einzelheiten dieser drei Reihen aufeinander zu beziehen und besonders nicht die anatomischen Reihen auf die Einzelwerte der psychologischen.

Der Uebergang des unterwertigen und anderswertigen Menschen zum mittel- und höherwertigen ist in einer komplizierten Reihe gegeben. Ein Kant kann ein motorisch ungeschickter Mensch sein und daher anatomisch-morphologische Entwicklungsmängel zeigen; ein Mann von feinem Geschmack kann ein geborener Schurke, ein Schwachsinniger und Unbeholfener ein edler Mensch sein. Ein Energischer kann geistig, sittlich und künstlerisch sehr tief stehen und umgekehrt. Alle diese Lücken der Gehirnanlage können morphologischen Ausdruck haben, haben gewiß solchen. Diese Verhältnisse erklären uns, warum keine morphologische strenge Grenzscheidung zwischen den Minderwertigen und Höherwertigen bestehen kann, wenn wir von einseitigem Gesichtspunkte der Intelligenz oder des Gefühlslebens oder der Willensbeschaffenheit ausgehen. Darum ist aber das Studium extremer Formunterschiede nicht wertlos.

Bedenkt man weiter, daß an jedem Querschnitte des Gehirns verschiedene Elemente vorhanden sind, die verschiedenen Leistungsgebieten, nämlich dem geistigen, moralischen, ästhetischen und der Thätigkeit angehören, so ist von vornherein klar, daß äußerliche Vergrößerungen und Verkleinerungen die verschiedenste Bedeutung haben können, je nachdem das eine oder das andre Leistungssystem vergrößert oder verkleinert ist. Aus dieser Kompliziertheit der Verhältnisse und der Denkformeln wird man erkennen, daß der alte Bibelfluch: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen" nicht zum wenigsten den Kriminal-Anthropologen trifft. Aber die Arbeit ist des Schweißes der Edeln wert, und man hüte sich, ohne tiefes Eingehen abzusprechen.

Wir sind heute schon so weit, daß wir mit Sicherheit von vielen Schädeln sagen können, auch wenn sie in Ninive ausgegraben würden: sie können keinem vollwertigen Individuum angehört haben, und bei vielen können wir sagen, es ist der Verdacht darauf gerechtfertigt. Denn daß die meisten Befunde uns nur ein Recht auf Verdacht, aber kein Recht auf ein sicheres Urteil geben, habe ich

längst hervorgehoben. Der Hauptwert der Kriminal-Anthropologie ist heute nicht das schon erreichte Detailergebnis, sondern die Umwälzung der Betrachtungsweise.

Welcher vernünftige Mensch wird den Meteorologen vorwerfen, daß sie Daten sammeln, wenn sie auch den Wert derselben heute noch nicht vollständig kennen und vor längerer Zeit noch weniger gekannt haben. Die Sammlung anatomischer Daten von minderwertigen Menschen ist nicht minder berechtigt, und eine Hemmung dieser Thätigkeit ist eine unberechtigte Beschränkung der Wissenschaft.

Die Kriminal-Anthropologie hat heute schon die Strafrechtslehre und die Rechtslehre überhaupt von der Theologie und Moralphilosophie losgelöst. Diese große kulturhistorische That wird keine Autorität und auch die Macht der Kirche nicht mehr ungeschehen machen.

Es ist aber eine Willkürlichkeit, gegen die wir feierlichst protestieren müssen, die Kriminal-Anthropologie mit Lombroso zu identifizieren und die Kritik des Lombrosismus mit der Kritik der Disciplin zusammenzuwerfen. Der Turiner Professor wird schon lange von seinen engeren Arbeitsgenossen nicht mehr ernst genommen.

Für die homöopathische Behandlung der Verbrecher, für Telepathie, für Spiritismus, für Graphologie und dergleichen haben wir so wenig Sympathie wie Virchow. Die jeux d'esprits Lombrosos in Bezug auf das Genie als Degeneration und die anthropologische Stellung des Weibes und des Kindes haben wir lächelnd hingenommen und die Bücher als Unterhaltungslektüre für reife Commis voyageurs und für die unreife Jugend angesehen. Die schriftstellerische Entartung Lombrosos, der heute fabrikmäßig mit weitgetriebener Arbeitsteilung arbeitet, hat ihn deklassiert, und seine dreieinige Eitelkeit, nämlich die vereinte kindische, weibische und senile, hat ihn geradezu unleidlich gemacht. Ist er doch so weit gesunken, für den Sold eines rabulistischen, übelbeleumundeten dalmatinischen Advokaten, der der Eitelkeit Lombrosos als „Oberautorität" zu schmeicheln verstand, auf Grund von Mitteilungen des Vertreters einer Prozeßpartei — wieder in Form einer Compagnie-Arbeit — ein Gegengutachten über den Geisteszustand einer Dame in Wien abzugeben, welche Wagner-Jauregg und ich zum wiederholten Male untersucht und begutachtet haben. Wir haben es nicht der Mühe wert gefunden, auf das Machwerk zu reagieren.

Warum hat der berühmte Berliner Gelehrte sich nicht gegen mich gewendet, der doch in der ganzen Welt als deutscher Hauptvertreter dieser Disciplin angesehen wird? Er mußte doch wissen, daß mir die Priorität gebührt, da ich 1875 diese Disciplin auf der deutschen Naturforscherversammlung in Graz neu begründete und ihr den Namen gab. Ich und wir prätendieren nicht, daß der vielseitige Mann unsre und meine Arbeiten kenne, aber Gelehrtenklatsch allein genügt doch nicht zu einer verwerfenden Urteilsfällung.

Ich zweifle nicht, daß, wenn ich Reichsdeutscher wäre, man nicht so leichthin, wie es geschieht, eine deutsche Arbeit auf Kosten fremdländischer ignorierte. Aber

das ist der Fluch jedes selbständigen Deutsch-Oesterreichers, der nicht aus „guter deutscher Schule“ ist, das heißt, der nicht in der in Deutschland gerade herrschenden Strömung schwimmt, daß er in Paris, in Rom, in London, Petersburg und New York früher für seine geistigen Kinder Achtung, Verständnis und liebevolle Anerkennung findet als in Berlin und Wien. An den Früchten sollt ihr sie erkennen, ist eine alte Mahnung. Nehmen wir an, die anatomische Seite der Kriminal-Anthropologie sei bisher ohne direktes Resultat geblieben, so hat das Studium der Gehirnoberfläche und der Schädel der Minder- und Anderswertigen doch hervorragende wissenschaftliche Ergebnisse geliefert. Herr Virchow glaubt wohl auch an die falsche Märe, ich hätte einen bestimmten Windungstypus für Verbrecher erfunden; dann wäre eine Abweisung vielleicht gerechtfertigt. Ich habe aber bloß eine Reihe von atypischen Abweichungen an Gehirnen von Verbrechern nachgewiesen und sofort vermutet, daß sich dieselben an diesen, wie überhaupt bei allen Minder- und Anderswertigen, z. B. beim Epileptischen und geborenen Narren, häufiger finden, und daß ihre Reihe eine abweichende sei. Es ist mir nicht eingefallen, daraus absolute diagnostische Schlüsse zu ziehen.

Aber selbst wenn ich total geirrt hätte, so wird Herr Virchow wissen, und wenn nicht, kann es ihm sein hervorragender Kollege Waldeyer sagen, daß ich an diesen Gehirnen Anders- und Minderwertiger die Kluft überbrückt habe, welche zwischen den Primatengehirnen und den übrigen Tiergehirnen bestand. Da die muckernden Anatomen immer mit Wollust vor dieser Kluft standen, so wird Herr Virchow die grundlegende Bedeutung für alle Geisteswissenschaften, welche dieser aus der Beschäftigung mit Kriminal-Anthropologie hervorgegangenen Ueberbrückung zukommt, gewiß gerne acceptieren. Es giebt heute wohl in Deutschland keinen Anatomen mehr, der den vollen Ernst dieser Arbeiten nicht anerkennt. Lange Zeit war kein anatomischer Schnabel gelb genug und kein anatomischer Junge grün genug, um nicht über dieselben zu spotten und abzusprechen, und dieses Verhalten der deutschen Brüder gab in Wien Veranlassung und Stoff zu den gemeinsten Mißhandlungen von seiten maßgebender Kreise.

Ganz bestimmt weiß der verehrte Meister, wohin das Streben, die Formverschiedenheiten, besonders die atypischen, des Schädels metrisch festzustellen, geführt hat. Herr Virchow hat gerade mit bewundernswerter Liebenswürdigkeit und Ausdauer mitten in der Fülle von Beschäftigung meinem kranometrischen Apparat auf einer wissenschaftlichen Ausstellung in Berlin volle Aufmerksamkeit geschenkt und zweifelt wohl keinen Augenblick an der geistigen und mechanischen Superiorität meiner Methode. Hat sie doch die Grundsätze für den geistigen und mechanischen Vorgang einer biologischen Messung ein für allemal festgelegt. Wenn der berühmte Meister sie nicht übt, so ist es offenbar, weil er und jedermann mit den heutigen dilettantischen Methoden noch genug bedeutsame Ergebnisse erzielen kann. Die Genialität, mit der Virchow aus einfachen Maßdifferenzen einzelner Teile des Schädels auf den Gesamtaufbau geschlossen hat, sichert ihm einen hervorragenden Platz in der Geschichte der biologischen Mechanik, die freilich in Bezug auf exakte Methodik eine Wissenschaft

der Zukunft ist. Die gegenwärtige Generation leidet noch schwer unter der mangelhaften Erziehung für die Biologie. Es fehlt die Sicherheit und Geläufigkeit der Raumanschauung und vollends die Ausbildung in der wissenschaftlichen Mechanik. Darum testiere ich meine Methode einer künftigen, besser ausgebildeten Generation. Daß diese Methode aber gerade aus der Kriminal-Anthropologie hervorging, sichert dieser ihre wissenschaftliche Bedeutung. Daß aber in den Meßstudien der heutigen Anthropologie viel Spielerei ist, hat Sergi in Rom schlagend gezeigt, und wie viel Mißbrauch mit den Schlußfolgerungen, besonders für die Rassenlehre, getrieben wurde, werde ich in einem folgenden Abschnitte dieser Skizzen: „Adam und Eva in der Anthropologie“ nachweisen.

Uebrigens war es kein Geringerer als Virchow, der mich zur Kriminal-Anthropologie verführte. Eine Bemerkung Virchows in seinem berühmten Werke „Entwicklung der Schädelbasis“, daß nämlich bei Epileptischen ganz gewöhnliche Aplasien des Gehirns und entsprechende Anomalien des Schädels vorliegen, war für mich, als anatomischen Forscher, bahnbrechend. Ich hatte schon durch Trousseau erkannt, daß die eigentliche Epilepsie keine Krankheit, sondern eine „andre Art des Seins“ (Diathese) sei; durch Virchow erfuhr ich, daß diese andre Art des Seins anatomisch erkennbar sei, und zahllose klinische Beobachtungen bestätigten mir dies mit der Einschränkung, daß wenigstens bis heute diese Gestaltungsabweichungen nur ein Recht auf diagnostischen Verdacht, aber keine absolute Gewißheit liefern. Ein zweites Werk Virchows, das mich anfeuerte, war jenes über die anatomischen Kennzeichen der Schädel niederer Rassen. Ein „Mexikaner“ ist gewiß im Schwimmen, Reiten, Fischen und Jagen, in Bezug auf persönlichen Mut, auf Ausdauer aller Art und an Heroismus im Ertragen physischer Leiden den meisten Berliner Kindern „über“. Wenn also der berühmte Forscher noch Kennzeichen niederer Rassen an ihren Schädeln suchte und solche fand, so konnten sie nur den Sinn haben, daß sie — wenn auch sehr grobe — Zeichen verminderter intellektueller, sittlicher und künstlerischer Fähigkeit seien. Warum sollte es dann nicht erlaubt und geboten sein, überhaupt bei Minder- und Anderswertigen zu suchen, und warum sollte das Gefundene verheimlicht und der Kritik entzogen werden?

Nonnunquam dormitat Homerus ist eine alte Kunde, von der ich hoffe, daß sie nicht wahr ist. Es wäre traurig, wenn der große Dichter an Schlaflosigkeit gelitten und nur hin und wieder geschlafen hätte. So wohlthätig das Schaffen bedeutender Menschen ist, so wäre es doch grausam, ihnen keine Ruhe zu gönnen. Darum grollen wir auch, daß der berühmte Berliner Pathologe gedrängt wurde, wissenschaftlich „Wacht am Rhein“ zu stehen, um die Invasion der Kriminal-Anthropologie in Deutschland zu verhüten, die in den Ländern, in denen die Geistesfreiheit von oben nicht bedrängt wird, selbst bei den Gegnern volle Beachtung findet. Er hat nur zu Gunsten der Euzophoben gesprochen, das ist jener, die Angst vor den Eminenzen, Excellenzen und Konsequenzen haben, und ferner im Sinne jener schmalspurigen Sekundärgelehrten, die, weil sie selber nicht den Mut und das Geschick haben, schwierige und gefährliche Bahnen zu

wandeln, das Klettern verbieten wollen, und zum Nutzen jener, die im geheimen muckern. Die historische Wahrheit, daß in jeder Strömung eine Menge Irrtum schwimmt, und daß in den irrtumreichsten Strömungen oft ein Niederschlag von kostbarer Wahrheit zurückbleibt, kann einem klaren Kopfe wie Virchow nicht verborgen bleiben. Gewiß ist, daß der Haeckelismus und der Lombrosismus selbst mit ihren Verirrungen eine mächtige Aufwühlung erstarrter und überlebter Anschauungen bewirkt haben. Darum bin ich auch lange den Verirrungen Lombrosos nicht entgegengetreten, trotzdem Eduard v. Hoffmann mich öfters dazu drängte, weil sie die ganze Bewegung kompromittierten. Zur ersten Erregung der Massen ist die reine Weisheit nicht dienlich; es muß immer Phantasie-Arbeit dabei sein, und ein gut Stück Thorheit als Zugabe ist eher nützlich als schädlich. Ein deutscher Gelehrter von Ansehen muß heute vor allem vorsichtig sein, da die wissenschaftliche Freiheit in Deutschland unter dem Drucke von Gesellschaftskreisen steht, die der Geistesfreiheit nicht hold gegenüberstehen. Schon besteht die Gefahr, daß die romanischen Völker nicht bloß in jenen Wissenschaften, welche die volle geistige Freiheit voraussetzen, die Führung übernehmen, und ein Mann von der Autorität Virchows scheint mir berufener, gegen die Kreise Front zu machen, die der geistigen Freiheit gegenüberstehen, als Ausschreitungen auf berechtigten Bahnen und damit in der Meinung vieler die Bahnen selbst in Acht und Bann zu legen.



Die wahre Bastille.

Von

Frantz Funck-Brentano.

II.

Die Lettres de Cachet.

In die Bastille kam man durch Lettres de Cachet. Das System der Lettres de Cachet hat die Einbildungskraft der Menge mehr noch als die Bastille selbst beschäftigt und in Aufregung versetzt. Eigentlich ist die Bastille nur das Symbol der Lettres de Cachet gewesen. Ihnen muß man daher zunächst die Aufmerksamkeit zuwenden.

Ein allgemein verbreiteter Irrtum ist die Ansicht, die Lettres de Cachet seien hauptsächlich in Staatsangelegenheiten von mehr oder minder hoher Bedeutung

zur Anwendung gekommen: Es verbreitet zum Beispiel jemand Angriffe gegen angesehene Persönlichkeiten oder gegen die Religion oder gegen die Autorität des Königs; er wird in die Bastille gesteckt. Das ist die Anschauung, die man gewöhnlich von den Lettres de Cachet hat. Ebenso glaubt man einen mächtigen Minister zu sehen, der es im Interesse des Staates für geboten erachtet, diese oder jene Persönlichkeit zur Haft bringen zu lassen. Lettres de Cachet, die ihr Dasein mehr oder minder ernstlichen politischen Erwägungen verdankten, kamen so selten vor, daß man unter tausend kaum zwei bis drei antrifft, und der Geschichtsforscher, der die Einrichtung in ihrem Gesamtcharakter kennen lernen will, beinahe das Recht hat, sich um sie nicht weiter zu bekümmern. Mit was für Angelegenheiten beschäftigten sich dann die neunhundertsiebenundneunzig bis neunhundertachtundneunzig übrigen Lettres de Cachet? Mit Polizei- und Familienangelegenheiten.

Verlieren wir zunächst ein flüchtiges Wort über die Lettres de Cachet, welche die Polizei veranlaßte. Sie kann der moderne Geist sich am ehesten erklären. In Polizei-Angelegenheiten leisteten sie wirklich gute Dienste, solange das absonderliche Gerichtsverfahren bestand, ein Erbstück aus unvordenklicher Zeit, über dessen Aufrechterhaltung das alte Regime mit so peinlicher Eifersucht wachte. Der große Malesherbes äußert sich in einer Denkschrift über die Lettres de Cachet: „Der Richter kann, wenn es sich nicht um eine Ertappung auf der That handelt, eine Verhaftung nur durch einen Haftbefehl vornehmen lassen, dieser wird nur nach einer vorgängigen Untersuchung gewährt, die Zeugen werden nur verhört, nachdem eine Vorladung an sie ergangen ist, das Ministerium läßt sie nur vorladen, nachdem es die Erlaubnis erhalten hat, eine Untersuchung anzustellen, und es erhält diese Erlaubnis nur, wenn es in einer Eingabe darum nachsucht. Inzwischen entwischt der Schuldige. In diesem Falle sucht der Generalprokurator oder seine Substituten um eine Lettre de Cachet nach.“ War auf diese Weise der Angeklagte durch einen königlichen Befehl, der ihn unvermutet betroffen hatte, hinter Schloß und Riegel gebracht, so kam es zu einem regulären Haftbefehl, der von einem Gerichtshofe, einem Parlament oder Chatelet erlassen wurde; dann wurde sofort der königliche Befehl — das war der Name, mit dem man die Lettres de Cachet belegte — zurückgezogen, und der Gefangene ging in die Hände der regulären Justiz über. Man sieht, daß unter diesen Umständen die Lettres de Cachet mit einem Vorführungsbefehl verglichen werden können, den unsre Untersuchungsrichter erlassen, und der bis zu dem Tage in Kraft bleibt, an welchem die Anklagekammer ihre Entscheidung fällt.

Eine andre Art von Lettres de Cachet in polizeilichen Angelegenheiten war eine Eigentümlichkeit von Paris. „In vielen Städten,“ schreibt Malesherbes, „belegen die mit der Polizeigewalt betrauten Magistrate diejenigen, welche die gesellschaftliche Ordnung stören, mit Gefängnisstrafe, ohne daß ein Verfahren stattfände oder es eine Berufung dagegen gäbe. In Paris lassen sich das öffentliche Ministerium und das Polizei-Amt (das heißt der Generallieutenant), statt in eignem Namen Verfügungen zu erlassen, königliche Befehle erteilen.“

Diesem letzteren Umstande ist es zuzuschreiben, daß in Paris die Lettres de Cachet in Polizei-Angelegenheiten häufiger vorkommen als diejenigen in Familienangelegenheiten, während es sich in der Provinz umgekehrt verhält. Trotzdem bieten die Familien-Lettres de Cachet, wie man sie offiziell nannte, allein dem Historiker ein größeres Interesse dar. Sie sind eine Eigentümlichkeit des alten Regimes, dessen Charakter sie in ganz überraschender Weise erläutern. Sie lassen uns bis in das innerste Wesen dieser gesellschaftlichen Organisation eindringen, aus der die unsrige hervorgegangen ist, wenn sie sich auch so verschieden von ihr entwickelt hat.

Wir wollen kurz die Geschichte einiger dieser Familien-Lettres de Cachet wiedergeben, einige typische Fälle, an welche die Phantasie des Lesers tausend ähnliche anreihen kann, und dann mit wenigen Worten die Schlußfolgerungen feststellen, welche der Geschichtsschreiber daraus ziehen zu sollen glaubt.

Gegen Ende des Jahres 1750 gelangte an den Polizei-Generallieutenant Berryer eine Beschwerde der Marie Adrienne Petit, der Gattin des Handschuh- und Parfümeriehändlers François Olivier, der sein Geschäft in der Rue de la Comtesse d'Artois hatte. Eine junge Näherin, Marie Bourgeois, war in ihrem Haushalt aufgetaucht und hatte mit ihren hübschen, rosigen Fingerchen alsbald alles drüber und drunter gebracht. Frau Olivier sah sich vernachlässigt, beleidigt und vernachlässigt sogar von ihrem Manne und den Laden, den der Geschäftsinhaber kaum noch betrat, nach und nach um seine Kundschaft gebracht. Schließlich gingen die Ersparnisse des Haushaltes in Schmuckgegenständen für das gefallsüchtige Mädchen drauf, dem Meister Olivier keine Bitte mehr abzuschlagen vermochte. Der Polizeilieutenant schickte einen seiner Kommissare, einen gewissen Grimperel, zu Marie Bourgeois. Der Kommissar sprach ihr in ernster Weise zu und schloß seine Rede mit dem Verbote, fernerhin mit dem besagten Olivier zu verkehren. Die hübsche Näherin lachte hell auf, aber so artig, daß der Kommissar nicht ärgerlich werden konnte. Das Verhältnis zwischen Olivier und seiner Geliebten dauerte nach wie vor fort. Im Tone der Verzweiflung wurde eine neue Beschwerde von Frau Olivier an den Polizeilieutenant gerichtet, der einen seiner Inspektoren damit beauftragte, sich von den der Eingabe zu Grunde liegenden Thatsachen zu überzeugen und „in Gemeinschaft mit dem Kommissar Grimperel darüber zu berichten“. Die Berichte, welche die beiden Beamten abfaßten, hatten fast denselben Wortlaut: „Die besagte Bourgeois hört nicht auf, mit dem Herrn Olivier zu verkehren, trotz des ihr dieserhalb wiederholt eingeschärften Verbotes.“ Einstweilen zögerte Berryer noch, von dem verhängnisvollen Mittel der Lettre de Cachet Gebrauch zu machen; er wollte vorher versuchen, das Liebespärchen in glimpflicherer Weise zur Vernunft zu bringen. Er schrieb deshalb an den Pfarrer des Kirchsprengels, in welchem Marie Bourgeois wohnte. Diese, die jedenfalls etwas davon erfahren hatte, daß sie vor den Pfarrer vorgefordert werden sollte, wechselte ihre Wohnung und zog nach einer andern Pfarre, und trotz neuer, eindringlicherer Ermahnungen des Kommissars Grimperel nahm ihr Verhältnis mit dem Parfümeriehändler aus

der Rue Comtesse d'Artois seinen Fortgang. Neue Klagen gelangten im Monat Mai an die Polizei. „Haben Sie Erbarmen,“ schrieb Frau Olivier, „und lassen Sie Marie Bourgeois einsperren!“ Trotzdem kam Berryer erst zu einem Entschlusse nach einer nochmaligen, durch andre Polizeibeamte angestellten Untersuchung und einer neuen Bittschrift der Frau Olivier: „Mein Mann steht im Begriffe, morgen oder heute schon Paris zu verlassen; seine Geliebte hat bereits ihr Zimmer aufgegeben.“ Marie Bourgeois wurde am 15. Juli 1751 verhaftet und in die Salpêtrière gesteckt. Hinter Schloß und Riegel hatte das hübsche Mädchen Zeit, an die schlimmen Folgen zu denken, welche die Liebschaft mit einem Parfümeriehändler nach sich ziehen konnte; die Familie schritt unterdes zu ihren Gunsten ein. Ihre Schwester Madeleine und eine ihrer Tanten, Frau Herbon, eine Kleidermacherin, beteuerten, Marie sei ein anständiges Mädchen. Andrerseits bat Frau Olivier, daß man sie in Gewahrsam halte. Die Bittschriften folgten einander bis zum 21. Februar 1752; an diesem Tage schrieb der Lieutenant an den mit dem Departement von Paris betrauten Staatssekretär: „Die Schwester und die Tante der Marie Bourgeois haben sich schriftlich verpflichtet, über ihr Betragen zu wachen, und François Olivier ebenso, jeden Verkehr mit ihr aufzugeben.“ Die Thore des Gefängnisses öffneten sich, und da der Polizeilieutenant fortan weder von Fräulein Bourgeois noch von Meister Olivier etwas hörte, ist die Vermutung gerechtfertigt, daß das Parfümeriegeschäft in der Rue Comtesse d'Artois seine Kundschaft und das Hauswesen des Parfümeurs wieder Einigkeit und Ruhe fand.

Wir könnten eine ganze Reihe von Akten anführen, die sich auf Verhaftungen infolge von Familien-Lettres de Cachet beziehen, und würden fast immer eine Variante zu der vorstehend erzählten Geschichte bekommen. Es ist das der am häufigsten vorkommende Fall. Dabei zeigt sich, daß die Lettre de Cachet nicht gegen den ungetreuen Gatten gerichtet wird, sondern gegen die Person, die durch die von ihr hervorgerufene Leidenschaft den Frieden der Familie gestört hat. In einzelnen Fällen wird allerdings um die Lettre de Cachet direkt gegen den Mann oder die Frau nachgesucht. Dabei drängt sich eine andre Bemerkung auf: der königliche Befehl wurde weit leichter vom Mann gegen die Frau als von der Frau gegen den Mann erlangt, und doch machten stets die gegen die Männer gerichteten Lettres de Cachet die Mehrzahl aus, „weil“, wie Malesherbes bemerkt, „um sie mit weit größerem Eifer als um alle übrigen nachgesucht wurde“.

Die königliche Autorität drängte sich selbst dann in die Familien ein, wenn es in diesen keinen Skandal gab. Der junge Herzog von Fronsac, der später, nach dem Tode seines Vaters, zum Herzog von Richelieu ernannt wurde, wurde zum ersten Male in die Bastille gesteckt, weil er seine Frau nicht gern hatte. Der schöne Kavalier wurde mehrere Wochen hinter Schloß und Riegel gehalten, „in finsterer Einsamkeit“, wie er schreibt, nur in Gesellschaft eines mürrischen Abbé, der ihm Predigten über seine Pflicht hielt. Da plötzlich öffnet sich die Thür des Gefängnisses, und herein tritt, jung und anmutig, seine Gattin. „Der

schöne Engel," schreibt der Herzog, „der vom Himmel auf die Erde herabstieg, um Petrus zu befreien, strahlte nicht in einem derartigen Glanze."

Die von so viel Beobachtungsgabe und so gutem Humor zeugenden Berichte des großen Polizeilieutenants d'Argenson, von denen Paul Cottin eine recht gute Ausgabe veranstaltet hat, bieten eine Menge ähnlicher Züge dar. „Eine junge Frau," schreibt er, „namens Baudoin, erklärt ganz öffentlich, sie werde niemals ihren Mann lieben, und es stehe jedem frei, über ihr Herz und ihre Person zu verfügen, wie es ihm beliebe. Es giebt keine Unverschämtheit, die sie nicht gegen ihren Mann vorbringt, der ganz unglücklich und der Verzweiflung nahe ist. Ich habe zweimal mit ihr gesprochen, und obgleich ich seit Jahren an unverschämte und lächerliche Redensarten gewöhnt bin, mußte ich doch unwillkürlich über die Gründe staunen, mit welchen diese Frau ihr System stützt. Sie will in dieser ihrer Ueberzeugung leben und sterben; man müsse den Verstand verloren haben, um sich zu einer andern zu bekennen, und ehe sie mit ihrem Mann zusammenlebe, wolle sie lieber unter die Hugenotten gehen oder Nonne werden. Auf den Bericht über so viele Unverschämtheiten hin war ich geneigt, sie für verrückt zu halten; leider ist sie es aber nicht in dem Grade, daß man sie von Amts wegen einsperren könnte; sie besitzt sogar zu viel Geist, und ich gab mich der Hoffnung hin, daß, wenn sie zwei bis drei Monate an einem Zwangsort zugebracht habe, sie diesen Aufenthalt für noch trauriger halten werde als die Gegenwart eines Mannes, den sie nicht liebt. Uebrigens ist dieser von einer so gefügigen Gemütsart, daß er gerne darauf verzichten würde, geliebt zu werden, wenn seine Frau nur zu ihm zurückkehren und ihm nicht alle Augenblicke sagen wolle, daß er ihr verhaßter als der Teufel sei. Die Frau erwidert jedoch, sie verstehe nicht zu lügen; die Ehre einer Frau bestehe, wenn man aufrichtig sein wolle, darin, daß sie die Wahrheit sage; alles übrige seien Hirngespinste; sie würde sich auf der Stelle das Leben nehmen, wenn sie gewiß wüßte, daß sie ihrem Manne die geringste Zärtlichkeit erweisen müsse."

Im Jahre 1722 kehrte Nicolas Cornille, ein Bürger von Paris, von einer längeren Seereise nach Hause zurück. Frohgemut betritt er seine Wohnung und stellt sich seiner Frau dar, kommt bei dieser aber schön an: „es sei ein schlechter Witz, wenn er sich für ihren Gatten ausgeben wolle"; kurz, trotz der Gegenvorstellung des guten Mannes weigert sie sich, ihn in den Besitz nicht nur seiner ehelichen Rechte, sondern, was Cornille viel bedenklicher fand, auch seines Vermögens treten zu lassen. Eine Lettre de Cachet beförderte diese widerspenstige Gattin nach der Salpêtrière.

So häufig auch die Lettres de Cachet waren, die durch eheliche Zerwürfnisse veranlaßt wurden, so war der gewöhnlichste Fall doch der, daß der königliche Befehl von Eltern gegen das eine oder das andre ihrer Kinder erbeten wurde.

Wenn ein Vater sich über eines seiner Kinder zu beklagen hatte, gleichviel, in welcher Lage sich dieses befinden oder wie alt es sein mochte, so nahm er, wenn er auch nur ein schlichter Arbeiter war, seine Zuflucht zur königlichen Autorität, und der König stellte ihm eine Lettre de Cachet zur Verfügung.

Louis Demonceau ist auf Verlangen seines Vaters im Schlosse von Ham gefangen gehalten worden; er schrieb demselben unter dem 29. März 1706: „Trotz allen Veranlassungen zur Unzufriedenheit, die ich Ihnen gegeben habe, bin ich überzeugt davon, daß Sie Mitleid mit mir haben werden, da ich seit sechs Monaten von einem Uebel befallen bin, das mich auf die Dauer in Stücke zerfallen lassen wird, wenn Sie kein Erbarmen mit meinem unglücklichen Zustande haben. Da meine Freilassung ganz von Ihnen abhängt, so lassen Sie mir dieselbe zu teil werden; ich bitte Sie darum und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, sobald ich hergestellt sein werde, mit jeder Lage zufrieden sein will, die Sie mir anweisen werden, und es thut mir leid, daß ich das bis jetzt nicht gewesen bin. Ich bitte Sie, seien Sie barmherzig.“ Der Sohn eines Papierhändlers vom Marais wird im Jahre 1751 im Gefängnisse von Charenton festgehalten, von dem aus er an seine Mutter schreibt: „Der Pater Prior hat mir gesagt, ich würde von hier nicht eher fortkommen, bis mein Vater gestorben sein werde; obgleich derselbe mir nichts Gutes erweist, habe ich ihn sehr gerne und wünsche, daß er weit länger leben möge als ich.“

Wenn der Vater gestorben ist, geht das Ansehen des Familienhaupts auf die Mutter über. Eine Witwe Bernard, Obsthändlerin, setzt im Jahre 1751 dem Polizeilieutenant auseinander, sie habe allen Grund, zu befürchten, daß ihre Tochter infolge ihres schlechten Betragens Streiche begehen werde, die sie entehren würden. Berryer, der um jene Zeit Generallieutenant der Polizei war, schickt das Gesuch dem Inspektor La Chassaigne zu, der erwidert: „Es würde ein Werk der Barmherzigkeit sein, dieses Mädchen in das Hospital einsperren zu lassen,“ was besagen will, in die Gefängnisse der Salpêtrière. Auf einen Bericht hin, den Berryer an d'Argenson, den Kriegsminister, dem das Departement von Paris unterstellt war, erstattete, kontrasignierte dieser den Befehl des Königs, das heißt die Lettre de Cachet. Jeanne Bernard war damals einundvierzig Jahre alt. Sie befand sich mehrere Monate in Haft, als sie Schritte zu ihrer Befreiung unternehmen ließ, aber ihre Mutter war unerbittlich. „Die Witwe Bernard widersetzt sich der Freilassung ihrer Tochter,“ so lesen wir unter einem von der Gefangenen eingereichten Gesuch, „soll zur Berücksichtigung zu den Akten.“

Im Jahre 1755, vierundeinhalbes Jahr nach ihrer Einlieferung in die Salpêtrière, wurde Jeanne Bernard noch gefangen gehalten, und wir lesen auf der Rückseite eines zum Zweck ihrer Freilassung eingereichten neuen Gesuchs: „Ihre Mutter widersetzt sich ihrer Befreiung.“

Anne Louise Besche war eine junge Frau, die, nachdem sie ihren Mann verloren hatte, sich darüber in einer Weise zu trösten suchte, die sich unschwer denken läßt und die sie durchaus nach ihrem Geschmack fand. Ihre Mutter schrieb an den Polizeilieutenant: „Meine Tochter stellt ihre Familie bloß.“ Der Brief war außer von ihr noch von mehreren Personen unterzeichnet, unter anderm auch von dem Pfarrer des Sprengels. Inspektor Roussel, der den Auftrag erhielt, sich von dem Thatbestand zu überzeugen, gab auf der Rückseite

des Gesuchs die Zeugenaussagen wieder, und da die Klage begründet war, wurde Anne Louise Besche ins Gefängnis gesteckt.

Schlimmer ist die Geschichte des siebenundzwanzigjährigen Tischlergesellen Thomas Bouillette, der auf Veranlassung seiner Mutter, der Witwe Bouillette, einer Frau, die mit Fleischabfällen handelte, nach Bicêtre gebracht wurde. Diese erklärt in ihrer Bittschrift, „ihre Familie bestehe aus anständigen Leuten und befürchte, der Verkehr mit liederlichen Persönlichkeiten werde zu verdrießlichen Folgen führen". Thomas Bouillette befand sich bereits mehrere Monate in Bicêtre, als von der Mutter ein neues Gesuch beim Polizeilieutenant einlief. „Es scheint," so sagte die wackere Frau, „daß mein Sohn Lust hat, Dienste bei der indischen Compagnie anzunehmen; die Familie befürchtet in ihrer Trübsal jedoch, daß er das nur zum Vorwand nehme, um zu entwischen, und bittet darum, daß man ihn mit den in Eisen gefesselten Deserteuren nach den Inseln im mexikanischen Golf schafft." Die Bittstellerin erbietet sich, die gesamten Transportkosten zu tragen, „weil sie lieber dieses Opfer bringen als den Schmerz erleben will, sich durch einen liederlichen Menschen entehrt zu sehen". Das Gesuch der Witwe Bouillette wurde ohne weiteres genehmigt.

Wir entnehmen diese Beispiele etwas auf gutes Glück hin den zahlreichen Aktenbündeln, welche die Archive der Bastille füllen; sie bieten fast immer die gleichen Thatsachen dar. Das Gesuch des Vaters wird selten abgelehnt. „Die bloße väterliche Autorität," schreibt ein Subdelegierter, der zur Entscheidung eines derartigen Falles berufen war, „sollte den Ausschlag geben, da man nicht annehmen kann, daß das Pflicht- und Freundesgefühl eines Vaters sich irgendwie durch Vorurteile beeinflussen ließe." Trug zufällig einmal der Minister Bedenken, den königlichen Blitzstrahl den Händen eines erzürnten Vaters anzuvertrauen, so mußte er sich darauf gefaßt machen, scharfe Worte zu vernehmen, wie sie einmal Malesherbes von einem derselben zu hören bekam: „Wenn die über alle gesetzte vormundschaftliche Gewalt sich weigert, der häuslichen Autorität ihre Stütze zu leihen, so muß sie jedenfalls wissen, welche Mittel ihr zur Verfügung stehen, um über jedes einzelne Haupt zu wachen. Ich gebe mich daher zufrieden; aber sie wird meinem Alter, das einst kommen wird, um von ihr Rechenschaft über die Bloßstellung eines Namens zu verlangen, der sich makellos von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat und den ich so gut zu erhalten bestrebt war, ihren Beistand nicht versagen, um denselben von der durch das Gesetz über ihn verhängten Schmach zu reinigen."

Die bloße Befürchtung, ein Sohn oder eine Tochter könne sich auf einen Weg verlieren, der sich für ein Mitglied der Familie nicht schicke, wird zum Beweggrunde für die Verabfolgung einer Lettre de Cachet. Viele der Gründe, die von den Eltern angeführt werden, würden daher heute als nicht stichhaltig erscheinen, wie Jugendstreiche oder das leichtsinnige Geldausgeben lustiger Studenten, denn man braucht Röcke mit vielen Bändern und eine gute Schneiderin für Manon oder für Lisette. Ein Advokat läßt seinen Sohn ins Gefängnis werfen, weil er, wie er sagt, es noch dahin bringen wird, seine Familie durch den Schau-

spielerberuf, den er ergreifen will, zu entehren; andrerseits läßt ein Schauspieler den seinigen hinter Schloß und Riegel bringen, mit dem Ersuchen, ihn alsbald nach den amerikanischen Kolonien zu spedieren, weil er, wie es in dem betreffenden Gesuche heißt, dem väterlichen Berufe nicht folgen wolle und darum über kurz oder lang unfehlbar dem Elend anheimfallen werde. Manchmal haben die Eltern noch erstaunlichere Gründe. Eine Frau Leblanc wollte durchaus bei ihrem Manne bleiben, obwohl dieser kein Vermögen mehr hatte, „mit einem Eigensinne, den selbst ihr Beichtvater nicht hat überwinden können". Die Mutter der jungen Frau ließ sie bei den Trinitarierinnen einsperren. „Nur mit Schmerzen," schreibt sie an die Superiorin, „habe ich meine Tochter dem Schicksal anheimfallen sehen, das sie durchmacht, und es ist gewiß etwas Fürchterliches, wenn man der Freiheit beraubt ist und sich dabei weiter nichts vorzuwerfen hat als eine zu große Anhänglichkeit an seinen Mann."

Einer der Gründe, der am häufigsten in den von den Familien eingereichten Gesuchen vorkommt, ist die Befürchtung, einen Sohn oder einen Verwandten eine unpassende Ehe eingehen zu sehen. Man zeigt sich über dieses Kapitel in den bescheidensten Familien nicht minder streng wie in der vornehmen Welt. Ein Schuhmachermeister oder eine Gemüsehändlerin „sehen sich genötigt", wie es in den Gesuchen heißt, sich eine Lettre de Cachet gegen einen Sohn oder eine Tochter verabfolgen zu lassen, die eine unpassende Ehe eingehen wollen. „Es war ein Akt der Gerechtigkeit von seiten des Herrschers," schreibt ein Minister, „auf Wunsch der Familie einen Befehl zu erlassen, um eine Witwe daran zu verhindern, einer augenblicklichen Laune zu folgen und eine unpassende Ehe abzuschließen; sie hat dafür eine entsprechende Lehre bekommen." Neun Jahre Haft für das bloße Verlangen nach einer nicht standesgemäßen Heirat waren doch wohl ein etwas ungeheuerliches Mißverhältnis. Es erachtete denn auch der Polizeilieutenant zuweilen die Eltern für etwas zu streng, und statt die verlangte Lettre de Cachet zu verabfolgen, ließ er den Vater und die Mutter mit dem Persönchen, das durchaus auf seinem Kopfe bestehen wollte, zu sich in sein Kabinett kommen. Das Mädchen nahm, verwirrt über das Abenteuer, die mißbilligenden Aeußerungen des Beamten hin und hatte am andern Tage, trotz der Bedrohung mit einer Lettre de Cachet für den Fall des Ungehorsams, seinen Schatz nur noch um so lieber. Diese Episoden patriarchalischen und gemütvollen Charakters bieten uns ein lebhaftes Bild ihrer Zeit dar.

Wenn die Eltern es verabsäumten, Schritte zur Zurechtweisung ihrer auf Abwege geratenen Kinder zu ergreifen, dann kam es vor, daß Mitbewohner des Hauses, Nachbarn oder Leute aus dem Stadtbezirk den Ausdruck ihres Unwillens an die Polizeibehörde gelangen ließen. Schlagen wir einmal die Akten eines jungen französischen Gardisten nach. Er hatte eine kleine Modistin Namens Marie kennen gelernt. Sie hatte gerade ihr siebzehntes Jahr erreicht. Die jungen Leutchen mieteten sich hoch oben in einem großen Hause in der Rue des Bourguignons ein, das dem Ritter d'Hautefort gehörte. Ihr kleines Mansardenstübchen ging auf die benachbarten Dächer hinaus. In Kasten, die mit Sand

gefüllt und auf das Fensterbrett gestellt waren, hatten sie Winden gesäet, und Blumen, die sich mit ihren lebhaften Farben von dem Blättergrün abhoben und nur ein Stückchen blauen Himmel durchschimmern ließen, hatten sich an den Gitterstäben des Fensters in die Höhe gerankt. Blumen, hoffnungsfreudiges Grün und etwas Himmelslicht, das war ihr Glück, dem sie sich hingeben zu können meinten, als bei dem Polizei-Amte ein Brief einlief, der unterzeichnet war: „Thierry Petit, Hauptmieter der Häuser und Nebengebäude aus der Verlassenschaft des Herrn Ritters d'Hautefort“. Dieser Biedermann gab an, „ein gewisser Jean Foulard, ein ehemaliger Soldat der französischen Garde, führe ein anstößiges Leben mit einer gewissen Marie Boutillier“, die ganze Nachbarschaft sei darüber empört, und auch der Pfarrer von Saint Médard habe mit dem Eifer eines wirklichen Seelenhirten den Wunsch geäußert, daß die königliche Autorität diese räudigen Schafe von ihrer Herde entfernen möge. Der Abbé Hardy, Pfarrer von Saint Médard, unterstützte das Gesuch: „Ich bestätige hiermit ganz ergebenst, daß Foulard und Marie Boutillier, beides Minderjährige, ein Leben führen, welches beim ganzen Stadtbezirk Aergernis erregt und denselben in Aufregung versetzt, und daß sie von niemand Rat annehmen und sich auch nicht trennen wollen.“ Der Inspektor Roussel und der Bezirkskommissar wurden beauftragt, die Sache zu untersuchen, und erstatteten Bericht: „Die Sache verhält sich wirklich so, und die Dinge, über die man sich beklagt, erregen in ihrer Umgebung nicht geringen Anstoß, da sie wie Mann und Frau zusammen leben, was der Jugend der ganzen Gegend ein schlechtes Beispiel giebt.“ Die beiden Polizeibeamten sind der Ansicht, es würde am besten sein, „wenn es der Obrigkeit so gefallen sollte“, den jungen Mann zu nötigen, wieder eine Stelle in irgend einem Regimente anzunehmen, und, was Marie Boutillier anlange, über dieselbe eine angemessene Strafe zu verhängen. Der Polizeilieutenant Berryer wußte mit der Ausübung seines gefürchteten Amts eine Güte und Nachsicht zu verbinden, von denen die Zeitgenossen sich oft zu überzeugen Gelegenheit hatten. Wie ein Philosoph drückte er ein Auge zu und wartete, bis neue Klagen einlaufen würden. Diese ließen nicht auf sich warten. Es kam ein abermaliges Gesuch des schrecklichen Herrn Petit, diesmal auch von der Familie des jungen Mädchens unterschrieben. „Die gesamte Familie der besagten Boutillier schließt sich dem Herrn Petit an und ersucht Euer Gnaden um einen Befehl, damit sie in ein Zwangshaus gesperrt werde. Die Familie erbittet sich das als einen Gnadenbeweis von Ihrer Güte, die mit Recht für die Aufrechterhaltung der Ehre der Familien sorgt.“ Berryer wollte jedoch auch jetzt noch keine Entscheidung treffen; am 12. Februar 1751 erhielt er eine neue Klage: „Der Herr Pfarrer von Saint Médard hat alles gethan, was er konnte, um die jungen Leute zu bestimmen, sich zu verheiraten oder auseinanderzugehen und ein anderes Leben zu führen; aber weit entfernt davon, seinem weisen Rate zu folgen, setzen sie nach wie vor ihren sträflichen Wandel fort.“ Pierre Bercion, Invalide, und seine Frau, Jean Cochier, Seidenarbeiter, Katharine Lallemand, Witwe des Pierre Darville, genannt La Joye, Seidenwicklerin, Marguerite Regnaud, Frau eines geprüften Prakti-

kanten, Louise Paillard, Seidenarbeiterin, Louise Macomble, Frau eines Brauergesellen, und Antoine Macomble, Seidenarbeiter, Nachbarn oder Mitbewohner des Hauses, in welchem Jean Foulard und seine Freundin wohnen, unterstützen das Gesuch des Herrn und der Frau Petit; mehrere von ihnen, die schreibensunkundig waren, mußten sich damit begnügen, unbeholfene Kreuze unter das Gesuch zu setzen. Berryer entschied sich erst, nachdem er die Sache nochmals durch den Kommissar Lemaire hatte untersuchen lassen. Dieser schloß seinen Bericht: „Nach dem, was ich in Erfahrung gebracht, führen Jean Foulard und Marie Boutillier ein äußerst anstößiges Leben, und alle Vorstellungen, welche der Pfarrer von Saint Médard ihnen gemacht hat, haben sie nicht veranlassen können, ihr Betragen zu ändern.“ Der junge Mann wurde nach Bicêtre und das Mädchen nach der Salpêtrière geschafft.

Nachdem das Mädchen mehrere Monate in der Zwangsanstalt festgehalten worden war, wandte es sich mit einer sehr rührenden Bittschrift an die Behörde; es bittet um Verzeihung und seine Freilassung. Die Familie erfuhr davon und legte Verwahrung dagegen ein. Diese Familie setzte sich zusammen aus François Macomble, Seidenfabrikant, und dessen Frau als Schwager und Schwägerin, Marc Haudry, Schuhmachermeister in Paris, Fr. Billiard, Winzer zu Fontenay, und dessen Frau als Oheim und Tante. „Die ganze Familie ersucht Euer Gnaden unterthänigst, sich ihr nicht willfährig zu erweisen und die besagte Marie Boutillier als eine schlechte Person im Hospital festzuhalten, da alles dafür spricht, daß sie ihren liederlichen Lebenswandel wieder beginnen wird.“ Unter dem 18. Dezember 1751 ein neues Gesuch. „In der gerechtfertigten Besorgnis, daß sie wieder dem Laster anheimfallen und ihnen Schande machen werde, ersuchen sie Euer Gnaden ganz ergebenst, ihr die Freilassung nicht zu gewähren.“ Ein drittes Gesuch ist vom 23. März 1752 gezeichnet. „Sobald sie sich auf freiem Fuß befinden werde, werde sie ihr liederliches Leben zum größten Aergernis für die Familie wieder beginnen“. Berryer schrieb auf die Rückseite: „Ihre Familie widersetzt sich ihrer Freilassung; zu den Akten zu legen und bei der Visitation wieder vorzulegen.“

Inzwischen hatte „J. B. Foulard, zweiundzwanzig Jahre alt, Schuhmachergeselle“, mit Genehmigung des Polizeilieutenants Dienst in der Armee genommen; er war seiner Haft entledigt worden, und alsbald erhielt Berryer von ihm ein Gesuch um Freilassung seiner jungen Freundin Marie Boutillier. Er sei, so führt er aus, mit dem des Vaters und der Mutter beraubten Mädchen in Verkehr getreten in der Absicht, es zu heiraten; dann fügt er hinzu, da ihre Freundschaft eine aufrichtige gewesen, sei Marie eines Söhnchens genesen, das in der Kirche zu Saint Médard auf den Namen seines Vaters getauft worden sei, und da es ihnen leider entrissen worden, hätten sie es in dem gleichen Kirchsprengel begraben lassen. „Da der Bittsteller und das junge Mädchen,“ heißt es zum Schluß, „eine gemeinsame Wohnung innehatten, ließ der Pfarrer von Saint Médard sie trennen und den Bittsteller nach Bicêtre, von wo er jetzt entlassen ist, das Mädchen aber nach dem Hospital bringen, wo es sich noch befindet. Besagter

Foulard, der rechtschaffen ist und Gott vor Augen hat, wünscht, um diese Waise wieder zu Ehren zu bringen, sie zu heiraten, und besagtes Mädchen, das nichts so sehr wünscht, als mit ihm zusammen zu leben, bittet mit ihm Euer Gnaden inständigst, Sie wollen verfügen, daß sie im Hospital getraut werden.“ Der Abschluß dieses Romans befindet sich in den Berichten des Abbé Delevaque, des Anstaltsgeistlichen der Salpêtrière, und des Inspektors Roussel. Die Ehe wurde am 29. Juli abgeschlossen, und der Inspektor, der über die Trauung berichtet, teilt mit, daß dabei die obrigkeitlichen Weisungen mit größtmöglicher Pünktlichkeit befolgt worden seien. Unsre jungen Leutchen konnten sich, auf freien Fuß gesetzt, in aller Form Rechtens gern haben und, ohne der Nachbarschaft ein Aergernis zu geben, ihre kleine Dachkammer in der Rue des Bourguignons wieder beziehen.

Unter den Akten der auf Ansuchen der Nachbarschaft durch Lettres de Cachet zur Haft Gebrachten begegnen uns wohl nur wenige Fälle von einem so poetischen und romantischen Charakter wie der eben erzählte; wir finden aber andre, die wie der folgende eine besondere geschichtliche Bedeutung wegen des Namens der Bittsteller haben.

Sogar Voltaire, den unerbittlichen Philosophen, den unbeugsamen Verfolger jeder Tyrannei, jeden Aberglaubens und vor allem der Willkürjustiz, sehen wir um Lettres de Cachet nachsuchen.

Im Jahre 1730 hatte Voltaire nach seiner Rückkehr aus England, wohin er selbst durch eine Lettre de Cachet verbannt worden war, eine Wohnung in dem oberen Teil der Rue Vaugirard in der Nähe der Porte Saint Michel bezogen. Am 16. August erhielt der Polizeilieutenant René Hérant ein Gesuch, das als Unterschrift etwa zwölf Namen aufwies, darunter denjenigen Voltaires, und das sich gegen eine gewisse Frau Travers richtete, gegen das Aergernis, das sie in ihrer Umgebung hervorrufe, mit der Bitte, daß man sie auf königlichen Befehl einstecken möge. Das Gesuch war ganz von der Hand Voltaires geschrieben. Der Bericht des Kommissars Le Comte, der beauftragt worden war, die Sache zu untersuchen, war der „besagten Travers“ nicht günstig, doch bemerkte er, daß auch sie sich über ihre Nachbarn zu beklagen gehabt habe wegen der schlechten Behandlung, die diese ihr hätten zu teil werden lassen; sie habe ihm ihre Arme sehen lassen, und diese seien voll von blauen Mälern gewesen, die ihrer Aussage nach von den Schlägen herrührten, die sie erhalten habe.

Einige Tage nachher, am 19. August, führte Sébastienne de Travers wieder bei dem Kommissar Le Comte Klage darüber, daß sie, als sie nach Hause gekommen, von der Köchin und den Bedienten Voltaires angefallen worden sei, die ihr ihre Taffethaube abgezerrt und dieselbe in Fetzen zerrissen und sie selbst beinahe zu Tode geprügelt hätten; Voltaire sei persönlich dazu gekommen, habe sie mit Schimpfworten überhäuft und ihr gedroht, er werde ihr mit seiner Pistole eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn sie morgens zwischen zwei und drei Uhr das Haus verlasse, um in der Stadt ihrem Geschäft nachzugehen. Sébastienne de Travers handelte nämlich mit Fleischabfällen und ging morgens früh aus,

um bei den Versteigerungen ihre Waren aufzukaufen, die sie dann im Kleinhandel wieder absetzte.

Am 27. September erscheint Sébastienne wiederum bei dem Kommissar Le Comte. Sie hat gehört, daß ihre Nachbarn darauf aus sind, eine Lettre de Cachet gegen sie zu erlangen, um sich in den Besitz des Hauses zu setzen, in dem sie als ihre Aftermieter wohnen. „Sie beschuldigen sie, wie sie sagt, mit Unrecht, daß sie in ihrer Betrunkenheit das Haus in Brand gesteckt habe, obwohl es offenbar sei, daß, als das Feuer im Hause entstanden, dies von Voltaire verschuldet worden, was leicht zu beweisen sei; da sie bis jetzt nicht zum Zwecke haben gelangen können, böten sie mit Hilfe der Frau eines gewissen Godard, eines Wagenverleihers, der bei ihr, der Klägerin, in Aftermiete wohne, und der Frau Mouchut, gleichfalls einer ihrer Mieterinnen, alles auf, um ihr Verdruß zu bereiten.“

Unterdessen bemühte sich Voltaire unausgesetzt bei dem Polizeilieutenant, überhäufte ihn mit Besuchen und schrieb ihm Briefe auf Briefe. Diese unablässigen Bemühungen führten dazu, daß man das Gesuch in Erwägung zog. Wir finden ein Verzeichnis des Polizeilieutenants, in welchem die von den Gegnern der Sébastienne de Travers vorgebrachten Beschwerden zusammengestellt sind, und an dessen Fuß sich die Bemerkung befindet: „Bei der nächsten Klage nach dem Hospital.“ Die neuen Klagen sollten bald kommen, wie immer auf Betreiben Voltaires. Die Frau Travers führt einen unordentlichen Lebenswandel, sie betrinkt sich, sie insultiert die Vorübergehenden und, fügt Voltaire hinzu, „lästert den heiligen Namen Gottes“. Dieses Gesuch ist von Voltaire und acht weiteren Personen unterzeichnet, und der berühmte Spötter unterstützt es durch einen äußerst unterthänigen und dringlichen Brief. Die Lettre de Cachet wurde endlich erlassen und Sébastienne de Travers am 6. Dezember 1730 nach der Salpêtrière gebracht.

Am 19. Dezember richteten die drei Schwestern der Gefangenen ein Bittgesuch an den Generallieutenant. Sie setzten auseinander, „Sébastienne sei mit der Vermietung eines Hauses betraut, das dem Staatsrat Guinet gehöre, sie betreibe seit dreißig Jahren ihr Geschäft, das darin bestehe, bei den großen Metzgern die Fleischabfälle aufzukaufen, um dieselben an die Kleinhändlerinnen abzusetzen; ihre Anständigkeit sei allgemein anerkannt, allein mehrere ihrer Untermieter seien ihr den Hauszins schuldig und bezahlten sie nicht; von diesen gehe ihre Verfolgung aus“. Diese Bittschrift wurde durch das Zeugnis der Pariser Metzgermeister und verschiedener andrer Personen unterstützt, die erklärten, Sébastienne de Travers sei eine durchaus ehrbare, rechtliche und anständige Frau. Der Polizeilieutenant konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß er irregeführt worden war, und am 31. Dezember befand die Gefangene sich auf freiem Fuße. Uebrigens sehen wir jetzt nicht mehr Voltaire, sondern Beaumarchais sich mit hartnäckigem Eifer um Lettres de Cachet bemühen. Nicht ohne ein gewisses Erstaunen findet man die Hauptgegner dieser Einrichtung unter denjenigen, die ihre Zuflucht zu ihnen nehmen, um Unannehmlichkeiten zu entgehen

oder für ihr Privatinteresse zu wirken; so sehr bewahrheitet es sich, daß der Mensch nur schwer sein Leben mit seinen Aeußerungen und seinen Grundsätzen in Einklang bringt. — — —

Die an die Spitze der verschiedenen Pfarrsprengel von Paris gestellten Pfarrer spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte der Lettres de Cachet. Sie besaßen bekanntlich unter dem alten Regime eine ausgedehnte Machtvollkommenheit über die ihrer Obhut anvertrauten Schäflein: der Polizeilieutenant holt fast immer ihre Ansicht über die Zweckmäßigkeit einer Lettre de Cachet ein, manchmal sehen wir auch sie den ersten Schritt ergreifen und sich an den Polizeilieutenant wenden, um einen königlichen Befehl gegen das eine oder das andre ihrer Pfarrkinder zu erhalten, das ihren Mahnungen entgegen von den bösen Wegen nicht lassen will. Ihr Eifer, diejenigen von ihren Schäflein, die sich auf den Pfad der Weltlichkeit verirrt haben, wieder zurückzuführen, verleitet sie zuweilen zu übermäßiger Strenge. Jeanne Velvrique war im Jahre 1751 einundzwanzig Jahre alt. Sie war, um uns der Worte des Abbé Feu, des Pfarrers von Saint Gervais, zu bedienen, „sanft und schüchtern, anmutig und hübsch“. Eine Abenteurerin bemächtigte sich ihres Geistes und verschaffte ihr die Protektion eines Amerikaners. Der Pfarrer mischte sich ein. „Der Amerikaner,“ schreibt er an den Polizeilieutenant, „hat mit zwei Leuten, die ich ihm geschickt habe, vernünftig geredet.“ Die Sache war schon so gut wie beigelegt, als man die Entdeckung machte, daß jener vernünftige Mann nicht der einzige gewesen war, der sich der Geschicke des liebenswürdigen Mädchens angenommen hatte, und ein gewisser Lheureux, der Briefträger der Salpêtrière, „ein nichtsnutziger Mensch“, wie der alte Geistliche schreibt, ihre Gunstbezeigungen nicht minder genossen hatte und sich weit weniger geneigt zeigte, denselben zu entsagen. „Ich verlange mein Schäflein zurück,“ schreibt der Pfarrer von Saint Gervais an den Polizeilieutenant, „und ich hoffe, daß Sie so gut sein werden, sie verhaften und nach Saint Martin bringen zu lassen, wo sie auf andre Gedanken kommen dürfte; später werde ich sie dann in ein Kloster schaffen.“ Man muß wissen, daß Saint Martin das schlimmste Frauengefängnis war, das es in Paris gab. Berryer beauftragte den Kommissar de Rochebrune, sich nach dem Sachverhalt zu erkundigen: „Wie das Betragen des jungen Mädchens ist, ob es Aergernis erregt, ob es Eltern hat, ob es bei denselben wohnt, und ob, falls man es in einer Besserungsanstalt unterbringen muß, die Eltern im stande sind, Kostgeld zu bezahlen.“

Nach eingezogener Erkundigung erwiderte Rochebrune, die Eltern seien arm, und das Mädchen habe sie seit der ersten Woche der Fastenzeit verlassen. Er fügte hinzu, nachdem sie von den Schritten des Abbé Feu erfahren, habe sie ein Gesuch um Aufnahme bei der Oper eingereicht, „damit sie durch die Privilegien der königlichen Akademie der Musik gegen ihren Pfarrer geschützt sei“. Das Studium des alten Regimes ist immerfort reich an Ueberraschungen. Jeanne Velvrique fand jedoch nicht die Zeit, ihren Plan zur Ausführung zu bringen. Am 25. Juli benachrichtigte der Graf d'Argenson Berryer, daß er ihm die vom

Pfarrer von Saint Gervais nachgesuchte Lettre de Cachet übermitteln werde, und daß sie den Auftrag enthalte, das Mädchen nach Saint Martin zu bringen. Jeanne Belvrique, die gleichfalls in Erfahrung gebracht hatte, daß der königliche Befehl ausgefertigt sei, hielt sich verborgen, so daß sie erst am 22. Februar 1752 verhaftet werden konnte. Im Gefängnis beeilte sie sich sofort, sich an die Beschützer zu wenden, die sie immer noch hatte. Sie schrieb an den Herzog von Duras, Marschall und Pair von Frankreich: „Mein liebes Väterchen, ich bitte, seien Sie so freundlich, Ihren Einfluß bei Herrn Berryer zu verwenden, damit ich wieder freikomme. Wenn ich Ihnen seit einiger Zeit gleichgültig geworden bin, so thun Sie es aus Mitleid. Sie sind der einzige, dem ich mein Schicksal in die Hand gebe." Herr von Duras ließ es an warmer Fürsprache bei dem Polizeilieutenant nicht fehlen, die Mutter des Mädchens vereinigte ihre Bitten mit den Vorstellungen des edeln Herzogs, und der Pfarrer von Saint Gervais gab seine Zustimmung dazu, daß Jeanne aus dem Gefängnisse Saint Martin entlassen werde, jedoch unter der Bedingung, daß sie vor ihrer gänzlichen Freilassung einige Monate in dem Rettungshause zum guten Hirten (la communauté du Bon-Sauveur) verbringe. „Ich rechne darauf," schreibt der alte Geistliche, „daß der Einfluß der Superiorin dieses verirrte Schaf retten wird."

Wir haben geglaubt, es werde mehr zum besseren Verständnisse dessen, was es mit dieser schrecklichen Einrichtung der Lettres de Cachet auf sich hatte, beitragen, wenn wir einige Fälle mit allen ihren Einzelheiten und den Zügen der Wirklichkeit des Lebens wiedergäben, als wenn wir uns auf statistische Angaben und Erörterungen eingelassen hätten. Man muß bedenken, daß die Lettres de Cachet sich in Frankreich mehrere Jahrhunderte hindurch erhielten und sie erst gegen Ende des alten Regimes jene Entrüstung hervorriefen, die nicht nur mit der Einrichtung an sich, sondern mit dem gesamten alten Regime aufräumte. Sie hatte durch das ganze Königreich zahllose und tiefe Wurzeln getrieben. Im Jahre 1789 schrieb Malesherbes, als er sich in der Eigenschaft eines königlichen Ministers für das Departement von Paris in gründlicher Weise mit allem zu beschäftigen hatte, was die Lettres de Cachet anging, an Ludwig XVI.: „In Paris gab es keine Familie, selbst die der angesehensten Beamten nicht ausgenommen, die solche nicht verlangt hätte." Malesherbes fügt hinzu: „Es war bis zu einem gewissen Grade ein regelmäßiges Rechtsverfahren."

Eine derartige Einrichtung hatte, wie man sich das denken kann, tiefe Gründe in dem gesamten sozialen Zustande und der Eigenart der Sitten: wir werden sehen, daß es nicht eine von oben herab durch die königliche Gewalt den verschiedenen Bevölkerungsklassen aufgezwungene Einrichtung war, sondern daß sie sich ganz im Gegenteil im Schoße des Volkes entwickelte, das sie aus eignem Antriebe in die Hände des Königs legte.

*

Der Ursprung der Lettres de Cachet liegt in der Organisation der Familie; in ihr hat die Einrichtung Leben gewonnen und ihre furchtbare Entwicklung genommen. Daß die soziale Ordnung des alten Frankreichs ganz und gar auf

die Organisation der Familie gegründet war, ist eine heutzutage allgemein anerkannte Thatsache. Vergegenwärtigen wir uns die Familie von ehedem, wie sie in dem väterlichen Hause wohnt, das die folgenden Generationen vergrößern und ihrem Bedürfnis gemäß umgestalten. Der englische Reisende Young, der kurz vor dem Ausbruch der Revolution nach Frankreich kam, hinterläßt uns noch das reizende Bild derselben: „Einige der Pariser Hotels sind ungeheuer groß wegen der Gewohnheit der Familien, zusammenzuwohnen, ein charakteristischer Zug, der mir in Ermangelung andrer eine Vorliebe für die Nation eingeflößt haben würde. Wenn der älteste Sohn sich verheiratet, bringt er seine Frau in das Haus seines Vaters; es ist dort ein Gemach für sie zurecht gemacht worden; wenn ein Mädchen nicht den ältesten Sohn einer Familie heiratet, wird sein Mann in der gleichen Weise in die Familie aufgenommen, weshalb es an dem Tisch recht lebhaft zugeht. Man kann das nicht wie in andern Fällen als Sparsamkeit auslegen, weil man es bei den vornehmsten und reichsten Familien des Königreichs gewahrt. Es steht im Zusammenhang mit den französischen Sitten; in England würde die Sache in allen gesellschaftlichen Schichten einen übeln Ausgang nehmen.“

Beim väterlichen Hause hinterläßt das sich forterhaltende Erbe der Vorväter Spuren der Bestrebungen eines jeden derselben und geht ungeschmälert in die Hände des ältesten Sohnes über. Das Oberhaupt der Familie wahrt sein Ansehen nicht allein seiner Frau und seinen Kindern, sondern auch seinen jüngeren Brüdern gegenüber, die neue Familien gründen wollen; in ihm erhält sich die Ueberlieferung der Glaubensansichten und der Ideen fort, eine Hinterlassenschaft, die von den Ahnen stammt und auf die Nachkommen übergeht. Der Vater macht seine Söhne selbständig und verheiratet seine Töchter im Geiste des Hauses. Wenn er seine Augen schließt, setzt der älteste Sohn sein Werk fort, in die Stelle des Vaters einrückend und dessen Rechte und Pflichten erbend. Er muß seine jüngeren Brüder versorgen, seine Schwestern ausstatten, das Geschäft des Vaters fortsetzen und die Wohnung desselben beibehalten, da er die Nachfolge des Vaters antritt und dessen Rechte und Pflichten erbt. Diese Züge erweisen sich für die bürgerlichen Familien und die der einfachen Bauern ebenso passend, ja vielleicht noch passender als für die der Aristokratie.

„Die so organisierte Familie,“ hat der große national-ökonomische Schriftsteller F. Le Play geschrieben, „hat sich ganz von selbst gebildet. Auf die Natur des Menschen gegründet, ist sie überall das Werk der Gewohnheit und nicht das des geschriebenen Gesetzes gewesen. Dieses System verleiht allen Volksstämmen die leiblichen und geistigen Kräfte, welche die Unabhängigkeit des Gebiets aufrecht erhalten und über dasselbe hinaus lebensfähige Kolonien gründen. Es kommt allen Klassen der Gesellschaft zu gute. Es bewahrt die reichsten vor der Verderbnis, indem es ihnen ernste Pflichten auferlegt, und bietet den minder bemittelten die Möglichkeit dar, ihren Nachkommen die harten Prüfungen der Armut zu ersparen. Es verteilt Vorteile und Lasten gleichmäßig unter die Angehörigen einer und derselben Generation. Diese

Organisation der Familie ist am meisten geeignet, die großen Talente ans Licht zu bringen. In dieser Hinsicht schließt sich das Interesse der Familie an das der Gemeinde, der Provinz und des Staates an."

Die Familie von ehedem erinnert an den großen Epheustamm, der seine Zweige hoch emporsendet; wenn sie absterben, sinken sie hin, und es sprießen frisch grünend neue Zweige hervor, in der Richtung des Stammes emporsteigend, von demselben Safte lebend und dieselben Blätter treibend wie diejenigen, die sie absterben gesehen haben.

Hält es wohl schwer, sich die Gefühle zu vergegenwärtigen, die sich innerhalb des Gemütes für die so gebildete Familie entwickelten? Sie waren von derselben Art wie diejenigen, die uns die Liebe zum Vaterland eingeflößt haben; nur waren sie noch mächtiger, weil sie greifbarer waren. „Der Familie Ehre machen und ihr zum Vorteil gereichen," schreibt der Bailli von Mirabeau an seinen Bruder, den Marquis, „das ist das einzige Gefühl." Infolgedessen verschwand im Gegensatz zu dem, was wir heute sehen, das Individuum. „Man liebte die Familie," sagt Talleyrand, „weit mehr, als man die Individuen liebte, die man noch nicht kannte." Eine tiefsinnige Bemerkung, die man nicht vergessen darf; sie liefert den Schlüssel zu der Geschichte der Lettres de Cachet.

Die Familie des alten Frankreichs kennzeichnete sich durch zwei wesentliche Merkmale. Das erste derselben ist die Zusammenhangskraft, welche anscheinend getrennte Mitglieder dieses Organismus miteinander verband. Sie bildet ein Ganzes, von dem jedes Glied nur ein Stück ist. „Da ich mich nur als ein Stück der Familie betrachte," schreibt der Bailli von Mirabeau, „folge ich den Ideen des Oberhaupts." Wir könnten noch eine ganze Reihe von Stellen anführen. Da die zusammengefaßte Familie ein lebendes Individuum ist, kann man sie mit einem von Leben erfüllten Körper vergleichen; die Fäulnis, die in eines der Glieder eingedrungen ist, verändert den Gesundheitszustand des ganzen Organismus. Eine einfache Krämersfrau wird von dem Polizeileutenant befragt wegen einer Lettre de Cachet, die gegen eine ihrer Verwandten erlassen werden soll; sie antwortet: „Es ist eine schlechte Person, die unsrer Familie Schande macht, ein faules Glied, obgleich man alles gethan hat, um es wieder in einen ordentlichen und gesunden Zustand zu versetzen." Infolge dieser äußersten Solidarität, welche die verschiedenen Mitglieder einer Familie miteinander verband, fiel die Schande einer einzelnen Person direkt und unmittelbar und weit schwerer und empfindlicher als heute auf die Verwandten zurück. Staatsmänner und Philosophen vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Senac de Meilhan, Lacretelle, Malesherbes und Breteuil, kommen immer wieder auf diesen Punkt zurück, und die Thatsachen rechtfertigen ihr Erstaunen. Nach der Hinrichtung des Damiens, der Ludwig XV. zu erstechen versucht hatte, wurden alle Verwandten desselben, sogar entfernte, aus dem Königreich verwiesen und denjenigen, die infolge eines besondern Gnadenaktes die Erlaubnis erhielten, in Frankreich zu bleiben, die Auflage gemacht, ihren Namen zu ändern.

Das zweite der charakteristischen Merkmale der altfranzösischen Familie war

die Autorität des Vaters. Es ist das ein der sozialen Geschichte aller großen Völker gemeinsamer Zug; er giebt die schönen Phrasen ein, in welchen der Lehrer der Beredsamkeit sich ergeht, wenn er von dem römischen paterfamilias spricht. „Die wahren Ebenbilder Gottes auf Erden," schreibt Estienne Pasquier, „sind die Kinder gegenüber Vater und Mutter." Man sollte diese Worte beinahe buchstäblich nehmen. Die Autorität des Vaters war unbeschränkt; sie war es bis zu einem derartigen Grade, den wir heute nicht mehr verstehen. Folgendes ist einer der vielen Züge, die der Vicomte von Broc in seinem reizenden Buche über das alte Regime mitteilt. „Ein Parlamentsrat in Dijon hatte einen Sohn, für den er eine Heirat ausmachte. Als dieser durch das Stadtgespräch davon vernommen hatte, eilte er in das Zimmer seines Vaters. Er betrat es zitternd. Es war das erste Mal, daß er es wagte, zu kommen, ohne gerufen zu sein. ‚Man behauptet,' sagt er zu seinem Vater, ‚daß Sie beschlossen haben, mich mit einer Person zu verheiraten, deren Namen man nennt. Darf ich mir die Frage erlauben, was Begründetes an diesem Gerede ist?' Der Vater, erstaunt über diese Frage, entgegnet ernsten Tones: ‚Mein Sohn, kümmere dich nicht um Sachen, die dich nichts angehen.' Kurze Zeit darauf heiratete der junge Mann diejenige, die der Vater für ihn bestimmt hatte." Man darf sich nicht über die grausamen Folgen wundern, welche sich an eine derartige unumschränkte Machtvollkommenheit knüpften. Das siebzehnte Jahrhundert liefert uns grauenhafte Beispiele dafür. „Man hat," schreibt der Kriminallieutenant Lecomte, „den jungen d'Attainville von einer Pistolenkugel durchbohrt tot aufgefunden. Unter andern Papieren fand man zwei Zettel, aus welchen hervorgeht, daß die Grausamkeit seines Vaters ihn genötigt hat, sich den Tod zu geben, um seinen Qualen ein Ende zu machen. Er giebt weiter an, sein Vater sei Notar und wohne in der Rue de Condé; derselbe sei in zweiter Ehe mit einer Frau verheiratet, die nichts tauge und der Grund seines ganzen Unglücks sei."

Die Gesetze und die Rechtspflege waren von demselben Geiste erfüllt. Wir finden noch im achtzehnten Jahrhundert Urteile, welche über Leute, denen schuld gegeben wurde, daß sie ihren Vater geschlagen hätten, die Strafe des Stranges verhängten, Urteile, die zur Vollstreckung gelangten. Wie in dem alten Rom war der Vater der Richter über seine Kinder. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution giebt Malesherbes es zu und stellt es fest. Im Interesse „des Hauses" blieb dem Vater das Recht gewahrt, seinen Sohn der Freiheit zu berauben, auch wenn der Sohn großjährig, verheiratet und selbst Familienvater war. Was den König anlangt, so zögerte er nicht, seine Gewalt dem richtenden Vater zur Verfügung zu stellen.

So war die Verfassung der Familie von ehedem, welche die barbarische Einrichtung der Lettres de Cachet wie mit einem eisernen Ring zusammenhielt. Wenn man die Entwicklung des alten Frankreichs studiert, muß man anerkennen, daß die Verfassung des häuslichen Herdes, so, wie es sie kennen gelernt, die Familie Jahrhunderte lang hat gedeihen lassen und die Nation mit ihr; aber auf ihrem Siegeszuge, auf dem Wege, den sie durchpflügte und fruchtbar machte,

vernahm die gewaltige soziale Maschine nichts von den persönlichen Klagen derjenigen, die fielen und die sie mit ihrem Gewicht zermalmte. Und muß es uns nicht zugleich mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen, wenn wir die kraftvollen Sitten, den Grad der Unterwerfung und Selbstverleugnung und die Hochhaltung der Ueberlieferung und der Familienehre gewahren, welche einst erforderlich waren, um die schreckliche Einrichtung, der wir unsern Blick zugewandt, Jahrhunderte hindurch nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch ausdrücklich zu billigen?

*

Die Lettre de Cachet wurde von dem Vater der Familie oder in seiner Abwesenheit von der Familie selbst begehrt, sie wurde von der königlichen Gewalt, das heißt aus der Machtvollkommenheit des Königs gewährt, der daraus ein Regal machte. Wenn wir den Ursprung und die Ausbildung der königlichen Gewalt in Frankreich verfolgen, so sehen wir, wie dieselbe in enger Verbindung mit der Organisation der Familie steht. Es würde zu weit führen, wenn wir hier zeigen wollten, wie die Entwicklung der Familie in der von uns geschilderten Verfassung zum Lehenwesen und das Lehenwesen dann zum Königtum führte; wenn wir zeigen wollten, wie die lehnsherrliche Gewalt geradezu aus der Autorität des Familienoberhauptes hervorging und die königliche Gewalt Ausgangspunkt und Entwicklung von der Autorität des Lehnsherrn gewann. Halten wir uns nur an die Schlußfolgerungen, die unsern Gegenstand direkt interessieren. Der König selbst übte in dem ehemaligen Frankreich eine Gewalt aus ähnlich wie diejenige, die der Vater in seiner Familie ausübte, und die Aehnlichkeit war um so größer, als die eine die Folge der andern war. La Bruyère, ein unabhängiger Geist, der die Tragweite der Worte sehr wohl erwog, schrieb: „Wenn man einen König Vater des Volks nennt, sagt man damit weniger etwas zu seinem Lobe, als man seine Begriffsbestimmung giebt.“ Man kann die Bedeutung dieses Ausspruchs gar nicht hoch genug veranschlagen. Der König mußte sich mit den besonderen Interessen seiner Unterthanen beschäftigen, wie ein Vater das mit denjenigen seiner Kinder thut. Die Landbebauer treten an ihn mit der Bitte heran, ihnen behilflich zu sein, daß ihre Felder ertragreich werden, und die Gewerbetreibenden vertrauen dem Hofverwalter den schlechten Stand ihrer Geschäfte an. Der Schatzmeister hat Gelder zu seiner Verfügung, die zu diesem besonderen Zweck bestimmt sind. Wenn Tocqueville diese Züge anführt, wundert er sich darüber. Und doch sind es wesentliche Charaktermerkmale der alten französischen Monarchie. Als guter Vater hatte der König sich nicht nur mit den leiblichen, sondern auch mit den geistigen Interessen seiner Unterthanen zu beschäftigen, wobei wir auf folgenden reizenden Zug stoßen: während der letzten Woche der Fastenzeit ließ man „von Königs wegen“ den bekannten „gefälligen Schönen“ (à ces demoiselles du bel aire) eine gewisse Summe zukommen, die ihnen gestattete, während der dem Osterfeste vorangehenden heiligen Tage anständig und ohne zu sündigen zu leben. Die Autorität des Königs

öffnet auf diese Weise die Thüren der Wohnungen und setzt sich an den häuslichen Herd: sie nimmt unmittelbaren Anteil an der Ehre, der Ruhe und dem Glück des Hauses und wacht darüber, daß die Geschäfte des Mannes gut gehen, der Ruf der Frau nicht leidet und die Kinder gehorsam sind. Herr Joly bestätigt das in seiner Studie über die Lettres de Cachet in dem Bezirk der Generalschaft von Caen ebenfalls; er fügt jedoch hinzu: „Man kann nicht finden, daß die königliche Majestät sich zu ihrer unwürdigen Sorgen herabließ, sich in häuslichen Zwisten bloßstellte und sich wegen gewisser mißlicher Erfolge, für die man die ganze Verantwortung auf sich nehmen mußte, mit dem Scheine des Lächerlichen belud." Wie sorgsam müssen wir unserm Geiste jeden modernen Gedanken fernhalten, wenn wir verstehen wollen, wie es in der alten Zeit in Frankreich aussah! In dem Maße, wie die lehnsherrliche Gewalt der Kapetinger sich entwickelt und ihre Autorität sich auf alle Lehen, auf die Gemeinden und die Gewerke ausgedehnt hatte, war die Persönlichkeit des Königs in der Einbildungskraft gewachsen; in dem Maße, wie die lehnsrechtlichen Bande, die den Vasallen mit dem Lehnsherrn verknüpften, wie der alte genossenschaftliche Geist, der den Arbeiter mit dem Meister verband, und wie die Kraft der munizipalen Leidenschaften schwächer und schwächer geworden waren, hatte das Gefühl, das ihre Stärke ausgemacht, das Gefühl der Verehrung und Zuneigung sich mit unwiderstehlicher Gewalt auf den König übertragen: auf dem Lande zog der König die Macht der lehnsherrlichen Grundbesitzer an sich, in den Städten die Macht des Schöffentums und der oberen Lehnsherrn; seine Person machte die Einheit des Vaterlandes aus, und so erhob sich im Verlaufe der Zeit gerade durch den Druck der volksmäßigen Klassen die Autorität des Königs zu ihrer souveränen Majestät. Es giebt übrigens für das Auge des Geschichtsforschers keinen schöneren Anblick als diese Bildung der königlichen Macht in Frankreich unter der Einwirkung eines gewaltigen Antriebs, der zugleich von allen Punkten, aus jedem Winkel des Staatsgebiets kommt und im Einklang mit der wirtschaftlichen Notwendigkeit und den moralischen Bedürfnissen steht. Das Ideal des von den Kriegshelden, den Künstlern und Schriftstellern errungenen Ruhmes reicht nicht aus, um den zauberhaften Glanz zu erklären, der von der Monarchie Ludwigs XIV. ausging; die tiefer liegende Ursache desselben liegt in der Stärke der Verehrung und Zuneigung, welche die Unterthanen mit dem Souverän verbanden. Man liest in den Memoiren des Marschalls Marmont: „Ich hatte für die Person des Königs ein nur schwer zu beschreibendes Gefühl, ein Gefühl der Ergebung von einem beinahe religiösen Charakter. Das Wort ‚König' hatte damals einen Zauber und eine Macht, die noch durch nichts abgeschwächt worden waren. Diese Liebe wurde zu einer Art von göttlicher Verehrung."

Statt sich darüber zu verwundern, wenn er den König in seiner Hand das höchste Ansehen in Sachen der Verwaltung, in Sachen der Gesetzgebung und in Sachen der Rechtsprechung vereinigen sieht, kann der Historiker, der den Ursprung der königlichen Gewalt in Frankreich studiert hat, nur sagen, daß es

nicht anders hat sein können. Er leitete den Staat, wie ein Vater seine Familie leitet, er war in demselben der Mittelpunkt und die Quelle aller Gewalten und namentlich der richterlichen Gewalt. Von Anfang an war der König vor allem oberster Gerichtsherr gewesen. Indem er inmitten der Raub- und Gewaltthaten stets und überall für Recht sorgte und den tausend Zwistigkeiten über die Rechtsprechung in Frankreich ein Ende machte, führte er den Wohlstand und die Einheit des Vaterlands herbei. Allmählich organisierte und verwickelte sich die Art und Weise, wie der König Recht sprach; die Parlamente waren ein Ausfluß davon; die Lettres de Cachet blieben als letzte Spur der ursprünglichen Organisation erhalten.

„Die Freiheit," schreibt Saint Florentin, „ist ein so kostbares Gut, daß nur der König die Unterthanen desselben berauben oder ein gerichtliches Urteil über sie in Gemäßheit der erlassenen Verordnungen sprechen kann," das heißt der vom König erlassenen. Der Marquis von Mirabeau, ein Geist, der seiner Zeit weit voraus war, schreibt an seinen Bruder, den Bailli: „Ich soll verhaftet werden, und zwar auf königlichen Befehl; dagegen ist nichts zu sagen." „Ich zweifelte nicht im geringsten daran," bemerkte Restif de la Bretonne, „daß der König in gesetzlicher Weise jeden zwingen könne, mir seine Frau oder seine Tochter zu überlassen, und mein ganzes Dorf (Sacy in Burgund) dachte wie ich." Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, in den Augen eines Menschen des achtzehnten Jahrhunderts sei eine Lettre de Cachet im Grunde genommen ordnungsmäßiger und gerechter gewesen als das Urteil des Parlaments. Die Lettre de Cachet war der unvermittelte Ausdruck des königlichen Willens, der einzigen Quelle der Gerechtigkeit im Königreich; das Urteil des Parlaments war dem Sinne nach der Ausdruck des gleichen Willens, aber durch einen Vermittler ausgesprochen.

*

In der Gesellschaft, die wir soeben geschildert haben, vollzog sich im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts allmählich ein Wechsel, der sich immer mehr bemerkbar machte; die Bewegung überstürzte sich in den zwanzig bis dreißig der Revolution vorhergehenden Jahren. Von der königlichen Gewalt, welche den Schlußstein des monumentalen Gebäudes bildet, bis zu der volksmäßigen Familie, die das Fundament desselben ist, ändert und zersetzt sich alles. In dieser Umwälzung muß man die alleinige Ursache der allgemeinen, heftigen und unwiderstehlichen Mißbilligung gegen das suchen, was man fortan die willkürlichen Verordnungen nennt.

Ludwig XIV. war der letzte Souverän gewesen, welcher das Gefühl für die traditionelle Rolle des Königs von Frankreich hatte. Er beschäftigte sich noch persönlich auf das eingehendste mit den Akten der Familien-Lettres de Cachet; der Regent befaßte sich mit denselben kaum noch, Ludwig XV. gar nicht mehr. Wir gehen weiter im achtzehnten Jahrhundert. Die Minister wälzen die ihnen dadurch erwachsende Last auf die Intendanten und den Polizeilieutenant ab

und diese sehr bald auf ihre Unterbeamten und Schreiber. Je mehr die königliche Gewalt das Gefühl für das verlor, was sie sein sollte, sah die Volksklasse, wie sich in ihr das monarchische Gefühl und ihre Ergebenheit für den König abschwächte. Beide Bewegungen entstanden in paralleler Weise und wirkten gegenseitig aufeinander ein. Ein Ereignis von so geringfügiger Bedeutung wie die Einnahme der Bastille warf die Organisation des alten Regimes über den Haufen, weil im Jahre 1789 die Organisation des alten Regimes nur noch ein Schein war.

Zu derselben Zeit, in der sich die französische Monarchie umwandelte, wandelte sich die französische Familie um, deren Folge die Monarchie gewesen war. Wir haben die engen Beziehungen dargelegt, die zwischen der Organisation der Familie und der Einrichtung der Lettres de Cachet bestanden. Ludwig XVI. sagte ganz richtig in seiner Antwort auf die Beschwerden des Parlaments, das sich im 18. Jahrhundert fort und fort gegen die willkürlichen Verordnungen auflehnte, die Familie, wie sie organisiert gewesen, habe in den Lettres de Cachet eine notwendige Stütze gefunden.

Die Umwandlung der gesellschaftlichen Ordnung begann in Frankreich vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an. Der Sieg der Wissenschaft und Künste, die große Ausdehnung der philosophischen Bewegung, der Ruf der Kriegsleute sind wie andrerseits der dem Handel verliehene Aufschwung, die wichtige Entwicklung der Gewerbe und die Umwandlung Frankreichs aus einem ackerbautreibenden in ein industrielles Land alles Ursachen, die bei denjenigen, die in irgend einer Weise dabei beteiligt oder ihres jugendlichen Alters wegen Zeugen davon waren, das moderne Gefühl des individuellen Wertes hervorriefen, ein unabweisbares Bedürfnis der geistigen Unabhängigkeit und der Freiheit des Handelns. Unmerklich lösen sich unter dem Drucke dieser neuen Gefühle die Bande der Familie, und die sich anders gestaltende Familie zieht die Gesellschaft, die sie gegründet hat, in diesen Umwandlungsprozeß hinein. Die Verfassung der Gutsherrschaft, die der Handwerkerinnungen, die alte Verfassung der Gemeinden sinken Stein für Stein dahin. Die gesellschaftliche Disciplin lockert sich zu derselben Zeit, zu der das monarchische Gefühl sich verändert. Glaubensansichten, Gewohnheiten, Ueberlieferungen fallen in Fetzen auseinander wie die alten, von dem sie umwehenden Winde zerrissenen Fahnen. Der Gedanke der großen Schriftsteller ist der gewaltigste Spiegel ihrer Zeit. Pascal und Domat sprechen noch von Gewohnheiten und Ueberlieferungen, Voltaire, Rousseau und Mirabeau von den Rechten der Natur und den Grundsätzen der Vernunft. Das wesentliche Element der neuzeitlichen Gesellschaft hat bei den Menschen Keimkraft gewonnen — der Individualismus. So wurde die französische Revolution herbeigeführt, das heißt der Uebergang des patriarchalischen Systems zum Verwaltungssystem.

Wenn Le Play von den durch die Revolution geschaffenen und im bürgerlichen Gesetzbuch zusammengefaßten Gesetzen spricht, weist er mit rührender Beredsamkeit auf die Zerstörung der altfranzösischen Familie hin, und er erblickt die Ursache dieses Niedergangs in eben jenen Gesetzen. Man muß aber im

Gegenteil bedenken, daß die revolutionären Gesetze nur in Kraft traten, weil die alte Gesellschaft untergegangen war. Eine Thatsache, auf die Le Play als ein zerstörendes Uebel der ganzen so, wie wir es geschildert haben, organisierten Gesellschaft hinweist, macht sich immer häufiger geltend. Der Sohn weigert sich, das Geschäft des Vaters fortzusetzen. „Die Herren Söhne von Kaufleuten und Färbern," sagte man 1779, „werden Schatzbeamte, behördliche Personen und Musketiere; sie verachten ihren Vater und sein Gewerbe." Was lesen wir in den „Tableaux de Paris", in denen Mercier unmittelbar vor dem Ausbruch der Revolution in einer getreuen und unparteiischen Weise die Sitten seiner Zeit schildert? „Man vermag den Familienvater in seiner eignen Wohnung nicht mehr wiederzuerkennen. Früher nannte der Sohn seinen Vater Herr, heutzutage giebt der Vater diesen Titel seinem Sohn, und der Kleinbürger ist einfältig genug, den vornehmen Herrn nachzuahmen." Dieser Herabminderung des kindlichen Respektgefühls entsprach bei dem Vater eine gleiche Herabminderung des Bewußtseins für die Pflichten, die ihm in der alten Gesellschaft auferlegt waren. Der Schriftsteller de Ribbe, der in so reizender Weise über die Sitten des alten Regimes geschrieben hat, macht eine Bemerkung, aus der sich sehr viel entnehmen läßt, wenn er darauf hinweist, daß im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Aufstellungen über das Soll und Haben verschwinden. Der Marquis von Mirabeau schrieb: „Die Väter sind nicht mehr die Herren ihrer Kinder," dabei bemerkend: „Sie sind es aber auch durchaus nicht mehr wert." Man könnte übrigens diese gesellschaftliche Umwandlung naturgetreu und anschaulich in der Geschichte der Familie Mirabeau wiedergegeben finden, wenn man vom siebzehnten Jahrhundert an bis zum achtzehnten die einzelnen Generationen verfolgen und dabei auf den Umschwung der Gesinnungen acht haben wollte, wie er sich vom Großvater auf den Vater, den „Menschenfreund", und von diesem auf den Helden der konstituierenden Versammlung vollzieht.

Je mehr wir, uns im achtzehnten Jahrhundert weiter bewegend, das Erlöschen der alten Familientradition konstatieren, desto mehr gewahren wir noch eine Erscheinung, die uns im ersten Augenblick in Erstaunen setzt: wie die Lettres de Cachet immer häufiger zur Aufrechterhaltung der erlöschenden Traditionen in Anspruch genommen werden, und wie infolgedessen, trotzdem die Sitten immer milder werden und die Duldsamkeit der Regierung zunimmt, die Zahl der Lettres de Cachet, weit entfernt davon, sich zu vermindern, von Tag zu Tag größer wird; andrerseits sollen, da in dem alten Familiengeist, der den Lettres de Cachet eine Existenzberechtigung gab, ein Wandel eingetreten ist, diese sowohl denjenigen, die ihr Opfer werden, wie denjenigen, die ihnen nur als Zeugen gegenüberstehen, immer tyrannischer erscheinen; endlich werden wir sehen, wie, da die Sitten und Familienüberlieferungen, nach welchen das Haupt der Familie und des Hauses von einem im Einklang mit seinen Rechten und seinen Pflichten stehenden Gefühl geleitet wurde, sich zu ihrem Nachteile geändert haben, die Lettres de Cachet berufen werden, unter Umständen zu wüten, unter denen ihr Eingreifen oft ungerecht ist oder unter denen die Mißbräuche, zu denen sie

Anlaß geben, immer größer werden. Das ist übrigens die Geschichte einer jeden Einrichtung: wenn die Ueberlieferungen und die moralischen Verhältnisse, die sie ins Leben gerufen und sie beseelt hatten, verschwunden sind, dann ist es ihr Verhängnis, daß sie sich zu einem schädlichen Werke gestalten, das inmitten eines Gefühles allgemeiner Bedrückung zu Ausschreitung und Mißbrauch führt.

„Wir sehen Tag für Tag," schreibt der Chevalier von Bailliby in einer interessanten, noch nicht veröffentlichten Denkschrift über die Lettres de Cachet, „wie ein Vater oder eine Mutter ihr weniger geliebtes Kind opfert, um einem bevorzugteren dessen Vermögen zuzuwenden, wie ein Mann seine Frau opfert und sich dann rühmt, daß er sich ihrer entledigt habe, oder wie ein Privatmann die Verhaftung eines Bruders oder einer Schwester betreibt, um ihre Habe an sich zu reißen." Man kann den Archiven der Bastille eine ganze Anzahl von Beispielen entnehmen, die diesen Zeilen zur Bestätigung dienen würden, doch kann man sich das leicht denken. So sollte diese Einrichtung, die ihrem Ursprung und ihrem Charakter nach bestimmt war, der Familie, wie sie sich im alten Frankreich organisiert hatte, zum Schutze und zur Stütze zu dienen, als der alte Geist und die lebenskräftigen Ueberlieferungen entschwunden waren, ihre furchtbare Wirkung in entgegengesetztem Sinne ausüben und dazu dienen, eben diese Familie zu vernichten, die zu schirmen ihr Beruf gewesen war.

Aus dem Vorstehenden wird der Leser vielleicht mit uns den Schluß ziehen, daß die Lettres de Cachet eine Einrichtung waren, die lebhafte Wurzeln in den sozialen Gewalten ihrer Zeit hatte, und daß sie aus diesen den Saft geschöpft, der in ihr Triebkraft gewonnen und ihr eine so gefährliche Entwicklung verliehen hat. Sie wurde von selbst groß in einer Gesellschaft, die, aus der Renaissance hervorgegangen, das siebzehnte Jahrhundert des französischen Volkes ausmachte und sich im Verlaufe des achtzehnten veränderte, so daß die mit den Lettres de Cachet getriebenen Mißbräuche sich nicht nur nicht verminderten, sondern fort und fort vermehrten, nicht weil die Regierung eine immer gebieterischere und tyrannischere wurde — das Gegenteil ist von allen Historikern erwiesen worden —, sondern weil die Lettres de Cachet sich in einem mit den Jahren immer stärker werdenden, sich immer empfindlicher und grausamer bemerkbar machenden Gegensatze zu der gesellschaftlichen Ordnung befanden, in deren Mitte sie ihre Wirksamkeit fortsetzten. Die Beschwerden gegen sie schwollen zu einer fürchterlichen Flut an. Im Jahre 1789 brachen die Deiche. Das ganze alte Frankreich wurde überflutet.

Am 16. März 1790 beseitigte auf Anstehen des Königs die Assemblée constituante diese Einrichtung vergangener Zeiten aus unsern Gesetzen; sie vollbrachte damit ein gesundes und gerechtes Werk unter dem Beifalle Frankreichs und ganz Europas.

*

Wir haben gesagt, die Parlamente hätten unaufhörlich den lebhaftesten Widerspruch gegen die Lettres de Cachet erhoben, und doch hat es, wie Malesherbes andeutet, kaum eine der Familien, in welchen die gerichtlichen Aemter sich forterbten, gegeben, die nicht um solche nachgesucht hätte.

Im Jahre 1703 war ein Mädchen, ein Fräulein de Saint Martin, von seinem Vormund in einem Pariser Kloster untergebracht worden, in einem Kloster, das ganz im Sinne des alten Regimes gehalten war. Man sah dort einen großen Garten mit Hecken und langen grünen Baumgängen, wo die Sonne helle Flecken im Schatten abzeichnete, und wo Sonntags die hübschen Pensionärinnen sich am Arm von Garde-Offizieren und Edelleuten vom Hofe unter den nachsichtigen Augen der Nonnen ergingen. Dem Fräulein de Saint Martin war ein Fahnenjunker von den Gendarmen aufgefallen, ein Herr d'Herbouville. Dieser hielt um ihre Hand an. Die Partie schien dem Vormund nicht passend, und dieser verweigerte seine Einwilligung; aber Herr d'Herbouville antwortete in einer etwas unerwarteten Weise, indem er seine Ansprüche an die Gerichte brachte und in die Hände eines Advokaten die Briefe niederlegte, welche das junge Mädchen ihm geschrieben hatte, Briefe, die außer einem Heiratsgelöbnisse das Geständnis der zärtlichsten Gefühle enthielten.

Der königliche Prokurator, der damals des Amtes waltete, trug einen Namen, der sich als einer der angesehensten im französischen Richterstande erhalten hat: d'Aguesseau. Er prüfte die Sache und schrieb schließlich dem Minister des königlichen Hauses, Pontchartrain, es werde wohl das beste sein, eine Lettre de Cachet gegen den Verführer zu erlassen. „Sobald dieser Herr," schrieb d'Aguesseau, „erfahren wird, daß der König sich wirklich um diese Sache kümmert, und er sich auf Befehl Seiner Majestät verhaftet sehen wird, werden ihm die Augen über das Unpassende seines Betragens aufgehen, und man wird ihn veranlassen können, die Briefe herauszugeben, die ihm das Fräulein de Saint Martin etwa geschrieben hat, und so diese Sache ehrenhafter beenden, als sie angefangen hat." D'Aguesseau fügt hinzu: „Sie wissen, daß man mir nicht vorwerfen kann, daß ich die außerordentlichen Wege liebe und die gewöhnlichen Formen der Justiz hasse, indes finde ich hier viele Gründe, die Seine Majestät antreiben können, die Gnade, um die man ihn angeht, zu bewilligen. Erwägt man die Notwendigkeit, für die Ehre einer Minderjährigen einzutreten, welche der König unter seinen Schutz zu nehmen geruht hat, und die noch weit mehr als der Herr d'Herbouville unter dem Aufsehen leiden wird, welches diese Sache unfehlbar machen wird, das Mißliche, das Kloster ins Gerede zu bringen, in welchem sie in Pension ist, und das man vor einer Herabsetzung in den Augen des Publikums nicht wird schützen können, da eine derartige Angelegenheit in einer öffentlichen Sitzung des Gerichtshofes La Tournelle verhandelt werden muß, und endlich den augenblicklichen Zustand, in welchem die Sache sich befindet, da die ordentlichen Richter einen Befehl auf Herausgabe des Mädchens erlassen haben, so kann man nicht sagen, es geschehe ohne Grund, wenn der Rat und die Verwandten des Fräuleins de Saint Martin ihre Zuflucht zu der Autorität des Königs nehmen." Aber d'Herbouville hatte Beschützer am Hofe; die von d'Aguesseau verlangte Lettre de Cachet wurde nicht bewilligt. Kurz nachher schrieb dieser einen neuen Brief an Pontchartrain: „Es giebt nichts, was auffallender und eines Edelmannes weniger würdig wäre als das Vorgehen des

Herrn d'Herbouville. Ist es ihm doch gelungen, die Familie des Herrn Saint Martin und sich selbst zu entehren." Der Ausgang des Abenteuers war leicht vorauszusehen. Trotz eines großen Vermögens und eines hübschen Gesichtchens sah das Fräulein de Saint Martin sich verlassen und, wie sein Vormund, Herr de Massol, 1715 an Pontchartrain schreibt, genötigt, „eine schlechte Partie zu machen". Sie hatte mit sechzehn Jahren den schmeichlerischen Worten eines Offiziers gelauscht, und die Frau mußte mit dem ganzen Glück ihres Lebens den Jugendstreich des Mädchens bezahlen.

Es ist für uns nicht gleichgültig, zu sehen, wie d'Aguesseau, in seiner amtlichen Eigenschaft mit Untersuchung einer Prozeßsache betraut, zu dem Schlusse kommt: „Es würde am besten sein, eine Lettre de Cachet zu erlassen." Ein andrer Gerichtsbeamter, der hervorragendste von denjenigen, welche sich unter dem alten Regime gegen die willkürlichen Verordnungen erhoben, der geistige Urheber der berühmten Vorstellungen der Cour des Aides, Malesherbes, sollte achtzig Jahre später schreiben: „Weil die Lettres de Cachet mehreren Familien zum Heile gereicht haben, ist ihr Gebrauch allgemein geworden." Uebrigens kommt er auf den Gedanken noch einmal zurück: „Der Gebrauch dieser so gefürchteten Befehle wurde als das Heil der Familien betrachtet." Malesherbes schreibt weiter — wir befinden uns im Jahr 1789 —: „Es giebt Leute, die sehr vernünftig und sehr gute Bürger sind und die dennoch meinen, man müsse die Lettres de Cachet zurückwünschen." Und schließlich meint Malesherbes, wenn die Engländer die Lettres de Cachet nicht kennten, hätten sie zum Ersatz dafür andre Sitten und Einrichtungen, welche der französische Charakter sich nicht gefallen lassen würde. Uebrigens, sagt er, giebt es unter den Gewohnheiten dieses Landes einige, die man tadeln muß, unter anderm — es ist das wirklich merkwürdig — „die Unabhängigkeit des Sohnes dem Vater gegenüber".

Man verlangt gewöhnlich vom Historiker, er solle ein moralisches Urteil über die Leute und Dinge der Vergangenheit abgeben, wobei man vergißt, daß es seines Amtes ist, die Vergangenheit wieder erstehen zu lassen, wie sie gewesen ist, nicht sich zu ihrem Sittenrichter aufzuwerfen. Es ist für uns sehr schwer, eine Einrichtung wie die Lettres de Cachet zu beurteilen, denn unsre soziale Ordnung, die, ohne daß wir es gewollt haben, alle unsre Empfindungen und alle unsre Ideen geformt hat, ist zu verschieden von derjenigen, innerhalb deren die Lettres de Cachet vorgekommen sind. In der Umgebung, die sie gekannt hat, sind sie ganz gewiß sehr häufig nützlich und heilsam gewesen, während sie ebenso gewiß in andern Fällen Mißbräuche zur Folge gehabt haben. Die richterlichen Beamten sind unter dem alten Regime die heftigsten Gegner der Lettres de Cachet gewesen, und doch haben wir soeben die Ansicht vernommen, welche sich über sie die hervorragendsten von ihnen gebildet haben, d'Aguesseau und Malesherbes. Unter den mit Angriffen vorgehenden Schriftstellern sind Voltaire und Beaumarchais die offensten Feinde jener Einrichtung gewesen, von der sie laut erklärten, sie gehöre einer vergangenen Zeit an; und doch haben wir Voltaire und Beaumarchais sich mit dem größten Eifer um Lettres de Cachet bemühen sehen.

Die Wahrheit ist die: die Lettres de Cachet sind nicht das künstliche Erzeugnis einer Regierung oder eines Menschen gewesen: sie sind von selbst inmitten einer von der unsrigen durchaus verschiedenen Gesellschaft entstanden, die wir nicht zu beurteilen im stande sind, weil die unsrige so ganz anders geartet ist, und über die wir kein Urteil abgeben dürfen, weil die unsrige aus ihr hervorgegangen ist; solange diese Gesellschaft bestand, erhielten sich die Lettres de Cachet, die sich in vollkommenem Einklang mit ihr befanden, zu allgemeiner Zufriedenheit; von dem Augenblick an, als diese Gesellschaft sich zu ändern begann, trat ein Zwiespalt hervor, der von Tag zu Tag härter und schmerzhafter wurde, bis zuletzt die Umwandlung der Ideen, Ueberlieferungen und Sitten die alte Organisation ganz und gar umgestürzt hatte. So liegen die Thatsachen, und in ihrer Art bilden sie ein Urteil. (Fortsetzung folgt.)



Aus dem Briefwechsel zwischen Prinz Albert und Bunsen.

Mitgeteilt von

Friedrich Nippold.

Mit den Mitteilungen unsrer beiden letzten Beiträge über die Anschauungs- und Handlungsweise des Prinzen von Preußen in den Jahren 1848 bis 1850 sind zunächst die früheren Veröffentlichungen („Deutsche Revue“ November und Dezember 1895; Februar 1896) über das Jahr 1851 zu verbinden. Die gegen die damalige Reise des Prinzen und der Prinzessin zur Londoner Weltausstellung versuchten Intriguen zeigen deutlich genug, was die den Berliner Hof beherrschende „Camarilla“ von dieser Reise gefürchtet hat. Aber erst der genauere Vergleich dieser Daten mit den Gerlachschen Denkwürdigkeiten — sowohl in den auf den Prinzen und dessen Freunde wie in den auf die Beeinflussung der kirchlichen Dinge durch den königlichen General-Adjutanten bezüglichen Abschnitten — gewährt ein klares Bild von der unablässigen Thätigkeit des Thronerben für die Wiedererhebung Preußens und die davon abhängige Lösung der deutschen Frage. Seine Unterstützung der Radowitzschen Politik ist nur eine einzelne Episode in dieser Thätigkeit. Auch in der Zeit der Zurückgezogenheit in Coblenz hat er jede sich ihm darbietende Gelegenheit benutzt, der auf die politische Niederlage von Olmütz gefolgten dumpfen Reaktion entgegenzuarbeiten.

Es gehört nicht in den Rahmen dieser Veröffentlichungen aus dem Bunsenschen Familienarchiv, ein zusammenfassendes Bild des großen Herrschers in jenen für ihn selbst nur vorbereitenden Jahren zu zeichnen. Nur ein einzelner Beleg für jenes ununterbrochene Interesse an dem geistigen Leben Deutschlands

darf hier deshalb nicht fehlen, weil derselbe zugleich eine notwendige Ergänzung der Gerlachschen Aufzeichnungen einschließt. Der recht eigentliche Höhepunkt der Errungenschaften der obenan auf das kirchliche Gebiet gerichteten Reaktion hat bekanntlich in der durch die Kabinettsordre vom 6. März 1852 angebahnten Zerstörung der evangelischen Union gelegen. Daß diese Union wenigstens im Prinzip gerettet wurde, führt sich auf die — erst nachträglich auf den 12. Juli umdatierte — Kabinettsordre vom 7. Januar 1853 zurück. Der zweite Band der Gerlachschen Memoiren wimmelt von Daten über die Aufregung, in welche Gerlach, Stahl, Hengstenberg und ihre Genossen schon durch die erste Kenntnis von dem Erlaß dieser Ordre gerieten, und von den vielfachen Versuchen, die Veröffentlichung derselben zu hintertreiben. Das letztere ist der in ihren Mitteln so wenig skrupulösen „Camarilla" zeitweilig gelungen. Der ersten, „durch Karl Raumer[1]) erhaltenen" Mitteilung, daß der König „auf den Bericht des Oberkirchenrats" eine Kabinettsordre in der Konfessionsfrage erlassen habe, kann sofort die zweite folgen: „Gestern ist E. Senfft bei Seiner Majestät und schafft sich nach Tische einen blauen Brief, in dem der König Raumer auffordert, die Publikation der Kabinettsordre bis nach genauerer Rücksprache zu unterlassen." Auch die Aufzeichnungen der folgenden Monate bringen noch eine Reihe ähnlicher Thatsachen.

Aber so gut orientiert Gerlach auch ist, so zeigt er sich doch auf völlig falscher Fährte, wenn er schon bei dem ersten Anlaß weiter bemerkt: „Stahl ist außer sich und will ein dissentierendes Votum abgeben. Uechtritz[2]) triumphiert und hat die Kabinettsordre wahrscheinlich durch Illaire erreicht." Der Urheber dieser Ordre ist vielmehr der Prinz von Preußen gewesen. Er hatte durch den Generalsuperintendenten Hoffmann Bericht über die der Union drohende Gefahr erhalten, sich von ihm alsbald die erforderlichen Beweise schicken lassen und diese dem Könige persönlich vorgelegt.[3])

In seiner stillen Thätigkeit während der Jahre 1852 bis 1857 hat nun aber der Prinz von Preußen gewöhnlich in engem Einvernehmen mit dem Prinzen Albert gehandelt. Die politische Stellung des letzteren hat es jedoch mit sich gebracht, daß über sein ebenfalls nur stilles Wirken im deutschen Sinn und Geist noch weniger bekannt ist als über die verwandten Bestrebungen des späteren Kaisers.

Um so erfreulicher ist es, daß die Quelle des Bunsenschen Familienarchivs über diesen Punkt zahlreiche wertvolle Einblicke gewährt, welche überdies noch durch die englischen Archivstudien von Herrn G. v. Bunsen bedeutsam ergänzt werden konnten. Je trüber die Zeit war, je vergeblicher die ersten Anläufe zur Besserung, um so erhebender ist der Eindruck einer solchen „Vorarbeit", wie wir sie Prinz Albert ausüben sehen, und von deren Früchten die Gegenwart zehrt.

Zur vollen Würdigung des im nachstehenden mitgeteilten Briefwechsels sollte hier allerdings ein allgemeineres Bild der vor der Oeffentlichkeit bescheiden

---

[1]) Den damaligen Kultusminister.

[2]) Präsident des Oberkirchenrats.

[3]) Vergleiche Handbuch der neuesten Kirchengeschichte III. 1 S. VIII. 311 f.

zurücktretenden und doch für sein Heimat- und sein Adoptivvaterland gleich segensreichen Stellung und Wirksamkeit des hohen Herrn vorhergeschickt werden. Aber ein wirklich zutreffendes Bild läßt sich gerade erst durch diese vertrauten Briefe gewinnen und wird daher besser denselben erst folgen.

So seien hier denn nur die nach dem Tode des Prinzen im Auftrag der königlichen Witwe herausgegebenen, alsbald auch ins Deutsche übertragenen Mitteilungen neu in Erinnerung gebracht. In erster Reihe auf englische Leser berechnet, legen dieselben doch zugleich ein beredtes Zeugnis ab für die aus der deutschen Heimat mitgebrachten humanen, ethischen, religiösen Ideale des Prinzen.

Wenn für ein genaueres Charakterbild des Prinzen, zumal in seiner Stellung zur deutschen Frage, erst das Material erschlossen werden muß, so scheinen dagegen an dieser Stelle einige kurze Vorbemerkungen unentbehrlich über das so ungewöhnlich innige Vertrauensverhältnis, in welches der preußische Gesandte, wie zu dem Könige und dem Prinzen von Preußen, so auch zu dem Prince-Consort von England getreten war.

Die ersten Anfänge der persönlichen Beziehungen führen sich bereits auf den ersten Aufenthalt Bunsens in England nach seiner Entlassung von dem römischen Gesandtschaftsposten zurück. Noch als Gesandter in Bern wurde er dann bald nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. mit den Verhandlungen über das Jerusalemer Bistum betraut. Diese Verhandlungen waren der Natur der englischen Kirche zufolge nicht nur mit den Bischöfen und Staatsmännern, sondern auch mit dem Träger der Krone persönlich zu führen. Königin und Prinz-Gemahl lernten den so vielfach hervorragenden Mann bei diesem Anlaß so schätzen, daß, als nach der unheilbaren Erkrankung des Gesandten v. Bülow der König drei zur Nachfolge geeignet erscheinende Männer bezeichnete und der Königin Viktoria die Wahl unter denselben überließ, letztere dem vertrauten Freunde des Königs den Vorzug gab.[1])

Rasch aufeinander sind dann eine Reihe von Anlässen gefolgt, welche einen viel regeren persönlichen Verkehr mit sich brachten,[2]) als er andern Diplomaten zu teil werden konnte. Obenan standen darunter die Verhandlungen über die Patenschaft Friedrich Wilhelms IV. bei dem Prinzen von Wales.[3]) Es folgte der Besuch des Königs in England mit der daraus erwachsenen Sympathie für mancherlei englische Verhältnisse.

Aus der Berliner Reise Bunsens im Jahre 1844 erwuchs sodann der (in der „Deutschen Revue“ Juli 1897 beschriebene) erste längere Aufenthalt des Prinzen von Preußen in England.

All das waren aber erst die Anfänge zu jener recht eigentlichen Stellung des Vertrauensmannes der beiden Regentenfamilien, wie sie uns in dem Briefwechsel Bunsens in der Folgezeit entgegentritt. Denn es reihten sich nun

---

[1]) Vergleiche Bunsens Leben II, Seite 191, 194, 195. (Brief vom 18. November 1841.)

[2]) Vergleiche a. a. O. die Briefe vom 18. und 23. November und (aus Windsor) vom 28. Dezember 1841.

[3]) A. a. O. Seite 209 bis 214. Vergleiche Seite 192: „Ich komme von Prinz Albert.“

erst der Besuch der Königin Viktoria in Preußen (bei welchem Bunsen der ständige Begleiter war),[1] der Besuch der Prinzessin von Preußen[2] und des Prinzen Waldemar[3] in England an. So kam es zu häufigen Einladungen auch des Gesandten nach Windsor[4] und Osborne.[5]

Um diese ungewöhnliche Stellung des Gesandten zu verstehen, muß man sich zugleich stets vor Augen halten, daß die Stellung des Königs Friedrich Wilhelm IV. damals noch eine ganz andre war als nach der für ihn persönlich wie für den Staat gleich verhängnisvollen Revolution. Obenan hatte sich ein recht eigentliches Freundschaftsverhältnis zwischen dem Könige und dem Prinzen Albert gebildet. Ihr reger brieflicher Verkehr bildet zugleich den allgemeineren Hintergrund der Spezialkorrespondenz über die Denkschrift des Fürsten Leiningen. Die Mißverständnisse Treitschkes erklären sich zum Teil daher, daß ihm der übrige Briefwechsel unbekannt blieb. Dagegen hat seine beiläufige Notiz über „die im Vetternkreise vielgerühmte Denkschrift" allerdings insofern eine gewisse Berechtigung, als Prinz Albert in dieser Zeit nicht nur der Vertrauensmann des preußischen Königs, sondern auch andrer deutschgesinnter Fürsten gewesen ist.

In dem Briefwechsel des Prinzen mit Bunsen sind diese andern Beziehungen des ersteren freilich nur beiläufig gestreift. Gerade die Häufigkeit des persönlichen Gedankenaustausches ließ es nur selten zu belangreicheren Briefen kommen. Zum Verständnis der immer nur beiläufigen Briefe ist daher häufig ein ähnlicher Kommentar erforderlich, wie ihn Ranke den Briefen Friedrich Wilhelms IV. an Bunsen beigefügt hat.

a. Vom Beginn des Briefwechsels bis zur schweizerischen Sonderbundsfrage.

(Juli 1845 bis September 1847.)

Unsre heutige Veröffentlichung bringt zunächst die vor dem Revolutionsjahre (beziehungsweise bis zum Januar 1848) geschriebenen Briefe zum Abdruck. Diejenigen vom Juli 1845 bis September 1847 tragen meist noch einen einfach geschäftlichen Charakter und sind nur teilweise von allgemeinerem Interesse. Im Zusammenhang des Ganzen aber sind sie gerade dadurch von Wert, weil sich die zunehmende Vertrautheit der Korrespondenten in ihnen förmlich stufenweise verfolgen läßt. Dieselbe steht zudem in denkwürdigem Korrelatverhältnis zu der steigenden Wichtigkeit der geschichtlichen Ereignisse und der recht eigentlichen Tagesfragen, die uns dadurch in einem klaren Spiegelbilde entgegentreten.

Der erste uns vorliegende Brief aus dem Sommer 1845 ist kurz vor der

---

[1]) A. a. O. II. Seite 317 bis 324.

[2]) Seite 345 bis 348.

[3]) Seite 367 bis 372. Vergleiche auch die noch ungedruckten Briefe des Prinzen Waldemar.

[4]) Seite 351 bis 353.

[5]) Seite 366 bis 372, 374 bis 376.

Reise der Königin Viktoria nach Deutschland geschrieben und bezieht sich auf den Termin und einige nähere Umstände dieser Reise selbst.

1. Mein verehrter Herr Minister!

Ich habe Eurer Excellenz Brief von gestern richtig erhalten, aber bis jetzt die Zeitung nicht, auf deren Artikel Sie mich verweisen. Ich habe bis zu dieser letzten Gelegenheit, Ihnen heute eine Antwort zukommen zu lassen, gewartet, schreibe jedoch jetzt, damit Sie doch etwas von mir hören. — Wir haben noch keinen Bericht von dem Verlaufe der gestrigen Verhandlungen im Unterhause erhalten; doch war Sir Robert Peel der Meinung, daß, wenn er in dieser Nacht seine estimates ganz durchbringen könnte, nichts Vorherzusehendes dem Parlamentsschlusse am 9. im Wege stehen würde. Wir würden in dem Falle noch denselben Abend uns einschiffen und am Montage beim Könige eintreffen. — Was Bonn und das Beethovenfest betrifft, so erlauben wir uns nicht, irgend einen Plan zu machen, indem wir uns innerhalb der 4 Nächte, welche wir unter des Königs Dach zubringen können, ganz zu seinen Befehlen betrachten — und in Nichts die Anordnungen desselben stören möchten. — —

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Eurer Excellenz
treu ergebener
Albert.

Osborne, July 31. 1845.

Schon der zweite Brief, einige Monate nach der Rückkehr aus Deutschland geschrieben, nimmt jedoch eine gemeinsame Thätigkeit zu einem bestimmten Zwecke in Aussicht.

2. Verehrter Herr Geheimer Rath!

Ich sende Eurer Excellenz hiermit einen Brief, welchen ich soeben vom Baron Stockmar erhielt. Er enthält den Ausdruck einer Hoffnung auf Ihr freundschaftliches Mitwirken in einer Sache, welche ihm sehr am Herzen liegt. Wollten sich Eure Excellenz dem Auftrage unterziehen, so werden Sie der Königin und mir einen großen Gefallen erweisen, und ich glaube zugleich, daß Sie Ihrem Könige einen guten Dienst leisten werden. —

Ich benutze diese Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, mit wie viel Interesse und Freude ich Ihre vortreffliche Schrift über die „Kirche der Zukunft“ gelesen habe.

Mit aufrichtiger Hochachtung stets
Ihr getreuer
Albert.

Osborne, Dezember 9. 1845.

Der Gegenstand, auf welchen sich der Wunsch des Prinzen bezieht, ist aus der Biographie Stockmars nicht ersichtlich. Dagegen ist aus dem folgenden Jahre

1846 anderweitig bekannt, wie sich der Prinz und der Gesandte in dem gemeinsamen Interesse an dem genialen List begegnet sind. Der schwergeprüfte Mann hatte am 25. August 1846 durch Vermittlung Stockmars eine Denkschrift an den Prinzen Albert gerichtet. Von englischer Seite — vergl. die Briefe Sir Robert Peels und Lord Palmerstons vom 22. August und 8. September — fand er wenig Ermutigung. Um so mehr bemühte sich Bunsen im Einklang mit dem Prinzen, List in der eignen Heimat thatkräftige Unterstützung seiner Ideen zu verschaffen.

Aus dem Jahre 1847 liegt zunächst ein kurzes Dankschreiben vor, das aber zumal mit Bezug auf die sinnvollen Hausandachten des Prinzen von Interesse ist.

3. Eure Excellenz

haben mir mit Ihrem schönen Ostergeschenk große Freude gemacht. Ich habe mich schon an das Studium der schönen Choräle gemacht und manchen alten Bekannten darunter wieder begrüßt. Die Harmonisirung ist einfach und rein und ganz würdig, und die Sammlung erscheint mir sehr vollständig.

Mit meinem verbindlichsten Danke

Ihr

treu ergebener

Albert.

Windsor Castle, April 2. 1847.

Diesem Briefe des Prinzen reiht sich noch im gleichen Monat ein Brief Bunsens an, in welchem ein Auftrag des Königs für seinen Paten, den Prinzen von Wales, zur Ausführung gebracht wird.

London, 27. April 1847.

4. Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Fürst und Herr!

Der König, mein allergnädigster Herr, trägt mir in einem eigenhändigen Schreiben vom 13. dieses auf, bei Ueberreichung des Glaubensschildes Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Wales in Seinem Königlichen Namen zu sagen:

„Das sei von Seinem treuen Pathen, für Ihn, damit Er sich, Ich hoffte, recht, recht sehr lange darauf vorbereiten, und darüber nachdenken solle, einst ‚Defender of the Faith‘ zu werden.

So oft Er es betrachten würde, bät' Ich Ihn, Seine Augen auf den Glauben, die Hoffnung, die Gerechtigkeit und die Liebe zu heften, und auf die heiligen Verkünder, die mit den Emblemen jener Tugenden erschienen, aber vor allem auf den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen, das heißt vornehmlich darauf, daß diese Tugenden, wenn es solche wirklich sein sollten, nur aus dem Mittelpunkte ausgehen, und auf dem Kreuze ruhen könnten."

Der Sinn dieser Worte scheint mir so ernst, und der Ausdruck so vollkommen, daß ich glaube, des Königlichen Auftrages mich nicht besser entledigen zu können, als indem ich mir erlaube, die eigenen Königlichen Worte Ew. Königlichen Hoheit heute, als am Tage der Ueberreichung des Schildes, zu übergeben, damit der theure junge Fürst, wie Er weiter aufwächst, von Seinem Durchlauchtigsten Herrn Vater selbst auf den Sinn aufmerksam gemacht werden möge, aus welchem das Königliche Pathengeschenk in der Seele des Königs hervorgegangen, und in welchem Er wünsche, daß dasselbe von dem künftigen Defender of the Faith möge betrachtet werden.

Indem ich mir erlaube, dieser Botschaft des Königs meine ehrfurchtsvollen Wünsche hinzuzufügen, habe ich die Ehre, in tiefer Ehrerbietigkeit zu verharren

Ew. Königlichen Hoheit
unterthänigster
Bunsen.

Fragen der großen Politik sind somit zwischen dem Prinzen und dem Gesandten bisher noch nicht direkt behandelt. Allerdings hat bereits in der gleichen Zeit ein eingehender Briefwechsel zwischen dem Prinzen und dem König Friedrich Wilhelm IV. stattgefunden. So hat der König im Februar und März ausführlich geschrieben, der Prinz am 2. Mai ebenso ausführlich geantwortet. Die Uebersendung der Leiningenschen Denkschrift hat somit schon eine längere Vorgeschichte. Aber erst vom September an findet sich ein eigentlich politischer Meinungsaustausch zwischen dem Prinzen und dem Gesandten, um von da an rasch zuzunehmen.

Der erste, auf eine allgemeine politische Frage bezügliche Brief Bunsens an den Prinzen bezieht sich auf den Plan einer Blockade Griechenlands.

London, 4. September 1847.

5. Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr!

Im Vertrauen auf die bewährte Freundschaft Ew. Königl. Hoheit gegen den König, meinen Herrn, und ermuntert durch vielfache gnädige Beweise Ihrer Güte und Gnade gegen mich, erlaube ich mir, die mir heut zugegangene Einlage zu Höchstdero Kenntniß zu bringen.

Ich bin fest überzeugt, daß Lord Palmerston von J. M. der Königin die Erlaubniß weder verlangt noch weniger erhalten hat, eine königliche Flotte Großbritanniens zur Exekution der griechischen Regierung für rückständige Zinsen zu verwenden, und zwar durch Aufbringen griechischer Handelsschiffe und durch Zerstörung der Handelsmarine eines jungen aufstrebenden Volkes, dessen einzige Hülfsquelle im Großen eben dieser Handel ist. Ich habe sogar eine vertrauliche Aeußerung im Auswärtigen Amte in diesen Tagen so verstanden, daß man wegen der Zahlung im September zwar mahnen, aber *keine* Zwangsmaßregeln anwenden wolle.

Es scheint mir die ganze Atmosphäre Thiers'scher Philippiken à la Urquhart gegen Lord Palmerston in der A. A. Z. dazu zu gehören, um sich durch irgend eine mißverstandene Aeußerung Cetto's oder durch irgend einen Mißverstand dieses Diplomaten selbst zu einer so abenteuerlichen Besorgniß aufschrauben zu lassen. Allerdings alles ist möglich, wo ein deutscher Fürst eine Lola zur Gräfin erhebt, und der Nestor deutscher Staatsmänner, der Verwalter der größten Monarchie von Mittel-Europa, den Papst zwingt, gegen Oesterreich sich zu waffnen und in Turin einen Zufluchtsort für das Haupt der katholischen Kirche zu suchen, den König von Sardinien aber noch dazu an die Spitze der italienischen Bewegung zu stellen und Frankreichs Regierung zur Opposition zu zwingen die unglückselige Geschicklichkeit hat. Quos deus vult perdere, prius dementat. Ich habe im März dem Könige vertraulichst das mir von Ew. K. H. damals anvertraute beruhigende Wort geschrieben: seitdem schlafe ich über diesen Punkt ruhig.

Wollen und können Ew. K. H. mir einen Wink geben, daß ich diese Beruhigung wiederholen darf, so erweisen Höchstdieselben meinem Herrn eine große Liebe. Ew. K. H. können darauf rechnen, daß hier, wie in Berlin, die größte Diskretion beobachtet werden wird. Ich denke, das Schreiben unterbleibt am besten ganz.

Der König trifft (aus Italien!) am 19. d. wieder am Rheine ein ....

Bunsen.

Schon der Tenor dieses Bunsenschen Briefs läßt die gemeinsame Grundanschauung erkennen: sowohl in dem echt humanen Interesse an einem jungen, aufstrebenden, aber schon vor der Ermöglichung seines selbständigen Staatskörpers durch unmöglich zu erfüllende Forderungen bedrückten Volke, wie in dem schon so bald durch die Thatsachen als zutreffend bewährten Urteil über die Errungenschaften der Metternichschen Staatsweisheit. Den gleichen Eindruck der nahe verwandten Anschauungsweise des englischen Fürsten und des preußischen Staatsmannes gewähren aber auch die Briefe des ersteren. Eben darum genügen dem Briefschreiber oft kurze Andeutungen, die einen regen mündlichen Gedankenaustausch voraussetzen. Dessenungeachtet hat Prinz Albert an demselben 21. September zwei gleichzeitige Briefe an Bunsen gerichtet. Der erste hat die verwickelten Verhältnisse in Südeuropa im Auge.

6. Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Ich habe Ihren freundlichen Brief vom 13. September in Adverikie erhalten und Ihre Einschlüsse mit nach England[1]) zurückgebracht; heute in London eingetroffen, beeile ich mich, dieselben Eurer Excellenz mit meinem besten Dank wieder zuzustellen. Die Data über Czrivas u. s. w. sind zugestandener Weise von einem der französischen Consuln entlehnt, müssen darum mit mehr als gewöhn-

[1]) England hier im Unterschied von Schottland.

licher Diffidence behandelt werden. Die Spanische Mission paßt allerdings wie die Faust aufs Auge. —

Ueber Griechenland, Italien und Deutschland hätte ich gern bald eine Gelegenheit, mit Ihnen zu verhandeln; vielleicht findet sich die. — Der Brüsseler Congreß ist von großer Wichtigkeit und wird nicht ohne Folgen bleiben.

Eurer Excellenz

getreuer

Albert.

Buckingham Palace, September 21. 1847.

Der zweite Brief vom gleichen Tage ist von hohem psychologischem Interesse für die persönliche Stellung des Prinzen zu seiner Heimat. In dem Bemühen, bei dem gerade damals in Aussicht genommenen Eisenbahnnetze die Vaterstadt vor schwerer Schädigung ihrer Interessen zu bewahren, spiegelt sich jene warme Teilnahme Prinz Alberts am Wohl und Wehe seiner alten Mitbürger, wie sie in der Erinnerung der Koburger noch durch zahlreiche ähnliche Thatsachen fortlebt.

7. Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Ich wollte Ihrer gütigen Vertretung noch eine Angelegenheit empfehlen, die mir sehr am Herzen liegt. Es ist eine Eisenbahnangelegenheit. Eine Bahn von Bayern (Bamberg, Lichtenfels) über Coburg, Hildburghausen, Meiningen nach Eisenach und dort in die Gotha-Erfurth-Weimar- und auf der anderen Seite in die Casseler und auch Frankfurter Bahn (durch Fulda) mündend, ist im Werke. Nach allerhand Schwierigkeiten ist Bayern bereit, die Bahn zu bauen, und Coburg und Meiningen, sie fortzusetzen, doch will Bayern nur unter der Bedingung, daß Weimar sie nach Eisenach fortsetzt. Weimar würde dies gern thun, wenn Preußen nicht dort einen Druck ausübte, der der Sache hinderlich ist. Ich glaube, Preußen protegirt eine Bahn von Hof nach Erfurt mit gänzlicher Umbauung der sächsischen Herzogthümer. Die Gründe hierzu sind mir nicht bekannt. Mein Wunsch geht dahin, daß Preußen Weimar nicht abhalten möge, in eine Sache einzugehen, die eine Lebensfrage für mein kleines Vaterland ist und für Preußen kaum ein großes politisches Interesse haben kann. Könnten Ew. Excellenz gelegentlich etwas in der Sache thun, so würde es mich sehr freuen. —

Stets Ihr getreuer

Albert.

B. P., 21./9. 1847.

b. Aus der Zeit der Sonderbundskrise.

Während die bisherigen Briefe jeder einzeln für sich stehen, sind eine Reihe andrer durch einen gemeinsamen Gegenstand miteinander verbunden. Schon der Brief Bunsens vom 25. September streift die schweizerische Sonderbundsfrage, hat sowohl um dieser, wie um der griechischen Frage willen den Vorschlag

gemacht, daß Sir Stratford Canning auf dem Wege nach Athen und Konstantinopel in Berlin persönliche Rücksprache mit dem Könige nehmen möge. Vor allem aber sind es sieben schnell aufeinanderfolgende Briefe des Prinzen, in welchen das Bemühen, ein Einvernehmen zwischen England und Preußen in der Schweizer Frage anzubahnen, den roten Faden bildet. Wenn dieselben einerseits den Weitblick des Briefschreibers erkennen lassen, so andrerseits das schwere Verhängnis, in welches die Berliner Politik schon damals durch das verzwickte Verhältnis des preußischen Königs zu einem schweizerischen Kanton geraten war. Gleich der erste dieser Briefe giebt zugleich eine Kennzeichnung der englischen Verfassungsbestimmungen in Bezug auf die auswärtigen Fragen, wie sie zutreffender kaum gedacht werden kann.

London, Sonnabend den 25. September 1847.

1. Ew. Königl. Hoheit

habe ich meinen ehrerbietigsten Dank für die beiden gnädigen Schreiben vom 21. nicht eher ausdrücken wollen, bis ich die Antwort mitsenden könnte, welche ich dem Herrn von C. zu machen gedachte auf das vertrauliche Schreiben, das Ew. Königl. Hoheit für das geheime Register wünschten. Indem ich also Höchstdenselben jenes Schreiben zu Ihrer Verfügung stelle, wage ich die Bitte, daß Ew. K. H. zugleich die (für mich in der Eile von meiner Tochter angefertigte) Abschrift meiner Beantwortung der Frage eines Blickes würdigen wollen.

Die Gelegenheit war schon verschwunden: ich werde also den Brief und anderes Vertrauliche Dienstag mit einem Kanzlisten nach Berlin über Hamburg senden. Es versteht sich, daß der Courier zu Ew. K. H. Verfügung steht bis 8 Uhr abends.

Mit dieser Gelegenheit werde ich dem Könige auch über die Eisenbahnfrage schreiben, welche Ew. K. H. mir anzuvertrauen die Gnade gehabt.

Soeben geht Lord Minto's erstes vorläufiges Schreiben ein von Bern. Ochsenbein sagt und Lord M. mit ihm:

Laßt die Jesuiten zurückrufen, und alles löst sich in Frieden auf, sonst ist der Bürgerkrieg unvermeidlich.

Da ich gerade dasselbe gestern (obwohl nicht zum erstenmale) geschrieben, so erlaube ich mir für Ew. K. H. hochgeneigte Kenntnißnahme das Conzept dieser Depesche vorzulegen.

Gestern erfuhr ich von Sir Stratford C., daß er am 7. Oktober nach Constantinopel abgeht.

Dies hat mir die Idee gegeben, Lord P. vorzuschlagen: Sir Stratford über Berlin und Athen gehen zu lassen. Der König hat lange gewünscht, ihn kennen zu lernen: er ist ein Mann für ihn (obwohl nicht für Canitz!): er wird mit ihm über Griechenland und Jerusalem sprechen: hinsichtlich dieses ihm danken für viele freundliche Fürsorge; hinsichtlich jenes von ihm manches hören, das ihm gut ist zu hören. Sir Stratfords Bericht über Athen wird hier nicht unnütz sein, für Berlin vielleicht noch entscheidender.

Da die Zeit drängte, konnte ich Ew. K. H. Ansicht und Willensmeinung nicht vorher einholen; ich habe deshalb sogleich mit Lord P. gesprochen, und er ist darauf gern eingegangen, obwohl er zuerst fürchtete, die Pforte könnte ungern sehen, daß er in Athen gewesen. Er gab aber zu, daß unter den jetzigen Umständen es ihr nur erwünscht sein könne. Es gilt, König O. zu bewegen, nicht Cleomenes den Mörder (wie der König ihn 1839 nannte) und Glaraki den Dummkopf, und Patamidi den übergelaufenen Radikalen an die Spitze Griechenlands zu stellen: nicht Coletti unsterblich zu machen, und damit unter Andern auch den Streit über Musurus. Ich hoffe also nicht, gegen Ew. K. H. Ansicht gehandelt zu haben.

Mit ehrerbietigster und dankbarer
Ergebenheit
Bunsen.

*

2. Ew. Excellenz

Brief vom 25. habe ich richtig erhalten. Ihre Antwort an H. v. Canitz ist ganz vortrefflich, sie gibt ein so klares und in meisterhaften Strichen gezeichnetes Bild der Nothwendigkeit, welche die hiesige Politik treibt, daß an dieses Bild sich haltend, ein continentaler Staatsmann nicht einen Augenblick darüber in Zweifel sein kann, was er von hier in Betreff jeder Europäischen Frage zu erwarten hat. Man schreibt auf dem Continente den einzelnen Persönlichkeiten Englischer Staatsmänner noch immer viel zu viel Gewicht und Einfluß zu, glaubt mit ihren Capricen zu thun zu haben und darum ihre Meinungen leicht durch Vorstellungen modificiren und ändern zu können und wundert sich dann über die Hartnäckigkeit und den schlechten Willen, den sie zeigen, indem sie die Vorstellungen kaum zu berücksichtigen scheinen (in Lord Palmerston ist dieß alles am stärksten ausgeprägt und wird es am meisten gesucht, doch ist dies ein Irrthum, der zu einer Menge falscher Urtheile und Schritte von Seiten der Continentalpolitiker führt). —

Ich freue mich, zu hören, daß Sir Stratford Canning doch noch über Athen gehen soll. Der Moment von Colettis Tod und Wallersteins Eintritt ins Bayrische Ministerium muß nicht vorübergelassen werden, ohne zu suchen, mit Griechenland wieder ein anständigeres Verhältniß herzustellen. —

Mein verehrter Herr Geheimer Rath
Ihr getreuer
Albert.

Osborne, September 28. 1847.

*

3. Mein verehrtester Herr Geheimer Rath!

Tausend Dank für Ihre gütigen Mittheilungen. Wir haben die Schweizer Angelegenheiten vielfach mit Lord Palmerston behandelt und sind darüber einig, daß wir mit Hand anlegen müssen, um dem Bürgerkriege vorzubeugen; über

das Wie ist es noch zu keinem Entschlusse gekommen; das Cabinet soll sich heute darüber berathen. Es wird wahrscheinlich zu einem Contre-projet de Note kommen, das auf jeden Fall ganz anders lauten muß, als die französische Note, in welcher Lord Palmerston mit Recht die größte Aehnlichkeit mit dem Crakauer Manifeste, ja dieselben Ausdrücke findet.

Das wäre allerdings den Bock zum Gärtner machen, wenn man dem Pabste die Entscheidung über die Jesuiten überlassen wollte. —

Die praktischen Punkte, die zu erstreben sind, sind diese: Abschaffung der Jesuiten, Auflösung des Sonderbundes, Einstellung aller Angriffsmaßregeln von Seiten der Tagsatzung, Auflösung der Freicorps, Garantie des Federal Compact, wie er im Wiener Congresse festgesetzt worden, so lange er nicht auf legalem, organischem Wege von den Schweizern abgeändert oder reformirt worden ist. (Ein Schweizer Parlament in Baden mit fünf Ministern der großen Mächte zur Revision des Bundes wäre eine ganz unthunliche Sache.) Können sich die Mächte über die eben angegebenen Punkte verständigen, so wird die Art und Weise, sie den Schweizern annehmbar zu machen, nicht so schwer zu finden sein. Leider drängt indessen die Zeit.

Ewig Euer Excellenz getreuer

Albert.

W. C. 10./11. 1847.

*

4. Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Uebersendung von Professor Gelzers Memoir, welches ich nun Ew. Excellenz wieder zurückstelle. Die Lektüre von Grotes Pamphlet und darauf dieses Memoirs läßt einen sehr klaren Blick in die sonst so verwickelten Zustände thun. Lord Palmerston hat seine Note noch nicht zur Einsicht eingeschickt; ich vermuthe also, daß er studirt und sich Mühe gibt, gründlich zu sein, worauf es ankommt. Er rieth mir an, Grote zu lesen, den er also selbst gelesen haben mußte, und er wird mehr darin gefunden haben als in den Depeschen aus der Schweiz. Gelzers Vorschläge scheinen mir die richtigsten und sind ebenso radikal als conservativ. —

Ich habe auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, zu definiren, was man unter Expulsion of the Jesuits meint, und glaube mit Ihnen, daß die Sache erleichtert wird durch alleinige Beziehungen auf Luzern; wird aber der vielleicht schon gemachte Angriff auf Freiburg dieß noch erlauben?

Ewig Ihr getreuer

Albert.

W. C. 15./11. 1847.

*

5. Eurer Excellenz

sage ich meinen verbindlichsten Dank für die Uebersendung Ihrer interessanten Depesche zu meinen Akten. Ich hoffe doch noch, daß die fünf Mächte sich vereinigen werden.

The small still voice ist biblisch, ich glaube indessen, daß der Ausdruck nur in Bezug auf das „Gewissen“ gebraucht wird; keine andre voice könnte still sein. Diese spricht, wird verstanden, aber wird nicht gehört. —

Hochachtungsvoll Eurer Excellenz treu ergebener

Albert.

W. C. 21./11. 1847.

*

6. Euer Excellenz!

Ihr Brief an den König ist außerordentlich gut, klar und offen, und ich kann dem Könige nicht genug Glück dazu wünschen, einen Diener zu besitzen, der ihm so scharf und unverhohlen die Wahrheit hinstellt, sollte diese auch mit den Gefühlen und Wünschen des Herrn im Widerspruche stehen. —

Von Lord Palmerston werden Sie nunmehr schon gehört haben. Es thut mir leid, daß Sie in Ihrem Briefe an ihn nichts von dem politischen Inhalte von des Königs Schreiben erwähnten, sondern nur den Dank für das Gemälde als Zweck desselben nannten. Westmoreland hatte, scheint es, schon über dieses Schreiben an Lord Palmerston berichtet, da ihm der König selbst davon, als seine Wünsche in Betreff der Schweiz enthaltend, gesprochen hatte; übrigens war auch die Sendung an Sie (wie Sie mir schrieben) auf die Post gekommen, und da wir wußten, daß es ein politisches Dokument sein werde, mußten wir wünschen, dem Minister kein Geheimniß davon zu machen.

Ich bedaure sehr zu hören, daß auch Sie der Influenza nicht haben entgehen können. In der Hoffnung, daß Sie sich bald wieder vollkommen erholt haben werden, bin ich

Eurer Excellenz treu ergebener

Albert.

Osborne, Dezember 2. 1847.

c. Aus dem Briefwechsel Prinz Alberts über den geplanten Staatsstreich in Kurhessen.

Des hohen Wertes der neuen Beiträge zur Geschichte der Sonderbundskrise ungeachtet dürfte sich das Interesse des deutschen Lesers doch in erster Reihe demjenigen Teile des Briefwechsels zuwenden, welcher die stetige Zunahme der Spannung in den deutschen Zuständen am Vorabend der Revolution illustriert. Es ist der in Kurhessen geplante Umsturz der Verfassung, in welchen wir ungeahnte Einblicke erhalten, die obenan für das in den folgenden Jahren noch schärfer zugespitzte Verhältnis der beiden deutschen Großmächte in der hessischen Frage von Belang sind. Den zwischen dem Prinzen und Bunsen direkt gewechselten Briefen können hier nämlich auch diejenigen an und von dem Könige selbst eingereiht werden. Die verschiedene Anschauungsweise der Briefschreiber giebt diesen Dokumenten ein ähnliches psychologisches Interesse wie denjenigen

über die Leiningensche Denkschrift. Dabei reihen dieselben sich in einer Weise aneinander an, die hier jeden Kommentar überflüssig macht.

1. Prinz Albert an Bunsen.

Eurer Excellenz

schicke ich erst jetzt die Briefe, welche ich Ihnen zur Durchsicht versprach.

Ewig Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 14./12. 1847.

*

2. Prinz Albert an König Friedrich Wilhelm IV.[1])

Eurer Majestät

fühlte ich mich unmittelbar bei dem Empfange des so gnädigen und vertrauensvollen Schreibens vom 6. vorigen Monats gedrungen, meinen wärmsten Dank für diesen neuen Beweis Ihrer Freundschaft zu sagen.

Nichts konnte für mich belehrender und zugleich aufmunternder sein, als die Versicherung, meine Denkschrift sei Ihnen — bis auf zwei Stellen — aus der Seele geschrieben. Wenn ich dem ohngeachtet diesem Drange nicht augenblicklich folgte, so geschah dies, weil ich in dem Bedürfnisse, mich in allen Punkten mit Eurer Majestät zu verständigen und übereinstimmend zu fühlen, mir vorgenommen hatte, Ihnen eine längere Antwort zu schreiben, in welcher jene beiden von Eurer Majestät gemißbilligten Punkte gerechtfertigt, und zugleich auch die, wie es mir scheint, von Eurer Majestät nicht verstandenen Ansichten meines Schwagers von Leiningen genauer entwickelt werden sollten. Da kam die Schweizer Lawine, um allen meinen Vorhaben für den Augenblick den Weg zu verschütten.

Und jetzt — noch ehe ich in dieser Angelegenheit wieder Licht sehe, bricht ein neues und, wenigstens für Deutschland, noch gefährlicheres Ereignis herein, das mich antreibt, Sie jetzt *vor allem* um unmittelbares Einschreiten gegen diese Gefahr anzurufen, ja anzuflehen.

Ich meine den drohenden Umsturz der Hessischen Verfassung.

Wohl theile ich mit Eurer Majestät die ganze Ausdehnung Ihrer Besorgnisse wegen der radicalistischen und socialistischen Gährung in Europa und namentlich in Deutschland, sowie auch wegen des Impulses, den diese Gährung durch den Sieg der Radicalen in der Schweiz erhalten muß. Auch hier haben diese gezeigt, worin ihre Macht liegt: nämlich in ihrer Anzahl und der eigenthümlichen, entschiedenen Verbindung politischer, socialer und religiöser (das heißt antireligiöser) Grundsätze, von denen sie getrieben werden, gegenüber von Staaten und Kirchen, die über ihren eigenen Beruf und über ihr gegenseitiges Verhältnis in auffallender Unklarheit und Zerrissenheit dastehen.

[1]) Dieser Brief ist zugleich die Antwort auf das im Augustheft 1897 dieser Zeitschrift veröffentlichte Schreiben des Königs vom 6. November 1847.

Es ist aber meine feste Ueberzeugung, daß der einzige Weg, auf welchem diesem Zerstörung drohenden Andrange begegnet werden kann, der ist, den bemittelten und intelligenten Theil des Volkes (das heißt das eigentliche Volk) durch vertrauensvolle Zulassung zur Theilnahme an der Verwaltung seines eigenen Lebens, an die Regierung zu ketten; während dieses Volk, solange es von der Regierung getrennt erhalten wird, weder Interesse noch Fähigkeit hat, derselben in ihrem ungleichen Kampfe beizustehen, ja nicht umhin kann, wohl gar über die etwaigen Niederlagen einer ihm verhaßten Bureaukratie (verhaßt, weil es sich durch dieselbe von der ihm gebührenden Thätigkeit und von dem unmittelbaren Verkehr mit seinen Fürsten ausgeschlossen sieht) sich heimlich zu freuen, und sich durch dieses Verhalten dem Radicalismus, selbst bei seinen Zerstörungsplanen, zum Stützpunkte herzugeben.

Ist es aber schon politisch unweise von einer Regierung, auf dieses ihr zu Gebote stehende Rettungsmittel zu verzichten, wie viel wahnsinniger erscheint es, dieses Mittel, wo es schon bestanden, wieder unterdrücken zu wollen, und das Volk selbst — nicht die radicale Partei — durch einen Angriff auf sein bereits erlangtes politisches Thätigkeitsrecht zum — ich möchte sagen — gesetzmäßigen Aufstande zu zwingen!

Könnte der böse Geist der Revolution und zugleich der böse Feind Deutschlands sich einen besseren Bundesgenossen wünschen, als einen Fürsten, der sich zu einem solchen Angriffe verleiten ließe? Wäre das nicht gerade jetzt ein verwegenes Herausfordern des von seinen Erfolgen in der Schweiz noch siegestrunkenen Radicalismus zum Kampfe mit dem monarchischen Prinzipe gerade in einem Falle, in dem der Vertreter desselben das entschiedenste Unrecht hat und die öffentliche Meinung ganz Europas gegen sich haben wird?

Gewiß ist der Augenblick schlecht gewählt, um, nach so manchen früheren Vorfällen, das deutsche Volk jetzt aufs neue daran zu erinnern, daß in Deutschland es nicht die Völker, sondern die Fürsten waren, die angefangen haben, das Bestehende umzustürzen, und daß der Ursprung des jetzigen, sich für legitim und historisch-deutsch ausgebenden monarchischen Prinzips doch in der That nichts ist als eine Nachahmung des französischen Absolutismus, wie er von Richelieu und Mazarin ausgebildet und von Ludwig XIV. zur Schau gestellt worden ist, über den Trümmern der altgeschichtlichen Standes- und Volkesrechte.

In Deutschland haben, wie Eure Majestät besser wissen als ich, diese Rechte noch bis zum Westphälischen Frieden fast überall ungeschmälert fortbestanden, und ein Wiederverlangen derselben seitens der deutschen Völker, und wo dieselben wiedergegeben worden sind, ein mutiges Festhalten daran, kann ich nicht als französisch und radical, sondern muß ich als echt deutsch und conservativ ansehen.

In dem vorliegenden Falle von Hessen ist es Eurer Majestät wohl bekannt, daß ein Schmälern oder gar Umstoßen der von dem verstorbenen Kurfürsten urkundlich ertheilten und brieflich bestätigten Ständeverfassung seitens des Nach-

folgers ein offener Bruch des Fürstenwortes sein würde. Denn wollte man annehmen, daß ein Souverän durch die Versprechungen und Handlungen seines Vorgängers nicht gebunden sei, so würde ein Grundsatz, den ich für die wichtigste Basis des monarchischen Prinzips halte, zertrümmert werden, nämlich der Grundsatz ausgesprochen in den Worten: „the King never dies“ oder „le Roi est mort, vive le Roi!“ Ein Staat, dessen Verfassung an den Wechsel und die jedesmalige Willkür des Souveräns gebunden wäre, würde nicht besser fahren als die unglückselige Polnische Wahlmonarchie. Bei dem Kurfürsten kommt noch hinzu, daß er 17 Jahre lang Regent mit und unter der Verfassung gewesen ist, die er jetzt umstoßen will, und daß die Antecedentien seiner selbst sowohl, als die seines Vaters und Großvaters nicht der Art sind, das Zutrauen des Volkes zu einem unumschränkten Regimente zu erwecken, wenn es von solchen Fürsten gehandhabt wird.

Es kann überdies Eurer Majestät kaum verborgen geblieben sein, daß es in Deutschland allgemein im Munde des Volkes ist, der vom Kurfürsten beabsichtigte Umsturz der Verfassung sei die Erfüllung einer ihm vom Fürsten Metternich auferlegten Bedingung, um die Anerkennung seiner Kinder aus der Ehe mit Madame Lehmann zu erlangen; für einen solchen Zweck gäbe er die verbrieften Rechte und Freiheiten seines Volkes als Preis! Mag dieses Gerücht nun wahr sein oder nicht, so bleibt doch ohne dieß der Schritt eine Handlung, die, wenn irgend etwas als „Rechtlos und Gottlos“, und im schlimmsten Sinne des Wortes „Subversiv“ zu bezeichnen ist, diese Bezeichnung verdient.

Auf wen anders als auf Eure Majestät richten sich in dieser neuen Gefahr nun die Blicke Deutschlands und Europas? Von wem anders kann Deutschland Schutz und Hülfe erwarten als von Eurer Majestät? Von Ihnen, gnädigster König, als dem anerkannten wahrhaften Beschützer des bestehenden Rechts, hofft man, daß Sie nach Kräften einem solchen Attentat auf dieses Recht entgegentreten werden, von Ihnen, als dem Hort deutscher Einheit und Stärke, erwartet man mit Zuversicht die Hintertreibung eines Planes, der in Deutschland, sowohl zwischen Fürsten und Völkern als zwischen den einzelnen Staaten selbst, eine neue Saat der Zwietracht ausstreuen muß; von Ihnen, als dem reinsten Spiegel deutscher Fürstenehre, ist man überzeugt, daß Sie versuchen werden, die Hand aufzuhalten, mit der ein deutscher Fürst diese Ehre seines Standes zu beflecken, und damit zugleich dieses Standes theuerstes Gut, das Vertrauen zwischen Volk und Fürsten, auf's Neue zu gefährden im Begriffe steht.

Erlauben mir Eure Majestät, daß ich in Rücksicht auf diese Gründe Sie, als Deutscher, als Fürst und Politiker, beschwöre, alle Ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu ergreifen, um eine Handlung zu verhindern, die die gesetzliche Entwicklung Deutschlands aufhalten, unsere Fürstenehre beflecken und gerade in diesem Augenblicke den Feuerbrand in einen reichlich aufgehäuften Zündstoff schleudern würde.

Ich lege hier die Abschrift eines mir soeben mitgetheilten Briefes eines

deutschen Staatsmannes (dermalen in Frankfurt) über diesen Gegenstand bei, an dessen Schluß Eure Majestät auch einige vielleicht nicht ganz uninteressante Bemerkungen über die mir so wichtig erscheinende Bundes-Entwicklung finden werden.

Indem ich Eure Majestät das vielleicht zu ungestüme Drängen dieses Briefes mit dem Drange der Umstände gütigst zu entschuldigen bitte, verbleibe ich, mein gnädigster König, in dankbarer Ergebenheit und aufrichtiger Anhänglichkeit

Eurer Majestät

treu ergebener

Vetter und Diener

Albert.

Osborne, Dezember 12. 1847.

*

3. Bunsen an Prinz Albert.

London, 16. Dezember 1847.

Eure Königliche Hoheit

haben mich ganz aufgerichtet und gestärkt durch die gnädige Mittheilung des Schreibens an den König über die Hessische Angelegenheit. Gott wird Eure Königliche Hoheit bis in Ihre spätesten Nachkommen segnen für die treue Freundschaft, die Sie meinem Herrn beweisen, und für die wahrhaft fürstliche Gesinnung, welche Sie fortwährend in Ihrem Herzen für das große deutsche Vaterland nähren.

Ich muß hoffen, daß der Brief noch zu rechter Zeit kommt. Die gestern angekommene „Preußische Allgemeine Zeitung“ leugnet offiziell ab, daß Herr von Amelunxen die viel besprochene Denkschrift übergeben. Jedenfalls ist es höchst wichtig, daß hervorgehoben werde (wie das Eure Königliche Hoheit thun), wie das Umstürzen der Verfassung nicht allein ein großer politischer Fehler, sondern ein Treubruch, ein Unrecht sei, welches Unheil hervorbringen müsse. Das will die mittelalterlich-Hallerische Parthei, welche jetzt mehr als je den König umlagert, nicht zugeben.[1]) Sie ist es, die im Namen des guten alten Rechtes Ernst August aufgefordert und ermahnt hatte, die Verfassung „des Grafen Münster“ zu brechen. Sie billigte nachher nicht ganz, was er an die Stelle setzte; so würde sie es auch bei dem Kurfürsten machen; allein daß die heterodoxe Verfassung gestürzt sei, ist nach ihren Grundsätzen immer ein großes Glück. Es läßt sich nun erst Segen hoffen, auf ächt germanisch-ständischer Grundlage! Ja, gnädiger Herr, das ist die theoretische Ansicht jener Männer, und die sind jetzt in großem Einfluß in Staat und Kirche. Es sind Ehren-

---

[1]) Wie zutreffend dieses Urteil über die „Hallerianer“ in der Umgebung des Königs, beweisen die Gerlachschen Denkwürdigkeiten auf jeder Seite. An dieser Stelle kann aber nur im allgemeinen darauf hingewiesen werden.

männer, aber Fanatiker. Der König gehört ihnen nicht an, allein er meint doch wohl, sie übertreiben nur das Gute. Ich sage, wie in England von den Puseyiten, daß sie es verderben. — —

*

4. Bunsen an Prinz Albert.

London, Sonntag 19. Dezember 1847.

Eurer Königlichen Hoheit

überreiche ich zu höchsteigener Ansicht erst heute des Königs letztes Handschreiben und meine Antwort.

Canning[1]) hat das Seinige gethan; allein die Gemüther waren zu aufgereizt, und Neuenburg hatte sich zu sehr verhaßt gemacht.

Ich sehe diese Angelegenheit als abgemacht an. Aber die Folgen werden merkbar sein.

Sind die öffentlichen Nachrichten wahr, so hat die Gesinnung des hessischen Offiziercorps den Gelüsten des Kurfürsten ein Ende gemacht.

Also dahin mußte es kommen, daß ein deutscher militärischer Fürst durch die einzig möglichen Vollstrecker gewaltsamer Maßregeln erinnert werden muß, daß die Truppen ihm nicht dienen werden gegen die Stände und das Volk!

Das wird auch auf Hannover rückwirken.

Und nun — sollte es in Frankreich umschlagen in eine schlecht verhüllte Republik — was in Spanien und Portugal sogleich beide Dynastien vertreiben würde, ehe 10 Jahre vergehen; was sollte dann werden, wenn Deutschland sich nicht kräftigt!

Lassen also Eure Königliche Hoheit nicht ab, Ihren königlichen Freund recht ernst zu nöthigen, sich gewisser einengenden Theorien zu entledigen und die Wirklichkeit klar aufzufassen. Ich werde hinsichtlich der Denkschrift des Fürsten Leiningen meine Pflicht thun. Der König mißversteht sie und thut dem Fürsten Unrecht. Der Fürst will so wenig als Eure Königliche Hoheit Oestreich ausschließen, vielmehr es (zu seiner Rettung) nöthigen, in den wahren deutschen Bund einzutreten und ein deutsches System zu befolgen.

*

5. Prinz Albert an Bunsen.

Eurer Excellenz

sende ich mit meinem aufrichtigsten Danke die mir mitgetheilten Briefe zurück, deren Durchsicht für mich vom höchsten Interesse war.

Ewig Ihr getreuer

Albert.

Osborne, 22./12. 1847.

*

[1]) Sir Stratford Canning, später Lord Stratford de Redclyffe.

6. Prinz Albert an Bunsen.

Verehrtester Herr Geheimer Rath!

Beiliegende Papiere dürften von Interesse für Sie sein. Falls Sie sie noch nicht kennen, sie kamen mir gestern vom Fürsten Leiningen zu. Ich fürchte, man geht täglich mehr den Krebsgang in Berlin. Wallersteins Antworten sind recht gut. —

Stets Eurer Excellenz treu ergebener

Albert.

W. C. 27./12. 1847.

*

7. König Friedrich Wilhelm IV. an Prinz Albert.

1. Januar 1848.

... Pitt würde sicher die Otternbrut des BärenClubbs mit Gold und Erz zu zerstören trachten, wie er nach der Vernichtung des Jacobiner-Pandämoniums getrachtet hat. AltEnglands Ehre regierte damals sein Thun und Lassen, denn er mußte um ihretwillen vor der Welt ein thätiges Zeugniß ablegen, daß die Brittische Freyheit mit der Französischen auch nicht im tausendsten Grade verwandt sey. — Verzeihen Sie mein Geschwätz, mein theurer Prinz. Es wird mir aber immer das Herz so warm, und mein Mund geht über, wenn ich der schönen Zeit gedenke, in der England sein Engelamt so edel und so segensreich übte!

Ich springe nun flugs mit beyden Beinen in den eigentlichen Gegenstand dieses Briefes, in die Curhessische Angelegenheit, und sage mit einigem Stolz: Da haben sich Eure Königliche Hoheit nicht in mir geirrt. Es scheint aber, daß unser guter Lord Westmoreland gar nicht geschwätzig ist; denn ich hab' ihm schon am 9. Dezember (als wir zusammen von der Merseburger Jagd nach Dessau auf den rails fuhren) Alles erzählt, was ich in der Sache gethan hatte. Ich habe aber gleich, nachdem ich den Regierungswechsel (si Regierungswechsel il y avait) erfahren hatte, meinem Gesandten in Cassel, dem Grafen Galen, den ausdrücklichen Befehl geschickt, dem neuen Kurfürsten womöglich selbst zu sagen, sonst aber ihm durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten sagen zu lassen, „daß ich ihn auf das Allerdringendste bitten ließ, doch ja nichts gegen die von ihm beschworene Verfassung zu unternehmen, sondern so bald als möglich seinen guten Willen gegen dieselbe und die versammelten Stände auszusprechen. Ich könne ihm auch nicht verhalten, daß er bey etwaigen Umsturz-Projecten in keiner Weise auf mich rechnen dürfe, daß ich solch Beginnen als unrecht und unklug laut mißbilligen und, im Fall ihm etwas braunschweigisches begegnen sollte, nichts, garnichts thun würde, um ihn wieder einzusetzen." Graf Galen hat „meinen Vetter, den ich nicht lieb habe", nicht zu Gesicht bekommen, aber dagegen dem Minister meine Kommission für seinen Herrn eifrig und eindringlich ausgerichtet. Es verstrichen fast zwei Wochen ohne Antwort, und da er merkte, daß Herr v. Dörnberg ihn mied, hat er ihn einen schönen Tag gefaßt und ihm

begreiflich gemacht, daß ich auf Antwort warte. Da hat der ein air de circonstance gemacht und geantwortet, er habe allerdings den Auftrag ausgerichtet, der Kurfürst sey aber höchlichst verwundert, daß man in Berlin Mißtrauen in seine Intenzionen zu setzen schien. — An demselben Tage, an welchem ich durch Galen diese Worte der Verwunderung „eines kreuzbraven" mit Unrecht beargwohnten Mannes erfuhr, ließ mir Fürst Metternich im engsten Vertrauen wissen, „daß ihm der Kurfürst geschrieben, er wolle die Verfassung mit Gewalt umstoßen und versähe sich dazu im Voraus des k. k. apostolischen und fürstlich-staatskanzlerischen Beyfalls, wolle jedoch, ehe er ans Werk gehe, noch des Fürsten gute Rathschläge über den Modus erbitten." — Fürst M. hat sich da (n'en déplaie à Lord Palmerston) nicht bloß als kluger, sondern auch als rechtlicher Mann bewährt. Er hat einen eigenen Gesandten unter Condolenz-Vorwand an den Herrn Vetter expedirt, der ihm dieselbe Sprache gehalten hat wie früher Galen. Drauf hat der Herr Vetter am Nachmittag desselben Tages, wo er den Oesterreichischen Gesandten gesprochen und Metternichs sehr starken Brief gelesen, die seit seiner Ankunft in Cassel vergeblich harrende Stände-Deputazion empfangen und äußerst gnädig behandelt. —! Jetzt hat er nun den Ständen Verfassungs-Abänderungen verfassungsgemäß vorlegen lassen, und so scheint es, daß der Strohm in seinem Bette ruhig fließen will. Und dazu gebe Gott seinen Seegen. — Nun will ich Sie, theuerster Prinz, nicht länger langweilen. Ich lege mich der verehrten Königin zu Füßen und herz und küsse little Jar. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen Beyden herzlich, und ich umarme Sie, gnädiger Herr, als ...

Friedrich Wilhelm.

*

8. Prinz Albert an Bunsen.

Eurer Excellenz

übersende ich einen für Sie eingegangenen Brief des Fürsten v. Leiningen und zu Ihrer Ansicht des Königs Schreiben.

Stets Ihr getreuer

Albert.

Claremont, Januar 15. 1848.

Wie vortrefflich ist A. B. Whatelys Brief. —! —

*

9. Bunsen an Prinz Albert.

London, Sonntag 16. Januar 1848.

Ew. Königlichen Hoheit

gnädige Zusendung, die mir gestern Abend zuging, ist mir höchst belehrend gewesen.

Ich rede zuerst vom Briefe des Königs, den ich durchgelesen habe, und hier mit unterthänigstem Danke beischließe.

In der Hauptsache ist er mir sehr erfreulich.

Des Königs warme und treue Anhänglichkeit an die Königin und an Ew. K. H., die sich in dem ganzen Briefe ausspricht, und das unbedingte Vertrauen, mit welchem er geschrieben, sind mir ein wahrer Nothanker in dieser Zeit, wo mir das Staatsschiff in Preußen noch ohne alle sichere Lenkung herum zu schwimmen scheint.

Des Königs hohe Rechtlichkeit hat sich in der hessischen Sache bewährt, wie ich es von Anfang an geglaubt habe.

In diesen beiden Punkten liegt großer Trost. Aber des Trostes bedarf auch meine Seele, wenn ich das Uebrige vom politischen Standpunkte betrachte.

Dahin also ist's gekommen, daß Friedrich Wilhelm IV., der 1840 sich nur aufs Pferd zu schwingen brauchte, um ganz Deutschland über den Rhein oder die Weichsel zu führen, der 1847 wieder die Stellung hatte, welche jeder Deutsche ihm zum Wohle des Vaterlandes, und jeder Preuße zur Erhaltung des Ansehens des Hauses und Landes wünschen muß — daß dieser König im Jahre 1848 (ja noch in jenem Jahre selbst) von dem in Berlin aufgewachsenen Sprößlinge eines überlieferungsmäßig an Preußen hängenden Hauses, Herrn eines von Preußen ganz umschlossenen Landes, vom eignen Neffen endlich, nicht einmal eine Audienz für seinen Gesandten erlangen kann und zuletzt nur durch eine Art Minister eine verhöhnende und lügenhafte Antwort: während Metternich nur zu sprechen braucht, um den böswilligen und bössinnigen Fürsten an demselben Tage zur Vernunft zu bringen!

Ist es nicht so, gnädigster Herr? Und ist das nicht entsetzlich! Und der König sieht noch nicht ein, daß diese Vernichtung des Einflusses Preußens eine Folge, die nothwendige Folge, davon ist, daß Er nicht den Wünschen und Bitten der beiden Denkschriften entsprechen will!

Und dieß bringt mich auf den vortrefflichen Brief des Fürsten Leiningen: wie Ew. K. H. wissen werden, Abschrift des an Höchstdieselben gerichteten.

Ich stimme ihm in allen Punkten bei.

Der Unterschied der ständischen und Repräsentativ-Verfassung ist (wenn man Zufälliges abstreift) nur der, daß dort die Abgeordneten nach Ständen gewählt werden, hier aus der ganzen Nation, nach allgemeineren, meist timokratischen (census-)Bestimmungen.

Die Theorie der Volkssouverainität hängt durchaus nicht dem Repräsentativsystem nothwendig an: sie ist geschichtlich auch von Ständen genug in Anspruch genommen worden.

In den Kreisen der Schloß- und Hofpolitiker von 1819—1840, und in der halb beschränkten, halb heuchlerischen Sprache der Hallerianer und der heiligen Allianz, in dieser Atmosphäre, in welcher der edle König leider! den größten Theil seines Lebens als Mann zugebracht, ist jener Unterschied das Schiboleth. Stände — ja! Repräsentativ-Verfassung, „Constitution“ — nie! Ich meinerseits habe mich in den Denkschriften von 1844 entschieden für die ständische Formel ausgesprochen: nicht blos, weil ich sonst nie Gehör

erlangt hätte, sondern weil Stände (in jenem Sinne) mir der geschichtliche Ausgangspunkt, die gegebene Basis sind, schon der Provinzialstände wegen. Aber Stände ohne entscheidende Stimme bei Gesetzesvorschlägen, und ohne unbedingtes Steuerbewilligungsrecht, sind eine Täuscherei und ein noch viel größeres Unglück für die Regierung als für das Volk, wenn sie dabei beharren will.

Der König sieht aber in jeder solchen wirklich bedeutenden Entwicklung eine Schwächung der Krone; ich eine Verstärkung. Hätte Er Recht gegen mich, so hätte Er entschieden Unrecht gegen Alle, die ihm das Patent vom 3. Februar zum Verbrechen oder zur Thorheit anrechnen — (Nicolaus u. Comp.). In der Geschichte darf man sich gegen ihn nur auf England berufen: alles andere ist im Verruf.

Zu Grunde liegt dem Festhalten einer Theorie, die eines solchen Geistes gar nicht würdig ist, allerdings ein Mangel des Glaubens an die Freiheit und die Anhänglichkeit eines edlen freien Volkes.

Wie könnte sonst der geistreiche und belesene König so von Pitt und 1792 reden!

Pitt wollte nie einen Prinzipienkrieg führen gegen das republikanische Frankreich als solches; er sah die Freiheit des Festlandes und die Sicherheit Englands bedroht durch die Eroberungssucht des Convents. Er war gegen Pillnitz. Den Krieg erklärte der Convent, ehe Pitt den Vorschlag zur Coalition machte; 1796 bot Pitt den Frieden an, zu den großmütigsten Bedingungen. Er führte ihn fort, weil er mußte. Dieß könnte der theure König von seinem treuen Lehrer Niebuhr lernen. (Vorlesungen über das Zeitalter der Rev. I. 320 II. 85. Stellen, auf die es gut sein dürfte, den König bei der Beantwortung aufmerksam zu machen.)

Aber abgesehen davon, haben die Interventionskriege Deutschland gerettet? Haben sie es nicht umgekehrt in Elend, Verarmung, Schmach und Hohn gestürzt? Der wahre Krieg gegen die Revolution im Nachbarlande wird geführt durch die Reform und politische Fortbildung im eigenen Lande. 1808—1810 haben Preußen gerettet und 1813—1815 möglich gemacht, nicht 1792—1810! Umgekehrt!

Die Schweiz ist nicht Frankreich, die Tagsatzung kein Convent; was aber auch von dort Verderbliches (vielleicht über Lyon und Paris) wirken könnte, auf Rhein und Elbe, kann weder durch Krieg (den man androht, ohne ihn zu wollen), noch durch blocus hermétique abgewendet werden, sondern durch Einigung und Stärkung Deutschlands!

Dieß aber ist praktisch gleichbedeutend mit dem Vorschlage der beiden Denkschriften.

Gnädigster Herr! Ich denke laut gegen Sie, wie gegen niemanden. Sie kennen jetzt meinen ganzen Kummer.

Meinem Glaubensbekenntnisse kann ich nur die Bitte anschließen, daß Ew. K. H. den begonnenen politischen Verkehr mit dem Könige fortsetzen, wie Sie ja Ihm auch neulich ganz ausdrücklich, in Beziehung auf die so traurig mißverstandene Denkschrift des Fürsten, zugesagt haben.

Vielleicht würde dann, im zweiten Gliede, ein Besuch des Fürsten in Berlin wohlthätig wirken. Es ist jedoch wohl räthlicher, erst des Königs Rückäußerung auf Ew. K. H. rechtfertigendes und erklärendes Schreiben abzuwarten: falls der Fürst nicht schon abgereist ist. Keineswegs fürchte ich für der Königin Bruder, und Ew. K. H. Schwager und Freund, einen kalten Empfang. Allein da einmal die erste Mittheilung mißverstanden worden, scheint es billig für den Fürsten, daß die zweite, erklärende Mittheilung seiner persönlichen Erscheinung vorhergehe.

Ich werde meinerseits jedenfalls den Grafen Stollberg als Freund bitten, wenn der Fürst dort ankommt, mit ihm ohne Rückhalt über den Gegenstand und die persönliche Stimmung des Königs hinsichtlich der deutschen Politik zu sprechen. Stollberg weiß alles, was den König betrifft, und seine eigenen Ansichten stehen denen des Fürsten nahe. Dabei ist er einer der edelsten und reinsten, hochherzigsten Männer, die ich kenne: ohne alle Menschenfurcht, und dem Könige die reine Wahrheit sagend.

Gern möchte ich dem Fürsten über Stollberg schreiben, und überhaupt auf seinen gütigen Brief und die werthvolle Mittheilung antworten, wenn Ew. K. H. mir durch Meyer einen sicheren Weg angeben. Des Fürsten Brief an Ew. K. H. scheint mir — vielleicht mit einigen Weglassungen — sehr mittheilbar für den König. Ich würde kein Bedenken tragen, ihn dem Könige einzusenden: allein es scheint mir, dieß würde Ew. K. H. vorgreifen, oder aussehen, als wenn Ew. K. H. aufgegeben hätten, dem Könige wieder über diesen Gegenstand zu schreiben. Es scheint mir daher nothwendig, daß die Mittheilung durch Höchstdieselben erfolge. Meinerseits denke ich, bald nachher, dem Könige zu schreiben, daß der Fürst mir eine Abschrift des Briefes an Ew. K. H. zugeschickt, und dem Könige alsdann meine ehrliche Meinung darüber zu sagen.

Alles dieses unterwerfe ich jedoch gern Ew. K. H. Urtheil und Entscheidung. Nur das muß ich dem Könige sagen, daß ich des Fürsten Denkschrift durchaus nicht verstehe, wie Er es gethan, und das würde ich auch gethan haben, wenn der Fürst mir nicht jene gütige Mittheilung gemacht hätte. Ich bin es dem Könige wie dem Fürsten und mir selbst schuldig ...

Die Krise in Bayern scheint entsetzlich! ...

Bunsen.



Die englische Ansicht über den Fernen Osten.

Von

Sir Richard Temple.

Die neue deutsche Politik bezüglich Chinas bildet gegenwärtig in England das allgemeine Gesprächsthema und beschäftigt die Gemüter im höchsten Maße. Man betrachtet die Lage sehr ernst. Man macht sie nicht zum Gegenstand der Klage und auch nicht des Vorwurfs. Man sagt wenig, denkt aber viel und erwägt sorgsam, welche Schritte wohl am besten zum Schutze der britischen Interessen zu ergreifen seien.

Die Engländer befinden sich unfraglich im Zustande besorgter Erwartung und bereiten sich auf ein Eingreifen vor, wie es vielleicht zur Abwehr oder aus Vorsicht geboten ist. Sie wünschen immer noch von ganzem Herzen, den Frieden mit Deutschland aufrecht zu erhalten. Aber sie fürchten, daß, wenn Deutschland anfängt, Häfen oder See- oder Landstationen in China zu erwerben, Rußland nicht anstehen wird, etwas in derselben Richtung zu unternehmen, was ihm vielleicht zu einer Winterstation für seine östliche Flotte verhilft und ihm die Herrschaft über den nach Peking führenden Meerbusen verschafft. Werden bei alledem Deutschland und Rußland einig gehen, oder werden sie nicht im Einverständnis miteinander handeln? Wird aber, wenn sie so vorgehen, Frankreich unthätig bleiben, oder wird es, was wahrscheinlicher, gleichfalls Besitz von einer neuen Station ergreifen? Und weiter, wenn Rußland und Frankreich in Uebereinstimmung handeln, wird Frankreich sein Bündnis mit Rußland aufrecht erhalten und sich dazu entschließen, Hand in Hand mit Deutschland zu gehen? Wenn es das thut, wird dann das nicht zu einer neuen Tripelallianz zwischen Deutschland, Rußland und Frankreich in den chinesischen Gewässern führen? Sollte dagegen Deutschland sich nicht im Einvernehmen mit Rußland befinden, so würde das eine Niederlage für den russischen Ehrgeiz sein — ein Ergebnis, das England mit Freuden wahrnehmen würde. Wird dann aber Japan nicht beunruhigt werden und sich zu erheben beginnen — und würde es in diesem Falle sich nicht an England wenden? So fürchten die Engländer denn, daß die jüngste Aktion Deutschlands — metaphorisch gesprochen — den Tanz eröffnen könne, daß dieselbe den ersten Schritt dazu darstelle und der Tanz selbst sich schließlich möglicherweise in einen Totentanz verkehre! Darum nehmen die Engländer eine besorgt-abwartende Stellung ein.

Weiter beginnt man in England zu fürchten, daß, da sich in dem Kriege mit Japan die chinesische Streitmacht als nichts erwiesen hat, das gegenwärtige Vorgehen Deutschlands, Rußlands und wahrscheinlich auch Frankreichs China zu seiner Selbstauflösung oder mindestens dazu veranlassen werde, wie die Türkei ein „kranker Mann“ zu werden. In diesem Falle könnte eine Teilung Chinas

etwa in ähnlicher Weise bewerkstelligt werden, wie sie mit Afrika vorgenommen worden ist. Wenn man die Geschichte zu Rate ziehen wollte, würde man finden, daß die Teilung Afrikas mit Vorgängen anfing, wie sie sich jetzt in ähnlicher Weise in China abspielen. Die Engländer sagen: Nur der Himmel weiß, was die Folgen von einem Streite zwischen den europäischen Mächten um die Aufteilung Chinas sein werden. Offenbar wünschen Deutschland, Rußland und Frankreich eine Gebietserweiterung in dieser Gegend. England wünscht eine solche dagegen nicht; es möchte sie vermeiden, es hat bereits genug: aber wenn die andern Mächte ein Annexionsverfahren beginnen, könnte es zu seiner Selbstverteidigung genötigt werden, ihrem Beispiel zu folgen.

Wie allgemein bekannt, sind der Seehandel und die Flotteninteressen Englands in den chinesischen Gewässern ungewöhnlich groß; sie gehen bei weitem über die aller andern Mächte zusammengenommen hinaus. Es hat in Hongkong gegenüber der chinesischen Südküste eine sichere Basis für seine Macht. Es liegt das etwas entfernt vom Schauplatz der deutschen und russischen Operationen, die in dem nördlichen Gebiete vor sich gehen. Aber in der Mitte zwischen dem nördlichen Gebiete und Hongkong liegt Shanghai, nicht weit von der Mündung des Yang-tse-Flusses, und dort hat England wichtige Interessen, auf deren Wahrung es mehr als je bedacht sein muß.

Für England vollzieht sich der Zugang zu den chinesischen Gewässern von Süden aus. Diese Linie wird von ihm vollständig überwacht, da eine gut befestigte Station zu Singapore die Straßen und Kanäle beherrscht, welche die nach China und Japan gehenden oder von dort kommenden Schiffe passieren müssen.

Wie groß aber auch seine Interessen in China sein mögen, so muß England sie doch politisch in Verbindung mit seinem indischen Reiche betrachten. Seine militärischen Anordnungen in Indien sind derart getroffen, das es mit Bestimmtheit und Sicherheit für die Ruhe in jenem weiten Gebiete einstehen kann, das eine Grundfläche von anderthalb Millionen (englische) Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von fast dreihundert Millionen Köpfen umfaßt. Seine Besorgnis erstreckt sich nicht mehr auf das Innere des Landes; sie erstreckt sich einzig und allein auf die auswärtigen Verhältnisse. Obgleich Indien im südlichen Asien gelegen ist, hat es heutzutage doch zwei europäische Nachbarn, nämlich Rußland im Nord-Westen und Frankreich im Süd-Osten.

Seit einigen Jahren hat die Ausdehnung der russischen Eisenbahnen vom Kaspischen Meere über Merw und durch das Land der Turkmenen bis zu einem Punkte der afghanischen Grenze bei Herat deutlich gezeigt, daß Rußland in der Lage zu sein wünschte, durch diese Strecke — das heißt die von Herat-Kandahar — Indien im Falle eines europäischen Kriegs zu bedrohen. Auf diesen Fall hat sich England vollständig durch die Absteckung der afghanischen Grenze in jener Gegend sowie dadurch vorgesehen, daß es eine ganze Reihe von Eisenbahnen von seiner militärischen Basis am Indus aus bis fast in das Angesicht Kandahars geführt hat. Es hat seine eignen Hilfsquellen und die eines

etwaigen Feindes in Betracht gezogen, und es hat allen Grund zu der Annahme, daß es ihm Trotz bieten kann. Neuerdings haben die Russen wieder durch das Vordringen nach dem Plateau von Pamir den Anschein erweckt, als ob sie indirekt Kabul bedrohten. England erhob unverzüglich dagegen Einspruch und erhielt eine Absteckung der Grenze zwischen ihm und Rußland auf dem Plateau von Pamir.

Da Birma einen Teil des indischen Reichs ausmacht, ist es in jener Gegend mehr als einmal zu Unruhen zwischen England und Frankreich gekommen. Von 1884 bis 1885 war England im Besitz des unteren Irawaddy-Thales, das Britisch-Birma hieß, während das obere Thal, Ava genannt, unabhängig blieb. Aber der König von Ava ließ sich auf Intriguen mit unternehmungslustigen Franzosen ein, deren Vorgehen von der französischen Regierung nicht ausdrücklich gemißbilligt wurde. England dagegen hielt das Aufkommen französischen Einflusses zwischen Birma und dem südöstlichen China für so gefährlich, daß es zum Kriege mit dem König Ava schritt, und infolgedessen wurde das Königreich Ava an Indien annektiert.

In den Jahren 1894 bis 1895 hat Frankreich wiederum von seiner indochinesischen Stellung aus Siam angegriffen, einen Teil des siamesischen Gebiets in Besitz genommen und das Dasein des siamesischen Königreichs bedroht. Wäre Frankreich Herr Siams geworden, so würde es eine Grenze bekommen haben, die bis an die südlichen Nebenländer Birmas gereicht hätte, was den britischen Interessen entgegen gewesen wäre. So griff England indirekt zu Gunsten Siams ein, erlangte die Berichtigung mehrerer bestrittenen Grenzlinien und sorgte von sich selbst aus sowie von seiten Frankreichs für die Anerkennung der Unabhängigkeit Siams.

Alles das mag einen Begriff von der Sorge, von der „atra cura“ geben, die England fort und fort wegen seiner über die ganze Welt reichenden Angelegenheiten erfüllt. Nach andern Richtungen hin sind die Umgebungen Indiens die denkbar besten. Der nördliche Kontinent wird durch den unübersteiglichen Himalaja, die größte Gebirgskette der Welt, gedeckt. Die südliche Halbinsel wird durch den Ozean und das, was der Dichter die „unverletzliche See“ genannt hat, umgürtet.

Zunächst will ich nun darlegen, was die Engländer im allgemeinen über Indien selbst denken. Gerade jetzt wird Deutschland von dem Verlangen geleitet, ein überseeisches Reich zu gründen. Deutsche Leser mögen sich daher die Mühe nicht verdrießen lassen, in Erwägung zu ziehen, welche Höhe in England die öffentliche Meinung ihrem indischen Reiche gegenüber zu wahren hat, dem außerordentlichsten Beispiele einer Oberherrschaft, das je zu Tage getreten ist. Es sind einmal so viele deutsche Kaufleute in Kalkutta vorhanden gewesen, daß sie einen deutschen Klub hatten. Andrerseits haben einige Deutsche der indischen Regierung in den Abteilungen für Forst- und Telegraphenwesen hervorragende Dienste geleistet. Einzelne haben dafür Ordensauszeichnungen von der Königin und Kaiserin erhalten. Auch haben viele Deutsche Britisch-Indien besucht.

Es wäre irrig, wenn man annehmen wollte, in England hätte man im allgemeinen eine genaue Kenntnis von Indien, das beinahe so groß wie Europa ist, eine Bevölkerung von beinahe dreihundert Millionen Köpfen hat, verschiedene Nationalitäten und Sprachen in sich begreift, große Verschiedenheiten des Klimas und der natürlichen Verhältnisse zu erkennen giebt und sich über mehr als fünfundzwanzig geographische Breitegrade ausdehnt. Nur eine beschränkte Klasse besitzt derartige Kenntnisse, und diese verteilt sich auf die gesamten britischen Inseln. Und selbst in dieser Klasse kennen die meisten nur einige Teile von Indien; nur sehr wenige vermöchten zu behaupten, daß ihnen alle oder beinahe alle Teile eines so weit ausgedehnten Reiches wie Indien bekannt seien. Zufällig bin ich selbst aber zu verschiedenen Zeiten in amtlicher Stellung in Berührung mit fast allen Teilen dieses großen Landes gekommen, vom Indus bis zum Ganges, von den Grenzen Afghanistans bis zu denen Siams, von Kaschmir inmitten des Himalaja bis südwärts herab zu Gegenden im Angesichte Ceylons.

Andrerseits weiß jedermann in England etwas von Indien und fühlt sich dafür interessiert. Wenn er sich auch mit einer Kenntnis des einzelnen nicht brüsten kann und in dieser Hinsicht sein Wissen schlecht bestellt ist, weiß er doch, daß es im Osten ein großes Reich giebt, das mit den Interessen seines Vaterlandes in enger Verbindung steht, von dem viele seiner Landsleute ihren Lebensunterhalt beziehen und das der britischen Industrie zu thun giebt. Darum sieht er sehr wohl ein, daß es ein Besitz ist, der zur Friedenszeit sorgsam gehütet und im Kriege mit allen Mitteln, die den britischen Inseln zu See und zu Land zur Verfügung stehen, verteidigt werden muß.

Er hält es nicht für nötig, daß England sich mit jeder Kleinigkeit befasse, zumal von der Königin und Kaiserin und dem Parlament, als den Verwesern dieses umfassenden Besitztums, eine eigne Regierung in Indien eingerichtet worden ist. Er ist überzeugt davon, daß sie für die Art und Weise ihrer Verwaltung einstehen können. Auch weiß er, daß allenthalben in England gut unterrichtete Leute vorhanden sind, die in jenem Lande gelebt haben und im stande sind, die öffentliche Meinung daheim sofort über alles Wissenswerte aufzuklären, sobald irgend eine Gefahr oder Krisis auftauchen sollte. So läßt der Durchschnitts-Engländer daheim den Dingen ruhig ihren Lauf, überzeugt davon, daß seine umfassenden Interessen in Indien an Ort und Stelle von zuständigen Fachleuten überwacht und wahrgenommen werden. Er ist sich bewußt, daß ein Besitztum gleich diesem, das so ausgedehnt und so eigenartiger Natur ist, nicht frei von Gefahr ist. Er weiß, daß es Gefahr immer gegeben hat, daß es sie noch giebt und auch ferner geben wird. Aber er hat so oft gesehen, wie man in früherer Zeit diese Gefahr überwunden hat, daß er fest darauf vertraut, daß man auch in Zukunft mit ihr fertig werden wird.

Es ist mehrfach gesagt worden, in England wisse man nichts von Indien und kümmere sich nicht darum, allein eine derartige Bemerkung trifft nicht zu. Die Kenntnis ist, wie gesagt, keine genaue — und wie sollte sie das auch sein? —,

allein man kümmert sich sehr um das Land, und jeder Feind, der es bedrohen oder der versuchen sollte, es England zu entreißen, würde auf dieselbe Zähigkeit der Verteidigung und des Widerstands stoßen, von der die europäische Geschichte aus so manchem Kriege zu melden weiß. Gerade hierin haben die Engländer patriotische Zurückhaltung und praktische Weisheit gezeigt. Sie fühlen sich selbst außer stande, ein großes Nebenland, das mehrere tausend Meilen von ihnen entfernt liegt, selbst zu regieren, sie wissen, daß sie den verantwortlichen Behörden an Ort und Stelle nicht dreinreden und den Leuten am Steuerruder, wie man zu sagen pflegt, nicht ins Geschäft pfuschen dürfen. Dieses System ist von andern Nationen nicht immer befolgt worden, zum Beispiel nicht von Frankreich. Im vorigen Jahrhundert wurde zwischen Franzosen und Engländern ein Krieg auf Leben und Tod um den Besitz des südlichen Indiens geführt. Weshalb war der Erfolg auf seiten der Engländer? Nicht sowohl, weil sie ihren Gegnern an Tapferkeit und Geschicklichkeit überlegen waren, denn die Franzosen waren ebenso tapfer, und ihr Führer Dupleix war ebenso geschickt wie unser Clive oder unser Warren Hastings. Doch war ein Unterschied vorhanden: unsre Regenten an Ort und Stelle wurden von der Regierung in England gut unterstützt, während Gleiches bei ihren Regenten von seiten der Regierung in Frankreich nicht der Fall war.

Allein, wenn die Engländer auch im allgemeinen den regelmäßigen Gang der Geschäfte in Indien nicht stören, so findet doch, wenn irgend eine wichtige Angelegenheit auftaucht, eine ausführliche Erörterung im Parlament statt, es werden Reden auf Grund guter Information gehalten, und in der Presse geben Fachleute ihre Ansicht kund.

Es wird vielleicht gut sein, etwas ausführlicher in Betracht zu ziehen, woher es kommt, daß alle Engländer mehr oder minder ein Interesse für Indien empfinden. Da ist zunächst die Armee, welche die europäischen Soldaten in Indien und diejenigen umfaßt, welche sich nach diesem Lande einschiffen oder von dort zurückkommen — es stehen fort und fort 80000 bis 85000 Mann in indischen Diensten; die regelmäßige Besatzung daselbst beläuft sich auf 75000 Mann. Sie bleiben nur wenige Jahre dort. Sie kehren sämtlich zurück und werden durch andre ersetzt. Jeder von ihnen hat eine Familie oder Freunde, die sich seinetwegen um Indien bekümmern. Jährlich werden von den britischen Inseln gegen 40000 Rekruten in die Armee eingestellt, die sämtlich früher oder später in Indien dienen müssen. Danach kann jeder die Hunderttausende, ja fast die Millionen von Personen in allen Gegenden des britischen Reichs berechnen, die sämtlich ein größeres oder geringeres Interesse für Indien gewinnen. Die Rekrutierung ist natürlich eine freiwillige. Doch läßt sich niemand von der Anwerbung abschrecken, weil er weiß, daß man ihn wenigstens für einen Teil seiner Dienstzeit nach Indien schicken wird.

Nehmen wir einen andern Fall. Wenn man sich auch in England nicht sonderlich um die verschiedenen Dinge kümmert, die aus Indien eingeführt werden, wie Reis, Oelsaat, Pflanzenfasern einschließlich des Hanfs und der

Jute, so giebt es doch einen Artikel, dem die große Klasse der Ackerwirte eine hohe Bedeutung beilegt, und das ist der Weizen. Die Einfuhr des indischen Weizens hat seit einigen Jahren den Preis des Weizens in England bestimmt und diesen Preis niedrig gehalten, wenn verschiedene Ursachen in Amerika zusammenwirkten, ihn dort in die Höhe zu treiben. So beschäftigt Indien häufig nicht nur die Gedanken des Produzenten, der vielleicht durch diese Einfuhr leidet, sondern auch die viel größere Klasse der Konsumenten, die Vorteil davon haben.

Ferner ist England stets ein theetrinkendes Land gewesen, und der Thee pflegte von China zu kommen. Seit einigen Jahren ist er hauptsächlich von Indien bezogen worden, und er kommt jetzt von Jahr zu Jahr in größerem Maße von dort her. Heutzutage würde die Menge indischen Thees, die fast in allen englischen Haushaltungen, von der vornehmsten bis zur geringsten, getrunken wird, deutschen Lesern, es sei denn, daß sie selbst in England gewesen wären, unglaublich vorkommen. Jeder, Mann, Weib und Kind, weiß, daß der Thee billig und stark ist, weil es indischer ist, und daß Engländer nach Indien gehen, um ihn dort zu ziehen und zu präparieren.

Es ist kaum nötig, des längeren auseinanderzusetzen, weshalb die meisten Angehörigen der sich dem Fabrikbetriebe widmenden Klasse ein Interesse an Indien gewinnen, das sich von der Ausfuhr von Baumwollen- und andern Zeugwaren, von Metallwaren, von Maschinen, Eisenbahnmaterial und tausend andern Dingen herschreibt. Die Industrie der Baumwollspinnerei ist zum Teil auf Indien angewiesen; das Heil von Manchester und den in seiner Nähe gelegenen Städten, ja das fast des ganzen großen Industrielandes von Lancashire hängt gewissermaßen von Indien ab. Alles das wissen nicht nur die Kapitalisten oder Arbeitgeber und andre gebildete Klassen, sondern auch die Arbeitnehmer sehr wohl. Thatsächlich verstehen die Handwerker und Arbeiter im Durchschnitte alle etwas von dem Lande, welches die von ihnen hergestellten Waren abnimmt und ihnen so die Beschäftigung liefert, von der sie leben. Sie bilden eine der mächtigsten Klassen der englischen Gesellschaft und empfinden ein lebhaftes Interesse für Indien.

Noch ein weiteres Beispiel möge Platz finden. Die indische Staatsschuld, die zum Teil für Kriegszwecke, hauptsächlich aber für Eisenbahnen und Kanäle aufgenommen worden ist, beläuft sich auf nahezu dreihundert Millionen Pfund Sterling, die fast zu neun Zehnteln vom Londoner Geldmarkt hergeliehen worden sind. Die hierbei beteiligten Personen mögen keine große Klasse bilden, aber sie sind sehr einflußreich und haben ein nachhaltiges Interesse an Indien. Außerdem sind große Summen, deren Gesamtbetrag sich nicht genau angeben läßt, von Engländern in Privatunternehmungen in Indien angelegt worden; es mögen zwei- bis dreihundert Millionen Pfund Sterling sein. Im ganzen kann man sagen, daß England Indien sechshundert Millionen Pfund Sterling geliehen hat. Wenn es auch einigen Ländern noch größere Summen geliehen hat, bildet das doch selbst für es etwas Gewaltiges, was auf dem Spiele steht.

Abgesehen von den materiellen Interessen empfindet England, ohne daß es davon seiner Art nach viel Aufhebens machte, eine gewisse pflichtvolle Anteilnahme für Indien. Es fühlt sich wie ein großes Schiff, das Indien ins Schlepptau genommen hat. Es will, daß den Indiern Gerechtigkeit widerfahre, es hat ihnen eine Verfassung und eine Regierung verliehen, die hierfür sorgen sollen. Es ist überzeugt, daß es im allgemeinen geschieht; sollte es sich aber herausstellen, daß es nicht der Fall sei, so würde es das veranstalten, was man die große Nationaluntersuchung nennen könnte. Es ist nicht blind für die Fehler der indischen Eingeborenen; doch nimmt es zu seiner Freude wahr, daß sie häufig treu und ergeben sind. Jedenfalls sind es seine Leute; es hat sich ihrer angenommen und muß, so gut es kann, für sie sorgen. Zum Beispiel, wenn sie von irgend einem Mißgeschick heimgesucht worden sind, zeichnet England aus Privatkreisen große Summen Geldes für die Notleidenden. Es leiht hochherzig bei jeder Notlage der anrufenden Stimme Indiens Gehör. Kurz, die Engländer erkennen die Indier im besten Sinne als gleichberechtigte Unterthanen an. Noch in diesem Jahre wurde mehr als eine halbe Million Pfund Sterling zur Linderung der Hungersnot gezeichnet, eine der größten Zeichnungen, die je zu Wohlthätigkeitszwecken gemacht worden sind.

Wenn man in England im ganzen und großen auch nur einen allgemeinen Begriff von der Pflicht gegen Indien und die Indier hat, giebt es daselbst doch eine Klasse philanthropischer und ernstgesinnter Leute, die eine klarere und genauere Anschauung von ihren moralischen Obliegenheiten in dieser Hinsicht haben. Diese denken beständig daran, wie soziale Verbesserungen in Indien einzuführen seien, wie die Lage der indischen Frauen sich heben, der Bildungszustand sich vervollkommnen lasse und so fort. Betrachte man nur etwas genauer die Bestrebungen der Missionsgesellschaften. Für die verschiedenen Missionen des protestantischen Bekenntnisses in Indien belaufen sich die jährlichen Zeichnungen auf den britischen Inseln wahrscheinlich auf viermalhunderttausend Pfund Sterling. Dieses bedeutende Einkommen erfließt nicht lediglich aus großen Schenkungen, sondern meist aus kleinen Beiträgen, die in fast jeder Stadt und jedem Dorfe im ganzen Land umher gesammelt werden. Was für eine große Anzahl von Beitragsleistenden muß sich darunter bergen, von denen jeder von seinem Pflichtgefühl getrieben worden ist!

Im ganzen giebt England sich der Zuversicht hin, daß es an Indien gut und rechtschaffen gehandelt hat — es will in dieser Hinsicht mit keinem übertriebenen Anspruch hervortreten, sondern sich lieber dem Urteil der allerbarmenden Vorsicht anvertrauen — jedenfalls hat es nach bestem Ermessen und bestem Können gehandelt. Es erkennt die kommerziellen Vorteile an, die ihm von jenem Lande und den ihm gewidmeten Unternehmungen zu teil geworden sind. Es bezieht kein Einkommen von ihm und erhebt keinen Tribut; mögen einige der kleineren Kolonialmächte Europas das bedenken. Andrerseits kostet es ihm auch nichts, denn das indische Reich erhält sich selbst und trägt alle Kosten für die in ihm zur Verwendung kommenden europäischen Truppen. Vielleicht ist es gut, wenn

sich Mächte wie Frankreich und Rußland das merken. Auf diese Weise sind die finanziellen Beziehungen zwischen England und Indien durchaus ehrenvoll und für beide Teile gleich vorteilhaft.

Schließlich wissen die Engländer, daß sie ruhiges Blut wahren müssen und sich in ihrem Urteile nicht irre machen lassen dürfen, wenn auch ihre Besorgnis rege gemacht, ihr Empfinden verletzt und ihre Leidenschaften herausgefordert werden sollten. Ich war in England, als dort die Nachricht von dem indischen Aufstande mit seinem Gefolge von blutigen und grausigen Thaten gegen Weiber und Kinder anlangte. Für diejenigen, welche darunter zu leiden gehabt hatten oder noch litten, erhob sich das Gefühl Englands bis zu leidenschaftlicher Höhe. Bezüglich der nationalen Gefahr blieb das Urteil Englands kühl wie gewöhnlich. Ohne das geringste Aufsehen, ohne jedes laute Wort schiffte es unverzüglich zur Hilfeleistung seine gesamten verfügbaren Soldaten, gegen sechzigtausend Mann, zu einer Fahrt von mehreren tausend Meilen um das Kap der guten Hoffnung ein — wohl die größte militärische Anstrengung, die je von einer Nation gemacht worden ist. Einige Leute warfen die Frage auf, ob man nicht auch einige Kriegsschiffe mitschicken solle. Aber der Premierminister erwiderte ruhig, da wir alle Bataillone fortgeschickt hätten, behielten wir besser unsre Schiffe zu Hause! Seither sind wirksame Maßnahmen getroffen worden, um einen derartigen Aufstand für alle Zeit hintanzuhalten. Die einheimische Armee ist gut, wie die Welt das jüngsthin an der indischen Grenze beobachtet hat. Man betrachtet sie aber nur als ein schätzbares Hilfscorps. Zum Siege können England nur seine europäischen Truppen verhelfen. In England fragt man häufig, ob man sich auf die Treue des indischen Volkes verlassen könne. Nun, man kann nicht erwarten, daß sie treu in dem Sinne sein sollen, wie es beispielsweise die Engländer gegen England sind. Bei einzelnen Klassen der Eingeborenen wird von Treue nie die Rede sein können, andre sind gleichgültig. Dagegen sind einzelne Klassen, wie zum Beispiel die eingeborenen Fürsten, aufrichtig treu, und der größere Teil des Volkes bescheidet sich ruhig bei der britischen Herrschaft und wird hinreichend treu bleiben, solange England sich selber treu bleibt und allerwärts sein Ansehen zu See und zu Land aufrecht erhält.

31. Dezember 1897.



Vae Britanniae?

Von

M. v. Brandt.

Durch die englische Presse, und nicht allein durch diese, auch durch alle mehr oder weniger amtlichen Kundgebungen und Erörterungen geht eine je nach dem Charakter der Verfasser mehr wehmütige oder mehr grimmige Klage über die bösen Konkurrenten, die dem Handel und der Industrie Englands das Leben sauer machen und sich herausnehmen, auch ihrerseits aus dem Paktolus schöpfen zu wollen, an dessen Ufern, wenigstens soweit derselbe durch ferne Länder strömt, die Engländer bisher allein zu sitzen gewohnt gewesen waren. Uns Deutschen ist die Ehre geworden, auch nach dieser Richtung hin ganz besonders den Aerger der Engländer zu erregen, mehr noch als wir es, leider, verdienen, und die „deutsche Gefahr" ist daher für Journalisten, Parlamentarier und Staatsmänner ein ebenso widerwärtiges als unerschöpfliches Thema.

Als ich vor jetzt achtunddreißig Jahren zum erstenmal in die Lage kam, mich praktisch mit den Aufgaben der deutschen Industrie in überseeischen Ländern zu beschäftigen, war die stehende Klage der in denselben ansässigen Kaufleute, daß der heimische Fabrikant sich nicht daran gewöhnen könne und wolle, den Bedürfnissen seiner Abnehmer entsprechend zu arbeiten, sondern daß er von denselben verlange, sich seinen althergebrachten Arbeitsverhältnissen und -ergebnissen anzupassen. Ströme von deutscher Tinte und deutschem Schweiß sind vergossen worden, ehe diese altväterlichen Ideen teilweise, leider immer nur erst teilweise, andern, gesunderen, den thatsächlichen Verhältnissen besser entsprechenden, Platz machten und damit der Aufschwung deutschen Handels, ich verstehe darunter den Handel mit den Erzeugnissen der deutschen Industrie, begann. Da ist es denn erfrischend, von ernsthaften englischen Preßstimmen, so in dem sehr zu empfehlenden Aufsatz in der Januar-Nummer von Blackwoods Magazine „The German Peril", das Geständnis zu finden, daß das augenblickliche Zurückgehen des englischen Handels in den Kolonien und Indien der Gleichgültigkeit des britischen Fabrikanten gegen die Bedürfnisse der Kunden, gegen die Erweiterung des Absatzes, gegen die Fortschritte der Konkurrenten und gegen die unzähligen kleinen Dinge, aus denen sich die großen Summen zusammensetzen, zuzuschreiben sei, und daß das Mittel dagegen bei den in Frage kommenden Leuten selbst liege.

Diese sehr verständige Ansicht scheint indessen wenig nach dem Geschmack der englischen Staatsmänner zu sein, die, nachdem sie vergeblich versucht haben, der englischen Industrie der deutschen Konkurrenz gegenüber durch das „In Deutschland gemacht" und das Verbot von in Gefängnissen angefertigten Waren auf die Beine zu helfen, nun bereit sind, zu dem drastischeren Mittel der Auferlegung von Differenzialzöllen in den Kolonien zu Gunsten der Erzeugnisse

des Mutterlandes zu greifen. Ein stärkeres Zeugnis ihrer Minderwertigkeit hätte der englischen Industrie kaum ausgestellt werden können als durch diesen Versuch, ihr durch die Einführung eines verkappten Schutzzolles die gefürchteten Konkurrenten vom Leibe zu halten. Und dabei bleibt immer noch zweierlei zu beachten, einmal, ob und auf wie lange die englischen Kolonien damit einverstanden sein werden, zu Gunsten schlechterer Waren die besseren sich verteuern zu lassen, und dann, ob nicht Retorsionsmaßregeln seitens der kontinentalen Mächte, das heißt die Auferlegung entsprechender Differenzialzölle auf die Erzeugnisse derjenigen britischen Kolonien, welche selbst diesen Weg beschritten haben, denselben den Beweis von der Gefährlichkeit solcher Mittel liefern könnten.

Auch auf politischem Gebiet macht sich dieselbe Schwarzseherei, dieselbe Aufregung und, wenn man ehrlich sein will, derselbe Haß gegen den deutschen Vetter breit, der sich herausnimmt, auch einen Platz an der Sonne beanspruchen zu wollen. Welchen Lärm hat nicht die englische Presse über die deutsche Besetzung der Kiautschaubucht geschlagen, als ob England nicht hundertmal dasselbe gethan hätte, und als ob englische Interessen ernstlich dadurch bedroht werden könnten, daß Deutschland bei der immer mehr wachsenden Bedeutung Ostasiens in politischer wie in kommerzieller und industrieller Beziehung einen eignen maritimen Stützpunkt sucht, um nicht vorkommendenfalls die Häfen seiner Freunde seinen Schiffen verschlossen zu finden. Und wie ungeschickt ist der ebenfalls erfolgte Hinweis darauf, daß das Geschwader unter dem Befehl Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich seinen Bestimmungsort nie erreichen könne, wenn demselben in den auf dem Wege nach China gelegenen englischen Kolonien die Kohlen verweigert würden, die es zur Fortsetzung der Fahrt brauche. Solche Scherze, denn es sind Scherze, da nichts ein Geschwader hindert, sich von Transportdampfern begleiten zu lassen und aus denselben seinen Kohlenvorrat auf See zu erneuern, mögen John Bulls Lachnerven kitzeln; aber sie beweisen dem denkenden Staatsmanne, daß ein Zustand, der solche Folgen nach sich ziehen kann, auf die Dauer nicht allein unerträglich, sondern auch unhaltbar werden muß, und daß es von englischer Seite sehr unvorsichtig ist, die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf denselben zu lenken. Die englische Politik hat so viel wunde Punkte, in Kanada, am Kap, in Indien, am Nil und am Niger, daß die Konsequenz, mit der man in England den einzigen unselbstsüchtigen Verbündeten, den man auf dem Festlande haben könnte, vor den Kopf stößt, oft den Eindruck macht, als bedürfte die Wahrheit des alten Spruches, daß die Götter den verwirren, den sie verderben wollen, eines neuen Beweises. Oder sollte man in den dreißig Jahren, die seit 1866 dahingegangen sind, in England noch nicht einsehen gelernt haben, welcher Unterschied zwischen dem Preußen der vierziger Jahre und dem Deutschen Reiche an der Wende des Jahrhunderts besteht?

Der Verlauf der Kiautschaufrage wird denen, die sehen wollen, bewiesen haben, daß die scharfe Benutzung des gegebenen Augenblicks durch die deutsche Politik sich durchaus mit der Berücksichtigung der berechtigten Interessen andrer

verträgt. An die chinesische Regierung ist keine Forderung gestellt worden, die sie nicht andern Ländern gegenüber längst und in viel höherem Maße erfüllt gehabt hätte. Und wenn die Art und Weise der Besetzung Kiautschaus die zarten Gewissen der Söhne Albions verletzt, so sollten dieselben sich doch daran erinnern, daß für die sehr wenige Jahre zurückliegende Besitznahme Port Hamiltons, die mitten im Frieden erfolgte, nicht einmal die Vorwände bestanden, die Deutschland für seine Handlungsweise China gegenüber geltend machen konnte. Und wenn für die englische Politik der Schutz der englischen Interessen das einzig maßgebende Kriterium auch für die Abwägung der politischen Moralität ihrer Handlungsweise ist, warum sollte das, was für den Junker Alexander recht und billig ist, es nicht auch für den Bauern sein?

Das im großen und ganzen unberechtigte Geschrei über den Niedergang Englands stammt wesentlich aus englischen Kreisen selbst; es hat unzweifelhaft ein Echo auch in der deutschen Presse gefunden, aber darüber dürfte man sich doch am wenigsten in England wundern, wo man wissen könnte und sollte, daß, wie man in den Wald ruft, es aus demselben zurückschallt. Die Ursachen der Verstimmung gegen England, die überall besteht, wenn sie auch weder der Form noch dem Inhalt nach dem Bilde entspricht, das man sich dort von derselben macht, sind wesentlich der ungeschickten Form zuzuschreiben, in der sich englische Ansprüche in der Presse geltend machen, und manchmal auch der Handlungsweise des foreign office, das sich trotz mancher Veränderungen, die seitdem stattgefunden haben, der Benutzung Palmerstonscher Rezepte bei der Bereitung seiner Tränkchen noch immer nicht ganz entwöhnen kann. Es gab eine Zeit, in der England sich in der Rolle des Schulmeisters Europas gefiel, trotz mancher Zurechtweisungen, die es sich dabei gefallen lassen mußte, so, um nur ein weiter zurückliegendes Beispiel herauszugreifen, im Jahre 1849 durch den Fürsten Schwarzenberg; aber die Zeiten, in denen so etwas verfing und kontinentale Staatsmänner ehrfurchtsvoll den Weisheitssprüchen der auf dem Dreifuß orakelnden Britannia lauschten, sind glücklicherweise vorüber. Auch die Füße dieses Dreifußes haben sich als thönerne erwiesen, und auf dem Kontinent hat man einsehen gelernt, daß auch die schönsten konstitutionellen Formen vor Fehlern und Irrtümern weder in politischen noch in sozialen Rechnungen zu bewahren im stande sind. Die Zeiten haben sich, wie gesagt, geändert, und man ist jetzt, wie man auf der andern Seite des großen Teichs sagen würde, auch in Deutschland verdammt praktisch geworden; statt als deutscher Michel alten Stils über philosophischen Problemen und litterarischen Zänkereien die Aufgaben des wirklichen Lebens zu vergessen und damit zufrieden zu sein, vom hohen Olymp herab zuzusehen, wie andre die Welt teilen, hat der neue Michel mit Zahlen und Mark und Pfennigen zu rechnen gelernt, und er gleicht ganz gewiß nicht mehr dem grauen Freunde, der zwischen zwei Gebündeln Heu an der Qual der Wahl zu Grunde geht; er würde im Gegenteil vergnügt von beiden fressen.

Unsre Kritiker, freundliche und feindliche, dürfen bei der Beurteilung deutscher Verhältnisse nicht vergessen, daß wir noch in vielen Beziehungen sehr zurück sind:

sind wir ja politisch nicht einmal ein einiges Reich, sondern ein Staatenbund, haben wir doch erst selbst vor kaum fünfundzwanzig Jahren gelernt, welche gewaltige Macht ein auf dem Schlachtfelde geeinigtes Deutschland vorstellt, eine Thatsache, die selbst manche Deutschen bereits vergessen zu haben scheinen, und rauchen doch erst seit kaum ebenso lange die Schlote unsrer Werkstätten und Fabriken mit denen Englands um die Wette. Da kann es denn wohl geschehen, daß wenn der junge Riese sich reckt oder meinethalben sich auch einmal rekelt, er rechts und links anstößt, weil freundliche Nachbarn und liebwerte Vettern ihm recht wenig Platz an der Sonne gelassen haben, aber böse meint er's damit nicht; er will niemand verdrängen, sondern nur mitgenießen, im Schweiße seines Angesichts, was Gott für alle wachsen ließ.

Sir Richard Temple hat in seinem Artikel „Die englische Ansicht über den Fernen Osten“ eine hübsche und in vielen Punkten recht zutreffende Apologie für die englische Herrschaft in Indien geliefert, und dem Schreiber dieser Zeilen liegt gewiß nichts ferner, als verkennen zu wollen, wieviel Großes und unter welchen Schwierigkeiten von Engländern in Indien und für Indien geleistet worden ist und noch täglich geleistet wird. Trotzdem hat das Bild aber auch seine Schattenseiten, und es wäre vielleicht ganz gut, schon in betreff der Be- und Verurteilung andrer Mächte, wenn man sich in England zum Beispiel an das erinnerte, was Sir Charles Napier schrieb, als er im Jahre 1842 den Befehl erhielt, in Sind einzurücken und dasselbe zu annektieren. „Wir haben kein Recht, Sind in Besitz zu nehmen, und doch werden wir es thun, und es wird ein sehr vorteilhaftes, nützliches und menschenfreundliches Stück Niederträchtigkeit sein!“

Die weitere Entwicklung der Kiautschau-Angelegenheit seit dem Dezember vorigen Jahrs wird Sir Richard Temple und hoffentlich vielen seiner Landsleute den Beweis geliefert haben, daß Deutschland in Ostasien weder territoriale Erwerbungen beabsichtigte, noch daran dachte, die Erbteilung des angeblich kranken Chinas zu eröffnen, sondern daß es nur einen ihm für den Schutz seiner politischen, kommerziellen und industriellen Interessen unentbehrlichen Stützpunkt erhalten wollte. Daß es sich zu dem Zweck eine am Festlande gelegene Bai aussuchen mußte, ist vielleicht Englands Schuld, das die brauchbaren Inselgruppen wie den Chusan Archipel und Port Hamilton für sich reserviert hat, und sollte Deutschland daher jedenfalls als mildernder Umstand in Anrechnung gebracht werden.

Auch in betreff der Kieler Rede wird man sich seitdem in England wohl etwas beruhigt haben; man hätte das „zum Schutz, nicht zum Trutz“ als die Quintessenz derselben betrachten und daran denken können, daß eine zum Schutz erhobene Hand, auch wenn sie eisern ist, nur Feinden, nicht Freunden gefährlich werden kann. Und dabei fällt mir eine Geschichte vom Fürsten Bismarck ein, die ich irgendwo gelesen oder gehört habe. Als derselbe vor dem Abschluß der Gasteiner Konvention in Gastein mit den Grafen Beust und Bloome zusammen war, vergnügten sich die drei Staatsmänner eines Abends bei einer Partie Quinze, und Graf Bismarck wagte die tollsten Coups, um, wie er später sagte,

seinen Gegnern, die es nicht nur am Kartentische waren, den Glauben zu geben, daß ihm auch in der Politik ein Durchgehen zuzutrauen sei. Ob der preußische Staat ihm das bei dieser Gelegenheit in seinem Dienste verlorene Geld ersetzt haben wird, scheint mir bei den Gepflogenheiten der Oberrechnungskammer kaum wahrscheinlich, aber — gut war die Idee jedenfalls und nützlich wohl auch.

Wiesbaden, im Januar 1898.



Die Entwicklung des Seekriegs.

Von

Admiral P. H. Colomb.

Vorwort der Redaktion.

Für die bevorstehenden Reichstagsverhandlungen über die Marinevorlage wird es von Wert sein, die nachstehenden Schilderungen über die Entwicklung des Seekriegs von dem englischen Admiral Colomb kennen zu lernen. — Im nächsten Seekriege werden die verschiedenen Schiffstypen eine Prüfung zu bestehen haben, welche für die Entwicklung aller Marinen von entscheidender Bedeutung sein wird. Sollte es nicht im Interesse der Marine und des Reichstags liegen, sich nicht auf eine längere Dauer an bestimmte Schiffstypen zu binden?

Vielleicht ist der nachstehende Brief, der diese Frage berührt und der vor Eintreffen des Manuskriptes des Admirals Colomb geschrieben wurde, nicht ohne Interesse für weitere Kreise. — Jedenfalls bestätigt der hier zur Veröffentlichung gelangende Artikel des englischen Admirals über die Entwicklung des Seekriegs, daß die Frage der Schiffstypen von größter Tragweite für die Zukunft aller Marinen ist, und es wäre ein Irrtum, wenn man glaubte, die Ansichten des Admirals Colomb seien nur vereinzelt in der englischen Marine vertreten.

Die Redaktion der „Deutschen Revue".

An die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" in München.

Sie hatten gewünscht, meine Ansichten über die alle Kreise unsers deutschen Volkes bewegende Flottenfrage zu vernehmen. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß der Reichstag die Fachautoritäten hören und danach seine Entscheidung treffen muß. — Nach meinem unmaßgeblichen Urteile sollte man aber in einer Zeit, in welcher die Technik ungewöhnlich rasche und große Fortschritte macht, sich nicht über die nächste Zukunft hinaus binden, da erfahrungsmäßig die Anschauungen über Art und Beschaffenheit der Schiffe ꝛc. oft einen zu raschen und notwendigen Wechsel erfahren. Vielleicht wäre es für die Marine und für den Reichstag zweckmäßig, wenn statt eines für sieben Jahre festgesetzten Planes für den Neubau von im voraus bestimmten Arten von Kriegsschiffen ein Antrag im Reichstag eingebracht würde, nach welchem für sieben Jahre (auf Grund des jetzigen Entwurfs) eine

Maximalsumme für die Vergrößerung unsrer Marine bewilligt, in jedem Jahre aber darüber beraten und beschlossen würde, welche neuen Schiffe, ob Schlachtschiffe oder Kreuzer rc., gebaut werden sollen.

Hierdurch würden der Marineverwaltung die notwendigen Mittel zur Verstärkung unsrer Flotte zur Verfügung stehen, dieselbe wäre aber nicht an bestimmte Schiffsarten für längere Zeit gebunden und hätte freie Hand, sich nach den neuesten Fortschritten in der Technik und Taktik, nach den neuesten Erfahrungen, welche andre Marinen mit Neuerungen in der Gattung und Beschaffenheit der Schiffe bei Neubauten und im Dienste gemacht haben, sowie nach den jeweiligen äußeren politischen Verhältnissen zu richten.

Sind die Mittel für eine Verstärkung unsrer Marine auf sieben Jahre erst bewilligt, so würde die jedesmalige Verständigung zwischen Reichstag und Marineverwaltung über die Art der Schiffe, welche zunächst gebaut werden sollen, voraussichtlich keine besonderen Schwierigkeiten haben, vielleicht könnten hierdurch aber manche Fehler für die Zukunft unsrer Marine, für welche wir alle die wärmsten Sympathien hegen, verhütet werden.

Sehr bedauerlich wäre es, wenn die Flottenfrage zur Parteifrage gemacht und im Reichstage nicht rein sachlich, und wie es das Wohl der Marine und unsers Vaterlandes erfordert, entschieden würde.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Richard Fleischer.

*

Spekulationen über die Zukunft des Seekriegs dürfen wohl, wenn sie über die wahrscheinliche Thätigkeit derjenigen Instrumente, die wir jetzt besitzen, hinausgehen, als etwas nichtig angesehen werden. Aus diesem Grunde beschränken sich die meisten Schriftsteller über Strategie und Taktik zur See darauf, die etwa für die nächste Zukunft zu gewärtigenden Ergebnisse von Zusammenstößen zwischen den Streitkräften zu erörtern, wie sie jetzt im Besitze der verschiedenen Nationen sind. Ueber Strategie und Taktik schreibt man am besten vom Standpunkte der Gegenwart aus, als ob es in betreff ihrer eine gewisse Stabilität gäbe; aber fast das Letzte, was man von der Zukunft des Seekriegs mit Bestimmtheit voraussagen kann, ist die Beständigkeit in dem Charakter der Instrumente, die zu seiner Führung benutzt werden, oder wenigstens in den Verhältnissen, in welchen diese Instrumente im Kriege zur Anwendung kommen sollen.

Es ist wahr, daß in den letzten zehn Jahren alle Völker große Anstrengungen zur Erreichung eines ständigen Typus der verschiedenen Instrumente des Seekriegs gemacht haben, ein Ziel, das noch vor zwanzig Jahren unmöglich schien; doch darf man nicht vergessen, daß dies von zwei Thatsachen hergekommen ist, einmal davon, daß alle Völker auf einmal auf eine große Vermehrung der maritimen Streitkräfte verfielen, und dann davon, daß, wenn einmal die Streitmacht zu vermehren war, derartige Typen coute que coute angenommen werden mußten. In England wenigstens folgte die Annahme des gegenwärtigen Typus der Schlachtschiffe ganz bestimmt dem Beschlusse, eine Vermehrung vorzunehmen, und niemand wußte, als der Befehl gegeben wurde, mit dem Bau zu beginnen, ob der gewählte Typus der richtige sein werde oder nicht. Und

doch verdanken alle unsre Typen ihre gegenwärtige anscheinende Stabilität einer allgemeinen Uebereinstimmung der Ansichten. Wir besitzen noch gar keine oder doch nur wenig Erfahrung über ihre wirkliche Kriegstüchtigkeit; und da das nicht der Fall ist, kann die Ansicht sich ändern, wie sie das früher stets gethan hat, und dann werden wohl neue Typen, die sich auf andre Ansichten gründen, an die Stelle der alten treten. Beiläufig haben wir selbst bei der gegenwärtigen Stabilität der Typen keine bestimmte Ansicht über ihre Verwendbarkeit in strategischer oder taktischer Hinsicht. Von der Thatsache, daß sich unsre Pläne eigentlich auf feststehende strategische oder taktische Ideen gründen müßten, weiß man im allgemeinen nichts; und wenn es auch scheint, als hätten wir Fortschritte gemacht, wird eine Prüfung darthun, daß es thatsächlich keine feste Grundlage giebt, auf welcher der Fortschritt beruht.

Es ist noch nicht allzulange her, daß sich in England unsre Ideen über die Strategie zur See auf die Voraussetzung gründeten, daß die Flotten des Feindes in der unmittelbaren Nähe der Küsten des vereinigten Königreichs operierten, und wir haben es uns viele Millionen Geldes kosten lassen, an den Küsten große Befestigungswerke zu errichten und zu bemannen, welche nach dem vorausgesetzten Feldzugsplane der Feind beim Ausbruche des Kriegs angreifen würde. Wir vervollständigten die Ausrüstung derselben durch Panzerschiffe zur Küstenverteidigung und durch eine Anzahl von Kanonenbooten, von denen jedes nur ein großes Durchschlagsgeschütz trägt, aber keines der Panzerschiffe und der Kanonenboote ist geeignet, in See zu gehen. Keines der Fahrzeuge läßt irgend eine Geschwindigkeit oder eine nennenswerte Kohlenversorgung zu, so daß sie, wenn die Stelle des feindlichen Angriffs nicht auch diejenige wäre, wo sie sich in diesem Augenblicke zufällig gerade befänden, schließlich gar keinen Anteil an der Verteidigung nehmen könnten. Es wurde früher kaum bemerkt, daß die einzige folgerichtige Ausführung eines derartigen Systems eine unbegrenzte Errichtung von Forts und eine unbegrenzte Stationierung von Küstenverteidigungsschiffen an jedem Ankerplatze auf der gesamten Küstenlinie sein würde. Der Kostenaufwand hätte auf diese Weise ein unbegrenzter sein müssen, da der Feind, was er wahrscheinlich auch gethan haben würde, seine gesamte Kraft auf einen Punkt hätte werfen können, den er sich selbst hätte aussuchen können, der aber den Verteidigern absolut unbekannt gewesen wäre; und so hätte jeder Punkt der Küste für sich selbst so armiert werden müssen, daß er sich gegen die Streitkräfte der ganzen Welt hätte verteidigen können. Das sieht man jetzt, wenn auch noch nicht völlig, als eine Ungereimtheit ein. Jetzt ist ein Umschwung der Ansichten eingetreten. Wir sehen jetzt sehr wohl ein, daß, wenn wir unsre Seemacht auf den Fuß der Gleichheit mit derjenigen gebracht haben, die durch eine etwaige Kombination der Mächte gegen uns aufgebracht werden könnte, wir zu einem Punkte gelangt sind, an dem wir vernünftigerweise Halt machen können. Wir sind nicht der Ansicht, daß wir uns absolut sicher gemacht haben, wir sehen ein, daß das unmöglich ist, aber wir wissen, daß wir bis zu einem gewissen Punkt, bis zu dem es nur Möglichkeiten, aber keine Wahrscheinlichkeiten giebt, in der Lage sind,

zu sagen, daß wir so lange sicher sind, bis wir geschlagen werden, und daß für uns die Möglichkeit eines Siegs mindestens ebenso groß wie für die Gegenseite ist.

Aber die Verteidigung besteht für uns in der Beweglichkeit unsrer Flottenkräfte und in der Möglichkeit, sie binnen kürzester Frist an einem gegebenen Punkte zu konzentrieren. Etwaige Feinde müssen sich so sagen, daß, wenn sie versuchen, an irgend einem gegebenen Punkt loszuschlagen, sie zu gewärtigen haben, daß ihren Kräften an diesem Punkt entgegengetreten wird, und zwar mindestens mit der gleichen Stärke und in der angegebenen kurzen Zeit, das heißt, bevor der Angriff vollständig zur Ausführung gebracht werden kann. Daß etwaige Gegner sich das vorhalten müssen, bildet für uns eine vernunftgemäße Verteidigung, denn es ist nicht anzunehmen, daß sie einen Streich ausführen, wenn sie nicht mit guten Gründen auf Erfolg hoffen können, und das können sie unter diesen Umständen nicht.

Da man sich allgemein zu dieser Ansicht bekannt hat, sieht man, daß wir bezüglich der Torpedoboote ein andres Verhalten einschlagen, als wir es den zur Küstenverteidigung bestimmten Fahrzeugen gegenüber eingeschlagen haben. Das Torpedoboot, wie es ursprünglich geplant war, war ein ebenso gewaltiges Kriegswerkzeug, wie es das jetzt ist. Der Unterschied besteht darin, daß es jetzt, theoretisch wenigstens, ein Seeschiff und seetüchtig ist, während das ursprüngliche Torpedoboot an seinen Hafen gebunden und gleich den gepanzerten Küstenverteidigungsschiffen und Kanonenbooten weder ein Seeschiff noch seetüchtig war. Darum verharrte die britische Admiralität, während andre Nationen eine große Anzahl dieser Fahrzeuge bauten, trotz des allgemeinen Lärmens und Drängens in Unthätigkeit, bis sie sich in dem Torpedobootzerstörer ein Fahrzeug gesichert hatte, das ein Seeschiff und seetüchtig war und an Beweglichkeit den höchsten Anforderungen entsprach.

So kann denn jetzt auch gesagt werden, daß man in England bei dem politischen Verhalten von der Idee ausgeht, den Krieg von den eignen Küsten fern zu halten, und das Bestreben der Regierung darauf gerichtet ist, Seeschiffe von der höchsten Geschwindigkeit und möglichst großem Kohlenfassungsvermögen zu erhalten, ja, man opfert die jetzt vorhandenen Streitkräfte oft zu großem Teil, wenn sich diese beiden Ziele geltend machen.

Was die Strategie anlangt, so muß jede Seemacht selbst zusehen, ob sie das Schlachtfeld von ihren Küsten fortverlegen kann, oder ob ihre Lage erfordert, daß sie sich in Verteidigungszustand setzt, weil es nicht in ihrer Macht steht, mehr zu thun, als den Schaden auf das Mindestmaß herabzusetzen, der notwendig daraus entstehen muß, wenn das Schlachtfeld in ihren eignen Gewässern liegt. Insofern kann Beständigkeit des Typus bei Kriegsschiffen nur so lange aufrecht erhalten werden, als die strategische Idee ihr Augenmerk auf die eine oder die andre dieser Bedingungen gerichtet hält.

Mit der Taktik verhält es sich gleichfalls so. Als die Panzerschiffe aufzukommen begannen, tauchten Ideen auf, welche den Stachel oder den Sporn

als eine Waffe von besonders hoher Bedeutung ansahen. Daraufhin begann sich — wie sich gezeigt hat, ohne jeden zureichenden Grund — bei den Seeleuten die Ansicht auszubilden, der Sporn werde die Gefechtsformation der Flotten beherrschen. Die Franzosen nahmen die Idee warm auf und meinten, die Gefechtsformation müsse fortan durch die „Frontlinie“ gebildet werden, das heißt durch diejenige, nach welcher die Schiffe in einer Reihe nebeneinander liegen, so daß nur entweder ihre Bug- oder ihre Sterngeschütze zum Schießen gegen den Feind benutzt werden können. Die Ansicht gewann auch in der britischen Marine Boden, und obwohl ich ernstlich darauf hinwies, daß der Gedanke ein schwerer und gefährlicher Irrtum sei, da eine in „Frontlinie“ gebildete Schlachtreihe ganz sicher von einer in der „Längslinie“ — der alten „Schlachtlinie“ — gebildeten angegriffen und geschlagen werden würde, griff die Idee immer weiter um sich. Man glaubte damals, wenn in Zukunft wegen des Stachels die Flotten in Frontlinie kämpfen müßten, dann sei es auch erforderlich, daß bei der Ausrüstung der Schiffe mit Geschützen darauf Rücksicht genommen werde. Als die Idee auftauchte, waren die Schiffe alle so armiert, wie es das Breitseitgefecht in der Längslinie erforderte. Man hielt es daher für nötig, Schiffe zu bauen, deren gesamte Feuergewalt entweder direkt nach vorn oder direkt nach hinten abgegeben werden konnte. Die „Inflexible“ und verschiedene Schiffe nach ihrem Typus waren das Ergebnis; aber alles, was sich über sie sagen läßt, beschränkt sich darauf, daß man ganz gewiß keine Schiffe nach diesem Typus mehr bauen wird, weil man den Sporn als Waffe nicht mehr von der Bedeutung hält, die man ihm einst beilegte, und weil namentlich seit der Schlacht von Yalu über die Frontlinie als Gefechtsformation das Urteil gesprochen ist. In diesem Falle hat die Ansicht sich geändert, und dementsprechend ist der Typus mit ihr ein andrer geworden, wenn auch die Schlacht von Yalu die einzige Erfahrung ist, auf welche der Umschwung der Meinung sich stützt.

Gleichwohl ist der gegenwärtige Typus der britischen Kriegsschiffe eine Kompromißform; die beiden gewaltig schweren Geschütze im Bug und am Stern sind die Ueberbleibsel der Idee eines Widderschiffskampfes und der Frontlinie. Die Geschütze sind aber so eingerichtet, daß sie auch zum Breitseitgefecht in der Längslinie verwandt werden können, was nicht der Fall sein würde, wenn sich nicht ein Umschwung der Meinung vollzogen hätte. Andrerseits hat man das Breitseitfeuer dieser Schiffe an Kraft und an Anzahl der Geschütze beständig verstärkt, während man bestrebt ist, weniger Gewicht auf das direkte Feuer vom Bug und vom Stern aus zu legen. Man baut jetzt Schiffe, die bestimmt sind, Seite an Seite mit den Schlachtschiffen zu kämpfen, die hinsichtlich der taktischen Idee mehr auf die „Warrior“ und die „Gloire“ hinauskommen als alles, was wir seit dem Stapellauf der „Devastation“ und der „Thunderer“ gehabt haben. Die Sache ist einfach die, daß wir, wenn auch nicht ganz klar ausgesprochen, auf die Ansicht zurückgekommen sind, daß wir, wenn wir in Zukunft überhaupt zur See kämpfen, dies wieder in der Weise unsrer Vorväter thun werden.

Wir folgen aber der Idee nicht in ihrer ganzen Tragweite. Davon ausgehend, daß unsre Idee, wenn auch unbestimmt und unvollkommen, eine wahre ist, sind wir geneigt, sie gewissermaßen in ihren Grundzügen gelten zu lassen, doch lassen wir uns auf eine genaue Prüfung nicht ein, und wir veranstalten kaum Experimente, um uns darüber zu vergewissern, auf welchem Wege wir begriffen sind. Wenn man zum Beispiel die Geschichte genau verfolgt, wird man finden, daß die Gleichförmigkeit im Typus und der individuellen Stärke, die bei allen Linien-Schlachtschiffen gegen Ende der englisch-französischen Kriege vorherrschte, das Ergebnis der Gewohnheit war, in Schlachtlinie zu kämpfen, sowie der Notwendigkeit, in kurzer Reihe zu kämpfen. Wenn man der Sache noch genauer nachgeht, wird sich ergeben, daß es, wenn die Schiffe auch wieder in der alten Schlachtlinie kämpfen werden, doch, weil sie das nur in langer Reihe thun werden, nicht notwendig sein wird, schwache Schiffe aus der Linie auszuschließen, wie das in früherer Zeit der Fall war. Der Schluß, der sich bei näherem Zusehen ergiebt, wird durch die Erfahrung der Schlacht von Yalu bestätigt, in welcher auf japanischer Seite alle Klassen von Schiffen kämpften, ohne daß die schwächeren Schiffe mehr geschädigt worden wären als die stärkeren.

Wir sehen daher, wie die verschiedenen Ansichten von der Stärke einer Waffe stets zur Umwälzung des Typus der Schiffe führen, obwohl es zu der gegebenen Zeit nicht möglich ist oder doch nicht versucht wird, zu entscheiden, ob die vorherrschende Ansicht in der richtigen Weise gebildet wird oder nicht. Gegenwärtig befinden wir uns dem fürchterlichen Problem gegenüber, ob der Torpedo sich zur Stellung des herrschenden Typus erheben wird, wie es der Sporn gethan, und ob, wenn die allgemeine Ueberzeugung ihm die Stellung anweisen sollte, die einst der Sporn eingenommen, das seine wahre und bleibende Stelle sein oder ob er sich nur zu ihr erheben wird, um wieder von ihr herabzusinken, wie es dem Sporn ergangen ist. Es wurde früher einmal vorgeschlagen, Widderschiffe zu bauen, um sie als reguläre Schlachtschiffe zu benutzen und so die alten Eisenpanzer als Schlachtschiffe auszurangieren. Sie sollten klein, schnellgehend und nur leicht gepanzert werden, letzteres thatsächlich nur soweit, daß von den Schlachtschiffen nicht ein längeres wirksames Feuer auf sie abgegeben werden könne. Ein derartiges Schiff ist nie gebaut worden, und es läßt sich nicht sagen, was das Ergebnis gewesen wäre, wenn wir eines gebaut und Versuche damit angestellt hätten. Aber schon in sehr früher Zeit wurde aus dem Torpedo, der bis dahin nur ein Hilfsmittel für die Geschütz- und Spornwirkung der Schlachtschiffe gewesen war, ein selbständiges Schiff gemacht, und von diesem Augenblicke an wurde der Torpedo als solcher zu einer Gefahr für die Schlachtschiffe, was der Sporn nie gewesen ist. Diese Gefahr ist in den letzten Jahren noch größer geworden, und die Stellung, die sie noch einmal einnehmen wird, wird ihr vielleicht von der herrschenden Meinung angewiesen, wenn diese Meinung auch falsch ist.

Die Meinung bildet sich, wenn es keinen Krieg giebt, nur in allgemeinen Zügen, bis es im Seewesen zu einer Veränderung kommt. In früherer Zeit,

als alles, was die Flotte betraf, auf die Autorität begründet und nach Präcedenzfällen geregelt wurde, gab es für das Gemüt des Seemanns nichts Schrecklicheres als das Experiment, besonders wenn es Erfolg versprach. Was gewesen war, sollte weiter sein, damit mußte jeder Seemann sich zufrieden geben. Aber das Seemannsgemüt hat sich gegen seinen Willen aus seinem alten Geleise aufrütteln lassen müssen, und jetzt geht man mit zuverlässig angestellten Versuchen, auf die man früher nichts hielt, nach allen Richtungen hin immer weiter vor. Die Dampfkraft wird genau sowohl auf Schnelligkeit wie Kohlenverbrauch geprüft, Geschütze und Geschützeinrichtungen, Schießpulver und Geschosse, die Widerstandsfähigkeit der Panzerung und die Wirkung der Geschosse auf dieselbe unterliegen fort und fort den eingehendsten vergleichenden Untersuchungen.

Was die Fahrtgeschwindigkeit anlangt, so gilt Gleiches auch vom Torpedo; die mit ihm angestellten Versuche sind lange noch nicht zu Ende, da die Waffe nur selten geladen und abgefeuert wird. Wenn man aber so wenig Grund zur Klage über die Ausbreitung der experimentellen Methode hat, soweit untergeordnete Flottenwerkzeuge in Frage kommen, herrscht doch noch immer ein zähes Widerstreben gegen Vornahme umfangreicherer Experimente vor, die uns in den Stand setzen könnten, wirkliche Schlüsse in betreff dessen zu ziehen, was wir überhaupt zu erwarten haben.

Als das Widderschiff im Vordergrund des Interesses stand, wurden in Rußland unter Admiral Gregor Butakow wirkliche Proben mit dem Stachelkampf vorgenommen; aber vielleicht haben gerade seine Experimente, die auf das bündigste darthaten, wie schwer es ist, ein Schiff mit dem Sporn niederzurennen, das sich nicht niederrennen lassen will, mehr dazu beigetragen, dieses Instrument in England zu diskreditieren, als alles, was seit der Niederrennung der „Re d'Italia“ vorgekommen war.

Nehmen wir einen andern Fall. Die Wirksamkeit des Torpedoboots gegen ein Kriegsschiff in offenem Gefecht hängt hauptsächlich davon ab, ob es imstande ist, durch das ihm von letzterem entgegengesetzte Feuer bis an die Torpedolinie heranzukommen. Soweit Veröffentlichungen über Experimente reichen, beruht die Ansicht über diesen Gegenstand auf einigen Versuchen, die im Jahre 1880 mit einem fingierten Torpedoboot und der Nordenfell-Kanone angestellt wurden. Die Einzelheiten finden sich in Brasseys „Naval Annual“ für 1886 Seite 378, und es würde wohl jeder, der sie sich flüchtig ansieht, es für durchaus bewiesen erachten, daß ein Torpedoboot auch nicht die mindeste Aussicht haben würde, bei Tageslicht etwas gegen ein Schlachtschiff auszurichten, wenn es dem Feuer nur einer einzigen Nordenfell-Kanone ausgesetzt wäre. Er würde lediglich finden, daß das Boot bei einer Annäherung von 9 Knoten Geschwindigkeit 65mal in der Minute getroffen wurde, und daß es, als es mit 17,2 Knoten heranfuhr, 48 Treffer in der Minute erhielt. Weiteres Zusehen würde ergeben, daß in ersterem Falle die Entfernung von 500 bis 100 Yards betrug, das heißt, daß die Treffer alle in den Bereich der Torpedolinie fielen; in dem zweiten Fall erstreckte sich die Entfernung von 700 Yards bis dicht an das Schiff heran, das heißt,

es fiel mindestens ein großer Teil der Treffer in den Bereich der Torpedolinie. Faßt man die beiden Experimente zusammen, so ergiebt sich eine bemerkenswerte Thatsache. Bei einer Entfernung von 500 bis 100 Yards wurden 115 Treffer verzeichnet und bei einer solchen von 700 Yards bis dicht in Schiffsnähe 110 Treffer. Die Zeit betrug 1 Minute 45 Sekunden und 2 Minuten 19 Sekunden. Bei der längeren Zeitdauer wurden weniger Treffer erzielt, obwohl die Entfernung hin und zurück eine größere war. Wahrscheinlich wurde von 700 bis 500 Yards gar keiner erzielt und noch wahrscheinlicher nur sehr wenige, als das Boot an dem Punkte angelangt war, an dem es sein Geschoß hätte abfeuern und sich dann zurückziehen müssen.

Soweit demnach die veröffentlichten Experimente in England reichen, hat sich die Meinung gegen die Torpedoboote in der Verwendung zum Angriff gegen Schlachtschiffe bei hellem Tageslicht auf Grund von Erfahrungen gebildet, die durchaus gegen sie sprechen. Versuche, die man vor 12 bis 15 Jahren im Ausland angestellt hat, fielen weit günstiger für die Torpedobootangriffe bei vollem Tageslichte aus.

Das Wesentliche hierbei ist, daß diese Frage eine Lebensfrage für die Zukunft des Seekriegs ist, wir aber thatsächlich noch gar nichts über sie wissen. Wir haben eine Ansicht, die möglicherweise morgen durch Experimente in ihr Gegenteil verkehrt wird, so daß die ganze Lage weit unbeständiger ist, als es den Anschein hat.

Es ist aber nicht nur das Unbeständige der einem plötzlichen Wechsel ausgesetzten Meinung, was eine Vorhersage bezüglich des künftigen Seekriegs schwierig macht; es liegt das vielmehr daran, daß die fortschreitenden Erfindungen unversehens die Sachlage durch Störung des Gleichgewichts, auf welchem der jetzige Plan der Kriegsschiffe beruht, untergraben können.

Der ungeheure Fortschritt, der dadurch erzielt worden ist, daß man die Triebkraft vermittelst der Kohle vermehrt hat, hat die Segelschiffahrt zerstört, und es ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Entwicklung zu Ende ist. Sie hat durch die Steigerung der Geschwindigkeit des Torpedoboots oder -schiffs das Gefährliche dieser Kriegswerkzeuge, soweit sie gegen Schlachtschiffe zur Verwendung kommen, bedeutend erhöht, und es ist nicht unmöglich, daß sie mit dem Typus derselben aufräumt.

Bei dem Torpedo selbst ist die Verbesserung eine außerordentliche, seine Bahn ist gestreckter, länger und sicherer geworden, als sie ursprünglich war, und er bewegt sich mit weit größerer Geschwindigkeit. Die Versuche, die augenblicklich gemacht werden, das Gyroskop mit dem Steuerungsapparat in Verbindung zu bringen, mögen vielleicht seine wirksame Bahn bis auf 1000 Yards erweitern. Die zerstörende Wirkung der Explosion des Geschosses ist beständig durch Vergrößerung der Ladung gesteigert worden.

Andrerseits bildet vielleicht die Verbesserung des zur Bekämpfung des Torpedoboots bestimmten Geschützes die vollständige Antwort auf das Torpedoboot. Die automatische Maximkanone von 37 Millimeter ist, glaube ich, bis

zu einer Leistungsfähigkeit von 300 Schüssen in der Minute gebracht worden, und mit rauchlosem Pulver wird dieser entsetzliche Feuerschlund gewiß noch zuverlässiger und verheerender wirken, als es die Nordenfell-Kanone je gekonnt hätte. Ich glaube, wir werden gegenwärtig diese Kanone zu allgemeiner Verwendung kommen sehen als einzige wirkliche Antwort auf das Torpedoboot, die es zwingt, die Panzerung anzunehmen, die allein seine Stellung aufrecht erhalten kann.

Auch hier wieder begegnet die Erfindung ihrer Antwort. Dieselbe große Firma in England, Vischers Sons and Maxim Young, welche die Maximkanone liefert, liefert auch unter Harveyschem und Kruppschem Patent Panzerungen von solchem Widerstandsvermögen, wie man es sich noch vor zehn Jahren nicht hätte träumen lassen. Wenn die Maximkanone die Idee, welche das Torpedoboot hervorgebracht hat, in der Wurzel trifft, so ist es sehr wohl möglich, daß die neue Panzerung ihm wieder aufhelfen wird.

Ich habe auseinandergesetzt, wie der gegenwärtig in England vorhandene Typus des Schlachtschiffs, dessen eigentlicher Ursprung die französische „Cairman“ war, in der Idee eines Widderkampfs und einer dementsprechenden Flottenaufstellung wurzelt. Die Verbesserung am Geschütz selbst strebt bereits dahin, den Typus zu modifizieren. Um eine bestimmte Energie zu erzielen, ist es nicht mehr wie früher erforderlich, das Gewicht des Geschützes zu erhöhen. Seit Jahren schon ist die Energie des Geschützes, worunter zunächst eine bessere Flugbahn und eine weitere Treffsicherheit verstanden wird, erhöht worden, ohne daß es irgendwie schwerer gemacht worden wäre. Die gezogene Kanone für modernes Pulver, wie zum Beispiel Cordit, hat eine Kammerstärke, die weit über das hinausgeht, was die Ladung im gewöhnlichen Dienst erfordert. Bei den allerneuesten Verbesserungen ist die obengenannte Firma von dieser Thatsache ausgegangen, um einen sechszölligen Schnellfeuer-Hinterlader herzustellen, der beim Feuern ohne Ziel eine Schnelligkeit bis zu 9 Runden in der Minute erreicht, bei ungemein erhöhter Energie, doch ohne Gewichtsverstärkung des Geschützes. Dieses Resultat ist durch eine Kombination von Einzelheiten beim Verschlußmechanismus und der Kammer erzielt worden, aus welch letzterer die Kassette beseitigt ist, wodurch der Patronensack wieder seine alte Gestalt annimmt. Die Länge des Verschlußstückes ist etwa um die Hälfte reduziert, während die erforderliche Stärke dadurch erzielt wird, daß drei Viertel der Schraube Oberfläche erhalten, statt, wie bis jetzt, die Hälfte. Der Fortfall der Kassette gestattet es, der Kammer einen größeren Durchmesser zu geben, ohne daß dadurch auch der Durchmesser der hinteren Oeffnung vergrößert zu werden brauchte, wodurch der Stärkespielraum, den das gezogene Geschütz verstattet, verwertet wird.

Diese Erfindungen werden zweifellos auch bei größeren Geschützen zur Verwendung kommen, und es stellt sich dann vielleicht heraus, daß, gerade so wie die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit der Panzerplatten dazu geführt hat, die gepanzerte Fläche zu vergrößern und die Dicke zu vermindern, so die Verstärkung der Kraftleistung des einzelnen Geschützes dazu führen wird, unter Wahrung des Gesamtgewichts die Anzahl der mitgeführten Geschütze zu

vermehren und die Größe der Geschütze selbst zu vermindern. Derartige Veränderungen würden aller Wahrscheinlichkeit nach dazu führen, den Typus der Schlachtschiffe zu verändern, ihre Größe zu reduzieren und ihnen dadurch vielleicht eine größere Geschwindigkeit zu verleihen. Diese Veränderung würde ein weiterer Schritt gegen den dermaligen Stand der Torpedoboote sein.

Das wäre somit das Material, das wir besitzen, um theoretische Erörterungen über die Zukunft des Seekriegs anzustellen. Es mag schwer sein, bestimmte Schlüsse aus einer Uebersicht zu ziehen, die uns den Widerstreit einer Mannigfaltigkeit von wechselnden Kräften enthüllt; aber ich bin der Ansicht, daß jeder, der sich amtlich mit Einkünften zu beschäftigen hat, die dazu bestimmt sind, für die Stärke der Flotte seines Landes verwendet zu werden, verpflichtet ist, nachzudenken und das beständig und sorgfältig zu thun. Was sich mit Bestimmtheit sagen läßt, ist, daß jetzt die Zeit schlecht gewählt ist, für eine plötzliche und ausgedehnte Vermehrung der Flottenkräfte einzutreten. Alles deutet auf eine Unbeständigkeit der gegenwärtigen Schiffstypen und die Wahrscheinlichkeit hin, daß viele selbst der jüngsten Typen in ein paar Jahren als veraltet erscheinen werden.

Geht man von dem Gedanken aus, daß jeder Seestaat für sich entscheiden muß, ob seine Strategie darin bestehen soll, hauptsächlich in seinen Gewässern oder denen seines Feindes zu operieren, und ob es sein Feldzugsplan im Kriege sein wird, seine Küsten durch ein Küstenverteidigungssystem oder durch eine Uebertragung des Kriegsschauplatzes nach einem denselben fern gelegenen Gebiet zu schützen, so hat man sofort die Frage nach dem Schiffstypus vor sich. Wahrscheinlich wird kein vernünftiges Volk wieder auf die britische Idee zu Beginn der siebziger Jahre verfallen und jene schwer beweglichen, kostspieligen und keiner raschen Konzentration fähigen Schiffe zur Unterstützung der Landbatterien bauen. Dagegen ist es für jede Nation, die zur See nur eine zweite Stellung beanspruchen kann, eine ernstliche Frage, ob es sich nicht mehr lohnt, zur Küstenverteidigung schnelle, seetüchtige Torpedofahrzeuge, womöglich gepanzert und der äußersten Konzentration fähig, zu verwenden, als Unsummen für kostspielige Schlachtschiffe auszugeben. Denn wenn auch das Leistungsvermögen eines Torpedofahrzeugs beim Angriff auf ein Schlachtschiff bestritten sein mag, so kann doch kaum ein Zweifel über den Mangel an Leistungsfähigkeit eines Schlachtschiffs beim Angriff auf ein Torpedoboot herrschen.

Wenn irgend ein Volk, das über eine wirksame Küstenverteidigung durch schnellste Torpedoboote verfügte, sich im Kampfe mit einem andern befände, das eine seetüchtige, hauptsächlich aus Schlachtschiffen bestehende Flotte besäße, so würde es schwerlich einen Küstenangriff zu besorgen haben. Es würde sich für das andre Volk kaum lohnen, seine Schlachtschiffe in Gewässern, die nur von Torpedobooten durchschwärmt werden, einer Gefahr auszusetzen. Wahrscheinlich würde es sich herausstellen, daß die zur Küstenverteidigung bestimmten Torpedoboote lediglich durch ebenso kleine, schnelle und wenig kostspielige Fahrzeuge zurückgetrieben werden könnten.

Genau in derselben Weise würde das Volk, das genötigt wäre, zu seiner Sicherheit den Krieg nach den Küsten seines Feindes hin zu drängen, es sicherer und weniger kostspielig finden, das mit Torpedobooten als mit Schlachtschiffen zu thun. Das Ergebnis dürfte darthun, daß letztere als Reserve nicht zu entbehren seien, doch kann es sich kaum in Abrede stellen lassen, daß, wenn es eines großen Kostenaufwands bedarf, um für die Schlachtschiffe Sicherheitshäfen herzustellen, in denen sie von den Torpedobooten nicht angegriffen werden können, ihre Verwendung in der Eigenschaft einer Reservemacht mehr in Betracht zu ziehen ist als in der der eigentlichen Streitmacht, wie zur Zeit der Segelschiffahrt die Linienschiffe es zu sein pflegten.

Schwieriger als die Strategie ist die Taktik des zukünftigen Seekriegs vorauszubestimmen, obwohl die beiden Fragen ineinander übergreifen. Es ist einstweilen lediglich Ansichtssache, und zwar die Sache einer sehr wenig begründeten Ansicht, ob der zukünftige Seekrieg nur zwischen Schlachtschiffen ausgefochten werden wird oder nur zwischen Torpedofahrzeugen, oder ob von beiden Seiten Torpedofahrzeuge und Schlachtschiffe gegeneinander kämpfen werden. Ich persönlich bin der Ansicht, daß es nicht möglich sein wird, mit gemischten Flotten zu kämpfen, aber andre, die in ihrem Urteil ebenso zuständig sind wie ich, glauben zuversichtlich, daß, wenn es in der nächsten Zukunft zu Seegefechten kommt, diese von beiden Seiten mit Torpedofahrzeugen und Schlachtschiffen ausgefochten werden, die in enger Verbindung miteinander und in gemischter Reihe kämpfen.

Die Entscheidung, zu der es kommen muß, wird sich jedenfalls nach beiden Seiten hin erstrecken und eine gründliche sein. Ich glaube, daß man zu ihr ganz gut durch eine zweckmäßige Reihe von Experimenten gelangen kann. Aber ich halte mich für verpflichtet, zu erklären, daß ich, wenn ich für den Flottenaufwand irgend einer Nation verantwortlich wäre, nicht im Traum an eine umfassende und plötzliche Erweiterung denken würde, bis ich das Resultat dieser Experimente kennen würde.

Als England vor etwa dreizehn Jahren zu dem Bewußtsein erwachte, daß es sich bezüglich seiner Flotte in einer ganz eigenartigen Lage befinde und zur Verteidigung seines Reichsgebiets nichts mehr und nichts minder als eine Flotte allerersten Ranges nötig habe, that es ganz recht daran, daß es dem Vorgange seiner zu gewärtigenden Gegner folgte und baute, was diese bauten, nur in größerer Zahl. Das würde aber nicht die richtige Politik für ein Volk sein, das eher einen Angriff zu Lande als einen solchen zur See zu befürchten hätte. Ein derartiges Volk sollte sich genau vorsehen und durch sorgsames Zuwarten die Gefahr vermeiden, sein Geld für etwas zu verwenden, was sich dann, wenn es desselben bedürfen sollte, als ein veraltetes Streitmittel herausstellen dürfte.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerkunde.

Kaukasische Volkstypen.

Das von so verschiedenen Völkerschaften bewohnte Gebiet des Kaukasus bietet neben einem durch den Orient überhaupt und durch die Natur des Landes hervorgerufenen allgemeinen übereinstimmenden Charakter doch durch die Verschiedenheit lokaler Verhältnisse und der Nationalitäten vielfache Unterschiede, deren größter durch die Scheidung von Christentum und Mohammedanismus bedingt wird.

Der Abstammung nach gehören im großen Ganzen die Völker des Kaukasus zu den drei großen Gruppen oder Völkerfamilien der Arier oder Indo-Europäer, der türkischen oder tatarischen Völker und der eigentlichen Völker des Kaukasus, oder der Völker des kaukasischen Sprachstammes, ein Name, der wohl zu unterscheiden ist von der früher häufig, aber fälschlich gebrauchten Bezeichnung, welche kaukasische Rasse statt Arier setzte.

Diese genannten drei Rassen haben in Abstammung und in Ursprache nichts miteinander gemein, wohl aber in vielem, wie oben gesagt, durch die Natur- und Lebensverhältnisse und auch in der äußeren Erscheinung.

Die indo-europäischen Völker werden in neuester Zeit in erster Linie durch Russen repräsentiert, welche, wenig zahlreich in Transkaukasien, den ganzen Norden des Gebietes in der Zahl von mehr als zwei Millionen bewohnen und, die am Kuban und Terekfluß angesiedelten, früher die Grenze bewachenden Kosaken ausgenommen, durchaus nichts vom allgemeinen Typus Abweichendes aufweisen. Von den Kosaken aber gilt solches nicht; sie haben sowohl durch Blutmischung mit Eingeborenen, durch frühere Gefahr am eignen häuslichen Herd, der den Grundtypus des Kosakentums überhaupt bedingt, als auch in ihrer äußeren Erscheinung, da sie vollständig die Tracht und Bewaffnung der früher feindlich gegenüberstehenden unmittelbar benachbarten Tscherkessen angenommen hatten, — einen spezifisch andern Typus als den russischen überhaupt, der, auf die eben genannten Ursachen gestützt und durch persönliche Freiheit im Gegensatz zu der erst seit dem Jahre 1861 in Rußland aufgehobenen Leibeigenschaft im Russentum, die am meisten in die Augen springende Nuance darstellt.

Von den drei übrigen größeren Völkern der arischen Rasse sind in erster Linie die Armenier zu nennen, welche von allen das kaukasische Gebiet bewohnenden Volksgruppen am auffallendsten und intensivsten hervortreten durch nationales, spezifisches Gepräge, welches sie, die bereits seit den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung Christen sind, durch festgeschlossene Nationalität, sehr entwickelten Geschäfts- und Erwerbssinn und hochstehendes Familienleben als die einzige aggressiv hervortretende und daher an Einfluß gewinnende Nationalität im Kaukasus, speziell in Transkaukasien, eine große Bedeutung gewinnen läßt. Das Familienleben ist ein abgeschlossenes, orientalisches, die Tracht der Männer die früher fast allgemein kaukasische, persische: ein enganschließender, kurzer, vorn zugehakter Rock, darüber ein etwas längeres, auf der Brust offenes Oberkleid, schwarz oder farbig, mit aufgeschlitzten, lang herabfallenden Aermeln, die, wenn nicht gebraucht, über die Schultern zurückgeschlagen werden. Die Tracht der Frauen ist die allgemein kaukasische; sie besteht aus einem bunten, langen Mannshemd, Pantalons und einem Ueberwurf, der vorn offen ist und nur in der Taille vorn zusammengehalten wird. Mancherlei Tücher, Schmuck aus Münzen und ein kleines, rundes, flaches Mützchen, welches eine Art Schleier festhält und aus dem zwei lange Locken ins Gesicht herabhängen, bilden die übrige Zuthat.

Eine hervorragende Rasseneigentümlichkeit bildet die außerordentlich kurze und dabei hohe Form des Kopfes der Armenier; im allgemeinen zeigt sich eine große Uebereinstimmung des Typus, die unter den in Kleinasien wohnenden vielleicht noch bedeutender ist. Die Frauen besonders zeigen auffallende Aehnlichkeit und haben ein ganz eigentümlich starres, sozusagen undurchsichtiges, bleiernes Auge.

Die die Südabhänge des armenischen Hochlandes bewohnenden, der Kopf- und Gesichtsbildung nach von den Nachbarvölkern sehr unterschiedenen, vielfach ein halbnomadisches, räuberisches Leben führenden Kurden, mit einer der neupersischen ähnlichen Sprache, sind auch dem Aeußeren nach durchaus von den Armeniern verschieden; sie sind klein, stumpfnasig und haben alle einen sehr langen Schädel im Verhältnis zu dessen geringer Breite. Sie sind kriegerisch, aber schwerfällig und lernen sehr schwer eine fremde Sprache. Im Kaukasus nehmen sie durch ihre geringe Zahl nur eine untergeordnete Stellung ein.

Die Osseten, über 150000 Köpfe stark, bilden die letzte der arischen Völkerfamilie angehörende größere Gruppe im Kaukasus; sie selbst nennen sich Iron und zeichnen sich, bei völliger Uebereinstimmung in Tracht und Erscheinung mit den übrigen Bergvölkern des Kaukasus, durch eine größere Länge des Kopfes aus. Ein großer Teil der Osseten sind Christen. Prachtvoll und großartig ist die Gegend, in der sie teilweise am Nordabhang des kaukasischen Gebirges leben. Die ossetischen Mädchen tragen die Haare in einen Zopf geflochten, der durch ein weißes Tuch verdeckt wird, das unter dem Kinn zusammengeschlagen und dessen Enden über die Schultern zurückgelegt werden. Das Unterhemd ist weiß, das Oberhemd darüber, mit einem schmalen Galon verziert, tritt oben am Halse und an den Händen unter der Kleidung darüber hervor; es besteht meistens aus karmoisinrotem Seidenzeug mit einer Silbertresse besetzt. Ueber diesem Hemd wird ein vorn offenes, eng anliegendes, nur bis zu den Hüften reichendes Oberkleid getragen, ebenfalls mit Silbergalons eingefaßt, mit Husarenschnüren aus gediegenem Silber auf der Brust und drei Knopfreihen, wie bei der Husarenuniform. Ueber diesem Kleidungsstück wird ein langer Ueberwurf getragen, vorn offen, in der Taille zugehakt. Die Taille umschließt ein Ledergürtel, vorn mit gediegenem Silber ausgelegt. Die Pantalons unter dem Hemde sind sehr weit und bestehen meist aus buntem Stoff.

Zu der zweiten Hauptgruppe der Völker des Kaukasus gehören die türkischen oder tatarischen Völker, unter denen eigentliche Türken, wenig zahlreich, die Umgegend von Kars bewohnen und ganz den in Kleinasien vorherrschenden türkischen Typus aufweisen, welcher wohl auf eine nichttürkische Abstammung schließen läßt, da die Kopf- und Gesichtsbildung eine wohl an Arisches erinnernde und viel edlere ist als die durch starke Backenknochen und schief stehende Augen ausgezeichnete sogenannte tatarische Rasse (ein Glied der ural-altaischen). Am zahlreichsten ist das Tatarentum im Kaukasus durch die im Südosten lebenden Aderbeidshantataren vertreten, die einzigen, welche hier der schiitischen Religionssekte des Mohammedanismus angehören, und deren Erscheinung ebenfalls, besonders durch die gebogene Nase, hohe Stirn, große Augen, an arischen Ursprung erinnert. Sie tragen alle die persische Tracht und sind erst seit fast 70 Jahren der russischen Herrschaft unterworfen. Sehr eigentümlich ist die künstlich hergestellte Kopfform, indem man den Kindern die Stirn zurückdrückt und den Kopf so einschnürt, daß er im Profil so aussieht, als sei er auf dem hinteren Teil des Scheitels mit einer nach hinten emporstehenden Kappe bedeckt; der vordere Teil des Gesichtes teilt sich sozusagen gar nicht von der Stirn und dem vorderen Oberkopf ab, sondern fließt, im Profil gesehen, in einer flach gewölbten Bogenlinie in ein Ganzes zusammen.

Der persische Einfluß durch jahrhundertelange Herrschaft zeigt sich auch in der wohl im westlichen Orient seit sehr alten Zeiten gebräuchlichen Haartracht, das heißt einer solchen, welche in dem von vorn nach hinten mitten auf dem Kopf ausrasierten Haar besteht, was somit auf jeder Seite ein Büschel Haare stehen läßt und zugleich an die langen, so eigentümlichen Seitenhaare vor den Ohren der Juden erinnert. Die Geschichte des falschen Smerdes

beruht auf dieser Sitte, da eine Abweichung von der Landessitte im Orient unmöglich ist. Früher wurden diese Seitenhaare des Kopfes in Zöpfe geflochten und, rund zusammengelegt, Hörner genannt, was an die Hörner des Jupiter Ammon erinnert. Alexander der Große nahm zum Unwillen seiner Griechen die persische Tracht an und erhielt dieser Haartracht wegen den arabischen Namen Sal-l Karnac-ne, wörtlich übersetzt: Seitenhaar habend, was aber auch die Bedeutung von „Herrscher von zwei Welten“ haben kann.

Der Aderbeidshantatar hat in seinem Wesen und Auftreten entschieden etwas Vornehmes; auch findet sich ein zahlreicher hoher und niederer Adel, da das Land unter einzelnen Chans stand, die den Persern unterthan und tributpflichtig waren. Diese Tataren sind relativ ein Kulturvolk im Orient und auf dem Kaukasus; sie weisen die Verschmelzung von Iranischem (Persischem) und Tatarischem auf. Die persische Herrscherfamilie (Kadsharen) ist tatarischen Stammes.

Die übrigen Repräsentanten der tatarischen Welt müssen als weniger hervortretend hier übergangen werden. Sie sind sämtlich Sunniten, die in schroffem religiösem Gegensatz zu den Schiiten stehen. Kurze Erwähnung mag nur den Kumyken zu teil werden, mutmaßlich die Nachkommen der Chasaren, südlich des Unterlaufes des Terek an der Küste des Kaspischen Meeres bis Derbend hin wohnend. Die Kumyken leben in sehr einfachen Verhältnissen, meist von Viehzucht und Fischfang; sie haben sich ihr tatarisches aristokratisches Gepräge, das Fürsten- und Adelsklassen aufweist, traditionell, wenn auch juridisch rechtlos, erhalten. Das ganze Empfinden und Sein, die Religion (mohammedanisch) und Sprache sind tatarisch.

Wir treten jetzt in die Hauptvölkerfamilie des kaukasischen Sprachstammes ein, die sich in erster Linie in drei große Hauptgruppen und dann in fünf große Familien oder Stämme zerlegt; die südliche Hauptgruppe, in Transkaukasien, bilden die Georgier oder Khartwelstämme; die westliche die Reste der größtenteils ausgewanderten Tscherkessen und Abchasen; die östliche die Ttschetschenzen und die Lesghier.

Bevor eine ganz gedrängte Charakteristik dieser fünf einzelnen Völker Platz finden möge, sei es gestattet, in kürzester Charakteristik das Gemeinschaftliche zwischen ihnen zu nennen, was in verschiedener Richtung, durch gleichen Sprachstamm und die Natur des Gebirges und Gebietes zu Tage tritt. Gewiß und deutlich haben viele Mischungen mit vorüberziehenden und eingedrungenen Völkerresten stattgefunden; aber die so sehr zahlreichen Sprachen und Dialekte der Gegenwart weisen bei eingehender Forschung doch auf eine gemeinsame, mit keiner der großen Sprachfamilien des Arischen, des Türk-tatarischen oder Semitischen verwandte, selbständige Ursprache deutlich hin. Eine überraschende Uebereinstimmung zeigt auch die allgemeine, auffallende Kurzköpfigkeit dieser Völker; ein vornehmes Wesen in Gesinnung und Form, eine bis zum Kultus getriebene Gastfreundschaft; die hervortretende Herrschaft des Mannes über das Eheweib, ein ritterlicher, kriegerischer, früher auch räuberischer Sinn, eine gewisse, auch in dem Mangel an Bezeichnungen hervortretende Farbenblindheit oder Unterscheidungsfähigkeit, besonders aber der beschränkte Begriff von Zeit, Zahl und Entfernung; bei geistiger Befähigung eine große Unwissenheit und, teilweise durch Wassermangel, eine für Wäsche und Kleidung mangelhafte Reinlichkeit. Der Kaukasier ist unkultiviert, aber schön, ehrlich, aber nicht schaffend, gastfrei, aber arm, vornehm, aber zerlumpt.

Hier stoßen die beiden so heterogenen und einzigen bestehenden großen, die Weltgeschichte bewegenden Kulturwelten, Orient und Occident, unvermittelt zusammen und finden erst jetzt in der russischen Herrschaft den Anfang zu einem Nebeneinanderleben, wenn auch von einer Verschmelzung nie die Rede sein kann, da nur Krieg und Untergang die Losung zwischen Occident und Orient ist.

Nur die südliche Hauptgruppe (die Georgier) bekennt sich seit den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung zum Christentum, die beiden übrigen zum Mohammedanismus, welche Trennung den bedeutendsten nationalen und Kulturunterschied darstellt.

Die eben genannten sympathischen Eigenschaften der kaukasischen Völker treten am ansprechendsten auch in Form und Wesen, in Bildung und Erscheinung bei den Georgiern hervor, die sich in die drei Gruppen der Grusiner (mit Imerethern, Guriern und einzelnen andern), der Mingrelier mit den Lasen und der ganz abgeschlossen im Hochgebirge lebenden, wenig zahlreichen Swanethier teilen. Der schönste und intelligenteste Stamm ist der der Imerether, wenn auch an Charaktereigenschaften dem eigentlich grusinischen nachstehend. Jahrhundertelange Kämpfe mit Türken, Persern und Bergvölkern machten die Georgier zuletzt ermüden und politisch entkräften, daher sie seit einem Jahrhundert anfingen, sich der russischen Herrschaft zu unterwerfen, um Schutz und Beistand zu finden. Auch bei den Georgiern ist die weibliche Tracht der der Armenierinnen sehr ähnlich; auch hier trägt das Weib die kleine runde Mütze, aus der kleine Zöpfe und zwei lange Ringellocken herabhängen, während vom Kopf herab ein weites, schleierartiges Tuch mantillenartig die Kleidung bedeckt. Bei den Männern nimmt im eigentlichen Grusien die tscherkessische Tracht immer mehr die Ueberhand über die ursprüngliche persische. Die Mingrelier tragen sie bereits länger, dabei statt der konischen, kleinen grusinischen Pelzmütze eine reich gestickte Schleuder auf dem üppig herabwallenden Haar. Die Gurier tragen diese gleichfalls, oder den Kopf mit dem Baschlik umwunden, dabei aber sonst die türkische Tracht, hervortretend durch eine Jacke statt des tscherkessischen tief herabreichenden Oberkleides.

Von der westlichen Gruppe der kaukasischen Völker sind, neben den rohen und meist ausgewanderten Abchasen, besonders die Tscherkessen zu nennen, im ganzen nur noch über 100000 Köpfe zählend, da seit der Unterwerfung durch die Russen 1864 eine Massenauswanderung nach der Türkei stattfand. Gleich den Georgiern sind sie ein aristokratisch gegliedertes Volk, vornehm in Gesinnung und Form und in Europa durch ihre langen Kämpfe, ihr Kostüm und die traditionelle Schönheit ihrer Weiber bekannt und sympathisch. Tapferkeit, Zuverlässigkeit, Pflichtgefühl, mit einem Worte das, was den Mann ziert, war und ist ihnen hervorragend eigen. Das Kostüm ist zu bekannt, um es in dieser kurzen Skizze zu beschreiben. Das Prototyp der Kleidung und Ausrüstung repräsentieren die Kabardiner, der gegenwärtig in der Heimat zahlreichste und vornehmste Stamm der Tscherkessen. Die Weiber tragen einen reich ornamentierten, hohen und cylindrischen Kopfputz, sonst die überhaupt verbreitete Kleidung der Bergvölker; interessant ist aber das über das eng anschließende, kurze Oberkleid mit tulpenartigen Aermeln angelegte kurze Leibchen, vorn wie ein Husarendolman verziert und entschieden gleichen Ursprungs wie dieser. Drei parallele Reihen ganz kleiner, kugelförmiger Knöpfe gehen von oben nach unten und sind horizontal durch ebenfalls massive, längliche, silberne Prismas verbunden, statt der Schnüre der Husaren. Der in zwei Tressen mit Zitz eingedrehte Zopf endigt in zwei glatten, langen, dicken Zitzbändern.

Interessant ist an der orientalischen oder überhaupt westasiatischen, besonders durch die Tatarenzüge und Tatarenherrschaft in Osteuropa bekannt und zum Teil einheimisch gewordenen Kleidung der Männer, die Kulturepochen in ihrem Uebergang von einfacheren rohen Kostümen zu verfeinertem Schnitt und besonders der Kunst zu nähen zu verfolgen. Das Kostüm des Großen Kurfürsten, Karls XII. erinnert noch ganz an den orientalischen Schnitt des engen, kurzen Oberkleides und des halbgeöffneten Umwurfs darüber. Der erste Schritt zur Verbesserung der Kleidung erscheint in der Husarentracht, wo aufgenähte Schnüre die Knopflöcher ersetzen und knotenartige, aus der Schnur gedrehte Knöpfe diesen letzteren als Ursprung dienten, was schon der Name „Knopf" (von „knüpfen") besagt. Die die Nähte der Kleidung bedeckenden Schnüre oder breiten Bänder waren nichts andres als der Deckmantel der schlecht ausgeführten Nähte. Haken und Oesen von Metall bezeichneten bereits einen Fortschritt, das Knopfloch aber den letzten Triumph der Kleiderkunst, zuerst noch minderwertig und durch eine Litze eingefaßt, um haltbarer zu sein. Der Name Litze ist dem Slavischen entnommen, in der Form abgekürzt, da er eigentlich Petlitza, das heißt Knopfloch, heißt, oder wörtlich „kleine Schlinge oder Schleife" zum Zwecke des Zu-

heftens. — Die Litze an der Uniform war eben nichts andres als das mit einer Tresse umsäumte Knopfloch, was ja an dem Uniformaufschlag noch deutlich hervortritt. Interessant ist es, noch heute in dem magyarischen, ungewöhnlich weiten, faltigen Beinkleid genau dasselbe wiederzufinden, was die Weiber der Tataren und Lesghier in den Gegenden des Kaspischen Meeres tragen, allerdings aus buntem Stoff und so weit, daß es als Weiberrock erscheint.

Die Tschetschenzen und Lesghier, der östlichen Gruppe der Bergvölker angehörend, tragen das tscherkessische Kostüm, die Weiber das der übrigen Bergvölker, nur im Gebirge die Pantalons enger, der Feldarbeiten und des Bergsteigens wegen.

v. Erckert, Generallieutenant a. D.



Litterarische Berichte.

Fürst Bismarck und der Bundesrat. Von Heinrich v. Poschinger. Dritter Band. Der Bundesrat des Deutschen Reichs (1874—1878). Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Für den dritten Band seines groß angelegten Werkes stand dem Herausgeber reicheres und namentlich für weitere Kreise interessanteres Material zur Verfügung, als es bei dem zweiten Bande der Fall war. Zur Darstellung kommen die vierte Session vom 6. Januar bis 25. Februar 1875, die fünfte Session vom 10. Mai bis 14. Juni 1876, die sechste Session vom 21. September 1876 bis 25. Januar 1877 und die siebente Session vom 8. Oktober 1877 bis 6. Juli 1878. Es war die Zeit, in welcher sich dem Ausbau des Deutschen Reiches zum ersten Male ernstlichere Schwierigkeiten in den Weg zu stellen schienen. Der eiserne Kanzler hatte nicht nur die Opposition im Parlamente zu überwinden, sondern stieß nicht selten auch auf Widerstand im Bundesrate, ja bei seinen eignen Ministern, von denen nicht immer alle im stande oder geneigt waren, dem großen Zuge der Bismarckschen Politik zu folgen. Es kamen die Tage, in denen ein Berater der Krone dem andern folgte, die Tage, in denen der preußische Geheime Regierungsrat Rommel zu seiner denkwürdigen Mission gelangen sollte. Im Bundesrat machten zum ersten Male nachhaltigere partikularistische Regungen sich bemerkbar. Unrichtig ist es indes, wie neuerdings behauptet worden ist, daß dieselben vom Reichskanzler mit eiserner Faust niedergehalten worden seien. Das Gegenteil ist der Fall. Dem System Bismarcks hat es stets entsprochen, überall da, wo keine vitalen Fragen vorhanden waren, die Stellung der Bundesstaaten möglichst selbständig zu gestalten. Wie der Herausgeber richtig hervorhebt, ist es dem ersten deutschen Reichskanzler stets gelungen, durch seine Schonung der im Bundesrat zusammenlaufenden partikularistischen Interessen die Bundesregierungen für die nationale Sache weit geneigter zu machen als den Reichstag. Eine Schranke für seine föderalistische Politik setzte sich Bismarck nur da, wo es sich um Interessen des Reichs handelte, durch die seine Einheit, seine Dauer und sein Vorteil wirklich bedingt waren, wie beispielsweise beim Zollanschlusse Hamburgs. Dem Föderalismus sein volles Recht, dem Reichsgedanken aber das Vorrecht, das war die Politik Bismarcks, die ihm auch im Bundesrat zum Siege verhalf. Unter diesem Eindrucke stehen wir durchaus beim Lesen des vorliegenden Bandes. Dem Herausgeber haben wieder neben dem, wie bekannt, beschränkten amtlichen Material besondere Quellen zur Verfügung gestanden, namentlich Briefe und Aufzeichnungen von Persönlichkeiten in hoher politischer Stellung, wie von dem aus den frühern Bänden schon bekannten sachsen-coburgischen Bevollmächtigten v. Seebach und den badischen Ministern v. Jolly und v. Freydorf. Der Leser erfährt aus denselben eine Menge wissenswerter Dinge, zuweilen recht pikanten Anstrichs. So dürfte es nur wenig bekannt sein, daß der greise Generalfeldmarschall v. Steinmetz, der ja hochbetagt noch eine junge Frau nahm, als älterer Herr ernstlich auch für die Operettensängerin Mila Röder geschwärmt hat, und nicht nur für diese, sondern auch für eine andre Dame, die sich später verheiratete. Bei einer vom Fürsten von Hohenzollern veranstalteten Soiree trafen der greise Kriegsheld und seine junge Frau mit diesen beiden Flammen von ehedem zusammen, und trotz aller Kenntnis der gegenseitigen Lage

unterhielten sich die drei Damen vortrefflich miteinander. Das eine Episode aus dem Leben des preußischen Finanzministers v. Hobrecht behandelnde Geschichtchen „Wie man Minister wird," das gleichzeitig mit dem Erscheinen des vorliegenden Bandes auch aus andrer Quelle bekannt wurde, hat inzwischen seine Runde durch die gesamte deutsche Presse gemacht. h.

Ostasiatische Fragen. China. Japan. Korea. Altes und Neues von M. v. Brandt. Berlin, 1897. Verlag von Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel.)

Daß der langjährige Gesandte des Deutschen Reiches in Peking den Chinesen mehr Sympathien entgegenbringt als den Japanern, oder genauer gesprochen, auf die Pflege der Beziehungen zum Chinesischen Reiche mehr Wert legt als auf die Freundschaft Japans, ist bekannt, und ebenso ist bekannt, daß diese Auffassung in den deutschen Marinekreisen durchweg geteilt wird. Dieser Standpunkt wird in dem vorliegenden Buche näher entwickelt und begründet und zwar in einer Reihe von selbständigen Aufsätzen, die bis auf zwei schon früher, zum Teil auch in dieser Revue, gedruckt sind und die alle aus verschiedenen Jahrgängen stammen. Man erkennt, daß die Auffassung des Verfassers sich in Einzelheiten entwickelt hat, im großen und ganzen aber stets dieselbe geblieben ist. Die Bearbeitung des Stoffes ist mehr kritisch als anschaulich darstellend, aber überall interessant und geistreich. K. F.

Illustriertes Handlexikon der Schriftsteller Europas. Von Frédéric Lolié und Charles Gidel. Paris, Armand Colin & Comp. 1898.

Das vorliegende Handlexikon erstreckt sich nicht nur auf die Schriftsteller der Gegenwart, sondern auch auf die Heroen der Litteratur in früheren Jahrhunderten und bildet deshalb ein vortreffliches Nachschlagebuch für alle litterarischen Kreise. Die Herausgeber des Werkes, Frédéric Loliè, ein bekannter französischer Schriftsteller, welcher auch an dieser Zeitschrift mitgearbeitet hat, und Charles Gidel, haben umfassende Studien in den verschiedenen Litteraturen gemacht und auch mit großer Kenntnis die deutsche Litteratur und unsre Schriftsteller behandelt. Wir finden in diesem Handlexikon viele wertvolle Notizen über Herder, Brentano, Chamisso, Freiligrath, Lenau u. a., ebenso über die in weitern Kreisen wenig bekannte brasilianische, türkische, bulgarische, rumänische 2c. Litteratur, sowie Mitteilungen über die litterarischen Salons, über berühmte Schauspieler, über den Journalismus und so weiter. Das Handlexikon enthält auch eine größere Anzahl von Illustrationen, welche das Interesse an diesem Werke noch erhöhen werden.

Aus dem Thessalischen Feldzuge der Türkei, Frühjahr 1897. Berichte und Erinnerungen eines Kriegskorrespondenten. Von Dr. C. A. Fetzer. Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte des Kriegsschauplatzes. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

In recht frischer Darstellung giebt der Verfasser eine Schilderung seiner Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze. Sind seine Skizzen auch etwas aus dem Sattel geschrieben, so wohnt ihnen doch große Anschaulichkeit bei. Das Buch bietet dadurch den Vorteil dar, daß es sich leicht und angenehm liest und den Leser gleichzeitig über die Vorgänge, um die es sich handelt, aufklärt. Hierzu tragen auch die vielen Abbildungen nach Momentaufnahmen des Verfassers und eine sehr gute Karte des Kriegsschauplatzes bei.

Geschichte der deutschen Litteratur. Ein Handbuch von W. Wackernagel. Zweite Auflage, von Ernst Martin. II. Band, Schlußlieferung. Basel, B. Schwabe. 1894.

In diesem letzten Teil der bekannten Litteraturgeschichte ist das neunzehnte Jahrhundert behandelt. Die neueste Zeit ist zwar an und für sich nicht ausgeschlossen, indem auch noch lebende Dichter wie Dahn, Ebers, Riehl, Wachenhusen und andre beigezogen sind, aber doch sind die jüngsten unter den lebenden Schriftstellern, wie Sudermann, Leixner, Hauptmann und andre, nicht aufgenommen. Die biographischen Angaben des sonst trefflichen Werks scheinen nicht immer ganz zuverlässig. So zum Beispiel ganz auffallend bei Justinus Kerner Seite 612. Kerner ist nicht 1781, sondern 1786 geboren. Arzt „in Staatsdiensten" war er nicht in Wildbad oder Welzheim, sondern erst als Oberamtsarzt in Gaildorf und Weinsberg. An letzterem Ort lebte er seit 1819, nicht 1818; sein Haus steht in Weinsberg selbst, nicht „auf Burg Weibertreu" 2c. E. M.

Doktor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahns. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung und der Heilkunde. Von Carl Binz, ord. Professor zu Bonn. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit dem Bildnisse Weyers. VII und 189 Seiten. Berlin, Aug. Hirschwald.

Der Anfang eines ernsten geistigen Kampfes gegen den größten Greuel, dessen die christliche Menschheit sich schuldig gemacht, wird uns in diesem Buche vorgeführt. Weyer und seine Nachfolger, worunter auch der Jesuit von Spee, bis zu Thomasius (1701) und den beiden Hohenzollernkönigen, wovon der eine die Hexenprozesse, der andre die Folter verbot, ziehen an unserm Auge vor-

über; ebenso die hervorragenden Widersacher dieser um die Förderung der Aufklärung und Humanität so verdienten Bewegung, vom Papste Innocenz VIII. (1484) an bis zu den Wahnsinnigen, die noch in unsern Tagen in Theorie und Praxis den Hexenwahn üben: ein Stück Kulturgeschichte von hervorragendem Interesse. Weyer war Leibarzt des Herzogs Wilhelm III. von Jülich-Cleve-Berg. Sein berühmtes Buch entstand 1562 auf dem Schlosse Hambach bei Jülich und erlebte in zwanzig Jahren sechs Auflagen und mehrere Uebersetzungen. Sein Fürst und seine angesehene Stellung als weitberühmter Arzt schützten ihn vor der Wut der Gegner, wie zwei Menschenalter später von Spee sich schützte durch die Anonymität seiner berühmten Schrift. Weyer starb 1588 im Alter von 72 Jahren auf dem Schlosse Tecklenburg und wurde in der dortigen Schloßkirche beerdigt. — Das Binzsche Buch ist ein ihm pietätvoll gesetztes freundliches Ehrendenkmal, das zugleich ein vortreffliches, anschauliches Bild von einer der wichtigsten Erscheinungen menschlichen Aberglaubens giebt, und ist deshalb allen Freunden der Kulturgeschichte aufs wärmste zu empfehlen. Z.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstag Rudolf Hildebrands. Herausgegeben von Otto Lyon. Mit einem Bildnis Hildebrands. Leipzig, Teubner. 1894. 364 S. 8°.

Nicht weniger als zweiundzwanzig Gelehrte haben sich mit Lyon, dem Herausgeber der „Zeitschrift für deutschen Unterricht", vereinigt, um dem greisen Litterarhistoriker und Sprachforscher Hildebrand in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur sowie zum deutschen Unterrichte ihre Huldigung darzubringen. Unter diesen Arbeiten sind insbesondere die beiden größten über Gottsched von Eugen Wolff und über G. A. Bürger von Jul. Sahr zu nennen. Wertvolle Beiträge haben auch M. Koch, K. Biltz, K. Landmann, E. Henschke, E. Martin, Fr. Kluge und der Herausgeber Lyon geliefert. Zu bemerken ist, daß Hildebrand, geboren 13. März 1824, noch am 28. Oktober 1894 starb. E. M.

Ceylon. Tagebuchblätter und Reise-Erinnerungen. Von Wilhelm Geiger. Wiesbaden 1898, C. W. Kreidels Verlag.

Ein Gelehrter, der, zu philologischen Forschungen in Ceylon weilend, in diesen Reise-Erinnerungen den Professor vergißt und nur den gebildeten Mann, der sich mit offenem Sinn und Herzen rasch in eine fremde Welt einzuleben vermag, reden läßt. Ein ungemein erfreuliches Buch, das in anmutiger Lebhaftigkeit die so empfangenen Eindrücke erzählt und in die schlichte Beobachtung des primitiven Gegenständlichen die reichen Accorde einer Kulturseele hineinklingen läßt. Besonders bemerkenswert und ein gutes Exempel für so manchen hastigen Kritiker unter dem modernen Touristenschwarm ist dabei die Besonnenheit des Verfassers, welcher, das Gesehene beschreibend und europäisch beurteilend, vor der Innenwelt dieser halben und ganzen Wildlinge, die nur längerem Aufenthalt und Studium sich erschließen könnten, vorsichtig und respektvoll Halt macht. Freilich wären wohl viele Leser der distinguierten Klasse, auf welche das Buch zählen darf, dem philologischen Verfasser dankbar gewesen, wenn er von seinen eignen Studien aus auch auf diese Sphäre einiges Licht geworfen hätte. Sein Wunsch, den Gelehrten aus dem Spiele zu lassen, ist vielleicht hier zu weit gegangen. Wer das Wesentliche so sicher zu sehen und so gewandt wiederzugeben vermag, darf sich wohl auch vor einem größeren Publikum an Linguistisches wagen. Aber das Verlangen nach mehr soll uns den Dank für das Gegebene nicht mindern.

Zur neueren Litteraturgeschichte. Von Michael Bernays. Stuttgart, Göschen. 1895. X und 454 Seiten.

Unter diesem Titel hat der ausgezeichnete Münchener Litterarhistoriker den ersten Band seiner kleineren „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" erscheinen lassen. Erich Schmidt, dem der Band gewidmet ist, hat ihn dazu angeregt. Es ist eine schöne Gabe, die uns hier geboten wird. Neben zwei schon bekannten Aufsätzen über den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in der Ausgabe von 1881 und die Urschriften der Briefe Schillers an Dalberg enthält der Band zwei größere ungedruckte vortreffliche Abhandlungen über den französischen und deutschen Mahomet und Bemerkungen zu einigen jüngst bekannt gemachten Briefen an Goethe aus dem 14. Band des Goethejahrbuchs 1893. Man muß in diesen Arbeiten nicht weniger den weiten Blick des Verfassers bewundern als seine erstaunliche Gelehrsamkeit und seine ungewöhnliche Vertrautheit mit der ausländischen Litteratur so gut wie mit der deutschen. Inzwischen ist Bernays von uns geschieden (in Karlsruhe, wohin er sich zurückgezogen hatte); wer wird nun seinen Nachlaß herausgeben und die weiteren Bände seiner Studien veröffentlichen? Wir möchten wünschen, daß Erich Schmidt sich dieser Arbeit unterziehen würde. E. M.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Andersen, Hans Christian, Der Glückspeter. Erzählung. Aus dem Dänischen übersetzt von Dr. Friedrich Ramhorst. (Bibliothek für Bücherliebhaber.) Berlin, Fischer und Franke.

Aram, Kurt, Wetterleuchten. Charakterbild in fünf Akten. Leipzig, Hermann Haacke. M. 2.—

Avenarius, Ferdinand, Stimmen und Bilder. Neue Gedichte. Buchschmuck von J. V. Cissarz. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs.

Bernays, Michael, Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Zweiter Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung. M. 9.—

Bewegungsspiel, Das. Seine geschichtliche Entwicklung, sein Wert und seine methodische Behandlung nebst einer Sammlung von über 200 ausgewählten Spielen und 25 Abzählreimen. Bearbeitet von Eduard Trapp und Hermann Pinzke. Sechste, vermehrte und verbesserte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Bley, Franz, Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt. Erster Teil: Umfassend die Flora der ersten Jahreshälfte. 216 Pflanzenbilder in Aquarelldruck auf 24 Tafeln. Mit erläuterndem Text von H. Berdrow. Berlin, Gustav Schmidt. Gebunden M. 6.—

Blum, Hans, Die deutsche Revolution 1848—49. Eine Jubiläumsgabe für das deutsche Volk. 1. bis 5. Tausend. Mit 256 authentischen Faksimilebeilagen, Karikaturen, Porträts und Illustrationen. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. M. 10.—

Böhm, Heinrich, Das neue Recht des Handlungsgehilfen vom 1. Januar 1898 an. Eine gemeinverständliche Darstellung. Frankfurt a. O., Trowitzsch und Sohn. 50 Pf.

Brandt, M. von, Drei Jahre ostasiatischer Politik. 1894 bis 1897. Beiträge zur Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges und seiner Folgen. Stuttgart, Strecker und Moser. M. 3.50.

Bücher, Dr. Karl, Die Entstehung der Volkswirtschaft. Vorträge und Versuche. Zweite, stark vermehrte Auflage. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung. M. 5.60.

Driesmans, Heinrich, Judas. Das fünfte Evangelium. Eine dramatische Dichtung. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 1.50.

Drygalski, A. von, Ernste und heitere Bilder aus der Armee des weißen Zaren. Mit Abbildungen. Leipzig, Zuckschwerdt & Co. M. 3.—

Engl, J. B., Die Indianer. Ein lustiges Kinderbuch. Paris, Leipzig, München, Albert Langen.

Erdmann, Karl Otto, Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. M. 5.—

Eschenbach, Wolfram von, Parzival. Neu bearbeitet von Wilhelm Hertz. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 6.50.

Fest-Reden. Eine Sammlung von kürzeren und längeren Ansprachen zur Feier nationaler Gedenktage und andrer Festlichkeiten in Schulen und Vereinen. Drittes Heft. Zweite Auflage. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. 75 Pf.

Fette, W. A., Illustriertes Kinderbuch für Erwachsene. Bilder aus dem Leben unsrer Lieblinge. Für Kinderfreunde gesammelt. Pr. Eylau und Leipzig, R. Scheffler. Gebunden M. 4.50.

Hartmann, J., Uhlands Tagebuch 1810—1820. Aus des Dichters handschriftlichem Nachlaß. Mit einem Bild Uhlands nach dem Gemälde von Morff aus dem Jahre 1818. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 3.—

Heiberg, Asta, Erinnerungen aus meinem Leben. Zweite Auflage. Berlin, Karl Heymanns Verlag. M. 5.—

Heidenstam, Werner von, Karl der Zwölfte und seine Krieger. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Therese Krüger. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 3.50.

Kinderfehler, Die. Zeitschrift für pädagogische Pathologie und Therapie in Haus, Schule und sozialem Leben. Herausgegeben von Dr. J. L. A. Koch, Chr. Ufer, Dr. Zimmer und J. Trüper. Zweiter Jahrgang, Heft 1 bis 5. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. à 50 Pf.

Klette, Anton, Die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes in Deutschland als Grundlage einer allgemeinen Bibliotheks-Reform. Jubiläums-Ausgabe. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.60.

Lehmann, Heinrich Otto, Die Systematik der Wissenschaften und die Stellung der Jurisprudenz. Rede. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.20.

Linden, A. v. d., Das Heine-Grab auf dem Montmartre. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, H. Barsdorf. 40 Pf.

Möller, Eduard, Anleitung zur Anfertigung von Geschäftsaufsätzen, Briefen und Eingaben an Behörden, sowie zur gewerblichen Buchführung. Zehnte Auflage. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. M. 1.20.

Neubürger, Ludwig Ferdinand, Gesammelte Werke. Band I. II. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 5.—

Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften. Herausgegeben von Friedrich Mann. Heft 4: Johannes Tews, Moderne Mädchenerziehung. Zweite Auflage. 30 Pf. Heft 53: J. Tews, Soziale Streiflichter. 30 Pf. Heft 54: Dr. Hugo Göring, Bühnentalente unter den Kindern. 20 Pf. Heft 55: Dr. Horst Keferstein, Aufgaben der Schule in Beziehung auf das sozialpolitische Leben. 50 Pf. Heft 60: Adolf Bär, Heeresverfassungen. M. 1.20. Heft 62: Chr. Ufer, Ueber Sinnestypen und verwandte Erscheinungen. 40 Pf. Heft 69: Friedrich Hitschmann, Ueber die Prinzipien der Blindenpädagogik. 20 Pf. Heft 73: J. Tews, Kinderarbeit. 20 Pf. Heft 74: Friedrich Mann, Die soziale Grundlage von Pestalozzis Pädagogik. 25 Pf. Heft 87: J. Tews, Das Volksschulwesen in den grossen Städten Deutschlands. 30 Pf. Heft 80: Otto Janke, Die Schäden der gewerblichen und landwirtschaftlichen Kinderarbeit für die Jugenderziehung. 60 Pf. Heft 91: Dr. Horst Keferstein, Zur Erinnerung an Philipp Melanchthon als Praeceptor Germaniae. 70 Pf. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne.

Pötting, Hedwig Gräfin, Marthas Tagebuch. Nach

dem Roman „Die Waffen nieder“ von Bertha von Suttner für die reifere Jugend bearbeitet. Illustriert von Adrienne Gräfin Pötting. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag. Gebunden M. 4.—

Rein, W., Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Vierter Band. Zweite Hälfte. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. M. 7.50.

Robbia, A. de, Madonna. Farbiges Kunstblatt. Firenze, Julius Schmidt.

Rogge, D Bernhard, Illustrierte Geschichte der Reformation in Deutschland. Volkstümlich dargestellt. Mit 1 Farbendruck nebst zahlreichen Textabbildungen und 30 Kunstdrucktafeln. Lfg. 1. Dresden-Blasewitz, Gustav Adolf-Verlag. 75 Pf. (Vollständig in 10 Lieferungen).

Roland, Emil (Emin Lewald), Italienische Landschaftsbilder. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. M. 3.—

Schaukal, Richard, Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Liedern (1797—1856). Ein Brevarium zum 100. Geburtstage (13. Dezember 1797). (Bibliothek für Bücherliebhaber.) Berlin, Fischer & Franke.

Schewe, Otto, Arthur Freyer. Roman. Zwei Teile. Berlin, Langestr. 23, Selbstverlag des Verfassers.

Schwarz, Gottfried, Das Evangelium. Monatshefte zur Wiederherstellung der Lehre Jesu. 3. Jahrgang. 28. Heft: Kampf gegen Rom. 32. Heft: Der Zweck des Todes Christi, III. Handschuhsheim-Heidelberg, Selbstverlag. Kommissionsverlag: Dresden, Friedrich Jacobis Verlag. M. 3.— per Jahrgang.

Schweitzer, Georg, Emin Pascha. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens mit Benutzung seiner Tagebücher, Briefe und wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Mit einer Karte, acht Porträts und einer Anzahl Autographien. Berlin, Hermann Walther. M. 12.—

Söhle, Karl, Musikantengeschichten. Mit Titelbild von J. V. Cissarz. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs. M. 2.50.

Sonnenblumen. Herausgegeben von Karl Henckell. Zweiter Jahrgang, Lfg. 21 bis 24. Zürich und Leipzig, Karl Henckell & Co. à 10 Pf.

Storck, Dr. Karl, Deutsche Litteraturgeschichte. Für das deutsche Haus. Stuttgart und Leipzig, Jos. Rothsche Verlagshandlung. M. 3.20.

Wesselhöft, Johannes, Der Garten des Bürgers und Landmannes, insonderheit des Geistlichen und Lehrers auf dem Lande. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 139 in den Text gedruckten Abbildungen. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne. M. 4.—

Wüllner, Adolph, Lehrbuch der Experimentalphysik. Fünfte, vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage. Dritter Band: Die Lehre vom Magnetismus und von der Elektricität. Mit einer Einleitung: Grundzüge der Lehre vom Potential. Mit 341 in den Text gedruckten Abbildungen und Figuren. Leipzig, B. G. Teubner. M. 18.—

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausgegeben und redigiert von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Jahrgang 1897. Band 111. Heft 1. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.



In „Ueber Land und Meer“ ist nunmehr der Roman „Stechlin“ von Theodor Fontane zum Abschluß gelangt, und ein neuer großer Roman, betitelt „Von zarter Hand“ von Johannes Richard zur Megede (Verfasser der Werke „Unter Zigeunern“ — „Quitt!“ und „Kismet“), hat zu erscheinen begonnen. — Der neue Roman Emile Zolas „Paris“, unzweifelhaft die gewaltigste aller bisherigen Schöpfungen des großen französischen Romanciers, eröffnet den neuen Jahrgang der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“. Daneben läuft noch der „Der Zweck des Lebens“ von J. N. Potapenko (aus dem Russischen), „Das Päppelchen“ von Alexius Kada (aus dem Ungarischen), „Eden Anto“ von Antonio Fogazzaro (aus dem Italienischen), ferner „Friede Jung“ von J. Gernandt-Claine (aus dem Schwedischen) und „Das Gelübde“ von Lambros Asteris (aus dem Griechischen). — In der „Deutschen Romanbibliothek“ gelangt ein Berliner Roman: „Die Frau Rat“ von Paul Oskar Höcker, sowie die Erzählung „Heini“ von Gustav Johannes Krauß zum Abdruck. — Das erste Heft dieser drei Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dreiundzwanzigster Jahrgang März 1898 Preis vierteljährl. 6 Mark

Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1898

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

An unsre verehrlichen Leser!

Es freut uns, für das Aprilheft und die folgenden Hefte der **„Deutschen Revue“** wieder ganz besonders hervorragende Beiträge in Aussicht stellen zu können. Aus der Masse des uns zur Verfügung stehenden interessanten Materials heben wir hervor:

Meine Erlebnisse und mein Briefwechsel mit Generalfeldmarschall von Steinmetz. Von General der Infanterie **von Conrady.**

Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab. IV. **Graf Paul Hatzfeldt.** Von **Heinrich von Poschinger.**

Herzog Carl Theodor in Bayern. Mit ungedruckten Briefen desselben. Von Dr. **S. S. Epstein.**

Neue Folge ungedruckter Briefe Beethovens. Mitgeteilt von Dr. **A. C. Kalischer.**

Volk, Staat, Sprache. Von Prof. Dr. **U. v. Wilamowitz-Moellendorff.**

Gespräche mit Adolf Menzel. Von **O. Bela.**

Das Skelett in der Kunst und in der Wissenschaft. Von Prof. Dr. **Moriz Benedikt** (Wien).

Gespräche mit Jules Claretie. Von **Bruno Petzold** (Paris).

Wird Andrée zurückkommen? Von Admiralitätsrat **C. Koldewey.**

Illusion und Wahrheit über die Tuberkulose. Von Professor **Emmerich.**

Hoffmann von Fallersleben und Leocadia von Nimpsch. Mit ungedruckten Briefen Hoffmanns. Von Dr. **H. Meisner.**

Wie mein „Quickborn“ entstand. Von **Klaus Groth.**

Künstler, Kunstschreiber und der gesunde Menschenverstand. Von **H. Peiters.**

Außerdem abwechslungsreiche „Berichte aus allen Wissenschaften“ und feine novellistische Arbeiten von **Ilse Frapan, M. zur Megede** u. v. a.

Stuttgart.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

Internationale Spionage.

Einige Worte bei Gelegenheit des Falles Dreyfus.

Von einem früheren Staatsmanne.

Der Fall „Dreyfus" erschien abgeschlossen, nachdem Herr Esterhazy freigesprochen und das offizielle Frankreich über Herrn Scheurer-Kestner und sein Material zur Tagesordnung übergegangen war. Ob die Sache damit ihre endgültige Erledigung hat, ist vielen allerdings von vornherein zweifelhaft gewesen.

Inzwischen ist Emile Zola in der Arena erschienen, um für Recht und Wahrheit zu kämpfen.

Für Deutschland hat der Vorgang kein praktisches, sondern nur ein pathologisches Interesse. Daß die französische Presse die Gelegenheit benutzen würde, um gegen uns zu hetzen, war zu erwarten. Warum aber die französische Regierung sich so wenig fair, um nicht zu sagen so höchst zweideutig, gegen das Deutsche Reich dabei benahm, ist weniger verständlich.

Angenommen, Dreyfus hätte landesverräterische Mitteilungen etwa einem russischen Agenten gemacht, so könnte auch aus der amtlichen Veröffentlichung der Thatsache schwerlich gefolgert werden, daß dadurch die russisch-französische Freundschaft einen Riß erhalten müßte. Zöge die französische Regierung diesen Schluß, so würde sie damit dem politischen Freunde gegenüber nur eine Rücksicht bekunden, die dieser — indem er noch nach fünfundachtzig Jahren keinerlei Bedenken trägt, kirchlich den Tag zu feiern, an dem Rußland von der Invasion der Gallier befreit wurde — nicht für erforderlich hält. Wie über den Geschmack läßt sich auch über das Ausmaß gegenseitiger Höflichkeiten nicht streiten. Wenn aber ein Unbeteiligter dabei Rippenstöße erhält, ist immerhin die Frage nicht unberechtigt, ob dieser, der internationalen Courtoisie zuliebe, dazu geduldig schweigen soll.

Daß zivilisierte wie auch unzivilisierte Staaten ein Interesse daran haben, politische und militärische Geheimnisse ihrer näheren oder entfernteren Nachbarn zu erfahren, ist nicht neu, sondern zu allen Zeiten so gewesen.

Gegenwärtig hat sich, erleichtert durch die verbesserten Verkehrsverhältnisse und die vermehrten geschäftlichen wie persönlichen Beziehungen unter den Angehörigen der verschiedenen Staaten, die gegenseitige Auskundschaftung auf politischem wie militärischem Gebiet nur systematischer gestaltet als früher.

Sie wird von Zentralstellen geleitet, die je nach Bedarf und Gelegenheit an geeigneten Orten ihre Filialen errichten, durch deren Vermittlung das von Agenten gesammelte Material an die ersteren gelangt. Dabei ist die Regel, daß die Zentralstellen — mögen sie Kundschafts- oder Nachrichtenbureaus heißen oder einen andern Namen tragen — direkte Beziehungen zu den Agenten vermeiden.

Letztere sind durchweg mehr oder weniger zweifelhafte Ehrenmänner; sie bilden gewissermaßen eine Zunft, die sich aus allen Klassen der Gesellschaft rekrutiert. — Meist sind es formgewandte, mehrerer Sprachen kundige, oberflächlich gebildete und mit moralischen Defekten behaftete Leute, die in ihrem Stande Schiffbruch erlitten, jedoch Schliff und äußere Sitten genug bewahrt haben, um diejenigen, die ihr Vorleben nicht kennen, leicht täuschen zu können. — Es finden sich Abenteurer und politische Flüchtlinge darunter, deren dunkle Vergangenheit schwer zu erhellen ist, die als weitgereiste Männer, sozusagen mit allen Hunden gehetzt, eine Schärfung der Sinne erworben haben, mit denen ihnen aufzuspüren und zu entdecken gelingt, was ein Heer der besten Kriminalpolizisten nicht ausfindig machen würde. — Aber auch Personen niederer Herkunft, moralisch verkommene, geldgierige, vaterlandslose Subjekte, bieten sich für diesen oder jenen Zweck als Agenten an und wissen Nachrichten zu schaffen, die ihre weit feineren, pfiffigen und geriebenen Kollegen nicht erhalten konnten.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn eine politische oder militärische Behörde als Organ der Regierung mit den Agenten direkt verhandeln wollte, sie auch genötigt wäre, die Mittel und Wege zu erörtern respektive zu kontrollieren, welche jene zur Erlangung von Nachrichten anwenden. Darauf kann sich keine Behörde einlassen. Wie sich kein anständiger Mensch zur Ausübung aktiver Spionage hergeben oder einen andern dazu anleiten wird, auf welche Weise er durch Einbruch, Diebstahl oder Vertrauensbruch eine solche ausüben soll, so wird auch von keinem Beamten gefordert werden können, daß er mit den zu solchen Handlungen bereiten Personen in amtliche Beziehungen treten soll.

Hiergegen sprechen aber nicht diese moralischen Gründe allein. Die staatlichen Interessen verbieten es gleichfalls.

Würde zum Beispiel ein italienischer Agent in Frankreich als Spion ergriffen, überführt und wegen Landesverrats verurteilt, und wäre bei dieser Gelegenheit durch beim Verurteilten aufgefundene Schriftstücke erwiesen, daß er im Dienst und Auftrag der italienischen Regierung gehandelt hat, so käme diese dadurch in große Verlegenheiten. Daß solche unter Umständen zu unerwünschten Komplikationen führen können, ist klar.

Nun pflegen geschickte Agenten sich *persönlich* meist mit großer Umsicht zu sichern und zum Hauptteil der Arbeit, die gewöhnlich nur durch verbrecherische

handlungen beschafft werden kann, Helfershelfer zu benutzen, die, gut bezahlt, die Haut zu Markte tragen müssen.

Darin aber liegt das Bedenkliche der Sache, daß die Relationen des Agenten zum Helfershelfer viel zu nahe und intime sind, um ihre gemeinsame Thätigkeit willkürlich trennen zu können.

Unwillkürlich wird man fragen: Wenn die Behörde mit den Agenten nicht verkehrt, wie gelangt sie dann in den Besitz der von ihnen beschafften Nachrichten? — Der Weg ist sehr einfach. Die Vermittlung übernehmen die Organe der politischen Polizei.

Diese erhalten generelle oder spezielle Aufträge bezüglich der Gegenstände oder Fragen, über welche die Behörde Auskunft zu erhalten wünscht, und werden dabei mit den nötigen Geldmitteln versehen. Wie letztere verwandt werden, welche Agenten die Kommissare der politischen Polizei in Thätigkeit setzen, welche Mittel und Wege jene dabei einschlagen, und welche Personen etwa sonst noch als Helfershelfer mitwirken, entzieht sich jeder Kontrolle oder Ueberwachung seitens der Behörde.

Die Kommissare der politischen Polizei wirken eben ganz selbständig und müssen daher das Vertrauen der Behörde besitzen. Sie bringen dieser die vermittelten Nachrichten und haben damit ihre Mission erfüllt.

Da der Verkehr zwischen der Behörde und den Kommissaren der politischen Polizei der Regel nach ein mündlicher ist, auch letztere sich mit ihren Agenten auf schriftliche Auseinandersetzungen nicht einlassen, gehört es zu den Seltenheiten, daß bei Entdeckung fremder Spionage diese als Maßnahme einer auswärtigen Regierung bewiesen werden kann.

Wenn, wie oben gesagt, die Behörden mit den im Kundschaftsdienst benutzten Agenten direkte Beziehungen vermeiden, so giebt es aber auch Fälle, in denen sie eine Ausnahme gefahrlos machen können. Dies geschieht im Felde und namentlich im diplomatischen Dienst.

Es giebt immer eine Anzahl gewandter und gebildeter Personen, die durch Namen und Familienbeziehungen in den höchsten Kreisen der Gesellschaft Zutritt haben und sich bei unterrichteten Leuten in derselben Vertrauen erwerben. Ihre geselligen Talente, ihre Unbefangenheit im Umgang erleichtern ihnen, oft Dinge zu erfahren, die dem amtlich beglaubigten Vertreter der fremden Macht verborgen bleiben.

Solche Agenten sind in der Wahl ihrer Mittel oft recht weitherzig und nie ganz ungefährlich dem schönen Geschlecht; aber sie vermeiden weislich, bei ihrem Thun und Treiben sich mit der Kriminalbehörde in Konflikt zu bringen.

Frankreich hat für diese Gattung der politischen Spionage zuweilen Damen verwandt, die, als Verwandte eines Mitglieds der Gesandtschaft in die Gesellschaft geführt, an diesem oder jenem Hofe gute Dienste geleistet haben dürften.

Selbstverständlich ist jede Regierung bemüht, die Manöver und Machenschaften fremder Staaten auf diesem Gebiet zu überwachen und den Verrat politischer wie militärischer Geheimnisse zu verhindern. Zu diesem Zweck pflegt

gleichfalls durch Vermittlung der politischen Polizei, eine sogenannte Contre-Spionage organisiert zu sein, bei welcher oft gerade die geschicktesten Agenten Verwendung finden müssen.

Wenn also beispielsweise der französische militärische Kundschaftsdienst in der Hand von Agenturen läge, die etwa in Belgien und in der Schweiz ihren Sitz hätten, so wäre es ganz natürlich, daß daselbst auch die deutsche Regierung ihre Beobachtungen eintreten ließe und das gewiß gut organisierte und weitverzweigte Netz der Spionage Frankreichs im Auge behielte. — Und es wäre kein wunderbarer Vorgang, wenn bei dieser Gelegenheit französische Agenten, neben der Spionage gegen Deutschland, sich aus geschäftlichen Gründen herbeiließen, den deutschen Agenten Nachrichten aus Frankreich zu übermitteln.

Wie im Kriege, sind vielleicht auch im Frieden die Doppelspione die zuverlässigsten. Sie besitzen eine Art Rückversicherung und fühlen sich in der Ausübung ihres Gewerbes um so geschützter, als die Auftraggeber immer schweigen.

Die Thatsache bestandener Doppelspionage wird oft erst nach Jahren festgestellt.

Mit ihrer Möglichkeit wird aber stets gerechnet, und aus diesem Grunde soll man wißbegierigen Kundschaftern im Kriege gern in vertraulicher Weise möglichst viel falsche Mitteilungen über die eignen Verhältnisse und die Beurteilung der Kriegslage machen. Doch dies nur beiläufig.

Wer den Gegenstand ganz objektiv in Betracht zieht, wird erkennen, daß, wenn der ganze Kundschaftsdienst und die Benutzung von Spionen im Kriege wie im Frieden durch das Gesetz der Selbsterhaltung für jeden Staat zweifellos geboten ist, die hierzu entwickelte Thätigkeit nur unzuverlässige Ergebnisse liefern kann, und daß Erfahrung und Scharfsinn dazu gehören, um Wahres vom Falschen zu unterscheiden, um vor Betrug und Täuschung gesichert zu bleiben.

Wer als Laie auf diesem Gebiet erführe, welche Unzahl von Unwahrheiten, freien Erfindungen und willkürlichen Kombinationen von den Agenten an den Markt gebracht und mit welcher Geschicklichkeit von letzteren — sei es, um sich wichtig und interessant zu machen, sei es, um Subsistenzmittel zu erwerben — die Organe des Kundschaftsdienstes regelrecht beschwindelt und betrogen werden, der würde anscheinend ganz mit Recht fragen: lohnt es, wenn die Dinge so liegen, überhaupt Geld für dergleichen auszugeben?

Und doch muß die Frage mit Ja beantwortet werden.

Eine einzige zuverlässige wichtige Nachricht, rechtzeitig gebracht, sei es auf politischem Gebiet oder auf dem des Heerwesens, wie der Operationen im Kriege, wiegt doppelt und dreifach die für den Zweck verwendeten Mittel auf.

Wenn nun bei der aktiven wie bei der Contre-Spionage es gewöhnlich nicht die reinlichsten Mittel sind, die zur Auskundschaftung von Staatsgeheimnissen wie zur Ueberführung von Landesverrätern von seiten der Agenten und ihrer Helfer benutzt werden, so ist es gewiß nicht wunderbar, daß, sobald die Einzelheiten solcher Aktionen öffentlich bekannt werden, die Presse, als Hüterin der bürgerlichen Moral, dagegen Protest erhebt und, unbekümmert um die Staats-

raison, die Gelegenheit eifrig benutzt, derartige Vorgänge über die Gebühr aufzubauschen und der — vielleicht schon politisch bekämpften — Regierung Verlegenheiten zu bereiten.

Aus diesem Grunde legt jede Regierung Wert darauf, daß Details über den Kundschaftsdienst und die Ueberwachung fremder Spionage der Oeffentlichkeit entzogen bleiben; jede Regierung wird daher auch — falls sie durch falsche Agentenberichte getäuscht oder indirekt beschwindelt ist — es lieber sehen, wenn die Schuldigen durch weiteren Verzicht auf ihre Dienste unschädlich gemacht, als wenn sie vor Gericht gestellt und abgeurteilt werden. Geschieht letzteres, so wird der für die Organisation des ganzen Kundschaftsdienstes angerichtete Schaden bei weitem größer sein als der aus der Bestrafung eines Schwindlers für das Gesamtwohl erwachsene Nutzen — ganz abgesehen von dem bedeutenden Nachteil, den die allgemeinen Staatsinteressen erleiden, sobald die einem notwendigen Uebel anhaftenden Schattenseiten im hellen Licht der Oeffentlichkeit weitere Verdunkelung erfahren.

Obgleich übrigens das militärische Prozeßverfahren in Frankreich seit langen Jahren ein öffentliches ist, und dabei auch Fälle des Ausschlusses der Oeffentlichkeit vorgesehen sind, zu denen die der genannten Prozesse ohne Frage gesetzlich gehören und völlig begründet erscheinen, ist es eine recht wundersame Erscheinung in Deutschland, daß streng konservative Blätter, die eine selbst noch beschränktere Oeffentlichkeit bei uns für unheilvoll oder mindestens entbehrlich bezeichnen, die volle Oeffentlichkeit jener militärischen Prozesse beim Nachbar fordern.

Und dabei wird diese Forderung nicht gestellt, um die Verdächtigung der deutschen Botschaft und Regierung aus der Welt zu schaffen — denn das läßt sich auf anderm Wege erreichen —, sondern aus dem menschlich begreiflichen Gefühl, endlich zu erfahren, wie der Verdacht gegen Dreyfus entstanden, wer das Material geliefert hat, wie es beschaffen ist und so weiter.

Wenn das alles öffentlich untersucht und breitgetreten werden soll, wäre die französische Militärverwaltung genötigt, zunächst einen beträchtlichen Teil der Organisation ihrer Contre-Spionage und vielleicht auch ihres ganzen Kundschaftsdienstes bekannt zu machen. Da beides im wesentlichen wie oben dargestellt beschaffen ist, würden auch die Agenten, deren Helfer und Machenschaften ans Licht gezogen und unter die Lupe genommen werden.

Sind dabei Unvorsichtigkeiten, Uebereilungen — vielleicht im direkten Verkehr mit zweifelhaften Agenten — begangen, oder stellt sich gar heraus — das kann ja eintreten —, daß hierbei Betrügereien, Beschwindelungen mit im Spiel gewesen sind, so wächst die Zahl der Verlegenheiten für die Behörde mit jeder weiteren öffentlichen Zeugenvernehmung.

Gelänge es der Agitation, die französische Regierung aus ihrer bis jetzt behaupteten Stellung zu verdrängen, sie zu zwingen, den Prozeß Dreyfus von neuem zu verhandeln, dann würde sie unhaltbar.

Würde dann der Angeschuldigte, was bekanntlich in jedem Prozeß möglich

ist, freigesprochen, möchte es mit dem Sturz des Ministeriums allein sein Bewenden nicht haben.

Man wird in diesem Fall auf weitere Umwälzungen in den staatlichen Einrichtungen unsrer ohnehin veränderungssüchtigen Nachbarn rechnen können. Ob dergleichen für uns erwünscht oder unerwünscht wäre, mag dahingestellt bleiben.



Bei Coquelin Cadet.

Von

Bruno Petzold (Paris).

Im Februarheft der „Deutschen Revue" schilderte ich einen Besuch bei dem Dichter François Coppée. Heute will ich meine Leser zu einem ebenso berühmten Schauspieler führen, zu Coquelin Cadet, dem Lieblinge des Pariser Publikums, der neben seinem Bruder Coquelin aîné unbedenklich als der bedeutendste Komödienspieler des zeitgenössischen Frankreichs bezeichnet werden darf.

Wohnte Coppée in einem bescheidenen und altmodischen Häuschen des ebenso altmodischen und wenig ansehnlichen Viertels hinter dem Dome des Invalides, so hat sich Coquelin Cadet als ein durchaus moderner Mensch in einem prachtvollen, beim Place de l'Etoile gelegenen Quartier niedergelassen und eine luxuriöse Wohnung gewählt, die mit allen den technischen Erfindungen ausgestattet ist, deren sich der verwöhnte und begüterte Mensch fin de siècle zu bedienen pflegt. Doch zeigt das Appartement Coquelins nichts von jenem geistlosen Luxus à la Louis XIV. oder Louis XV., wie man ihn heute in den meisten „chiken" Hotels von Paris vorfindet. In Coquelins Salon herrscht weder schablonenhafter Modestil noch „geniale" Stillosigkeit. Zwar ist von Coquelin jedes Möbelstück nach eignem Geschmack gewählt, jedes Arrangement nach eignem Gutdünken berechnet, doch wird, was unter andern Händen leicht zur Stillosigkeit ausartet, in Coquelins Interieur zur Stileinheit, weil sein Künstlersinn das Getrennte harmonisch zu vereinigen weiß. Was ihn umgiebt, ist groß und gediegen, prächtig, ohne überladen zu sein, weich und angenehm, ohne schwächend auf Nerven und Sinne zu wirken. Sofort beim Eintreten in Coquelins Salon drängt sich einem die Ueberzeugung auf: Hier wohnt ein bedeutender Mensch und wahrhafter Künstler von klarem Geist und heiterer Sinnlichkeit.

Mit schlichter Freundlichkeit, wie sie heute in Paris nur noch selten anzutreffen ist, ja als kleinbürgerlich und altmodisch neuerdings geradezu verworfen wird, empfing mich Coquelin und begann seine Plauderei folgendermaßen:

„Wie Sie mich hier sehen, bin ich ein Fünfzigjähriger, fühle mich aber noch frisch und gesund wie ein Jüngling von zwanzig Jahren. Geboren bin ich in Boulogne-sur-Mer als der Sohn eines Kuchen- und Pastetenbäckers; an den Süßigkeiten des Lebens hat es mir also schon in meiner Kindheit nicht gefehlt. Mein Vater wollte anfangs, daß ich sein Nachfolger würde und mein Leben in der Backstube zubrächte, dazu hatte ich aber durchaus keine Lust. In seinem Aerger deportierte mich der Vater nach England, rief mich aber bald wieder von dort zurück und brachte mich an der Eisenbahn in Boulogne-sur-Mer unter. Für die Prosa des Eisenbahndienstes hatte ich jedoch ebensowenig Verständnis wie für die Poesie des Bäckerhandwerks: Zum Theater trieb's mich mit aller Macht. Was die Liebe zur Schauspielkunst in mir erweckte, ob die ewig wechselnde, phantastische Scenerie des heimatlichen Gestades oder die Lektüre dramatischer Werke, weiß ich selbst nicht recht. Jene närrische Sehnsucht nach dem Theater muß wohl von Anfang an mehr oder weniger bewußt in mir gesteckt haben. Uebermächtig wurde dieser Drang, zur Bühne zu gehen, als ich von den ersten großen Künstlererfolgen meines Bruders hörte. Da hielt's mich nicht länger in Boulogne-sur-Mer; mein Vater mußte mir die Erlaubnis geben, meinem Bruder zu folgen.

„Als Junge von vierzehn Jahren reiste ich denn eines Tages nach Paris und ließ mich ins Konservatorium aufnehmen. Mein hauptsächlichster Lehrer, der auch meinen Bruder unterrichtet hat, war der berühmte Régnier, dem ich sehr viel zu danken habe. Drei Jahre lang studierte ich mit ihm, erhielt darauf den ersten Preis des Konservatoriums und debütierte noch im selben Jahre am Odeontheater in dem Lustspiele: ‚L'Anglais ou le fou raisonnable'. Nach kurzem Engagement am Odeontheater, wo ich ausschließlich die komischen Rollen des klassischen Repertoires spielte, verschaffte mir mein Bruder, dessen Ruf damals schon gemacht war, ein Engagement am Théâtre Français. Im Juni 1868 debütierte ich hier als Petit-Jean in ‚Les Plaideurs', darauf als Basilius im ‚Barbier von Sevilla' und als Trissotin in den ‚Femmes savantes'. Lange Zeit blieb ich am Théâtre Français und ließ mich in meiner friedlichen Künstlerarbeit nur durch den Krieg von 1870 stören, an dem ich mich als Kombattant der Schlacht von Buzenval beteiligte. Im Jahre 1875 kam es mir in den Sinn, mich im Gymnase engagieren zu lassen, schon im nächsten Jahre aber kehrte ich wieder auf den klassischen Boden des Français zurück, dem ich bis heute treu geblieben bin.

„Wenn Sie mich fragen, wie ich arbeite," fuhr Coquelin fort, „so bemerke ich zunächst, daß ich die Menschen nicht eben sehr studiere, les hommes je ne les étudie pas beaucoup. Vielmehr scheint es mir, als ob ich, wenn ich diese oder jene Rolle studiere, eine Art unmittelbarer Vision der darzustellenden Bühnenfigur habe. Stelle ich zum Beispiel einen Geizigen dar, so zeichnen sich die Silhouetten eines Geizigen in meinem Geiste, und diese Silhouetten suche ich zu verkörpern. Die eigne Erfahrung ist im allgemeinen für den Schauspieler nicht erforderlich. Wer könnte auch verlangen, daß der Bühnenkünstler alle Leiden-

schaften, die er zur Darstellung bringt, selber vorher durchgekostet habe? Anders steht es jedoch mit der Liebe: Um diese lebensvoll und wahr auf der Bühne zum Ausdruck bringen zu können, muß man selber geliebt haben. Ich kenne mehrere Schauspielerinnen, die nie geliebt haben, — es giebt in der That solche, — und denen es daher nie gelungen ist, die Liebe in ihrer wahren Gestalt zu verkörpern, pour ça il faut puiser dans le souvenir. Für alle andern Leidenschaften ist die eigne unmittelbare Erfahrung entbehrlich; hier hilft sich der begabte Schauspieler durch Lektüre und durch die Beobachtung der Welt, die ihn umgiebt. Im großen Ganzen jedoch arbeite ich wenigstens hauptsächlich mit Hilfe meiner Phantasie. Blicken Sie hier um sich", und damit wies Coquelin auf die Wände seines Zimmers, „hier sehen Sie alles mit Gemälden bedeckt, alle Schulen, alle Richtungen sind vertreten. Die Bilder dienen dazu, meine Phantasie anzuregen; für meine Arbeit sind sie absolut unentbehrlich; das kleinste Aquarell, die unbedeutendste Federzeichnung ist da von Wichtigkeit. Mit Phantasie und Intuition erfasse ich meine Rollen; l'impression du théâtre fait le reste.

„Ich kann auch nicht sagen, daß ich sonderlich viel arbeite. Um mich zur Arbeit gedrängt zu fühlen, muß ich eine Rolle zu studieren haben; je ne travaille pas beaucoup, si je n'ai pas un rôle à étudier. In diesem Falle aber arbeite ich überall und ununterbrochen, im Wagen, beim Essen, im Bett, dann kann ich überhaupt nichts andres thun als arbeiten, dann habe ich nur eine fixe Idee: meine Rolle. Si on a l'amour du théâtre, c'est comme une maladie; si vous n'avez pas cette terrible passion, vous ne faites rien de bien, rien de vivant.

„Auf der Bühne selbst assimiliere ich nicht meine Persönlichkeit mit der von mir dargestellten Person, sondern ich fühle mich durchaus als ihr Herr: nous dominons toujours terriblement, nous conduisons notre personnage, où nous voulons. Doch behaupte ich, daß man mindestens elf- bis fünfzehnmal eine Rolle gespielt haben muß, ehe man sie vollständig beherrscht. Für den Schauspieler ist eben wie für jeden andern Künstler die Zeit die beste Lehrmeisterin."

„Und ist Ihr Kunstideal immer dasselbe geblieben?" nahm ich den abgerissenen Faden der Unterhaltung wieder auf.

„Immer dasselbe", erwiderte Coquelin, „das klassische Ideal der Wahrheit und Einfalt, der vérité und simplicité. La vérité simple, c'est mon but idéal. Doch schließt ein solches Ideal keineswegs die Liebe zum Pittoresken aus, die ein wahrer Komödienspieler in sich tragen muß."

„Welchem Genre geben Sie als Schauspieler den Vorzug, dem klassischen oder dem modernen?" warf ich ein.

„Unbedenklich dem klassischen", antwortete Coquelin. „Molière schätze ich höher als alle neueren, weil mehr Menschlichkeit in seinen Werken steckt. Von ihm spiele ich fünfundvierzig Rollen, im Geizigen allein sieben Rollen. Das moderne Lustspiel ist mit wenigen Ausnahmen recht mittelmäßig; doch darf man dies den Herren Autoren nicht gerade ins Gesicht sagen. Zu den Ausnahmen rechne ich unter den neuesten Komödien ‚Princesse Lointaine' und ‚Cyrano de

Bergerac' von Edmond Rostand, sowie ‚La Douloureuse' von Maurice Donnay, dem Verfasser des ‚Affranchi'. Von deutschen Bühnenwerken kenne ich so gut wie nichts. Meine ganze Kenntnis deutscher Dichtung beschränkt sich auf Goethe.

„Das Théâtre Français, über das ich Ihnen einige Worte sagen soll, ist nicht mehr der klassische Boden von ehemals, le théâtre français s'éloigne du répertoire classique, il incline maintenant beaucoup vers le moderne. Auch werden die Vorstellungen schwächer, die alte Intensität herrscht nicht mehr vor, ça s'affaiblit, ça n'a plus aujourd'hui cette intensité d'autrefois. Die in meiner Jugend ausgezeichnete Truppe ist eben nicht mehr da, und die heutige Truppe ist von anderm Geist erfüllt. Mein Bruder und ich sind wohl nur noch die beiden einzigen und letzten Vertreter des wahrhaft klassisch-komischen Repertoires. Von zeitgenössischen Schauspielerinnen bewundere ich Madame Sarah Bernhardt außerordentlich; je l'aime beaucoup, j'ai pour elle une admiration ancienne et toujours nouvelle. Auch Madame Réjane schätze ich hoch und von Ausländerinnen vor allen die Duse. Von bedeutenden deutschen Schauspielern kenne ich niemand. Malheureusement je ne suis pas allé en Allemagne; nur bis nach Köln bin ich gekommen und habe dort eine schlechte Truppe vorgefunden."

„Und das Publikum?" fragte ich: „finden Sie das heutige Theaterpublikum nicht recht interesselos und blasiert?"

„Das kann ich nicht eben sagen," meinte Coquelin. „Vielmehr scheint noch immer genug Interesse für gute Vorstellungen vorhanden zu sein. Im allgemeinen kann ich mich über das Publikum nicht beklagen. Nur eine Sorte Publikum kann ich durchaus nicht leiden, das blasierte Premierenpublikum, das nur von der Modenarrheit und der Berufspflicht ins Theater geleitet wird. Das einfache Publikum, das an Molière noch Gefallen findet, ist nach meinem Geschmack. Das läßt sich noch begeistern und fortreißen und kommt nur ins Theater aus unverhohlener Liebe zum Theater. Sie glauben nicht, wie sehr ich selbst in Darstellung Molièrescher Rollen gerührt worden bin durch den stürmischen Beifall des Publikums der Gratis-Matineen. Solch ein Auditorium wünschte ich mir für alle meine Vorstellungen."

„Was halten Sie von dem sozialen Beruf des Theaters als Erziehungsanstalt?" bemerkte ich, da nun schon einmal die Rede aufs Publikum gekommen war.

„An den sozialen Beruf des Theaters als Volksbildungsstätte oder als Tribüne zur Verbreitung neuer sozialer Ideen glaube ich nicht recht. Das Theater ist nach meiner Meinung zunächst dazu da, die Menschen zu amüsieren; qu'il soit surtout un lieu de plaisir et de délassement. Mag man dem Publikum neben dem Amüsement meinetwegen auch eine Lehre von der Bühne herab geben; ob das Publikum die Lehre annehmen wird, ist fraglich. Jedenfalls aber dränge man ihm keine Moral auf und gebe ihm jede Pille in Silberpapier eingewickelt; il faut essayer d'instruire, mais il faut taper en amusant. Will man aus dem Theater schon durchaus eine Schule machen, so lasse man es wenigstens eine amüsante Schule, eine Schule höheren Stils sein. Tant mieux, si on

peut donner au théâtre une bonne leçon; mais si ça prend les proportions d'un pamphlet, cela ne réussit pas, ça n'aura jamais d'action sur le public."

„Finden Sie es nicht bedauerlich," unterbrach ich Coquelin, „daß die armen Schichten des Volkes vom Theater so gut wie ausgeschlossen sind?"

„Gewiß ist es bedauerlich," erwiderte Coquelin mit einem melancholischen Lächeln, „daß gerade die große Masse des Volkes, die von des Tages Not und Mühe am tiefsten niedergebeugt ist und der Erholung am meisten bedarf, weder genug Zeit noch genug Geld hat, sich den Besuch des Theaters zu gestatten. Doch das war ja immer so, und man muß anerkennen, daß in neuerer Zeit schon ein Schritt zur Besserung durch Einrichtung von billigen Plätzen und von Gratisvorstellungen geschehen ist."

„Und was sagen Sie von der Armut und der Ausbeutung Ihres eignen Standes?"

„Die materielle Lage der meisten Schauspieler," antwortete Coquelin, „ist durchaus nicht beneidenswert. Sie sind ausgebeutet von den Direktoren und namentlich von den Agenten. Les agents, c'est abominable. Doch muß man zugestehen, daß es gerade die mittelmäßigen und untergeordneten Talente sind, die unter dieser Ausbeutung am meisten zu leiden haben, des gens, qui n'ont pas beaucoup de mérite. Das ist eine Art natürlicher Gerechtigkeit; il faut que jusqu'à un certain degré ça soit comme ça. Mittels gegenseitiger Unterstützung, durch Hilfskassen und Vereine suchen die bedrängten Schauspieler einander zu helfen; die Pariser association dramatique zum Beispiel hat schon viel Gutes gethan. Doch sind Eifersucht und Eitelkeit, jene beiden Grundfehler des Schauspielers, jeder Associations- und Reformbestrebung recht hinderlich. Man darf eben nicht vergessen, daß man es hier mit Leuten von hochgradiger Sensibilität und Nervosität zu thun hat. Les haines sont énormes au théâtre. Gleichwohl sind die Schauspieler im Grunde ihrer Seele gute Menschen.

„Was übrigens den Schauspieler am Anfang seiner Carriere oft mehr beunruhigt als seine materielle Dürftigkeit, ist die Kritik. Les critiques sont souvent agaçants. Viele Rezensenten sind voll von Voreingenommenheit und hängen sich an kleine Versehen, während sie große Vorzüge unberücksichtigt lassen. Mir selbst passierte eine kuriose Geschichte mit einem bekannten Kritiker. Zehn Jahre lang hatte mich der Mann beständig getadelt; im elften fing er plötzlich an, mich zu loben. Ich ging zu ihm und fragte ihn, warum er mich bisher getadelt habe. ‚Weil ich Sie zehn Jahre schlecht gefunden habe', war die Antwort. Was sollte ich darauf erwidern? Vielleicht hatte mein Rezensent recht. Uebrigens tröstet sich der Schauspieler bald über den Tadel der durchschnittlichen Zeitungskritik, die selten unabhängig ist und bestimmt wird durch alle möglichen außer dem Bereich der Kunst liegenden Rücksichten. Le jugement du critique est en général arrangé par telle et telle influence; tout ça est très problématique. Wenn der Schauspieler nur das Glück hat, den bedeutenden und unabhängigen Kritikern, vor allem aber dem Publikum zu gefallen, setzt er sich

leicht über den Tadel der durchschnittlichen Tagespresse hinweg. Le public vous console de tout; on ne peut pas plaire à tout le monde.

„Unter meine berühmten Freunde, nach denen Sie mich fragen, rechne ich Gambetta. Mein Bruder freilich wird Ihnen mehr von Gambetta erzählen können, mit ihm war Gambetta intim, il l'aimait beaucoup. Das war ein herrlicher Mensch. Selbst seine erklärten Gegner wie Ferry konnten seinem persönlichen Reiz nicht widerstehen. Plauderte man nur zehn Minuten mit Gambetta, so mußte man ihn lieb gewinnen; on causait dix minutes avec lui et on était à lui. Sein Tod ist ein großer Verlust für Frankreich. Bei dem Diner, welches ich am 7. Januar 1879 im Café Riche gab — ich feierte damals meine Ernennung zum Sociétaire du Théâtre français —, war auch Gambetta zugegen. Es war gerade am Tag der öffentlichen Wahlen; das Wahlbureau befand sich ganz in der Nähe, und während wir dinierten, wurde Gambetta seine eigne Erwählung mitgeteilt. Das war ein Diner zur Feier von zwei Gewählten. Da sehen Sie die herrliche Büste," damit wies Coquelin auf einen ausgezeichneten Kopf Gambettas, „so sah Gambetta im Freundeskreise aus, wenn er plauderte und lachte. Es ist wohl die beste Büste, die von Gambetta existiert; man hat sie mir oft abkaufen wollen, doch ist sie unverkäuflich. Und hier, wenn Sie mir folgen wollen," — wir gingen ins Nebenzimmer, wo über dem Kamin eine unscheinbare Photographie Gambettas hing, — „das ist eine ganz intime, liebe Erinnerung, die mir Gambetta verehrte; sehen Sie die Unterschrift:

A Coquelin printemps,
Rire c'est bien dire.

Gambetta.

„Daß ich außer dem Komödienspielen nebenbei ein wenig schriftstellere und die Leute auch durch das gedruckte Wort zum Lachen zu bringen suche, ist Ihnen bekannt. Es bleibt mir nur noch übrig, Ihnen meine Gemälde zu zeigen. Sie müssen nämlich wissen, au dehors du théâtre ma passion c'est la peinture. Dabei verhehle ich Ihnen nicht meine bei einem Komödienspieler sehr begreifliche Vorliebe für Karikaturen. Holbein schätze ich über alles. Für Ihren Wilhelm Busch, wenn ich ihn in diesem Zusammenhang nennen darf, habe ich eine wahre Schwärmerei, j'ai une admiration profonde pour lui; alle seine Werke besitze ich; was mir sein ‚Pouce' für ein Vergnügen bereitet hat, kann ich Ihnen gar nicht beschreiben."

Ein Coquelin darstellender Faunkopf von unsäglicher Komik hatte schon lange meine Aufmerksamkeit erregt.

„Das Original der Maske befindet sich an der bekannten Molièrestatue zu Bezenas," erklärte mir Coquelin.

Und nun führte mich mein liebenswürdiger Begleiter, an dessen Seite man Lebenslust zu atmen meint, von einem seiner Gemälde zum andern, erklärte mir jedes einzelne der Kunstwerke und zeigte mir im besonderen die Bilder, auf denen er selbst in seinen Hauptrollen dargestellt war, als Frédéric im „Freund Fritz", als Bauer in „La coupe enchantée" von la Fontaine, als eingebildeter

Kranker, „dem das Kranksein so gut bekommt". Auch einige ausgezeichnete Porträts von Coquelin im Straßenkostüm befanden sich in der Sammlung. Ich bedaure, meinen Lesern nicht eins jener Bilder übermitteln zu können. Ein Blick auf dieses geistreiche und feine, ein wenig burleske Gesicht von zartem Teint, ein Blick in diese blauen, schelmischen Augen und auf diesen zum unwiderstehlichen Lachen herausfordernden Mund würde meine Leser besser als jede Beschreibung mit der Persönlichkeit Coquelins vertraut machen.

Faßt ein verständnisvoller französischer Biograph die künstlerische Bedeutung Coquelin Cadets in die Worte zusammen: il a remporté presque autant de victoires qu'il a livré de batailles, so kann man von Coquelin als Menschen dasselbe sagen wie von Gambetta: hat man nur zehn Minuten mit ihm gesprochen, so muß man ihn lieb gewinnen.

Eine Stunde mit Coquelin hatte mir genügt, für den großen Künstler Zuneigung zu fassen. „Au revoir, sans adieu!" waren die letzten Worte, die mir seine fröhliche Stimme noch auf der Treppe nachrief.



Wen die Götter lieben . . . . . .

Novelle

von

C. Viebig.

Er dachte ihrer mit einer großen Zärtlichkeit. Und doch war sie nicht seine Geliebte, würde es auch nie sein, weder seine Braut noch seine Gattin.

Braut — Gattin?! Nein, als Frau könnte sie unter Umständen den Mann zur Verzweiflung bringen!! Nur zum Verlieben, zum Kosen, zum zart und flüchtig Ans-Herz-drücken war sie geschaffen; ein lichter, gaukelnder Schmetterling, dem jede ernsthafte Berührung den Staub von den Flügeln wischte.

Er sah sie wieder neben sich hertrippeln, in sonnigen Frühlingstagen sonnige Waldwege entlang; noch hatte ihr Schritt das unbedacht Hüpfende, die scheinbar unbewußte Grazie des Kindes, aber sie ging in Pariser Schuhen, in Stiefelchen, so elegant und teuer, wie nur die Modedame sie trägt. Ihr weißes Kleid streifte die Anemonen am Weg; mit einem Ruf des Entzückens bückte sie sich und pflückte und pflückte. Die hellen schwedischen Handschuhe zeigten grünsaftige Flecken, sie riß in der Hast die Blumen mitsamt den Wurzeln aus — nun hatte sie einen großen Strauß. Sie stand im raschelnden Buchenlaub und preßte den Strauß in ihren überschlanken Gürtel; lächelnd, blinzelnd neigte sie den Kopf auf die Seite, halb Kind, halb Kokette. Sie hatte Sonne in den Augen.

Sie war sehr hübsch, und, wie gesagt, er dachte ihrer mit Zärtlichkeit. Aber wäre sie auch noch tausendmal anziehender gewesen und hätte ihr Charakter das größte Glück der Erde bedingt, ans Heiraten war gar nicht zu denken. Sie war krank. Ihm schien, als sei ihre Umgebung blind. Man war etwas in Sorge um sie; wenn sie hustete, wurde ihr ein forschender Blick zugeworfen: „Du hast dich erkältet, mein Herzblatt; sei heute etwas vorsichtig!" Wenn sie heiser sprach, wurde ihr lächelnd Stillschweigen für ein Stündchen auferlegt; aber niemand schloß das Fenster, durch das tückische Frühlingsabendluft hereinwehte, niemand warf ihr ein Tuch um das weiße Hälschen, das ihr Kleid immer frei ließ.

Die Mutter, selbst eine schöne Frau, war so stolz auf ihre schöne Tochter mit dem weißen, molligen Kinderhals. „Diese Empfindlichkeit gegen Erkältungen wird sich mit den Jahren geben," meinte sie, „Susanne ist noch so jung; ich war auch in dieser Uebergangsperiode zart, sehr zart, in weit höherem Maße wie sie. Das ist die Mauserzeit, die will durchgemacht sein!" Dabei lachte die schöne Frau ihr klares, melodiöses Lachen und drückte ihre üppigen Lippen auf die Stirn der Tochter.

Waren sie denn alle blind?!

„Susanne, süße kleine Person," seufzte Chefredakteur Doktor Ernst Wolfrath und stützte den Kopf in die Hand. Er saß an seinem Schreibtisch im Redaktionsbureau. Die Glühlichtlampe warf ihm einen hübschen Schein auf den Kopf und von da weiter übers Papier und auf den Stoß Manuskripte und Zeitungen zur Rechten und Linken. Er schob sie alle unwirsch beiseite. Heute hatte man die Tochter seiner Wirtin begraben, ein Mädel, sechzehn Jahre, schlank und hübsch: er hatte auch einen Kranz gespendet. Mit hinaus zum Kirchhof war er nicht gegangen, das war ihm zuwider; er wußte ganz genau, was der Mann im schwarzen Talar dort sagen würde: Worte von der schuldlos dahingegangenen keuschen Mädchenseele, die Gott aus besonderer Gnade so früh zu sich gezogen — Worte, Worte, nichts als lauter Worte! Am Grab war nicht der Platz, zu protestieren, und doch schien jede Erdscholle, die auf den Sarg niederprasselte, einen dumpfdröhnenden Protest zu erheben. Die Satten, die Müden mögen hingehen, aber so eine junge, durstige Seele, die die Geistesaugen erst aufschlägt, die sich festsaugen, volltrinken möchte an erst geahnten Herrlichkeiten — — —

Wolfrath sah das junge Mädel vor sich — sie führte den hochtrabenden Namen „Viktoria", und der Mutter zweites Wort war: „Was meine Viktoria is" — der Rock war immer etwas ausgewachsen, aber unter der Taille zeichneten sich die jungschwellenden Formen ab. Sie hatte ihm morgens meist den Kaffee ins Zimmer gebracht; noch vor acht Wochen hatte sie dabei übers ganze Gesicht gelacht und ihm mit schlau-neugierigen Mädchenaugen aufs Pult geguckt. Jetzt mochte er sie sich gar nicht mehr vergegenwärtigen. Sie war so häßlich geworden, so abgezehrt und gelbgrau; die Backenknochen standen ihr heraus, die blutlosen Lippen bedeckten die Zähne nicht mehr. Und im Sarge war sie alt, ganz alt, ohne doch gelebt zu haben.

„Pfui!“ Wolfrath fuhr unwillig vom Stuhl auf, mit erschreckender Deutlichkeit sah er plötzlich Susanne Werther gleich traurig verändert vor sich. „Pfui!“

„Was meinten der Herr Doktor?“ fragte der schwerhörige Sekretär vom Nebentisch und reckte den graubuschigen Kopf hinterm Pult vor. „Sofort, sofort! Stehe sogleich zu Diensten!“

„Ich habe Sie nicht gerufen; danke.“

„Na, denn vielleicht nebenan — entschuldigen der Herr Doktor — sofort, sofort!“ Der Schwerhörige verschwand diensteifrig im Nebenzimmer; Wolfrath sah ihm mit einem bitteren Lächeln nach. Solch eine Ruine, solch ein ausgedorrtes, abgemergeltes Stück Menschenfleisch, das nichts weiter konnte als in der staubigen Redaktionsluft sitzen und an der Feder kauen — warum ging nicht dieses Stück Dörrfleisch und legte sich statt des hoffenden Lebens in die Gruft?!

Eine sehr schlechte Einrichtung — äh! Der Doktor fühlte selbst, welch unliebenswürdiger Laune er war; er riß sich am Schnurrbart und vergrub dann die Hand im Nackenhaar. Es war wirklich nötig, zu überlegen, wo man heut abend hinging. Zu Hause die Wirtin würde verheult sein, Todesahnung und Leichengeruch in der ganzen Wohnung; ein Königreich für den guten Gedanken einer wirklichen Erheiterung! Wintergarten? Apollotheater? Ronacher? Pah, Weiber, Weiber, lauter feile Weiber! Ihn ekelte plötzlich vor diesen Fratzen. Sie rochen nach Moschus, nach Moder, nach Gott weiß was; sie trugen Verwesungsgeruch an sich wie alle Menschen. Eine jähe Traurigkeit überfiel ihn. Er dachte wieder an Susanne. O, es mußte ein süßes Gefühl sein, diesem empfindungswarmen Geschöpf die Liebe zu lehren. Ganz deutlich klang ihm ihre Stimme ins Ohr: „Ich kenne die Liebe nicht — verliebt war ich wohl schon ein bißchen, sogar sehr oft — aber eine wirkliche große Liebe, so eine rechte, echte, Onkelchen, die kenn' ich leider noch nicht! Wie ist die? Schön, o sehr schön, Onkelchen! nicht wahr?“ Sie hatte ihn lächelnd dabei angeblinzelt, sie nannte ihn aus besonderer Neckerei „Onkelchen“; aber bei dem Blinzeln war ein seltsames Flimmern in ihrem Auge gewesen, ein feuchter, sehnender Glanz, der ihn betroffen machte. In diesem Moment war sie nicht die graziöse junge Dame, nicht das weiße Kätzchen, das so zierlich spielte. Sie hatte was vom Weib, das nach Liebe verlangt; ein erwartungsvolles, seligbanges Zittern war in ihrer verschleierten Stimme gewesen.

Arme Kleine! Wolfrath wischte sich über die Stirn, und dann zog er mechanisch die Uhr und erhob sich. Es war Zeit zu gehen, halb acht, mit dem Arbeiten wurde es doch nichts mehr, die Stimmung war weg. Prüfend blickte er sich noch einmal um — so viel unerledigte Manuskripte! Sie grinsten ihn an, jeder schwarze Buchstabe drängte sich ihm vors Auge. „Wartet,“ sagte er und ließ die geballte Faust auf den Papierstoß fallen, „sie wartet ja auch. Und ich fürchte, vergebens, wie ihr! Strich drunter — unbrauchbar — erledigt — punktum!“

Er ging. Draußen scheußliche Finsternis, in der die Laternen kläglich um ihre Existenz kämpften. Ein feuchter Wind schnob durch die Straßen, die Pferdebahngeleise verschwanden in Wasserlachen, die Räder der vorüberrollenden Wagen verspritzten Schmutz nach allen Seiten. Nacht. Herbst.

Es war empfindlich kühl; fröstelnd schlug der aus dem warmen Zimmer Gekommene den Mantelkragen höher.

*

Doktor Ernst Wolfrath war im Frühjahr in Homburg gewesen zur Stärkung seiner im Winter überarbeiteten und überamüsierten Nerven; dort hatte er die reizende Bekanntschaft gemacht. Man wohnte in derselben eleganten Pension, in der es von Baronen und zahlungsfähigen Engländerinnen wimmelte. Der interessante Berliner Doktor mit den gewandten Manieren und der blassen Stirn gewann einigermaßen die Beachtung der Tafelrunde beim ersten Mittagessen; einige der Damen nahmen sich sogar im stillen vór, ihn und seine ärztliche Hilfe bei etwaigen Indigestionen zu Rate zu ziehen.

Vorderhand saß er sehr ruhig und uninteressiert da. Plötzlich fiel in das Gesprächsgesumme, in das vornehme „Äh, äh" — und das „A — o — u" der Engländerinnen, ein Lachen; es schlug ordentlich ein. Ein übermütiges, kindisches Lachen. Wolfrath blickte auf und sah sich schrägüber, ein Stück weiter die Tafel hinauf, ein junges, sonniges Mädchen, das ungeniert dem jungen Mann neben sich ins Gesicht lachte. Unwillkürlich stimmte der drollig verschmitzte Ausdruck dieses Mädchengesichts den ernsten Mann auch zur Heiterkeit; er blickte öfter hinüber und amüsierte sich, wie der kleine Racker den jungen, anscheinend verliebten Menschen hänselte.

Nach Tisch ließ er sich vorstellen, und nun lernte er auch die Mama kennen, eine wunderschöne Frau, deren Gesicht ihm ebensowenig unbekannt war wie der Name ihres ersten Mannes, den sie ihm nach wenigen Minuten der Unterhaltung offenbarte. Wenn sie auch von ihm geschieden war und jetzt den Namen des berühmten spanischen Violinvirtuosen de Camarillo, ihres zweiten Gatten, führte, so schien sie doch noch immer einigermaßen mit dem einstmaligen Besitz des ersten zu kokettieren. Wer in Deutschland kannte denn nicht den berühmten Tragöden Werther, den ersten unter den Mimen, der allabendlich rauschende Ovationen entgegennahm, den Liebling von Fürsten und Frauen? O, Wolfrath entsann sich sehr genau der Zeit des Berliner Enthusiasmus, der sich jetzt mit einigen Crescendi und Decrescendi an der Wiener Burg wiederholte; die ganze schöngeistige Welt Berlins hatte ein paar Winter lang in dem eleganten Künstlerheim verkehrt. Dieser Verkehr hatte einen jähen Abschluß gefunden in der Scheidung des Meisters von seiner schönen Frau; man war erstaunt, man hatte nie etwas von Uneinigkeit bemerkt, im Gegenteil, ihr, der Lächelnden oben in der Loge galt der erste Blick, die eleganteste Dankesverbeugung des Mannes. Zu einem sogenannten Skandal war es auch jetzt nicht gekommen; man trennte sich eben ganz glatt, ganz con grazia, und Frau Therese Werther, die ihr Töchterchen

mit sich genommen, wurde bald in irgend einem fashionablen französischen Bade-Ort Madame Teresina de Camarillo.

„Sie erinnern sich meiner, Herr Doktor?“ fragte die schöne Frau mit jenem Lächeln, das ihre etwas kleinen Züge plötzlich geistreich und bedeutend erscheinen ließ.

„Ob ich mich erinnere!“ Er hatte ihre Hand an die Lippen geführt. Er war sich ganz klar, diese Frau würde ihm gefährlich geworden sein, wie sie — behauptete Fama — es allen Männern wurde, wäre die Tochter nicht gewesen.

Susanne wurde seine kleine Freundin; ja mehr als das. „Onkelchen, Onkelchen,“ wie oft schirpte das ihr heiseres Stimmchen! Sie kam ihm immer vor wie eine junge Nachtigall, die sich zu früh aus dem Nest gewagt hat, und die man sorgsam zwischen lauter Blüten betten muß, damit sie den klaren Gesangston wiederfindet, den ein rauher Luftzug der noch zu zarten Kehle entrissen. Mitunter war ein Ton in dieser Kehle, ein durchbrechender Klang der Leidenschaft, der den Mann tief rührte.

„Mich hat niemand so recht lieb,“ klagte sie einst mitten im heiteren Geplauder. „Mama spielt mit mir, sie putzt mich wie eine Puppe, und Papa —? Habe ich denn überhaupt einen Vater?! Papa Camarillo ist sehr galant — sehr — und mein erster Papa schickt mir immer so schöne Sachen — o, so viele — aber einen Vater habe ich nicht; nein! Ich bin niemandes Kind.“ Thränen glänzten in ihren Augen, sie senkte den Kopf auf die Brust. „O, daß mich jemand recht liebte, so, wie ich's wünsche!“

Es war Wolfrath hart angekommen, nicht auszurufen: „Ich, ich liebe dich recht!“ Geradezu Ueberwindung hatte es ihn gekostet, die zarte Gestalt nicht in seine Arme zu ziehen. Aber gleich darauf war es ihm wie kaltes Wasser über den Kopf geflossen, sie hatte gelacht und mit kleinen, raffinierten Bemerkungen die Toilette einer vorübergehenden Dame verspottet. — —

„Arme Susanne,“ seufzte Wolfrath, als er durch Schmutz und Wehen des Herbstabends seiner Wohnung zustampfte. Es kam ihm in den Sinn, daß er ewig lange nichts von seiner kleinen Freundin gehört hatte; im Anfang, bald nach ihrer Trennung in Homburg und auch noch die ersten Sommermonate, hatte sie fleißig geschrieben; in Pausen von drei, vier, fünf, acht Tagen hatte er ihre Briefe erhalten, kleine Bogen dicken Papiers, mit großen, steilen Schriftzügen bedeckt. Nun war der Sommer vergangen, der Herbst neigte sich bald zur Rüste, die Korrespondenz schien eingeschlafen. Wer mochte der schuldige Teil sein? Richtig — Wolfrath besann sich — die Kleine war ihm die Antwort schuldig geblieben, er mußte doch zu Hause einmal nachsehen, von wann ihr letzter Brief datierte.

Der Schritt des einsam Schreitenden wurde schneller; er hatte plötzlich Eile, wie die Menge, die fremd und ohne Fühlung mit ihm vorüberhastete. Der Wind pfiff aufgeregt und fegte letzte gelbe Blätter von den Bäumen; sie waren so rasch angekränkelt, so rasch abgefallen wie alle Großstadtpflanzen. Ueber die Potsdamerstraße weg, hoch oben über den Dachfirsten, jagten Wolken in drohender

Gestalt; bald schwarze Klumpen, bald langgezerrte Ungeheuer mit gespreizten Fängen. Es war ein melancholischer Himmel, der sich in melancholischer Herbstnacht spannte. Was nutzten die vorüberhastenden Menschenmassen, was das unausgesetzte Rollen der Pferdebahnen mit immer wechselnden Lichtern, was die glänzende elektrische Beleuchtung der Schaufenster? Eine große Leere, ein durchfröstelndes Unbehagen lag doch in der Luft. Es war nicht abzuschütteln.

Naß und müde erreichte Wolfrath seine Wohnung, sie lag nicht weit, in der Lützowstraße; verschnittene Kugel-Akazien hatte er unterm Fenster und ein spärliches Vorgärtchen hinter schwarzem Eisengitter. Er klingelte im Parterre; es dauerte lange, bis man ihm öffnete. Endlich erschien Frau Müller, seine Wirtin, bis dahin noch eine stattliche Wittib, aber der Schmerz um die heut begrabene Tochter hatte sie plötzlich ganz zusammengeschrumpft.

Er sah ihr mitleidig ins Gesicht, sie schluckte an ihren Thränen und schlurfte, ihm leuchtend, langsam den Korridor entlang. Die Küchenthür stand halb offen, er sah einen jungen Menschen drinnen in der Küche beim Herd sitzen, die Arme auf die Kniee gestemmt und das Gesicht in den Händen verborgen. Der rührte sich nicht.

Drinnen in der Stube brach Frau Müller in Thränen aus: „Ach, was meine Viktoria war, die hat Ihnen immer so jerne die Lampe anjestochen, sie war zu en jutes Kind — un nu is se tot, un se haben ihr heute bejraben. Jotte doch, Jotte doch! Wenn ich bedenke, noch ein paar Jährchen, dann konnte se heiraten, ich hab' immer jedacht, sie wird 'ne sehr feine Partie machen — aber freilich, der Prediger sagt: ‚Wen der Herr lieb hat, den nimmt er früh zu sich‘ — das is auch wahr, un das is mir en jroßer Trost. Was die Viktoria war, die wollte freilich nich jerne sterben. ‚Mutterken‘, sagte sie immer zuletzt und besah sich ihre dünnen Fingerchens, ‚Mutterken, ich wer' doch nich sterben müssen? Ach, man ja nich!‘ Mein Jott, wenn's ja der Herr Prediger sagt, is es mir en jroßer Trost, aber ich —" Die Stimme schnappte der Frau ab, sie hielt ihre Schürze vors Gesicht. „Herr Doktor, wollen Sie Thee oder en Glas Punsch," sagte sie erstickt hinter der Schürze her, „ich kann auch Rührei und Schinken machen oder vielleicht Rollmops? Was meine Viktoria war, die hat den bis zuletzt so jerne —"

„Schon gut, schon gut, Frau Müller!" — ein peinvolles Gefühl schnürte Wolfrath die Kehle zu — „ich will nichts. Gehn Sie nur!"

Nun war er allein. An Ausgehn in irgend ein sogenanntes Vergnügungslokal dachte er längst nicht mehr. Er fing an, in seinem Pult zu kramen. Da war eine Schublade, ganz vollgestopft mit Liebesbriefen; wenn ein Mann als Junggeselle nahezu vierzig Jahre wird, sammelt sich schon dergleichen an, und Wolfrath hatte die Gewohnheit, achtlos alles da hineinzuwerfen. Obenauf lagen die Briefe von Susanne Werther.

Mit spitzen Fingern, als sei's etwas Zerbrechliches, nahm der Mann jeden einzelnen Bogen heraus und legte ihn vor sich hin auf die ausgezogene Platte des Schreibtisches. Gedankenvoll sah er darauf nieder. Ueberdickes, rauhes

Büttenpapier, die Ränder dem Abgerissenen alter Folianten nachgeahmt; ein durchdringender Chypre-Geruch haftete darin, wehte übers Pult und verflüchtigte sich im Zimmer. Mit jedem neuen Bogen strömten neue Duftwellen. So rochen ihre goldblonden Haare, so ihre Kleider! Hier in diesen Blättern war gleichsam der Duft ihrer ganzen Persönlichkeit.

Oben rechts, in der Ecke jedes der originell sein wollenden Briefbogen ein kleiner grüner Vierblattklee, drauf ein winziger roter Käfer mit schwarzen Punkten — ein Herrgottskäfer, der Glück bringt. „Das ist so auf allen Sachen, die ich von Papa Werther habe," hatte Susanne dem Freund erklärt; „er sagt, ich sei sein Herrgottskäferchen und bringe Glück — ob's wahr ist?"

Im Zimmer war es ganz still. Draußen Regen; der mußte in schweren Tropfen fallen, denn er machte trom, trom auf den Schirmen der Passanten. Es kamen nur noch vereinzelte Fußgänger vorbei — das Wetter war zu scheußlich — mit einer unheimlichen Dumpfheit verhallten ihre Schritte auf dem Trottoir. In dem Schornstein tutete der Wind eine vollständig zusammenhängende Melodie, eine langgezogene, schwermütige Herbstklage; es war ein Lied ohne Worte, und doch konnte man leicht welche unterlegen, wenn man in der Stimmung war wie Doktor Ernst Wolfrath. Er dachte an das arme Ding draußen auf dem naßkalten Kirchhof. „Mutterken, ich wer' doch nich sterben müssen? Ach, man ja nich —!"

Und dann las er Susannens Briefe.

*

Homburg, 1. Mai 1896.

Lieber Herr Doktor!

Nun sind Sie erst drei Tage fort, aber mir ist's wie eine Ewigkeit! Dies kleine Briefchen soll zu Ihnen fliegen in das laute Berlin und Ihnen sagen, daß ich an Sie denke; immerfort! — Ich gehe herum in der Stille, all die Wege, die ich mit Ihnen gewandert bin; aber sie gefallen mir nicht mehr.

Als Sie die Straße zum Bahnhof heruntergingen, winkte ich Ihnen aus dem Fenster nach — Sie, böses Onkelchen, drehten sich gar nicht mehr um! — Und als Sie fort waren, da mußte ich weinen. Dumm, nicht wahr?

Mama ist es auch sehr fatal, daß Sie weg sind. Sie will gern für acht Tage nach London, wo Papa Camarillo im Krystallpalast kolossale Triumphe feiert; nun weiß sie gar nicht, wo sie mich unterdessen lassen soll. Der Doktor sagt, mit in den englischen Nebel darf ich nicht; der Witterungskontrast zwischen hier und dort würde mir nicht gut sein. Ich werde nun wohl mit der Jungfer allein hier bleiben, die ist ja auch schon fünfundzwanzig und ein ganz guter Schutz; sie sticht mit ihrer langen Nase allen die Augen aus.

Wissen Sie noch, wie hübsch es war, als Mama die paar Tage in Brüssel war und Sie mich bemutterten und beonkelten? Jeannette versteht ja kein Wort deutsch, und Sie imponierten ihr überhaupt so sehr, daß sie statt zehn — zwanzig Schritt hinterherlief. Wenn ich einmal einen Liebhaber hätte, könnte ich mir keine bequemere Duenna wünschen; sie hat Ohren und hat doch keine.

Wie geht es Ihnen? Amüsieren Sie sich? Denken Sie auch an mich? Sie wissen, Sie haben mir versprochen, mich nicht zu vergessen und mich im Laufe des Jahres einmal wieder zu besuchen. Ich weiß zwar nicht, wo wir den nächsten Monat sein werden, und wo den übernächsten erst recht nicht — Mama ist gern öfter wo anders — und dann reist sie auch viel Papa Camarillo nach — aber das thut nichts, wir beide können uns schon irgendwo ein Rendezvous geben, das denke ich mir besonders nett.

Heute, am 1. Mai, ist ja so ein revolutionärer Gedenktag, das Empörerblut muß dem 1. Mai nun einmal in den Adern fließen, ich bin wie eine Rebellin aufgewacht. Ich habe mir heute früh meine Hände besehn und Fäuste draus geballt, aber sie sind zu schwach, lächerliche Fäustchen. Ich habe schon geweint vor — ach nein, nicht vor Wut, ich weiß nicht, vor „was". Mama sagt, ich sei mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen, und ich soll mir „mes beaux yeux" — haha! — nicht rot weinen. Unsinn, wenn ich weinen will, weine ich eben; aber ich will ja gar nicht, ich will lieber immer lachen.

Aber eine rote Schleife werde ich mir doch vorstecken. Die Misses werden gucken, wenn die auf meinem weißen Kleid prangt! Ich rede ihnen vor, es sei „last fashion"; sie glauben's. Einen roten Gürtel könnte ich eigentlich auch umbinden; ich ziehe das weiße Tuchkleid an, das Sie so gern mochten.

Ach, lieber Herr Doktor, wären Sie doch ein bißchen hier, ich bin ganz betrübt, wenn — da, es klingelt zu Tisch, addio, addio! Rasch! Pah, es macht nichts, wenn ich zehn Minuten später komme; desto mehr Aufsehen werde ich erregen. Weißes Kleid, rote Schleife, roter Gürtel, rote Augen, das ist

Ihre Susanne Werther.

*

Homburg, 5. Mai 1896.

Lieber Herr Doktor, guter Freund!

Ja, Sie sind wirklich mein guter Freund, Sie haben mir so lieb geschrieben, ich danke Ihnen vielmals!

Eben hatte ich Tennis mit Mr. Brix und Mr. Eggerstone und Mr. John — Sie erinnern sich doch noch an meine „mutton chops"?! — gespielt; aber nicht lange, nur ein Stündchen. Ich sagte ihnen, ich müßte an einen lieben, an „my dearest friend" schreiben! Da machten sie Augen wie Kalbsköpfe en tortue — ach nein, so nennt man's wohl erst nachher, wenn es als Gericht auf den Tisch kommt; ich meine die Kalbsköpfe mit den kugelrunden glasigen Augen, die beim Metzger im Schaufenster stehn.

Gut, daß Mama nicht da ist! Ich müßte sonst sicherlich Brausepulver nehmen und auf der Chaiselongue liegen, so außer Atem bin ich; ich werde doch nicht mehr Tennis spielen, die Brust thut einem ganz weh danach.

Gestern früh ist sie abgereist und bleibt acht bis vierzehn Tage fort, genau wußte sie noch nicht, wie lange. Sie sah so wunderschön aus in ihrem grauseidenen Staubmantel und dem Hütchen mit den Rosen; alle Leute auf dem

Perron guckten sich nach ihr um, und die Herren machten lange Hälse. Ich war ganz stolz auf meine schöne Mama. Und wie gut von ihr, sie läßt mir Jeanne und reist ohne Jungfer — die arme Mama!

Die Damen in der Pension sind nicht besonders nett zu mir, aber was mache ich mir draus?! Desto netter sind die Herren, und „das ist die Hauptsache“, sagt Mama. Meine „mutton chops“ sind meine Ritter; „sans peur et sans reproche“ sind sie freilich nicht, aber in Ermangelung von Besserem nimmt man fürlieb.

Entschuldigen Sie, ich habe eine Pause machen müssen und ein halbes Stündchen liegen, das dumme Tennis hat mich ganz mitgenommen. Aber nun geht's wieder!

Sagen Sie, beten Sie auch noch? Ich möchte wissen, ob ich noch bete, wenn ich so alt bin wie Sie. Gestern abend lag ich im Bett und konnte gar nicht schlafen, da habe ich sehr gebetet und Gott gesagt, daß ich so gern glücklich werden möchte.

Glück — was ist denn Glück?!

Wenn alle Menschen glücklich wären, die man schlechtweg so nennt, dann wäre es ja nichts Besonderes um das Glück; das wirkliche „Glücklichsein“, so wie ich's meine, ist doch wohl ganz was Exceptionelles. Es liegt nicht im Stand, es liegt nicht im Geld, nicht in den Kleidern und nicht in der Schönheit; es liegt — ja, worin liegt's nur? Das möchte ich gern wissen.

Sie sind so klug, sagen Sie mir's! Bitte!

Gestern gegen Abend spazierte ich auf dem Waldweg, dem lauschigen, wissen Sie, den wir beide so gern gingen, und wo die vielen Anemonen standen — jetzt sind sie alle verblüht — da begegneten mir ein Mann und ein Mädchen. Sie waren riesig simpel gekleidet und auch gar nicht besonders hübsch — sie hatte zum Beispiel eine dicke Nase — aber sie führten sich an der Hand, und in ihren Gesichtern strahlte etwas, das war nicht von dieser Welt. Hinter ihnen, in der Waldlichtung, ging gerade die Sonne unter und schien ganz feurig um ihre Köpfe; mir kam's vor wie eine Glorie. Sie schritten an mir vorbei und bemerkten mich gar nicht, sie sahen nur immer einander an und lächelten. Die waren glücklich!

Ich trat hinter einen Busch und that, als ob ich Blumen pflückte, die gar nicht da waren. Aber Jeannette sollte mein Gesicht nicht sehen. Ich stand da wie ein Bettelmädchen.

Hier im Park sind jetzt sehr viel Nachtigallen; haben Sie auch in Berlin welche? Eine wohnt auch unter meinem Fenster und singt da die ganze Nacht; es klingt immer wie: „Komm, komm!“ Wen ruft sie nur? Es stört mich, so schön es ist.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald wieder — recht bald — ich bin ja ganz allein. Ich werfe Ihnen eine Kußhand zu und bleibe immer

Ihre treue Freundin
Susanne.

*

Homburg, 15. Mai 96.

Onkelchen, Onkelchen, das war eine ganze Strafpredigt! Sie sind böse übers Tennisspielen. Mein Gott, wenn's mir einer verboten hätte, hätte ich's gelassen, aber es war keiner da!

Mama ist noch immer weg, bleibt auch noch acht Tage; sie hat mir einmal geschrieben und zweimal telegraphiert. Sie leben in London in einem wahren Rausch; es ist eigentlich scheußlich, daß ich hier sitzen muß, zumal da —

Doch ich will Ihnen der Reihe nach erzählen!

Hier in der Pension war ein großer Krach, und sie sehen mich an, als ob ich eine Verbrecherin wäre. Mr. John, der gute lange Junge, hat mir seine Liebe erklärt, er hat mir einen förmlichen Heiratsantrag gemacht. Es war zum Schießen!

Im Konversationszimmer war's, er lag mir zu Füßen, seine langen Beine streckte er übers Parkett — o, es war zu komisch! Ich lachte, und er weinte — er ist ein sehr guter Kerl — da ging die Thür auf, und seine Mama kam herein. Ich konnte das Lachen noch immer nicht lassen, und Mama John war wütend und sagte: „Pfui, for shame, Master John, for shame!“ und wollte ihn beim Arm wegziehn. Da geriet er ganz außer sich, stampfte mit den Füßen, schrie, wenn er mich nicht heiraten könnte, schösse er sich eine Kugel durch den Kopf, und stürzte dann weg; vorher riß er noch ein paar Stühle um.

Die Johns sind jetzt abgereist, aber die andern alle sind doch noch böse auf mich. Die Pensionsdame: weil ich ihr die guten Gäste verjagt; die mutton chops: weil ich sie nicht vorziehe; die misses: weil — ich weiß nicht, warum. „Schwamm drüber“ sagen Sie in Berlin.

Ich wünschte, Mama wäre erst wieder hier; es ist doch schwer, allein in der Welt zu stehn; ich bin gar nicht dazu geschaffen.

Gut' Nacht! Es ist schon spät, und die Nachtigall singt wieder: „Komm, komm —!“ Wohin soll ich gehen —? Da ist niemand, der nach mir verlangt.

Susanne.

*

Homburg, 25. Mai 96.

Lieber Freund!

Noch immer bin ich allein. Papa Camarillo und Mama scheinen sich gar nicht trennen zu können; das ist doch lächerlich bei so alten Menschen! Mama ist nämlich schon zweiundvierzig, wenn es auch niemand wissen soll, und Camarillo Mitte der dreißig. Sagen Sie es aber nicht weiter!

Ich habe einen wundervollen Brief von Papa Werther bekommen, so schön geschrieben wie ein Romankapitel. Er möchte mich gern nach Wien für ein paar Wochen einladen, aber er ist augenblicklich so überhäuft mit Neu-Einstudierungen, daß er sich mir kaum widmen könnte. So lassen wir's bis später.

Aber seine Photographie hat er mir mitgeschickt, als Hamlet. „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage.“ Ich sage Ihnen, die Pose ist herrlich, ebenso wirkungsvoll der Ausdruck des Gesichts; die Maske ist ganz famos. Ich habe

vorm Spiegel versucht, ob ich auch so ein Gesicht machen kann, aber es wurde nichts draus, ich bin eben der reine gamin; will ich nachdenklich aussehen, giebt's eine Grimasse.

Sein oder Nichtsein — manchmal denke ich, es müßte ganz schön sein, nicht mehr zu sein. Wenn alles aufhörte! Wie heißt es doch?

So doch die Weissagungen aufhören werden,
Und die Sprachen aufhören werden,
Und die Erkenntnis aufhören wird —
Die Liebe höret nimmer auf!

Ich schreibe das letzte lateinisch und so groß, weil es mir immer besonders gefallen hat. Es steht in der Bibel, irgendwo im Neuen Testament; wissen Sie das? Ich lese gern in der Bibel, die Geschichten sind wie Märchen und lullen einen ein; aber dies eine ist gewiß wahr. Die Liebe höret nimmer auf! Es muß wahr sein, sonst verlohnte sich ja das ganze Leben nicht.

Papa Werther hat mir ein Paket Bücher geschickt, er ist immer für die Fortbildung. Zola: Lourdes; Keynotes von der Egerton; du Mont: Das Weib; Neue Dramen von Wildenbruch. Er sagt, man muß von allem etwas haben. Wie ein Schauspieler nicht bloß Liebhaber oder bloß Charakterspieler sein darf, so darf dem Menschen nichts Menschliches, nach keiner Seite hin, fremd sein, und gar in der Litteratur darf man nicht prüde sein, man muß alles lesen. Das finde ich auch.

Ich bin nun wirklich neugierig, wann Mama endlich wiederkommt. Ich hätte die größte Lust, ihr auch einmal auszukneifen, wüßte ich nur, wohin! Und allein kann ich doch nicht.

Man kommt wirklich auf lauter dumme Gedanken, wenn man so gar keinen hat, mit dem man plaudern kann. Es ist ein Jammer, daß Sie nicht mehr hier sind! Wenn ich an Sie denke, kommt's mir vor, als ginge ich nach Hause.

Nach Hause — ach ja!

Der Medizinalrat besucht mich oft, aber ich fürchte, er thut's nur aus lauter Galanterie; denn krank bin ich doch nicht. Das bißchen Husten — puh!

Adieu, mein lieber Herr Doktor, mein liebes, mein gutes, mein goldiges Onkelchen! Wenn Sie sich noch einmal entschließen sollten, in den heiligen Ehestand zu treten, dann laden Sie mich ein, nicht wahr? Dann tanze ich mich auf Ihrer Hochzeit tot — vor Freuden.

Sie dürfen mir die Hand küssen und auch die Stirn, wenn Sie mögen. Ich wünsche Ihnen so viel Gutes, so viel Glück, denn ich hab' Sie lieb. Ich möchte sein

Ihr Herrgottskäfer.

*

Baden-Baden, 15. Juni.

Lieber Herr Doktor!

Das war mal eine lange Pause! Aber ich konnte wirklich nichts dafür; es war so viel Aerger dazwischen und Kranksein und alles mögliche Häßliche.

Doch damit will ich Sie nicht ennuyieren. Ich mag nur gesunde und hübsche Leute leiden und nette lustige Dinge; so wird's Ihnen wohl auch gehn.

Endlich bin ich mit Mama hier in Baden-Baden gelandet und sehr komfortabel im „Zähringer Hof" untergebracht. Wenn's heißer wird, reisen wir in die Schweiz. Mama macht hier Furore; sie hat viele Verehrer, alte und junge. Wenn wir spazieren gehen, haben wir immer einen ganzen Schwanz hinter uns; ich weiß oft nicht: „Gilt es ihr, oder gilt es mir?" Aber das ist ja auch ganz egal.

O die schönen Berge und der Wald! Aber ich komme nicht hinauf und nicht hinein; wir laufen immer nur über die Promenaden, die man mit Atlasschuhen betreten kann, und auf denen es nach Herren und Damen riecht — puh, nach lauter geschniegelten, parfümierten Herren und Damen! Ich mag ja Parfüm auch sehr gern, es ist unfair, nicht einen angenehmen Duft an allen Sachen zu haben, aber er muß zart sein, ganz individuell, nicht so ein grober, aufdringlicher Allerweltsgeruch.

Ich schnuppre auf der Promenade umher wie Diogenes mit der Laterne und suche Menschen — Menschen!

O Natur! Wer die einmal fände und festhalten dürfte! Ich bin auch schon so ein verbildetes kümmerliches Kulturgewächs; wenigstens kommt es mir manchmal so vor. Ich besehe mich nämlich jetzt nicht bloß äußerlich, sondern zuweilen auch innerlich, und das ist gar nicht erquicklich. Dann bin ich recht verstimmt; es mag wohl mit daher kommen, daß ich älter werde — schon bin ich über siebzehn hinaus — und daß ich mich zeitweise seltsam müde fühle, müde zum Sterben. Es müßte was kommen und mich aufrappeln und mich wieder so vergnügt machen wie damals, als ich mit Ihnen Anemonen pflückte.

Jetzt giebt es Rosen, Rosen die Fülle.

Wenn doch was käme!

Schreiben Sie bald

Ihrer Susi.

*

Baden-Baden, 3. Juli.

Liebes gutes Onkelchen!

Unten spielt die Musik was aus Boccaccio, und ich bin lustig, sehr lustig. „Firulin, firulin, firuléra" — Das Leben ist doch schön!

Wir haben hier sehr angenehme Tage; gute Luft, gute Diners und gute Gesellschaft. Neulich war ich sehr schlechter Laune, als ich an Sie schrieb, Sie müssen den Brief nicht so wörtlich nehmen; betrachten Sie ihn als ungeschrieben.

Uns gegenüber, in der eleganten Villa, wohnt ein junger Russe, ich sage Ihnen: famose Figur und Augen — Augen — ich denke mir, Lermontoffs „Held unsrer Tage" muß solche Augen gehabt haben. Schwermütige, halbverschleierte Russenaugen, die träumerisch über endlose Steppen schweifen oder im hohen Röhricht blinzelnd das Wasserhuhn belauern; ihr Blick verliert sich

gern in unermeßliche Weiten. Ich bin schon so an diese verträumten Augen gewöhnt, daß ich erschrecke, wenn sie mich einmal ordentlich ansehn. Ueberhaupt ein interessanter Mensch — Mama sagt das auch — und reich, reich!

Es ist heut schrecklich heiß; wir sollten längst in St. Moritz oder so wo sein, aber Mama lernt jetzt radeln; „der Held unsrer Tage" radelt wie ein Gott. Ich kann natürlich wie immer nicht mitmachen. Mein Hals ist nicht besonders in Ordnung; ich soll ihn nicht bloß tragen, sagt der Doktor. Dummer Schnickschnack, ich werde doch mein Licht nicht unter den Scheffel stellen!



Verzeihung, das war ein Klex! Aber ich mußte mal rasch ans Fenster laufen und sehen, ob sie denn noch nicht wiederkommen. Es dauert so lang! Seit heute früh um sieben Uhr ist sie fort; jetzt geht's auf elf. Mamas Frisur wird bei der Hitze schön aufgelöst sein, sie hat nicht so naturlockiges Haar wie ich.

Sagen Sie mal aufrichtig, lieber Freund, finden Sie es nicht etwas unpassend, daß eine Frau radelt, die zweiundvierzig Jahr alt ist und eine längst erwachsene Tochter hat? Sie beleidigen mich gar nicht, wenn Sie mir darüber unumwunden Ihre Ansicht kundthun. Lieber Gott, man ist ja selbst schon alt genug, um über allerhand nachzudenken; die Kinderschuh' sind ausgetreten — ich weiß nicht, ob ich sagen soll: „leider" oder „Gott sei Dank!"

In diesen Tagen schreibe ich an Papa Camarillo, es wäre ganz nett, wenn er herkäme; ich glaube auch bestimmt, daß der mir das Radeln erlauben würde, der kann mir nichts abschlagen. Mann und Frau gehören zusammen; ich begreife nicht, Mama liebt ihn so riesig, und doch sitzt sie hier und er da.

Wenn ich einen Mann hätte, ich würde ihn nicht verlassen, keinen Augenblick — natürlich müßte er nett sein, mir kein andrer besser gefallen und ich ihn lieben. Lieben —! Manchmal dämmert mir so was, manchmal — Schon schlägt es elf! Sie sind noch nicht da! Adieu, adieu, jetzt lauf' ich herunter auf die Straße, ihnen entgegen, mir ist ordentlich bange.

Ach, wenn ich mein gutes Onkelchen doch hier hätte, so ruhig und lieb mit ihm plaudern und unschuldige Frühlingsblumen pflücken könnte!

Es ist ängstlich, sie kommen nicht.

Ich bin ganz unruhig, mein Herz klopft wie ein Hammer; es wird ihnen doch nichts passiert sein? Ein Sturz, ein Arm- oder Beinbruch?

Ah pah, ich bin doch wirklich kindisch, das Warten macht mich ganz nervös. Jedenfalls habe ich mir aber vorgenommen, ich radle auch, coûte que coûte. Man darf so junge Leutchen wie Monsieur Gregor Iwanowitsch und Mama — haha! — nicht so viel allein lassen. Ich bin ja viel älter als meine schöne Mama — Sie können's glauben, lieber Herr Doktor — denn ich — ich bin krank.

Unten die Musik dudelt immer noch: „Firulin, firulin, firuléra“, ich muß das Fenster schließen, es ist nicht zum Anhören, nicht zum Aushalten, ich —

Ach, Stimmen! Da sind sie endlich.

Eine Stunde später.

Verzeihen Sie, liebes Onkelchen, daß ich ohne Adieu so rasch von Ihnen fortgerannt bin, Mama und Monsieur Iwanowitsch kamen nach Hause. Sie müssen sich nicht amüsiert haben, Mama hatte Kopfschmerzen und zog sich gleich zurück. Aber Gregor Iwanowitsch hat noch die ganze Stunde bei mir gesessen; er bestand darauf, daß ich mich auf die Chaiselongue legte, ich war etwas angegriffen. Er erzählte mir viel Interessantes von Rußland. Seine Heimat ist die Krim, da muß es herrlich sein — hohe Gebirge und rauschende Wälder und abgrundtiefe Seen und tiefblau ungetrübter Himmel. Da muß es herrlich sein zum Leben oder zum Sterben! Ich wünschte, ich käme dahin!

Gregor Iwanowitsch war sehr nett zu mir. Er hat eine melodiöse Stimme, die klingt in lauter Moll; das müssen wohl die Russen so an sich haben. Er ist sehr gut zu mir, beinah so gut wie Sie — nur anders.

Leben Sie wohl. Geben Sie mir einen Kuß!

Ich gebe Ihnen auch einen, da, da (Kuß) haben Sie ihn.

Immer

Ihre Freundin.

*

Frankfurt am Main, 30. Juli.

Lieber Freund!

Sie werden erstaunt sein, aus der Stadt einen Brief von mir zu erhalten, während Sie mich in den Bergen wähnen. Wir sind hier, um den berühmten Hals-Schmidt zu konsultieren; er sagt, ich — ach nein, was soll ich Sie damit langweilen?! Schlimm genug, daß ich mich allein darüber langweile; ich mag nicht krank sein.

Seit acht Tagen haben wir Baden-Baden verlassen; es war eine Hitze da, eine Glut —! Ein Druck lag auf mir, ich dachte, ich müßte ersticken. Papa Camarillo hat uns geholt. Er ist so nett zu mir, so galant; er sagt: „ma pauvre petite.“ Es wäre eine Schande, wenn Mama ihm nicht treu bliebe.

Mir ist oft so weh. Ich sehne mich nach Reinheit, nach Klarheit, ich möchte auf Alpenberge steigen, höher denn je ein Mensch zuvor, und Gott nahe sein. Mein Finger würde an den Himmel klopfen: Sesam, Sesam, thu dich auf! Sie kennen doch die Geschichte von Ali Baba und den vierzig Räubern? Und wie der arme Ali zuletzt das Zauberwort vergessen hat und verzweifelt an der starren Felswand sich ankrallt und schreit: „Thu dich auf, thu dich auf!“ Sie that sich nicht auf. Er hatte das „Sesam“ verloren, nun war's aus für ihn mit der Herrlichkeit. Ich bin wie der arme Ali; ich kann das Zauberwort nicht finden. Und ich habe solche Sehnsucht; ach, so sehr!

Ihnen kann ich's ja sagen, mein einziger Freund, ich sitze oft und weine bitterlich. Was soll aus mir werden? Immer lachen und spielen kann man nicht; ich kann's auf einmal nicht mehr, ich bin zu müde. Gestern abend — Papa Camarillo und Mama waren in der Oper — kam mir ein Gedicht in den Sinn, ich weiß nicht, habe ich's selbst gemacht oder schon ein andrer vor mir: immerfort kam mir die eine Strophe bis zur Qual:

Stumm sitz' ich an des Lebens Mahle,
Ein überzähl'ger Gast!
Der müden Hand entsinkt die Schale,
Die sie noch kaum erfaßt!

Morgen bringen sie mich nach Soden zur Kur. Ein Fräulein ist für mich engagiert worden, eine ältliche Jungfrau, deren Mund immer süß lächelnd in einen sauren Apfel beißt. Sie ist ganz traitable; das kommt davon, sie hat ihr ganzes Leben lang sagen müssen: „Ich danke", während sie gern gesagt hätte: „Ich bitte". Wir werden uns schon verstehen; wann verständen sich zwei Hungernde nicht? Der eine sagt „Brot", und der andre sagt auch: „Brot"; es bedarf keines Wortes weiter.

Camarillos reisen nach Ostende; Mama hat sich ein wunderbares Badekostüm angeschafft, ganz dezent und doch raffiniert. Sie probierte es mal hier im Zimmer an, Papa Camarillo durfte einen Augenblick durch die Thürspalte gucken, er hatte sich ganz närrisch vor Entzücken. Ach lieber Gott, als wenn das Aeußere alles wäre! Die Seele, gebt euch die Seele zu eigen! Gebt mir eine Seele zu eigen!

Mama hat mir auch einen schönen Hut gekauft, die Frankfurter Putzmacherinnen haben wirklich Chic; man sollte kaum glauben, daß man in Deutschland ist. Er ist weiß und sehr groß, mit einer Flut von roten Rosen; er beschattet das Gesicht so geheimnisvoll pikant, ein Hut wie ein Gedicht von Heinrich Heine. Ich werde ihn immer zum Brunnentrinken aufsetzen.

Meine Adresse in Soden ist: Hotel de l'Europe.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund! Ich bitte Sie, denken Sie an mich. Es ist zwar nicht mehr die Susanne vom Frühjahr, aber noch immer

Ihre Susanne.

*

Soden, 25. August.

Lieber!

Nur ein paar Worte, ganz heimlich, das Schreiben ist mir verboten. Es geht mir gut; das heißt: Ich esse und trinke, ich lege mich zu Bett und stehe wieder auf, ich setze meinen weißen Hut auf und lasse mich spazieren fahren. Aber was ist das alles? — Sehr traurig!

Papa Werther hat mich hier besucht; es hat mich ja gefreut, aber doch bin ich seitdem angegriffener. Er spricht so viel, er hört sich selbst gern zu. Ich bin jetzt nicht für Besuche, auch nicht für die, die nachts leise hereinschleichen, sich an mein Bett setzen und von meinen Augen den Schlummer scheuchen.

O die Gedanken, die bösen Gedanken! Käme doch ein Engel mit großen weißen Flügeln und jagte die Lästigen fort!

Ob ich hier bleibe, wie lang ich hier bleibe, wohin ich gehe, weiß ich nicht. Sobald es mir besser geht, kriegen Sie einen langen, langen Brief.

Susanne.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Oh —!" Es war ein langer mitleidiger Seufzer, der durch das stille Zimmer hallte. Das Knistern der Briefblätter hatte ein Ende; da lag das letzte kurze Zettelchen mit bleistiftgeschriebenen zittrigen Buchstaben. Draußen trommelte der Regen, und im Schornstein pfiff der Wind eine neue Herbstklage, noch kläglicher, noch jammernder als die vorhergehende.

Fröstelnd sah sich Wolfrath um; es durchschauerte ihn. Also das sollte das Ende sein von so viel Jugend, so viel Liebreiz?! Nein, das konnte nicht sein!

Er ließ die Hand so schwer auf die Platte des Schreibtisches fallen, daß die armen kleinen Briefblätter emporflatterten und zu Boden wehten. Dann sprang er auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Die Uhr schlug elf. War's möglich, schon elf? So viel Zeit hatte er über diesen kindischen und doch so ernsthaften Briefen verträumt?

„Armes Ding," murmelte er und besah sich nachdenklich den roten Hergottskäfer auf seinem grünen Glückskleeblatt, der ihm gerade zu Füßen lag. Er fühlte ein eigentümliches Kribbeln im Herzen und dann ein schmerzhaftes Zusammenziehen. Langsam bückte er sich und las die Blätter wieder zusammen und verschloß sie — nicht in der Schublade bei den Liebesbriefen — nein, ganz allein für sich, sorgfältig und behutsam, wie man ein teures, nicht mehr zu ersetzendes Andenken verwahrt.

Es mußte in der Laune, in der nächtlich stillen Stunde, in der Witterung, der ganzen trüben Herbststimmung liegen, daß Wolfrath die Briefe ernster nahm, als sie ihm früher erschienen. Da hatte er jeden empfangen und gelesen, oft in aller Schnelligkeit in der letzten Minute vor dem Gang zur Redaktion, oder mitten zwischen der Arbeit, oder abends nach einem Vergnügen, das das Blut erhitzt und die Sinne gefangen genommen hatte. Jetzt wußte er erst, was die Briefe eigentlich waren — ein Verzweiflungsschrei, das bange Lechzen einer halbverschmachteten Kreatur. Jede sinnliche Regung, die ihm das graziöse Mädchen eingeflößt haben mochte, war urplötzlich verschwunden; er begehrte sie nicht mehr, weder ihre Gegenwart noch ihren Körper, er dachte einzig an sie mit einer großen Trauer. Im Frühjahr hatte es ihn oft verlangend gepackt, ihre lächelnden, plaudernden Lippen zu küssen; jetzt hatte er nur noch den Wunsch, ihre Hand zu fassen und zu streicheln.

Er beschloß aufs Geratewohl, noch einmal an sie zu schreiben; da sie auf seinen letzten Brief nicht geantwortet hatte, mußte es ihr schlecht gehen. — „Sobald es mir besser geht, kriegen Sie einen langen, langen Brief." —

— — — Mutterken, ich wer' doch nicht sterben müssen?! Mutterken, ach man ja nich! — — —

Es wimmerte aus allen Ecken; das war die geknickte Jugend, die nach Leben schrie! Und Leben ist Liebe.

Der Regen trommelte, der Wind pfiff.

Die Schritte der Fußgänger draußen auf dem Trottoir waren längst verhallt; einsame, totenstille Nacht.

Jetzt dumpfes fernes Rollen; das war die Pferdebahn, von müden Gäulen gezogen. Die trotteten durch Regen und Wind und sehnten sich nach Heu und Stall und Schlaf; nach weiter nichts.

Ein vereinzelter Fußgänger kam vorüber, seine Tritte verklangen dumpf: „tap tap“, und nun immer ferner: „tap tap“; so fallen Erdschollen auf einen Sarg.

Wolfrath fuhr zusammen; auf dem Korridor schleichende Schritte, und nun stahl es sich an seiner Stube vorbei. Er öffnete rasch die Zimmerthür, der Schein seiner Lampe warf einen breiten Streif in den dunkeln Flur: „Sind Sie's noch, Frau Müller? Gehn Sie doch schlafen!“

„Ach ne,“ wisperte eine klägliche Stimme „iche!“

„Wer?“

„Entschuldigen Sie, Herr Doktor, Sie kennen mir wohl nich, ich bin mit der Viktoria einjesejent un do — un do —“

Der Doktor entsann sich jetzt. Diesen großen Jungen mit den überlangen Armen hatte er zuweilen mit dem hübschen Mädchen vor der Hausthür gesehen, nur war der jetzt leichenblaß, mit dick verschwollenen Augen. „Was wollen Sie denn noch?“ fragte Wolfrath unwirsch.

„Ach, sie haben ihr heute einjebuddelt,“ sagte der Junge wieder und trat aus dem Lichtstreif der Lampe weg ins Dunkel, wie eine zusammengeknickte Latte lehnte er an der Wand. „Ich jehe ja schon. Frau Müller is lang zu Bette, ich habe ihr jebeten, ob ich noch 'ne Stunde in die Küche sitzen darf — nu jehe ich ja auch“ — die Stimme erstickte ihm, es war, als ob er herausheulen müßte und sich dessen scheute — „sie kommt ja doch nicht mehr wieder!“

„Wer kommt nicht mehr wieder?“

„Ach, niemand, nischt. Ich — ich dachte nur — entschuldjen Se, Herr Doktor“ — der Junge wand sich verlegen, dann trat er wieder näher und wisperte: „Mir war et, als müßte die Viktoria noch einmal wiederkommen. Sie hat mir nie nich en Kuß jejeben un ich ihr nich; auf dem Sterbebett wollt' sie jerne, aber wir haben uns vor Muttern scheniert. Nu ärjert mir das so, daß wir so dumm waren; un ihr wird es auch ärjern.“ Er heulte laut auf: „Sie haben ihr einjebuddelt!“ Der Schlucken stieß ihn.

„Sie haben eins über den Durst getrunken,“ sagte Wolfrath streng, und doch that ihm der Bengel in der Seele leid. „Gehn Sie jetzt, fallen Sie nicht im Dunkeln!“

Langsam schlorrte der lange Junge davon. Wolfrath hörte, wie er unsicher

an der Thür herumtappte und mit dem Schlüssel klapperte. Dumpf fiel die Thür ins Schloß, nun war er fort.

Die Lampe in Dr. Wolfraths Zimmer erlosch noch nicht; er schrieb an Susanne Werther. (Schluß folgt.)



Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Von

Heinrich v. Poschinger.

2. Der preußische Gesandte in München Freiherr v. Werthern[1])
(geboren 20. November 1816, gestorben 2. Februar 1895)

wurde im Februar 1848 der preußischen Gesandtschaft in Turin als Attaché beigegeben und bewährte sich so gut, daß er unter Entbindung von dem diplomatischen Examen sehr bald zum Legationssekretär und Geschäftsträger ernannt wurde und noch $1\frac{1}{2}$ Jahre in letzterer Eigenschaft verblieb. Dann war er nacheinander Legationssekretär in Madrid, Wien und St. Petersburg. Im Jahre 1859 wurde er Ministerresident, bald darauf Gesandter in Athen, 1862 in gleicher Eigenschaft nach Konstantinopel und zu Ende desselben Jahres nach Lissabon versetzt. 1864 vertauschte er Lissabon mit Madrid und erhielt im Jahre 1867 seine Ernennung nach München. Dies ist die Stelle, wo Werthern bis zu seiner Verabschiedung wirkte, und wo er seine besten Jahre und besten Kräfte einsetzte. Sie war, als Werthern in das Palais der preußischen Gesandtschaft an der Türkenstraße einzog, gewiß keine rosige; die Wunden des Krieges von 1866 waren noch nicht vernarbt, die Abneigung gegen Preußen war eine weitverbreitete, und zwar nicht bloß in dem ungebildeten Teile der unteren, von der Geistlichkeit beeinflußten Bevölkerungsschichten, sondern ganz besonders bei dem Adel und — es ist ja längst kein Geheimnis mehr — auch bei der Krone. Dazu kam noch die Unklarheit der politischen Verhältnisse. Norddeutschland hatte bereits glücklich sein politisches festes Gefüge; was aber aus Bayern und den übrigen süddeutschen Staaten werden sollte, das wußte niemand. Nur das war klar, daß die augenblickliche politische Stellung Bayerns unhaltbar war, und daß es, um aus derselben herauszukommen, nicht ohne neue kriegerische Verwicklungen abgehen würde. Die Aufgabe des preußischen Gesandten in München war damals

[1]) Georg Freiherr v. Werthern, später Graf und Herr v. Werthern-Beichlingen, auf dem Schlosse seines Vaters, Beichlingen in Thüringen, geboren, studierte auf den Universitäten Bonn und Berlin, arbeitete als Auskultator beim Stadtgericht in Berlin und als Referendar bei den Regierungen zu Potsdam und Merseburg, und verließ im Jahre 1845 den Staatsdienst, um mehrere Jahre auf Reisen und auf dem Lande zu verbringen.

also eine der schwierigsten. Er konnte, wenn er geschickt operierte, dem Einiger Deutschlands die größten Dienste erweisen, er konnte aber, wenn er nicht den nötigen politischen Takt hatte, die herrschende Abneigung gegen Preußen noch erweitern. Bismarck hätte nun keinen geeigneteren Diplomaten nach München senden können als den Freiherrn v. Werthern, dessen Bekanntschaft er bereits im Jahre 1847 oder 1848 in Berlin gemacht hatte. Von da ab gab es während vierzig Jahren unausgesetzte Berührungspunkte.

Im Jahre 1859 war Werthern Geschäftsträger in Petersburg, und Bismarck kam dorthin, um seinen Posten zu übernehmen, leider sehr gereizt und in schlechter Laune, die noch dadurch verschlimmert wurde, daß das Telegramm, welches seine Ankunft meldete, nicht ankam und er in dunkler Nacht, ohne Kenntnis des Russischen, allein den Weg nach der Gesandtschaft suchen mußte. — Freundlicher war ein Wiedersehen 1864 in Biarritz, wo Werthern mit seiner Gemahlin von Madrid aus im Seebade war. Beide erinnerten sich gern daran, wie umgänglich und heiter Bismarck damals gewesen sei. Er hatte früher viel bei dem Vater von Frau v. Werthern, Herrn v. Bülow in Elvershagen, verkehrt und Frau v. Werthern schon als Kind gesehen.

Um auf die Werthern in München gestellte Aufgabe zurückzukommen, so muß man sagen, er erfaßte sie mit Begeisterung und widmete ihr zwanzig Jahre lang seine besten Kräfte. Durch seine Mutter hatte er selbst viel von der lebhafteren und gemütvollen süddeutschen Art und gewann schnell ein feines Verständnis für den bayrischen Volkscharakter. Diese Eigenschaften machten ihn zum geeigneten und erfolgreichen Vertreter der preußischen Politik. Es gelang ihm, durch Offenheit und Geradheit in hohem Maße das Vertrauen der bayrischen Staatsmänner zu gewinnen und der deutschen Sache wichtige Dienste zu leisten. Aber auch über die amtlichen und höfischen Kreise hinaus suchte er unablässig für die nationale Idee zu wirken und namentlich auch mit den Kreisen der Gelehrten, Künstler und des Bürgertums Beziehungen anzuknüpfen. Hochgebildet und von idealer Gesinnung erfüllt, nahm er an allen wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen regen Anteil. Seine hohe Stellung und ungemeine Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr machten es ihm möglich, in kurzer Zeit mit den meisten der bedeutenderen Künstler und Gelehrten, die damals in München wirkten, Beziehungen anzuknüpfen, und mit mehreren schloß er enge Freundschaft. Sein Haus wurde einer der besuchtesten Mittelpunkte für das geistige Leben Münchens, und die Rückwirkung dieser Beziehungen auf die politische Stimmung war bedeutend, da in der damaligen politischen Zerrissenheit die Einheit in Wissenschaft und Kunst eines der wirksamsten Bindemittel für die nationale Zusammengehörigkeit war. So wurde er denn in München zu einer der populärsten Persönlichkeiten.

Im Jahre vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich erlebte Werthern einen politisch bedeutsamen Zwischenfall, der nach seinen Aufzeichnungen dargestellt werden soll. Im September 1869 erschien bei ihm der ihm von Madrid her bekannte spanische Staatsrat und Deputierte Don Eusebio de Salazar y

Mazaredo und erinnerte ihn an eine Unterredung, die im Jahre 1866 in Biarritz stattgefunden hatte. Damals war in einem Kreise spanischer Politiker die Frage erörtert worden, wen man nach dem voraussichtlichen Sturz der Königin Isabella auf den Thron setzen solle. Alle vorgeschlagenen Kandidaten fanden Bedenken; da sagte zum Schluß der mitanwesende Werthern: auf den einzigen Geeigneten werde keiner der Herren verfallen, das sei, aus den bekannten Gründen, der Erbprinz von Hohenzollern. Diese Aeußerung war Salazar im Gedächtnis geblieben, und als in der That alle andern Pläne gescheitert waren, hatte er die Zustimmung des Marschalls Prim gewonnen und sich nach München begeben, um Werthern zu bitten, ihn beim Fürsten von Hohenzollern einzuführen. Werthern begleitete ihn am folgenden Tage nach der Weinburg, stellte ihn dem Fürsten vor, und es entspannen sich daraus die bekannten Verhandlungen, an denen Werthern übrigens nicht mehr teilnahm. Allem Anschein nach hat Werthern den Gedanken der hohenzollernschen Kandidatur, der so gewaltige Folgen haben sollte, zuerst ausgesprochen.

Wichtigen Anteil hatte Werthern an den Verhandlungen, betreffend den Eintritt Bayerns in das Deutsche Reich, und damit das Glück, die Ideale seiner Jugend verwirklicht zu sehen und selbst an bedeutender Stelle daran mitarbeiten zu können, ein Bewußtsein, welches ihn für den Rest seines Lebens mit Freude und Stolz erfüllte.

Nach dem Kriege folgten ruhige Jahre, die dem Ausbau der neuen Einrichtungen gewidmet waren. Werthern blieb noch siebzehn Jahre auf dem ihm liebgewordenen Posten, stets unablässig bemüht, die Entstehung von Verstimmungen zu verhüten und die Opfer, die für die Einheit zu bringen waren, so wenig als möglich fühlbar zu machen. Daß sich in diesen Jahren das Verhältnis Bayerns zum Reiche wahrhaft bundesfreundlich und zu beiderseitiger Befriedigung gestaltete, daran hatte er ein wesentliches Verdienst.

In dieser ganzen Reihe von Jahren stand Werthern in regem persönlichem Verkehr mit dem Leiter der deutschen Politik. Er sah Bismarck wohl alle Jahre, sei es in Berlin oder in Kissingen, einigemal auch in München bei Gelegenheit der Reisen Bismarcks nach Bad Gastein. Wenn auch dienstlich hin und wieder ein scharfes Wort die Bureaus des Hauses Wilhelmstraße 76 verließ, so blieb das persönliche Verhältnis Wertherns zu seinem Chef doch stets ein ungetrübtes. Werthern hatte für „Wodan", wie er ihn nannte, die größte Bewunderung und Verehrung. Umgekehrt hatte aber auch Bismarck an Werthern Gefallen; sie hatten überhaupt viel Gemeinsames: in der Liebe zur Natur, zum Landleben und zur Jagd. So war zum Beispiel bei einem Mittagessen in Kissingen von Politik auch nicht mit einem Worte die Rede, desto mehr aber von Torfstreu, Forstwirtschaft und dergleichen.

Im Januar 1880 berief Bismarck den Grafen v. Werthern nach Berlin und teilte ihm mit, daß er ihn als Staatssekretär des Auswärtigen Amts in Aussicht genommen habe. So schwer es Werthern war, einen so verlockenden Vorschlag abzulehnen, so gaben doch schließlich andre Erwägungen den Aus-

schlag, und er bat Bismarck, von seiner Person für den gedachten Posten abzusehen, da derselbe seinen Neigungen nicht entspreche.

Daß Bismarck Wertherns Haltung nicht übelnahm, bewies er durch eine Einladung nach Varzin, wo Werthern im August 1881 einige Tage zubrachte. In seinen Aufzeichnungen beschreibt er sehr anschaulich das Haus, die Umgebung und die Fahrten mit dem Gutsherrn, der ihm seinen Wald und seine Anpflanzungen zeigte.

Im August 1886 wohnte Bismarck in München bei Werthern in der Gesandtschaft.

Nachdem Werthern im Jahre 1878 durch den Tod seines Vaters Erbe des Familienbesitzes und des damit verbundenen Grafentitels geworden war, sah er sich im Jahre 1888 nach dem Tode seines Bruders veranlaßt, seinen Abschied zu erbitten. Von da ab lebte er, noch gesund an Geist und Körper, lebhaft teilnehmend an allen Vorgängen der Politik und des geistigen Lebens, als Jäger und Freund der Natur seine Erholung suchend, auf dem Stammsitze Beichlingen. Am 2. Februar 1895 machte ein plötzlicher sanfter Tod seinem Leben ein Ende.

Es fehlte später nicht an Stimmen, welche behaupteten, Werthern sei verstimmt aus dem Dienste geschieden, da er die Fähigkeiten zu besitzen glaubte, dem Münchener Posten noch länger vorzustehen. Das ist vielleicht zuzugeben, indessen weiß jeder Beamter, daß die Aufgaben des Dienstes mitunter höher stehen als persönliche Wünsche. Und so wiederhole ich: Werthern hatte bis zu seinem Lebensende für Bismarck niemals andre Gefühle als die größte Bewunderung und Liebe, und er hat es als hohes Glück betrachtet, unter einem solchen Manne mit Hingebung für das gemeinsame Ideal, das Deutsche Reich, wirken zu können. Um Bismarcks Bild von Lenbach ließ er die Worte aus Werner Hahns „Edda“ anbringen:

> „Er nimmt von oben herab den Weg, — Die Welt zu beraten beim Göttergericht, — Er endet den Streit, er ordnet die Dinge, — Ewige Satzungen kommen von ihm.“

*

3. Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Graf Berchem
(geboren 22. September 1841).

Graf Max Berchem gehörte, bevor er in den Reichsdienst übertrat, dem Ministerium des Aeußern in München an, in das ihn der damalige Ministerpräsident Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst als Hilfsarbeiter berufen hatte. Im Jahre 1868 als Attaché der bayrischen Gesandtschaft in Berlin zugeteilt, wurde Berchem in dem gastfreien Hause Bismarcks freundlich aufgenommen;[1]) in diese Zeit (1868) fällt auch eine Begegnung Berchems mit Bismarck bei Gelegenheit eines intimen Diners im Hause des Schwagers des

---

[1]) Eine erste Vorstellung bei Bismarck erfolgte bereits 1865 in Gastein.

Bundeskanzlers, des Grafen Arnim-Kröchlendorff, nach welchem Bismarck seine deutsche Politik mit der ihm eignen Offenheit eingehend erläuterte. Der Eindruck dieser mehrstündigen, einem Kreise von fünf Personen gegebenen Darlegung war ein gewaltiger.

Hervorragendes Verdienst hat Graf Berchem an der raschen Mobilmachung Bayerns im Juli 1870.

Am 15. Juli 1870 abends 8 Uhr auf dem Lustschlosse Berg am Starnberger See angekommen, benachrichtigte der König Ludwig II. seinen Kabinettschef von Eisenhart, daß zufolge einer Meldung des bayrischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bray, am folgenden Tage (16. Juli) in aller Frühe der Ministerialsekretär Graf Berchem mit einem dringenden Schreiben des Ministers nach Berg entsandt werde. Um 11 Uhr nachts wurde Eisenhart zum Vortrag bei dem Monarchen in das Balkonzimmer beschieden.[1]) Wie gewöhnlich ging er während des Vortrages auf und ab, nur dann und wann setzte er sich auf einen Augenblick; Eisenhart stand am Arbeitstische, Stunden vergingen über die Auseinandersetzung der Sachlage, über die Abwägung der Verhältnisse, inbegriffen die Haltung der Kammer, wobei der König wieder das ihm eigne scharfe, schnelle Auffassungsvermögen bekundete. Sehnlich wünschte er eine friedliche Lösung, und immer wieder kam er auf den Satz zurück: „Ist denn kein Mittel, keine Möglichkeit vorhanden, den Krieg zu vermeiden?“ Als er die Unmöglichkeit einsah, wurde die Frage erörtert, ob Bayern neutral bleiben könne, oder ob dasselbe gemäß dem Allianzvertrage von 1866 an Preußens Seite kämpfen müsse. Eisenhart fühlte, daß in dieser Stunde das Heil Bayerns, vielleicht das Heil Deutschlands entschieden werde, und betonte aus innerster Ueberzeugung, die Neutralität bedrohe die selbständige Existenz Bayerns und der Kampf an der Seite Frankreichs gegen Preußen wäre eine Schmach; an den Allianzvertrag, der ja die Grundlage der ganzen Diskussion bildete, binde sich Pflicht und Recht. „Ja,“ sagte der König, „der casus foederis ist gegeben. Doch will ich, ehe ich eine Entscheidung fasse, noch Berchems Ankunft abwarten, sofort nach dessen Ankunft darf man mich wecken. Lesen Sie das Schreiben Brays, welches Berchem mitbringt und berichten Sie mir den Inhalt. Das ist mein Wille. Gute Nacht.“ Die idyllische Stille in der Natur stimmte eigentümlich zu der Aufregung in Eisenharts Innern. Das war um 3½ Uhr morgens. 2½ Stunden darauf meldete sich Graf Berchem bereits bei dem Kabinettschef des Königs. Wider Erwarten besaß derselbe keinerlei Instruktion und übergab Herrn von Eisenhart an Schriftstücken nur einen tags vorher gefaßten Staatsratsbeschluß nebst einem Briefe des Grafen Bray, welchem die Bitte zu Grunde lag, am Nachmittag (16. Juli) persönlich Seiner Majestät Befehle in der schwebenden Angelegenheit einholen zu dürfen. Voll Wärme und von jugendlicher Begeisterung getragen, trat Graf Berchem für Fassung sofortiger, entscheidender Entschlüsse ein. Er schilderte die erregte Stimmung in München und

---

[1]) Die nachstehende Darstellung beruht auf Aufzeichnungen der Gemahlin Eisenharts.

die Gefahr von Schwankungen. Er meldete eine Aeußerung, welche Freiherr von Pranckh tags zuvor ihm gegenüber gemacht hatte: „Wenn ich bis morgen nicht die Mobilmachungsordre erhalte, so lehne ich alle Verantwortung ab.“ Unter Berufung auf den ihm befreundeten Grafen von Hegnenberg-Dux, den hochbegabten, damals außerhalb amtlichen Einflusses stehenden Staatsmann, machte Berchem geltend, „wie wenig es sich empfehle, Bedingungen, von denen in München viel die Rede, an Preußen zu stellen, welche im Falle des Sieges überflüssig, im Falle der Niederlage wertlos seien, in beiden Fällen aber einen Schatten auf die Allianztreue Bayerns werfen müßten“. Diese von Vaterlandsliebe durchdrungenen Aussprüche sowie die Erwägung, daß der Kriegsminister alles vorbereitet und mit Sehnsucht der Allerhöchsten Entschließung im Sinne der Aktion entgegensehe, feuerten den Kabinettschef des Königs noch mehr an, nach all seinen Kräften zur raschen Erledigung beizutragen. Er verabschiedete sich von Berchem, ging ins Schloß und ließ Seine Majestät der Allerhöchsten Weisung gemäß wecken. Der König empfing Eisenhart in seinem Schlafzimmer. Er lag in seinem blauen Himmelbette und begrüßte den Rat mit einer Freundlichkeit, die den idealen Ausdruck seines Gesichts noch erhöhte. „Nun, was bringen Sie?“ Der König richtete sich in seinen Kissen auf, ließ sich Brays Schreiben vorlesen und erkundigte sich nach Berchems Mitteilungen. Nochmals wurden die Hauptpunkte der großen Frage berührt. „Rasche Hilfe ist doppelte Hilfe, Majestät,“ sagte Eisenhart. Eine Pause trat ein. Dann sprach der König: „Bis dat, qui cito dat, entwerfen Sie meinen Befehl zur Mobilmachung und bestellen Sie Bray und Pranckh heute nachmittag 4 Uhr zu mir. Machen Sie es durch die Presse bekannt.“ Eisenhart fertigte sofort in des Königs Gegenwart die befohlenen Schreiben. Dann reichte er dem König die Feder zur Unterschrift, die unverzüglich erfolgte. Mächtig ergriffen, in gehobener Stimmung und doch leichten Herzens ging Eisenhart mit den gewichtigen Dokumenten zu dem ängstlich harrenden Grafen Berchem, der seine Freude in vollstem Maße teilte. Von da gings nach vollzogener Chiffrierung auf das Telegraphenbureau, und alsbald fanden sich dank der umsichtigen Thätigkeit des Kriegsministers die Mobilisierungsbefehle in den Händen der Corps-Kommandanten und Divisionäre. Der Dienst, den Berchem damals der nationalen Sache leistete, soll ihm unvergessen bleiben.

Während des darauf folgenden Feldzugs gegen Frankreich wurde der inzwischen (4. September 1869) zum Ministerialsekretär beförderte Graf Berchem in das große Hauptquartier von Versailles behufs täglicher Berichterstattung und Vermittlung dienstlicher Aufträge kommandiert, und er fand in dieser Stellung mehrfach Gelegenheit, mit dem Bundeskanzler zur Besprechung schwebender politischer Fragen in persönliche Beziehungen zu treten.

Am 5. Juni 1871 erfolgte sein Uebertritt in den Reichsdienst, zunächst in der Eigenschaft als Legationssekretär in St. Petersburg, demnächst war er als Geschäftsträger in Stockholm, als Hilfsarbeiter in der handelspolitischen Abteilung in Berlin und als Legationssekretär in Madrid thätig; am 4. April

1875 wurde er zum Legationsrat, am 8. April 1876 zum Botschaftsrat in St. Petersburg befördert und im November 1878 in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt. Von Pest aus, woselbst Graf Berchem als Generalkonsul fungierte, wurde er im Winter 1885 nach Berlin zur Uebernahme der Stellung als Direktor der handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amts berufen. Seine Ernennung zum Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts erfolgte am 17. Mai 1886.

Als Direktor der handelspolitischen Abteilung, welche damals neuzugestalten war, sowie bei längeren interimistischen Verwaltungen des Auswärtigen Amts hat Graf Berchem den Vorzug genossen, außer zahlreichen schriftlichen Vorträgen durch persönlichen Vortrag in unmittelbarer häufiger Berührung mit dem Kanzler zu stehen.

Nachdem Graf Bismarck-Schönhausen Staatssekretär geworden war, übernahm dieser allmählich fast die Gesamtheit aller mündlichen Vorträge. Bei Abwesenheit oder Beurlaubung desselben, meist in der Zeit vom Juni bis Herbst, ging dann die Führung der Geschäfte des Auswärtigen Amts und der unmittelbare Verkehr mit dem Fürsten an den Unterstaatssekretär über.

Im Sachsenwald war Graf Berchem nur selten, in Varzin nie, da seine Hauptgeschäftslast gerade in die Zeit fiel, wenn Bismarck abwesend war. Am 1. April 1890 zum Wirklichen Geheimen Rat ernannt, wurde er auf seinen Wunsch am 6. Juni 1890 zur Disposition gestellt und am 8. März 1894 in den dauernden Ruhestand versetzt.

Das Auswärtige Amt verlor mit ihm eine Kraft ersten Ranges, seine Arbeitskraft schien unerschöpflich; die handelspolitischen Materien, die unter Bismarck hauptsächlich im Auswärtigen Amt bearbeitet wurden, beherrschte er vollständig, noch kürzlich (9. Februar 1898) hat Graf Herbert Bismarck Berchem als Autorität auf handelspolitischem Gebiete hingestellt. Das Ausscheiden aus dem Amte erfolgte nicht etwa wegen eines Nachlassens der Kräfte, sondern weil ihm bei dem Wunsche nach einer Erweiterung des Wirkungskreises des Unterstaatssekretärs Hindernisse entgegentraten, welche unüberwindlich erschienen. Man kann nur hoffen, daß seine Kraft dem öffentlichen Dienst nicht dauernd entzogen bleibt. Wenn einmal die Stelle des bayrischen Gesandten in Berlin oder die des bayrischen Ministerpräsidenten vakant werden sollte, so werden sich wohl die Augen in erster Linie auf den Grafen Berchem richten.



Ueber die Brillen.[1]

Von

Professor W. Manz.

Als vor 15 bis 20 Jahren durch zahlreiche Augenuntersuchungen, welche von Augenärzten in Schulen vorgenommen wurden, die schon lange im Publikum wachsende Ahnung von einer enormen Ausbreitung der Kurzsichtigkeit unter den Schülern der verschiedensten, man kann sagen aller Lehranstalten eine ziffernmäßige Bestätigung gefunden hatte, da erfaßte eine große Bestürzung die Eltern, welche ihre Kinder auf lange Zeit diesen anvertrauen müssen. Die aus Hunderttausenden von Einzelprüfungen sich ergebenden Zahlen hatten unwiderleglich bewiesen, daß die Zahl der Kurzsichtigen von Klasse zu Klasse steigt, ferner daß bei den meisten Schülern der Grad der Kurzsichtigkeit von Jahr zu Jahr wächst, wobei nicht selten die Sehschärfe abnimmt. Verglich man Volksschulen mit Mittelschulen verschiedener Art, so war nicht zu verkennen, daß die Zunahme jenes Gebrechens mit der Unterrichtszeit in einem direkten ursächlichen Zusammenhang steht. Daran mußten allmählich auch die Pädagogen glauben, von denen manche sich dieser Thatsache gegenüber lange sehr skeptisch verhalten hatten. Da man nun zu jener Zeit die Kurzsichtigkeit an und für sich wohl ziemlich allgemein wirklich für ein Gebrechen ansah, so war damit in der That genügend Grund für eine ernste Besorgnis gegeben, die sich nicht nur auf den einzelnen erstreckte, sondern es mußte sogar die Befürchtung einer physischen Inferiorität des ganzen Volkes entstehen. Man überlegte deshalb, ob nicht der Unterricht anders eingerichtet, ob nicht etwa gar auf einen Teil des Lernstoffes im Interesse der Schüleraugen verzichtet werden müßte, um jenes drohende Unheil abzuwenden. Vor allem wurden die äußeren Verhältnisse untersucht, welche während des Unterrichts in Lesen, Schreiben, Zeichnen und dergleichen die Augen besonders ungünstig beeinflussen können, und diesen Untersuchungen nicht am wenigsten hat die lernende Jugend der Gegenwart an vielen Orten neue, luftige und helle Schulhäuser zu verdanken.

Es ist wohl anzunehmen, und es liegen auch schon einige statistische Belege dafür vor, daß diese Reformen, wie für die Gesundheit der Schüler im allgemeinen, so insbesondere auch für ihre Augen von Vorteil sein werden, und daß dadurch die Schule von dem schweren Vorwurf, diese zu verderben, wenigstens teilweise entlastet wird. Sie wird es aber noch weiter dadurch, daß sehr viele Kinder ihr mit einer von den Eltern geerbten Anlage zu Kurzsichtigkeit zugeführt werden. Wenn dann aber auch die Fortsetzung jener Schuluntersuchungen

---

[1]) Nach einem vor einigen Jahren in der Universitätsaula vor einem gemischten Publikum gehaltenen Vortrag.

auf die späteren Lehrjahre insofern eine gewisse Beruhigung gebracht hat, als sie zeigten, daß die durch einige Zeit fortdauernde Steigerung des Kurzsichtigkeitsgrades nicht eine unbegrenzte ist, daß ferner bei weitem nicht immer eine Abnahme der Sehschärfe damit Hand in Hand geht, so werden doch selbst diejenigen, welche in der sogenannten Schulmyopie nur eine ganz natürliche Anpassung an unsre Geistesbildung sehen, den Maßregeln zustimmen müssen, durch welche ein gefährliches Wachstum derselben verhindert wird. Dahin werden aber doch wohl vor allem die Augenärzte wirken müssen, welche so häufig die Klagen der kurzsichtig werdenden Schüler über allerlei Beschwerden zu hören bekommen, von denen jener „zeitgemäße“ Umwandlungsprozeß nicht selten begleitet ist. Sie werden sich zur Abwehr um so mehr verpflichtet fühlen und fort und fort die Schulbehörden zu gleichen Bestrebungen anzuregen suchen, wenn sie sich der gefährlichen krankhaften Veränderungen bewußt bleiben, welche fortdauernde, sehr intensive Anstrengungen der Augen in so vielen Berufsarbeiten auch im späteren Leben bei Kurzsichtigen und Schwachsichtigen hervorbringen.

Wie ernstlich und ausdauernd aber auch in Zukunft diese Bemühungen der Aerzte, Lehrer und Eltern sein mögen, wie oft auch die Mahnung: Gerade sitzen, nicht sich vorlegen, nicht in der Dämmerung lesen! in Schule und Haus gehört werden mag, es wird immer noch kurzsichtige Kinder geben, schon weil die kurzsichtigen Eltern noch lange nicht ausgestorben sein werden. Es steht allerdings fest, daß verhältnismäßig nur wenige kleine Kinder kurzsichtig sind, allein eine Disposition zur Myopie wird jedenfalls oft vererbt, und es müßte sonderbar in der Erziehung zugehen, wenn eine solche sich dann nicht entwickelte! Denn, wie ich jetzt überzeugt bin, liegt der Anfang der Kurzsichtigkeit sehr häufig schon in den ersten Lehrjahren, wo der Augapfel noch weich und bildsam ist, und wo ein Moment gewiß sehr erfolgreich wirkt, welches man, scheint mir, bei der Entstehung jenes Fehlers viel zu wenig in Ueberlegung gezogen hat. Das ist die Kürze der Arme, welche die Feder, das Buch fassen, sowie das auch später noch vorhandene Bestreben, einen unbekannten Gegenstand, der erkannt oder gezeichnet werden soll, recht nahe heranzunehmen, um ihn möglichst groß zu sehen. Gefahr, kurzsichtig zu werden, wird also immer schon für die Anfänge des Unterrichts bestehen und durch unsre zur Zeit bekannten Lernmethoden nicht völlig beseitigt werden können. Ein Teil jugendlicher Augen wird also immer noch diesem Schicksal verfallen, und die Konkavbrillen werden wohl nie ganz aus der Welt verschwinden. Natürlich hat man auch diesen von vielen Seiten und schon in alten Zeiten eine große Schuld an der Augenmisere zugeschoben, und es giebt vielleicht nicht wenige, welche hoffen, mit den Brillen auch die Kurzsichtigkeit abzuschaffen.

Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß unpassende Brillen eine bereits vorhandene Schwäche wesentlich steigern können, und durch sie gewiß schon Unheil über nicht wenige Augen gebracht worden ist, so steht doch ebenso fest, daß, der Jugend die Brillen zu nehmen, ohne ihren Bildungsgang ganz wesentlich zu ändern, ein grausamer und vielen Augen *sehr* verderblicher Beschluß wäre.

Es handelt sich dabei übrigens nicht allein um Konkavbrillen, sondern oft genug um Konvexbrillen, in welchen für viele jugendliche Augen geradezu die einzige Möglichkeit liegt, den Unterricht fortzusetzen. Zweifellos ist die Wahl der ersten Brille, des für ihren Gebrauch passenden Zeitpunktes, der Bedingungen für ihren Gebrauch, selbstverständlich auch der Stärke des Glases ein sehr wichtiger Schritt, der reiflicher Ueberlegung und Inbetrachtnahme verschiedener Nebenumstände bedarf, an welche sich aber dann die Befolgung des gegebenen Rates für Jahre hinaus anschließen muß. Bei dieser sind wir freilich leider zu nicht geringem Teile auf den guten Willen und einen eben noch sehr unreifen Verstand der jungen Patienten angewiesen.

Ist aber die Brille die passende, wird sie richtig benützt, zu richtiger Zeit gewechselt, und ist das Auge im übrigen gesund, so wird sie keinen Schaden bringen. Wer aber wollte, wenn er sie einmal kennt, auf die enormen Vorteile verzichten, die sie bringt? Dem Weitsichtigen Ruhe und Ausdauer zur Arbeit, dem Kurzsichtigen eine freie Brust, harmonische Bewegung der Augen und für die weiteste Ferne die Sehschärfe der normalen. Und wenn das Menschenleben über seine Höhe geschritten ist, wenn anfangs leise, dann immer dichter die Schatten des Alters über das Auge ziehen, was ist der gebildete Mensch ohne Brille? Und dieses Alter ist für die meisten Menschen noch lange nicht das Greisenalter, in dem der Wert geistiger Arbeit vielleicht schon gesunken ist, sondern noch die Zeit rüstigen Schaffens, da Lesen und Schreiben — die wichtigsten Mittel moderner Bildung — oder feine Handarbeit noch den größten Teil des Tages ausfüllen. Fürwahr, es wäre ein trostloses Dasein, wenn alles das schon aufhören müßte, nachdem vielleicht kaum die Vierzig überschritten sind, und wir können kaum begreifen, daß zu irgend einer Zeit Kulturmenschen das kleine Ding nicht sollten vermißt haben, welches auch dem alternden Auge auf lange die volle Kraft wieder giebt, wenn nur das Alter, nicht etwa Krankheit es geschwächt hat.

„In Vergleichung mit Brillen müssen selbst Teleskope und Mikroskope unter die überflüssigen Dinge gerechnet werden," sagt mit Recht ein englischer Naturforscher, und, darf man beisetzen, auch mit den epochemachenden Erfindungen der Neuzeit, Telephon und Mikrophon, können sie dreist sich messen. Es ist nicht das geringste Verdienst der Augenheilkunde, gerade die Brillenlehre in Theorie und Praxis mächtig gefördert zu haben.

Und wenn wir nun fragen: wem verdanken wir die Erfindung dieses so segensreichen Instrumentes? so giebt uns die Geschichte der Optik leider nur eine ungenügende Antwort.

„Es sollte mir ein großes Vergnügen gewesen sein," sagte der englische Physiker Priestley, „wenn ich einer so nützlichen Erfindung, wie sie in ihrem Wachstum von einer Stufe zur andern wirklich gestiegen ist, hätte nachspüren können." Und, erlaube ich mir beizufügen, es würde mir ein großes Vergnügen sein, wenn ich einer hochverehrten Versammlung von den Anfängen und der Weiterentwicklung der Brillen recht viel erzählen könnte; leider ist uns beiden,

dem großen Naturforscher des vorigen Jahrhunders und Ihrem Redner von heute abend, dieses Vergnügen versagt. Ist sie aber auch sehr unvollständig, diese Geschichte, so enthält sie, denke ich, doch einige für die Geschichte der Erfindungen überhaupt nicht uninteressante Momente.

Zuerst begegnen wir hier der befremdenden Thatsache, daß die antike Welt, in der doch auch schon gelesen und geschrieben wurde, wenn auch bei weitem nicht so viel als in unsrer Zeit, die Brillen nicht kannte.

Wenn wir nun auch wohl begreifen würden, daß bei dem damals wohl selteneren Vorkommen der Kurzsichtigkeit, oder wenigstens ihrer höheren Grade, ein Bedürfnis für Konkavgläser kaum bestanden haben wird, wie ja jetzt noch in den südlichen Ländern jenes Leiden nicht so häufig beobachtet wird, so verhält es sich mit den Konvexgläsern doch anders. Wie vortrefflich auch die Augen der alten Griechen und Römer gewesen sein mögen, alt geworden sind sie eben auch, und zu den regelmäßigen Altersveränderungen des normalen Auges gehört, wie wir wissen, die Weitsichtigkeit, das heißt die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, kleine Gegenstände in der Nähe deutlich zu sehen. Zu diesen kleinen Gegenständen gehören aber, für uns wenigstens, die Buchstaben, und mit dem Lesen gewöhnlichen Drucks ist es in einem gewissen Lebensalter auch für das schärfste Auge zu Ende. Auch diese Regel ist natürlich nicht ohne Ausnahme.

Zu den übrigen Entbehrungen des „trüben Alters“ wäre für die Gelehrten in Rom und Athen sicher auch diese schwere Beeinträchtigung des geistigen Lebens gekommen, wenn sie hätten unsre Bücher lesen müssen. Zum Glücke für sie hatten sie es aber mit beträchtlich größeren Lettern zu thun als wir, ungefähr mit so großen, wie sie auch noch bei uns manchem alten Weibe erlauben, in der Kirche sein Gebetbuch zu benützen, wenn es etwa seine Brille zu Hause hat liegen lassen. Dazu kommt, daß insbesondere die Lapidarschrift der früheren römischen Zeit einfachere und darum leichter erkennbare Buchstabenformen enthielt als die sogenannte gotische.

Wenn es also im Altertum keine oder wenige Kurzsichtige gegeben hätte, und wenn die alte Schrift auch für viele weitsichtige Augen lesbar geblieben ist, so war, müssen wir zugeben, für jene Welt das Bedürfnis, Brillen zu besitzen, ein geringeres, und unsre Verwunderung, in den alten Schriften wohl Klagen über schwache Augen, aber nichts über Augengläser zu finden, wird sich etwas mäßigen können. Vielleicht hat auch der Kostenpunkt dem allgemeinen Gebrauche derselben im Wege gestanden; denn wenn es durchaus große Edelsteine sein mußten, die man dazu verwendete, so würde man es vielleicht begreiflich finden, daß nur ganz vornehme Leute, wie zum Beispiel der Kaiser Nero, sich den Genuß verschaffen konnten, durch solch kostbare Lorgnetten die Gladiatorenspiele zu betrachten, wie uns Plinius secundus in seiner Historia naturalis berichtet. Wüßten wir nicht durch den römischen Geschichtsschreiber Suetonius, daß jener Kaiser ein „schwaches und stumpfes“ Gesicht besaß und nur nahe Gegenstände deutlich erkennen konnte, so würden wir wohl für den von ihm gebrauchten Smaragd nur seine schöne Farbe, nicht aber seinen Schliff als Grund seines

Gebrauches als Augenglas anerkennen dürfen. Aber auch so bleibt jene immer wieder citierte Stelle dunkel, da wir weder den Schliff des Steines noch die Art der Sehschwäche seines Besitzers genau genug kennen, und es scheint mir um so unfruchtbarer, darauf eine bestimmte Meinung über den Gebrauch der Brillen bei den Römern zu gründen, da jene Angabe das einzige Zeugnis dafür wäre, welches bis heute in ihren Schriften aufgefunden werden konnte, was gewiß nicht der Fall sein würde, sei es, daß die Brillen damals schon sehr verbreitet gewesen, sei es, daß sie nur von wenigen benützt worden wären.

Und doch kommt man immer wieder darauf zurück, die Alten müßten wenigstens Vergrößerungsgläser gehabt haben. Wie hätten sie sonst die außerordentlich kleinen Figuren in Steine schneiden können, die wir jetzt nur mit der Lupe zu erkennen vermögen? Wer hätte das sogenannte Siegel des Michelangelo gravieren können, welches auf einer Fläche von 15 Millimeter Länge und 12 Millimeter Breite 17 Menschen und Tiere, einen Festzug darstellend, enthält, den auch das schärfste Auge späterer Zeiten ohne Hilfsglas nicht enträtseln konnte? Wie könnte, wie Plinius vielleicht mit einiger Uebertreibung berichtet, ein gewisser Strabo die ganze Ilias auf ein Blatt geschrieben haben, welches in einer Nuß Platz hatte? Vergrößerungsgläser müssen also die Alten gehabt haben, und von jenen zu den Brillen, könnte man meinen, ist nur ein kurzer Schritt, — den sie aber nicht gemacht haben. Wohl kannten sie die Wirkung der Brenngläser, als welche mit Wasser gefüllte Glasballons, wohl auch geschliffene Gläser verwendet wurden; wohl kannten sie auch ihre vergrößernde Wirkung; ob auch die der letzteren, können wir wohl aus einigen Stellen ihrer Schriftsteller vermuten; ein oder mehrere ganz bestimmte litterarische Beweise dafür scheinen bis jetzt nicht gefunden zu sein. Sollte der Gebrauch der Vergrößerungsgläser bei den Griechen und Römern schon ein so alltäglicher, allbekannter gewesen sein, daß ihre Litteraten sie gar nicht erwähnenswert fanden?

Sehen wir uns in andern Weltteilen um, ob etwa dort alte Spuren von Brillen entdeckt worden sind, so werden wir uns, obschon noch heutzutage manche schwarze Majestät außer mit dem Cylinderhute auch mit einem goldenen Pincenez sich schmückt, doch vor allem zu den außereuropäischen alten Kulturstaaten wenden müssen, und da begegnen wir nun allerdings der Behauptung, daß, wie alle andern Dinge, die Chinesen auch schon vor Jahrtausenden die Brillen gekannt hätten. Aber auch unter den Bildwerken der alten Kulturvölker Südamerikas will man Brillengesichter gefunden haben. Ich kenne diese Kunsterzeugnisse nicht, will daher nicht urteilen, erlaube mir aber doch, daran zu erinnern, daß hier auch eine Art von Brillengestell zum Schmuck gedient haben mag, in der Art, wie manche wilde Stämme um die Augen sich Ringe malen, die über der Nase miteinander verbunden sind. Wollten wir aber Abbildungen trauen, so würden wir in dem heiligen Hieronymus, für das Abendland wenigstens, den Erfinder der Brillen verehren müssen, welcher auch noch im späteren Mittelalter in Italien als solcher galt — denn auf einem Bilde von Dominico Ghirlandajo trägt jener Heilige, der ja so häufig lesend dargestellt wurde, einen Klemmer; nur schade, daß dieses

schöne Bild nicht zu dessen Lebzeiten, sondern erst elf Jahrhunderte später gemalt wurde! In dieser Zeit aber galt der Nasenklemmer schon längst als ein Attribut des Alters, von dem die Maler häufig Gebrauch machten. Wir werden ihnen diesen kleinen Anachronismus wohl zu gute halten.

Wenn aber auch nicht einem so großen Kirchenvater, so scheint es doch, daß wir einem kleineren Kirchenmann, wenn nicht die erste, doch die zweite Erfindung der Brillen verdanken. Was diese Bezeichnung betrifft, an deren Stelle übrigens lange die lateinische Ocularia häufiger gebraucht wurde, so wird dieselbe von dem Edelstein Beryll hergeleitet, eine Ableitung, welche vielleicht insofern eine gewisse historische Bedeutung hätte, als sie uns doch wieder auf die geschliffenen Steine der Alten hinwiese.[1])

Sicher ist, daß die Brillen gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts allmählich bekannt wurden und zu Anfang des vierzehnten schon ziemlich verbreitet waren; wir wissen freilich nicht, welche, doch ist kaum zu zweifeln, daß es vor allem die Konvexgläser waren, welche, dem tiefgefühlten Bedürfnis der Gelehrten und der Noten und Handschriften kopierenden Mönche entsprechend, die rascheste Verbreitung fanden. Alsbald machten diese Lesegläser den Augenärzten gefährliche Konkurrenz oder vielmehr den Augensalben, auf deren Anwendung sich seit der Zeit der nicht besonders geachteten römischen Okulisten meistens ihre ganze Kunst beschränkte.

Im Kloster zu Santa Catharina in Pisa meldet die Hauschronik von einem braven und bescheidenen Bruder mit Namen Alexander de Spina, welcher alles, was er von andrer Arbeit sah oder hörte, nachzumachen verstand. So sah er auch bei dem Erfinder die Augengläser, und da dieser ihm die Anfertigung, das heißt wohl die Kunst, Linsen zu schleifen, (die übrigens, wie wir hörten, schon den Römern bekannt gewesen war), nicht mitteilen wollte, so konstruierte er selbst welche und gab seine Entdeckung andern gerne und „fröhlichen Gemütes“ preis. Wer war nun aber jener andre, der seine Kunst so engherzig geheim hielt? Seinen Namen fand man viel später in einer Grabschrift in Santa Maria Maggiore in Florenz, sie lautet: „Hier ruht Salvino di Armato degli Armati von Florenz, Erfinder der Brillen. Gott vergebe ihm seine Sünden. A. D. 1317.“ Großen Ruhm scheint diese große Erfindung dem ersten Entdecker jedenfalls nicht gebracht zu haben. Auch der zweite, „der bescheidene Mönch“, erntete ihn nicht; es schien, als sollte er einem andern in weiter Ferne zu teil werden: Ruhm, aber nicht Glück. Der berühmte Franziskaner Rogerus Baco, der, wie das Volk glaubte, mit dem Teufel im Bunde Zauberkünste trieb, war es, der sich ein Zauberglas geschliffen hatte, wodurch das Kleine groß, das Fernste nahe wurde, und durch welches man, wie er selbst rühmt, Sonne, Mond und Sterne könne herabsteigen lassen. Dieses Glas mit all seinem unheimlichen Wissen führte ihn in den Kerker, in dem er viele Jahre, vielleicht bis zu seinem Tode schmachtete,

[1]) Neuerdings ist man mehr geneigt, das Wort Brille von pariglia (Paar) abzuleiten, wofür die in älteren Schriften gebrauchte Form „Parillen“ spricht.

wie so mancher, der die Geheimschrift der Natur seiner unreifen Mitwelt erschließen wollte. Von Baco, der wohl nichts von seinem Kollegen in Florenz wußte, steht es fest, daß er die vergrößernde Kraft der Konvexgläser und die verkleinernde der Konkavgläser kannte — ob er sie zur Konstruktion der Brillen verwendete, ist zweifelhaft, denn auch sein Interesse konzentrierte sich auf das Vergrößerungsglas, die Verwendung der Sammellinse als Lupe. Das giebt aber noch lange keine Brille. Ich werde die verehrten Anwesenden nicht mit einer Kritik derjenigen Stellen aus seinem Opus majus behelligen, in welchen er seine Meinung über die Wirkung der Linsen auseinandersetzt; es genüge, zu sagen, daß er dieselbe wahrscheinlich aus der Erfahrung, das heißt aus den Versuchen kannte, eine Erklärung dafür aber noch nicht zu geben im stande war, insbesondere nicht eine auch für die Konkavgläser passende.

Die Brillen waren also da, man erfreute sich ihrer Wirkung, aber es fehlte noch die Erkenntnis derselben, und diese Erkenntnis blieb noch recht lange aus. Bevor wir sie aufsuchen, erlauben Sie mir noch die Beantwortung einer Frage, die Ihnen wohl selbst vorschwebt: Die Konstruktion des Vergrößerungsglases als bereits bekannt vorausgesetzt, wie ist aus ihr die Brille geworden, was haben die beiden Florentiner oder einer davon eigentlich Neues entdeckt? Die einfache Antwort lautet: sie haben Gläser mit größerer Brennweite, das heißt nach der gewöhnlichen Bezeichnung schwächere Gläser geschliffen. Die Verwandlung der Lupe, welche nur für ganz nahe Gegenstände brauchbar war, in ein auch für entferntere brauchbares Brillenglas schloß einen teilweisen Verzicht auf die Vergrößerung in sich, auf welche man bisher fast allein Wert gelegt hatte. Und wie sind jene Entdecker auf diese Neuerung gekommen? Wohl durch Zufall, vielleicht sogar gegen ihre Absicht, schwerlich durch Rechnung, sonst hätte auch die Theorie der Brillen nicht so lange auf sich warten lassen. Diese aber verdanken wir keinem Geringeren als dem großen Astronomen Kepler, der dieselbe in seinen „Paralipomena ad Vitellionem" im Jahre 1604 bekannt machte.

Aber auch der war ein bescheidener Mann, bereit, das Verdienst seiner Entdeckung, von der auch seine unmittelbaren Vorgänger auf dem Gebiete der Optik noch ferne gewesen waren, einem Gönner zuzuerkennen, der alle früheren Theorien, welche die Verbesserung des Sehens durch Brillen immer nur in einer Vergrößerung finden wollten, umwarf dadurch, daß er daran erinnerte, daß Konkavgläser von entfernten Gegenständen kleinere Bilder liefern als das bloße Auge. Daß also gewisse Leute, die Kurzsichtigen, mit solchen Verkleinerungsgläsern deutlich in die Ferne sehen, bewies, daß für die Brillen, welche ja immer, der Lupe gegenüber, für größere Distanzen gebraucht werden, die gewünschte Wirkung anderswo liegen muß als in der Vergrößerung. Aber wo? Mit dieser Frage übte der kluge Graf Dietrichstein den Scharfsinn seines gelehrten Freundes Kepler durch drei Jahre hindurch, bis dieser endlich die Antwort fand: eine Antwort freilich, wie er sagt, „nicht völlig klar und zweifellos, jedenfalls aber spät". Er beruft sich dabei auf eine eigne frühere Darstellung und hatte das Vergnügen, seine Auslegung sofort bei zwei Personen, einem Kurzsichtigen und

einem Weitsichtigen, durch die Brillenprobe bestätigt zu sehen — jener wählte die Konkavbrille, dieser eine Konvexbrille, jener um in die Ferne, dieser um in die Nähe deutlicher zu sehen. In dem Schema, welches Kepler seiner Erklärung beifügte, oder welches vielmehr die Erklärung enthält, fehlt aber noch die Beziehung aufs Auge. Die Erklärung selbst geht einfach auf folgendes hinaus: Wir haben in den Konkav- und Konvexlinsen ein Mittel, Lichtstrahlen von ihrem Wege abzulenken, zu „brechen", wie man sich ausdrückt, und davon machen wir bei fehlerhafter Brechung derselben durch gewisse Augen, ohne Rücksicht darauf, ob dadurch ein verkleinertes oder vergrößertes Bild im Auge entsteht, Gebrauch. Nur darauf kommt es dabei an, daß dieses Bild an der richtigen Stelle der lichtempfindenden Haut des Auges, der sogenannten Netzhaut, liegt. Das geschieht nun dadurch, daß, um es kurz zu sagen, die Konvexgläser die von einem naheliegenden Gegenstand ausgehenden Lichtstrahlen so ablenken, als ob dieser in größerer Entfernung läge, während die Konkavgläser die entgegengesetzte Wirkung haben — sie nähern entfernte Gegenstände scheinbar dem Auge.

Das lang verborgene Rätsel — denn, wie wir sahen, auch die Fragestellung war lange eine unrichtige gewesen — war also nun gelöst, Keplers Antwort war klar und zweifellos genug, aber sie war unvollständig — seine Erklärung war eine physikalische, sie mußte zu einer physiologischen erweitert werden, und bis das geschah, vergingen wieder mehr als zwei Jahrhunderte. Man sieht sofort ein, daß ein bestimmtes Glas, sei es eine Sammel- oder Zerstreuungslinse, indem es, seiner eignen Brennweite entsprechend, die Lichtstrahlen, die das Auge treffen, so oder so ablenkt, einen Punkt des deutlichen Sehens schafft, also nur für eine bestimmte Entfernung dient, und daß für jede andre ein andres, überhaupt für jede Distanz ein besonderes Glas nötig wäre. Denn soll zum Beispiel ein Gegenstand gesehen werden, welcher näher am Auge liegt als jener Punkt, so würde eine einfache Konstruktion zeigen, daß die Konkavlinse die von ihr ausgehenden Lichtstrahlen so stark ablenkte, daß sie erst hinter dem Auge zur Vereinigung kämen; die Linse würde also für jeden näheren Gegenstand „zu stark" sein und selbstverständlich für jeden entfernteren „zu schwach". Nun liegt zwar eine gewisse Möglichkeit, die Wirkung eines Glases zu ändern, in der Aenderung seiner Distanz vom Auge, von der ja die Brillenträger so häufig Gebrauch machen, allein die Grenzen dieser möglichen Verschiebung sind schon wegen der Form der Brille und aus andern Gründen ziemlich enge. Entspräche die Keplersche Auslegung völlig den Thatsachen, so würden sich alle Brillenbesitzer in der Lage derer befinden, welchen die Krystalllinse im Auge fehlt, wie zum Beispiel den am grauen Star Operierten. Wie diese müßten auch jene ein ganzes Arsenal von Brillen mitführen, wenn sie in jeder Entfernung, für welche ihre Sehschärfe ausreicht, deutlich sehen wollten. Freilich sind die Ansprüche der meisten Menschen an ihr Gesicht wenigstens in Bezug auf die Deutlichkeit des Sehens sehr bescheiden, wie so häufig Sehproben mit Personen lehren, welche sich eines sehr scharfen Auges rühmen. Glücklicherweise sind wir auf so geringe Brillenwirkungen nicht beschränkt: sie leisten weit mehr vermöge einer

Einrichtung im Auge, welche der sogenannten Accommodation dient. Diese Einrichtung, welche man schon lange ahnte, deren notwendige Existenz längst allgemein anerkannt war, ist doch erst in der neuesten Zeit in ihrem anatomischen Detail, sowie in ihren physiologischen Leistungen erkannt worden, sie ist es, welche ein jedes Auge befähigt für Nah- und Fernsehen, und welche natürlich auch hinter der Brille thätig ist.

Eine genaue Beschreibung dieses physiologischen Aktes der Anpassung oder Accommodation kann ich hier nicht geben; sie würde zu viel von der mir gestatteten Zeit in Anspruch nehmen und ist für meine weiteren Auseinandersetzungen nicht unbedingt nötig. Es mag genügen, daran zu erinnern, daß die wesentliche Veränderung im Auge dabei in einer Zunahme der Wölbung der Krystalllinse besteht, welche eintritt, wenn statt eines fernen ein naher Gegenstand fixiert wird, ferner daß jene durch die Anstrengung eines Muskels im Auge erfolgt, welche eine indirekt willkürliche ist und von gewissen willkürlichen Augenstellungen begleitet, oft auch durch dieselben hervorgerufen wird.

Bis auf die neueste Zeit ist die Meinung verbreitet gewesen, und unter den Laien ist sie es auch heute noch, daß Weitsichtigkeit im schlimmen Sinne erst im höheren Alter sich einstelle als Verminderung des scharfen Sehens für die Nähe; dieser Auffassung entspricht der alte Name Presbyopie, zu deutsch: Altsichtigkeit — die sonstige Bezeichnung „Weitsichtigkeit“ wird aber nicht selten mißverständlich für einen Brechungszustand des Auges gebraucht, der mit jener Altersveränderung allerdings das gemeinsam hat, daß nahe Gegenstände schwieriger, das heißt entweder weniger deutlich oder mit geringerer Ausdauer, gesehen werden, ferner daß eine Verbesserung dieses Mangels durch Konvexgläser erreicht wird. Während aber ein Presbyope, wenn sein Auge sonst normal gebaut ist, diese nur für nahe Arbeit — Lesen, Schreiben und dergleichen — nötig hat, wird bei dem „Uebersichtigen“ dadurch auch das Sehen in die Ferne verbessert. Noch öfter als die Kurzsichtigkeit ist die Uebersichtigkeit in der Form des Augapfels begründet und ist als solche angeboren. Hier wie dort muß also die Konvexbrille helfen, sie muß die Accommodation ersetzen, die dem alten Auge verloren gegangen ist, beim übersichtigen Brechungszustand aber oft für nah und fern nicht ausreicht.

Daß ein Aelterer einer Brille zum Lesen bedarf, daß ein Schüler, um an die Wandtafel zu sehen, eine Konkavbrille haben muß, darein schickt man sich, das ist man gewohnt; aber daß ein Kind, welches ebenso gut in die Ferne wie in die Nähe sieht, doch eine Brille tragen soll, das scheint unbegreiflich, „das heißt doch wirklich die Augen verderben“, hört man sagen; da sollte man, wenn sie vielleicht etwas „schwach“ sind, nicht recht ausdauern wollen, doch auf andre Weise helfen können, etwa mit einem „stärkenden“ Augenwasser. Hin und wieder ist diese Schwäche wirklich eine vorübergehende, mit einem allgemeinen Schwächezustand, etwa auf vorausgegangener Krankheit beruhend, wieder verschwindend. Wie oft ist aber hier die Brille noch viel nötiger als zum Beispiel beim Kurzsichtigen! Wenn in jenen Augen einmal gewisse Beschwerden begonnen haben

und die seitherige Arbeit fortgesetzt werden soll, so dauert es in der Regel nicht lange, bis sie, so gut auch ihre Sehschärfe vorderhand sein mag, zum Lesen und Schreiben völlig unbrauchbar werden. Kaum wird Buch oder Feder zur Hand genommen, da ist auch schon die Accommodationskraft erschöpft, Stirn und Auge schmerzen, die Buchstaben fangen an zu tanzen, und „alles wird schwarz vor den Augen", die sich unwillkürlich schließen, um nach einiger Zeit einen neuen Versuch mit demselben Erfolg zu machen. Ist jene Kraft eine besonders große, so werden allmählich die Schwierigkeiten überwunden, aber ihre äußerste Anspannung ist eine dauernde, krampfhafte, das heißt unwillkürliche — aus dem übersichtigen Auge ist ein kurzsichtiges geworden, für welches jetzt Konkavgläser gesucht und leider manchmal auch gegeben werden. Die Klagen des Patienten über allerlei Beschwerden beim Arbeiten werden darum doch nicht verstummen; hätte man zur rechten Zeit zu einer Arbeitsbrille sich entschließen können, so wären die Augen jetzt leistungsfähig und nicht kurzsichtig.

Das sind nicht seltene Fälle, welche, entgegen der Meinung des Publikums, dem Augenarzte immer wieder die Ueberzeugung aufdrängen, daß nicht zu viel, sondern zu wenig Brillen getragen werden.

Daß durch sie manche Augen geschädigt, ja „ruiniert" werden, ist in der That eine sehr verbreitete und so festgegründete Ansicht, daß es eigentlich überflüssig erscheinen könnte, das noch beweisen zu wollen, und doch wird es auch hier, um sich vor Schaden zu hüten, nötig sein, zu wissen, wann, das heißt wodurch sie Schaden bringen.

Man beantwortet diese Frage in der Regel dahin, daß man sagt, die Brille schadet, wenn sie zu stark ist. Die Antwort wird richtiger, wenn man sie etwa dahin erweitert, daß zu starke Brillen positiven Schaden bringen, zu schwache aber negative oder indirekte Nachteile herbeiführen. Wir können die Wirkung eines zu starken Glases, etwa Konkavglases, uns dann am besten klar machen, wenn wir in Betracht ziehen, was geschieht, wenn ein nicht kurzsichtiges, sogenanntes normales Auge eines solchen öfters sich bedient. Die durch das Glas gehenden Strahlen würden durch ihre größere Divergenz den Gegenstand näher an das Auge rücken, und dieses müßte seine Accommodationskraft anstrengen, wie wenn das Objekt wirklich in dieser geringen Entfernung läge — wird diese Anstrengung oft wiederholt, soll sie längere Zeit ausgehalten werden und ist das Auge ein jugendliches, seine Accomodationskraft daher gut, so wird die Muskelanspannung zum Krampf, die Einstellung für eine geringe Distanz dauernd, womit vielleicht auch eine Veränderung der äußeren Form des noch bildsamen Augapfels einhergehen kann — auch hier ist das Auge über kurz oder lang myopisch geworden.

Diese Gefahr droht bei der Annahme der ersten Brille, wenn als solche ohne weitere Ueberlegung beim Auftreten einer ungenügenden Sehweite oder gar zur Vervollständigung einer feinen Toilette statt harmloser Plangläser Konkavgläser genommen werden. Gehören die Augen einer nicht mehr jungen Person, oder ist ihre Accommodationskraft aus irgend einer andern Ursache zu gering, so bewirkt die Brille eine rasche Ermüdung und Erschöpfung derselben, infolge

wovon nun auch das Sehen in die Nähe notleidet, oder noch andre abnorme Zustände, wie zum Beispiel Schielen sich entwickeln. Nun ist ja klar, kann ein normales Auge durch irgend eine Konkavbrille kurzsichtig werden, so wird ein in gewissem Grade kurzsichtiges durch zu starke Gläser noch kurzsichtiger werden. Aehnlich, nur in umgekehrter Richtung, wirken die Konvexgläser schadenbringend bei unrichtiger Verwendung.

Die Gläser, von welchen seither die Rede war, sind die gewöhnlich zu Brillen verwendeten sphärischen; auf andre Glasformen einzugehen, erlaubt mir einerseits die meinem Vortrag vergönnte Zeit nicht, andrerseits verbietet es mir die Schwierigkeit, ihre Konstruktion und Wirkung allgemein verständlich zu machen. Dagegen darf ich es mir nicht versagen, mit einigen Worten diejenigen Augengläser zu erwähnen, welche durch ihre große Verbreitung ganz besonders zur Signatur unsrer brillentragenden Generation beitragen: ich meine die farbigen. Sie sollen, sofern sie nur aus Glas ohne Fokus, flach oder gewölbt gefertigt sind, dem Auge zum Schutze dienen dadurch, daß sie das Licht überhaupt abschwächen oder gewisse farbige Lichtstrahlen, welche die Augen besonders reizen, abwehren. Zu jenem Zwecke wählt man graue, zu letzterem blaue oder bläuliche, nachdem die früher üblichen, sehr unzweckmäßigen grünen glücklicherweise außer Gebrauch gekommen sind. Normale Sehwerkzeuge bedürfen derselben nur bei ungewöhnlicher Beleuchtung, zum Beispiel im Schneelicht; für kranke, empfindliche Augen sind sie von außerordentlichem Wert. Daß auch sie schaden können, dadurch, daß sie ihre Empfindlichkeit steigern, ja eine Unverträglichkeit gegen mäßige Helligkeit in der Umgebung geradezu erzeugen, abgesehen davon, daß sie deren farbige Wirkung stören und damit bei längerem Gebrauch vielleicht auch den Farbensinn beeinträchtigen, kann nicht in Abrede gestellt werden. Wer aber die großen Nachteile und Entbehrungen erwägt, welche ein langer Aufenthalt im dunkeln Zimmer, längeres Tragen eines Verbandes dem Augenkranken bringt, wird ihre sehr verbreitete Anwendung bei diesen nur begrüßen können. Durch die fatale kosmetische Wirkung, welche diesen Gläsern anhaftet, wird, sollte man meinen, eine gewisse Garantie gegeben, daß dieselben nur da genommen werden, wo ein wirkliches Bedürfnis vorliegt.

Was übrigens diesen kosmetischen Wert der Brillen überhaupt betrifft, so werden die verehrten Damen und Herren mit mir wohl darin übereinstimmen, daß dieselben, und zwar nicht nur die gefärbten, im allgemeinen eben nicht gerade eine Zierde für das Menschenantlitz bilden. Und doch, muß ich sagen, findet der Augenarzt im ganzen beim Verordnen derselben bei weitem nicht den Widerstand, den man aus obiger Rücksicht hätte erwarten können. Ja, es besteht sogar bei jungen Leuten, allerdings mehr bei jungen Herren als Damen, eine gewisse Neigung, Brillen zu tragen, und man würde sich täuschen, den Grund dieser Liebhaberei nur in ihren optischen Vorteilen zu suchen. Wollen denn diese Leute ihr Gesicht entstellen, oder ist es wirklich nur die Mode, welche sie das wagen läßt? Es ist kein Zweifel, daß eine Brille oder ein Pincenez oder Monocle den Gesichtsausdruck momentan verändert. Sehen wir von der Verzerrung ab, zu

welcher die letzte, glücklicherweise ziemlich außer Mode gekommene Form des Augenglases, welche außerdem oft genug auch das Sehen schädigt, verführt, so besteht jene Veränderung nicht etwa nur in der einfachen Hinzufügung eines beliebigen Kleidungsstücks, wie etwa einer Halsbinde oder eines Hutes, obschon diese Wirkung ja auch nicht unterbleibt und besonders von der Form und Farbe des Gestells abhängt. Dieser Effekt würde etwa dem analog sein, den eine Brille im Gesichte des vatikanischen Apollo oder ein Pincenez auf der Nase der Venus von Milo auf den Beschauer ausübte. Nicht einmal eine Karikatur wäre das und die Wirkung auf den letzteren einfach der Entschluß, sie sofort herunterzunehmen. Ganz anders verrät sich aber der Einfluß der Brille auf die Physiognomie, wenn dieselbe längere Zeit getragen worden ist. Man betrachte einen solchen Menschen in dem Moment, wo er sie abgenommen hat. Auch abgesehen von einer Art von Blendung, welche bei manchen eintritt, entsteht in den Gesichtszügen eine entschiedene Leere; es tritt selbst eine Art von mimischer Unruhe ein, die sofort wieder aufhört, sobald das Glas wieder auf der Nase sitzt. Ein solches Antlitz ist wahrhaftig ohne Brille nicht schöner als mit derselben. Es liegt in dieser Wirkung schon etwas Charakteristisches, was übrigens noch durch die Beschränkung der Augenbewegungen, welche allmählich sich einstellt, wesentlich gesteigert wird. Die Gründe für eine solche „Verschönerung“ durch die Brille — ich meine hier aber vor allem die farblose — sind natürlich zunächst optische: das bessere Sehen, das ruhigere Anschauen sowohl als das rasche, sichere Fixieren. Die Brille ist der Schild, hinter dem sich der Kurzsichtige sicher fühlt, und diese Sicherheit drückt sich günstig in seinen Mienen aus. Sie verlieren den ängstlichen oder auch etwas blöden Ausdruck, auch den krampfhaften, wie er namentlich auf dem Gesichte des Weitsichtigen haftet, der kleinen Druck lesen soll.

So bietet also die Brille nicht nur die Korrektur der optischen Mängel der Augen, sondern oft genug auch die ihres mimischen Ausdrucks, und es giebt ganz gewiß Gesichter, welche durch sie verschönert werden; freilich, es sind harte Pinselstriche, welche dieses Charakteristische in die Physiognomie eintragen, nicht unverträglich mit den kräftigen Zügen des Mannes, wohl aber meistens zu derb für ein Mädchenantlitz.



Die wahre Bastille.

Von

Frantz Funck-Brentano.

III.

Geschichte der Bastille.

Von allen Gefängnissen der alten französischen Monarchie, in welche Gefangene durch Lettres de Cachet kamen, hat in der Einbildungskraft des Volkes die stärksten Erinnerungen die berühmte Feste des Faubourg St. Antoine zurückgelassen, die Bastille. Bevor wir die Behandlung beschreiben, der in derselben die Gefangenen unterworfen wurden, wollen wir kurz den Ursprung des Wortes „Bastille" und den Ursprung der Bastille des Faubourg St. Antoine auseinandersetzen.

Julius Cäsar beschreibt ein dreigeschossiges Bauwerk, das seine Legionstruppen sehr rasch vor belagerten Städten aufzuführen verstanden hätten. Das ist der etwas weit zurückreichende Ursprung der „Bastiden" oder „Bastillen", wie man im Mittelalter diese fliegenden Festungen nannte. Froissard sagt bei der Erwähnung eines belagerten Ortes, „man habe ‚bastides' auf den Feldern und den Wegen errichtet", und zwar so, daß man die Stadt nicht habe mit Zufuhr versehen können. Der Ausdruck wurde bald auf die festen Türme angewandt, die man auf den Wällen zur Verteidigung der Stadt errichtete, und namentlich auch auf diejenigen, die sich bei den Eingangsthoren erhoben.

Im Jahre 1356 erwähnen die Chronisten wichtiger Arbeiten an den Umfassungsmauern von Paris. Es waren viereckige Bauten, die von Strecke zu Strecke den Mauerring unterbrachen und angelegt wurden, um entweder einen Zugang zur Stadt oder die Mauer selbst zu schützen. Mit den Namen échiffes, guérites oder barbacanes bezeichnete man diejenigen von diesen Bauten, die sich zwischen zwei Thoren erhoben, und mit „bastilles" oder „bastides" diejenigen, welche die Zugänge verteidigten. Der erste Stein zu dem Bauwerke, das vierhundert Jahre lang unter dem Namen der „Bastille" berühmt bleiben sollte, wurde am 22. April 1370 von dem Vorsteher der Kaufmannschaft, Hugues Aubriot, in eigner Person gelegt. Man erweiterte die Festungswerke von Paris gegen die Engländer. Dem König Karl V. die Erbauung eines grausamen Gefängnisses zum Vorwurf zu machen, würde etwa denselben Sinn haben, als wenn man Louis-Philipp die Erbauung des Forts auf dem Mont Valérien hätte vorwerfen wollen. Wir entnehmen diese Einzelheiten dem schönen Buch, das Fernand Bournon über die Bastille in der Sammlung der „Allgemeinen Geschichte von Paris" hat erscheinen lassen.

Die Bastille war, wie Bournon schreibt, noch zur Zeit ihrer Einnahme am

14. Juli 1789 fast genau das, was die Architekten des vierzehnten Jahrhunderts hingestellt hatten. Der jetzige Bastillenplatz entspricht nicht ganz dem Raum, den die Festung einnahm. Um sich diesen Raum in Gedanken zu vergegenwärtigen, müßte man sich die letzten Häuser der Rue St. Antoine und des Boulevard Henri IV. fortdenken; der Festungsbau und seine Glacis nahmen die Stelle ein, auf der sie rekonstruiert worden sind. Die Rundtürme würden indes erheblich über die Fluchtlinie der Häuser hinausreichen und sich bis auf die Trottoirs erstrecken. Der Grundriß, der genau den alten Umfang angiebt, wird heute im Pflaster durch Linien aus weißen Steinen hervorgehoben, und jeder Pariser kann auf den Bastillenplatz gehen und sich davon überzeugen.

Augé de Lassus, der für seinen Vortrag über die Bastille so reichlich aus Bournons und unsern Arbeiten geschöpft hat, wird wohl nichts dagegen haben, wenn wir ihm die Schilderung der Bastille entnehmen, soweit sie als Bauwerk in Betracht kommt. Die nach Tausenden verbreiteten bildlichen Darstellungen und der Wiederaufbau vom Jahre 1889, der den Parisern so viele Freude gemacht hat, haben uns den Anblick der Bastille zu einem vertrauten gemacht, so daß wir sie mit ihren acht, von gleichmäßig hohen Vorwerken umwallten Rundtürmen vor uns zu sehen glauben. Man möchte sie einen großen, aus einem Stück gearbeiteten Kasten nennen oder einen gewaltigen Steinsarg. Die acht Türme hießen: Tour du Coin, Tour de la Chapelle, Tour du Puits (Namen, die sich leicht nach der Lage und der besonderen Bauart erklären). Dann kamen die Tour de la Bertaudière und die Tour de la Bazinière (so nach den Namen der beiden ältesten Gefangenen genannt). Die Tour du Trésor wurde so bezeichnet, weil ihr unter Heinrich IV. die von Sully angesammelten öffentlichen Gelder anvertraut worden waren. Der treffliche Dichter Mathurin Regnier spielt darauf mit den viel citierten Versen an:

„Nehmt mir nur die Abbés, die reiche Wuch'rerbrut,
Für die der Väter Hand ruchlos an Geld und Gut
Erpreßt hat und geraubt seit nunmehr fünfzig Jahren,
Mehr als der König konnt' in der Bastille sparen."

Der siebente Bastillenturm hieß Tour de la Comté, ein seltsamer Name, dessen Ursprung sich nicht recht erklären läßt. Der achte Turm hieß Tour de la Liberté (Turm der Freiheit). Dieser so überraschend klingende Name stammt daher, daß man bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts in diesen Turm die Gefangenen setzte, die sich in der Bastille einer größeren Freiheit als die übrigen erfreuten, unter anderm der Freiheit, während des Tags in dem ganzen Festungsbau umherzugehen, Besuche von auswärts zu empfangen und so weiter. Diese Gefangenen nannte man die „Gefangenen in Freiheit" — daher der Name des Turmes —; die übrigen, die streng auf ihre Zimmer angewiesen blieben, hießen die „eingeschlossenen Gefangenen".

An dem Kapellen- und dem Schatzturm sind die ursprünglich vorhanden gewesenen Thüren frühzeitig zugemauert worden, doch haben sich im Mauerwerk die Spuren ihrer Bogen und sogar die Standbilder von Heiligen und gekrönten

Persönlichkeiten erhalten, der einzige Schmuck des nackten und kahlen Mauerwerks. Nach dem Gebrauche der Zeit hatte die Bastille, wie Augé de Lassus anführt, nur einen Zugang, diesen aber in doppelter Gestalt; neben dem durch eine Zugbrücke geschützten Thor für den Fuhrwerksverkehr befand sich ein kleineres, für die Fußgänger bestimmtes, zu dem man gleichfalls nur über eine Zugbrücke gelangen konnte.

In dem ersten der beiden Bastillenhöfe hatte d'Argenson eine monumentale Uhr errichten lassen, die von vier Steinfiguren, in Ketten geschlossene Gefangene darstellend, getragen wurde; um das Zifferblatt zog sich in künstlerischer Anordnung ein Kranz von Ketten. D'Argenson und seine Künstler hatten einen etwas wilden Geschmack.

Nach dem Verluste der Schlacht von St. Quentin hatte Heinrich IV. aus Furcht vor einem feindlichen Ueberfall auf Colignys Rat die Bastille verstärken lassen. Damals wurde vor der Porte St. Antoine die Bastei aufgeworfen, die später in einen Garten für die Spaziergänge der Gefangenen umgewandelt werden sollte.

Um dieses finstere und schwerfällige Gefängnis aber gliedert sich während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, wie im Mittelalter um die hochragenden, stolzen Kathedralen, eine ganze kleine Stadt an, die bald emporblüht. Barbiere, Seifenhändler, Schankwirte, Trödler, Eier- und Käsehändler. Diese neuen Bauten ziehen sich bis zur Rue St. Antoine hin. Sie gehen bis zum Couvent de l'Ave Maria, dessen zu einer protestantischen Kirche umgewandelte Kapelle heute noch vorhanden ist.

„Wie sie zuletzt aussah," schreibt de Lassus, „stellt die Bastille sich mit ihren Nebengebäuden folgendermaßen dar: Von der Rue St. Antoine her gewährt ein in großem Stil gehaltenes Portal, das mit seinen Trophäen Erinnerungen an Kriege und Siege erweckt, Zugang zu einem Vorhofe, der von Buden eingefaßt ist und der, wenigstens tagsüber, jedem offen steht. Man kann ihn ungehindert betreten, darf sich aber nicht in ihm aufhalten. Dann erscheint ein weiterer Zugang, und zwar ein doppelter, ein Thor für Fuhrwerke und eine Thür für Fußgänger, beide mit Zugbrücken versehen. Hier ist der Eintritt schwieriger und die Aufsicht streng; der erste Wachtposten. Ist man durchgelassen worden, so umfängt den mehr oder minder freiwilligen Besucher der Hof des Gouverneurs. Rechts zieht das Gouvernementsgebäude sich hin, an welches das Zeughaus sich anschließt. Dann kommen die Gräben, die anfangs von dem Wasser der Seine gespeist wurden — damals stürzten die Vorübergehenden oftmals hinein, da die Gräben keine Schutzvorrichtung hatten —, später aber meistens trocken lagen. Dann streben die hohen Türme empor, etwa hundert Fuß bis zu ihrem Zinnenkranze; die letzte Zugbrücke ist da, meist aufgezogen, wenigstens die vor dem großen Einfahrtsthor; die kleinere Thür für Fußgänger kann nur unter noch strengerer Kontrolle passiert werden."

Das für die Zeitgenossen so strenge Eintrittsverbot — man sagt, selbst der Zar Peter der Große habe es nicht zu überwinden vermocht — ist für den

Historiker nicht vorhanden; dank den zahlreichen, von den Gefangenen hinterlassenen Memoiren — wir heben nur die Memoiren Laportes, Bassompierres, Gourvilles, Bussy-Rabutins, Fontaines, die des Barons Hennequin, die Rennevilles, die der Frau v. Staal, die des Herzogs von Richelieu, die des Abbé Roquette, die des Abbé Morellet, die Marmontels, Linguets und Dumouriez' hervor, dann das von Jonchère geführte Journal der Bastille, das Albert Babeau demnächst zu veröffentlichen gedenkt —, dank den von der Verwaltung der Bastille herrührenden, auf der Bibliothek des Arsenals aufbewahrten Dokumenten und der Korrespondenz des Polizeilieutenants können wir in das Innere des verschlossenen Bezirks eindringen und das Leben der Inhaftierten von Tag zu Tag verfolgen.

Die Bastille war also ursprünglich kein Gefängnis; sie wurde es erst spät, von der Regierungszeit Karls VI. an. Trotzdem behielt die Bastille noch zwei Jahrhunderte lang den Charakter einer militärischen Citadelle bei. Zuweilen logierten die französischen Könige auf der Durchreise durch Paris befindliche vornehme Persönlichkeiten dort ein. Ludwig XI. und Franz I. gaben in ihr glänzende Feste, von denen die Chronikschreiber mit Bewunderung sprechen.

Richelieu muß als der Begründer der Bastille betrachtet werden, der Bastille, soweit sie als königliches Gefängnis in Betracht kommt, das heißt der Bastille des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Vor ihm waren Inhaftierungen in der alten Feste nur gelegentlich vorgekommen; von ihm rührt der Gedanke her, das Staatsgefängnis als Regierungsmittel zu benutzen. Hier wird man uns unterbrechen. Was versteht man unter Staatsgefängnis? Der Ausdruck ist unbestimmt, und es läßt sich über ihn streiten. Bournon erklärt ihn sehr gut. „Unter Staatsgefängnis muß man — zumal wenn man die Bastille ins Auge faßt — das Gefängnis für diejenigen verstehen, die ein Vergehen oder ein Verbrechen begangen haben, das mit dem gemeinen Recht nichts zu thun hat, für diejenigen, die, mit Recht oder Unrecht, den Schein auf sich geladen haben, als seien sie für die Sicherheit des Staats gefährlich, mag es sich nun um das Volk selbst, sein Oberhaupt oder um eine mehr oder minder erhebliche Gruppe von Bürgern handeln, eine Gruppe, die sich oft auf die von der Familie gebildete beschränkt. Fügt man zu dieser Art von Gefangenen die Persönlichkeiten hinzu, die im Leben eine zu hohe Stellung einnahmen, als daß man sie für ein Verbrechen wie gewöhnliche Uebelthäter nach gemeinem Recht hätte bestrafen können, und für die es angemessen schien, ein besonderes Gefängnis in Bereitschaft zu halten, so hat man ungefähr einen Ueberblick über diejenigen Vergehen, die von Richelieu bis zur Revolution mit der Bastille gesühnt wurden."

Die Verwaltung der Bastille, die bis zur Regierungszeit Ludwigs XIII. vornehmen Persönlichkeiten anvertraut war, Herzogen, Connétables, Marschällen von Frankreich — dem Marschall von Bassompierre, dem Connétable von Luynes, dem Marschall von Vitry, dem Herzog von Luxembourg, um nur die letzten zu nennen —, wurde von Richelieu in die Hände eines wirklichen Kerkermeisters gelegt, in die Leclercs du Tremblay, eines Bruders des Père Joseph.

Die Dokumente, die einigermaßen Licht über die Bastille zu der Zeit verbreiten, da der „rote Mann“, wie Victor Hugo Richelieu genannt hat, herrschte, sind noch sehr selten. Ein Advokat, Maton de la Varenne, hat im Jahre 1789 in der „Revolution von Paris“ einen Brief veröffentlicht, der am 1. Dezember 1642 an den kranken Richelieu geschrieben worden sein soll. Wir lesen in demselben: „Ich, den Sie in der Bastille verfaulen lassen, weil ich Ihrem Befehle nicht gehorcht habe, der meine Seele zur ewigen Höllenstrafe verurteilt und mich mit blutbefleckten Händen im jenseitigen Leben hätte erscheinen lassen.“ Es ist uns nicht möglich, für die Echtheit dieses Dokuments einzustehen. Es scheint uns verdächtig, weil der Text zu einer Zeit veröffentlicht worden ist, in welcher man viele gefälschte Schriftstücke vorbrachte, die aus der Bastille stammen sollten. Mehr Beachtung verdient das „Verzeichnis der Gefangenen, die sich im Schloß der Bastille befinden,“ aus der Zeit Richelieus, das Bournon in den Archiven des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten aufgefunden hat. Dieses Verzeichnis von dreiundfünfzig Namen ist das älteste, das bis jetzt von Gefangenen der Bastille bekannt geworden ist. Unter den Gefangenen sind mehrere schlimmer Absichten gegen den „Herrn Kardinal“ verdächtig oder überwiesen. Einige werden beschuldigt, daß sie etwas hätten „unternehmen“ wollen, das heißt, daß sie sich gegen den Thron verschworen hätten, oder daß sie Spione seien. Es befinden sich ein „extravaganter“ Priester darunter und ein Mönch, „der sich gegen die Wahl von Cluni aufgelehnt hat“, drei „Thermiten“, drei Falschmünzer, der zum Tod verurteilte Marquis d'Assigny, dem die Strafe in lebenslängliche Einschließung umgewandelt worden ist, etwa zwanzig vornehme Herren, die als „verrückt, bissig und schlimme Teufel“ bezeichnet oder eines wirklichen Verbrechens, des Raubs und des Mordanfalls beschuldigt werden, und schließlich solche, hinter deren Namen einfach die Bezeichnung „Reine-mère“ oder „Monsieur“ steht, woraus zu schließen ist, daß der Verfasser des Verzeichnisses nur über die Gefangenen des Kardinals hinlänglich unterrichtet war. Wir werden weiter unten die Liste der Gefangenen geben, welche die Bastille am Tag ihrer Einnahme, am 14. Juli 1789, beherbergte; der Vergleich zwischen den beiden Verzeichnissen aus zwei verschiedenen Zeiten, aus der ältesten und der jüngsten, die uns zur Verfügung stehen, wird sehr lehrreich sein. Zur Beurteilung der Bastille zur Zeit Richelieus haben wir ferner noch die Memoiren Bassompierres und diejenigen Laportes, die uns den Einblick in ein Staatsgefängnis gewähren, das als ein elegantes, wir möchten fast sagen luxuriöses, nur für Personen aus guter Gesellschaft bestimmtes Gefängnis erscheint. Viele Jahre hindurch wahrt sich aber die Bastille noch ihren militärischen Charakter, und wir finden unter ihren Gefangenen vor allem Offiziere, die wegen eines Vergehens gegen die Disciplin bestraft worden sind. Man sperrt dort Kriegsgefangene und hochgestellte, infolge von Repressalien verhaftete fremde Persönlichkeiten ein, die Geheimagenten der fremden Mächte und die von letzteren in Frankreich unterhaltenen Spione, aber auch mächtige Herren, mit denen der König unzufrieden ist. Die Hofintriguen zur Zeit

Richelieus und Mazarins tragen dazu bei, die Bastille ihrem ursprünglichen Zweck zu entfremden; man sperrt dort Kammerdiener ein, die in die Komplotte von Souveränen verwickelt sind.

Unter Ludwig XIV. lebte die religiöse Verfolgung wieder auf, und man sah alsbald ein ganzes Heer von Zeitungsschreibern, Neuigkeitskrämern und Journalisten sich an der Tagesoberfläche regen. Ludwig XIV. war nicht gerade ein Freund der Preßfreiheit, aber andrerseits widerstrebte es ihm, Leute der Feder, Jansenisten und überzeugungstreue Protestanten unterschiedslos mit den in Bicêtre, zu Saint-Lazare und in den übrigen Gefängnissen von Paris untergebrachten Vagabunden und Straßenräubern einzusperren. Er öffnete ihnen, vielleicht etwas zu großmütig, die Thore seines Schlosses im Faubourg Saint Antoine, wo sie mit etwas zu lebenslustigen und galanten, auf Bitte ihrer Eltern zu ihrer Besserung ein wenig in die Bastille gesteckten Familiensöhnen und mit rauflustigen Edelleuten zusammentrafen, welche die Marschälle von Frankreich zur Verhütung der Duelle dorthin geschickt hatten, um daselbst ihre Händel zu vergessen. Schließlich machte die Regierungszeit Ludwigs XIV. sich durch einige große Prozesse bemerkbar, die einen seltsamen und besorgniserregenden Eindruck machten und die Angeklagten mit einem geheimnisvollen Glorienschein umgaben, Prozesse, in welche Magie und Zauberwesen, Vergiftungs- und Falschmünzergeschichten hineinspielten; die Angeklagten wurden in der Bastille untergebracht. Wir begegnen hier aber einer neuen Entfremdung von ihrem ursprünglichen Charakter als Festungsanlage: man schickte dorthin Gefangene, deren Prozeß von den regelmäßig eingesetzten Richtern eingeleitet worden war. Später verteilte man auf die Bastille und den Turm von Vincennes die Angeklagten, die vor der Kammer des Arsenals erscheinen sollten.

Es ist das die große Zeit der Bastille; sie ist ein wahres Staatsgefängnis. Die Schriftsteller können von ihrer „Vornehmheit“ sprechen. Sie erscheint uns zugleich als reizend und furchtbar, als glänzend, majestätisch, zugleich von heiterm Lärm erfüllt und in schreckhaftes Schweigen versenkt. Von dem düsteren Raum zwischen den schwarzen Mauern dringt der Lärm von Gesang und Lachen zu uns herüber, in den sich der von Schluchzen erstickte Aufschrei der Verzweiflung mengt. Es ist die Zeit der eisernen Maske, die Zeit, da der Gouverneur vom Hofe geheimnisvolle Briefe erhält: „Ich ersuche Sie, es so einzurichten, daß, wenn jemand kommen sollte, um sich nach dem Gefangenen zu erkundigen, den Herr Desgrez diesen Morgen nach der Bastille gebracht hat, nichts darüber mitgeteilt wird, und nach der Absicht Seiner Majestät und den hier beigeschlossenen Befehlen niemand etwas über ihn erfährt, nicht einmal seinen Namen.“ „Da Herr von Bernaville“ (es ist das der Name des Gouverneurs der Bastille) „Befehl gegeben hat, einen wichtigen Gefangenen nach den Gefängnissen meines Bastillenschlosses zu bringen, so richte ich diesen Brief an Sie, um Sie zu benachrichtigen, daß meine Absicht ist, daß Sie denselben in Empfang nehmen und streng hüten bis auf weiteren Befehl, wobei Sie darauf achten wollen, daß er mit niemand, unter welchem Vorwand es sei, irgendwie in Verkehr tritt, weder

schriftlich noch mündlich.“ Die Gefangenen, die man mit einem derart absoluten Schweigen umgab, gehören fast alle der gleichen Kategorie an, es waren hervorragende Spione, die in Frankreich ziemlich zahlreich gewesen sein müssen, besonders zur Zeit der Kriege Ludwigs XIV., und die man mit um so größerer Erbitterung verfolgte, je mehr das Glück die Armee des Königs im Stich ließ. Wir lesen in dem Journal, das von dem königlichen Lieutenant du Junca geführt wurde: „Mittwoch, 22. Dezember, morgens gegen 6 Uhr, kam Herr de la Coste, königlicher Prévot, und brachte mit sich einen Gefangenen, den er durch die neue Thür eintreten ließ, durch die wir des größeren Geheimnisses wegen jederzeit Zugang zu dem Garten des Arsenals erhalten können. — Besagten Gefangenen Namens von Erstingen, einen Deutschen, der in England verheiratet war, hat der Herr Gouverneur auf einen königlichen, von dem Herrn Marquis von Barbezieux ausgefertigten Befehl eingeliefert erhalten, wobei ihm eingeschärft worden ist, daß der Gefangene in Geheimhaft gehalten werden und daß er mit niemand, mündlich oder schriftlich, in Verkehr treten solle; besagter Gefangener ist Witwer, kinderlos, ein Mann von Geist, der sich in ausgedehnter Weise Kundschaft von allem zu verschaffen gewußt hat, was in Frankreich vorgeht, um darüber nach Deutschland, England und Holland zu berichten: ein anständiger Spion.“ Am 10. Februar 1710 schrieb Pontchartrain an Bernaville, den Gouverneur der Bastille: „Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß Sie und der Chevalier de la Croix zu viel und zu deutlich von den fremden Gefangenen sprechen, die Sie haben. Geheimnis und Verschwiegenheit ist eine Ihrer ersten Pflichten, und ich bitte Sie, das nicht vergessen zu wollen. Weder Herr von Argenson, noch irgend ein andrer, außer denjenigen, die ich Ihnen bezeichnet habe, darf diese Gefangenen sehen. Machen Sie den Herrn Abbé Renaudot und Herrn de la Croix ausdrücklich auf die Notwendigkeit unverbrüchlicher, mit allen Mitteln aufrecht zu erhaltender Geheimhaltung aufmerksam.“

Es kommt in dieser Zeit noch vor, daß ein Gefangener sich in vollem Dunkel über den Grund seiner Verhaftung befindet. „Ein gewisser J. J. du Bécy, ein Gefangener in der Bastille,“ schreibt Louvois an den Gouverneur, „hat sich beim König darüber beschwert, daß man ihn seit dreizehn Jahren dort gefangen hält, ohne daß er weiß, warum; ich bitte Sie, mir mitzuteilen, von wem der Befehl unterzeichnet ist, auf den hin man ihn verhaftet hat, damit ich Seiner Majestät darüber berichten kann.“

Da nach der Einlieferung in das Gefängnis der größere Teil der sich auf die Verhaftung beziehenden Papiere vernichtet wurde, kam es zuweilen vor, daß man auf dem Ministerium selbst die Gründe gewisser Haftverfügungen nicht mehr kannte. So schreibt Seignelay an den Gouverneur de Besmaux: „Der König hat mir Befehl gegeben, an Sie zu schreiben, um Sie zu fragen, wer ein gewisser Dumesnil ist, ein Gefangener in der Bastille, wie lange er schon dort ist, und weshalb man ihn dorthin gesetzt hat. — Da das Fräulein de Mirail, eine Gefangene in der Bastille, den König um ihre Freilassung gebeten hat, hat der König mir befohlen, Ihnen zu schreiben, um Sie um den Grund zu

fragen, weshalb man sie dorthin gesetzt hat; wenn Sie es wissen, bitte ich, mir es so bald wie möglich mitzuteilen.“ Oder es schreibt ein andermal Louvois an denselben: „Ich schicke Ihnen einen Brief des Herrn Coquet, auf den hin der König mir befohlen hat, Sie zu fragen, wer den Befehl unterzeichnet hat, kraft dessen er in die Bastille gesetzt worden ist, und wenn Sie es nicht wissen, aus welchem Grunde man ihn dorthin gebracht hat.“ — „Nur ein Wort, um Sie zu ersuchen, mir zu sagen, wer Piat de la Fontaine ist, der seit fünf Jahren in der Bastille sitzt, und wenn Sie sich nicht darauf besinnen können, weshalb man ihn dorthin gesetzt hat.“

Briefe wie die vorstehenden kommen allerdings nur sehr selten vor; wenn man aber die thatsächlichen Verhältnisse berücksichtigt, die sie enthüllen, den Luxus und den außerordentlichen Komfort, mit dem damals die Gefangenen der Bastille umgeben waren, so liefern sie doch einen Beitrag zur Charakteristik des berühmten Gefängnisses in diesem Abschnitt seiner Geschichte, das heißt im siebzehnten Jahrhundert.

Im Jahre 1667 war die Stelle des Polizeilieutenants geschaffen worden; der erste Inhaber derselben, Gabriel Nicolas de la Reynie, war ein Mann von sehr großer Tüchtigkeit. Von besonderer Wichtigkeit ist die Bemerkung, daß unter dem alten Regime das Amt des Polizeilieutenants einen doppelten Charakter hatte, da er zugleich dem Minister von Paris unterstellt und Mitglied des Chatelet war. Er hatte ein doppeltes Amt, das eines Verwaltungsbeamten und das eines Richters. Als Staatsgefängnis war die Bastille zunächst eine der Kompetenz der Verwaltung unterstehende Einrichtung; wegen des Charakters der in ihr Inhaftierten bildete sie sich im Verlauf der Zeit unwillkürlich auch zu einer unter den Stab des Gerichtes fallenden Einrichtung aus, und der Minister von Paris nahm die Gewohnheit an, den ihm unterstehenden Polizeilieutenant zu den Zeugenvernehmungen nach der Bastille abzuordnen. Die Besuche Nicolas de la Reynies in der Bastille waren verhältnismäßig noch selten; für ihn war jedesmal noch eine von Ludwig XIV. und Colbert unterzeichnete Erlaubnis erforderlich.

Aber auf La Reynie folgte d'Argenson. Derselbe erweiterte den Wirkungskreis des Polizeilieutenants in erheblicher Weise. Von jetzt an sehen wir den Polizeilieutenant, wann es ihm gefällt, als Herrn und Meister in die Bastille dringen, begleitet von seinen Kommissaren vom Chatelet, Gerichtsdienern und Polizei-Inspektoren; die Gefangenen stehen von nun an in beständigem und unmittelbarem Verkehr mit ihm; mindestens einmal im Jahre unterzieht er sämtliche Zimmer einer Besichtigung. Zu einer Aenderung in der Besetzung der Stelle genügt es nunmehr, daß der Minister von Paris dem Gouverneur den Namen des neuen Inhabers mitteilen läßt. Von dieser Zeit an bleibt das Gefängnis des Faubourg Saint Antoine der Botmäßigkeit eines Beamten unterstellt.

Die Regentschaft war eine Uebergangszeit von der Regierung Ludwigs XIV. zu der Ludwigs XV. In der Geschichte der Bastille war sie gleichfalls eine Zeit des Uebergangs. Die Verhaftungen sind minder zahlreich und minder streng

aber die Verwaltung des Gefängnisses verliert den vornehmen Anstrich, der sie charakterisiert hatte. Die wichtigste Episode in der Geschichte der Bastille unter der Regentschaft ist die Verhaftung der bei der Verschwörung von Cellamare bloßgestellten Angeklagten. Unter ihnen befand sich Fräulein de Launay, die später den Namen der Frau v. Staal führen sollte. Sie hat eine reizende Darstellung ihrer Haft hinterlassen, in der wir von einer feinen und gewandten Feder eine Darstellung des kleinen Romans wiedergegeben finden, über den wir im folgenden kurz berichten wollen.

Fräulein de Launay war Sekretärin der Herzogin du Maine; sie hatte einen Teil des Planes der Verschwörung von Cellamare niedergeschrieben, die, wenn sie geglückt wäre, den König von Spanien auf den Thron Frankreichs erhoben haben würde. Der Regent schickte sie am 10. Dezember 1718 nebst mehreren ihrer Mitschuldigen in die Bastille, nicht sowohl um sie wegen ihrer Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Staat zu bestrafen, als um von ihr Näheres über die Verschwörung zu erfahren. Man hätte sie mit Strenge behandeln können, denn in diesem Augenblicke waren ihre Vermögens- und sonstigen Verhältnisse nur mäßig. Sie fand aber im Gegenteil in der Bastille einen unerwarteten Komfort und unerwartete Rücksichten. In ihren Memoiren giebt sie an, die Zeit in der Bastille sei die glücklichste ihres Lebens gewesen. Ihre Kammerfrau, Rondel, erhielt die Erlaubnis, bei ihr zu wohnen; man brachte sie in einem wirklich vornehm eingerichteten Gemach unter. Sie beklagte sich über Mäuse; man gab ihr zur Vertilgung derselben und zu ihrer Zerstreuung eine Katze. Die Katze bekam Junge, und die Spielereien der kleinen Familie gaben ihr, wie sie schreibt, vielen Anlaß zur Heiterkeit. Fräulein de Launay wurde regelmäßig zum Essen bei dem Gouverneur der Bastille eingeladen; sie verbrachte ihre Zeit mit Spielen und Schreiben. Der Königslieutenant Maisonrouge, ein Mann in schon vorgerückten Jahren, der in der Verwaltung der Bastille nach dem Gouverneur die erste Stelle einnahm, faßte für die Gefangene eine tiefe und rührende Leidenschaft. Er erklärte ihr, es könne ihm kein größeres Glück zu teil werden als eine eheliche Verbindung mit ihr. Das Zimmer Maisonrouges lag in der Nähe des von Fräulein de Launay bewohnten. Zum Unglück für den Königslieutenant befand sich in der Nachbarschaft noch ein drittes, das ein vornehmer junger Edelmann, der Chevalier de Ménil, innehatte, der gleichfalls in die Angelegenheit von Cellamare verwickelt war. Trotzdem kannte die Gefangene ihn nicht. Maisonrouge erscheint uns in dem Lichte eines erhabenen und selten vornehmen Charakters. Er sprach den beiden jungen Gefangenen voneinander, in der Hoffnung, ihnen und vor allem dem jungen Mädchen, das er liebte, eine neue Zerstreuung zu gewähren. Der Chevalier de Ménil und Fräulein de Launay konnten sich nicht sehen und hatten sich auch noch nicht gesehen. Sie begannen damit, sich Briefe in Versen zu schreiben. Wie alles, was aus ihrer Feder floß, waren die Verse des Fräuleins de Launay gewandt und allerliebst. Der gute Maisonrouge spielte den Briefträger, glücklich darüber, daß seine junge Freundin ihre Freude an dem ihr verschafften Zeit-

vertreibe hatte. Die Verse, die Maisonrouge von einem Zimmer nach dem andern trug, begannen alsbald von Liebe zu reden, und wenn dieses Gefühl auch etwas befremdend erscheinen mag, erklärt es sich doch in der Abgeschiedenheit der Bastille, und so nahm die Liebe unversehens in den Köpfen der beiden jungen Leute, die sich in der Einbildung in den glänzendsten Farben gegenübertraten, etwas Greifbares an. Maisonrouge wurde bald dazu gebracht, eine Begegnung zwischen ihnen herbeizuführen. Der Augenblick ist reizend. Die beiden Gefangenen hatten sich niemals gesehen und liebten sich leidenschaftlich: was würden sie wohl gegenseitig für einen Eindruck aufeinander machen? Der Eindruck des Fräuleins de Launay war ganz und gar der der Begeisterung; der des Chevalier de Ménil war wohl etwas nüchterner, indes mag sich, wie man ja sagt, daß die Nonnen in dem Gärtner nur den Mann erblicken, für einen Gefangenen jedes jüngere Wesen weiblicher Art in ein Idealbild verkehren. Die Begegnungen dauerten unter dem wohlwollenden Auge Maisonrouges fort, der die Liebe des Fräuleins de Launay zu Ménil sich entwickeln sah, des Fräuleins de Launay, das er liebte, aber dessen Glück er seinem eignen vorzog. Es kommen dabei köstliche Einzelheiten vor, die man in den Memoiren des Fräuleins de Launay (der Frau v. Staal) in wunderbarer Weise beschrieben finden kann. Bournon meint, nach dem eignen Geständnisse des Fräuleins de Launay habe dieses Idyll in der Bastille „ein Ende gefunden, wie man es sich denken könne". Wir haben in den Memoiren der Frau v. Staal nichts Derartiges entdeckt, aber Bournon ist am Ende wohl doch ein besserer Psychologe, als wir es sind. Indes erhielt der Gouverneur der Bastille Nachricht von dem Spiele unsrer Verliebten. Er schaffte Rat dagegen. De Ménil wurde nach einem entfernten Turme gebracht, Fräulein de Launay weinte, und — wer sollte es glauben? — Maisonrouge nahm sich ihr Schicksal derart zu Herzen, daß er sich nun doppelt bemühte, sich ihr aufmerksam zu erweisen, und er so weit ging, ihr neue, schwierigere Zusammenkünfte mit dem galanten Ritter zu vermitteln. Fräulein de Launay verließ das Gefängnis im Frühjahr 1720, nachdem sie an den Regenten eine ausführliche Denkschrift über die Vorgänge bei der Verschwörung gerichtet, was sie früher zu thun sich geweigert hatte. Der Freiheit zurückgegeben, verlangte sie von dem Chevalier de Ménil vergeblich, daß er sein Versprechen halten und sie heiraten solle. Maisonrouge starb im folgenden Jahre, wie die kokette junge Frau sagt, aus Kummer darüber, daß er während ihrer Haft von ihr nicht das Jawort habe erlangen können, das sie ihm nunmehr zu geben gern bereit gewesen wäre.

Ein Wiederschein der Zeit war es, wie es scheint, wenn unter der Regentschaft sich alles um die Liebe drehte. Der galante Herzog von Richelieu wurde gefangen gesetzt, weil er von seiner Frau nichts wissen wollte. Der glänzende Edelmann wurde mehrere Wochen hinter Schloß und Riegel gehalten, „in finsterer Einsamkeit", bis sich plötzlich die Thür seines Zimmers öffnete und Frau von Richelieu vor ihm stand, voll Liebreiz und Anmut. „Der schöne Engel," schreibt der Herzog „der einst vom Himmel auf Erden herabstieg, um Petrus zu befreien, strahlte nicht in solchem Glanze."

Wir haben gesehen, wie die Bastille aus einem militärischen Befestigungswerk ein Staatsgefängnis wurde. Wir sollen unter der Regierung des Herzogs von Orleans einen neuen Wandel sich vollziehen sehen. Ein Ereignis, das wenig bedeutend scheint, weist darauf hin. Der Herzog von Richelieu wird ein zweites Mal in die Bastille gesteckt, infolge eines Duells; ein Parlamentsrat soll ihn dort verhören, und das Parlament nimmt die Untersuchung seiner Angelegenheit in die Hand. Das Parlament in der Bastille, in dem Gefängnis des Königs? Von diesem Augenblick an soll dasselbe sich von Jahr zu Jahr immer mehr unsern gewöhnlichen Gefängnissen nähern. „Unter dem Kardinal Fleury," schreibt Laharpe, „war diese berühmte Feste fast nur von jansenistischen Schriftstellern bevölkert; später war sie von Vorkämpfern der Philosophie und Verfassern heimlicher Satiren erfüllt und verlieh ihrem Dunkel und ihrer Verworfenheit ein besonderes Relief." Man schickt immer mehr Angeklagte dorthin, gegen die das Verfahren regelmäßig vom Chatelet oder dem Parlament geleitet wird. Der dienstthuende Gerichtsbote begiebt sich zu den Türmen der Bastille und ruft dort, während der Gefangene sich gegen die Gitterstäbe seines Fensters lehnt, diesem über die Gräben hinüber den Befehl zu seiner Gestellung zu. Die zur Verteidigung der Angeklagten bestellten Advokaten erhalten Erlaubnis, sich insgeheim mit ihren Klienten zu beraten. Ist dann endlich der Gerichtstag gekommen, dann werden die Angeklagten in aller Stille, nachts, nach dem Justizpalast übergeführt, um der Neugier der Menge entrückt zu werden.

Schließlich sendet unter Ludwig XVI. der Minister Breteuil den Intendanten Instruktionen, um sie davon zu verständigen, daß künftig Lettres de Cachet nur noch nach vorheriger genauer Angabe über die Dauer der Strafe, zu welcher der Schuldige gegebenenfalles zu verurteilen sei, sowie über die Beweggründe zu seiner Bestrafung ausgefolgt werden sollen. Die Bastille ist nur noch ein Gefängnis wie die übrigen, in denen die Gefangenen besser behandelt werden.

Im Jahre 1713 schrieb der Staatsrat Voisin an d'Argenson: „Beaumanielle verdient nicht die Schonung, daß man ihn aus dem Chatelet, wo er sich befindet, fortnehme und in die Bastille setze." Laharpe hat den Umwandlungsprozeß, welchem das große Staatsgefängnis von dieser Zeit an unterzogen wurde, richtig charakterisiert, wenn er sagt, seit dem Anfange des Jahrhunderts habe keiner der Gefangenen, die dort untergebracht gewesen seien, diese Ehre verdient. Ebenso äußert sich auch Linguet: „In dieser letzteren Zeit ist die Bastille nicht mehr in erster Linie für die Staatsgefangenen reserviert gewesen; sie war gewissermaßen das Vorzimmer der Conciergerie."

Wenn die Bastille mit der Zeit an Glanz eingebüßt hatte, war dafür die Tortur, die allerdings stets nur auf einen Gerichtsbeschluß zur Anwendung gekommen war, gänzlich aus ihr verschwunden. Seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts dienten die unterirdischen Gefängnisse, die „Cachots", nur noch zur vorübergehenden Bestrafung unbotmäßiger Gefangener; seit der Thronbesteigung Ludwigs XVI. wird kein Gebrauch mehr von ihnen gemacht. Breteuil verbot, noch irgend jemand in die „Cachots" zu setzen, wie man die unteren Gelasse eines

jeden Turmes, eine Art dunkler und feuchter Kellerräume, nannte. Am 11. September 1775 schreibt Malesherbes: „Man darf keinem Inhaftierten die Mittel zum Lesen und Schreiben verweigern. Der angebliche Mißbrauch, den sie damit zu treiben vermöchten, kann nicht gefährlich sein, da sie sich in so enger Haft befinden, wie es der Fall ist. Man darf sich auch dem Verlangen derjenigen nicht widersetzen, die sich etwa auf andre Art zu beschäftigen wünschen, vorausgesetzt, daß sie nicht die Forderung stellen, daß man ihren Händen Werkzeuge anvertraue, deren sie sich zu einem Fluchtversuche bedienen könnten. Sollte jemand an seine Familie oder an seine Freunde zu schreiben begehren, so muß man es zulassen, ihre Briefe aber lesen. Man muß ihnen auch gestatten, Antworten zu empfangen, wenn man sie ihnen erst zukommen läßt, nachdem sie gelesen worden sind; in Bezug auf alles das muß man sich auf Ihre Klugheit und Ihr Menschlichkeitsgefühl verlassen.“ Das Lesen von Zeitungen, das früher strenge verboten war, wird erlaubt.

Schließlich darf man nicht vergessen, daß die Zahl der Gefangenen, die man in der Bastille hielt, niemals so beträchtlich war, wie man wohl glauben könnte. Während der ganzen Regierungszeit Ludwigs XVI. hat die Bastille nur zweihundertundvierzig Gefangene aufgenommen, durchschnittlich im Jahr sechzehn. Die Bastille konnte zweiundvierzig unabhängig voneinander untergebrachte Gefangene beherbergen. Unter Ludwig XIV. wurden zu der Zeit, als man am freigebigsten mit Lettres de Cachet umging, durchschnittlich im Jahre nur dreißig Gefangene eingeliefert. Dazu muß man bedenken, daß die Haft meist nur von kurzer Dauer war. Dumouriez berichtet uns in seinen Memoiren, daß er während seiner Gefangenschaft nie mehr als achtzehn Haftgenossen hatte, und daß es mehr als einmal ihrer nur sechs waren. Alfred Bégis hat ein Verzeichnis der von 1781 bis 1789 in der Bastille in Haft Gehaltenen aufgestellt. Im Mai 1788 enthielt die Bastille siebenundzwanzig Gefangene, es ist das die höchste Zahl, die innerhalb der genannten acht Jahre erreicht wurde; im September 1782 enthielt sie zehn, im April 1783 sieben, im Juni des gleichen Jahres sieben, im Dezember 1788 neun, im Februar 1789 neun, und am Tag der Einnahme, am 14. Juli 1789, waren in der Bastille sieben Gefangene vorhanden.

Allerdings sperrte man in der Bastille nicht nur Menschen ein, sondern man ließ auch Bücher dahin wandern, wenn diese gefährlich erschienen. Der königliche Befehl, auf den hin man sie dort einsperrte, war sogar ganz genau nach dem Muster der Lettres de Cachet abgefaßt. Bournon teilt ein Beispiel dafür mit. Die Bücher wurden in einem Gelaß zwischen der Tour du Trésor und der Tour de la Comté untergebracht, oberhalb eines alten Ganges, der die Verbindung mit der Bastion hergestellt hatte. Im Jahre 1733 ersuchte der Polizeilieutenant den Gouverneur der Bastille, in die Feste aufzunehmen „die sämtlichen Werkteile einer in einem Zimmer der Abtei Saint Victor beschlagnahmten heimlichen Druckerei, die Sie wohl so freundlich sind in dem Aufbewahrungsraum der Bastille unterzubringen“. Wenn die Bücher aufhörten, gefährlich zu erscheinen, setzte man sie wieder in Freiheit. So wurde die

„Encyklopädie“ Diderots nach einer Beschlagnahmezeit von mehreren Jahren wieder freigegeben.

Wir haben oben gesehen, daß die Bastille während der Regierungszeit Ludwigs XVI. durchschnittlich im Jahre nur sechzehn Gefangene aufnahm. Mehrere von ihnen blieben nur ein paar Tage in Haft. Von 1783 bis 1789 stand die Bastille beinahe leer, und wenn man sich nicht entschlossen hätte, in ihr Gefangene unterzubringen, deren Platz eigentlich irgendwo anders gewesen wäre, würde sie vollständig leer gestanden haben. Bereits im Februar 1784 hatte man den Turm von Vincennes, das Hilfsgefängnis der Bastille, aus Mangel an Gefangenen geschlossen. Das System der Lettres de Cachet fiel eben mehr und mehr der Vergangenheit anheim. Andrerseits kam die Bastille dem König sehr teuer zu stehen. Der Gouverneur allein bezog jährlich 60000 Livres. Rechnet man hierzu die Besoldung und den Lebensunterhalt der Offiziere der Besatzung, der Aerzte, des Wundarztes, des Apothekers und der Anstaltsgeistlichen, ferner die Kost — worauf allein für das Jahr 1774 mehr als 67000 Livres entfallen — und die Kleidung der Gefangenen und die Unterhaltung der Baulichkeiten, so erscheint die Gesamtsumme geradezu ungeheuerlich, denn man muß die oben angeführten Ziffern mehr als verdoppeln, wenn sie dem heutigen Werte entsprechen sollen. Necker dachte daher, da er sah, daß die Bastille keinem Zwecke mehr entspreche, ernstlich an ihre Beseitigung „aus Sparsamkeitsgründen“, und er ist nicht der einzige gewesen, der an hoher Stelle diese Beseitigung zur Sprache gebracht hat. Das Carnavaletsche Museum besitzt einen Plan aus dem Jahre 1784 von dem Architekten Corbet, dem architecte-inspecteur der Stadt Paris, dessen Arbeit einen offiziellen Charakter hat; es ist der Entwurf für einen „Platz Ludwigs XVI.“, der an Stelle des alten Festungsbaues treten soll. Millin teilt uns mit, daß auch noch andre Künstler „sich mit dem Plane eines Denkmals trugen, das sich an Stelle der Bastille erheben sollte“. Eines dieser Projekte verdient besondere Erwähnung. Von den acht Türmen der Bastille sollten sieben niedergelegt werden, der achte sollte stehen bleiben, aber in einem Zustande, der den Verfall andeutete; an Stelle der abgetragenen Türme sollte sich ein Denkmal erheben. Dieses Denkmal sollte aus einem aus einem Haufen noch aus dem alten Staatsgefängnisse stammender Ketten und Riegel gebildeten Unterbau bestehen, auf dem sich das Standbild des in der Haltung eines Befreiers mit der Hand nach dem halbverfallenen Turme deutenden Königs erheben sollte. Es ist, wenn auch nicht im Interesse der Schönheit, so doch in dem des malerischen Anblickes von Paris zu bedauern, daß dieser Plan nicht zur Ausführung gekommen ist. Davy de Chevigné, königlicher Rat und Auditeur bei der Rechnungskammer, wurde am 8. Juni 1789 zu der Sitzung der königlichen Akademie der Baukunst berufen, „um den Entwurf für ein Denkmal an Stelle der Bastille vorzulegen, das von den Generalstaaten Ludwig XVI. als dem Wiederhersteller der öffentlichen Freiheit gewidmet werden solle“. Ueber diesen Gegenstand schreibt der berühmte Bildhauer Houdon an Chevigné: „Ich wünsche sehr, daß dieses Projekt zu stande komme. Der Gedanke, der Freiheit an der nämlichen Stelle ein Denkmal

zu errichten, wo bisher die Sklaverei geherrscht hat, erscheint mir als etwas, was auf einem durchaus richtigen Gefühl beruht und wohl fähig ist, das Genie anzuregen. Ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn ich mich zu der Anzahl von Künstlern zählen könnte, denen es vorbehalten ist, die Zeit der Wiedergeburt Frankreichs zu verherrlichen."

Wir haben Kupferstiche gesehen, die weit vor das Jahr 1789 fallen — einen davon als Titelbild in der Ausgabe der Memoiren Linguets vom Jahre 1783 —, die uns Ludwig XVI. zeigen, wie er mit der Hand nach den hohen Türmen deutet, welche Handwerker im Begriffe zu zerstören sind.

In den Archiven der Bastille haben sich zwei Berichte erhalten, die von dem Königslieutenant Du Puget, der wichtigsten Persönlichkeit in dem Schlosse nach dem Gouverneur, abgefaßt sind. Er schlägt die Aufhebung des Staatsgefängnisses, die Niederlegung des alten Festungsbaues und den Verkauf des Bodens zu Gunsten der Krone vor. Man kann von diesen beiden Projekten wie von dem Plane des Architekten Corbet sagen, daß sie nicht gemacht worden wären, wenn sie nicht von hoher Stelle befohlen worden wären.

So ruft auch im Jahre 1784 ein glühender Anhänger der alten Ordnung der Dinge aus: „O, möge unser junger Monarch doch nie einen so großen Fehler begehen, möge er nie die ältesten Gebräuche dieser Regierung verleugnen, nie in die Möglichkeit versetzt werden, sich eines Tages versucht zu fühlen, euch zu zerstören" — der Redner wendet sich an die Türme der Bastille —, „um auf euern Ruinen dem königlichen Befreier ein Denkmal zu errichten . . ." Die Niederlegung der Bastille war beschlossen; sie würde vollzogen worden sein, wenn die Revolution nicht ausgebrochen wäre.

Vom 1. Januar bis zum 14. Juli 1789 wurde in die Bastille nur ein Gefangener eingeliefert, und dazu noch was für einer! — Reveillon, der Tapetenfabrikant aus dem Faubourg Saint Antoine, der am 1. Mai auf sein eignes Verlangen festgenommen wurde, damit er der Wut der Volksmenge entgehe. In demselben Jahre unterwarfen der Polizeilieutenant de Crosne in Begleitung eines Parlamentsrats die Bastille einer Besichtigung; damit war von Amts wegen der Untergang des Staatsgefängnisses ausgesprochen.

So war am Vorabend der Revolution die Bastille nicht mehr vorhanden, wenn auch ihre acht Türme noch standen. Die Sieger vom 14. Juli befreiten sieben Gefangene: vier Fälscher, deren Verhaftung vom Chatelet angeordnet war, deren Prozeß seinen regelmäßigen Verlauf nahm, und deren Stelle ein gewöhnliches Gefängnis gewesen wäre, zwei Narren, die nach Charenton gehört hätten, und den Graf v. Solanges, einen jungen Adligen, der sich eines ungeheuerlichen Verbrechens schuldig gemacht hatte, über welches man aus Rücksicht für die Familie einen Schleier werfen wollte; er wurde gegen ein Kostgeld gefangen gehalten, das sein Vater zahlte. Die Besieger der Bastille zerstörten ein altes Festungswerk, das Staatsgefängnis war nicht mehr vorhanden. Sie „rannten offene Thüren ein". Das sagte man ihnen schon 1789. (Forts. folgt.)



Sir Peter Le Page Renouf.

Von

Georg Ebers.

Mit dem Aegyptologen Sir Peter Le Page Renouf verlor seine schnell fortschreitende Wissenschaft den Altmeister. Wohl war ihm vergönnt, das siebzigste Lebensjahr um ein Lustrum zu überschreiten, doch blieb seine Schaffenslust und Kraft bis kurz vor seinem Ende ungebrochen, und trauernd zählen die Fachgenossen ihn zu den zu früh Verstorbenen. Wie viel Förderliches durften sie noch von ihm erwarten! Sein großes Haupt- und Lebenswerk, die Uebersetzung des Totenbuches, ging dazu zwar dem Abschluß entgegen, doch blieb es unvollendet, und dieser Umstand läßt den herben Verlust, der die Wissenschaft durch seinen Hingang betraf, noch bitterer erscheinen.

Wohl wurde der Name Renoufs durch seine Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der ägyptischen Religion, die eine wohlverdiente Uebersetzung ins Deutsche erfuhren, auch bei uns in weiteren Kreisen der Gebildeten bekannt, wohl lenkte sich die Aufmerksamkeit nicht nur der Gelehrtenwelt auf ihn hin, als die Königin von England ihn vor wenigen Jahren in den Adelsstand erhob, dennoch aber möchte nur seinen Studiengenossen gegenwärtig sein, welche Verdienste ihn jener seltenen Auszeichnung würdig machten, und was die Wissenschaft seiner langen, rastlosen Thätigkeit verdankt. In den Katalogen der Buchhändler steht, da ja, wie gesagt, seine große Lebensarbeit unvollendet blieb, kein einziges umfangreiches Werk von ihm verzeichnet, und die Fachzeitschriften, denen er seine kleinen, doch schwerwiegenden monographischen Arbeiten anvertraute, sind für Nichtägyptologen schwer erreichbar. Trotzdem oder gerade darum werden sie sich vielleicht gern mitteilen lassen, was die Wissenschaft dem Dahingeschiedenen verdankt. Endlich, denke ich, wird es nicht nur die Studiengenossen interessieren, von der Persönlichkeit dieses hervorragenden und durchaus eigenartigen Mannes und Gelehrten, den seine Ehe mit einer Deutschen zudem in nahe Beziehung mit unserm Vaterlande brachte, einiges zu erfahren.

Auf der Insel Guernsey wurde Peter Le Page Renouf geboren. Das an hier sanft, dort streng und scharf geformten Buchten reiche Eiland, auf dem er das Licht erblickte, gehört zu den anmutigsten Erdenwinkeln, die mir zu betreten vergönnt war. Grüneren Rasen, volleres Laub sah ich nirgends als in den Thälern und an den Hügellehnen dieser Insel, auf der der Winter so milde ist, daß er mancher immergrünen Pflanze, der man sonst nur jenseits der Alpen begegnet, im Freien auszudauern, mancher Blume des Südens in den Gärten zu erblühen gestattet.

In diesem milden Klima, an dieser gesegneten Stätte der friedvollsten Abgeschiedenheit, von der aus das ewige Meer sich überall in seiner überwältigenden

Größe dem Blicke darbietet, wuchs der Knabe heran, der, da er mir als Mann begegnete, in mancher Hinsicht der Eigentümlichkeit seiner Heimat zu entsprechen schien: denn mit höchst liebenswürdiger Milde verband sich in ihm rastlose Schaffensfreude und jene Abgeschlossenheit des Wesens, die sich an Insulanern nicht selten kundthut.

Sein Geschlecht gehörte zu den ansehnlichsten des Eilands. Von Skandinavien aus war es mit Wikingern an die normännische Küste gekommen. Der Name Renouf oder Renulf sollte „Götterwolf" (Ran oder Ren Götter, Ulf = Wolf) bedeutet haben. Der erste Ahnherr der Renoufs von Guernsey wurde, wie es heißt, wegen einer verlorenen Schlacht gegen Wilhelm den Eroberer auf die Insel verbannt, wo seine Nachkommen lange im Besitz seines Lehens blieben. Der zweite Name „Le Page" war der der Mutter des Verstorbenen. Ihr Ahnherr hatte ihn angenommen, weil er Page Duguesclins, des Connétable von Frankreich († 1380), gewesen war.

Im Elisabethkollegium seiner Heimat wurde er in die Wissenschaft eingeführt. Seine Lehrer gehörten der protestantischen Kirche an. Freudig billigten sie den Wunsch des hochbegabten Knaben, dessen tiefreligiöser Sinn sich zeitig kundthat, sich dem Studium der Theologie zu widmen.

Kaum achtzehn Jahre alt, wurde er mit großen Erwartungen entlassen; denn schon als Schüler hatte er sich in dem vortrefflich geleiteten Kollegium durch Begabung und Fleiß ausgezeichnet. Sämtliche Preise, die es zu vergeben hatte, fielen ihm zu, und auch die Mußestunden hatte er benutzt, um sich zum tüchtigen Philologen auszubilden. Vertraut mit den Klassikern und besonders mit dem griechischen Neuen Testamente, sowie ausgestattet mit den Stiftungsstipendien, die Guernsey zu vergeben hatte, kam er nach Oxford. Auch dort (im Pembroke-College) ergab er sich dem Studium mit feurigem Eifer und bewährte in den ersten Examina sein Talent und Können in einer Weise, die die Kommilitonen veranlaßte, ihn noch auf den Schultern aus dem Saale zu tragen.

In jener Zeit hatte sich der akademischen Jugend in Oxford eine lebhafte religiöse Bewegung bemächtigt, und der junge Renouf gehörte zu denen, die sie am mächtigsten ergriff.

„Der Fortgang des Streites, an dem ich teilnahm," sagte er selbst, „brachte mich zum Bewußtsein meiner wahren theologischen Stellung, und es war mir nicht länger möglich, die neununddreißig Artikel zu unterschreiben." Diese Artikel umfassen das Glaubensbekenntnis der anglikanischen Kirche; jeder aber mußte sich damals zu ihnen bekennen, der in Oxford den Titel eines M. A. (magister artium oder master of arts), der etwa unserm Dr. phil. entspricht, zu erwerben wünschte.

Es ist hier nicht der Ort, auf die inneren Kämpfe einzugehen, die der junge Sproß einer alten protestantischen Familie zu bestehen hatte, bevor er den großen Entschluß faßte, sich in die römisch-katholische Kirche aufnehmen zu lassen. Schwer und ernst genug sind sie gewesen, wie die Schrift beweist, die er zu

jener Zeit veröffentlichte, ohne seinen Namen auf den Titel zu setzen. Da sie allgemein John Henry, dem späteren Kardinal Newman, dem liebsten seiner Jugendfreunde, mit dem er, bis er ihm durch den Tod entrissen wurde, treu verbunden blieb, zugeschrieben wurde, machte sie starkes Aufsehen und erlangte große Verbreitung. Nicht nur weil es ihm unmöglich schien, sich zu Glaubenssätzen zu bekennen, die zum Teil seiner Ueberzeugung widersprachen, sondern weil die Kontinuität der historischen Entwicklung der katholischen Kirche einem der Grundzüge seines geistigen Wesens zusagte, wandte er sich der neuen Konfession zu. Nicht zu Oxford, wie fälschlich berichtet wurde, sondern zu Oscott wurde er drei Jahre vor seinem Freunde Henry (Newman) zum Konvertiten.

Bis 1846 blieb Renouf daselbst, lehrend und lernend. Hier begann er auch das Studium der orientalischen Sprachen und schrieb eine Reihe von Artikeln, die in der „Dublin Review“ Aufnahme fanden.

Für den Priesterstand fühlte er sich nicht berufen. Tiefgehendes, ungestörtes Forschen ging seiner Gelehrtennatur und seiner milden, nur, wo es seiner religiösen und wissenschaftlichen Ueberzeugung Ausdruck zu geben galt, streitbaren Natur über alles, und da auch seine Gesundheit eine Veränderung des Klimas wünschenswert machte, folgte er dem Rufe einer altlegitimistischen französischen Familie in die Franche-Comté, um an der Vertiefung seiner Kenntnisse zu arbeiten. Doch Montalembert war auf den vielversprechenden jungen Gelehrten aufmerksam geworden, machte ihn mit vielen bedeutenden Männern des damaligen Frankreich bekannt und bemühte sich, seine Mitarbeiterschaft zu gewinnen. Ja, der Führer der strengkatholischen Partei in Frankreich setzte alles daran, ihn dort zurückzuhalten und ihn zu bestimmen, sich dem diplomatischen Dienste zu widmen. Renouf aber ließ die glänzende Laufbahn, die sich ihm eröffnete, im Stich und stellte sich 1855 seinem Freunde Newman zur Verfügung, als er ihn aufrief, der zu Dublin gegründeten katholischen Universität seine Kraft zu widmen. Einige Söhne vornehmer katholischer Adelsgeschlechter aus Frankreich und Belgien folgten Renouf dorthin.

An der neuen Hochschule wurde ihm der Lehrstuhl für alte Geschichte und später auch der für morgenländische Sprachen übertragen. Mit dem ihm eignen in die Tiefe dringenden Ernste erfaßte er seine Aufgabe und warf sich zunächst auf das Studium der semitischen Sprachen und des Aegyptischen. Es geschah dies zunächst, weil er sich die Möglichkeit zu erwerben wünschte, als Theolog und Historiker aus den ersten Quellen zu schöpfen.

Sein Erfolg als Dozent war bedeutend, und manches Ergebnis seines Denkens und Forschens legte er damals in die „Atlantis“, das litterarische Organ der neuen Universität, nieder.

Der bedeutendste dieser Artikel beweist, wie wohl Renouf sich schon damals mit den orientalischen Sprachen bekannt gemacht hatte. Es soll in ihm bewiesen werden, daß die arabische Uebersetzung der Evangelien nicht dem griechischen Texte, sondern der lateinischen Vulgata folgt. Auch für Lord Actons „Home and Foreign Review“, sowie für andre Zeitschriften war er thätig. Seine

wissenschaftlichen Essays sind so geistvoll wie selbständig; von den theologischen, über die wir uns kein Urteil anmaßen, hörten wir, daß sie das gleiche Lob verdienen und Zeugnis für die Redlichkeit seiner Gesinnung ablegen. Uebrigens wurde diese auch von den hervorragendsten Geistlichen der Konfession, der er abgesagt hatte, offen anerkannt.

Wie hoch die Wahrheit ihm über jede andre Rücksicht stand, sollte auch seinen Gegnern vor Augen geführt werden, als er später (1868), von Newman aufgefordert, sich über Papst Honorius zu äußern, dies so offen und rückhaltlos that, daß seine Schrift auf den Index gesetzt wurde. Den Entrüstungssturm der Ultramontanen über sein Unvermögen, die päpstliche Unfehlbarkeit anzuerkennen, ließ er ruhig über sich ergehen. Ihre Gegengründe widerlegte er in der streng wissenschaftlich gehaltenen Abhandlung: „The case of Pope Honorius reconsidered."

Während der Dubliner Zeit 1857 fand er in Ludovica, der ältesten Tochter der Frankfurter Familie Brentano, deren Namen in den Annalen der deutschen Poesie und Wissenschaft einen so hervorragenden Platz einnimmt, eine treue Lebensgefährtin, die seine religiösen Empfindungen teilte, seinen geistigen Bestrebungen zu folgen verstand und deren treue Fürsorge den Gemahl bis ans Ende begleitete. Bei dem stillen Gelehrtenleben, das er mit ihr in Dublin führte, widmete er sich mit immer größerer Vorliebe sprachlichen Studien. Wie glücklich er für dies Gebiet der Wissenschaft begabt war, beweist wohl am besten der von ihm nahestehenden Freunden bestätigte Umstand, daß er in späteren Jahren nicht nur das Koptische, das Altägyptische und neuere afrikanische Idiome, sondern auch die semitischen Sprachen und Dialekte, die indoeuropäischen Sprachen vom Sanskrit an und das Finnische beherrschte. Auch das Chinesische zog er später in den Kreis seiner Studien. Zu Dublin lehrte er nur hebräische, arabische und Sanskritgrammatik.

Schon 1854 trat er der Aegyptologie näher, und bald nahm sie den Löwenpart seiner Kraft und Zeit in Anspruch. Lepsius' Herausgabe des Turiner Totenbuchs (1842) hatte ihn schon früher veranlaßt, sich mit den zahlreichen verderbten Texten dieses Werkes und mit ihrer Reinigung zu beschäftigen, und bis an sein Ende blieb er dem Studium des Totenbuches treu.

1864 wurde er nach London berufen, um von dort aus als einer der Oberinspektoren der Schulen im Süden des Humberflusses zu wirken.

Dies hohe Amt führte ihn von Schule zu Schule. Während des Reiselebens, das es ihm auferlegte, fand er keine Zeit, ein größeres Werk zu vollenden; doch auch damals widmete er jede Stunde, die er daheim und unterwegs erübrigte, der Forschung. Lange vor ihm hatte Newman Irland verlassen. In Form eines Briefes an den eng mit ihm verbundenen Freund ließ er darum seine Schrift: „Letter of a catholic layman", in der er die Stiftung eines katholischen Kollegiums in Oxford befürwortete, erscheinen.

Was er sonst noch für die Sache seiner Konfession als Schriftsteller leistete, entzieht sich unserm Urteil und größtenteils auch unsrer Kenntnis. Es scheint

uns auch um so weniger bezeichnend für das spätere geistige Leben Renoufs, je stärker ihn jetzt die Erforschung der ägyptischen Sprache und Religion in Anspruch nahm.

Als zwei Jahre nach seiner Berufung in das Inspektorat (1866) seine ersten kleinen ägyptologischen Artikel in der 1863 gegründeten Zeitschrift für ägyptische Sprache und Altertumskunde, die unter Leitung von H. Brugsch und Rich. Lepsius zum führenden Organ der ägyptologischen Forschung heranwuchs und sich unter der Redaktion A. Ermans und G. Steindorffs als solches behauptet, erschienen, fiel ihm wie von selbst der Platz neben den längst bewährten Führern der Aegyptologie zu. Jeder brachte eine wichtige, mit Scharfsinn und Genauigkeit begründete größere oder kleinere Entdeckung. Mancher erweckte auch die Bewunderung der Fachgenossen durch die seltene Fülle der Kenntnisse des Verfassers. Wir erinnern nur an den Artikel, in dem er zuerst zeigte, wie gewisse Stellen aus altägyptischen medizinischen Papyri in die hippokratischen Schriften und dann sogar in die englische Volksmedizin übergingen.

Die nämlichen Vorzüge zeigt die lange Reihe der weit inhaltreicheren als umfänglichen Aufsätze, die er von 1872 an den Publikationen der Londoner „Gesellschaft für biblische Archäologie" anvertraute. Auch sie zeichnen sich neben besonders scharfer Intuition und unübertrefflicher Genauigkeit durch die seltene Fülle des Wissens ihres Verfassers aus.

Als Nachfolger Samuel Birchs wurde er 1887 zum Präsidenten der oben erwähnten Gesellschaft erwählt, und ihre Proceedings and Transactions behaupteten sich unter seiner Leitung als Hauptorgan der ägyptologischen, keilschriftlichen und alttestamentlichen Forschung in England, das sich übrigens auch den Gelehrten des Kontinents öffnete.

So wenig wir die tüchtigen Beiträge der andern hervorragenden Mitarbeiter unterschätzen, wurden doch die letzten Jahrgänge der Proceedings besonders durch Renoufs eigenste Arbeit zu den wertvollsten von allen; denn in ihnen erschien von 1892 an seine unschätzbar wichtige Totenbuchübersetzung.

1874 nahm er an dem Orientalistenkongreß in London teil, und dort war es mir vergönnt, ihm zum erstenmal zu begegnen. Noch stand er im Anfang der fünfziger Jahre. Der Eindruck, den seine anziehende äußere Erscheinung und besonders sein höchst sympathisches Gesicht mit dem fein geschnittenen Profil, den milden und doch, wenn sein Interesse erweckt war, lebhaften Augen mit der hohen, reinen Stirn und mit dem weichen, wohlgepflegten Voll- und Schnurrbart in mir hervorrief, sollte ich nie vergessen. Auch als ich ihn vor wenigen Jahren als Greis wiedersah, verriet sein schönes Gelehrtenhaupt mit dem schneeweißen Haare und Bart immer noch deutlich genug die geistige Bedeutung, die Herzensgüte und das sinnige, abgeklärte Wesen seines Trägers. Von besonders gewinnendem Reiz war dazu seine gelassene Sprechweise geblieben. Wie viel Fesselndes wußte er aus der Fülle seiner Kenntnisse zu berichten, und wie mild war dabei sein Urteil über die Leistungen andrer Gelehrter. Alles in allem erschien er mir als vollendeter Typus des hochbegabten und tiefunterrichteten Engländers in hervor-

ragender Stellung. Nur ein wehmütiges, auf schmerzliche Erfahrungen deutendes Etwas, das sich bisweilen in seinem Blicke kundthat, und in der letzten Zeit etwas Müdes in der Haltung wollten nicht mehr ganz zu dieser Vorstellung passen.

Den Winter 1875—76 verlebte er mit seiner Gattin in Aegypten. Dort traf das reisende Paar mit Professor Dümichen aus Straßburg zusammen, und es muß ein anziehendes Schauspiel gewährt haben, diese beiden bedeutenden, doch so grundverschiedenen Gelehrten nebeneinander bei der Arbeit zu sehen. Lady Renouf schilderte mir diesen Gegensatz so fein wie treffend. Mein teurer, so früh verstorbener Freund Johannes (Dümichen), der lebensvolle Enthusiast, der unerhörte Anstrengungen und Entsagungen auf sich nahm, wo es etwas Rechtes für die Wissenschaft zu erwerben galt, war dem von beiden Aegyptologen gemeinsam beobachteten Denkmal gegenüber ganz Leben und Eifer. Wo sein Blick einer interessanten Stelle in der Inschrift begegnete, brach er in laute Freudenrufe aus und sprudelte schnell hervor, was er als bemerkenswert erkannt zu haben meinte; Renouf dagegen versenkte sich, ohne den feurigen Kollegen zu unterbrechen, regungslos in die Inschrift, bis er sie zu Ende gelesen. Erst, wenn er das Gewonnene überblickte, deutete — so berichtet die Witwe — ihr Gemahl mit dem kleinen Finger auf eine einzelne Hieroglyphe oder Gruppe und sagte gelassen: „Sehr merkwürdig!“ oder dergleichen. Was er damit meinte, bot dann aber jedesmal Anlaß zu einem eingehenden Gespräche; denn es erwies sich gewöhnlich als etwas bemerkenswertes Neues.

Dies Verhalten Renoufs bei der Untersuchung eines neuen Denkmals ist bezeichnend für seine ganze Arbeitsweise; denn was er veröffentlichte, ist das Ergebnis besonnener, äußerst vorsichtiger und scharfer Erwägung. Dabei pflegt in seinen Schriften das Kleinste in Zusammenhang mit etwas Größerem, ja mit dem Ganzen zu stehen. Das verliert er selten aus den Augen, wie er auch neben Dümichen den Finger erst regte, um auf einzelnes zu weisen, nachdem er zum Ueberblick über die gesamte Inschrift gelangt war.

Aus dem Vollen, mit uneingeschränkter Herrschaft über den reichen Stoff, ging er ans Werk, als er nach der Heimkehr aus Aegypten 1876 eine Grammatik für die Lernenden schrieb und eine Reihe von Vorträgen über die Religion der alten Aegypter ausarbeitete. Jene nennt er eine Elementargrammatik,[1]) und sie wendet sich ursprünglich in der That an die Schüler, die den Vorträgen folgten, die unter den Auspizien der „Gesellschaft für biblische Archäologie“ von Dr. Birch, Naville und Renouf gehalten wurden. In England hatte es bis dahin an ähnlichem Unterricht und an einem brauchbaren Leitfaden für die Lernenden gefehlt, wenn wir von der grammatischen und lexikalischen Skizze[2]) absehen, die Dr. Birch herausgab. Diesem Gelehrten ist Renoufs Sprachlehre gewidmet. In der Dedikation nennt er ihn „den Vater (the parent) einer

[1]) An elementary grammar of the ancient Egyptian language, London 1875, Part I: Grammar, Part II: Reading book. Bagster & Sons.

[2]) Zur englischen Uebersetzung von Bunsens „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte“.

gesunden Schule ägyptischer Philologie in diesem Lande“ und deutet damit an, daß er der Methode des älteren Fachgenossen und Freundes zu folgen gedenke. Sein kleines Werk ist denn auch nach streng philologischen Grundsätzen gearbeitet. Mit einer knappen Kürze, die manchmal den Wunsch nach größerer Ausführlichkeit wachruft, verbindet der Verfasser Klarheit und Genauigkeit. Die Wahl der die Regeln verdeutlichenden Beispiele beweist, wie sicher er die Gesamtheit der ans Licht gezogenen Texte beherrscht. Was sich bei andern finden ließ, überging er und begnügte sich mit einem Hinweis.

Diese Elementargrammatik wurde in jüngster Zeit durch die Ermans und Steindorffs (Koptisch) überholt, und es war erquicklich mitanzuhören, wie freudig Renouf dies anerkannte, obgleich er namentlich in Beziehung auf die Lautlehre und ihre Anwendung auf das Verhältnis der koptischen zu den altägyptischen Formen sich — meiner Meinung nach mit Unrecht — in Gegensatz zu den Verfassern der neueren und ausführlicheren Grammatiken stellte.

Renoufs Streben nach Kürze und Klarheit findet sich in den religionsgeschichtlichen Vorträgen wieder, die er für die „Hibbert Lectures“ 1879 ausarbeitete, und die als Buch und 1882 auch in deutscher Uebersetzung [1]) erschienen. Dies Werk diente wie kein andres vor G. Masperos' bahnbrechenden Untersuchungen auf diesem Gebiete zur Vertiefung unsrer Kenntnisse über das Gottesbewußtsein und die mythologischen Vorstellungen der Aegypter.

Auch aus den kleineren, der ägyptischen Religion gewidmeten Arbeiten, wie die über Nebel und Wolken, über den Gott Seb (Geb), den großen Gackerer, und die einzelnen Stellen des Totenbuchs gewidmeten Monographien, ist der Wissenschaft ansehnliche Förderung erwachsen. In einem seiner letzten Artikel trat der Engländer so gerecht wie mannhaft für die Verdienste des großen französischen Hieroglyphenentzifferers F. Champollion ein.

Seinen Totenbuchstudien, deren wir schon gedachten, entwuchs seine große Lebensarbeit, die Uebersetzung dieses Werkes, die eingehende Anmerkungen als wertvoller Kommentar begleiten.

Die Arbeitsbedingungen Renoufs, die für den Schulinspektor keineswegs günstig gewesen waren, nahmen eine neue, überaus glückliche Wendung, als er nach dem Tode S. Birchs 1885 zum „keeper“ oder Vorsteher der ägyptischen und assyrischen Abteilung des British Museum berufen wurde. Wohl war die Uebernahme dieses Amtes mit beträchtlichen materiellen Opfern für ihn verbunden; denn seine frühere Stellung ist in England eine sehr bedeutende und war außer den andern Annehmlichkeiten, die sie bot, auch höher besoldet als die, der zu Gefallen Renouf sie aufgab; doch die Aussicht, über die reichen Schätze des British Museum frei zu verfügen und die ganze Kraft und Zeit der Forschung widmen zu können, überwog jede andre Rücksicht. 1886 trat er das neue Amt an und fand bei seiner Ausübung, was er erwartet. Sein

[1]) P. Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Aegypter, Leipzig, Hinrichs, 1882.

litterarischer Nachlaß aus jener Zeit beweist, wie gut er die seiner Obhut anvertraute berühmte Sammlung zu verwerten wußte. Auch für andre machte er sie in selbstloser und höchst zuvorkommender Weise nutzbar.

Die große Zahl der Totenpapyri aus jeder Zeit und von jedem, bis zum allerhöchsten Werte, die sie enthält, kam seiner diesem Teil der ägyptischen Litteratur gewidmeten Forschung zu gute. Zur eingehenden Beschäftigung mit funerären Texten nötigte ihn übrigens auch die Verpflichtung, ein unvollendetes Werk seines bedeutenden Vorgängers S. Birch, die Publikation der Inschriften vom Sarkophag des Amamu, fertigzustellen. Mit der ihm eignen gewissenhaften Sorgfalt unterzog er sich dieser Arbeit. Später veröffentlichte er das Totenbuch des Ani, eine der kostbarsten und größten Papyrushandschriften des British Museum, und versah dies Werk mit einem wertvollen Vorwort. Es ist ja nicht mit der glänzend ausgestatteten Uebersetzung der nämlichen Handschrift zu verwechseln, die Mr. Budge, sein Amtsnachfolger im British Museum, herausgab, und die Renouf selbst einer Kritik unterzog, in der er nachwies, wie wenig dies Werk dem glänzenden Gewande entspricht, das ihm angelegt wurde.

Als dies Buch erschien, stand Renouf nicht mehr an der Spitze des Museums. Das Gesetz, das Beamte, die das siebzigste Lebensjahr erreichten, zum Rücktritt vom Amte zu veranlassen gestattet, wurde auf ihn angewendet. Als er es 65 Jahre alt antrat, hatte er sich im guten Glauben befunden, es sei ihm auf länger als nur für ein kurzes Lustrum anvertraut worden.

Schweren Herzens und tief verletzt folgte er, dessen spätere Arbeiten bewiesen, wie ungeschwächt sein scharfer Geist, wie rüstig seine Arbeitskraft immer noch war, dieser Verordnung. Es ist hier nicht der Platz, darzulegen, was zu dieser strengen Anwendung eines Gesetzes führte, das Ausnahmen besonders vorsieht. Jedenfalls verdüsterte sie Renouf den Abend seines Lebens und beeinträchtigte den auf der Höhe des Könnens schaffenden Gelehrten in beklagenswerter Weise bei der Arbeit; mußte er es doch von nun an aus mehr als einem Grunde für unvereinbar mit seiner Würde halten, das Museum wieder zu betreten.

Die Aegyptologen in ganz Europa erkannten in diesen Vorgängen einen schweren, der Wissenschaft zugefügten Schaden, und hervorragende Fachgenossen aus allen Ländern — zwanzig an der Zahl — wandten sich an das englische Ministerium, um dem hochverdienten Meister in irgend einer Form die Möglichkeit zurückzugeben, das Museum, dem er einst würdig vorgestanden hatte, wieder zu benutzen.

Wenn nun auch auf diese Vorstellungen eine entgegenkommende Antwort erfolgte, und Renouf später als Anerkennung für die Verdienste, die er sich um die Wissenschaft erworben, in den Ritterstand erhoben wurde, so blieb es ihm dennoch versagt, aus der der ganzen britischen Nation angehörenden herrlichen Sammlung für das wichtigste seiner Werke Nutzen zu ziehen. Ohne es völlig beendet zu haben, ging er von hinnen. Unter den alten, günstigen Arbeitsbedingungen hätte er es, nach aller Wahrscheinlichkeit, zum Abschluß gebracht

und England sich rühmen dürfen, die Welt verdanke einem seiner Gelehrten die erste echt wissenschaftliche vollständige Uebersetzung des für die Geschichte des religiösen Lebens der Menschheit so unendlich wichtigen Totenbuchs.

Hundertundachtunddreißig Kapitel war es ihm fertigzustellen vergönnt, während die Turiner Handschrift deren hundertundfünfundsechzig enthält. Schon mehrmals war das ganze Werk vor ihm übersetzt worden; — wie weit übertrifft aber seine Arbeit die seiner Vorgänger und besonders die des letzten! Die Methode war es, die Renouf den Erfolg von vornherein sicherte. Lepsius und Naville hatten schon früher auf sie hingewiesen, und Renouf folgte ihr in der ihm eignen selbständigen Weise. Mit Berücksichtigung des ganzen großen Materials stellte er von Kapitel zu Kapitel den Text her, bevor er mit der Uebersetzung begann; die Vorzüge dieses Verfahrens aber werden auch dem Laien einleuchten, wenn er erfährt, wie es mit den einzelnen Papyri, und auch mit den besten, bestellt ist.

Die Gruppe von religiösen Texten, die wir das „Totenbuch“ nennen, gelangte nie zu einem kanonischen Abschluß. — Die Stücke, aus denen es besteht, wurden vielmehr bald in größerer, bald in geringerer Zahl, und nicht einmal überall in der nämlichen Folge, zu einem Ganzen zusammengefügt. Dazu waren die einzelnen Papyri bestimmt, dem Verstorbenen mit in den Sarg gelegt zu werden.

Der Schreiber hatte darum keine Kontrolle von seiten sterblicher Menschen zu befürchten, und gewöhnlich scheint er im Dienste der Leichenbestatter gestanden zu haben, die doch wohl auch die Totenbücher mit dem übrigen „Pompe funèbre“ fabrikmäßig herstellen ließen. Dies möchte aus dem Umstande hervorgehen, daß sich auf vielen der Platz unausgefüllt findet, der für den Namen des Verstorbenen bestimmt war, dem er beigegeben werden sollte. In Theben scheinen bei den Koachyten, die das Recht der Totenbestattung für einzelne Stadtviertel als Monopol besaßen, Musterexemplare für sämtliche Stücke, reicher oder weniger reich mit Vignetten geschmückt, ausgelegen zu haben. Der Lebende, oder nach seinem Ende die Hinterbliebenen, bestimmte dann, wie viele Kapitel zusammengefügt und auf welchen Namen sie ausgestellt werden sollten. Von einer Kontrolle des Inhalts kann nur in seltenen Fällen die Rede gewesen sein; dafür bürgen die Fehler und Nachlässigkeiten, die die meisten Texte entstellen.

Schon um ihretwillen wird der Uebersetzer, der einer einzigen Handschrift folgt, allerlei Mißdeutungen nicht zu umgehen vermögen und oft, gerade wenn er sich eng an den Grundtext hält, Unverständliches geben, das dem flüchtigen oder unwissenden Schreiber zur Last fällt. Renouf wußte diese Gefahr zu vermeiden und zog zum Verständnis des Textes auch die Pyramideninschriften fleißig heran, in denen sich, wie scharfsinnig nachgewiesen wurde, die Grundlagen für manche Abschnitte des späteren Totenbuches finden. Auch die kommentierenden Anmerkungen Renoufs versuchen, wo es angeht, die Wurzeln der im neuen Reich herrschenden Anschauungen freizulegen. Dabei gelangt er zu dem Ergebnis, daß viele Stellen, die früher auch nach einer grammatisch unanfechtbaren Ueber-

setzung des fehlerhaften Textes unverständlich erschienen waren, nach seiner Herstellung einen guten Sinn ergeben. Endlich wirft Renoufs tiefe Gelehrsamkeit, die auch die Medizin und Astronomie der Alten umfaßt, ganz neues Licht auf Stellen, die wir früher gar nicht oder nur mangelhaft zu deuten verstanden.

Mancherlei bleibt freilich auch ihm unklar; doch wird es bis ans Ende der Weisheit der Kommentatoren spotten, da es schon diejenigen, die es niederschrieben, kaum mehr verstanden. Dies gilt besonders von den Erklärungen, die einzelnen Sätzen mit einem „Was ist das?“ folgen, und in denen oft recht einfache Aussprüche mit Deutungen versehen werden, die andre Theologen zu neuen noch weiter hergeholten Erklärungen, gewöhnlich aus dem Gebiete der Mythologie, veranlaßten. Wo diese „Was ist das?“ sich häufen, läßt sich oft erkennen, daß ihre Verfasser Gefallen an der Dunkelheit ihrer Deutung fanden; gab sie doch ihnen selbst das Ansehen besonderer Tiefe, während sie den Leser zu der Meinung veranlaßte, es mit etwas Geheimnisvollem, schwer zu Enträtselndem und darum Bedeutsamem zu thun zu haben.

Manche Kapitel des Totenbuches enthalten ohnehin des Mystischen und Magischen genug, das des Scharfsinnes der Erklärer spottet.

Die wenigen Kapitel, die es dem Verstorbenen fertig zu stellen versagt war, sollen — die Witwe trägt dafür Sorge — von einem Berufenen hergestellt werden. Er ist gefunden, wenn der Genfer Naville ihren Wunsch erfüllt und diese schwierige Arbeit vollendet. Von 1858 an, also nicht weniger als vierzig Jahre, war Renouf mit der Totenbuchübersetzung beschäftigt, und sie legt selbst das beste Zeugnis ab für die liebevolle Sorgfalt, die er ihr widmete.

Im September hatte er noch gehofft, den Orientalistenkongreß zu Paris und bei dieser Gelegenheit auch die schöne ägyptische Sammlung im Louvre besuchen zu können, doch es sollte nicht mehr zu dieser Reise kommen. Seine Kräfte nahmen im Oktober mit wachsender Schnelligkeit ab, und als er dazu von einer Lungenentzündung ergriffen wurde, endete am Abend des vierzehnten ein sanfter Tod sein an Arbeit, Erfolgen, friedlicher Glückseligkeit und inneren und äußeren Kämpfen reiches Leben. In den Armen derer, die ihm am teuersten waren: seiner treuen Gattin und der ihm geistesverwandten Tochter Edith, verschied er. In Guernsey, seiner vom Meer bespülten Heimat, wurde der Vorschlag, ihn dort zu bestatten, mit dankbarer Freude aufgenommen.

„Dort,“ schreibt mir Lady Renouf, „ruht er nun in der Krypta der katholischen Pfarrkirche dicht am Hochaltar, und für mich ist auch Platz gelassen. Guernsey ist in besonderer Lage. Es gehört der Königin als Herzogin der Normandie, steht nicht unter dem Parlament und hat seine eigne, von dem Bayly gelenkte Regierung. Es war gerade der Tag der Preisverteilung, als die Leiche ankam. Der Bayly erklärte der Jugend, wer es sei, den Guernsey betrauere. Die Fahnen der öffentlichen Gebäude waren gesenkt. Viele der ersten Männer der Insel kamen zur Beisetzung. Hier war allenthalben Liebe und Trauer und Teilnahme.

„In vierzig Jahren, die ich mit ihm lebte, war er stets gleichmäßig in

Geduld, durchdrungen vom Bewußtsein der Gegenwart Gottes, nicht störend durch aufdringliche Frömmigkeit, nie predigend als durch Beispiel. An vielseitiger Bildung kamen wenige ihm gleich, doch auch nicht an Güte."

Wer möchte diesem Zeugnis etwas hinzufügen? Jeder, den das Leben in nähere Beziehung zu Renouf brachte, rühmt ohnehin seine lautere, wahrhaftige Gesinnung, sein freundliches, liebenswürdiges Wesen; seine Wissenschaft aber betrauert in ihm einen der scharfsinnigsten und zuverlässigsten ihrer Führer. Das Ganze — wir wiederholen es — verlor er nie aus den Augen; am größten aber war er bei der Entdeckung und Begründung des Kleinen, das, weit entfernt geringfügig zu sein, die unentbehrlichen Werkstücke darstellt, die, zusammengefügt, das Fundament, das Gemäuer und die ornamentale Zierde am vielgliedrigen Bauwerke der Wissenschaft bilden. Von seltener, untadeliger und unvergänglicher Größe ist seine Lebensarbeit, die Totenbuchübersetzung. Mit ihr machte er seiner Wissenschaft, auf deren Entwicklungsbahn im letzten halben Jahrhundert sich ohnehin überall tiefe Spuren seiner Thätigkeit finden, das kostbarste Geschenk, das noch späte Generationen hochhalten werden. In den Annalen der Aegyptologie steht der Name Peter Le Page Renouf mit unauslöschlichen Lettern verzeichnet.



Die öffentliche Meinung und die Rechtsprechung.

Von

Prof. Dr. L. Oppenheim.

Es wird den Lesern der „Deutschen Revue" eine fachmännische Besprechung des beklagenswerten Umstandes, daß sich in gewisser Hinsicht ein tiefer Abgrund zwischen der öffentlichen Meinung und der Rechtsprechung in Strafsachen aufgethan hat, vielleicht von Interesse sein.

Jedermann kennt die drei in Betracht kommenden Thatsachen. Die Gerichte geben ganz allgemein dem Verbrechen der Majestätsbeleidigung eine Ausdehnung, welche die öffentliche Meinung nicht billigt. Mehrere Gerichte haben den Begriff des eventuellen Vorsatzes (dolus eventualis) in einer so auffälligen und dem gesunden Menschenverstand so vor den Kopf stoßenden Weise zur Anwendung gebracht, daß weite Kreise des deutschen Volks in ihrem Gefühl der Rechtssicherheit und in ihrem Vertrauen auf die Rechtsprechung der Gerichte aufs tiefste erschüttert worden sind. Und endlich haben die Gerichte der „Uebertretung", welche im Paragraph 360 Nr. 11 als Verübung von grobem Unfug bezeichnet wird, eine solche Ausdehnung gegeben, daß danach

beinahe jede mißliebige Aeußerung und Handlung bestraft werden kann, thatsächlich mißliebige politische und sozialpolitische Aeußerungen und Handlungen bestraft werden, welche die öffentliche Meinung nicht als strafwürdig ansieht.

Was diese drei an und für sich in gar keiner Verbindung untereinander stehenden Thatsachen in eine enge Verbindung bringt, und was sie als unheilvolle Wirkung einer tiefer liegenden Ursache erscheinen läßt, ist der Umstand, daß sie in Urteilen hervorgetreten sind, welche auf Anklagen gegen Anhänger der sozialdemokratischen Partei ergingen. Die öffentliche Meinung ist gewiß nicht im stande, zu entscheiden, inwieweit diese Urteile den ihnen zu Grunde liegenden Strafgesetzen entsprechen, aber sie empfindet diese Urteile als im höchsten Maß ungerecht, und sie sieht im Hintergrund dieser Rechtsprechung das Grinsen eines Gespenstes, dessen Auftreten von jeher ein bedrohliches Zeichen gewesen ist: ich meine den Mißbrauch des Strafrechts zu politischen Zwecken.

Indem ich mich anschicke, eine Erklärung zu suchen für die nicht wegzuleugnenden Thatsachen, möchte ich aber im voraus ein Bekenntnis ablegen, in welchem ich mich einig fühle mit der überwiegenden Mehrzahl aller Deutschen: die Lauterkeit der Amtsführung unsrer Richter steht mir außer allem und jedem Zweifel. Ich bin fest davon überzeugt, daß es nicht einen einzigen deutschen Richter giebt, der geneigt wäre, vorsätzlich zu politischen Zwecken das Recht zu beugen, bewußt den Strafgesetzen einen politischen Gegnern entgegentretenden Inhalt zu geben, welcher nicht von Haus aus darin enthalten gewesen wäre.

Nun läge es, wenn ich dieser Ansicht bin, am nächsten, mich gegen die öffentliche Meinung zu kehren. Die Rechtsprechung kann und darf ja bei der Auslegung der Gesetze keine Rücksicht auf die öffentliche Meinung nehmen. Die Richter stehen u n t e r, nicht ü b e r den Gesetzen und haben diese, ob sie gut oder schlecht, ob sie von der öffentlichen Meinung gebilligt oder verworfen werden, auszulegen und anzuwenden gemäß ihrem besten Wissen und Können. Die öffentliche Meinung mag die gesetzgebenden Faktoren beeinflussen und diese veranlassen, die Gesetze zu ändern, aber auf die Rechtsprechung darf die öffentliche Meinung keinen Einfluß haben. Für die Rechtsprechung sind die Gesetze heilig und unantastbar, und sie allein dürfen die Grundlage der richterlichen Urteile bilden. Wer den Richtern gestatten oder gar befehlen wollte, die öffentliche Meinung bei ihrer Auslegung der Gesetze zu berücksichtigen, würde nicht der gerechten Rechtspflege, sondern der Willkür Thür und Thor öffnen. Denn die öffentliche Meinung ist häufig wandelbar, schwankend und launenhaft und schlägt nur allzu oft in ihr Gegenteil um. Gewiß ist sie nicht wertlos, wenn sie nicht von heute auf morgen schwankt. Gewiß ist sie, wie immer sie entstanden und beeinflußt worden, als Ausdruck der Gesinnung des Volkes von großer Bedeutung. Aber in die Rechtsprechung darf sie nicht eindringen. Zur Auslegung der Gesetze ist sie unfähig. Wohl kann die öffentliche Meinung einen Menschen richten, aber sie muß es sich gefallen lassen, daß sie dann selbst ob dieses Richterspruchs gerichtet werde. Es kann kein Zweifel sein, daß, wo Gesetz und öffent-

liche Meinung verschiedene Wege gehen, der Richter einzig und allein dem Gesetz folgen darf und muß.

Es fehlt denn auch nicht an Stimmen, welche, wenn sie den Abgrund besprechen, der sich gegenwärtig zwischen der öffentlichen Meinung und der Rechtsprechung aufgethan hat, sich gegen die öffentliche Meinung kehren, sie als „irregeführt" bezeichnen und von „systematischer Agitation und Verhetzung" gegenüber der Rechtsprechung reden. Ich wünsche von Herzen, ich könnte diesen Stimmen mich anschließen, aber ich kann es nicht. Unbefangene Prüfung der in Betracht kommenden Rechtsprechung zeigt, daß die öffentliche Meinung nicht „durch Agitation und Verhetzung irregeführt" worden ist. Die Wortführer derselben sind ja auch nicht nur die von jenen beklagenswerten Urteilen Betroffenen, sondern angesehene Männer aller Parteien.

Nicht die öffentliche Meinung, sondern die Rechtsprechung wandelt falsche Wege. So bestritten auch der Begriff des groben Unfugs ist, so kenne ich doch keinen kriminalistischen Schriftsteller von Namen, welcher die von der Rechtsprechung diesem Begriff gegebene weite Ausdehnung vertritt. Was den vielbesprochenen dolus eventualis angeht, so ist er ein für die Praxis und die Wissenschaft des Kriminalrechts unentbehrlicher Begriff, welcher keinerlei Unheil anrichten kann, wenn er in sachverständiger Weise angewandt wird. Aber in den Händen des Unverstandes muß er allerdings das größte Unheil anrichten. Mit Recht sagt Liszt in seinem Gutachten über den vierundzwanzigsten Deutschen Juristentag in Sachen des dolus eventualis: „... Nicht der wissenschaftliche Begriff des dolus eventualis trägt die Schuld, wenn derartige Urteile das Rechtsbewußtsein des Volkes in seinen tiefsten Tiefen erregen und erbittern, sondern eine Rechtsprechung, der die wissenschaftliche Vertiefung fehlt." Und endlich die Majestätsbeleidigung! Es steht fest, daß dieselbe nach geltendem Recht nicht der Art nach von der Beleidigung überhaupt verschieden ist, sondern daß sie eine wegen der autoritativen Stellung der angegriffenen Person im Staat mit höherer Strafe bedrohte Unterart der Beleidigung schlechtweg ist. Allerdings liegt es im Wesen der Beleidigung, daß eine und dieselbe Handlung Beleidigung sein kann oder nicht, je nachdem sie gegenüber verschiedenen Personen begangen wird. Deshalb kann auch eine Handlung, insbesondere eine Aeußerung, gegenüber einem Monarchen schon als Beleidigung erscheinen, welche, wenn gegenüber einer andern Person vorgenommen, sich nicht als Beleidigung darstellen würde. Neben objektiven Kriterien ist dabei maßgebend der Vorsatz des Thäters. Der Handelnde muß wissen, daß seine Handlung eine beleidigende ist, und muß sie als beleidigende vornehmen wollen. Dadurch unterscheiden sich Aeußerungen des bloßen Unwillens, der mangelnden Ehrfurcht, des politischen Tadels, ferner bloße Ungezogenheiten und Geschmacklosigkeiten und so weiter, wie von der Beleidigung überhaupt, so auch von der Majestätsbeleidigung. Hätte die Rechtsprechung bei der Beurteilung der einzelnen Fälle sich innerhalb dieser Schranken gehalten, so hätte es niemals zu dem heutigen Zustand der Dinge kommen

können, bei welchem jede unbedachte, in der Erregung des Augenblicks ohne jede beleidigende Absicht hingeworfene Aeußerung über den Monarchen die Gefahr der Verfolgung und Verurteilung wegen Majestätsbeleidigung heraufbeschwört.

Die öffentliche Meinung ist also wohl fundiert, wenn sie die Rechtsprechung in diesen Punkten verwirft und darin ein bedrohliches Zeichen für die Zukunft sieht. Fraglich ist nur, ob die öffentliche Meinung auch darin im Recht ist, wenn sie in diesen Urteilen anstatt gerechter Gesetzesauslegung Rechtswillkür und Mißbrauch der Staatsgewalt zur Bekämpfung mißliebiger politischer Kundgebungen sieht. Daß von bewußter Beugung des Rechts bei der Integrität unsrer Richter keine Rede sein kann, habe ich schon auf das bestimmteste betont. Liegt aber nicht eine unbewußte Beeinflussung der Richter von seiten ihrer politischen Ueberzeugung vor? Es ist ganz selbstverständlich, daß die öffentliche Meinung dies annehmen muß, wenn sie wahrnimmt, wie Sozialdemokraten das Opfer der gekennzeichneten Rechtsprechung sind.

Wer aber die Rechtsprechung der Gerichte an der Hand der veröffentlichten Entscheidungen des Reichsgerichts und andrer Gerichte sorgsam nachprüft, muß zu der Ueberzeugung kommen, daß der Vorwurf des — wenn auch unbewußten — Mißbrauches des Strafrechts zu politischen Zwecken der deutschen Rechtsprechung nicht gemacht werden darf. Die Tendenz der schrankenlosen Ausdehnung der Gesetze auf Thatbestände, welche zu umfassen die Gesetze nie anstrebten, liegt in der Rechtsprechung schon seit langer Zeit vor. Dieselbe Tendenz zeigt sich auch in der Rechtsprechung des früheren preußischen Obertribunals gegenüber dem preußischen Strafgesetzbuch, welches die Mutter unsers gegenwärtigen deutschen Strafgesetzbuchs gewesen ist. In seiner bekannten, 1864 erschienenen Schrift über „die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland“ spricht sich (Seite 33) der verstorbene Franz von Holtzendorff darüber folgendermaßen aus:

„Hätte man den preußischen Kammern, als das Strafgesetzbuch beraten wurde, den fünf Jahre später entstandenen Kommentar des Oberstaatsanwalts Opperhoff vorzeigen können, so würde man aus den darin registrierten verurteilenden Erkenntnissen des Obertribunals vielleicht Anlaß genommen haben, dem verbietenden Teil des Strafgesetzbuchs einen Anhang hinzuzufügen, in welchem die unter allen Umständen erlaubten Handlungen zu verzeichnen gewesen wären.“

Für alle drei uns hier interessierenden Beschwerdepunkte läßt sich mit aller Bestimmtheit beweisen, daß die ihnen zu Grunde liegende ausdehnende Gesetzesanwendung schon bei Fällen stattfand, die mit sozialdemokratischen Bestrebungen nichts zu thun hatten. Liszt hat in seinem schon oben erwähnten Gutachten alle in Sachen des dolus eventualis in Betracht kommenden Entscheidungen des Reichsgerichts besprochen und gezeigt, daß schon seit 1881 Entscheidungen des Reichsgerichts vorliegen, in welchen sich fehlerhafte Anwendungen des Begriffs des eventuellen Vorsatzes finden, Entscheidungen, welche durchweg in Beziehung auf durchaus nicht politische Handlungen ergangen sind. Was die Majestäts-

beleidigung angeht, so genügt es, auf die zahlreichen Beleidigungsprozesse des Fürsten Bismarck zu Zeiten seiner Amtsführung hinzuweisen, in denen häufig eine alle Grenzen überschreitende Auslegung des Beleidigungsbegriffes in der Rechtsprechung hervorgetreten ist. Schon 1879 wurde ein Angeklagter wegen Beleidigung des Fürsten Bismarck verurteilt, weil er eine im Reichstag gehaltene Rede des Fürsten als schlecht und nichtssagend bezeichnet und schließlich gesagt hatte, eine solche Rede könne jeder Schornsteinfeger halten. Die Rechtsprechung in Sachen der Beleidigung ist ja bekanntlich nach zwei Seiten hin eine unbefriedigende, da sie einerseits in Handlungen schon Beleidigungen findet, welche nicht als Beleidigungen im Rechtssinn angesehen werden sollten, und andrerseits schwere Beleidigungen mit viel zu leichten Strafen belegt. Und was endlich den groben Unfug angeht, so sind die Klagen über die fast grenzenlose Weite, welche die Praxis diesem Begriff gegeben hat, beinahe schon so alt wie das deutsche Strafgesetzbuch selbst, jedenfalls aber ertönten sie schon zu Zeiten der Herrschaft des Sozialistengesetzes, als der Polizei und der Staatsanwaltschaft ganz andre Mittel zur Verfolgung der sozialdemokratischen Bestrebungen zur Verfügung standen als die verhältnismäßig doch geringfügige Strafandrohung für den groben Unfug.

Gegenüber den Befürchtungen der öffentlichen Meinung kann nicht bestimmt genug versichert werden, daß die Rechtsprechung überhaupt eine die Strafgesetze ausdehnende Tendenz zeigt, ausdehnend nicht nur in Bezug auf -- sit venia verbo — politische, sondern auch auf nichtpolitische Handlungen, von denen früher nie jemand annahm, daß sie unter die Strafgesetze fallen würden. Darüber sind alle Kriminalisten der Theorie einig, so sehr sie sonst sich in ihrer Stellung zu den Grundfragen unsrer Wissenschaft unterscheiden, und so verschieden sie vielleicht jene Tendenz erklären würden. Am entschiedensten hat Professor Seuffert in Bonn sich darüber geäußert. Er sagte:

„. . . Da zeigt sich . . . ein Anziehen des Kriminalitätshebels in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren im Verhältnis zu den vorletzten dreißig Jahren. Erinnern Sie sich an den groben Unfugs-Paragraphen, Urkundenbegriff, Fiktionen auswärtiger Thatortsbeziehungen (man verlegt, um im Inland strafen zu können, den Thatort ins Inland), Begriff des untauglichen Versuchs, Irrtumslehre, Vorsatzlehre. Vergegenwärtigen Sie sich, wie bei Majestätsbeleidigungen mehr und mehr die Ehrfurchtsverletzung des preußischen Strafgesetzbuches in den Vordergrund tritt; Anspannung des Paragraphen 159, Verleitung zum Meineid, Paragraph 166 und gar Paragraph 263. Im Jahre 1882 wurden wegen Betrugs verurteilt 11 869 Personen, elf Jahre später 20 711 Personen, also ist während dieser Zwischenzeit die Verurteilung um 83 Prozent gestiegen. Dies ist der scharfen Auffassung des Betrugsparagraphen zuzuschreiben. Dann kommt noch der berühmte Beleidigungsparagraph. Dieser findet heute eine sehr weite Anwendung."

Diese bestimmte Versicherung aller Sachverständigen kann für die öffentliche Meinung allerdings nur zum Teil beruhigend wirken. Denn wenn die öffent-

liche Meinung vielleicht sich auch insofern beruhigt, als sie ihre Zweifel an der politischen Befangenheit der Richter fallen läßt, so wird doch das Gefühl der Unsicherheit gegenüber der ganz allgemein die Anwendung der Strafgesetze ausdehnenden Richtung der Rechtsprechung sich geltend machen. Und die bange Frage wird entstehen, auf welche Ursachen denn diese Erscheinung zurückzuführen sei, und was gethan werden könne, um jener Tendenz der Rechtsprechung entgegenzutreten.

Diese Ursachen sind meines Erachtens sehr verschiedenartige.

Eine der Ursachen ist in den Strafgesetzen selber zu suchen. Die Gesetze sind teilweise mangelhaft gefaßt, weil sie die That, welche sie mit Strafe bedrohen, nicht definieren. Wenn die Gesetze die „Beleidigung", den „groben Unfug" schlechtweg mit Strafe bedrohen, ohne anzugeben, in welchen Handlungen Beleidigungen und grober Unfug gesehen werden soll, so öffnen sie dem subjektiven Belieben und den wechselnden Anschauungen Thür und Thor. Anstatt auf die feste Basis der gesetzlichen Umschreibung des Thatbestandes ist dann die Rechtsprechung auf die naturgemäß schwankende sogenannte Anschauung des Lebens gestellt. Diese nach Zeit und Ort und andern Umständen stets mehr oder weniger schwankende Anschauung drängt die Rechtsprechung bald hier- und bald dorthin, und die Rechtsprechung wird dadurch ebenso eine unbestimmte, wie es die ihr zu Grunde gelegte Lebensanschauung ist. Aber auch da, wo die Gesetze eine Definition der strafbaren Handlung geben, sind sie häufig mangelhaft. Die Kunst der Strafgesetzgebung steckt eben noch in den Kinderschuhen und geht demgemäß häufig unsicher und im Dunkeln tastend einher, geleitet von Ideen und Bedürfnissen, welche nicht abgeklärt sind. So entstehen Definitionen, welche wohl auf die häufigeren und gröbsten Handlungen passen, an welche der Gesetzgeber dachte, nicht aber auf die zahlreichen ähnlichen Handlungen, welche das Leben der Rechtsprechung zutreibt. Deshalb wird die Rechtsprechung stets mehr oder weniger durch den Zwang der Umstände dazu gedrängt, das Gesetz den Bedürfnissen anzupassen. Geschieht das aber einmal, so ist damit wieder der subjektiven Meinung ein weites Thor geöffnet, insofern die Frage, was berechtigtes und was unberechtigtes, was ein wirkliches und was ein vermeintliches Bedürfnis ist, häufig doch eine verschiedene Beantwortung erfahren kann. Sind die Zeiten erregt durch die Stürme des politischen, religiösen oder wirtschaftlichen Lebens, so wird auch versucht werden, die Rechtsprechung in den Kampf der widerstreitenden Interessen und Anschauungen hineinzuziehen. Und dann erscheint der einen oder der andern Partei, welche vorher dem Schwanken und der Unsicherheit der Rechtsprechung keine Aufmerksamkeit geschenkt hat, diese Rechtsprechung häufig als eine von jenen Stürmen beeinflußte.

Eine andre der Ursachen ist in dem gegenwärtigen Stand der Strafrechtswissenschaft zu suchen. Sie ist zurzeit zwar außerordentlich hoch entwickelt und lebendig, indem sie alle Grundfragen des Strafrechts aufs neue zur Debatte gestellt hat, aber die meisten dieser Fragen sind so wenig abgeklärt, daß es eines besonderen gesetzgeberischen Genies bedürfte, um ein wirklich gutes,

auf lange Zeit hinaus wertvolles Strafgesetzbuch aufzubauen. Das deutsche Strafgesetzbuch ist gewiß nicht so schlecht, wie häufig behauptet wird. Aber das Werk genialen gesetzgeberischen Könnens ist es auch nicht. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß eine geniale Rechtsprechung, wie sie eine Führerin der Wissenschaft sein, so auch auf dem Boden eines mangelhaften Gesetzes eine ausgezeichnete Praxis erstehen lassen könnte. Aber man darf doch der Rechtsprechung den Mangel der Genialität ebensowenig zum Vorwurf anrechnen wie einem schlecht talentierten Individuum. Das Normale ist, daß die Wissenschaft eine Führerin der Rechtsprechung ist. Die Rechtsprechung schafft in der Praxis allerdings erst den Boden für die Wissenschaft. Diese aber hat aus den einzelnen Entscheidungen der Praxis die allgemeinen Prinzipien zu entwickeln, dieselben kritisch zu behandeln und zu solchen Resultaten zu verwerten, welche der Praxis als Leitsterne dienen können. Sind die Grundfragen der Wissenschaft noch nicht genügend abgeklärt, so wird sie auch der Praxis keine sichere Führerin sein können. Wenn so viel in den Kreisen der Theoretiker über den klaffenden Abgrund zwischen Theorie und Praxis auf dem Boden des Strafrechts geklagt wird, so sollte man sich doch sagen, daß dieser beklagenswerte Zustand zum Teil von der Theorie selber verschuldet ist. Wenn wir auch alle einig darin sind, daß die Praxis die Strafgesetze viel zu weit ausdehnt, so können wir andrerseits doch auch zurzeit der Praxis keinen sicheren Maßstab geben, mit dessen Hilfe sie ihre Gesetzesauslegung stets innerhalb sicherer Grenzen halten könnte.

Allein diese beiden im Zustand der Gesetze selbst und in dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu suchenden Ursachen entlasten die Rechtsprechung trotz alledem nicht. Sie erklären es, daß die Rechtsprechung auf den abschüssigen Weg geraten konnte, aber sie haben die Rechtsprechung doch nicht auf diesen Weg gestoßen. Das hat vielmehr das moralische Gefühl der Richter gethan.

Wer die in Betracht kommenden zahlreichen Entscheidungen prüft, dem steht es klar vor Augen, daß es das Bestreben der Rechtsprechung ist, nur ja keinen Angeklagten, dessen That ihn in moralisch schlechtem Licht zeigt, ungestraft von dannen gehen zu lassen. Wo es sich um eine Gesetzesbestimmung handelt, welche mit nicht hinweg zu interpretierender Klarheit die mit Strafe bedrohte Handlung definiert, wie der Paragraph 342 den Diebstahl, da freilich kann die Rechtsprechung kaum dem Drängen des moralischen Gefühls nachgeben. Trotzdem die Bestrafung der sogenannten Entwendung von Elektricität heutzutage ein dringendes Bedürfnis wäre, hat doch das Reichsgericht mit Recht darin keinen Diebstahl finden können, weil die Elektricität eben keine körperliche Sache ist. In den zahlreichen Fällen aber, wo diese scharfe Klarheit und alle Interpretationskünste ausschließende Bestimmtheit den Gesetzen nicht eigen ist, läßt das moralische Gefühl die Rechtsprechung so lange herum interpretieren, bis das Gesetz auf das angeblich oder wirklich vorhandene Bedürfnis paßt. Würde diese Interpretation von einem allgemeinen und prinzipiellen Gesichtspunkte aus vorgenommen, so wäre die Gefahr nicht so groß, insofern der Rahmen des Gesetzes zwar

erweitert, aber für die Beurteilung des einzelnen Falles doch eine bestimmte, klare und den Mißbrauch ausschließende allgemeine Basis geschaffen wäre. Allein zu einer so gearteten Interpretation kommt die Rechtsprechung nur selten. Es ist zumeist der einzelne Fall in seiner konkreten Bestimmtheit, den sie ins Auge faßt, und für den sie, ihrem moralischen Gefühl folgend, das Gesetz ausdehnend interpretiert. So legt sie bald hier, bald dort eine Bresche in die feste Mauer der vom Gesetz aufgestellten Definition des strafbaren Thatbestandes. Gar leicht wird dann die eine und die andre Bresche gelegentlich erweitert, so daß schließlich wenig von der Mauer übrig bleibt. Sind eine Reihe von Urteilen einmal ergangen, welche hier und da Bresche gelegt haben, dann wird es ein leichtes für die Staatsanwaltschaft, welche ja eine politische Behörde ist und den Weisungen der oberen Staatsbehörde zu folgen hat, indirekt politische Gesichtspunkte in die Rechtsprechung hineinzutragen. Daß die Staatsanwaltschaft bei den in Betracht kommenden Fällen der Majestätsbeleidigung und des groben Unfugs von politischen Gesichtspunkten ausgeht, ist selbstverständlich. Sie versucht es einmal mit einer Anklage, ob sie eine ihr oder den oberen Staatsbehörden mißliebige Handlung mit dem schweren Hammer des strafrichterlichen Urteils treffen kann. Und der Versuch muß meistens gelingen, weil bei einem oder bei mehreren früheren nicht politischen Fällen schon Urteile ergangen sind, welche eine Bresche in das Gesetz gelegt haben. Ist erst einmal dem groben Unfug durch die Rechtsprechung eine solche Ausdehnung gegeben, daß jede irgendwie mißliebige Handlung darunter gebracht werden kann, warum soll dann das Tragen einer roten Fahne oder das Boykottieren eines Wirtes von seiten der Sozialdemokraten kein grober Unfug sein, da doch sicherlich durch diese Handlungen mancher Bürger unangenehm berührt und seine Angst vor dem roten Gespenst vergrößert wird? Und warum soll denn die falsche Anwendung des Begriffes vom eventuellen Vorsatz, welche schon vorher so gute Dienste gethan, nun jetzt gerade plötzlich aufhören, wenn ein Sozialdemokrat der Majestätsbeleidigung angeklagt wird? Und endlich, wenn seit Jahren die Praxis in allen möglichen Respektsverletzungen, ironischen Aeußerungen, Ungezogenheiten u. s. w. schon Beleidigungen gesehen hat — warum sollen denn nun plötzlich solche Respektsverletzungen, ironische Aeußerungen, Ungezogenheiten und dergleichen, begangen in Bezug auf den Kaiser und den Landesherrn, keine Beleidigung mehr sein?

So gewiß es ist, daß es sich hier um falsche, unerträgliche, in ihren Folgen stets bedrohlicher werdende Urteile handelt, so kann doch meiner Ueberzeugung nach nicht der Rechtsprechung der Vorwurf gemacht werden, daß sie sich von politischen Motiven beeinflussen lasse. Dieser Vorwurf kann wohl der Staatsanwaltschaft gemacht werden, aber er prallt an der Thatsache ab, daß die deutsche, nach dem Muster der französischen organisierte Staatsanwaltschaft eine politische Behörde ist, welche nicht, wie die Gerichte, eine eigne Ueberzeugung, sondern die Auffassung der oberen Staatsbehörden, der Regierung zu vertreten hat.

Habe ich in dem Eindrängen des moralischen Gefühls die wirkliche Ursache der die Gesetze ausdehnenden Tendenz der Rechtsprechung aufgedeckt, so entsteht nun die Frage, wie etwa dieser Tendenz entgegengetreten werden kann. Die Frage ist leider leichter gestellt als beantwortet, ja sie ist überhaupt nicht mit dem Hinweis auf eine bestimmte Maßregel zu beantworten. Wenn auch die Gesetzgebung eingreifen und gänzlich undefinierte Thatbestände wie „Beleidigung“ und „grober Unfug“ mit Definitionen ausfüllen und überhaupt die Strafgesetze bestimmter fassen sollte, so wäre zwar einiges gebessert, aber jene Tendenz bliebe nach wie vor. Auch von seiten der Wissenschaft ist im Augenblick kaum Hilfe zu erwarten, denn wir Theoretiker liegen zurzeit im schärfsten Streit um allerlei sehr tiefgründige und wichtige Fragen, als da sind: Wesen und Zweck und Grund der Strafe, Zurechnungsfähigkeit, Willensfreiheit, Kausalzusammenhang, Unschädlichmachung der Gewohnheitsverbrecher, bedingte Verurteilung u. s. w. Dogmatische Durchforschung und Erleuchtung der einzelnen Verbrechensgruppen überlassen wir aber zumeist Anfängern. Ist der Privatdozent erst Professor, dann lenkt er sein Schifflein in das Meer des oben geschilderten Streites hinein, sonst wird er zu den „Scholastikern“, den „Begriffsjuristen“ geworfen, welche keinen Sinn für die Anforderungen des Lebens haben, sondern, mit den Scheuklappen der logischen Jurisprudenz versehen, den Boden des veralteten positiven Rechts bearbeiten. Auch pflegt sich die deutsche Rechtsprechung herzlich wenig um die monographischen Arbeiten zu kümmern; unsre Richter sind so überlastet, daß sie allenfalls noch ein Lehrbuch oder einen Kommentar lesen, aber der Wissenschaft als solcher folgen können sie einfach nicht — aus Mangel an Zeit.

Man hat allerlei Vorschläge gemacht, das Personal der Richter besser auszulesen. Man will zum Beispiel frühere Staatsanwälte, welche nach jahrelanger staatsanwaltlicher Thätigkeit selbstverständlich stets die schärfere Auslegung der Gesetze vertreten, von der richterlichen Carriere ausgeschlossen haben. Allein diese und andre Vorschläge würden doch, obgleich sie einer näheren Prüfung wert wären, jene Tendenz, welcher es entgegenzutreten gilt, nicht wesentlich beeinträchtigen. Jene Tendenz hängt eben mit einer mächtigen Strömung im gegenwärtigen deutschen Volksleben zusammen. Man hofft ja alles und jedes von den Strafgesetzen und den Strafgerichten. Kaum verspürt man irgendwo ein vermeintliches oder wirkliches Uebel — gleich schreit man nach der Polizei, dem Staatsanwalt, dem Strafrichter, neuen Strafgesetzen. So ergehen alle Tage über alle möglichen Gebiete sich erstreckende Strafgesetze, und es wird bald kaum mehr noch Juristen geben, welche im einzelnen genau wüßten, was alles verboten und erlaubt, strafbar und straflos ist. Man frage einmal einen Staatsanwalt, wie viele Tausende von Denunziationen er alljährlich als unbegründet zurückweisen muß. Und ist es nicht ein bekannter Kniff vieler Rechtsanwälte, welche als Verteidiger in andern Fällen nicht scharf genug der Staatsanwaltschaft entgegentreten können, daß sie bei Zivilprozessen den Gegner ihres Auftraggebers erst einmal bei der Staatsanwaltschaft wegen Unterschlagung, Betrug, Erpressung und dergleichen denunzieren lassen? Ich glaube, wer die

Verhältnisse kennt, wird mit mir übereinstimmen in der Behauptung, daß die Tendenz unsrer Rechtsprechung, die Strafgesetze auszudehnen, nur ein Gegenstück zu der geschilderten allgemeinen Strömung im deutschen Volksleben ist. Das verhindert es natürlich nicht, daß die öffentliche Meinung jetzt sich aufbäumt, da plötzlich die Folgen dieser allgemeinen Tendenz auf politischem Gebiete sich zu zeigen beginnen. Den tieferen Zusammenhang von Erscheinungen zu erfassen, ist nicht Sache der öffentlichen Meinung. Sie urteilt nach bedrohlichen Symptomen. Die den Symptomen zu Grunde liegende Krankheit zu finden, überläßt sie den Sachverständigen, wie sie sich auch beruhigt, wenn nur die Symptome verschwinden, gleichgültig, ob auch die zu Grunde liegende Krankheit gehoben wird oder nicht.

Zu berücksichtigen bei der Frage, wie jener Tendenz entgegengetreten werden könne, ist aber auch ein historisches Moment. Wer die Geschichte des deutschen Strafrechts kennt, weiß es, daß seit langer Zeit das moralische Gefühl der Richter dem Gesetz entgegen Einlaß in die Rechtsprechung gefunden hat. So ist es gekommen, daß von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an die Rechtsprechung — unter Beihilfe der Wissenschaft — das Gesetzbuch Kaiser Karls V. vom Jahre 1532, die sogenannte Carolina, in den Hintergrund drängte, die grausamen Strafen derselben milderte, Verbrechen anerkannte, welche die Carolina gar nicht mit Strafen bedrohte, und andrerseits Verbrechen, welche die Carolina mit Strafe bedrohte, teils wesentlich einschränkte, teils gänzlich antiquieren ließ. Das viel citierte Wort des Geschichtsschreibers der Carolina, Malblank, über einen berühmten Kriminalisten des achtzehnten Jahrhunderts, Meister, muß ich auch hier anführen:

„Der verstorbene Meister aber zeigt in seinen peinlichen Erkenntnissen überall das menschenfreundlichste Herz und besaß in hohem Grade die Stärke, seine überaus gelinden Gesinnungen mit den Gesetzen so schicklich zu vereinigen, daß man niemals eine gewaltsame Abweichung davon bemerkt und er doch überall seinen Endzweck erreicht."

Wir wissen wohl, daß die Rechtsprechung jener Zeit nicht anders handeln konnte, da sie vor einem zweihundert Jahre alten Gesetze stand, dessen Anschauungen veraltet waren und verworfen wurden, ohne daß die ohnmächtige Gesetzgebung einzugreifen wußte. Darum hat diese Revolution auf dem Gebiet der Strafrechtspflege die Sanktion der Geschichte gefunden. Aber wie jede Revolution noch lange Zeit nach ihrem Sieg die Spuren der Gewalt zurückläßt, so hat auch diese Revolution Spuren der Gewalt zurückgelassen in der Tradition des deutschen Richterstandes: das Heruminterpretieren am Gesetz, um dem moralischen Gefühl Eingang zu verschaffen, wird noch immer bewußt und unbewußt geübt, obgleich es heutzutage nicht mehr geschehen sollte, da eine lebendige Gesetzgebung bereitsteht. Allein auch hier ist es sehr schwer, mit der Tradition auf einmal zu brechen. Die Imponderabilien, welche in einem Stand die Tradition stützen, sind mächtiger als jeder Ansturm von außen, die Macht der Tradition

zu brechen. Nur von innen heraus, durch eine Bewegung innerhalb des Standes, kann eine solche Tradition allmählich überwunden werden.

So sehen wir also, wie verschiedene Ursachen zusammengewirkt haben, damit das Resultat entstehen konnte, dessen Dasein man mit Recht beklagt. Man wird nicht allzu pessimistisch urteilen, wenn man deshalb der Meinung ist, daß das Zusammenwirken einer ganzen Reihe von Faktoren erforderlich wäre, um die Rechtsprechung langsam und stetig zurückzudrängen in die strikten Rahmen der Gesetze. Gesetzgebung und Wissenschaft können allein keine Abhilfe schaffen. Das deutsche Volk muß auch zur Erkenntnis kommen, daß die Strafgesetze zweischneidige Schwerter sind, die zuweilen mehr schaden als nützen, und daß der stete Ruf nach dem Strafrichter und nach neuen Strafbestimmungen, welcher auf dem Aberglauben an die Allmacht der Gesetzgebung beruht, vom Uebel ist. Und die Rechtsprechung muß zur Selbstbesinnung kommen. Die Gerichte müssen sich überzeugen, daß sie mit ihrer die Gesetze ausdehnenden Tendenz allmählich auf eine schiefe Bahn geraten sind, auf welcher es keinen Halt mehr giebt. —

Eben, da ich vorstehende Ausführungen niedergeschrieben habe, erhalte ich Kenntnis von dem Aufsatz des Reichsgerichtsrates a. D. Otto Mittelstädt in der Berliner Wochenschrift „Die Zukunft“, betitelt: „Unfug in der Rechtsprechung“. Mittelstädt macht voller Entrüstung der deutschen Rechtsprechung, insbesondere derjenigen des Reichsgerichts, an welcher er selbst bis vor kurzer Zeit teilgenommen, den Vorwurf, daß sie den Begriff des groben Unfugs gemäß § 360 Nr. 11 des Strafgesetzbuches aus politischen Motiven, entgegen dem klaren Willen des Gesetzes, gewaltsam ausdehne, um damit Bethätigungen der sozialdemokratischen Partei zu treffen. Trotzdem habe ich an meinen obigen Ausführungen nichts zu ändern. Wer nicht den einzelnen Fall herausnimmt, sondern das ganze Material mit Ruhe und Besonnenheit von der Höhe wissenschaftlicher Betrachtung aus ins Auge faßt, wird mir beistimmen. Bei der mit noch nie dagewesener Heftigkeit und mit alles Maß überschreitender Verhetzung betriebenen Agitation vieler sozialdemokratischer Führer wäre es menschlich begreiflich, wenn in dem beamteten Richtertum mit seinem naturgemäß konservativen Sinn für die Aufrechterhaltung der gegebenen Gesellschaftsordnung unbewußt eine Tendenz aufkäme, die bestehenden Gesetze ausdehnend zu interpretieren und dadurch eine Bekämpfung jener Agitation zu ermöglichen. Das wäre menschlich begreiflich, aber es wäre nichtsdestoweniger unentschuldbar und verderblich. Unentschuldbar: denn der Richter ist bestellt zur unparteiischen Auslegung und Anwendung der Gesetze. Wenn die Bildhauer die Göttin der Gerechtigkeit mit einer Binde vor den Augen darstellen, so kommt darin symbolisch der von grauer Alterszeit her der ganzen Menschheit heilige Grundsatz zum Ausdruck, daß der Richter Recht und Unrecht einzig abwägen soll nach der begangenen That einerseits und dem Gesetz andrerseits, ohne Ansehen der Person, der Partei, des Standes, der Familie, der sozialen Stellung. Die Binde vor den Augen der Justitia bedeutet die Gleichheit vor dem Gesetz. Verderblich: denn wie auf einem Fels im Meer, an dem die stärksten Wogen sich brechen,

soll der Richter im Getriebe der sozialen und politischen Parteien auf dem Felsen der Gesetze stehen. Eine Instanz soll es geben im Staate, von welcher es gewiß ist, daß sie unter allen Umständen die Gesetze gerecht auslegt und anwendet. Gleiten die Richter bei der Rechtsprechung auch nur unbewußt und gelegentlich, beeinflußt durch ihre persönliche Anschauung in Sachen der Politik, von diesem Felsen der Gesetze herunter, so werden sie und ihre Rechtsprechung dem Spiel der Wellen des Parteilebens preisgegeben. Dann hat das Recht seine Priester verloren, und der Tempel der Gerechtigkeit wird zu einer Stätte der Gewalt, und auf dem von der Göttin verlassenen Richterstuhl nimmt die Willkür Platz, welche das Recht biegt und beugt, den Rahmen der Gesetze sprengt und den Boden unterwühlt, auf welchem die Menschen friedlich zusammenleben können.

Unser Volksleben ist aufgewühlt bis in seine tiefsten Tiefen. Der friedliche Gang unsrer inneren Entwicklung ist gestört durch einen Gegensatz der sozialen und wirtschaftlichen Interessen, wie er niemals früher aufgetreten. Bis an die Zähne bewaffnet mit dem Haß des Fanatismus und dem Gift der Verlästerung stehen sich die Konfessionen gegenüber. Der Rassenhaß ist erwacht und hat die Gemüter verbittert und hat die Gewissen verkehrt. Soll uns nun auch diese prüfende Erfahrung nicht erspart bleiben, daß unser Richtertum, dessen Unabhängigkeit und gerechter Sinn unser Stolz gewesen, sich als beeinflußt erweist von politischen und sozialen Rücksichten und die Gesetze in den Dienst stellt der politischen Gegensätze und der sozialen Kämpfe? Soll das stolze Wort: „Es giebt noch Richter in Berlin“ an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts zu Schanden werden? Solange ich mir und andern die in Betracht kommenden Thatsachen, wie ich es oben gethan habe, in andrer Weise erklären kann, will ich und kann ich das nimmermehr glauben! Daß aber einer aus ihren eignen Reihen, welcher viele Jahre lang an hervorragender Stelle Recht zu sprechen hatte, den Richtern den furchtbaren, alle ihre Autorität untergrabenden Vorwurf macht, bei der Rechtsprechung mit politischer Parteilichkeit das Recht zu beugen, mag vielleicht mehr wie alles andre die Gerichte zur Selbstbesinnung führen und die allgemeine die Gesetze ausdehnende Tendenz der Rechtsprechung zurückdrängen.



Gespräche mit Anton v. Werner.

Mitgeteilt von

Ottomar Beta.

Es kann nicht meine Absicht sein, Ihnen Lebensläufe der Berliner Künstler zu senden. Für solche hat ja H. Knackfuß reichlich gesorgt. Und ganz insbesondere ist es ein förmliches Handicap mit Hindernissen, Ihnen Mitteilungen über die Thaten und Meinungen eines Mannes zu machen, der nicht bloß ein hervorragender Künstler ist, sondern an ebenfalls hervorragender Stelle als „Beamteter" in den Listen des preußischen Kultusministeriums geführt und seltsamerweise an dieser Stelle wie ein Böcklinscher Triton umbraust wird von den neidischen Fluten des allerseits wohlverstandenen und doch so unmotivierten: „Ote-toi de là que je m'y mette!"

Als in den Listen der Bureaukratie „Geführter" ist er einem System unterworfen, welches an sich, soweit es reicht, mächtig genug ist, aber der „Geführte" ist fast zum Bemitleiden ohnmächtig. Das Statut, der Paragraph und der Interpret desselben, sie sind es, die an seiner Statt denken und aus ihm reden. Er darf von der Sprache, die Gott ihm gab, zu sagen, was er leidet, nicht den natürlichen Gebrauch machen. Und zum Statut gesellt sich der Etat. Zur Zeit hat in dieser Hinsicht in Preußen eigentlich nur noch der Säckelmeister das Wort. Der Fiskalismus, der sich schon auf der Eisenbahn in Gestalt der Platzzulage an der Grenze Preußens erschreckend geltend macht wie die Meduse, hat auch das Gebiet der Kunst überschwemmt und auch dort einen ziemlich hohen Pegel erreicht. Das liegt so in der preußischen Situation. Es ist keine persönliche Schuld irgendwessen. Generationen haben sich bemüht, diese Reste kultureller Eiszeit zu beseitigen, und manche Könige haben dabei geholfen; das sind dann die Großen. Das meiste dabei thut die Sonne des Verkehrs und hat noch viel zu schaffen ehe Napoleons Wort: C'est cela qu'on appelle une patrie! völlig seinen ironischen Klang verlieren wird. Ermessen Sie danach die Gefühle, mit welchen ich ans Werk gehe, wenn ich Ihnen berichten soll, was ein ehemals notorischer Umstürzler, Reorganisator, Künstler und Kunstakademiedirektor über die Kunst und die Kunstakademie denkt, und wenn ich für Sie ergründen soll, warum er auf dem starren Felsen des Fiskalismus, an einer Stelle, wo nach der Ansicht des naiven Erdenbürgers die Schrecken des Tartarus herrschen, dennoch beneidet wird. Das ist, als wollte ein freier Erzengel den Luzifer beneiden, der stöhnend unter den Schnabelhieben des jovinischen Adlers angeschmiedet auf dem Kaukasus schmachtet.

Aber das ist noch nicht alles.

Ich habe im Laufe von dreißig Jahren, während welcher der bureaukratische Apparat auch einige Ergebnisse meines Denkens und Wirkens konsumierte, den

Zustand ziemlich genau ermessen lernen, in welchen ein Mensch gerät, der sich zum Bestandteil des fiskalischen Systems umkrystallisiert hat. Und ich erbleiche bei dem Gedanken, Anlaß zu geben, daß ein Anton v. Werner, der sich im Interesse der Akademie mit den „Behörden“ noch immer glimpflich abfand, etwa das erhielte, was man die erste Nase nennt. Gott sei Dank, sein Herz ist rein und ziemlich „zweifelsohne“. Es ist nicht schwarz, es ist nicht weiß, sondern schwarz-weiß mit einem breiten roten Rand. Es ist das eines geborenen Titelbiers, der dem Zähnegefletsch des Enderle von Ketsch ruhig zusieht, kühl bis an die Vatermörder. Freilich traut man ihm zu, daß er outspoken sein könne, aber bisher ist er dabei wohl noch immer auf der sicheren Seite geblieben. Wenn er nach „oben ging“ mit einem zu unterzeichnenden Dekret in der rechten Rocktasche, hatte er vielleicht das Entlassungsgesuch in der linken. Ja, er hat es auch wohl ein paarmal schon hervorholen müssen, um den annähernd unelastischen Apparat zum Nachgeben zu bringen. Doch ein Sarkophag ist beredter als der sonst so beredte Akademiedirektor in solchen „amtlichen“ Sachen. In einem Falle freilich, gelegentlich der Beteiligung der deutschen Künstlerschaft an der Grande Exposition Universelle in Paris 1878, wo es sich um ein politisches Versöhnungswerk handelte, hat Bismarck mit seinem mächtigen Stiefelabsatz ausgeholfen. Das ist notorisch, wie alles, was Bismarck that. Sonst hat Anton v. Werner, der bei jener Gelegenheit „den Fürsten Bismarck mit einer Schnellig- und Schneidigkeit bediente, wie er nie zuvor bedient worden ist“, solcher Hilfen wohl selten bedurft. Ich rede von Dingen, die offenkundig sind und welche von Leuten, die dem circulus vitiosus entronnen sind, jedem erzählen, der es hören will. Er selbst ist des Lobes voll über die allmähliche Aufhellung des bureaukratischen Horizonts, die Durchsonnung dieses nebeligen Milieu, unter dessen Eigenart er in der öffentlichen Meinung leidet. Seine eigne, mit Elasticität gepaarte Energie und sein natürliches Wohlwollen haben ausgereicht, um den in seiner Hilflosigkeit tiefes Mitgefühl erregenden Paragraphendenker nicht auf eine zu harte Probe zu stellen. Es ist dies, was an ihm neben dem Künstler am meisten zu würdigen wäre. Sodann allerdings hat man sich einer kleinen Anwandlung des Neides zu erwehren, und zwar gerade gegenüber dem Akademiedirektor. Anton v. Werner erfreut sich als solcher so vieler Feinde, daß er die ihm aus diesem Umstande sprichwörtlich erwachsende Ehre gar nicht unter Dach bringen kann, sondern sie zum Teil in Feimen auf dem Felde herumstehen lassen muß. Es ist damit ein Geheimnis verknüpft, das uns tiefsinnig machen könnte, warum jemand in ein Amt, schwerer Sorgen voll, immer mehr hineingebissen wird, während alles sich vereinigt, um ihn hinauszubeißen. Aber vielleicht giebt das Folgende die Erklärung. Anton v. Werner gehört, wenn auch nicht in dieser amtlichen Eigenschaft, aber als Künstler zu den auserlesensten der Sterblichen. Er ist einer von den Wenigen, bei denen der historische Moment mit ihrem Wachsen und Werden zusammenfiel. Das neue Deutsche Reich in statu nascenti fand ihn im selben glückseligen Augenblicke, und man könnte dasselbe von der Berliner Kunstakademie sagen und auch wohl vom Verein

Berliner Künstler. Von allen Mitstrebenden wurde er neidlos auf einstimmigen Antrag und auf dem Wege der Petition und Acclamation zu deren Leitung berufen; auch hier fiel sein Auftauchen mit dem Gipfeln der Ungeduld gegenüber der herrschenden Stagnation zusammen. Alles dies beweist sicherlich, daß wir es in ihm mit einem bedeutenden Manne zu thun haben. Das Auftreten des damals Dreißigjährigen als Mensch und Künstler hatte etwas Zwingendes und bei aller Schroffheit, die ihm zuweilen zu eigen ist, doch auch etwas Bestrickendes. Es sind Eigenschaften, die jedem fühlbar werden, der nur einige Gelegenheit gehabt hat, mit ihm in Berührung zu kommen. Das vielsagende Wort „selfmade“ wird heutzutage oft falsch angewendet, zum Beispiel sogar auf die Schöneberger Millionenbauern und Bauspekulanten. Anton v. Werner aber ist ein selfmade-man par excellence, dessen vielseitige Thätigkeit unsers Wissens nichts von einem „Streber“ an sich hat. Im Gegenteil, er hat sich nicht selten gegen die Gunst gesträubt.

Dazu gesellt sich der Umstand, daß er neben einem Menzel der gewissenhafteste Chronikeur seiner Zeit geworden ist. Seine zahlreichen Schöpfungen erhalten dadurch einen besonderen Wert. Die Personen und selbst die Oertlichkeiten, die er zumeist in allergrößtem Rahmen schilderte und, wie alle Welt zugiebt, dies in einer zeitgemäßen, bald realistischen, bald allegorischen und der großen Begebenheit angemessensten Weise gethan hat, sind historische. Er hat sie für die Nachwelt leibhaftig gebannt, ehe sie dem unersättlichen Tode oder der ummodelnden Hand zum Opfer fielen. Es sind die Heroen der siebziger Jahre, deren Bild er inmitten ihrer beispiellosen Laufbahn fixiert hat. Und auch was die Oertlichkeiten anbetrifft, so braucht man nur an den alten Dom, den weißen Saal, das Mausoleum im Schloßpark zu Charlottenburg zu erinnern. Man möchte ihm anempfehlen, auch den botanischen Garten in Berlin dieser Reihe anzugliedern, diese Stätte weihevoller Erinnerungen, dieses letzte Idyll in der Berliner Mietswucherwüste, ehe der Heißhunger der Pfandbriefmegäre sie am Ende doch noch „verfrühstückt“.

Und noch mehr.

Anton v. Werner ist der litterarische Genius der bildenden Künste in Berlin. Er ähnelt in dieser Hinsicht den großen Meistern des Cinquecento. Er ist ein streitbarer Heros, der die Technik des black and white auch auf das abstraktere Gebiet, die Schrift, ausdehnt. Und er ist darin den XI bei Schulte, die den Spruch Mephistos beherzigen: „Associiert euch mit einem Poeten, laßt den Herrn in Gedanken schweifen“ ꝛc. und auch der Londoner Intensityschule, welche Bildner waren in Terpentin und Thon und Poet dazu, mindestens ebenbürtig.

Als ich nun wieder einmal bei ihm in seiner in einem Einbau der großen Schlagader des Berliner Westens, der Potsdamer Straße, gelegenen „Villa“ anklopfte, um ihn um die Erlaubnis zu bitten, Interpret seiner Gedanken über die Kunst zu werden und in Ritter v. Wyls Fußstapfen zu treten, jenes Pointenmillionärs, der den völlig unverantwortlichen Meister Lenbach in Scene

jetzte, da lachte er mich nicht sogleich aus. Er nahm mich, soweit das auf Erden möglich ist, ernsthaft. Das war schon ein sehr versöhnlicher Zug, denn Excellenz Menzel hätte mir ärgerlich den Rücken zugekehrt,[1]) und andre, in ihrer Meinung ebenso große Künstler hätten mich überlegen darüber belehrt, daß die bildenden Künste mit keinerlei Gedanken etwas zu thun hätten. Man beherrsche das Material, man gebe dank gewisser souveräner Empfindungen, Impulse und Impressionen gewisse Emanationen von sich in Gestalt von Gemälden, vor denen die Welt auf den Knieen zu liegen habe, und alles Denken wäre vom Uebel. Es mögen die Boswell zu Dutzenden herumlaufen, aber unter den Malern finden sie nicht leicht ihren Johnson.

Herrn Professor und Königlichen Akademiedirektor Anton v. Werner sieht man, wie einer Nixe den Fischschwanz, die litterarische Hinterhaltigkeit sofort an. Sein hagerer Leib beherbergt einen regen, zehrenden Geist. Dieser trotz seiner fünfundfünfzig Jahre noch immer jugendliche Mann hat nicht nur gemalt und gezeichnet, er hat auch gedacht, geredet und geschrieben. Ihm ist, wie dies schon der verstorbene Generalpostmeister v. Stephan bewundernd anerkannte, nicht bloß der Pinsel als Vehikel seiner Beobachtungen und Empfindungen gegeben, sondern er beherrscht auch das Wort. Und das Bändchen „Ansprachen und Reden" (meist bei Preisverteilungen gehalten), welches er zum verflossenen zweihundertsten Jubiläumsjahre der Akademie auf Wunsch einer beträchtlichen Schar von Anhängern herausgab, ist ein Klondyke schöner und treffender Gedanken.

Er sah mich nur ein Weilchen erwägend an, mit jener wohlthuenden Teilnahme im Blick, die mit ein klein wenig Selbstironie gewürzt ist, und welche besagte: Anch io sono scrittore. Dann seufzte er, und der Menschheit ganzer Jammer lag in diesem Seufzer, wenigstens der der akademischen, das heißt der malenden, im Gegensatz zu der übrigen, die von all diesem Jammer keine Ahnung hat und auch sonst zu nichts weiter gut ist, als gemalt zu werden.

„Sie wissen wohl nicht, was Sie von mir verlangen," hub er an; „ich kann jedenfalls nur wünschen, daß von mir in Ihrer Presse so wenig wie möglich die Rede sein möge. Meine Ansichten und so weiter kennen Sie ja durch mannigfache Gespräche, und ich habe damit nie hinter dem Berge gehalten. Das ist ja auch das einzige, was man, außer daß ich überhaupt Künstler, Professor und Direktor bin, am meisten an mir tadelt, daß ich auch zuweilen ein Wort mitzusprechen mir erlaube, und daß ich mir dabei Mühe gebe, meine Gedanken ebenso gerade und fest zu gestalten wie meine Linien. Wenn Sie aber durchaus Wyl II. werden wollen (notabene, ich wünsche Ihnen ein längeres und glücklicheres Leben, als es diesem geistreichen Manne beschieden war), so thun Sie, was er gethan haben würde, und gehen Sie zu denen, deren Anschauungen über unsre schöne Kunst in erster Linie von Gewicht sind, und welche durch die Pietät an erster Stelle genannt zu werden verdienen."

---

[1]) Daß auch der große Menzel kleine Leute sehr liebenswürdig aufnehmen kann, werden wir demnächst erfahren.

Er meinte natürlich Excellenz Menzel, Knaus und noch einige andre. Und das zu thun, habe ich mir denn auch vorgenommen. Indessen, alle solche Wege führen zunächst doch immer wieder zu Anton v. Werner, und da ich einmal dabei war, so meinte ich mit dem Schüler im „Faust“:

„Ich kann unmöglich wieder gehen,“ ꝛc.

„Sie waren vor einigen Jahren in London, Herr Professor, und als ergrauten angeblichen Anglomanen hat mich Ihre Schilderung der dort erhaltenen Eindrücke in einer Ihrer Ansprachen lebhaft interessiert. Man merkt es Ihren Worten an, daß sich hinter denselben etwas verbirgt. Die Kontur wird durch die Falten des Schleiers hindurch sichtbar, welche Sie über Ihrer tiefer liegenden Ansicht ausbreiten. Sie erwähnen des Granvillschen Ausspruchs: ‚Die einzige Bittschrift, welche die Akademie an die Regierung hat, ist die, daß sie ihr die Gnade erweisen möchte, sich nicht um sie zu bekümmern.‘ Solche Worte, von einem Minister bei einer solchen Gelegenheit gesprochen und von Ihnen wiederholt, sind doch bedeutungsvoll für jeden nicht stumpfsinnigen Zeitgenossen. Ihre Schilderung der britischen Einfachheit und Kunstvornehmheit, der Selbständigkeit des einzelnen Künstlers ist geradezu entzückend. Die furca des preußischen Bureaukratismus hat die Stimme der Natur aus Ihrem Herzen nicht vertreiben können. Sie haben ein Zukunftsideal auch für die Berliner Akademie mit nach Hause gebracht, welche Sie, wie eine sorgende Mutter, mit Ihrem Herzblut nähren. Gestehen Sie es!“

Anton v. Werner ist ein Freund des Humors, und auch unser Berliner Galgenhumor ist doch noch immer Humor. So lachte er denn zu meinen Grimassen und bot mir in seinem bequemen und mit peinlichster Ordnung ausstaffierten Arbeitsgemach einen Lehnstuhl an, in dem ich bei einer Tasse Thee seinen Ausführungen lauschen konnte. Auch in diesen war er gründlich wie in allen Dingen. Wir haben in ihm einen Mann vor uns, der ganz in der Sache aufgeht, die es zu fördern und durchzusetzen gilt. Und was er für diese Aufgabe nicht von der gütigen Mutter Natur mit auf den Weg bekam, hat ihm das Schicksal reichlich beigebracht.

Bekanntlich stammt der am 9. Mai 1843 in Frankfurt a. O. geborene Anton v. Werner aus einer alten, angesehenen Familie von Militärs und Landwirten, die in Ostelbien eine Reihe von Höfen besaß, welche aber dem Gesetz der Mobilisation erlag, einem noch unerkannten Uebel, das zurzeit den ganzen Stand in das agrarische Lager führte oder auf Tivoli und im Cirkus Busch wie auf einem mons sacer vereinigte. Ihn persönlich hat dieser Wirbel, wie man wohl sagen darf, nach oben gerissen, wenn auch durch viele Windungen und Entbehrungen. Er bekennt sich aber für die Künstlerschaft zu dem Wagnerschen Leitmotiv: „Nie sollst du mich befragen!“ Seine Jugend war kein Idyll.

„Ich hatte bereits eine nahezu dreijährige praktische Lehrzeit als Stubenmaler hinter mir,“ erzählte er kurz und bündig, aber voll Stolz auf diese herbe Vorschule zurückblickend, „ehe ich mit sechzehn Jahren Schüler der Berliner

Kunstakademie wurde. Das alte Wort vom Handwerk und dem goldenen Boden bleibt auch heute in den Tagen des Industrialismus so herrlich wie am ersten Tag, zumal mit dem bösen Muß dahinter. Man steht mit solcher Erfahrung dem, was die Akademie bietet, viel dankbarer gegenüber, als das zurzeit im allgemeinen noch Mode ist."

Anton v. Werner ist in der That ein lebender Beweis für die neuerdings vielfach geäußerte, auch von Professor Koch erhärtete Ansicht, daß der Künstler von der Pike auf dienen müsse, um später bei der Stange bleiben zu können und sich nicht in Uferlosigkeiten zu verlieren.

Natürlich ist Selbstzucht die Hauptsache. Wenn aber jemand beispielsweise die landwirtschaftliche Akademie bezieht, so setzt man voraus, daß er diese vielseitige Disciplin vorher aus der Praxis kennen gelernt habe. Dann weiß er, was er „in diesen Sälen, auf diesen Bänken" zu suchen hat, welche Waren für sein Geld, und daß dies alles ohne Training nicht erreichbar ist. Anton v. Werner gedenkt noch heute mit Dankbarkeit des strengen Zeichenunterrichts beim alten Holbein und der anregenden Kompositionsübungen bei dem liebenswürdigen geistsprühenden August v. Klöber. Ebenso gehörte er zu den eifrigsten Hörern Guhls (Kunst- und Litteraturgeschichte), H. Weiß' (Kostümkunde) und Pauck-Müllers, der an nichts weniger als anheimelnder Stätte, aber mit versöhnendem Humor dem naiv blickenden Schülerauge das den menschlichen Formen zu Grunde Liegende und gefällig und charakteristisch zu Ueberkleidende offenlegte, die Anatomie. Das sind Dinge, auf welche der jugendliche Impressionist, der künstlerische „Hudlum" unsrer Tage mit einer Miene herabblickt, die lebhaft an das gerümpfte Näschen der frommen Helene erinnert, welche kürzlich in der Michelischen Werkstätte eine so herzerfrischende Apotheose in angemessener Elfenbeinmasse und Polychromie erfahren hat. Dieses Nasenrümpfen gab's damals nicht. Mit Heißhunger verschlang man alles Gebotene. „Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Und es war damals eine Wunderwelt! Alles befand sich damals im Werden, unbewußt, mitten im Zauber der Romantik. In ganz Deutschland, nicht bloß in Spree-Athen, sondern sogar in Karlsruhe, wohin Werner sehr bald gezogen wurde und bei Eckardt und Alfred Woltmann Kunstgeschichte und Aesthetik und bei Baumgarten Geschichte hörte. Und es gab wohl keinen Künstler, der mehr überzeugt war, daß ein „Maler" noch lange kein Künstler ist, wenn er die Technik, die Malverfahren und dergleichen mehr beherrscht, als Werners dortigen Freund und Lehrer, den Historienmaler C. F. Lessing, den man, wie v. Uechtritz das rühmend in seinem reizenden Bändchen über die Düsseldorfer hervorhebt, einen Gelehrten auf allen möglichen Gebieten nennen könnte. Daß dieser Lessing von Düsseldorf nach Karlsruhe gehen konnte, ist kennzeichnend für den regen Geist, der in der Fächerstadt, vielleicht nicht zum wenigsten angeregt durch den Großherzog und seine junge Gemahlin aus dem Hohenzollernhause, damals herrschte. Das „Nix als naus!", mit welchem unser Anton dort am ersten Abend seinen Eindrücken Luft machte, verwandelte sich sehr bald in ein

„Hier ist was los!“ Kam er doch auf Veranlassung eines Adolf Schrödter, der ein Sohn des Oberlandes wie er selbst, und mit dem ihn dann auch verwandtschaftliche Bande verknüpften. Aus seinem Hause führte er die Gattin heim. Neben ihm waren es Feodor Dietz, Descoudres, Eduard Devrient, der absonderliche Wiener Kolorist Strachjerzpka-Canon, Richard Wagner, Paul Heyse, Wilhelm Jordan, Redtenbacher, Ferdinand Hiller, Berthold Auerbach und viele andre „spirituelle“, geistig hervorragende Personen, denen er dort in lebhaft bewegtem geselligem Kreise nähertrat. Vor allem aber wirkte der litterarhistorisch bedeutsame, intime Verkehr mit Viktor v. Scheffel auf ihn ein und dessen peripathetische Privatissima über Altdeutsches in Sage, Dichtung und Geschichte. Sie wanderten zusammen, wie dann jahrelang noch so oft, über Land, rheinauf- und rheinab, um die romanische und gotische Architektur zu studieren. Und die Illustrationen zu Scheffels Werken gaben ihm Anlaß, sich in die Ornamentik aller Stile zu vertiefen.

„Ich erfahre jetzt zu meiner Ueberraschung aus der Presse,“ sagt Anton v. Werner, „daß es die allermodernste Anschauung ist, wie sehr schädlich dem ‚eigentlichen‘ Künstler ein solcher Wissensballast sei. Die ‚Zukunft‘ singt in ihrer Nr. 58 der thorenhaften Reinheit einen Hymnus. Danach wäre es die ärgste Töchterschulenüberstürzung, das Kind, das der angehende oder vielmehr nach neuester Anschauung fertig vom Himmel gefallene Künstler noch ist, mit den Aesthetiken der verschiedenen Epochen, die gewesen sind, zu belästigen. Schade, schade! Das alles habe ich damals noch nicht gewußt, war auch freilich kein Kind mehr, da ich, von meinem siebzehnten Jahre an auf eignen Erwerb angewiesen, schon mit beiden Beinen fest und selbständig auf der Erde stand. Und so habe ich denn in Karlsruhe fünf Jahre lang, neben allen Studien, eine schon öfters aufgeführte Reihe von Genres, Historien, Landschaften und Porträts gemalt und meines teuern Freundes Scheffel Dichtungen, ‚Aventiure‘, ‚Juniperus‘, ‚Gaudeamus‘, ‚Bergpsalmen‘ und den ‚Trompeter von Säkkingen‘, illustriert. Und Sie bemerken, daß alle diese Stoffe im eminentesten Sinne vaterländische waren. Im Vaterlande, wenn irgendwo, sind die Wurzeln meiner Kraft.“

Eine Zwischenfrage drängte sich uns auf, warum nicht auch ein von Anton v. Werner illustrierter „Ekkehardt“ entstanden wäre.

Nun, ein solcher ist entstanden. Eine Reihe von Skizzenbüchern sind mit Studien und eine korpulente Mappe ist mit Kartons großen Formats für dieses Scheffelsche chef-d'oeuvre angefüllt. Es sind Früchte langjährigen Fleißes, an denen niemand eine größere Freude hatte als der sonst so verstimmte Dichter selber. Es ist ein großes Vergnügen, diese sorgfältig für den Holzschnitt ausgeführten Blätter zu betrachten. Eines derselben ist auch in Rosenbergs Monographie der Knackfußschen Serie und in der Wiskottschen Werner-Mappe bereits der Oeffentlichkeit übergeben worden: „Die Ankunft der Sankt Gallener Mönche auf dem Hohentwiel“, und läßt uns bedauern, daß die etwas überschattete Lage des Buchhandels den Verleger nötigt, von der Herausgabe dieses Werkes einstweilen abzusehen.

Nach der glückseligen, schaffensreichen und schaffensfrohen Karlsruher Zeit, deren Ergebnisse allein genügt hätten, den orbis pictus mancher Menschen auszufüllen, verlebte Werner zunächst zwei Jahre in Paris. Es war das Jahr 1867 und die große Weltausstellung, die ihn dorthin führte, vielleicht auch die Mode und der gewiß wohlbegründete Ruf der französischen Schule, von der die deutsche Kunst so viel Gutes profitiert hat, daß man das Bedenkliche mit in den Kauf nehmen kann. Mehr aber noch war es der Boden Italiens und der ewigen Stadt, die Werner dann betrat, der seine Kraft zur vollen Entfaltung brachte, wie man dies den „Trompeter-Illustrationen" wohl auch anmerkte, die in Rom, Sorrent und auf Capri entstanden sind.

Von dort führte ihn die Aufgabe, für die Aula des Gymnasiums in Kiel zwei Wandbilder, „Luther in Worms" und „die nationale Erhebung 1813", zu schaffen, nach dem Vaterlande zurück. Das war am Vorabend jener neuen „nationalen Erhebung", der von 1870, und die letztere Arbeit also so recht eigentlich eine Vorarbeit für die Apotheose der nun über uns hinweg brausenden Ereignisse.

Er sollte „Moltke vor Paris" malen und ging mit einer Empfehlung der Frau Großherzogin von Baden an ihren Bruder, den Kronprinzen von Preußen, nach Versailles. So gelangte er an die Wiege des neuen Deutschen Reiches und in den persönlichen Verkehr mit den Heroen jener Zeit.

„Welch ein Kontrast zwischen dem, was da entstand, und unsern Jugenderinnerungen! Welch eine Erfüllung unsrer Jugendideale!" so ruft er noch heute begeistert aus. „Ob ich mit Leib und Seele dabei war! Ob ich mich für den Beneidenswertesten der Söhne Deutschlands hielt, daß ich nun als Künstler das Würdigste, was diese Zeit uns bot, malen durfte und die Männer, die plötzlich aus dem Boden gewachsenen Riesen und Heroen, welche dort mit dem Schwerte Weltgeschichte schrieben und uns allen die Erfüllung jahrhundertelanger Sehnsucht brachten!"

Bis dahin hatte Werner seinem eignen Geständnisse nach eine bescheidenere Hoffnung gehegt. Moritz Schwind war seine stille Liebe gewesen, Lessing sein Vorbild, Schrödter sein Lehrmeister. Aber schon Italien hatte mächtig erweckend auf ihn gewirkt, und er stand nun der Riesenaufgabe, die die neue Zeit ihm brachte, mit einem höheren, aber gesunden Ehrgeiz gerüstet gegenüber. Was er hierüber sagt, ist charakteristisch für seine so ausgesprochene Stellungnahme gegenüber der einen gewissen blasierten Indifferentismus affektierenden „Moderne".

„Heutzutage ist es ein Lieblingsthema der modernen ‚Kunstschriftstellerei', darüber zu spotten und vom ‚Pulsschlag des modernen Lebens' als Aufgabe der modernen Kunst zu sprechen. Ich habe damals — und auch heute noch — die Proklamierung des Deutschen Kaiserreichs für einen recht kräftigen Pulsschlag des modernen Lebens, neben vielen andern, wie Sedan, dem Berliner Kongreß und andern mehr, gehalten und Kaiser Wilhelm, Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, Moltke, Roon und Bismarck für recht darstellungswürdige Erreger dieses Pulsschlages ... heute scheint der Pulsschlag des

modernen Lebens für die Kunst sich darin zu dokumentieren, wenn sich zweie zwischen Hecke und Waldesrand in abendlich-dämmeriger ‚Stimmung‘ in freier Liebe zusammenfinden, oder ein altes Weib, von Sonnenlichtflutwellen übergossen, schmutzige Strümpfe flickt, und man ein Bild nicht nur sieht, sondern sogar ‚riecht‘. Ob die allerneuest Mode gewordenen nackten Jünglinge in unbegreiflicher Situation — aber in Frühlingsstimmung — oder nackte Jungfrauen mit Fischschwänzen auf Eis auch zum ‚modernen Pulsschlag‘ gehören, ist mir noch nicht ganz klar geworden. Doch genug hiervon, Sie wollen ja von meinem Leben und Treiben wissen.

„Als ich 1871 nach Berlin zurückkehrte, war meine erste größere Aufgabe: ‚Das Velarium zum Siegeseinzug: Kampf und Sieg‘. In Friedrich Spielhagens ‚Skizzenbuch‘ ist darüber und über die Stimmung jener Tage sehr ausführlich geschrieben. Das Bild ist kürzlich zur Hundertjahrfeier des Kaisers Wilhelm I. hervorgesucht worden, aus irgend einer Turnhalle, wo es sich unter Staub und Schmutz fünfundzwanzig Jahre gehalten hatte. Dann malte ich den ‚Fries um das Siegesdenkmal‘, die Entwürfe zu den Mosaiken am Pringsheimschen Hause und außer dem Proklamierungsbilde eine Reihe dekorativer Bilder.

„Es ist möglich, daß diese Arbeiten oder meine Thätigkeit im allgemeinen den Senat der Akademie im Jahre 1873 bewogen, mich zum Direktor der Berliner Kunstakademie vorzuschlagen, und die Berliner Künstlerschaft veranlaßten, diesen Vorschlag in einem Gesuche an den Minister zu unterstützen. Ich wüßte sonst nicht, was die Herren damals an dem Dreißigjährigen besonders Bemerkenswertes gefunden haben könnten, der überdies noch — aber ganz unter uns — von sich die Meinung hatte, er wolle und müsse jetzt erst recht anfangen zu lernen, statt zu lehren. Aber meine Jugend war, als ich dann 1875 wirklich das Amt übernahm, ein schweres Hindernis. Zunächst wußte ich, dank jugendlicher Unerfahrenheit, noch nicht, was heute endgültig (vergleiche Zukunft Nr. 58, Seite 220) festgestellt ist, ‚daß in der That alle unsre Akademien unnütz sind‘. Ich wußte auch noch nicht, daß man eigentlich ein Uebelthäter und Versündiger an der Jugend sei, wenn man der naiven Meinung ist, derselben mit Rat und That beistehen zu wollen — wofür ich übrigens in meiner Jugend immer recht dankbar gewesen bin. Ich verstehe es aber deswegen auch nicht, warum sich die ‚modernen Jungen‘ so sehr danach drängen, der verpönten ‚unnützen Berliner Akademie‘, sei es als Professoren oder Mitglieder, anzugehören — wie ich einem Artikel des Herrn Fr. Stahl entnommen habe. Und der hassenswerte Verhinderer all dieser unbefriedigten Wünsche ist der bedauernswerte Akademiedirektor!“

Höchst spaßig ist sein Entree in das neue Amt. Er erzählt:

„Ich war im letzten Moment noch schwankend geworden, ob ich das Direktorat der Akademie übernehmen sollte, und der Umstand, daß ich im Mai 1875 nach Venedig gehen mußte, um die Fertigstellung des Mosaikfrieses für die Siegessäule in Salviatis Stabilmento zu überwachen, gab mir Ver-

anlassung, daran zu denken, ob es nicht besser wäre, die Sache aufzugeben. Indessen, Kaiser Wilhelm hatte bereits am 6. April 1875 meine Ernennung vollzogen, was ich erst jetzt erfuhr, und ich mußte deshalb vor meiner Abreise nach Venedig noch das Nötigste für die beabsichtigte Reorganisation anordnen, das heißt, thatsächlich das Amt antreten. Das vollzog sich ungefähr so: ich ging zum Kastellan Müller, welcher damals der eigentliche Regent der Akademie war, und ersuchte ihn, die Schlüssel zu nehmen und mit mir die Räume der Akademie zu besichtigen. ‚Aha,‘ rief der joviale Herr etwas überrascht, ‚ich merke schon, man munkelt ja so was ...‘, ich ließ ihn nicht weiter kommen, sondern wurde energisch. Das war meine feierliche Einführung als Akademiedirektor.

„Bald darauf reiste ich nach Venedig ab, wo sich die kronprinzlichen Herrschaften zu längerem Aufenthalte befanden; dem Kronprinzen, welcher für einige Tage nach Berlin zurück mußte, stellte ich mich auf dem Bahnhofe in München als neugebackenen Akademiedirektor vor, was uns beiden im Hinblick auf mein damals sehr jugendliches Aussehen eine gewisse Heiterkeit entlockte. Dieser Umstand hat überhaupt in den ersten Jahren meiner amtlichen Thätigkeit oft zu komischen Zwischenfällen Veranlassung gegeben. Auf einem Kommers, welchen die Studierenden mir zu Ehren gaben, fragte ein anwesender Gast einen der Akademieprofessoren, als ich die Rede des Vorsitzenden mit einer Gegenrede beantwortete: ‚Warum läßt denn der Herr Direktor seinen Sohn für sich reden?‘ Ein andres Mal führte Professor Michael irgend einen Kunstfreund in mein Atelier und vergaß dabei die förmliche Vorstellung. Der fremde Herr äußerte sich in freundlicher, aber ziemlich ungenierter Weise über meine Arbeit, ohne von mir zunächst Notiz zu nehmen, wandte sich aber nachher mit der wohlwollenden Bemerkung an mich: ‚Na, junger Mann, das muß Ihnen aber doch eine rechte Freude sein, so an dem Werke Ihres Meisters mitarbeiten zu dürfen.‘ Professor Michaels Verlegenheit hatte den höchsten Grad erreicht, und stotternd bemerkte er zu dem Herrn: ‚Aber ... das ... ist ... ja der Herr Direktor.‘ Tableau! —

„Der längere Aufenthalt in Venedig in täglichem Verkehr mit den kronprinzlichen Herrschaften, die gemeinsamen Studien mit der Frau Kronprinzessin in malerischen Winkeln Venedigs oder in L. Passinis Atelier, die Gondelfahrten nach dem Lido — einmal war der damalige leitende Minister Marco Minghetti als Gast der Herrschaften dabei —, Ausflüge nach Murano und Padua, die großartigen Serenaden ... die Feste der venetianischen Künstler ... da gäbe es viel zu schildern — heute ist es mir eine traurig-wehmütige Erinnerung.

„Damals, vor zwanzig Jahren, galt ich als der ‚Umstürzler‘. Als ich Professor Mommsen gelegentlich eines Diners bei Geheimerat Schoene zum ersten Male sah, begrüßte mich der große Gelehrte mit sarkastischem Lächeln und mich durch die Brillengläser mit seinem scharfen Blicke von oben bis unten musternd mit den freundlichen Worten: ‚So, Sie sind also der Mann, der hier bei uns alles umstürzen will?‘ Professor Pfannschmidt (von der Akademie) sagte mir eindringlich und wohlwollend: ‚Stürzen Sie nicht um, bauen Sie auf!‘ Als ich die Professoren Gussow, Schaper, Thumann, Michael, Albert Hertel,

O. Knille und andre zur Ergänzung des Unterrichts an die Hochschule berufen hatte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung über den nun hereinbrechenden Naturalismus!, und im Senate der Akademie bekam ich die freundlichen Worte von Professor Daege zu hören: ‚Neue Besen kehren gut, aber warten Sie man, Sie werden schon sehen!‘ Ich habe auch wirklich die unmittelbaren, meine künstlerische Privatthätigkeit betreffenden Folgen meiner Unvorsichtigkeit, Akademiedirektor geworden zu sein, sehr bald kennen gelernt.

„Meine reorganisatorische Aufgabe an der Akademie war an und für sich ziemlich einfach. Es galt, das, was in München, Weimar, Karlsruhe und andern Orten schon seit 1860 mit Erfolg im Gange war, auch in Berlin einzuführen. Aber es hing doch vieles drum und dran, was nicht so ganz ohne Umstände zu überwinden war, Raummangel vor allem und manches andre, und die unausbleiblichen ‚Friktionen‘, Reibungen nach manchen Seiten hin waren nicht zu vermeiden, um so mehr, als der Akademiedirektor in seiner offiziellen Stellung zu Thätigkeiten herangezogen wurde, welche er nicht gut ablehnen konnte, wenngleich sie nicht eigentlich seines Amtes waren. Das war zum Beispiel 1878 der Fall, als Fürst Bismarck dem jungen Akademiedirektor mit unumschränkter Vollmacht die Leitung der deutschen Kunstabteilung auf der Pariser Ausstellung anvertraute. Das machte viel böses Blut, und ich lernte kennen, was es heißt, einem Knüppel zwischen die Beine werfen. Zur selben Zeit gebrauchte der damalige Präsident der Akademie, Architekt Hitzig, in einer etwas lebhaften Unterhaltung mit mir von den Studierenden der Akademie jenen Ausdruck, welcher für Studenten das gebräuchliche Signal für die Mensur ist. Ich sah mich gezwungen, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen, und blieb so lange den Sitzungen des Senats fern, bis Hitzig gelegentlich seines siebzigsten Geburtstages 1880 durch einen Besuch bei mir die Differenz in durchaus loyaler Weise beglich. Hätte ich das alles aber vorher gewußt, so hätte ich wahrscheinlich gesagt wie General Blumenthal, als er am 19. Januar 1871 bei Vaucresson (ich war damals auch in der Nähe) eingeladen wurde, ganz unnötigerweise in eine Batterie zu gehen, wohin ebenso unnötiger- wie unvorsichtigerweise hineingeschossen wurde: ‚Nee, Kaiserliche Hoheit, dazu ist mir mein kleines Leben zu lieb, da geh' ich nich hin.‘

„Aber, andre Zeiten, andre Bilder! Heute wird der „Umstürzler“ von damals „Höfling“ genannt und den kleinen Kindern als Ausbund grauenhafter, akademischer Verzopftheit und als Urheber alles Bösen, was in Spree-Athen an Kunst geschieht, gezeigt. Es ist ein Glück, daß mir die gütige Natur ein gewisses hinreichendes Maß von Humor mitgegeben hat, um mich von Herzen all dieser Dinge und der Annehmlichkeiten meiner amtlichen Stellung und andrer, welche ich inzwischen eingenommen habe, erfreuen zu können. Hat doch auch meine Thätigkeit als Akademiedirektor mit Humor begonnen, denn der erste Akt derselben war, den Studierenden der Hochschule diejenige Bequemlichkeit zu verschaffen, nach welcher man in der Regel die Stufe des Kulturzustandes eines Volkes abschätzt, welche ich Ihnen hier aber lieber nicht näher ausmalen will. Weiter handelte es sich dann aber um etwas überaus Einfaches: das, was schon vorlag, mit

größter Vorsicht und möglichst unbemerkt zu ergänzen (denn umstürzen durfte ich ja nicht), das heißt also etwa in militärischem Sinne, die vorhandenen Cadres zu ergänzen, auszudehnen, zu vervollkommen. Vor allem war das Studium nach der Natur — vielleicht wegen mangelnder Mittel — nicht ausgiebig genug betrieben worden; auch der Atelierunterricht, welcher seit 1860 in München, Karlsruhe und Weimar besonders gepflegt wurde, bedurfte der Erweiterung. Das alles habe ich mir nach Maßgabe unsrer Mittel und der Vorschrift des Statuts entsprechend angelegen sein lassen. Das Nähere darüber — unanfechtbar korrekt — können Sie aus unsern Jahresberichten erfahren. Wenn nach der Meinung verschiedener Herren in der Presse die Akademien so überaus unnütz sind, so ist es eigentlich nur zu verwundern, daß so viele junge Leute den Wunsch haben, diese Institute trotzdem zu besuchen, so daß notorisch dem Andrange gewehrt werden muß. Ein Zwang, wie solcher etwa zum Besuche eines Seminars, einer Universität, einer technischen Hochschule seitens des Staates zur Heranbildung seiner Beamten ausgeübt wird, existiert gegenüber den Künstlern und Kunstakademien ja nicht. Durchschnittlich ist das autodidaktische Studium der Kunst, ganz abgesehen von der vornehmsten Kunst, der Architektur, wo ein solches überhaupt wohl kaum möglich ist, sehr zeitraubend und kostspielig. Für den jungen Künstler ist überdies die an den meisten modernen Akademien bestehende Einrichtung der selbständigen Ateliertätigkeit eine nicht zu unterschätzende Wohlthat, weil sie ihm den oft überaus schwierigen Uebergang vom Studium zur Selbständigkeit sehr erleichtert."

„Gleicht nicht," fragte ich, „die Akademie einem Hafen, in welchem die Schiffe sich zur Fahrt übers Meer ausrüsten? Dazu ist sie bewehrt mit allen Schutzvorrichtungen, mit Breakwaters, Molen, Leuchttürmen, Docks, Speichern und so weiter. Nun verlangen aber die Jungen und Jüngsten, was man so im allgemeinen die ‚Modernen' nennt, daß alle diese Dinge beseitigt werden, damit die ungeheure See mit ihren rasenden Fluten auch an diesen Ufern frei walten könne. Freilich hinkt dieser Vergleich."

„Sie müssen mal Saltzmann fragen," lachte Herr v. Werner, „der weiß mit solchen marinen Angelegenheiten Bescheid. Im übrigen ist es wohl mehr eine Modekrankheit als eine ungeheure See, mit der wir kämpfen. (Wie wir sehen werden, ist es noch etwas andres.) Wer aber die höchst ehrwürdigen Räume der Berliner Akademie kennt, wünscht sich zuweilen eine solche See —"

„Mit Plein-air hat sie nicht viel zu thun?" warf ich, an die dunkeln, dumpfigen Räume denkend, dazwischen.

„Plein-air ist zurzeit ein längst überwundener Standpunkt, und keiner der ‚Modernen' spricht mehr davon; nach neuesten Mitteilungen sind selbst die noch vor kurzem so gefeierten Meister Uhde und Böcklin überwunden. Plein-air! Was heißt das? Freilicht. Nun, bei uns werden Landschaft, Pferde, Staffagefiguren und andres thatsächlich im Freien draußen gemalt, weil es eben einfach nötig und selbstverständlich ist und allezeit selbstverständlich war. Dazu ist Gelegenheit im Freien genug vorhanden. Daß wir hier nicht die Sonne

Neapels haben, sondern uns meistens mit den unpolarisierbaren Reflexen grauer und wechselnder Wolken behelfen müssen, wird uns nicht wohl zum Vorwurf gemacht werden können, so wenig wie, daß die Schüler nicht so ohne weiteres mit der Kenntnis von all den tausend Schikanen und Finessen der Technik und des Materials, das sie zu bemeistern haben, fertig zur Welt kommen. Schließlich sind das doch Dinge, die ein jeder auf seine Weise sich erst durch hundertfache Gehversuche aneignet. Dazu gehören Jahrzehnte und zu Ende kommt man nie. Ein jeder Künstler hat seinen individuellen Stil, seine eigne Technik, seinen ‚Vortrag‘, an dem er unablässig modelt und weiterbildet. Das kann man nicht fertig auf Lager haben und liefern wie eine Marktware. Ja, noch mehr, die Menzel, die Böcklin malen nur hinter verschlossenen Thüren. Die Kleinigkeit, welche die Vollkommenheit giebt, welche selbst keine Kleinigkeit ist, läßt sich nur mit großer Qual erringen, und viele schämen sich, solcher Qual zu bedürfen. Und das Unglück ist dazu auch nicht überwältigend, weil die Technik ja doch nur Mittel zum Zweck ist. In der That wird aber immer von den ‚Rezepten‘ gesprochen, nach welchen die Schüler technisch arbeiten, welche aber in Wirklichkeit gar nicht mehr existieren — man könnte sagen leider, denn die meisten bedürfen ihrer wie der Lahme der Krücken. Man findet sie in alten Lehrbüchern, doch für uns sind sie nicht maßgebend. Trotz alledem haben auch wir das Dauernde in der Erscheinungen Flucht zu bewahren, etwa ebenso wie eine gute Grammatikschule die richtige Konstruktion und Satzbildung lehren muß und soll. Das mag sehr schulmeisterisch klingen; aber es ist nötig. Denn was Hänschen nicht lernt, — Sie wissen ja.“

Ob ich es weiß! In der Politik ist es nicht so sehr viel anders, ebenso wie auf dem Parnaß, wo man ja auch nur noch in abgerissenen Sätzen spricht. Ich übergehe eine Erörterung über die mehrfach angeregte Ergänzung der Akademie durch Damenklassen, bei der der Säckelmeister in erster Linie das große Wort führt. Solche Institute sind reichlich vorhanden, eine mit vierhundert Schülerinnen erfreut sich sogar staatlicher Unterstützung. „Auch sonst giebt es freie Akademien, wo doch der Impressionismus, wenn anders ihm ein maßgebender Wert innewohnt, ungeniert walten kann,“ meinte ich.

„Jedenfalls kann dort jede denkbare Malweise geübt werden,“ erwiderte Herr v. Werner. „Trotzdem hält man auch dort an diesen Grundbegriffen künstlerischer Grammatik fest. Man kann eben nicht anders. Zweimal zwei ist und bleibt vier und wenn sie tausendmal das Einmaleins aus der Hexenküche citieren wollten.“

„Also, was verlangt man von Ihnen?“

„Das wissen die Herren selbst wohl nicht ganz genau, jedenfalls wissen es die nicht, die in der Presse für unsre Jünger das Wort führen und sie in gewissem Sinne bevormunden. Das Festhalten an den bewährten Traditionen, die von Phidias und Apelles bis auf unsre Zeit gegolten haben, diese Starrhalsigkeit würde man uns ja wohl verzeihen, wenn wir nur sonst splendider wären und uns so ganz nach aller Leute Wunsch einrichten könnten. Warum

thust du nicht dieses, warum thust du nicht jenes? Und wo ist der große Geldbeutel mit den Milliarden, der dazu gehörte, so frage ich zurück? Wir müßten so viel Stühle haben wie im Parkett des Opernhauses, wenn wir alle diese jungen Herren, die die Kunst lieben und keine Gegenliebe finden, mit Professorsstühlen versorgen wollten."

„Je nun, ja," ergänzte ich, diese Kreise ein wenig kennend, „bald ist es der Student X, und bald ist es ein wegen Unfähigkeit nicht zur Perfektion gelangter Kunstschüler Y, der sich seine Sporen verdient, indem er auf die arme Akademie schimpft und den Beifall der zahlreichen Enttäuschten einerntet. Noch größer ist ja wohl die Freude der völlig Unbeteiligten, die nie ein Bild gekauft, kaum eins gesehen haben und in ihrem Leben noch in keinem Museum gewesen sind. Ihnen ist eine Anton v. Werner-Affaire ebenso willkommen wie etwa eine Dreyfus-Affaire oder ein vierfacher Mord in der Elendsgasse. Sie grinsen und freuen sich: ‚Jetzt haben sie ihm aber ordentlich das Leder versohlt.‘ Diese Herren Kunstschimpfer haben ein ‚Groß-Publikum‘, Herr Professor, und die Wochenschriften sind außerordentlich bereit, solche Sachen zum Gaudium ihrer Abonnenten und solcher, die es vielleicht werden könnten, zu affichieren. Das sind die litterarischen Stierkämpfe in deutschen Landen, bei denen gottlob aber nur Tinte vergossen und viel Bier getrunken wird. Denn die Generalprobe findet meist unter den Kommilitonen in der Kneipe statt. Es gehört zur Komödie des Lebens. Es wäre schade, wenn man etwas daran ändern wollte."

Der Herr Akademiedirektor zuckte mit den Achseln. „Ich beachte jede Zeile, die gedruckt wird und uns einen Leitgedanken geben könnte," sagte er, „mein Herz kennt keine Ueberhebung der Gutenbergschen Armee gegenüber. Aber sie wird zuweilen wohl von nicht ganz kompetenten Menschen kommandiert. Neuerdings hat man auch angefangen, darüber sich zu entrüsten, daß wir von einem angehenden Künstler auch noch etwas andres verlangen als die leere Technik. Besonders sträuben sich gewisse Geister gegen das Komponieren, gegen ästhetische, geschichtliche und sonstige wissenschaftliche Vorträge. Ja, selbst gegen die Lehre der Anatomie erhebt sich Widerspruch in solchen Geistern. Das sind diejenigen Kunstjünger, die da denken, das Malen und Modellieren allein mache den Künstler, und die, statt zu Hause zu sitzen und ihren Gedankenkasten mit nützlichen Dingen zu füllen und sich etwas anzueignen, was sie vielleicht einmal künstlerisch zum Ausdruck bringen müssen, sich in den Kneipen mit ihrer Kunstfertigkeit brüsten.

„Das könnte man sich noch gefallen lassen. Denn jedem Beruf ist eine Beschränktheit eigen, und die Allergelehrtesten sind nicht selten in diesem Sinne die Allersimpelsten. Aber die Genügsamkeit der jetzigen Farbenvirtuosen hat denn doch auch praktische Folgen von sehr beklagenswerter Art. Erstens ist die Farbenvirtuosität der „Modernen" nicht weit her, darin sind ihnen die Alten: Delacroix, Decamps, Diaz, Daubigny, Troyon, Meissonier und andre, weit über. Und dann führt sie zur Verschwommenheit. So war es möglich, daß bei verschiedenen Preisausschreiben jüngere bekannte Maler leer ausgingen und hinter den einfachsten Kunsthandwerkern zurückblieben.

„Ich erinnere nur an die Plakatkonkurrenz zur Berliner Gewerbe-Ausstellung, wo die Preise den Schülern des Kunstgewerbemuseums zufielen. Es waren achtundneunzig Entwürfe eingeliefert, unter denen doch sicherlich die Mehrzahl von Künstlern von Fach herrührte, die aber das, was sie bei uns lernten, dem Triebe der Zügellosigkeit, der unsre Zeit beherrscht, zum Opfer brachten."

„Unberufene Geister, Herr Professor, welche panem et circenses rufen und niemals die Akademie als alma mater kennen lernten, weil diese eben auch nur denen helfen kann, die sich selbst helfen."

„Wenigstens beruht das auf Gegenseitigkeit. Im allgemeinen macht man sich recht sonderbare, vielleicht auch gar keine Vorstellungen davon, auf welche Weise auf den verpönten Kunstakademien Talente und Genies gefördert oder wie sie in die Fesseln des sogenannten akademischen Zopfes geschlagen werden. Ich will Ihnen ein drastisches Beispiel erzählen. Karl Stauffer von Bern ist ja bekannt genug, und daß er ein „Genie" war, ist durch seine Arbeiten, Briefe und sein Leben unwiderleglich konstatiert. Der kam nun eines Tages im Winter 1880/81 in dickem Flausrock, schneebedeckt in mein Atelier und fragte an, ob ich ihn nicht als Schüler annehmen wollte; er komme eben aus München, Geldmittel hätte er allerdings gar keine und wüßte zunächst nicht, wovon er leben sollte, wenn er nicht hier bei seinem Freunde Katsch, Yorkstraße 10, vorläufig Unterkunft gefunden hätte. Mit dem schönsten ästhetischen Atelierunterricht war hier also zunächst nichts zu machen. Da fiel mir ein, daß die hiesige Fächerfabrik von Sauerwald mich gebeten hatte, ihr einen jungen Künstler zu beschaffen, um einen Fächer zu malen, welchen die Firma dem jungen Paare Prinz und Prinzessin Wilhelm von Preußen zu ihrer Hochzeit stiften wollte. Karl Stauffer nahm den Auftrag sofort an und führte ihn zur Zufriedenheit aus. Dann kam eine Anfrage von einer Moskauer Feuerversicherungsgesellschaft, ob ich nicht jemand wüßte, der ein großes Blatt machen könnte, welches einige hundert Photographien der Angestellten derselben, in geschmackvoller Zusammenstellung vereinigt, mit allegorischen Figuren und Ornamenten darstellen sollte. Stauffer-Bern machte auch das. Dann wünschte mein Freund Konrad Dielitz, welcher zum damaligen Fürsten Alexander von Bulgarien berufen war, um das Porträt desselben zu malen, jemand, welcher einige Kopien oder veränderte Wiederholungen des Originals machen könnte. Ich empfahl Stauffer-Bern, verschaffte ihm auch noch einige andre Aufträge auf Kopien, welche er ebenfalls ausführte, — da ich ihm ja leider Aufträge auf Bilder mit sturmdurchflutetem, himmelstürmendem Gedankengange nicht verschaffen konnte. Aber er hatte doch vorläufig wenigstens zu leben und beabsichtigte nun, in meinem Atelier (ich hatte ihm einen Platz in meinem eignen Atelier eingeräumt, weil er dafür an die Akademie wenigstens kein Honorar zu zahlen brauchte) eine ‚Kreuzigung' zu malen. Inzwischen hatte ich aus seinen Münchener Studien und Kopien ersehen, daß es am praktischsten für ihn sein würde, wenn er sich dem Porträtfache zuwendete, und eines Tages überraschte er mich auch mit der Mitteilung, daß er in seines Freundes Katsch Atelier das Porträt des Bildhauers Max Klein

angefangen habe, mit dem Kopf auch ungefähr fertig wäre, nun aber nicht wüßte, was er weiter aus der Figur, Haltung derselben und so weiter machen solle, da er in München in der Malklasse ja eben nur immer den Kopf allein gemalt habe. Ich wandelte also nach der Yorkstraße und freute mich an dem bis dahin wohlgelungenen Kopfe, welcher vorläufig aber noch auf der dunkeln Leinwand einsam wie der Mond am wolkenlosen Himmel stand. Ich gab Stauffer, so gut ich es verstand, Winke über die Haltung des Körpers, der noch fehlte, die Umgebung und den Hintergrund. Er malte demgemäß, dank seinem verständnisvollen Modell, das Porträt-Kniestück fertig und erhielt auf der Ausstellung 1881 die goldene Medaille dafür. Selbstverständlich brauchte er, überhäuft mit Porträtaufträgen, nun mein Atelier und mich nicht mehr, ist mir aber immer hold und wohlgesinnt geblieben — ich habe wenigstens aus seinen hinterlassenen Schriften und der Publikation des Herrn Brahms über sein unglückliches Ende nicht das Gegenteil erfahren, was mich übrigens von einem modernen Genie, wie es sich in Paul Lindaus ‚Johannestrieb‘ dokumentiert, gar nicht überrascht haben würde. Nur auf Berlin hat er geschimpft, wie es Sitte und modern ist, und wofür er selbstverständlich als Genie gepriesen wird.

„In ähnlicher Weise hat sich vielfach bei mir der verpönte akademische Unterricht mit seinem Zopfe gestaltet. 1877 und 1884 malten meine damaligen Schüler Philipp Fleischer, C. Hochhaus, Fischer-Cörlin, C. Wendling, Eugen Hanetzog und andre mit mir zusammen nach meinen Skizzen die Café Bauer-Bilder; im Sommer 1882 malte ich mit Karl Röchling, Georg Koch, Friese und andern zusammen in Wannsee die ‚Freilicht‘-Studien für das Sedan-Panorama, und wenn einer oder der andre meiner Schüler bei der Ausführung desselben auch zuweilen nur Gewehre oder Säbel zu malen hatte, natürlich gegen Bezahlung, so wird ihm das auch nicht gerade geschadet haben. Im ganzen habe ich immer gern mit der Jugend zusammen gelebt und gestrebt und danke es vielleicht diesem Umstande, daß ich trotz zweiundzwanzigjähriger Akademie-Direktorthätigkeit noch mit Freuden bei der Sache bin. In den ersten Zeiten meiner amtlichen Thätigkeit habe ich sogar mit den Schülern zusammen in der Zeichenklasse nach der Natur gezeichnet, in der Malklasse gemalt, aquarelliert und abends im Aktsaal gezeichnet — ganz im alten akademischen Sinne. Auch den Festen der Jugend bin ich selten ferngeblieben, was mir eines schönen Tages gelegentlich eines Akademikerfestes in Schulzendorf, wo unvorsichtigerweise ‚Das Augsburger Interim‘ und Hans Sachs' ‚Heyß Eißen, eine Kapuzinerpredigt‘ und andres aufgeführt wurde und das Mißfallen der ‚Germania‘ erregte, eine dringliche Mahnung ‚zum Bericht‘ zuzog. Es ist aber schon lange her, ebenso lange wie die Entrüstung der deutschen Papierfabrikanten über den unpatriotischen Akademiedirektor, welcher — man höre! — sich nicht scheute, der Berliner akademischen Jugend das französische Papier Ingres als bestes und billigstes Zeichenpapier zu empfehlen, und auch darüber ‚zum Bericht‘ aufgefordert wurde. Auch heute freue ich mich immer noch, wenn ich in die Schüler-

ateliers komme — vorausgesetzt, daß nicht zu Thörichtes darin gemacht wird —, an dem Streben und den Versuchen und versuche zu helfen und zu fördern, so praktisch wie möglich. In den Zeitungen lese ich freilich, daß mir der Sinn für die Bestrebungen der Jugend abgehe, und ein Wochenblatt konstatierte kürzlich in wohlwollendster Weise, daß ich von den Jungen mit wahrhaft fanatischem Hasse beehrt werde."

„Meines Wissens ist das nicht so böse gemeint."

„Jedenfalls habe ich es mir abgewöhnt, mich darüber zu ärgern."

„Oder sich darüber graue Haare wachsen zu lassen. Ich bemerke auf Ihrem Haupte nicht ein einziges."

„Nun, nein. Es giebt Ablenkungsmittel. Wissen Sie, was ich dann thue, nach so angenehmer Lektüre? Ich nehme mein Cello und spiele mir Mendelssohns ‚Lieder ohne Worte' oder Schuberts ‚Du bist die Ruh'."

Wir sprachen über die Musik, und namentlich über Menzels merkwürdige Empfänglichkeit gegenüber ihren Reizen. Er ist nicht ausübend, aber um so musikalischer „auf dem Ohre". Die meisten sonstigen Maler von Ruf sind dagegen in dunkeln Stunden, und deren giebt's bei uns nicht wenige, selbst irgendwie musikalischer Bethätigung ergeben. Der Wiener v. Angeli könnte zum Beispiel ganz gut als Spieltenor debütieren.

Bei der Erwähnung des Wiener Meisters muß seiner auffallenden Aehnlichkeit mit Anton v. Werner gedacht werden, zumal in den Tagen, als v. Angeli in Berlin die damalige Kronprinzessin, die jetzige Kaiserin Friedrich, malte und sich den Kinnbart noch nicht abgewöhnt hatte.[1]) Damals wurde er a conto Werners als „Stiefelmaler" apostrophiert. Denn das böse Geschick hat es so gewollt, daß v. Werner damals in den Entstehungstagen des Kaiser-Proklamierungsbildes sehr viele dieser ledernen Beingehäuse mit vielem Fleiße malen mußte. Sie sind im Kriege ebenso wichtig wie Gewehr und Säbel, und die Heroen liefen in Versailles stets feldmarschmäßig einher. Unser Meister mußte ihnen die gebührende Beachtung schenken. Er wetteifert darin mit dem großen Menzel, welch letzterer sogar die Austern, die er sich im Restaurant bestellt, ehe er sie verzehrt, jede einzeln porträtiert und ihr einen besondern Charakter giebt. Auch v. Werner malt die Stiefel der Helden gern individuell und nach dem Modell.

An nichts kann man den Wandel eines Menschen — Männlein und Weiblein — sagt schon Fritz Reuter — besser erkennen als an seinen Stiefeln. Und der edle Schuster, der das Werk des Apelles einer so strengen Kritik unterzog, würde an Werners diesbezüglicher Arbeit seine Freude haben. Damals also geschah es, und zwar auf einem Ball beim Grafen Karoly, auf welchen beide, Angeli und Werner, geladen waren. Ein hoher Militär tritt an den Wiener

[1]) Auf der Zeichnung A. Menzels: „Salon der Frau v. Schleinitz" 1874, im Besitz des Prof. v. Angeli, sieht man die beiden Maler einander gegenübergestellt. Das Bruckmannsche Menzelwerk (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft) enthält davon eine vorzügliche Reproduktion.

Porträtisten heran und fragt: „Nun, wie geht's mit Ihren Stiefeln?" Der Gefragte, nichts Gutes ahnend, antwortet: „Was gehn Sie denn meine Stiefel an?" Angeli begriff nicht. Es kommt zu Erklärungen. Endlich löst sich die tragische Situation. Der hohe Militär hat den Wiener Porträtisten für Werner gehalten. Und gleichzeitig passiert diesem etwas Aehnliches. Eine Hofdame spricht ihn an und äußert ihm gegenüber ihre Bedenken, ob eine gewisse hohe Frau auch gut säße. Sie hielt ihn für Angeli.

Solche Verwechslungen zwischen Künstlern sind unliebsam. Keiner möchte es sich zutrauen lassen, des andern Sachen gemalt zu haben, denn ein jeder dieser Glücklichen lebt und webt nur in seinen eignen Werken und hat gleichsam seine ganz individuelle Handschrift, welche die Kenner besser zu unterscheiden wissen als die Graphologen das Geschriebene. Das ist auch dann noch zutreffend, wenn ein Meister wie Anton v. Werner so ziemlich sämtliche Vortragsweisen mit gleicher Leichtigkeit übt, vom peinlichsten Miniatur bis zur koloristischen Fanfare, und beides, wie auf dem Bilde zur Stiftungsfeier des schwarzen Adlerordens in Königsberg, sogar im selben Rahmen vereinigt. Man hält es kaum für möglich, daß dieses allegorienreiche Rokoko mit seinen koloristischen Massenwirkungen von demselben Meister herrühren könne, der die kühle Prosa der Monturmalerei mit so seltener Hingabe an das Detail beherrscht.

Für ihn ebenso wie für Menzel giebt es in der Kunst, wie einst für Talleyrand in der Politik, keine Kleinigkeiten. Die Vollendung, welche auf einer solchen beruht, ist selbst keine. Es ist so wenig und das Wenige doch so viel, was diese Weihe erteilt, daß man wahrlich sehr mißtrauisch sein darf gegen diejenigen, welche die richtige Schätzung solcher kleinen Dinge Pedanterie nennen.

Auch gegen einen Maler, der nicht gleichzeitig etwas musikalisch ist, darf man, glaube ich, immerhin ein wenig mißtrauisch sein. Ich will das nicht als unfehlbare Regel aufstellen; die Physiologen haben es aber längst heraus, daß Auge und Ohr für Aether und Luftschwingungen ähnliche Klaviaturen besitzen, die höchstwahrscheinlich demselben Gehirnorgan unterstehn. Wer genau sieht, hört auch genau, und das Auge suggeriert ihm den Ton. So irrationell und antilessingisch es sein mag, Thatsache ist, daß die Maler mit Vorliebe singende, geigende und sich nach der Musik im Reigen drehende Leutchen darstellen, und auch Quartette sind ein beliebter Vorwurf. Wenn nun auch Anton v. Werner, wie ich glaube, nur einmal eine solche Gruppe von Streichmusikanten gemalt hat und, abgesehen von dem bekannten humorvollen „Das Meer erglänzte", überhaupt nie die Musik in Farben zu fixieren versuchte, so genießt er doch als ausübender Musiker eines wohltönenden Rufs.

Er hat die Musik von seiner frühesten Jugend an getrieben und geliebt, Geige und Bratsche selbst im Orchester mitgespielt, in Karlsruhe Cello in den Aufführungen der „Matthäuspassion", der „IX. Symphonie", „Paradies und die Peri", „Der Rose Pilgerfahrt" und andern. In Rom im Deutschen Künstlerverein hörten sogar mal Liszt und der alte Overbeck diesem Trio zu, in Sorrent auf abendlicher Gondelfahrt schlug der zukünftige Akademiedirektor das Wimmer-

holz zum Gesange der Kollegen. Auf der Terrasse vor der Casa Baldi in Olevano klang abends oft seine Geige, das heißt die vom Schulmeister entliehene, über das weite stille Thal zu den Volskerbergen hinüber; oder er spielte zum Saltarello und zur Tarantella auf. Ja, selbst im glorreichen Feldzuge 1870/71 requirierte er in Versailles ein Cello und spielte abends nach dem Diner im Hauptquartier des Kronprinzen oft des hohen Herrn Lieblingsmelodie, Gounods Méditations zu S. Bachs Präludium.

„Die angenehmsten Erinnerungen meines Berliner Lebens," erzählt Anton v. Werner, „sind die an die Quartettabende, welche ich fast zwanzig Jahre lang mit den Kollegen Karl Becker, E. Teschendorff und dem Musikdirektor Th. Rehbaum abhielt, denen später Frau Professor L. Knaus als tüchtige Klavierspielerin sich zugesellte. Diese Konzerte fanden allwöchentlich am Donnerstag abwechselnd bei den Teilnehmern statt. Es wurde da so ziemlich alles, was es an alter und moderner Trio-, Quartett-, Quintett-, Sextett- und selbst Oktett-Musik giebt — unter Zuziehung von Hilfskräften wie P. Meyerheim, Reinhold Begas, Kapellmeister Radecke und andern —, gespielt, mit ungetrübter Freude für die Mitwirkenden, denn ‚eigener Sang erfreut den Biedern'. Aber das wurde ohne jegliche Prätension gegenüber dem etwa vorhandenen Zuhörerkreise ausgeübt."

Wollte ein Maler der Zukunft daran denken, diese berühmten Viere nach Art des Münchner Schraudolph auf einem Bilde als „Quartett" zu vereinigen? Wohl schwerlich. Unser modernes Kostüm ist hierzu zu wenig verlockend, aber die Oertlichkeit — bekannt durch das Bild „die Kaiserin Friedrich hebt Anton v. Werners jüngstes Kind aus der Taufe" — giebt zu manchen interessanten Beleuchtungseffekten Anlaß, die dazu herhalten müssen, uns über die byzantinische Oede des Frack, Claque und Lack hinwegzuhelfen.

„Und einen Glanzpunkt konnte unser Quartett verzeichnen. Für irgend einen wohlthätigen Zweck spielten wir einst in der Singakademie, H. v. Angeli und andre Dilettanten sangen, Kaiser Wilhelm und Kaiserin Augusta gehörten zu unsern Zuhörern, und der hochselige Kaiser sagte nachher huldvollst zu uns: ‚Ich verstehe zwar nichts davon, aber ich freue mich, zu sehen, daß die Herren vom Pinsel auch mit dem Bogen umzugehen wissen.'

„Was ich sonst noch als Akademiedirektor oder als Maler zum Beispiel beim Berliner Kongreß und bei andern Gelegenheiten oder als Vorsitzender der Berliner Künstlerschaft oder als ‚bestgehaßter Mann' erlebt habe, ist zu viel und überschreitet den Rahmen einer Unterhaltung. Davon später, wenn ich mal Zeit habe, was durchschnittlich sehr selten der Fall ist. Und dann: sollte das wirklich so interessant für das Publikum sein? In Paris galt vor dreißig Jahren, als ich dort lebte, der Spruch: la vie privée est murée!"

Ich kam nun meinerseits nach diesem Wink mit dem Zaunpfahl auf den Ausgangspunkt zurück, auf den Besuch in England. Dort ist es die Royal academy, so königlich wie eine, die sich ihre Hochschule schafft, während die unsre mit der Künstlergenossenschaft wenig zu thun hat. Im Statut

steht sie freilich mit der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie und sogar mit der „Musik“ im Zusammenhang, aber das Papier ist geduldig.

„Sie schildern Ihren Schülern das freie, vornehme Wesen der englischen Kunstbeflissenheit,“ sagte ich. „Ueppig wie eine Pflanze in einer Fülle von Licht und Luft entfaltet sich die Kraft der Ueberzeugung und die Selbständigkeit jedes einzelnen Künstlers in England und Schottland. So hochgeschätzt auch Sir Fredric Leigthon, Herkomer, Alma Tadema, Sir Millais, Orchardson, Culeß, Leader, Graham, Petti, keiner beeinträchtigt den andern, äfft ihn nach, hetzt gegen ihn und sucht sein Verdienst zu schmälern. Sie citieren Leigthon, der Ihnen erklärt: ‚Mein Gott, das ist ja das beste, daß meine Nase mir gehört und keinem andern, und daß jeder so redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.‘ Und Sie citieren den Earl Granville, der, trotzdem er Minister ist, in seinem schon erwähnten Toast auf die Akademie erklärt: ‚Das einzige Gesuch, welches die Akademie an die Regierung richtet, ist, sich nicht um sie zu bekümmern.‘ Sie schildern die Schlichtheit, Einfachheit und Gleichmäßigkeit des englischen Studienganges und die ihm gegenüberstehende Originalität und Vielseitigkeit der englischen Kunst. Sie schließen daraus, daß die endgültige Entwicklung des Künstlers nicht so sehr von dem Einflusse des akademischen Studiums abhänge als von andern Dingen. Welche sind das? Gilt auch hier der Spruch: ‚Jedes Volk hat die Kunst, die es verdient, wie jeder Boden die Pflanzen, Blumen und Früchte zeitigt, wozu er, durch Luft und Licht, Sonne und Regen, kurz das Klima begünstigt, die Nahrung in sich trägt?‘ Ist es der Boden des aristokratischen Selfgovernements im Gegensatze zu dem des Assessorismus, der zu diesen unterschiedenen künstlerischen Erscheinungen führt? Auch wir haben eine Kunst, eine sehr respektable, und Sie selbst sind einer ihrer vornehmsten Repräsentanten. Aber entfernen Sie aus derselben alles, was der Aufschwung des Jahres 1870, das Heer und seine Erfolge, das Reich und seine Apotheose, die Krone und ihre Glanzentfaltung zeitigten, entfernen Sie auch daraus, was der jetzt herrschende Kaiser, der noch mit beiden Füßen in den Traditionen jener Zeit steht, für die Kunst, und zwar namentlich für die Bildhauer- und Baukunst, thut, was bleibt übrig? Was zeugt für die Kunstbeteiligung des Volkes, der Gesellschaft selbst? Ein bißchen Plakatenkonkurrenz für Ausstellungen und Bierbrauereien, ein bißchen Genre und Landschaft für einzelne Liebhaber und Sammler, ein bißchen breite und süßliche Malerei für den Buntdruck und als Gros die seichte Zeichnung kleinen Formats für die Illustration der Familienblätter und die Volksausgaben der Klassiker und Anthologien. In all diesen Dingen herrscht der Industrialismus vor mit dem Motto: Cheap and nasty und der Trademarke made in Germany. Es ist wahr, Sie persönlich haben auch noch einige dekorative Wandgemälde malen können, zum Beispiel das ganz venetianisch empfundene ‚La Festa‘ in der Villa Behrens in Hamburg. Aber Sie sind ein Auserwählter unter Tausenden und nicht ohne Grund, wenn auch ohne Recht, ein Vielbeneideter. Und nun frage ich Sie, wie Famulus Wagner den Faust: Was wird nach Ihnen kommen? Eröffnen Sie mir einen Blick in die Zukunft. Wie kann es ver-

hindert werden, daß derselbe Marasmus, den Sie hier vorfanden, als Sie 1875 auf Antrag der gesamten Künstlerschaft die Leitung der Akademie übernahmen, wieder über uns hereinbricht, wenn Sie diese Leitung einst niederlegen oder sie Ihrer Hand entgleitet? Gewiß liegt, wie Peter von Cornelius sagte, das meiste in der Person, an ihrem Können, ihrer Liebe zur Sache und zu ihrer Umgebung. Cornelius sagte, diese Berliner wären ein gottverlassenes Volk. Es läge ihm nichts daran, einem solchen zu gefallen. Er warf die Flinte ins Korn. Er war trotz seiner Bedeutendheit von Herzen ein Zwerg. Und seine Einseitigkeit konnte einen Hund jammern. Also war an ihm für diesen Zweck gewiß nicht viel verloren. Auch ein Riese aber könnte nichts ausrichten, wenn ihm die Hände gebunden sind. Und dann kommt eine zweite Frage: Kann eine Akademie Genies schaffen? Gewiß nicht. Diese schafft der liebe Gott alle paar Jahrhunderte einmal. Aber kann eine Akademie das Genie auch nur brauchen? Hat sie nicht die Menzel, die Achenbach, die Knaus, die sich nicht nach Schema F einfach abhobeln und lackieren ließen, von sich gewiesen und vertrieben? Wenn es denn doch die simple Schule, die Werkstätte, das Kunsthandwerk ist, auf dem die Genies ihre Pflanzstätte finden — und Sie selbst, Herr v. Werner, scheinen dafür neben den Genannten ein Beispiel zu sein —, wie denken Sie sich, alle diese Umstände berücksichtigend, die Akademie der Zukunft?"

Herrn v. Werners Antwort lautet, wie man sie von einem Manne, der im Interesse seiner Schöpfung ja jede denkbare Rücksicht zu nehmen hat, nicht wohl anders erwarten kann, etwas ausweichend, läßt aber an lapidarer Deutlichkeit nach einer Richtung hin nichts zu wünschen übrig:

„Die Zukunft der Pflanzstätten der Kunst, seien es Akademien oder Hochschulen der Kunst, Kunst- oder Kunstgewerbeschulen, und ihre Aufgabe wird allzeit eine klare und gesicherte sein, wenn der Staat (oder an seiner Stelle berechtigte Korporationen) die Pflege des Schönen und die Erhaltung des Idealen im Volksleben als eine Pflicht und Aufgabe des modernen Staates anerkennt und die Mittel dafür in ausreichendem Maße bewilligt. Befähigte und aufopferungsfähige Lehrkräfte für diese Anstalten zu gewinnen, wird in der Zukunft ebenso schwer sein wie in der Gegenwart, und wie es in der Vergangenheit war. Genies können auf keiner Schule gezüchtet werden, und wenn selbst Michelangelo, Raffael und Tizian sich zu einem Lehrerkollegium vereinigen ließen. Aber künstlerisch sehen, lesen und schreiben zu lehren, wird immer eine hohe, schwierige und notwendige Aufgabe bleiben, solange der Staat es zu seinen Pflichten rechnet, für das Wohl und die geistige Entwicklung seiner Staatsangehörigen zu sorgen.

„Die Anschauung, daß der Staat Künstler züchtet, wie man jetzt häufig hört, und derselbe demgemäß verpflichtet sei, auch weiter für sie zu sorgen, sich in ihre eignen Angelegenheiten, wie Ausstellungen und dergleichen, zu mischen, teile ich nicht. Der Staat oder die Regierung als Exekutive der Gesellschaft hat ihre Pflicht gethan, wenn sie ohne Behinderung des persönlichen Willens in umfassendster Weise alle Kräfte, Mittel und Wege zum Lernen den Lernbegierigen in unserm Fache zur Verfügung stellt und mit J. V. v. Scheffel dann sagt:

‚Dort der Kahn — und dort das Ruder! Alles weitere überlass' ich billig Eurer eignen Weisheit.‘ Die Frage, ob die Künstler vorschriftsmäßig nur aus dem Handwerk hervorgehen müssen, das heißt also, ob in unser Statut statt der Vorschrift: ‚Die in die Akademie Aufzunehmenden müssen die Reife für den Einjährig-Freiwilligendienst haben‘ zu setzen wäre: ‚Die Aspiranten müssen vorher Stubenmaler oder Lithographen, respektive Steinmetzen oder Stuccateure gewesen sein‘, dürfte sich mit Rücksicht auf die freie Entschließung des einzelnen nicht bejahen lassen. Aber die aus dem Handwerk Hervorgegangenen werden den andern in vielen Dingen überlegen sein. Uebrigens ist die Lehrmethode auf allen mir bekannten Akademien oder Kunstschulen im In- und Auslande nahezu dieselbe wie bei uns. In neuester Zeit ist allerdings der Gedanke aufgeworfen worden, ob es nicht zweckmäßig wäre, von hinten anzufangen und den eintretenden Schüler zunächst mit der Forderung zu begrüßen: ‚So, hier haben Sie ein Atelier, nun malen Sie mal ein Bild oder modellieren Sie eine Statue; Ihre Sehnsucht nach freier Ausübung der Kunst ist damit gestillt, und wir werden ja dann weiter sehen.‘ Wir würden damit nach modernen Begriffen zweifellos die unverfälschteste, von keinerlei unnötigem Können und Wissen beeinträchtigte Kunst vor uns haben, die Akademiefrage wäre aufs allereinfachste gelöst, und wir könnten ‚alles weitere billig Eurer eignen Weisheit überlassen‘ und viel Mühe und Sorge uns ersparen.“

Man thut Anton v. Werner ganz gewiß unrecht, wenn man ihn — weil er selbst als Künstler eine ziemlich einheitliche Erscheinung bietet — nun anklagt, Gegner irgend einer Richtung zu sein, die sich in der modernen Kunst ans Licht emporringt. Das Dämonische, Phantastische und manches andre mit Recht oder auch manchmal mit Unrecht so viel gerühmte und bewunderte subjektive Wesen vieler moderner Künstler kann nicht gelehrt werden. Die Künstler, die es beherrschen, lassen sich am wenigsten selbst herbei, es zu lehren. Dagegen hat die „neue Naturauffassung“, nach seinen eignen Worten zu urteilen, an Werner einen Verteidiger, das geht zur Genüge aus der folgenden Stelle der Gedächtnisrede hervor, die er als besonders vertrauter Freund Viktor v. Scheffels bei dessen Hinscheiden im Künstlerverein zu halten berufen wurde:

„In den Nekrologen, welche nach des Dichters Tode erschienen, ist es besonders betont worden, daß Scheffel kein Talent oder Geschick zum Maler gehabt habe und, als er sechsundzwanzigjährig umsatteln wollte und nach Italien reiste, zu alt für das Studium derselben gewesen wäre. Indessen, soweit ich später Scheffels Begabung und seine landschaftlichen Studien kennen lernte, möchte ich auf Grund meiner langjährigen Erfahrungen als Akademiedirektor behaupten, daß aus einem fünfundzwanzig- oder sechsundzwanzigjährigen Kunstjünger von der Begabung, der Begeisterung und dem Fleiße Scheffels von damals heute ohne Zweifel etwas gemacht werden würde. Es scheint mir aber, daß Scheffel mit seinem gesunden naturalistischen Blick, mit seiner Anlage, die Natur zu sehen und zu schildern, wie sie ist, und nicht wie man sie sich damals dachte und wünschte, in Konflikt mit den künstlerischen Anschauungen

seiner Zeit geriet. Er konnte sich damals und auch später über die Ursachen dieses Konflikts nicht klar werden, und Schicksal, Zufall, innerer Beruf wiesen ihn auf einen andern Weg. Wir sind es zufrieden, daß Scheffel Dichter wurde, obgleich er oft erklärte, sich höchst unglücklich über das Verfehlte seines Berufs zu fühlen."

Wo die Lust und Liebe zur Kunst besteht, da findet sich auch meistens einiges Talent. Und was aus einem solchen Pflänzchen zu machen ist, das geschieht heutzutage auf unsern Akademien. Doch der Direktor einer solchen befindet sich in einer Leviathanposition. Er hat nach allen Seiten hin Front zu machen und muß manche Angriffe erdulden, die um so schmerzhafter empfunden werden dürften, da es Dinge betrifft, die nicht von seinem Können und Wollen abhängig sind. An Werner liegt es zum Beispiel ganz gewiß nicht, daß die Akademie, deren Frequenz sich unter seiner Leitung verzehnfacht hat, nun nicht ebenso viele Tausende wie jetzt Hunderte in ihren Räumen beherbergt und womöglich auch auf alle Zeiten in ihrer Existenz sicher steht. Höheren Orts hält man es nicht für gut, so viele junge Leute den Musen anzutrauen, die nach Goethes Wort uns wohl begleiten, aber nicht uns leiten können. „Künstlers Erdenwallen" bleibt nach wie vor eine bittere Realität. Wer sich der Kunst ergiebt, weiß, was er zu erwarten hat. Er muß die Welt bezwingen, und es ist nicht weiter verwunderlich, daß dazu manche absonderliche Mittel angewendet werden, die weit über das richtige Sehen und Darstellen hinausgehen, das man lernen und lehren kann. Ein Brotstudium ist das Kunstakademische jedenfalls nicht. Man überschätze nicht das Wesen der Kunstschulen, dann wird man es auch nicht unterschätzen. „Wer Farben kauft und malt mit ihnen", wird, nach Busch, „großes Lob verdienen", ob aber auch Brot und Butter und Braten, das steht in einem andern Buch und ist ein wunderlich Kapitel. Und das führt uns zum Schluß zu einem ganz eigenartigen Accord — einem Septimaccord —, der nicht völlig aufgelöst werden kann und deshalb nicht jedermann befriedigen wird. Wer sind die „Nergler"? Es giebt eng umgrenzte, aber publizistisch sehr thätige Cliquen, denen es weit weniger um die Kunst zu thun ist als um den Markt. Sie haben so ziemlich alle Vehikel des öffentlichen Lebens bereits an sich gerissen, und es thut ihnen weh, daß sie die auf diesem Boden noch immer siegreiche nationale Kunst, ihre Hauptkonkurrentin in der Herrschaft über die Geister — denn die Herrschsucht ist hierin mächtiger als die Habsucht —, nicht in der Wiege erdrosseln können. Diese Wiege ist die Akademie, und deren Verteidiger werden stets eine tagtäglich sich erneuernde Mühe haben, solche Elemente abzuwehren.

Im Grunde genommen sind viele dieser Begriffe gegenstandslos. Es giebt in der bildenden Kunst, etwa wie in der Mathematik, gewisse Probleme, die ein großes Genie für sich selbst löst. Ich halte es für eins der wertvollsten Ergebnisse meiner Gespräche mit Anton v. Werner, daß er mir sagte, „wenn wir alle Menzels wären, dann brauchten wir keine Akademien", aber er gab zu verstehen, selbst Menzel habe oft darüber geklagt, daß er Jahre verlor, die

Formel zu finden, die ihm die Akademie in kürzester Zeit beigebracht haben könnte. Er vermißte also etwas, damals noch gar nicht Vorhandenes, erst durch Werner Geschaffenes, wodurch sein selbsteingestandenes „Schwänzen“ in einem sehr milden Lichte erscheint. Für alle die, die nicht Menzels sind und es zu sein nicht nötig haben, das heißt nicht sofort im Erwerbsleben aufgehen, ist die Unterweisung auf den Kunstschulen gut Ding, um so mehr, als sie nicht die zwingende Natur des gelehrten Studiums hat. Wenn sie das Geheimnis der Kunst, die Empfindung, den Charakter, die den großen Künstler machen, nicht lehren kann, so bringt sie doch deren Ausdruck in Fluß. Die Hauptsache ist, daß sie dieses Geheimnis würdigt und dieses Empfinden wachruft. Gewiß große Beachtung verdient, was Werner über die Stellung der Kunstakademie als alma mater mitteilt, obwohl sie hierin der ägyptischen Göttin des Glücks gleicht, die den Finger auf den Mund legt. Aber Stauffer-Bern ist ein Beispiel und zwar ein warnendes. Solange er im akademischen Schatten kühler Denkungsart arbeitet, geht alles gut. Er erringt sogar mit thatkräftiger Hilfe des Direktors die goldene Medaille. So aber nimmt die oben bezeichnete Macht sich seiner an, die Kreise, die Sudermann in „Sodoms Ende“ schildert, verschlingen ihn, berauben ihn seiner Kraft, und „aus ist's“!

Maurus Jokai, der es auch versucht hat, und dessen Porträt seiner Frau im Pester Museum hängt, sagte mir mal unter anderm: „Ein Maler sitzt zu Hause und malt. Er verheiratet sich nacheinander mit jeder Farbe und scheidet sich wieder von ihr — bis er sie alle beherrscht und das Farbige in seinem Werk verschwindet. Da hat er genug zu thun.“

Das ist's, was die Akademie lehrt: Die Farbe beherrschen, nicht sich von ihr beherrschen lassen.

Das soeben erwähnte „Sodom“ aber hat sich ganz dem Farbentaumel geweiht. Vielleicht ist dies nur eine neue Erscheinungsform des ewigen Tanzes ums goldene Kalb oder der byzantinischen Versimpelung. Es ist eine Art von Serpentintanz. Denn durch die Farbe läßt sich die Welt hypnotisieren.

„Dummes hin vors Auge gestellt,
Uebt ein magisch Recht;
Weil es die Sinne gefesselt hält,
Wird der Geist sein Knecht.“

So sagt Goethe. Man könnte es an den Giebel einer jeden Akademie schreiben. Dem öden Impressionismus würde damit der Eingang gewehrt. Da erscheint denn so ein Direktor oft als Cerberus, wenn er seine Jüngerschar vor der Verrohung, dem Andrange der Sinnenglut bewahren will und muß. Und in der Reichshauptstadt ist diese Aufgabe aktueller, diese Frage brennender als sonstwo. Denn hier ist der Kampf der Geister, der Grünen und Blauen, des nationalen und des byzantinischen Wesens, also der größten Gegensätze, die es giebt, am lebhaftesten. Hier droht die Ueberschwemmung, hier muß unablässig an den Dämmen gearbeitet werden, und Anton v. Werner hat sich gewiß als Deichhauptmann ebensogut wie als Künstler bewährt. Wo anders ist man

glücklicher daran, steht man den Modekrankheiten unbefangener gegenüber. Wenn aber auch solche Unterschiede bestehen, so sollte man sie nicht zu Gegensätzen aufbauschen.

Ueber solche ist in den letzten Jahren mancherlei gedruckt worden, besonders über die Rivalität zwischen Berlin und München; man stehe in der bayrischen Metropole der Zentralsonne der Kunst näher als in Berlin. Die Abhängigkeit von Paris wird damit gewissermaßen zum Prinzip erhoben. Nun mag die Kunst aber für noch so international erklärt werden, es wird sich stets eine nationale Eigenart wieder herstellen oder, wenn man will, einschleichen. Und es ist Anton v. Werners Stolz, der ihm anvertrauten Kunstschule und den Kunstinstitutionen Berlins wenigstens in diesem nationalen Sinne auch ihrerseits eine Art von Zentralstellung zu geben. Das geschieht for better or for worse, auf Wohl und Wehe, wie es in der englischen Trauungsformel heißt. Auch hält er die proklamierte Rivalität zwischen den verschiedenen Kunstschulen des In- und Auslandes nicht für ein Uebel, sondern für einen Sporn. Er selbst hat seinerzeit mit Freuden die ihm vom Fürsten Bismarck gebotene Gelegenheit wahrgenommen, der deutschen Kunst in Paris eine ihr gebührende Stellung zu erobern. Aber auch die internationalen Veranstaltungen dieser Art in Berlin sind unsers Wissens seiner Initiative zuzuschreiben.

Aehnlich wie einst Fürst Bismarck hat vielleicht auch er dabei unter dem preußischen Partikularismus zu leiden. Um so schlimmer wäre es, wenn man demgegenüber etwa in München einen bayrischen Partikularismus aufkommen ließe. Die Kunst könnte darunter nur in die Brüche gehen. Und sie ist's, der wir auch in Zeiten des schlimmsten Niedergangs die Erhaltung unsers nationalen Ansehens verdanken:

„Was echt und deutsch, wüßt' keiner mehr,
Wär's nicht durch deutscher Meister Ehr'."

Diese Ehre hochzuhalten, wird wohl die Aufgabe aller Akademien sein im Norden wie im Süden. Und daß wir samt und sonders in diesem Bestreben einig sind und bleiben werden, beweist wohl am besten das unzerreißbare Band der Freundschaft zwischen dem Sohn des Nordens Anton v. Werner und dem des Südens Viktor v. Scheffel.



Naturwissenschaftliche Revue.

Wellentelegraphie. — Ein neues Gas. — Die Schwerkraft. — Meteorologie der Sonne. — Kirchhoffs Vorlesungen über mathematische Physik. — Bildung und Spaltung von Doppelsalzen. — Fortschritte der Physik. — Handwörterbuch der Astronomie. — Lehrbücher der Chemie und Physik. — Stickstoff und Gründüngungsfrage. — Die Pflanze. — Alpenflora. — Flora des österreichischen Küstenlandes. — Laubmoose. — Pflanzennamen. — Verbreitung der landbewohnenden Wirbeltiere. — Rütimeyer. — Naumanns Vögel Deutschlands und Mitteleuropas. — Deutsche Sumpf- und Strandvögel. — Tierleben der österreichisch-ungarischen Tiefebene. — Tiger- und Leopardenjagden. — Steinbock und Gemse des Kaukasus. — Japan. — Ostasien und Nordamerika. — Sansibar und Mafia. — Das nördliche Mittelamerika. — Konstantinopel. — Palästina. — Island. — Buch der Natur. — Gesteinslehre. — Goldvorkommen in Bosnien. — Die modernen Marmore und Alabaster. — Elektrische Straßenbahnen. — Geschichte des Eisens. — Geschichte der Rechenkunst.

Wen hätte nicht, wenn er die Entdeckungen und Errungenschaften unsers Jahrhunderts, insbesondere dessen letzter Jahrzehnte, überblickte, die stolze Empfindung ergriffen, daß wir nun doch wohl einen Höhepunkt erreicht haben möchten, daß nach der Ausbildung der Dampf- und elektrischen Bahnen, der Telegraphie und Telephonie, der Fortschritte der Chemie und so vieles andern viel Neues zu erfinden nicht mehr übrig bleiben könne! Wer aber hätte nicht angesichts der Nachricht von den gelungenen Versuchen, auch ohne Draht zu telegraphieren, bekennen müssen, daß ihn seine Empfindung irregeleitet habe, daß wir keineswegs am Ende einer Periode von Entdeckungen stehen, sondern uns noch mitten darin befinden! Wohl haben die Zeitungen über diesen erstaunlichen Fortschritt der jüngsten Zeit, den wir dem Italiener Marconi verdanken, mancherlei berichtet, trotzdem wird sich unsre Revue nicht der Verpflichtung entziehen können, den gegenwärtigen Standpunkt der Sache darzustellen. Daß es dem Schüler Helmholtz' Heinrich Hertz gelungen war, elektrische Wellen zu erzeugen, die sich von den Lichtwellen nur durch ihre Längen unterschieden, hatten wir zurzeit mitgeteilt. Sie gaben die Möglichkeit der elektrischen Fernwirkung durch die Luft, ja durch den leeren Raum, und es kam nur darauf an, den von ihnen auf weiten Abstand gegebenen Anstoß aufzufangen. Das ermöglichte nun ein von dem Franzosen Branly angegebener kleiner Apparat, eine enge und kurze Glasröhre, in der sich Nickelfeilspäne mit wenig Silber und Quecksilber zwischen zwei Silberplatten befinden, der Coherer, wie ihn die Engländer nennen, der Fritter oder die Frittröhre, wie wir ihn, einem Vorschlage von Reuleaux folgend, nennen wollen. Das Metallpulver leitet den Strom für gewöhnlich kaum, sehr gut aber, sobald es von elektrischen Wellen getroffen wird. Indem Marconi den Hertzschen Apparat als Geber, der die elektrischen Wellen erregte, den Fritter als deren Empfänger verwendete, erhielt er die Telegraphie ohne Draht, wie er sie nannte, die Wellentelegraphie, wie man sie nach den Ergebnissen der Versuche Slabys wohl richtiger nennen dürfte. Marconi hatte schon gefunden, daß die Thätigkeit des Fritters durch einen möglichst langen Draht nicht wenig befördert wurde, der am einen Ende mit ihm verbunden, mit dem andern an einen Mast oder einen Drachen befestigt wurde. Slaby aber zeigte, daß die senkrechte Lage des Drahtes durchaus keine notwendige Bedingung für eine gute Verständigung sei. Man konnte ihn sogar horizontal legen, mußte nur mehrere Meter mit ihm über der Erde bleiben und den mit dem Geber und den mit dem Empfänger verbundenen Draht so befestigen, daß der eine vom andern möglichst der ganzen Ausdehnung nach gesehen werden konnte. Erregt man nun die Wellen, indem man die Funken eines Rühmkorffschen Induktionsapparates zwischen vier in einer Reihe liegenden Kugeln überschlagen läßt, von denen die mittelsten größer sind wie die äußeren und den Verschluß eines mit Oel gefüllten Rohres bilden, so schließen diese

indem sie den Fritter zu einem Leiter machen, den Strom einer Batterie, in den ein Relais eingeschaltet ist; dies schließt wiederum den einen Telegraphen-Schreibapparat in Thätigkeit setzenden Strom länger oder kürzer, je nachdem man den Geber länger oder kürzer wirken läßt, und so erhält man die gewöhnlichen telegraphischen Grundzeichen. Freilich muß, wenn er verläßlich arbeiten soll, der Fritter vor jedem neuen Zeichen einen Stoß erhalten. Das erreichte Marconi, indem er durch einen von dem das Zeichen gebenden Strom umflossenen Magneten ein kleines Hämmerchen an die Röhre schlagen ließ, während Tuma zur Erreichung des nämlichen Zweckes den Fritter ohne weiteres auf den Anker des Schreibapparates setzte. Leider ist es wegen störender Wirkungen, die von der Luftelektricität ausgehen, unthunlich, dem Fritter die höchsterreichbare Empfindlichkeit zu geben. Auch ist es ein großer Uebelstand, daß zwischen Geber und Empfänger erregte oder hindurchgehende andre elektrische Wellen, Bäume, Gebäude, ja Staub die Verständigung unmöglich machen oder doch sehr erschweren, und so ist noch nicht daran zu denken, alle Vorteile, die die Wellentelegraphie würde bieten können, auszunutzen. Die größte Entfernung, auf welche sie sich bethätigte, betrug 21 Kilometer. Sie wurde bei Versuchen, welche die Militär-Luftschifferabteilung anstellte, erreicht. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß man eifrig beschäftigt ist, die neue Telegraphie zu verbessern und größerer Ausbreitung fähig zu machen, und wer weiß, ob nicht bereits die nächste Revue von wichtigen Fortschritten nach dieser Richtung hin wird erzählen können.

Aehnlich ging es ja auch, nachdem Lord Raleigh und Professor Ramsay ein neues Gas in der Luft, das Argon, entdeckt hatten, indem man ihm sehr bald das sehr ähnliche Helium zugesellte. Aus gewissen chemischen Thatsachen läßt sich weiter schließen, daß noch ein drittes, beiden ähnliches, noch nicht entdecktes Gas vorhanden sein muß, nach welchem Ramsay im Augenblick eifrig sucht. Freilich gesteht er selbst, daß seine Bestrebungen dem Suchen nach einer Nadel in einem Heuhaufen zu vergleichen sind. Kann es doch nur in sehr geringer Menge auf Erden vorhanden sein, und weiß man doch einstweilen noch gar nicht, wo man es suchen soll! Dazu kommt noch, daß es, wie das Argon und Helium, mit andern Körpern keine chemischen Verbindungen eingeht, daß es also die größten Schwierigkeiten haben muß, es zu fixieren oder von den beiden andern Gasen, mit denen es vielleicht zusammen vorkommt, zu trennen.

Während nun die Entdeckung der elektrischen Wellen uns um einen bedeutenden Schritt zur Entdeckung des Wesens der Elektricität näher brachte, während sie gezeigt hat, daß wir sie auf Bewegungen des überaus feinen Stoffes, des Aethers, durch dessen Annahme wir längst das Licht erklären, zurückführen müssen, sind alle Versuche, das Wesen der Schwere begreifbar zu machen, noch ohne Erfolg geblieben. Vielmehr wankt das ihre Wirkung gebende, von Newton aufgestellte Gesetz, eine der bisher als unverrückbar geltenden Säulen der Naturwissenschaft; denn einige astronomische Thatsachen drängen zu der Annahme, daß es in der jetzigen Fassung nicht streng richtig sei, und so ist das Wort des alten Herakleitos, daß alles im Flusse begriffen sei, für Anschauungen gültig geworden, von denen man alles andre, als daß sie jemals ins Wanken gerieten, anzunehmen das Recht zu haben glaubte.

Kein Wunder, daß man hier Klarheit zu schaffen sucht, und daß man sich dazu an die stets hilfsbereite Elektricität wendet. Es sind längst Versuche gemacht worden, die Anziehungskraft auf elektrische Kraftwirkungen zurückzuführen, so namentlich schon vor Jahren von Zenger, der seine Ansicht nun von neuem als Einleitung von Folgerungen auseinandersetzt, die, wenn sie zu Recht beständen, geeignet wären, alle Anstrengungen der Meteorologie als unnötig erscheinen zu lassen. Diese Folgerungen bestehen darin,[1] daß alle zehn Jahre die Witterungserscheinungen im weitesten Sinne, darunter auch die Erdbeben, sich genau wiederholen. So begegnen wir einer Art Prophezeiungen, die an die

[1] Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1887, zugleich Wetterprognose für das Jahr 1897. Prag. Selbstverlag des Verfassers. In Kommission bei Fr. Rivnac. M. 1.44.

Falbschen erinnern, und wie Falb das Erdbeben in Agram an Ort und Stelle vorhersagte, so nimmt Zenger für sich in Anspruch, daß er am 10. August 1895 in Bordeaux und am 10. August 1896 in Nancy, ebenfalls an Ort und Stelle, den Eintritt großer Cyklonen vorhergesagt habe! Bestimmte Punkte der Sonne sollen es sein, an denen in der Sonnenatmosphäre Störungen entstehen. Sind solche der Erde zugekehrt, so treten auch auf ihr Störungen ein, und die Sonnenphotographie soll dies genau erkennen lassen.

So wären diese Wirkungen und ebenso die anziehenden Kräfte denen elektrischer oder magnetischer Körper zu vergleichen. Die Art, wie solche Körper aufeinander wirken, haben uns Faraday und Maxwell anschaulich gemacht, wenn es ihnen auch nicht gelang, das Wesen dieser Wirkungen zu ergründen. Aber gerade die genaue Beschreibung der Nebenerscheinungen ohne jede weitere Annahme ist durch Kirchhoff als dasjenige hingestellt, was die Naturwissenschaft vor allem erreichen muß, wenn sie jede Unklarheit vermeiden will. Diese streng durchgeführte Auffassung gab seinen Vorlesungen über mathematische Physik[1]) ihren großen Wert, die, in erster und zweiter Auflage 1876 erschienen, jetzt bereits in vierter Auflage vorliegen. Seine Ansicht stellte der deutsche Gelehrte den damals geltenden, von den Franzosen eingeführten entgegen, und so wurden seine freilich weitgehende mathematische Kenntnisse verlangenden Vorlesungen ein Werk, dessen Studium auch jetzt noch für jeden, der in die Physik eindringen will, eine Notwendigkeit ist, dessen Neuauflage somit besondere Befriedigung hervorruft. Bei einem solchen Vorgehen der Wissenschaft hat man es denn auch nicht bei den Errungenschaften der genannten Engländer beruhen lassen. Man hat ihre Lehre nach allen Richtungen weiter ausgebildet, und namentlich der Technik ist sie durch ihre große Anschaulichkeit zu gute gekommen. Das elektrische oder das magnetische Feld sehen wir nun, wie den Raum um den leuchtenden Körper mit Lichtstrahlen, so mit Kraftstrahlen, den magnetischen Linien, erfüllt, die allerdings nicht geradlinig verlaufen, sondern gekrümmt sind, deren Kenntnis aber genügt, um die elektrische oder magnetische Fernwirkung mit Sicherheit beurteilen zu können. Eine Arbeit, die die ganze Lehre im Zusammenhang darstellt, mußte also sehr willkommen sein, und dies um so mehr, als man mit Recht ernstlich daran denkt, sie auch im Unterricht in den Schulen mit Nutzen zu verwenden. Eine solche ist das Werk von Ebert,[2]) dessen Studium jeden, der über einige mathematische Kenntnisse verfügt, mit Befriedigung erfüllen wird. Auch eine andre Schrift desselben Verfassers, das in Gemeinschaft mit E. Wiedemann herausgegebene physikalische Praktikum,[3]) hat seine große Brauchbarkeit dadurch bewiesen, daß es nunmehr bereits in dritter Auflage vorliegt. Indem es keine lückenlose mathematische Vorbildung voraussetzt, auch in Einleitungen zu den einzelnen Aufgaben die zu ihrer Lösung notwendigen physikalischen Lehren vorführt und jede durch Zahlenbeispiele erläutert, ist es in hohem Grade geeignet, auch den weniger sorgfältig Vorgebildeten in die angewandte Physik einzuführen. Die Benutzung der Kraftlinien wird es für den Elektrotechniker, die Berücksichtigung der physikalischen Chemie auch für den praktischen Chemiker sehr brauchbar machen. Sie werden gern mit dem schön ausgestatteten Buch in der Hand arbeiten.

Gerade die physikalische Chemie ist eine Disciplin, welche, obwohl sie noch jung ist, doch die überraschendsten Früchte gezeitigt hat, nicht nur indem sie den Arbeiten des analytischen Chemikers zur Richtschnur diente, sondern auch dadurch, daß sie ungeahnte Einblicke in das Wesen der Körper gewährte. Namentlich über die Salzlösungen, besonders aber in den Fällen der Doppelsalze, und ihr Verhalten gegen Elektricität und Wärme hat

---

[1]) Kirchhoff, Vorlesungen über mathematische Physik. 1. Bd. Mechanik. 4. Aufl. Herausgegeben von W. Wien. Leipzig, B. G. Teubner.

[2]) H. Ebert, Magnetische Kraftfelder. Leipzig, J. A. Barth. 2 Bde. 20 Mark.

[3]) E. Wiedemann und H. Ebert, Physikalisches Praktikum. 3. Aufl. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 10 Mark.

sie die überraschendsten Aufschlüsse gegeben, und so ist die neue Schrift van't Hoffs[1]) über die Bildung und Spaltung von Doppelsalzen von größtem Interesse. Sie enthält zunächst theoretische Betrachtungen, um dann die Untersuchungsmethoden und deren Ergebnisse vorzuführen. Haben jene Methoden der anorganischen Chemie schon den größten Nutzen gebracht, so wird vielleicht die Zeit nicht fern sein, in der sie auch der Erforschung der Kohlenstoffverbindungen wichtige Dienste leisten werden.

Im Hinblick auf das nimmer rastende Fortschreiten der Naturwissenschaften macht sich immer wieder die Bedeutung der Werke geltend, die von ihren Leistungen während kürzerer oder längerer Zeitabschnitte Rechenschaft geben, wie die Fortschritte der Physik[2]) und die Encyklopädie[3]) der Naturwissenschaften. Von jenen liegt für das Jahr 1896 die erste und dritte Abteilung vor, welche die Lehre von den festen, flüssigen und gasförmigen Körpern, die Akustik, die Anwendung der Physik auf die Himmelskörper, sodann diese selbst und die Meteorologie behandeln. Das neueste, zehnte Heft des Handwörterbuchs der Astronomie dagegen enthält den Schluß des von Gerland bearbeiteten Artikels „Kosmogonie“, den Artikel „Längenbestimmung“ von Valentiner und den Anfang der von Herz bearbeiteten „Mechanik des Himmels“.

Auch das Bedürfnis nach Lehr- und Handbüchern der Physik und Chemie ist ein immer größeres geworden, und so kann es nicht überraschen, daß eine Menge von solchen das Licht der Welt erblickt haben. Obgleich eine unleugbare Ueberproduktion eingetreten ist, so hat dies doch auch das Gute, daß man um Auswahl nicht verlegen zu sein braucht. Der heutigen Revue liegt das Lehrbuch der Chemie von Bucher[4]) vor, welches in sehr faßlicher Weise das Gebiet der Chemie mit allen seinen neuen Errungenschaften vorführt, wenn es auch nicht gerechtfertigt erscheint, zwei so interessante Stoffe wie das Argon und Helium in einer Anmerkung unter dem Texte abzuthun.

Daß indessen die neuen Lehrbücher die älteren, welche sich ihren Platz längst erobert haben, nicht haben verdrängen können, wird durch das Erscheinen zweier Lehrbücher der Physik, des einen in neunter, des andern in fünfter Auflage, bewiesen. Das erstere ist das Lehrbuch von Müller-Pouillet, das nach Müllers Tode von Pfaundler herausgegeben wird.[5]) Da der erste und dritte Band der neuen Auflage bereits in den Händen des Publikums sind, so schließt der zweite Band, an dem Lummer mitgewirkt hat, das Werk ab. Er enthält die Lehre vom Licht, dessen Darstellung in dem in Rede stehenden Buch immer als besonders gelungen gerühmt ist. In der That läßt die Vollständigkeit, die erreicht wird, und die Klarheit, wie sie vor allem in der Darlegung der oft so schwer zu verfolgenden Wege eines Lichtstrahles in den Krystallen hervortritt, nichts zu wünschen übrig. Dasselbe gilt aber auch von dem Wüllnerschen Lehrbuch,[6]) dessen vorliegender dritter Band die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus bringt. Sein Erscheinen ist als besonders erwünscht zu bezeichnen, da gerade diese Lehren in neuerer Zeit so mannigfache Erweiterungen und Umwandlungen erfahren haben.

Von welcher Wichtigkeit Chemie und Physik für die Anwendungen geworden sind, ist dem Leser bekannt. So hat der Landwirt zum Beispiel bei der Anwendung der Düngemittel die Chemie sorgfältig zu Rate zu ziehen, wenn er mit der von deren Kostbarkeit geforderten Sparsamkeit zu Werke gehen will. Namentlich ist es der Stickstoff, dessen Zufuhr schwer und teuer ist. Jetzt wird er den angebauten Gewächsen meist in Form von

---

[1]) J. H. van't Hoff, Vorlesungen über die Bildung und Spaltung von Doppelsalzen. Deutsch bearbeitet von Th. Paul. Leipzig, W. Engelmann. 3 Mark.

[2]) Fr. Vieweg und Sohn, Braunschweig. Erste Abteilung 20 Mark, dritte Abteilung 21 Mark.

[3]) Breslau, E. Trewendt.

[4]) Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz) in Regensburg. 5 Mark 50 Pf.

[5]) Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik. 2. Band. 9. Auflage. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 18 Mark.

[6]) Wüllner, Lehrbuch der Physik. 3. Band. 5. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner.

Salpeter geboten, wie solcher in Chile, wo große Mengen dieses Materiales lagern, abgebaut wird. Aber die dort davon vorhandenen Vorräte werden bald erschöpft sein. Da nun auch die Lager des ebenfalls Stickstoff liefernden Guanos nur in beschränkten Mengen vorhanden sind, so wird sich die Landwirtschaft, die schon mit so großer Ungunst der Verhältnisse zu kämpfen hat, in absehbarer Zeit einer neuen Schwierigkeit gegenübersehen. Unter diesen Umständen ist es eine sehr dankenswerte Aufgabe, deren Lösung Stillich[1]) versucht hat, zu untersuchen, ob nicht, wie der den Pflanzen ebenfalls zuzuführende Phosphor aus der heimischen Thomasschlacke, das Kali aus den Kainitlagern Norddeutschlands, auch der Stickstoff aus bei uns vorkommenden Materialien geliefert werden könne. Der Leser wird sogleich entgegenhalten, daß diese Frage bereits lange gelöst ist, daß ja eine Reihe niedere Pflanzen, Algen, Pilze und vor allem Bakterien, die Fähigkeit besitzen, den Luftstickstoff unvermittelt aufzunehmen, ja daß sie, indem sie Lebensbündnisse mit höher organisierten Gewächsen, namentlich Leguminosen, eingehen, diesen so denselben Vorteil bieten können. Außerdem bietet der Stalldünger beträchtliche Stickstoffmengen, und es kommt also nur darauf an, den so zur Verfügung stehenden kostbaren Stoff besser wie bisher zu verwerten. Darüber erteilt der genannte Verfasser nützliche Ratschläge, einesteils, wie man die Leguminosen am vorteilhaftesten zur Gründüngung benützt und zum andern, wie der Stickstoff im Stalldünger und sonstigen Düngungsstoffen zu bewahren ist. Bei unzweckmäßiger Behandlung dieser Stoffe geht der Stickstoff verloren, und namentlich wird er in den Rieselfeldern in unverantwortlicher Weise verschwendet.

Auch in Cohns[2]) Werk über die Pflanze werden einige der hier in Betracht kommenden Verhältnisse behandelt. Mit der nunmehr ausgegebenen elften und zwölften Lieferung, welche sich über insektenfressende Pflanzen, botanische Studien am Meeresstrande, die Welt im Wassertropfen, die Bakterien und unsichtbare Feinde verbreiten, erreicht das wunderschön ausgestattete Buch seinen Schluß, und wir bringen es nicht über das Herz, von ihm zu scheiden, ohne dem Leser seine Lektüre noch einmal ans Herz gelegt zu haben. Wir möchten ihn gern auch des hohen Genusses teilhaftig werden sehen, den es uns bereitet hat.

Dasselbe gilt von dem Atlas der Alpenflora.[3]) Die vorliegenden drei letzten Lieferungen (8, 9 und 10) schließen ihn ab, ein Werk, für dessen Herausgabe man dem Deutsch-österreichischen Alpenverein nicht dankbar genug sein kann. Sind doch die Alpenpflanzen botanisch und geologisch deshalb von so großem Interesse, weil durch ihre Beobachtung so manches biologische Rätsel gelöst, so manche schwer verständliche Thatsache der Eiszeit aufgeklärt wird. Und welche Freude muß es dem Touristen machen, viele ihm vom häuslichen Studium her wohlbekannte Alpenpflanzen nun in ihrer Heimat wiederzufinden. Kein geringeres Interesse hat übrigens die Flora des österreichischen Küstenlandes um der verschiedenen Bestandteile willen, die sie bilden. Alpenpflanzen, baltische, pontische und den Mittelmeerküsten angehörige Gewächse nehmen an ihrer Zusammensetzung teil, dazu kommt noch manches Eingeschleppte. Sie ist von Pospichel[4]) neuerdings bearbeitet worden, der erste schön ausgestattete Band dieser Bearbeitung bis jetzt erschienen, ein Buch, welches wegen der beigegebenen Beschreibungen und der die Bestimmung sehr bequem machenden Tabellen auch über die Grenze der genau angegebenen Fundorte hinaus sehr brauchbar sein wird.

Daß man aber keineswegs so weit zu schweifen braucht, vielmehr auch in der Nähe Gutes und Schönes in Menge finden kann, zeigt die Beschreibung einer Anzahl von Laubmoosen, welche H. Schmidt herausgegeben und durch Beifügung von Tafeln mit ge-

---

[1]) O. Stillich, Die Stickstoff- und Gründüngungsfrage. Leipzig, Hugo Voigt. 1 Mark.

[2]) F. Cohn, Die Pflanze. 11. und 12. Lieferung. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

[3]) Atlas der Alpenflora. 2. Auflage. In Kommission der J. Lindauerschen Buchhandlung in München. Photolithographische Anstalt von Reule und Ostermaier in Dresden.

[4]) Pospichel, Flora der österreichischen Küstenländer. 1. Band. Wien, Franz Deuticke. 8 Mark.

trockneten Vertretern ihrer Art besonders brauchbar gemacht hat.[1] Das nützliche Werkchen soll hauptsächlich den Liebhaber in die Mooskunde einführen, und es wird wohl geeignet sein, namentlich auch den Sammeleifer der Jugend, den es durch Anordnung nach den Stand- und Fundorten wirksam unterstützt, auf diese leicht zu erlangenden und erhaltenden Pflänzchen zu richten. Die Schwierigkeiten, die dem jugendlichen, oft freilich auch dem alten Sammler die Deutung und das Festhalten der Pflanzennamen macht, sucht Prahn[2] zu heben, indem er sie mit ihren Erklärungen zusammengestellt hat. Auch die deutschen Pflanzennamen fügt er bei, sowie die Namen derjenigen Personen, nach welchen Pflanzen genannt sind. Die Vollständigkeit der kleinen Arbeit macht sie recht brauchbar.

Nicht nur die Verbreitung der Pflanzen ist indessen geeignet, Schlußfolgerungen ziehen zu lassen auf die Verteilung von Wasser und Land in früheren Erdperioden; in noch viel höherem Grade gilt dies, um ihrer größeren Beweglichkeit willen, von den Tieren, und es ist oft genug der Versuch gemacht worden, auf Grundlage dieser Verteilung hin Schlüsse auf Landverbindungen zu ziehen, welche jetzt nicht mehr bestehen. Daraus hat man längst auf eine solche Verbindung der Kontinente in der Nähe des Nordpols, dann auf eine zwischen Südamerika und Afrika einerseits und zwischen Chile und Australien andrerseits geschlossen. Diese Verhältnisse wurden neuerdings von Stoll[3]) wieder eingehend an der Hand der Verbreitung der landbewohnenden Wirbeltiere studiert, mit dem Ergebnis, daß eine Reihe dieser Tiere aus vortertiären Zeiten stammen, der Große Ozean aber nicht immer seiner ganzen Ausdehnung nach Meer gewesen ist.

Hinsichtlich der Kenntnis der Abstammung der Säugetiere der Gegenwart, namentlich der Haustiere, schuldet die Wissenschaft dem Baseler Professor Carl Ludwig Rütimeyer nicht geringen Dank. War er es doch, der zuerst die Entwicklungsgeschichte der Huftiere aufklärte und eine anatomische Rassenlehre begründete, welche eine sichere Unterscheidung der Schweizer Rindviehrassen ermöglichte, aber auch der rationellen Viehzucht sicheren Boden gab. Sein Leben und Wirken hat Iselin[4]) geschildert, und diese Schilderung ist wohl geeignet, die Verehrung für den anspruchslosen Gelehrten zu erhöhen, wenn es uns auch schmerzen muß, daß er, obwohl germanischer Abstammung, sich von romanischem Wesen doch mehr angezogen fühlte. Ein schönes Porträt ziert die lesenswerte Schrift.

Auf beschreibend-zoologischem Gebiete ist im Augenblick das wichtigste Ereignis die Neuherausgabe des berühmten Werks von Friedrich Naumann,[5]) welches die Vögel Mitteleuropas nach eignen Beobachtungen schildert und abbildet. Wer auch nur einmal einen Blick in ein ornithologisches Werk gethan hat, dem ist der Name des „Altmeisters“ Naumann gewiß zum öfteren begegnet, und er hat sich gewundert, daß man seinen Namen so oft, sein Werk nie zu Gesicht bekam. Doch hatte das seinen guten Grund. Kostete es doch sehr viel Geld und war nur um so teurer geworden, je länger es vergriffen war. Naumann war, wie sein Vater, Landwirt im Anhaltschen, Vater und Sohn unermüdliche und durchaus zuverlässige Beobachter, sie unterstützte der zweite Sohn, der Forstmann war, und so besitzen wir in Naumanns Arbeit ein Werk, um das uns andre Nationen mit Recht beneiden. Man kann nun der Buchhandlung von Eugen Köhler in Gera-Untermhaus nicht dankbar genug sein, ebenso dafür, daß sie die Neuherausgabe der Naumannschen „Vögel Mitteleuropas“ unternommen, als auch dafür, daß sie dabei den jetzigen Standpunkt der Wissenschaft zum Ausdruck gebracht hat. Zwar ist — und mit vollstem Recht — Naumanns Text beibehalten, aber er ist mit Anmerkungen versehen, die, von den kompetentesten Ge-

---

[1]) H. Schmidt, Führer in die Welt der Laubmoose. Gera, Theod. Hofmann. 1 Mark 50 Pf.

[2]) H. Prahn, Pflanzennamen. Buckow (Mark), Rob. Müller. 1 Mark 50 Pf.

[3]) O. Stoll, Zur Zoogeographie der landbewohnenden Wirbeltiere. Berlin, R. Friedländer und Sohn. 4 Mark.

[4]) E. Iselin, Carl Ludwig Rütmeyer. Mit Bildnis. Basel, R. Reich. 1 Mark.

[5]) Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands und des angrenzenden Mitteleuropas. Herausgegeben von R. Hennicke. Gera-Untermhaus, Eugen Köhler. Bd. 6. 10 Mark.

lehrten und Beobachtern verfaßt, angeben, wo und wie er nach jetzigem Wissen abzuändern sei. Außerdem bringen eine Menge durch Klammern kenntliche Zusätze hocherwünschte Ergänzungen. Zur höchsten Zierde aber gereichen dem in jeder Hinsicht schön ausgestatteten Werke die prachtvollen Tafeln in Chromolithographie. Der zuerst erschienene sechste Band behandelt die Tauben, Hühner, Reiher, Flamingos und Störche und bringt auf einunddreißig farbigen und einer schwarzen Tafel vortreffliche Abbildungen dieser stattlichen Geschöpfe. Mag auch hier und da eine Kleinigkeit an ihnen verbesserungsfähig sein, so erfüllen sie doch ihren Zweck in sehr vollkommener Weise, und nur wenige Werke werden dem Naumannschen in dieser Hinsicht an die Seite gesetzt werden können. Hört nun endlich der Leser, daß der Preis eines Bandes nur 10 Mark beträgt, so wird es nicht weiter nötig sein, ihm die Anschaffung eines Werkes zu empfehlen, welches nur — dem Großfolio der Tafeln zu Gefallen — die mit einem genußreichen Lesen nicht ganz verträgliche Unbequemlichkeit eines zu großen Formats aufweist.

Wie Naumanns Werk wird ein jedes andre, das die Ergebnisse eingehender Beobachtungen aufweist, von größtem Werte sein, auch wenn nur kleinere Abteilungen oder Gebiete in Betracht gezogen werden. Solche Werke sind die Naturgeschichte der deutschen Sumpf- und Strandvögel von Floericke[1]) und das Tierleben der österreichisch-ungarischen Tiefebene von Mojsisovics von Mojsvár,[2]) beides mit großer Sachkenntnis und Liebe zum Gegenstand ausgearbeitete und mit schönen Abbildungen geschmückte Werke, von deren Inhalt man mit hohem Interesse Kenntnis nimmt. Geht doch auch das letztere Werk auf die Geographie, das Klima und die eigentümliche Bodenbeschaffenheit des behandelten Gebiets ein, welche wiederum eine in Europa wohl einzig dastehende Vegetation bedingt. Auch die Lektüre zweier Monographien, in deren einer Radde,[3]) in Uebersetzung aus dem zweiten Bande des großen Werkes über die Reise der Großfürsten Alexander und Sergei Michailowitsch in Südasien, eine Tiger- und Leopardenjagd, und der andern, ebenfalls von Radde herausgegeben, in der Roska [4]) den Steinbock und die Gemse des Kaukasus und ihre Lebensweise schildert, ist nicht ohne Interesse. Letztere Schrift weist die Artverschiedenheit des ersteren und des Steinbocks der Alpen nach, welche für die Gemse nicht besteht.

Diese Schriften führen uns nach Asien, an dessen östlichstem Teil jetzt die Blicke aller Deutschen mit frohem Interesse hangen. Allen Schilderungen von dort werden wir erhöhte Aufmerksamkeit entgegenbringen, und namentlich ist es das aufstrebende japanische Reich, welches wir nicht mehr aus dem Auge verlieren dürfen. Da trifft es sich denn gut, daß zwei Schilderungen des Landes allein, eine dritte eben solche im Anschluß an die Indiens und Chinas vorliegen. Das elegant ausgestattete, schön illustrierte Buch von Fischer[5]) teilt, ohne allzutief einzudringen, Reise-Eindrücke von Japan mit, oft in novellistischer Form das Leben und Treiben der anspruchslosen und liebenswürdigen Eingeborenen ausmalend, auf deren künstlerische Leistungen es ausführlicher eingeht. Die Schrift von Rasche[6]) dagegen betrachtet das Inselreich mehr vom geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Standpunkt und sucht namentlich die Gefahr, die uns vom Wettbewerb seiner Bewohner droht, klarzulegen. Haben dieselben sich doch in einer beispiellos kurzen Zeit die europäische Kultur angeeignet. Sie sind jedoch nur oberflächlich eingedrungen, und so wird europäischer Ein-

[1]) Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung. 4 Mark 50 Pf.

[2]) Wien, A. Hölder. 7 Mark 20 Pf.

[3]) G. Radde, Tiger- und Leopardenjagden in Maisur in den Dschongeln am Kabbalsflusse bis nach Haiderabad. Blasewitz-Dresden, Paul Wolff.

[4]) G. Radde, Zum Andenken an Max Roska, nebst zwei Studien über den Steinbock und die Gemse des Kaukasus. Blasewitz-Dresden, Paul Wolff.

[5]) A. Fischer, Bilder aus Japan, illustriert von F. Hohenberger und J. Barth. Berlin, G. Bondi.

[6]) Rasche, Land und Volk der Japaner. Leipzig, Walter Fiedler. 1 Mark 20 Pf.

fluß so ganz rasch doch nicht von ihnen verdrängt werden können. Schanz[1]) endlich beschreibt Indien, Birma, Ceylon, Java, Siam, China, Korea, Ostsibirien, Japan und Kanada, die er besucht hat, indem er auf Geschichte, Bauwerke und soziale Verhältnisse näher eingeht. Namentlich schildert er die Aussichten der Engländer, und es ist kein hoffnungsfrohes Bild, welches er entrollt.

Von noch größerem Interesse für uns sind Nachrichten aus unsern Kolonien oder der Nachbarschaft, wie sie die Schriften von Baumann[2]) und Riebe[3]) enthalten. Der erstgenannte bekannte Reisende, der vor kurzem österreichischer Konsul in Sansibar geworden ist, beschreibt Stadt und Insel gleichen Namens, die jetzt leider eine englische Besitzung bilden, und die in deutschen Händen befindliche, südlicher gelegene Insel Mafia an der Hand vortrefflicher Karten. Seine Arbeiten geben einen interessanten geschichtlichen und geologischen Ueberblick, gehen auch auf die Tier- und Pflanzenwelt ein. Ebenso bespricht er die Bevölkerung und die Bedeutung beider Inseln für Kultur und Handel, wobei er zu dem für uns nicht erfreulichen Ergebnis kommt, daß Sansibars Bedeutung als Stapelplatz des tropischen Ostafrikas eher zu- als abnehmen wird. Riebe dagegen schildert die Kämpfe und Erlebnisse eines Mitgliedes der Schutztruppe von Kamerun, Hörhold, im Hinterland der genannten Kolonie, die, an Abenteuern reich, ein gutes Bild geben, wie sich das Leben unsrer Pioniere dort gestaltet.

Wenn nun auch diese Länder für uns im Augenblick die größere Bedeutung haben, so hätte doch Sapper[4]) nicht nötig gehabt, sich sozusagen zu ,entschuldigen, daß er ein fast vergessenes Land, Mittelamerika, zum Schauplatz seiner Reisen und zum Gegenstand seiner Untersuchungen gemacht hat. Der Inhalt seines Buches beweist das besser wie alles andre. Wenn auch die Beschreibung der Reisen nicht allzu interessant ist, so sind es um so mehr die den zweiten Teil des Buches bildenden Schilderungen der Geologie — Verfasser ist bei der geologischen Kommission der mexikanischen Regierung angestellt —, des Klimas, der Vegetation und namentlich der ethnographischen Verhältnisse des merkwürdigen Gebietes. Indianische Gesänge und Worttabelle, eine Untersuchung der Herkunft des in Yucatan zum Teil noch unabhängigen Stammes der Maya und eine Reihe von Karten, der Vulkane von Guatemala, der Verbreitung der Vegetationsformen, der Höhenschichten, der Produktion und Verkehrswege, der Verbreitung der indianischen Sprachen und so weiter machen seine Arbeit besonders wertvoll. So kann man jedem, dem an einem tieferen Eindringen in jene Verhältnisse gelegen ist, sein Buch nur empfehlen.

Leichtere Lektüre sind die friedlichen Reise-Erinnerungen aus Konstantinopel von Schulze-Smidt[5]) und die mit Illustrationen versehene Reise nach Palästina von Fr. Temme.[6]) Immerhin werden beide manches kennen lehren, durch manches Erlebnis, manche lebhafte Schilderung erfreuen. An die äußerste Thule, nach Island, führt uns endlich die Geschichte der isländischen Geographie von Thoroddsen,[7]) ein Buch, das insofern mehr hält als sein Titel verspricht, als es zugleich die Geschichte Islands selbst giebt, und zwar im ersten Bande, der bis jetzt vorliegt, bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts. Den sagenhaften Berichten aus dem Altertum folgt die Beschreibung der Auffindung Islands durch die Iren im achten Jahrhundert, ihre Vertreibung durch

---

[1]) M. Schanz. Ein Zug nach Osten. Hamburg, W. Mauke Söhne. 2 Bände zusammen 10 Mark.

[2]) O. Baumann, Die Inseln Mafia und Sansibar. Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Vereins für Erdkunde in Leipzig. 1. Heft 1 Mark 80 Pf., 2. Heft 2 Mark 20 Pf.

[3]) O. Riebe, Drei Jahre unter deutscher Flagge im Hinterland von Kamerun. Geschildert nach den Tagebuchblättern von K. Hörhold, mit einem Vorwort von C. Morgan. Berlin, A. W. Hayns Erben.

[4]) C. Sapper, Das nördliche Mittelamerika. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn. 9 Mark.

[5]) B. Schulze-Smidt, Konstantinopel. Dresden und Leipzig, Karl Reißner.

[6]) Fr. Temme, Reise nach Palästina. Bonn, P. Hauptmann. 1 Mark 50 Pf.

[7]) Th. Thoroddsen, Geschichte der isländischen Geographie, übersetzt von Gebhardt. 1. Band. Leipzig, B. G. Teubner. 8 Mark.

die Normannen im neunten und die Kämpfe der Engländer und Deutschen um den isländischen Handel, der einträglich genug war, obwohl die Isländer nur getrocknete Fische ausführten. Mit der Annahme der Reformation aber erwachen die Isländer und schaffen sich eine eigene Litteratur. Bei der Aufmerksamkeit, die Island schon längst als unberührter Sitz altnordischen Germanentums erregte und immer mehr erregt, wird das Buch wohl seinen Leserkreis finden.

In die Zeit jener Kämpfe führt uns die erste Naturgeschichte, welche in deutscher Sprache von dem Kanonikus Konrad von Megenberg[1]) in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben wurde. Wenn sie auch ein gutes Bild des damaligen Wissensschatzes giebt, wenn auch mancher noch jetzt spukende Aberglaube daraus sein ehrwürdiges Alter erkennen läßt, wenn endlich ein oder der andere Leser an den erbaulichen Anwendungen seine Freude haben wird, so möchte es doch fraglich erscheinen, ob sich sein Neudruck und die Mühe, welche sich Schulz mit der Umsetzung der alten Sprachweise in die neuhochdeutsche gegeben hat, verlohnen wird.

War es in damaliger Zeit nichts Ungewöhnliches, daß ein Geistlicher so erfolgreich die Naturwissenschaften trieb, so erregt es jetzt Erstaunen, daß ein Pfarrer eine Gesteinslehre mit geologischer Einleitung schreibt, die allerdings nur für Freunde der Natur bestimmt, doch mit ihren neun sehr schönen Tafeln in Farbendruck einen guten Ueberblick über jene Wissenschaft giebt. Dabei geht das sehr brauchbare Buch von Engel[2]) auch auf den technischen Teil der Wissenschaft, wie Eisen-, Kohlen- und Erdölproduktion, ein und kann deshalb wohl empfohlen werden. Noch mehr behandelt die technische Seite der Geologie das Werk von Rücker[3]) über das Vorkommen des Goldes in Bosnien, dessen Gewinnung in alten und ältesten Zeiten es ausführlich schildert. Mag dabei auch manches noch hypothetischer sein, als es der Wiener Oberbergrat darstellt, so wird der durch eine treffliche Karte erläuterte Inhalt in mehr wie einer Hinsicht von Nutzen werden können. Lediglich an den Techniker wendet sich H. Schmid[4]) in der Beschreibung der mineralogischen Beschaffenheit und des geologischen Vorkommens der modernen Marmore und Alabaster, und die Aufzählung ihrer Fundgruben in den einzelnen Ländern, nebst Angabe ihrer Festigkeit, wird jedem, der solches Material zu verwenden hat, sehr nützlich sein.

Für den Elektrotechniker ist die schön ausgestattete Beschreibung der von der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft[5]) in Berlin gebauten elektrischen Straßenbahnen, mit oberirdischer Stromzuführung, die in zweiter Auflage vorliegt, eine willkommene Gabe. Die Einrichtungen der einzelnen Teile der Bahn, der Schutzvorrichtungen, und was dabei sonst noch von Wichtigkeit ist, werden in Wort und Bild dargestellt. Eine große Zahl photographischer Abbildungen lassen den großen Wirkungskreis der Gesellschaft erkennen.

Schließlich hat unsere Revue noch zweier geschichtlicher Darstellungen zu erwähnen, der Geschichte des Eisens von Beck,[6]) deren siebente Lieferung der dritten und erste der vierten Abteilung den Schluß der Entwicklung der Eisenerzeugung im achtzehnten und den Beginn derselben im neunzehnten Jahrhundert, von dieser hauptsächlich den allgemeinen Teil bringen, und die Geschichte der Rechenkunst von Villicus,[7]) deren dritte Auflage

---

[1]) K. v. Megenberg, Das Buch der Natur. In neuhochdeutscher Sprache bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. H. Schulz. Greifswald, J. Abel. 9 Mark.

[2]) Th. Engel, Die wichtigsten Gesteinsarten der Erde. Ravensburg, O. Maier. 4 Mark 50 Pf.

[3]) A. Rücker, Einiges über das Goldvorkommen in Bosnien. Wien, Friedrich Beck. 4 Mark 50 Pf.

[4]) H. Schmid, Die modernen Marmore und Alabaster. Wien, Franz Deuticke. 1 Mark 80 Pf.

[5]) Die elektrischen Straßenbahnen mit oberirdischer Stromzuführung nach dem System der Allgemeinen Elektricitätsgesellschaft in Berlin. 2. Auflage.

[6]) Beck. Geschichte des Eisens. 3. Abteilung 7. Lieferung, 4. Abteilung, 1. Lieferung. Jede 5 Mark. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn.

[7]) Fr. Villicus, Die Geschichte der Rechenkunst vom Altertum bis zum neunzehnten Jahrhundert. 3. Auflage. Wien, Karl Gerold und Sohn. 3 Mark 20 Pf.

die vorliegende bereits ist. Haben auch unsre Revuen dieses Thema bereits früher zu erwähnen gehabt, so wird der Leser mit erneutem Interesse der klaren Darstellung folgen, welche zeigt, eine wie große Arbeit die Menschheit zu verrichten hatte, bis die Thätigkeit ihr Eigentum wurde, die jetzt in allen Volksschulen ohne Schwierigkeit gelehrt wird. Wäre sie nicht Gemeingut der Kulturstaaten geworden, so wäre der Aufschwung der Wissenschaft und Technik, von denen unsre gegenwärtige Revue wieder so viel Staunenswertes mitzuteilen hatte, nie möglich gewesen.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Kulturgeschichte.

Die Magie bei den Naturvölkern.

Wenn die in den jüngsten Jahrzehnten so rasch und umfassend emporgeblühte Völkerkunde die Blicke auf ihr weites Bereich schweifen läßt, so gewahrt sie viele Menschenstämme, die zwar eine Stammesgeschichte haben mögen, aber stets außerhalb der Geschichte der Menschheit gestanden, daher auf der Anfangsstufe der Kultur geblieben sind, weil ihrem Geiste die Anregung zu weiterer Entwicklung gefehlt hat. Sie befinden sich im Zustand der Unkultur; es sind die sogenannten Naturvölker, die Wilden.

Auf dieser niedrigsten Stufe der Gesittung begegnen wir nun einer beachtenswerten Geisteserscheinung: dem Glauben an Zauber oder Magie. Hand in Hand damit geht der Aberglaube, welcher eben die Religion des Wilden ist, die sein religiöses Bewußtsein erfüllt. Ja, man kann dreist behaupten, daß der Aberglaube heute wie zu allen Zeiten die alltägliche Religion der großen Menge ist, da wir wissen, daß antiker und moderner Volksglaube in ihrer Wesenheit übereinstimmen.

Insofern es an positiver Erkenntnis der Dinge gebrach, geriet von Anfang an, wie nicht anders möglich, der Urgrund dessen, was auf einer spätern Entwicklungsstufe als Religion zu bezeichnen ist, auf falsche Bahnen. So ist denn der Glaube roher Völker nur ein abergläubischer Naturalismus, ein unzusammenhängender Fetischismus, in welchem alle Naturerscheinungen, alle Wesen der Schöpfung zu Gegenständen der Verehrung aufsteigen. Allerwärts erblickt der Mensch persönliche Geister, die er nach seinem eignen Bild auffaßt, abwechselnd mit den Gegenständen selbst vermengt oder von ihnen scheidet. Denn für den Wilden, als bloßen „Sinnesmenschen“, ist alles physikalische Wissen nichts als eine Summe abergläubischer Vorstellungen und Erfahrungsthatsachen und diese Bilder das Zauberwesen, die Magie, welche in der Völkerkunde mit der Geschichte der Religion und des Aberglaubens unlöslich verbunden ist. Zweck der Magie war und ist nämlich nichts andres, als: die Naturkraft dem menschlichen Willen zu unterwerfen. Dies war und ist das Glaubensgebiet aller bekannten Völker, der Kultus der Germanen so gut wie der Mongolen und Chinesen, der amerikanischen Rothäute so gut wie der schwarzen Völker Afrikas und Australiens. Nur wandte je nach dem Geiste jedes Volkes und je nach dem Lande, das sie bewohnten, der Mensch diesem oder jenem System von Erscheinungen seine Verehrung mit Vorliebe zu. Der Brahmanismus der Hindu, der Buddhismus der Tataren, der Islam der Araber, selbst der Judaismus bei den Nachkommen der alten

Hebräer und das Christentum vieler kürzlich bekehrter Stämme sind voll von Glaubenssätzen, welche auf den Naturalismus, den diese Religionen ersetzten, zurückgreifen.

Mit den unsichtbaren Geistern in Verkehr zu treten und von ihnen die Erfüllung der menschlichen Begehren zu verlangen, war aber und ist noch heute nicht jedermanns Sache, sondern einzelner besonders Begabter, die von Urzeiten bis zur Gegenwart als Zauberer auftreten. Solche Zauberer kennt die Völkerkunde unter den verschiedensten Namen bei einer unzähligen Menge von Stämmen, deren gesamter Religionskult in Magie aufgeht. Sie sind Wahrsager, Beschwörer, Fetisch-, Amulettenfabrikanten und Aerzte zugleich, so daß man sie mit gleichem Rechte Zauberpriester und Zauberdoktoren nennen kann. Seit den ältesten Zeiten begegnet man ihresgleichen in Indien, Aegypten, Griechenland und Altitalien. Sie kannten alle verborgenen Heilkräfte der Pflanzen und wandten sie gegen Schlangenbiß und in andern Fällen an.

Alle Völker des nördlichen Asiens haben endlich ihre Schamanen, und auf gleicher Stufe stehen die sogenannten Medizinmänner der Rothäute Amerikas wie auch die Fetischmänner und Regendoktoren Westafrikas und der Papua, in welch letzteren sich die ursprüngliche Verquickung von Priestern und Göttern noch erhalten hat, indem sie als die Schöpfer der Fliegen und Stechmücken gelten. Ueberall aber teilen diese Zauberpriester mit den Geistern, die sie beschwören sollen, das Los, weit mehr gefürchtet als geliebt zu werden. In ihrem Blicke liegt gewöhnlich etwas, das Furcht einflößt und auf die Einbildung wirkt. Letzter ist dieser besondere Ausdruck die Wirkung eines absichtlich hervorgerufenen Aufregungszustandes; auch benutzen sie verschiedene Mittel, um ihre Fähigkeiten zu steigern, sich scheinbare Muskelkraft zu verleihen und Halluzinationen, Konvulsionen oder Träume hervorzurufen, was sie gewöhnlich als göttlichen Enthusiasmus ansehen. Sie sind häufig das Opfer ihrer eignen Delirien, aber selbst wenn sie die Ohnmacht ihrer Weissagungen merken, halten sie darauf, Glauben zu erwecken. Auch werden die über sie verbreiteten Fabeln mit so viel Sicherheit wiederholt, daß häufig sogar die unter ihnen wohnenden Europäer denselben Glauben schenken. Dank diesem Gemenge von Schlauheit und Narrheit glückt es den Zauberern nicht selten, sich selbst zu Stammeshäuptlingen emporzuschwingen. Auch Weiber üben mitunter das magische Priesteramt aus. Ihre nervöse und leicht erregbare Verfassung macht sie geeignet für das Amt eines Wahrsagers oder Zauberers. Sie geraten leichter in das oft bis zur Wut gesteigerte weissagende Delirium, welches man für den höchsten Grad der Begeisterung hält.

Wenn wir nun bedenken, daß der Mensch auf der niedrigsten Stufe seiner Entwicklung völlige Selbstsucht ist, daß das eigne Ich sein Denken vor allem beschäftigt, so kann es uns nicht wundernehmen, daß Krankheit und Tod der Ausgangspunkt für die religiösen magischen Vorstellungen abgaben. Der erste Todesfall legte den Keim zur Bildung des Seelenbegriffs, aus dem sich alsbald die Vorstellung einer Geisterwelt und damit auch der primitivste Götterglaube entwickelte. Mit jedem Menschen, welcher stirbt, wird eine Seele frei, die der Wilde noch nicht in ein fernes Seelenland verweist, sondern die nach seiner Auffassung in unmittelbarer Nähe der Lebenden ihr Wesen weiter treibt. So entsteht ein Volk von Seelen und Geistern neben jenem der Lebenden. Ueberall wähnt sich der Naturmensch von diesen Seelen oder Geistern umgeben; alle Ereignisse der sichtbaren Welt, deren Ursächlichkeit ihm nicht handgreiflich klar vor Augen liegt, führt er unbedenklich auf den mächtigen Einfluß jener andern Welt zurück. Die Furcht vor ihrem alles sehenden Auge und unerwartet treffenden Arm regelt unwillkürlich sein Thun und Lassen. Die finstre Macht, dieser feindlichen Geister zu brechen, welche in höherer Gesittungssphäre noch als Dämonen fortleben — das Unheil, das sie über die Lebenden verhängen, abzuwenden und zu beschwören, das war der vornehmlichste Zweck der Magie.

So wie nun der Tod die Seele in die Welt gebracht und die Entstehung der Vorstellung von einer Geisterwelt veranlaßt hat, so ist die Krankheit der Urquell der Magie. Schon vor achtzehnhundert Jahren erkannte Plinius die Volksmedizin als Wiege aller

Zauberei. Ueberall, wo der Schamanismus waltet, begegnet man auch dem Wahne, daß der Mensch bis in ungemessene Zeiträume sein leibliches Dasein verlängern könnte, würde es ihm nicht durch die Tücke eines Zauberers verkürzt, gegen welche der Schamane seine Geheimmittel aufbieten muß. Zauberkuren sind demnach allerwärts die ersten Verrichtungen bei den rohen Völkern der Gegenwart und der Vergangenheit. Dabei herrschen über diese Zauberer fast überall die nämlichen Fabeln. Man versichert, sie könnten sich nach Belieben unsichtbar machen oder in Tiere verwandeln, sie seien unverwundbar, und ihr Blick besitze eine magische Kraft. Das Bedürfnis, sich gegenseitig zu helfen und zu verteidigen, sich mit den Geheimnissen ihrer Kunst vertraut zu machen und eifrige Jünger zu werden, führt zur Gründung von förmlichen Schulen, Vereinen und eigner Kaste.

In manchen Familien wird die magische und divinatorische Kunst erblich; dieselben nehmen dann zur Sicherung ihres Einflusses die Ausübung des Kultus und die Lenkung der Gewissen in Beschlag. Sie bilden somit den ersten Kern der Priesterfamilien, wie man das in Griechenland und bei den alten Ariern sieht. Von diesem Augenblick an hat die Magie ihre oben besprochenen groben Formen abzustreifen begonnen.

C. Alberts.



Litterarische Berichte.

Le Voyage Artistique à Bayreuth par Albert Lavignac. Paris, Librairie Ch. Delagrave.

Der bekannte Harmonielehrer Albert Lavignac am Pariser Konservatorium bietet in dem vorliegenden Werke seinen Landsleuten für die Pilgerfahrt nach Bayreuth ein mit vielem Fleiß und großer Sorgfalt bearbeitetes Reise- und Hilfsbuch dar. In mustergültiger Weise giebt er Aufschluß über Bayreuth, die dorthin aus Frankreich führende Reiseroute, den großen Bayreuther Meister, dessen Kunst und die Art und Weise, wie dieselbe in Bayreuth gepflegt wird. Das Buch enthält zahlreiche bildliche Darstellungen und nicht weniger als 280 Notenbeispiele. Von den sämtlichen, seit 1882 in Bayreuth zur Aufführung gekommenen Wagnerschen Musikdramen wird eine genaue textliche und musikalische Analyse gegeben, der sich eine Uebersicht über die einzelnen Aufführungen und der an diesen beteiligt gewesenen Künstler anschließt. Das Buch kann als ein durchaus zuverlässiger Ratgeber bezeichnet werden, dessen sich mit Nutzen nicht nur der französische, sondern auch der deutsche Bayreuthreisende bedienen kann. Die deutsche Wagnerlitteratur hat ein gleich praktisches Hilfsbuch nicht aufzuweisen.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Hamburg, Verlagsanstalt Richter.

Heft 223. Theodor Körner in Dichtung und Wahrheit. Von Dr. H. Gruber. 1895.

Heft 229. Hans Sachs. Von Prof. Dr. Nover. 1895.

Heft 233. Schillers Realismus. Von Prof. Dr. H. Conrad. 1895.

Heft 245. Die ersten poetischen Versuche Hamerlings. Von Dr. M. M. Rabenlechner. 1896.

Heft 249. Fr. Th. Vischer als Dichter. Von J. G. Oswald. 1896.

Heft 253. Ueber die Bedeutung der Grimmschen Märchen für unser Volkstum. Von Prof. Dr. E. Siecke. 1896.

Unter diesen sechs Aufsätzen verdient Conrads Arbeit besondere Erwähnung: sie ist höchst anregend durch ihren Gedankenreichtum, reizt aber auch öfters zu lebhaftem Widerspruch. Warum Gruber in seiner ebenfalls gründlichen Studie es bedauert, daß Körner sich Schiller zum Vorbild genommen (S. 13, 24), vermag man nicht recht einzusehen. Der Aufsatz von Rabenlechner (Heraus-

geber der Werke Hamerlings) hat besonders für den Litterarhistoriker lebhaftes Interesse. Auch die drei andern Vorträge sind recht anziehend geschrieben und verdienen alle Anerkennung; besonders scheint der Versuch Siecke's, die Grimmschen Märchen zu deuten, nicht übel geraten. E. M.

Gerhart Hauptmann. Von Adolf Bartels. Weimar, Emil Felber.

Ein kleines Buch, das uns ein merkwürdiges Doppelgesicht zukehrt. Auf der einen Seite giebt es uns, soweit die einzelnen Dichtungen Hauptmanns in Betracht kommen, eine ziemlich ruhige, klare, objektive, wenn auch nicht auf allzu hohem Standpunkte gehaltene kritische Würdigung, und auf der andern läßt es in der Darstellung ein subjektives und persönliches Element hervortreten, wie es in unsrer modernen Litteratur so leicht nicht wieder vorkommt. Von der Eigenschaft, welche die antiken Lehrer des rednerischen Vortrags als eine der wichtigsten für den Erfolg des Redners oder Schriftstellers hinstellen, der modestia, besitzt der Verfasser, wie es scheint, nicht eine Spur. Keine Seite seines Buchs, auf der er uns nicht mit seinem „Ich", „seiner" Meinung, „seiner" Ansicht und „seinen" Erfahrungen entgegentritt oder uns auf „seine" Werke verweist. Es ist das bedauerlich, denn dieser Mangel an gutem Geschmack verleidet manchem Leser nach wenigen Seiten schon das Weiterlesen des Buches, und doch würde eine ruhige und objektive Würdigung der Werke Hauptmanns geradezu einem Bedürfnisse unsrer Zeit entgegenkommen. h.

Vom Kaukasus zum Persischen Meerbusen. Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien. Von Dr. P. Müller-Simonis. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von A. Klöppel. Mainz 1897, Franz Kirchheim.

Der Verfasser gehörte zu den Begleitern des Abbés Hyvernat, der im Jahre 1888 im Auftrage der französischen Regierung den Kaukasus zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen durchreist hat. Die persönlichen, sehr wechselvollen und interessanten Erlebnisse der Expedition werden in dem vorliegenden Buche erzählt. Der Leser erhält manchen interessanten Einblick in die Verhältnisse der beteiligten Regierungen und ihrer Völker, manche interessante Schilderung der Länder und ihrer Denkmäler, doch ist das, was sich dem Gedächtnis dauernd einprägen kann, und was auf allgemeines und dauerndes Interesse Anspruch hat, im Verhältnis zu der breiten Anlage des Buches etwas gering. Dies Mißverhältnis wird auch durch die reiche Beigabe von schönen und deutlichen Abbildungen nicht vollständig ausgeglichen. Es scheint, daß der Verfasser sich zu eng an sein Tagebuch gehalten und alles, was ihm im ersten Augenblicke erwähnenswert erschienen ist, in das Buch aufgenommen hat, ohne sich zu fragen, ob es auch für den Leser ein gleiches Interesse haben kann. Die Uebersetzung ist stümperhaft, reich an Schiefheiten, Sprach- und Uebersetzungsfehlern. K. F.

Deutsche Litteraturgeschichte. Für das deutsche Haus bearbeitet von Dr. Karl Storck. Stuttgart und Leipzig, J. Roth, 1898. XVI und 504 Seiten.

Nicht ohne Bedenken ging Referent an diese neueste Litteraturgeschichte, war aber im ganzen recht angenehm überrascht von der schönen, abgerundeten Darstellung des Verfassers. Die „Leitbilder" Storcks sind „das Christentum und nationales Fühlen". Der christliche Standpunkt kommt in der That überall zum Ausdruck, allerdings nicht immer gleich. So sind zum Beispiel die katholischen Dichter der neuesten Zeit auf Seite 440—450 behandelt, während die protestantischen, gewiß nicht minder bedeutenderen, sich mit zwei Seiten (Seite 450—451) begnügen müssen. Auch die neueste Zeit ist behandelt, und zwar mit vielem Verständnis. Man merkt, daß der Verfasser viel gelesen hat. Einige Ungenauigkeiten, zum Beispiel bei Schiller, oder Unvollständigkeiten, zum Beispiel bei der neuesten schwäbischen Litteratur, mögen in einer neuen Auflage verbessert werden. Besonders wertvoll ist das Werk durch die Inhaltsangaben der bedeutenderen Stücke. Einem Hausbuch stehen dieselben gut an. Vielleicht dehnt sie der Verfasser später in einer neuen Auflage noch weiter aus. E. M.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Langensalza, H. Beyer u. Söhne. Erster Band, 1895. XII und 944 S. Folio, Preis 12 Mark. Zweiter Band, 1896. VIII und 920 S., Preis 13,50 Mark.

Der hervorragende Jenenser Professor W. Rein hat in Verbindung mit ca. 200 der bedeutendsten Pädagogen ein Werk unternommen, das alle Beachtung verdient. Der Plan zur Herausgabe dieses neuen encyklopädischen Handbuchs der Pädagogik entstand zuerst aus dem Gedanken, die Gegenstände der Zucht, die bisher in der Litteratur zu sehr vernachlässigt seien, einer monographischen Bearbeitung zu unterziehen. Von hier wurde sodann das ganze Gebiet der theoretischen Pädagogik mit ihren Grundwissenschaften, der Ethik und Psychologie, und mit ihren Hilfswissenschaften, der Physiologie und Medizin, ins Auge gefaßt. Zur Vervollständigung des Ganzen wurde nun auch das Gebiet der praktischen Pädagogik herangezogen. So erweiterte sich der ursprüngliche Plan zu einer encyklopädischen Behandlung aller Aufgaben, die der systematischen Päda-

gogik angehören. Auch die historische Pädagogik blieb nicht ausgeschlossen. Das ist um so verdienstlicher, da wir uns hier erst in den Anfängen wissenschaftlicher Arbeit befinden. Das ausländische Schul- und Bildungswesen soll anhangsweise behandelt werden, so daß der deutsche Leser eine Uebersicht über die Entwicklung und den gegenwärtigen Bestand des ausländischen Schulwesens gewinnt. Die beiden ersten Bände des Werkes umfassen die Artikel „Abbitte“ bis „Griechische Erziehung“. Die Mitarbeiter sind zumeist praktische Schulmänner an hohen wie niederen Schulen. Wir nennen aus der großen Zahl derselben nur folgende: Theobald Ziegler, Wendt, Thilo, H. Schiller, Lazarus, R. Menge, Fr. Naumann, P. Nerrlich, Eitner, H. Grimm, Fr. Paulsen, E. v. Sallwürk, Th. Ziehen, Fr. Koldewey, G. Uhlig, W. Dilthey, Helene Lange, Henriette Goldschmidt. Bei einer so großen Zahl hervorragender Mitarbeiter wird wohl kein Zweifel sein, daß das Werk, wenn es einmal vollendet ist, als willkommenes Nachschlagewerk und als ein sicherer Führer auf dem großen Gebiete der Pädagogik sich erweisen wird. Möge diese Encyklopädie, die auf vier Bände berechnet ist, aber damit bei dem gewaltigen Umfang des Materials nicht reichen wird, bald einen glücklichen Abschluß finden! Mr.

Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Von Wolfgang Kirchbach. Berlin 1897, Ferdinand Dümmler.

Daß man aus den vier Evangelien, den Briefen und gar aus der Offenbarung Johannis manches herauslesen kann, was sich mit den Kirchenlehren der verschiedenen Bekenntnisse nicht deckt, das zeigt die Kirchen- und Ketzergeschichte auf jedem Blatt. Die Lehre Jesu ist uns eben nicht in authentischer Form erhalten, sondern nur in späteren Ueberarbeitungen und verschiedenen „Brechungen“, je nach der Individualität des Schriftstellers. Kirchbach macht hier den Versuch, Jesus als den Verkündiger einer Menschheitsreligion, ohne Auferstehung und Jenseits u. dergl. nachzuweisen; sein stärkstes Argument ist die Erklärung von „Menschensohn“ als aramäisch-hebräische emphatische Ausdrucksweise für „Mensch“ beziehungsweise Menschheit. Es ist eine kühne „Rettung“ des Christentums durch ein Zurückgehen über die paulinischen Konstruktionen hinaus auf die Sätze der Evangelien, die als wirkliche Aussprüche Jesu mit ziemlicher Sicherheit betrachtet werden können, deren geistiger Gehalt in der von Kirchbach versuchten Umdeutung den modern denkenden Menschen wärmer anmuten wird als die späteren dogmatischen Gestaltungen des Christentums. Ob die Theologen sonderlich entzückt sein werden über Kirchbachs Schrift? Jedenfalls ist er, wenn auch „Laie“, durch textkritisches Verständnis und philologische Schulung in den Stand gesetzt, die verschiedenen Gedankenschichten der Evangelien besser zu unterscheiden als zum Beispiel die Verfasser der Konkordienformel. Sein Bild von der historischen Eigenart Jesu ist, wenn auch vielleicht subjektiver als Kirchbach selbst glaubt, doch für jeden urteilsfähigen Leser äußerst anziehend. —ß.

Kinderlieder und Reime. Komische Tiergeschichten und Abenteuer für die kleine Welt. Von Julius Lohmeyer. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau).

Kinderjubel — Elternglück! Beides ist innig verwandt und voneinander abhängig. Darum wird besonders jede Mutter dankbar ein Buch begrüßen, welches ihr hilft, ihre Kleinen zu erheitern und in der unbefangensten Form gleichzeitig zu belehren. Vorliegendes Buch ist voll köstlichen Humors und zugleich sind die Lieder und Reime von sinniger und gemütvoller Tiefe — eine glückliche, heitere Kinderwelt schildernd! F. M.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baumgartner, Alexander, S. J., Geschichte der Weltlitteratur. Lfg. 14. 15. 16. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. à M. 1.20.

Beecher-Stowe, Harriet, Onkel Toms Hütte. Mit mehr als 100 Illustrationen. Lfg. 2 bis 10. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. à 30 Pf.

Beowulf. Angelsächsisches Heldengedicht, übertragen von Moritz Heyne. 2. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. M. 1.40.

Bernheim, Professor Ernst, Der Universitätsunterricht und die Erfordernisse der Gegenwart. Berlin, S. Calvary & Co. M. 1.—

Bockenheimer, K. G., Wie Mainz zum zweitenmal an Frankreich kam. Zur Erinnerung an den

30. Dezember 1797. Mainz, Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
Berée, Albert, Thalia auf der Landstraße. Heiteres und Ernstes aus dem Bühnenleben. Straßburg i. E., Schlesier und Schweikhardt. M. 2.40.
Braasch, Dr. August, Deutsche Nationalerziehung. Kaiser Wilhelm I. unser Vorbild. Die pädagogische Verwertung des hohen geistigen Vermächtnisses unsers unübertrefflichen alten Kaisers. Lübeck, Kommissionsverlag von Max Schmidt.
Bruns, Max, Der Täufer. Eine Dichtung aus der Zeit des Messias. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. Gebunden M. 3.—
Cavaignac, Godefroy, La formation de la Prusse contemporaine. Tome second. Le ministère de Hardenberg — le soulèvement 1808—1813. Paris, Librairie Hachette et Cie.
Dahn, Felix, Sämtliche Werke poetischen Inhalts. Lfg. 1. Leipzig, Breitkopf und Härtel. M. 1.— (Vollständig in 75 Lieferungen).
Dähnhardt, Oskar, Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah und fern. Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.—
Deutsche Nationalfeste 1900. Mitteilungen und Schriften des Ausschusses für deutsche Nationalfeste. Heft 5. München und Leipzig, R. Oldenbourg.
Euler, Prof. Dr. C., und Dr. R. Hartstein, Hans Ferdinand Maßmann. Sein Leben, seine Turn- und Vaterlandslieder. Zur Erinnerung an seinen hundertsten Geburtstag. Mit fünf Abbildungen. Charlottenburg, Richard Heinrich. Gebunden M. 2.50.
Falke, Baronesse, Erbsünde. Roman. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. M. 4.—
Forberger, Otto, Gereimte Prosa aus der Jugendzeit. Scherz und Ernst. Leipzig, Selbstverlag. Gebunden M. 2.—
Freilicht. Zeitschrift für Litteratur und Wissenschaft. Band 1. Heft 1. 2. Breslau, Erich Peterson. à 50 Pf.
Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. 17. Band. Leipzig, S. Hirzel.
Gibbons, James Cardinal, The Ambassador of Christ. Baltimore, London, New York, John Murphy & Comp.
Gobineau, Graf, Versuch über die Ungleichheiten der Menschenrassen. Deutsche Ausgabe von Ludwig Schemann. Erster Band. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag. M. 3.50.
Goth, Alfred, Draussen im Leben. Berlin, Hugo Storm. M. 3.—
Hager, Theodor, Metaphysisches Brevier. Ein Auszug aus dem Manuskript: Stoff und Kraft, Geist und Wille in Raum und Zeit, Vernunft und Freiheit. Mainz, Mainzer Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.
Hanstein, Adalbert v., Zwei Welten. Roman aus dem modernen Berlin. Zwei Bände. Berlin W., Max Schildberger. M. 5.50.
Hassell, W. v., Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke. Erster Teil: Von 1813 bis 1848. Mit fünf Porträts. Bremen, M. Heinsius Nachfolger. M. 12.—
Hie gut Württemberg allewege! Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben. Erster Band. (Der Reinertrag dieses Bandes ist für die Hagelbeschädigten Württembergs und Badens bestimmt.) Heilbronn, Eugen Salzer. M. 3.50.
Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. III. Jahrgang. 1898. Nr. 1 bis 7. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.
Kindenstroem-Korkiack, Graf, Dr. Buchenbergers Agrar-Politik und die Forderungen der Landwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der östlichen Landesteile Preußens. Berlin, Paul Parey. 50 Pf.
Kobell, L. v., König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Teil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 1. München, Jos. Albert. 50 Pf.
Königsbrun-Schaup, Hundstagszauber. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.
Künstler-Postkarten aus Württemberg. Stuttgart, C. F. Autenrieth.
Lázár, Prof. Dr. Béla, Ueber das Fortunatus-Märchen. Leipzig, Gustav Fock. M. 2.—
Levi, Cesare Augusto, Wandlungen. Deutsche Ausgabe. Leipzig, August Schultze. M. 1.20.
Lichtwark, Alfred, Deutsche Königsstädte. Berlin, Potsdam, Dresden, München, Stuttgart. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 2.80.
Lichtwark, Alfred, Die Wiedererweckung der Medaille. Mit Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 2.80.
Lichtwark, Alfred, Uebungen in der Betrachtung von Kunstwerken. Nach Versuchen mit einer Schulklasse. Herausgegeben von der Lehrervereinigung zur Plege der künstlerischen Bildung. Zweite Auflage. Mit 16 Abbildungen. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 3.50.
Lichtwark, Alfred, Vom Arbeitsfeld des Dilettantismus. Dresden, Gerhard Kühtmann. M. 2.—
Lollis, Cesare de, Augusto Platen-Hallermünde. (Dalla nuova antologia, serie IV.) Roma, Forzani e Co.
Mahan, A. T., Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Erster Band. 1660 bis 1783. In Uebersetzung herausgegeben auf Veranlassung der Redaktion der Marine-Rundschau. M. 10.—. Zweiter Band. 1783 bis 1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Ober-Kommandos der Marine übersetzt von Vize-Admiral Batsch. Lfg. 1. 2. 3. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.
Massetani, Dott A., La Filosofia Cabbalistica di Giovanni Pico della Mirandola. Empoli, Edisso Traversari.
Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Ausgabe. Teil II. (Deutsch-Englisch.) Lfg. 4. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.
Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft von einem Mitmenschen. Berlin, Hermann Walther. M. 4.—
Nagl, Dr. J. W., und Jakob Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Lfg. 6. 7. 8. Wien, Carl Fromme. à M. 1.—
Nitschmann, Heinrich, Perlen französischer Dichtung. Auswahl und Uebersetzung von H. N. Nebst kurzen Lebensskizzen der Dichter. Cöthen, Paul Dünnhaupt. M. 2.40.
Offermann, Alfred Freiherr v., Parlamentarismus kontra Staat in unsrer Zeit. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. M. 1.—
Pataky, Sophie, Lexikon deutscher Frauen der Feder. Eine Zusammenstellung der seit dem Jahre 1840 erschienenen Werke weiblicher Autoren, nebst Biographien der lebenden und einem Verzeichnis der Pseudonyme. Band I. A—L. Berlin S., Carl Pataky.
Perrone, G. M., und Volpe Rinonapoli, Niobe. Contribuzione allo studio della mitologia comparata. Milano und Palermo, Remo Sandron.
Polle, Professor Dr. Friedrich, Wie denkt das Volk

über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Zweite, verbesserte und stark vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Gebunden M. 2.40.

Preuschen, Hermione v., Noch Einmal „Mors Imperator“. Ein Requiem für Konrad Telmann. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Reiser, Dr. Karl, Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Heft 11. Kempten, J. Kösels Verlag. M. 1.—

Richthofen, Ferdinand Freiherr v., Kiautschou. Seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung. Berlin, Georg Stilke.

Schultz, Alwin, Allgemeine Kunstgeschichte. Lfg. 16. 17. 18. Berlin, Historischer Verlag Baumgärtel. à M. 2.—

Telmann, Konrad, Von jenseits des Grabes. Lebenslieder eines Toten. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. Herausgegeben von Karl Kehrbach. I. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger. M. 2.—

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. XIV. Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. Von Friedrich Düsel. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. M. 2.40.

Vischer, Friedrich Theodor, Das Schöne und die Kunst. Zur Einführung in die Aesthetik. Vorträge. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. M. 6.—

Wagner, Richard, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Dritte Auflage. Vierter Band. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich v., Bakchylides. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Zorrilla, Don José, Don Juan Tenorio. Religiös-phantastisches Drama in zwei Abteilungen. Verdeutscht und mit einem Vorwort über die Don Juan-Sage versehen von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig, Carl Reißner.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.



„Von zarter Hand“ betitelt sich der neue große Roman von Johannes Richard zur Megede, der gegenwärtig in „Ueber Land und Meer“ zur Veröffentlichung gelangt und in ungewöhnlichem Grade das Interesse der deutschen Leserkreise fesselt. Daneben läuft noch „Scham“ von Martha Renate Fischer. — Von Emile Zola spricht jetzt alle Welt, und naturgemäß wendet sich auch in Deutschland seinen Werken in verstärktem Maße das allgemeine Interesse zu, besonders den Romanen: „Der Zusammenbruch“ (der Krieg von 1870/71 — 3 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 8.—), „Das Geld“ (2 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—), „Doktor Pascal“ (2 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—), „Lourdes“ (3 Bände, geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—), „Rom“ (3 Bände, geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—), die sämtlich in Buchausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Zolas neuester Roman „Paris“, unzweifelhaft die gewaltigste seiner bisherigen Schöpfungen, gelangt gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ zur Veröffentlichung. In dem neuesten Heft derselben Zeitschrift finden wir noch „Erwachende Liebe“ von Arnaldo Alberti (aus dem Italienischen) und „Unsterblich“ von Gabriele Preiß (aus dem Tschechischen), während die „Deutsche Romanbibliothek“ zwei hochinteressante Romane: „Die Frau Rat“ von Paul Oskar Höcker und „Verlorene Liebesmüh'“ von A. von Klinckowström bringt. — Das erste Heft der drei genannten Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Original-Einband-Decken zu „Deutsche Revue".



Den geehrten Abonnenten auf unsre

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum ersten Band des Jahrgangs 1898 (Januar- bis März-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894 bis 1897 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an,** ebenso vermitteln sämtliche **Boten,** welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☛ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst, mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken auch **direkt** von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle

bei **Rudolf Mosse,** Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Insertionspreis pro zweigespaltene Petitzeile 40 ₰.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage ist erschienen:

Sigmund Schotts Gedichte und Schriften.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 9. —; elegant gebunden ℳ 12. — 1. Band: **Gedichte.** 2. Band: **Von menschlichen Schwächen.** 3. Band: **Sterben und Unsterblichkeit. Ansichten vom Leben. — Nachlaß.** (Jeder Band wird auch einzeln abgegeben.)

Als Dichter wie als Schriftsteller bewährt sich S. Schott als das, als was er sich auch in seinem öffentlichen Wirken erwiesen: als ein echter, ebenso liebenswürdiger wie geistvoller Vertreter unsers Volkstums.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Am 15. Januar begann zu erscheinen:

Felix Dahns sämtliche poetische Werke.

Erste billige Gesamtausgabe der Romane und Dichtungen.

In 75 Lieferungen oder 21 Bänden.

Preis Mark 75. —. Gebunden ℳ 96. — Monatlich ein Band oder 3—4 Lieferungen, jede durchschnittlich 7 Bogen zu je Mark 1. —. **Romane und Erzählungen 15 Bände, Gedichte und Dichtungen 4 Bände, Schaubühne 2 Bände.**

Die erste Lieferung wird in allen Buchhandlungen vorgelegt.

Eröffnet durch:

Ein Kampf um Rom. I.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer"

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 12 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwertigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftl. Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis zur Verfügung.

Niederlagen in Apotheken und Mineralwasserhandlungen.

Bendorf am Rhein. **Dr. Carbach & Cie.**

Deutsche Revue

über das

gesamte nationale Leben der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Richard Fleischer.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. — Zweiter Band.
(April bis Juni 1898.)



Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XXIII

(April bis Juni 1898).

Seite

Berichte aus allen Wissenschaften.

Kleine Revuen.

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben
von
Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1898

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

—⁂ Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. ⁂—

Zum Geburtstag des Fürsten Bismarck empfohlen!

Bismarck-Portefeuille.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Erster Band.

Inhalt: Aus der Korrespondenz des Fürsten Bismarck (1864—1882). — Neue Bismarck-Briefe. — Dreiundachtzig Briefe und Telegramme des Fürsten Bismarck aus den Jahren 1868 bis 1889. — Fürst Bismarck und seine Mitarbeiter in der inneren Politik von 1862—1878. — Rudolf Lindau über den Fürsten Bismarck. Aufzeichnungen aus den Jahren 1878 und 1884. — Bismarck in Biarritz (1862 bis 1864). — Bismarck im Antiquariat. — Bismarck und Anhalt in der Krisis von 1866.

Zweiter Band.

Inhalt: Neue Bismarck-Briefe. — Im Auftrage Bismarcks ergangene Kundgebungen. — Aus dem Spezialbureau des Reichskanzlers. — Unterredungen mit Bismarck während des Krieges mit Frankreich. — Eine Unterredung Bismarcks über das Tabaksmonopol. — Einer von Bismarcks Getreuen. Graf Fred Frankenberg. — Bismarck und sein diplomatischer Generalstab. Der Gesandte Freiherr v. Werthern. — Bismarck im Antiquariat. — Personenregister.

Preis jedes Bandes geh. *M.* 3.—; eleg. geb. *M.* 4.—

Mit dem „Bismarck-Portefeuille“ soll eine Mappe geschaffen werden für bisher unveröffentlichte Kundgebungen aus der Feder des Begründers des Deutschen Reiches, außerdem für Abhandlungen über ihn, die geeignet sind, uns den unerreichbaren Meister der Staatskunst näherzurücken.

Die Ansprachen des Fürsten Bismarck

aus den Jahren 1848—94.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Mit dem Bildnis des Fürsten.

2. Auflage.

Preis geh. *M.* 7.—; in Halbfranzband *M.* 9.—

Zum erstenmal in deutscher Sprache werden uns hier die hochbedeutsamen Reden und Erklärungen unsers Altreichskanzlers auf dem Berliner Kongreß von 1878 geboten, von denen bisher weder eine amtliche noch eine sonstige Uebersetzung existierte. Den Kundgebungen im Dienste reihen jene Ansprachen Bismarcks sich an, die er nach seiner Entlassung in Friedrichsruh, in Varzin oder auf Reisen gehalten hat und die nunmehr als Kundgebungen seines Geistes gewissermaßen an Stelle seiner früheren Reichstags- und Landtagsreden getreten sind.

Fürst Bismarck

in seinen Aussprüchen 1845—1894.

Von **E. Schröder,**

Herausg. von Werken Friedrichs des Großen.

Mit Porträt des Fürsten Bismarck.

Elegant kartoniert Preis 1 Mark.

In systematischer und chronologischer Ordnung sind hier die bezeichnendsten und wichtigsten Aussprüche des Fürsten vereinigt, von denen viele bereits als „geflügelte Worte“ in aller Mund sind. Ort und Zeit der Entstehung ist stets genau verzeichnet. Das Büchlein ist so recht dazu angethan, Nationaleigentum des deutschen Volkes zu werden.

Fürst Bismarck und der Bundesrat.

Von

Heinrich von Poschinger.

Erster Band: Der Bundesrat des Norddeutschen Bundes 1867—70.

Zweiter Band: Der Bundesrat des Zollvereins 1868 bis 1870 und des Deutschen Reiches 1871—1873.

Dritter Band: Der Bundesrat des Deutschen Reiches 1874—1878.

Preis jedes Bandes geheftet *M.* 8.—; in Halbfranzband *M.* 10.—

Das Buch füllt eine vielfach empfundene Lücke unsrer Zeitgeschichte aus, indem es dazu bestimmt ist, diejenigen Mitarbeiter des Fürsten Bismarck an dem Einigungswerke Deutschlands vorzuführen, welche bisher am wenigsten Beachtung gefunden haben. Für die Lösung der selbstgestellten Aufgabe giebt der Name des Verfassers eine genügende Bürgschaft. Mit gewohntem Fleiß und der ihm eignen Gewissenhaftigkeit ist Herr von Poschinger auch hier an die Arbeit gegangen, und sein Buch bildet ebenso eine Fundgrube zur Beurteilung der Zeitgeschichte, wie seine früheren, ein ähnliches Stoffgebiet behandelnden Werke. **Berliner Börsen-Courier.**

Fürst Bismarck

Neue Tischgespräche und Interviews.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

2. Auflage.

Preis geh. *M.* 8.—; in Halbfranzband *M.* 10.—

Wer von dem Wesen großer Männer den richtigen Begriff haben will, der hat ihre Eigenart nicht allein in den Staatsaktionen, im Geräusch des öffentlichen Lebens, sondern auch in der Stille des Familienkreises aufzuspüren. Diesem Zwecke dient diese Publikation des gründlichsten Bismarck-Forschers, welche damit aufs neue den Beweis erbringt, daß zu den hervorragendsten Eigenschaften, die den Fürsten auszeichnen, zweifellos auch die gehört, einer der besten Wirte in einem überaus gastfreundlichen Hause zu sein.

Crispi bei Bismarck.

Aus dem Tagebuch eines Vertrauten des früheren italienischen Ministerpräsidenten.

Preis geheftet *M.* 3.—; elegant gebunden *M.* 4.—

Was den Reiz dieses Buches ausmacht, ist die Intimität des häuslichen Verkehrs, in welcher es die beiden durch das Band langjähriger Freundschaft miteinander geeinigten großen Staatsmänner erscheinen läßt. Ueber Bismarck wie über Crispi ist vieles geschrieben worden; man hat sie uns gezeigt auf der Rednerbühne, im Ministerrat und jeden von ihnen in seinem Privatleben, aber niemals noch haben wir sie so wie hier beobachten können, wie sie ohne den Zwang der Konvention miteinander verkehren und sich Auge in Auge gegenübertreten.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Meine Erlebnisse und mein Briefwechsel mit General-Feldmarschall v. Steinmetz.

Von

General der Infanterie z. D. v. Conrady.

Der Feldmarschall v. Steinmetz gehörte zu den besonders verdienstvollen Generalen der letzten Hälfte unsers Jahrhunderts. Trotzdem mußte er sich am Abend seines Lebens dem tragischen Geschick unterwerfen, den Glanz seines in schweren Tagen erkämpften Ruhmes nach und nach erblassen zu sehen.

Als der für ihn so ruhmreiche Feldzug von 1866 zu Ende ging, war der Name des Generals in aller Munde. Der „Löwe von Nachod“ wurde in Wort und Schrift verherrlicht, König und Armee waren darüber einig, daß das Gelingen des kurzen, glorreichen Feldzuges nur möglich war durch die unvergleichliche Energie und Tapferkeit des Generals und seiner Truppen, mit denen er sich den Weg in das Böhmerland bahnte. Neidlos schauten die königlichen Heerführer, der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl, und der Führer der Elbe-Armee, v. Herwarth, auf ihn, der durch sein rücksichtsloses Draufgehen schier Unmögliches geleistet hatte.

Durften und konnten solche Verdienste vergessen werden? Beinahe sind sie es. Woher kommt das?

Als der große Krieg 1870 ausbrach, hatte der ruhmgekrönte kommandierende General des V. Armeecorps in der Hoffnung, mit seinen bewährten Truppen diesmal gegen den Erbfeind ziehen und sie wieder zu neuen Siegen führen zu dürfen, sein Corps eben mobil gemacht, als ihn der König zum Oberkommandierenden der I. Armee ernannte, vorläufig aus dem VII. und VIII. Armeecorps bestehend. Dies entsprach nun ganz und gar nicht den Wünschen des Generals v. Steinmetz. Aber sein gnädiger König glaubte in Festhaltung des Anciennitätsverhältnisses ihn nicht übergehen zu dürfen, zumal er sich im letzten Feldzug so großen Ruhm erworben. Wenn Steinmetz gefragt worden wäre, so hätte er gebeten, ihn an der Spitze seines Corps zu belassen. Er mochte wohl gefühlt haben, wenigstens hat er sich so gegen mich ausgesprochen, daß er nicht mehr der alte war und den ihm nun gestellten Aufgaben nicht gewachsen sei. Man kann ein sehr bewährter Corpskommandeur sein, ohne die

Eigenschaften zu besitzen, die ein Heerführer haben muß, wenn das große Werk gelingen soll. Sein Ehrgeiz war in vollstem Maße befriedigt; er hatte ja das Ziel seines Lebens und Strebens, den Schwarzen Adlerorden, erreicht und dazu noch eine große Dotation erhalten. Er wollte nicht etwa unter seinen Lorbeeren ruhen, im Gegenteil, er freute sich, mit seinem alten Corps neue Siege, womöglich unter dem Oberbefehl des Kronprinzen, zu erfechten. Aber an die Spitze einer Armee gestellt zu werden, die aus zwei Corps bestand, die er gar nicht kannte, mit denen er strategisch operieren sollte, wozu er gar nicht erzogen war, dies beunruhigte ihn, und so folgte er dem Ruf seines Königs nach Berlin mit sorgenvoller Stirn. Sie erhellte sich wohl durch den überaus gnädigen Empfang desselben, aber als er vom König dann zu Moltke geschickt wurde und hier von einem Kriegsplan nichts erfuhr, war er sehr enttäuscht und kehrte merklich verstimmt nach Posen zurück.

Nachdem Steinmetz das Kommando angetreten und nun der Vormarsch der drei Armeen begann, war er von vornherein in dem Vorurteil befangen, als strebe man im Großen Hauptquartier danach, die Armee des Prinzen Friedrich Karl ihm vorzuziehen und ihm nach und nach seine Selbständigkeit zu rauben. Er hat dies Vorurteil nicht besiegen können, und darin liegt der Hauptgrund zu einer fortdauernden Opposition gegen vom Großen Hauptquartier für notwendig erachtete Maßnahmen, die seine Stellung schließlich unhaltbar machte. Ich wiederhole, Steinmetz war ein vorzüglicher Unterführer, zum Verständnis großer strategischer Kombinationen war er nicht erzogen. Dazu traten persönliche Antipathien, die der Disciplin nicht förderlich waren, und so entschloß er sich, Seine Majestät selbst um Enthebung von seinem Kommando zu bitten. Dieser mag mit schwerem Herzen der Bitte nachgegeben haben. In den Augen der Armee und des Publikums mußte aber diese Enthebung als schwere Kränkung angesehen werden, wenngleich der stets dankbare König dem General eine andre ehrenvolle Stellung, freilich entfernt vom Kriegsschauplatz, zugewiesen hatte.

Ueber dieser Kränkung, die der General nie hat überwinden können, und die den Grund zu seinem Herzleiden gelegt, das ihn im Jahre 1877 in Landeck so plötzlich dahinraffte, hat Armee und Volk im Drange der großen Ereignisse des Jahres 1870 die großen Verdienste des Generals v. Steinmetz aus dem Kriege 1866 beinahe vergessen. Das wäre erklärlich.

Daß aber nun nach dem Kriege es sich der alte Haudegen gefallen lassen mußte, nur nicht von seinem nach wie vor dankbaren König, sonst aber von allen Seiten, nicht bloß vergessen, sondern auch geschmäht zu werden, das ist schwer begreiflich. Man hat ihm alle möglichen Vorwürfe gemacht, unter anderm, er habe die großen Verluste verschuldet; ich kann sie nicht entkräften, weil mir das Material dazu fehlt. Nur das weiß ich, weil ich selbst dabei war, daß die I. Armee bis zu Steinmetz' Abgang dreimal gesiegt hat: bei Spicheren, welche Schlacht ohne Zuthun des Oberkommandos entstanden war, dann bei Colombey, welches Gefecht ebensowenig von Steinmetz eingeleitet war, und dann bei Gravelotte. Nach dem Kriege hat nun der General Steinmetz dem König

eine Denkschrift eingereicht, eine Art Verteidigungsschrift. Dieser hat sie, mit seinen Randbemerkungen versehen, dem General zurückgestellt. So ist sie nach dem Tode des Generals in den Besitz seiner zweiten Gemahlin gekommen, die sie als ihr Eigentum betrachtet, und die ich bis in die neueste Zeit vergeblich zu bewegen suchte, dieses Dokument aus den Händen zu geben.

Denn was ist natürlicher, als daß gerade ich es unentwegt versucht habe, von dem Inhalt der Schrift Kenntnis zu erhalten? Habe ich doch dem Feldmarschall seit dem Jahre 1858, wo ich zuerst zu ihm in Beziehungen trat, bis zu seinem Ende persönlich sehr nahe gestanden; ich bin sein dankbarer Schüler gewesen, bin in dauernder Verbindung mit ihm geblieben. Ich bin wohl der einzige, der den Feldmarschall mit allen seinen Stärken und Schwächen genau gekannt hat; denn es gelang mir seinerzeit, die rauhe Schale zu zerbrechen und den edeln Kern zu erkennen. Damals habe ich redlich mit mir und mit ihm gekämpft; schließlich hat er mir Wohlwollen und Vertrauen wie kaum jemand seiner Untergebenen gezeigt, und so hat er mich befähigt, alle seine zu Tage tretenden Härten und Schroffheiten aus seiner Charaktereigentümlichkeit zu erklären. Nur ein solcher stählerner Charakter war 1866 im stande, das zu leisten, was die Welt in Staunen setzte; deshalb hat es mich tief geschmerzt, daß er es erleben mußte, wie 1870 durch Berufung in eine Stellung, der er weder durch seinen militärischen Bildungsgang noch durch seine Charaktereigenschaften gewachsen war, der Glanz seines Namens nach und nach erblaßte.

Als der Feldmarschall 1877 starb, war sein Ruhm beinahe erloschen. Damals schon unternahm ich es, sein Andenken neu zu beleben, indem ich in den Beiheften zum Militär-Wochenblatte eine kurze Lebensskizze veröffentlichte und seine Briefe bekannt machte, die er 1848 an seine Gattin über den Krieg in Schleswig geschrieben. Ueber den Feldzug 1866 konnte und wollte ich nicht schreiben, die Zeit war noch nicht gekommen; über den Feldzug 1870 mußte ich aus denselben Gründen schweigen. Aber der Wunsch, daß doch endlich jemand auftreten möchte, der für ihn eine Lanze bräche, hat mich stets beseelt, und daraus ist eine lange Korrespondenz mit seiner zweiten Gemahlin entstanden, der ich doch sehr wertvolle Angaben über den Anfang des Feldzugs 1870 verdanke, die ich hier benutzen durfte, um den Feldmarschall wenigstens von dem Vorwurf frei zu machen, als habe er 1870 an Größenwahn gelitten. Er war wohl eitel, aber es war nicht Ueberschätzung, wenn er seine Stellung als Armeeführer nicht begriff.

Ich bin fest überzeugt, daß sich früher oder später die geeignete Feder finden wird, die die Heldengestalt des Feldmarschalls mit seinem tragischen Geschick in einer Biographie zeichnen wird. Meine ersten Veröffentlichungen über Steinmetz in den vier Beiheften zum Militär-Wochenblatt pro 1878 bilden den ersten Baustein für ein litterarisches Denkmal des Feldmarschalls. Die nachfolgenden Aufzeichnungen bilden den zweiten Baustein. Der gütige Leser muß es schon mit in den Kauf nehmen, wenn von meiner unbedeutenden Person hierbei die Rede ist. Aber gerade aus meinem Verkehr mit dem General sind

eine Menge Einzelheiten zu erkennen, die die Gestalt des Generals in seinem Denken und Fühlen, in seinem Streben, seine reichen Erfahrungen zum Nutzen jüngerer Kräfte zu verwerten, lebhaft hervortreten lassen.

Der dritte Baustein sind die folgenden Briefe, die ich von Steinmetz in den Jahren 1860—72 erhalten habe. Sie sind für einen künftigen Biographen geradezu unentbehrlich. Denn gerade aus ihnen allein ist der Mann zu erkennen, der es so wenig verstanden hat, sich in seinem dornenvollen Lebenswege Freunde zu erwerben, und der so oft mißverstanden worden ist.

*

Um den Leser auf das richtige Geleise zu bringen, ehe ich meine Mitteilungen beginne, bemerke ich, daß ich noch während meines Kommandos zum topographischen Bureau des Generalstabs im Juli 1857 als Hauptmann in den Generalstab versetzt, zunächst dem Großen Generalstab überwiesen, Ende Januar 1858 als Generalstabsoffizier zur 1. Division nach Königsberg in Preußen versetzt wurde.

Kommandeur der Division war seit kurzem Generalmajor v. Steinmetz. Es hatte eben ein Duell in Königsberg stattgefunden, und zwar zwischen dem Vorgänger von Steinmetz, dem Generallieutenant v. Plehwe und dem Lieutenant Jachmann vom 3. Kürassierregiment. Ersterer war dabei gefallen, letzterer schwer verwundet worden. Das Duell machte natürlich das größte Aufsehen und war in aller Munde.

Den General v. Steinmetz hatte ich noch nie gesehen, aber es ging ihm der Ruf eines überaus strengen, unbeugsamen Charakters voraus, der in dienstlicher Beziehung die höchsten Ansprüche stellte und der in der Armee wohl gefürchtet, aber nicht geliebt war. Seinen hohen Anforderungen zu genügen, hielt ich für unmöglich, zumal ich vom Bureaudienst noch keine Ahnung hatte, denn meine Geschäfte als Bataillonsadjutant waren doch sehr minderwertig gewesen. Ich hatte schon von des General Moltkes Absicht, mich nach Königsberg zu schicken, gehört. Ich ging zu ihm, um ihm meine Bedenken vorzutragen, daß ich als ganz unerfahrener Generalstabsoffizier einer solchen Stellung, einem so anspruchsvollen Vorgesetzten gegenüber, wohl nicht gewachsen sei. Der General Moltke nahm scheinbar teilnahmsvoll meine Vorstellung entgegen, sagte dann aber lächelnd: „Ja, zu Steinmetz will eben niemand, ich betrachte es auch als ein Kommando fatigue, und das bekommt immer der Jüngste; also da Sie der Jüngste sind, werden Sie wohl hingehen müssen!“ Und ich ging.

Bei 23° Kälte traf ich in Königsberg ein und stieg in demselben Hotel ab, in dem auch Steinmetz vorläufig noch wohnte. Am Nachmittag meldete ich mich bei ihm. Ein kleiner, strammer Herr mit aufwärts stehendem, kurzem, weißem Haar, mit stechenden Augen, trat er mir entgegen, hörte meine Meldung an, musterte mich eine Weile, dann sagte er: „Der Oberst v. Hoepfner hat Sie mir sehr empfohlen, bei mir empfiehlt sich jeder nur selbst, ich danke Ihnen!“ Ich empfahl mich mit dem Gedanken: das kann gut werden! — Ich besuchte dann

meinen Kollegen, den Adjutanten der 1. Division, Rittmeister v. Zander, einen liebenswürdigen, feinen Kavalier, der mich gleich in die Königshalle führte, eine Schöpfung des Generals v. Plehwe, den Vereinigungspunkt der Königsberger guten Gesellschaft, wo ich vorgestellt wurde.

Den nächsten Tag führte mich Zander ins Bureau, um mich über den Geschäftsgang und den Umfang meines Ressorts zu unterrichten. Den besten Unterricht empfing ich aber durch Steinmetz selbst. Bei allen Schmerzen, die ich dabei empfand, muß ich doch dankbar anerkennen, daß ich durch Steinmetz selbst erst gelernt habe, zu arbeiten. Man würde irren, wenn man sich den General nur als den strammen, eisernen Troupier vorstellen wollte. Im Gegenteil, er war ein hochgebildeter, mit der Feder sehr gewandter Mann, in allem sehr gründlich, in seinen Ansichten überaus starr, aber stets sachlich, überaus geradezu im Dienst, aber mit den angenehmsten Formen in der Gesellschaft. Durch den ganzen Charakter ging ein wunderbar weicher Zug, entsprungen aus einer Sehnsucht nach Liebe, nachdem ihm ein hartes Geschick die einzige Tochter von 26 Jahren, mit der er seelisch eng verbunden war, geraubt. Dieses Bedürfnis, Liebe zu zeigen, fand in seiner Stellung als Kommandeur des Kadettencorps greifbare Gestalt. Bei aller Strenge liebte er seine Zöglinge, die es auch erkannten und ihm Gegenliebe entgegenbrachten. Ich bin in den nächsten Jahren oft Zeuge gewesen, wie er gegen ehemalige Zöglinge seines Befehlsbereichs oft geradezu schwach sein konnte. Er betrachtete sich immer noch als Vater seiner Kadetten. Einmal äußerte er sich dabei: „Vater sein heißt erst Mensch sein!“

Mir gegenüber schien er, ohne irgend welches Wohlwollen zu zeigen, sich vorgenommen zu haben, mich zu erziehen, im Charakter sowohl wie in den Geschäften. Ich hatte das bald erkannt, und von diesem Gesichtspunkt aus war es mir allein möglich, alle seine Schroffheiten zu ertragen. Die Vorträge erschienen ihm als die geeignetste Gelegenheit; und ich kann sagen, daß ich bei allem Streben, seinen berechtigten Anforderungen zu genügen, mit Zittern und Zagen in jeden Vortrag in den ersten Monaten gegangen bin. Er verlangte, daß jeder Gegenstand, der zum Vortrag kam, gründlich durchgearbeitet war. Wie viel mir dazu fehlte, erkannte ich nur zu bald durch seine Zwischenfragen.

Anfang März kamen die Manöverbestimmungen. Die 1. Division sollte dies Jahr die üblichen Divisionsmanöver abhalten. Er übergab mir die Bestimmungen und sagte dabei, ich sei ihm als Generalstabsoffizier zugewiesen, er müsse also voraussetzen, daß ich die Sache verstände; ich solle nun das Manöver ausarbeiten und, wenn ich damit fertig wäre, ihm Vortrag halten; er überließe es mir, alle Anordnungen selbständig vorzubereiten. Das war nun leicht gesagt, aber schwer gethan für den, dem das Ganze aus Mangel an Uebung und Erfahrung ein böhmisches Dorf war. Er deutete auch an, daß, wenn ich nicht genügte, er sich einen andern Generalstabsoffizier ausbitten würde. Nun kämpfte ich bereits um meine Existenz. Ich fing an, aus den Vorgängen mir den Gang des Geschäfts klar zu machen, und es gelang mir auch bald. Ich hatte als Topograph schon gelernt, mich in schwierige Arbeiten zu finden, und ich setzte eine Ehre

darein, aus eigner Kraft zum Ziel zu kommen. Immerhin machte mir dieser erste Manöverentwurf viel Kopfzerbrechen; schließlich war ich so weit, daß ich dem General den ganzen Entwurf nebst Kostenberechnung vorlegen konnte. Der entscheidende Vortrag verlief über Erwarten gut. Zwar machte Steinmetz einige Ausstellungen, aber er begab sich endlich und unterschrieb. Daß er mir seine Mitwirkung bei den Vorarbeiten so vollständig versagte, erweckte in mir den Verdacht, als ob er mich habe prüfen wollen; vielleicht mag ihm auch das Detail solcher Arbeiten nicht geläufig gewesen sein, denn in seinen früheren Dienststellungen hatte er keine Gelegenheit gehabt, sich darin zu üben.

Das Manöver verlief nun auch programmmäßig, und ich hatte dabei Gelegenheit genug, ihn in seinen Eigentümlichkeiten kennen zu lernen. An einem Manövertage befanden wir uns in der Nähe von Preußisch-Eylau. Als ich während desselben einmal dicht neben dem General hielt, pfiff zwischen unsern Köpfen eine Kugel durch und drang in ein gegenüberliegendes Scheunenthor, einem Tambour die Helmspitze wegnehmend. Ich warf meinen Fuchs herum und eilte auf eine Tirailleurlinie zu, welche in einem Graben liegend feuerte, und von welcher allein die Kugel gekommen sein konnte. Die Leute wurden gesammelt und der Offizier beauftragt, den Schuldigen festzustellen. Der General hatte einige Tage vorher einen Drohbrief erhalten, und ich glaubte, der Schuß hinge mit dem Briefe zusammen. Später ergab die Untersuchung, daß der betreffende Mann einer der dümmsten Rekruten des ersten Jahrgangs der Compagnie war, als Masure kaum deutsch verstand, und der im Graben eine der noch häufig vorkommenden kleinen Kugeln vom Schlachtfelde von 1807 aufgenommen, sie aus Spaß in den Lauf gesteckt und, ohne zu zielen, losgeknallt hatte, ohne dabei eine böse Absicht gehabt zu haben. Er ist nach damaligen Gesetzen wegen militärpolizeilichen Excesses zu sechs Monaten Festung verurteilt worden; mein Fuchs war aber bei der raschen Wendung lahm geworden, und ich hatte aus dem ganzen Vorgange gelernt, daß man auf anonyme Anzeigen nichts geben soll. Avis aux lecteurs, denn es fallen noch heute viele darauf hinein. Das Manöver endete drei Meilen von Königsberg, und wir ritten noch nach der Garnison zurück.

Steinmetz betrachtete mich unterwegs mit einem Schmunzeln; schließlich sagte er: „Nun verlangen Sie wohl, Herr Hauptmann, daß ich Sie besonders loben soll, weil das Manöver gut ausgefallen ist? Wenn es anders gewesen wäre, so würde ich, wie ich Ihnen schon früher gesagt, mir einen andern Generalstabsoffizier ausgebeten haben, weil Sie sich nicht bewährt hätten; das ist Lobes genug!“ Immerhin lag darin eine Anerkennung, die mir auch genügte, aber das Manöver hatte doch den Erfolg, daß ich mich in meiner neuen Stellung anfing etwas sicherer zu fühlen.

Weit zugänglicher war Steinmetz auf seiner jährlichen großen Rundreise, auf der er mich stets mitnahm. Es war auch ein Vergnügen, so im eignen Wagen mit vorgelegten Postpferden vier Wochen durch die Provinz zu reisen, Land und Leute kennen zu lernen und seinem General dabei persönlich näherzutreten. Das ausgedehnte Eisenbahnnetz kannte man damals in Ostpreußen

noch nicht. Auf der Reise schlief der General nach Tisch wohl einen Abzug, und ich hatte dann ein starkes Verlangen nach einer Zigarre. Er machte mir aber gleich den Standpunkt klar, er rauche nicht, und es wäre ihm auch nicht gerade unangenehm, wenn andre rauchten, aber als Soldat müsse man sich früh daran gewöhnen, entbehren zu lernen, das lerne man nur in der Jugend. Das war wohl richtig, aber nicht gerade bequem. Uebrigens, wenn er gerade besonders gut diniert hatte und wir weiterreisten, gestattete er mir ab und zu wohl eine Zigarre, „aber nur eine". Wenn man das weiß, richtet man sich darauf ein, und ich versorgte mich mit einigen Stück großen Kalibers. Als wir eines Tages bei Herrn v. Fahrenheit-Beynuhnen zu Mittag eingeladen waren, dann weiterfuhren, meinte Steinmetz, das wäre wohl Gelegenheit zu einer Zigarre. Mit einem: „Wenn Excellenz erlauben" holte ich mir eine große Upman hervor und zündete sie an. Der General sah ab und zu auf mich und meine große Zigarre und meinte, daß das eine ungewöhnlich große Zigarre sei. „Ja," erwiderte ich, „da mir Excellenz nur eine Zigarre zu rauchen erlaubt haben, und sie sehr verschiedener Größe sind, habe ich natürlich eine große vorgezogen." Die Antwort war wohl dreist, aber sie gefiel ihm, denn er lachte laut auf.

Er machte damals entschieden Proselyten für die Homöopathie. Als er das Lazarett zu Insterburg besuchte, fragte er den Chefarzt um seine Ansicht. Als sich derselbe durchaus ablehnend verhielt, wollte er ihm befehlen, seine Patienten homöopathisch zu behandeln, und als der Oberstabsarzt nicht darauf einging, wurde er grob. Der Arzt beschwerte sich, und Steinmetz bekam Unrecht. Für die eingezogenen Wehrleute, die er im Lazarett an unbedeutenden Uebeln leidend vorfand und die er für Drücker hielt, befahl er, daß sie, wenn sie länger als ein paar Tage im Lazarett gelegen, nicht zu entlassen seien, sondern die Zeit nachdienen sollten. Man schüttelte den Kopf, führte den Befehl aus, und der General mußte die daraus entstandenen Mehrkosten später bezahlen.

Auf dieser ersten Reise habe ich viel gelernt und aus den reichen Erfahrungen des Generals einen Schatz wissenswerter Einzelheiten gewonnen, denn er war auf der Reise besonders gesprächig und nicht so unnahbar wie im Dienst und litt es nicht allein, sondern liebte es, wenn man auch seine eigne Meinung äußerte. So waren mir diese täglichen und oft langen Unterhaltungen besonders genuß- und lehrreich. Denn er schöpfte aus der reichen Quelle einer langen Erfahrung. Seine Kriegserfahrungen in der Jugend (1813—15) überschätzte er wohl, denn sie waren durch die Zeit überholt, aber die Energie des Handelns und das Festhalten an einem einmal gesteckten Ziele, die Selbstzucht und das Fügen in das Unabwendbare waren Soldatentugenden, die ihren Wert durch alle Zeiten behalten, und die besaß Steinmetz in hohem Grade. Freilich mischte sich unter diese Tugenden auch ein hoher Grad von Selbstüberschätzung, was ihm seine Stellung zu seinen Vorgesetzten besonders schwierig machte.

Mit Vorliebe erzählte er von seiner Thätigkeit als Regimentskommandeur und seinen großen Erfolgen in der Regimentsökonomie. Diese war mir bis dahin noch ein vollständig fremdes Feld. Seinen Erzählungen habe ich es zu

danken, daß ich später unter besonders schwierigen Verhältnissen gerade in der Oekonomie gute Erfolge erzielte. Von ihm lernte ich, wie man durch persönliche Thätigkeit bald ein Verständnis gewann, so daß man sich von den Fesseln des Zahlmeisters befreien konnte. Wenn er sehr oft auf seine Thätigkeit als Kommandeur des Kadettencorps zurückkam, war es mir besonders rührend, wenn der scheinbar so starke Mann mich auch in die Weichheit seines Empfindens blicken ließ. Nun erst konnte ich begreifen, wie der Verlust seiner einzigen Tochter den starken Mann so vollständig niederwerfen konnte.

Bei den Besichtigungen zeigte er sich als der nachsichtslose Vorgesetzte, und ich habe oft erkannt, daß er nicht frei von Vorurteilen war. Er beurteilte die Untergebenen wohl nach ihren militärischen Leistungen, aber auch nach ihren Charaktereigenschaften. Wenn er die Vermutung hatte, daß der Charakter nicht ganz lauter, so konnte er ungerecht sein. Ich hatte schon bei dieser ersten Reise ab und zu das Gefühl: wenn doch jemand sich fände, der ihm ordentlich entgegenträte, der würde gewonnenes Spiel haben.

*

Der Winter kommt in Königsberg ziemlich früh. Mit dem ersten Schnee begannen die Jagden, und der größere Grundbesitzer bezog nachher sein eignes Haus in Königsberg, um während des Winters dort zu bleiben; denn man dachte damals um so weniger daran, die geselligen Freuden Berlins aufzusuchen, als Ostpreußen nur die eine Eisenbahnlinie Berlin-Königsberg hatte. Dadurch wurden die geselligen Verhältnisse in der preußischen Krönungsstadt äußerst angenehm; besonders die Garçons, unter die ich auch gehörte, fanden reiche Anregung bei der großen Gastfreundschaft, die in allen Kreisen herrschte. Die Spitzen der Behörden und die Großgrundbesitzer bildeten die erste Gesellschaft, in der wieder die letzteren einen engeren Kreis bildeten, in dem der Verkehr am regsten war. Die Dohnas, Bardelebens, Dönhoffs, Wnucks, Potockis, Gröbens, Klinckowströms, Eulenburgs, Keltschs und andre waren Familien, die stets offenes Haus hatten, und mit denen die Offiziere des Kürassierregiments und einzelne Offiziere der Infanterie einen desto exklusiveren Kreis bildeten. Der Ostpreuße betrachtete damals noch jeden, „der aus dem Reich“ kam, mit Mißtrauen und war erst sehr zurückhaltend, bis Vertrauen eingekehrt war, das einem dann rückhaltslos und dauernd entgegengebracht wurde. Es war in diesem Kreise geborener Ostpreußen alles mehr oder weniger miteinander verwandt, daher war der Verkehr der jüngeren Herren mit den jungen Damen ein möglichst ungenierter, was leicht zur Nichtbeachtung der äußeren Form führen konnte.

Ich war daher, weil ich die Verhältnisse noch nicht kannte, sehr erstaunt, als es mir zu Anfang nicht gelingen wollte, festen Fuß in diesem Kreise zu fassen. Ich war Hauptmann im Generalstab, dreißig Jahre alt, ein flotter und guter Tänzer und mit den Formen der guten Gesellschaft durchaus bekannt, ich glaubte mich also berechtigt, in die besten Kreise Eingang zu finden. In diese freien Verkehrsformen der jungen Welt konnte ich freilich mich anfangs nicht

finden, was wohl der Grund war, daß man mich für sehr eingebildet hielt. Es kam vor, daß ich, zu einem Tanzfest eingeladen, kaum von einer jungen Dame einen Tanz erhalten konnte. Das dauerte aber nicht lange, und zu Ende des Winters war ich bereits eingebürgert. Steinmetz, der gern Gesellschaften besuchte, hielt auch sehr auf die äußere Form und schritt auch, wenn es ihm angezeigt erschien, ein. Als er mich das erste Mal zu einem Mittagessen eingeladen, war ich einer der letzten seiner Gäste; die Entfernung meiner Wohnung von dem Königsthor war eine sehr große. Sofort nahm er mich beiseite und sprach mir sein Mißfallen aus: ich müsse, als zu seinem Stabe gehörig, der erste sein. Er hatte ja recht.

Die Königshalle war ein großes Kasino mit prachtvollen Räumen, wo glänzende Feste stattfanden, in denen sich die gute Gesellschaft vereinigte. Die Herren verkehrten daselbst abends und fanden ihre Partie. Auch war für die Unverheirateten und die einem Offiziercorps nicht angehörigen Offiziere ein guter Mittagstisch eingerichtet, an dem ich während meiner Anwesenheit in Königsberg regelmäßig teilnahm und dort auch die graue Erbse mit saurer und süßer Specksauce kennen und schätzen lernte. Die wohlhabenderen Herren fanden im „Deutschen Haus“ oder im Hotel de Prusse ihren Mittagstisch.

Der General v. Werder als kommandierender General gab durch seinen früheren Chef, Oberst v. Lehwald, nun Kommandeur des 3. Infanterieregiments, die Anregung zur Stiftung einer militärischen Gesellschaft. Der General v. Troschke und der Oberst, welcher mich hinzunahm, trafen die Vorbereitungen zur Konstituierung. Wir drei bildeten den Vorstand; da wir aber für nötig hielten, den General Steinmetz dafür zu interessieren, weil der größte Teil der Garnison unter seinem Befehl stand, boten wir ihm den Vorsitz im Vorstande an. Er willigte nicht allein ein, sondern hielt auch im Lauf des Winters einige sehr interessante militärische Vorträge. Bei seiner Eigenschaft als Vorsitzender verlangte er aber, daß jeder neue Vortrag mit einer kurzen Uebersicht des letztgehaltenen beginnen sollte, auch wenn sie gar nicht zusammenhingen. Er wollte also die Entschlüsse des Vorstandes scharf disciplinieren. Wir hielten die Maßregel für unnötig, wenn nicht schädlich, fügten uns aber, um dem Vorsitzenden nicht gleich anfangs entgegenzutreten. Wenn man bedenkt, daß die Offiziere der Garnison diesen obligatorischen Vorträgen selten reges Interesse entgegenbringen, in der ersten Viertelstunde aus Neugierde bei der Sache bleiben, aber dann mit ihren Gedanken weit abschweifen, denn das geistige Leben in den Offiziercorps war damals noch nicht so rege wie heute, — so konnten wir mit der Rekapitulation nicht einverstanden sein. Immerhin erregten die alle vierzehn Tage wiederkehrenden Vorträge bei vielen Offizieren mehr Interesse, als wir anfangs glaubten.

Eine sehr angenehme Zugabe zum geselligen Leben war der freie Eintritt der Generale und der Offiziere vom Stabe in die königliche Loge des Stadttheaters. Es wurde von dem Kommissionsrat Woltersdorf vorzüglich geleitet. Königsberg, auf dem Wege nach Rußland, war die erste Etappe für alle dorthin reisenden großen Künstler. Daher hielt der Direktor ein angemessenes Personal,

hatte stets volles Haus, und besonders Kunstnovizen liebten es, in Königsberg ihre ersten Versuche zu machen. Steinmetz, der weder Jagden noch die Königshalle oder andre Lokale besuchte, war dagegen ein fleißiger Besucher der königlichen Loge. Es entstanden keine Kosten, nur mußte man in Helm und Waffenrock erscheinen.

Der General hielt viel von den Uebungsmärschen, für die ich mich, ohne Verbindung mit Felddienstübungen, auch später nicht habe begeistern können. Es mußten alle Truppenteile eine bestimmte Anzahl Märsche machen; auf Wetter und Kälte durfte keine Rücksicht genommen werden; im Kriege dürfe dies auch nicht geschehen. Um seinem Befehl Nachdruck zu geben, ritt er bei schärfstem Ostwind, bei strenger Kälte, bei Glatteis zur marschierenden Truppe, und ich mußte ihn stets begleiten. Nach solchen Ritten, die wahrlich kein Vergnügen waren, erhielt ich aber jedesmal von Frau v. Steinmetz ein vorzügliches Glas Warmbier, auch zwei. Einmal mußte ich den General auch wieder des Morgens abholen. Es hatte des Nachts stark geglatteist, so daß ich durch die Stadt mein Pferd führen lassen mußte. Ich hielt es für unwahrscheinlich, daß der General reiten würde, hoffte es wenigstens. Als ich mich bei ihm meldete, schien er nicht übel Lust zu haben, zu Hause zu bleiben. „Wissen Sie, Sie denken jetzt, bei dem Wetter werde ich nicht reiten; ich bin auch bei dem Uebungsmarsch des Bataillons nicht nötig. Aber jeder Mensch hat im gewissen Grade einen Hundsfott in sich, den man aber als Soldat nicht aufkommen lassen darf. Deshalb kommen Sie, wir werden doch reiten.“ Zu dem Glatteis hatte sich noch ein Schneegestöber gesellt. Das Reiten war geradezu lebensgefährlich. Wir erreichten bald das Bataillon, das sich schwer fortbewegen konnte. Trotzdem ritt der General wohl eine Meile mit, ehe er Kehrt machte. Wir waren froh, als wir mit ganzen Knochen nach Hause kamen, und das Warmbier schmeckte uns doppelt gut.

Sehr lehrreich für mich waren die Vorträge der Auditeure. Steinmetz las jedes Aktenstück und jede Verfügung genau durch, und ich staunte oft über die Schärfe seines Urteils und über seine Motivierung, wenn er der Ansicht des Auditeurs nicht beipflichten konnte, was oft vorkam. Die gerichtliche Untersuchung gegen den Lieutenant Jachmann wegen des Plehweschen Duells, mehr noch die folgende ehrengerichtliche Untersuchung gegen ein Plehwesches Familienmitglied gaben ihm Gelegenheit, in seinen Gutachten den Nagel auf den Kopf zu treffen. Die häufigen Selbstverstümmelungen veranlaßten ihn, wenn es den Auditeuren nicht gelang, die Schuld nachzuweisen, immer wieder neue Wege zu finden, um schließlich doch noch zum Ziele zu kommen.

Dabei war er oft für milde Auffassung von Vergehen, und ihm ist es zu danken, daß damals im Militärstrafgesetzbuch ein Zusatz aufgenommen wurde, daß nicht jede Entfernung aus der Garnison als Desertion, sondern als unerlaubte Entfernung anzusehen und milder zu bestrafen sei. Er hatte volles Mitgefühl für die Rekruten, die, von unüberwindlichem Heimweh befallen, zu Muttern zu kommen suchten. Nach dem Strafgesetzbuch von 1845 war Versetzung

in die zweite Klasse noch unvermeidlich. Ebenso eiferte Steinmetz gegen die unüberlegte und schroffe Handhabung der Disciplinarstrafgewalt und hat auch hierin segensreich gewirkt. Andrerseits konnte er sehr rücksichtslos sein, und seine Generale hatten einen schweren Stand. Er behandelte sie mit großer Schroffheit, so daß er ihre Stellung ihren Untergebenen gegenüber sogar gefährdete und Anlaß zu Beschwerden beim kommandierenden General gab, der dieselben meist als begründet erachten mußte.

Im Jahre 1859 war wieder Divisionsmanöver, und Anlage und alle Vorbereitungen überließ er mir wie im vorigen Jahre. Auch auf seiner vierwöchentlichen Rundreise begleitete ich ihn. Unser persönlicher Verkehr wurde bereits ein viel freierer; er ging auf manches ein, was er auf der ersten Reise abgelehnt hatte.

Nach dem Manöver war wieder an zwei Tagen der Woche Wachparade auf dem Schloßplatz, bei der die Stäbe und Offiziere der Garnison vom kommandierenden General herab anwesend waren. Der Vorstand der militärischen Gesellschaft begann seine Thätigkeit damit, daß ich vom General v. Troschke und Oberst v. Lehwald beauftragt wurde, beim General Steinmetz vorstellig zu werden, in diesem Jahre seine Forderung fallen zu lassen, daß jeder Vortrag mit einer Uebersicht des letzten Vortrags beginnen sollte. Ich hielt eine solche Wachparade für den geeigneten Zeitpunkt, weil Steinmetz selten mit dem kommandierenden General längere Unterhaltung pflog, dagegen mit mir und dem Adjutanten oder mit mir allein auf- und abgehend sprach. Ich trug ihm nun die Wünsche des Vorstandes vor und suchte sie so gut wie möglich zu motivieren. Er ging aber nicht darauf ein, und als ich nun bemerkte, der Vorstand sei entgegengesetzter Ansicht, erwiderte er: „Dann befehle ich es!“ Da sagte ich sehr bestimmt, daß er das nicht befehlen könne, es sei keine rein dienstliche Angelegenheit, und unsre Ansicht stände seinem Wunsch entgegen. „Was, Sie wollen meinem Befehl entgegentreten?“ — „Das nicht, ich kann ihn nur nicht ausführen, denn in diesem Augenblick trete ich aus dem Vorstand aus!“ Das überraschte ihn sichtlich, und er bemerkte nur kurz: „Da wird sich ein andrer finden.“ Ich trat ab und meldete dem Oberst v. Lehwald, daß ich soeben aus dem Vorstand ausgeschieden sei, und erzählte ihm den Vorgang. Er ging sofort zu Steinmetz, ihm auch seinen Austritt aus dem Vorstande zu melden. Das Gleiche that der General von Troschke. Stillschweigend begleitete ich den General auf dem weiten Weg vom Schloßplatz nach seiner Wohnung, und stillschweigend wurde ich dort entlassen.

Der Vortrag am nächsten Tage verlief in üblicher Weise. Nach Beendigung desselben entließ er den Adjutanten und befahl mir, zu bleiben. „Hören Sie mal, Herr Hauptmann, Sie hatten gestern recht; nun bilden Sie sich nicht etwa ein, daß Sie immer recht haben!“ Er gab mir die Hand und ersuchte mich, den beiden Herren vom Vorstand die Mitteilung zu machen, daß er von seinem Verlangen abstehe; sie möchten auch ferner ihr Interesse den Vorträgen zuwenden. Damit war die Sache erledigt.

So unwichtig die ganze Geschichte erscheinen mag, so war sie von den wichtigsten Folgen für meine Stellung zu Steinmetz. Von diesem Moment ab war er in seinem Verhalten gegen mich wie umgewandelt; ich habe mich von da ab des nachhaltigsten Wohlwollens zu erfreuen gehabt, er zeigte mir in unzweideutigster Weise, daß er mich persönlich gern hatte, und er räumte mir auch in dienstlicher Beziehung einen Einfluß in bescheidenen Grenzen ein. Wollte er mich bei dem Vorgang prüfen, wie weit er mit mir gehen könne? Wer weiß es!

Im Frühjahr 1860 sagte mir Steinmetz, es sei Zeit, daß ich einmal praktischen Dienst thue. Er kommandierte mich zur Führung einer Compagnie des 1. Infanterieregiments, die bei der Compagniebesichtigung wenig Erfolg gehabt. „Ich habe Ihnen diese Compagnie ausgesucht, damit Sie in vier Wochen zeigen können, was Sie leisten." Der Compagniechef wurde abkommandiert, so daß ich ganz selbständig war; ich unterzog mich mit Eifer der Aufgabe, die Lücken auszufüllen, und Steinmetz erklärte sich bei der Besichtigung nach vier Wochen sehr befriedigt.

Anfang Mai war der große Pferdemarkt, das wichtigste Ereignis des Jahres für die ganze Provinz. Ich erstand dabei meinen späteren Brotverdiener, einen vierjährigen Schwarzschimmel. Da fiel mitten in das bewegte Leben des Marktes eine Bombe, die meinem reizvollen Leben in Königsberg plötzlich ein Ende machte. Mein Freund und früherer Regimentskamerad, Freiherr v. Wechmar, der bald nach mir als Adjutant des Generalkommandos nach Königsberg gekommen war, und ich wurden in die Armee versetzt, ich zur Uebernahme einer Compagnie zum 14. kombinierten Infanterieregiment. Im ersten Augenblick war mir die Versetzung höchst unangenehm, zu meiner Befriedigung dem General Steinmetz auch, denn er erklärte mir, daß er mich sehr ungern verliere, er hätte aber immer für meine Versetzung zur Truppe zu meinem Besten gewirkt, und nun sei es auch gut, wenn mir der Abschied von Königsberg auch schwer würde.

Das 14. kombinierte Infanterieregiment hatte Ordre, von Bromberg nach Colberg abzurücken, und ich erhielt Befehl, in Schneidemühl, auf dem Marsch, meine Compagnie zu übernehmen. Das Regiment (später 54) kommandierte Oberst v. Pape (Bruder des späteren kommandierenden Generals vom Gardecorps), mein Bataillonskommandeur war Major v. Schwerin, ebenfalls aus dem Generalstab ins Regiment versetzt. Da die Reorganisation noch nicht vollständig durchgeführt war, behielten wir vorläufig noch Generalstabsuniform.

Colberg war jetzt zu Beginn des Sommers eine sehr angenehme Garnison; es war schon damals ein sehr im Aufblühen begriffenes Sol- und Seebad, und ich mußte es mir gefallen lassen, daß der Bürgermeister zu mir kam und mich bat, pro 1860 als Vergnügungsvorstand in die Badedirektion einzutreten. Da ich sehr bald dort meine jetzige Frau kennen lernte und mein Interesse für die Allgemeinheit sehr geteilt war, mußte ich es mir wieder gefallen lassen, daß ich von einzelnen Müttern als ein Badedirektor bezeichnet wurde, wie ihn Colberg so schlecht noch nicht gesehen.

Meiner Compagnie wandte ich mein ganzes militärisches Interesse zu. Mein

Eifer wurde noch mehr angespornt, als ich Ende Juni den Roten Adlerorden 4. Klasse erhielt. Dies war eine Auszeichnung, auf die ich mit Recht Wert legen durfte, da mich der General Steinmetz dazu vorgeschlagen hatte. Als ich mich im nächsten Jahr als Major im Generalstabe beim alten Wrangel meldete, sagte er zu mir: „Mein Sohn, wo hast du das da her (auf den Orden weisend)?“ Ich antwortete, daß ich mehrere Jahre Generalstabsoffizier beim General Steinmetz gewesen sei, und er hätte mich dazu vorgeschlagen. „So, so, dann kannst du dir etwas darauf einbilden, der Steinmetz schlägt sonst nur ab!“

Ich hatte das Bedürfnis, und der General hatte es mir auch erlaubt, nach meinem Abgang von Königsberg an ihn zu schreiben, und ich that dies am 18. Juni 1860 und, als ich den Orden erhalten, am 28. Juni, um ihm zu danken. Dies ist der Anfang einer Korrespondenz, die, bis zum Jahre 1872 fortgesetzt, die wichtigsten Aufschlüsse über die Charaktereigenschaften des späteren General-Feldmarschalls v. Steinmetz giebt.

*

Königsberg, den 4. Juli 1860.

„Mein werter Freund!

Am 2. dieses Monats bin ich von einer Vergnügungsreise nach Danzig zurückgekehrt, welche ich, eine erträgliche Gesundheitsstrophe meiner Frau wahrnehmend, mit dieser unternommen hatte, und habe Ihre beiden Briefe vom 18. und 28. Juni, womit Sie mich erfreut haben, vorgefunden. Ich gratuliere Ihnen zunächst zu dem empfangenen Orden, zu dem ich Sie gern vorgeschlagen habe, weil es mir das Mittel wurde, Ihnen einen Beweis meiner Wertschätzung zu geben. Warum ich, der ich nicht gerade einen großen Wert auf im Frieden erhaltene Dekorationen lege, Ihnen dennoch zu der Ihrigen gratuliere, hat seinen Grund in dem Unterschied, welcher darin besteht, ob man einen Orden in jungen oder in vorgerückten Jahren empfängt. Im ersten Fall, welcher der Ihre, ist der Orden eine wirkliche Auszeichnung und eine Empfehlung für die Folgezeit; ich wünsche, daß Sie reiche Früchte davon ernten mögen, auf der Bahn dazu sind Sie, ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Sie werden sie festen Schrittes wandeln, was, wenn es auch ein Ueberschätzen seiner eignen Kraft ausschließt, doch auch ebenso ein übergroßes Vertrauen zu dieser. Dafür bürgt mir auch das, was Sie mir über Ihre Lehrzeit bei mir — wie Sie unsre dienstliche Verbindung bezeichnend genannt — geschrieben haben. Es hat mich sehr gefreut, daß Sie diese Zeit so aufgefaßt haben, denn mein Wunsch ist immer gewesen, Ihnen nützlich zu werden, aber auch die Pflicht des Vorgesetzten zu erfüllen, an seiner Erfahrung jüngere Kräfte für die Armee reifen zu lassen. Was würde aus ihr werden, wenn alle ihre Offiziere verwöhnt und verbildet in die höheren Stellen gelangten? Die Hoffnung des Staates beruht sicher nicht auf diesen, sondern auf denen, die in Wahrheit gute Soldaten geworden sind. Die gute Anlage dazu erkannte ich sehr bald in Ihnen, und es war mir um so mehr darum zu thun, Sie weiter auszubilden, weil ich es auch persönlich mit Ihnen wohl meinte und Sie mir

auch von Ihrem Gönner, meinem verstorbenen Freunde, General v. Hoepfner, warm empfohlen waren. Er hatte mir unter anderm von Ihnen gesagt, Sie könnten mir im Lauf der Zeit sogar Freund werden. Nun, mein lieber Conrady, ich hoffe, daß Sie einen guten Anfang dazu gemacht haben, und daß diese Frucht unter den kleinen Gewitterschauern der Vergangenheit, an die Sie sich jetzt, ich wußte es ja vorher, mit einer gewissen Dankbarkeit erinnern, und die bei Ihren mir dargelegten Antecedenzien eine nicht vermeidbare Folge derselben waren, besser gereift ist, als sie unter dem immer gleichen, aber abschwächenden Sonnenschein eines schwachen Vorgesetzten, wären Sie diesem in die Hände gefallen, gereift sein würde. Man muß diese Freundschaft nur recht verstehen, die nach Lebensalter und Dienststellung wohl eine achtungsvolle herzliche Hinneigung von beiden Seiten und darum um so willigere Unterordnung des jüngeren Freundes unter den älteren sein kann, nicht aber eine solche Gleichstellung, die gelegentlich auch zur Ueberhebung des ersteren über den letzteren führt, sein darf. In solcher Weise also lassen Sie uns Freunde bleiben, ich bin es Ihnen immer gewesen und werde es auch ferner gern bleiben und mich freuen, wenn Sie mir von Zeit zu Zeit Nachricht von sich geben.

Ihre Stelle bei der Division ist leider noch immer nicht besetzt; ich habe deshalb an die Generale v. Manteuffel und v. Moltke geschrieben, aber nur ausweichende Antworten erhalten. Major v. d. Goltz sieht sich nach wie vor als Ihr Nachfolger an, wenn nicht etwa die Versetzung v. Alvensleben (Kommandeur des Alexanderregiments) einen Querstrich macht, und hat sich auch der Manöverangelegenheiten insoweit angenommen, daß er, wie mir Winterfeldt sagt, die Manöveridee mit Rücksicht auf den versagten Pontontrain modifiziert und ausgearbeitet hat. — — Jedenfalls muß eine Entscheidung getroffen werden, denn die Zeit eilt immer vorwärts. Ehe die Sache nicht feststeht, kann ich kaum meine Rundreise antreten; ich warte deshalb sehnlichst auf das zum 1. Juli verheißene Definitivum der Reorganisation. Sie können diesem ziemlich ruhig entgegensehen, das Gehalt erster Klasse ist Ihnen, da Sie fünfter Hauptmann sind, sicher; Ihr Freund Wechmar bleibt gerade vor der Thür stehen, man nennt das Pech haben, er wird es um so mehr empfinden, da er Ihr Vordermann war. Ich bedaure den armen W., den ich doch für einen recht brauchbaren Offizier halte, und da ich mit zu empfinden weiß, was es heißt, von andern überholt zu werden. Auch mir ist dies, wenn auch nicht von vielen, so doch von einigen geschehen. Solange man sich in getrennten Truppenteilen befindet, hat dies nichts auf sich; wenn man aber später in die große Carriere, das heißt in das Avancement durch die ganze Armee kommt, ist es doch empfindlich, sich hinter Personen zu finden, denen in der Regel das eigne Selbstgefühl kein höheres Verdienst einzuräumen vermag. Mich, der ich den Krieg in zwei Perioden kennen gelernt habe, hat das Schicksal betroffen, nun sogar Vorderleute zu haben, welche nicht das Glück hatten, gleiche Erfahrungen zu sammeln; sollte ich unter einen von diesen je gestellt werden, so würde die ernste Erwägung, ob ich unter solchen Umständen weiter dienen könnte, mir nahetreten. Ich meine, daß es

besser ist, vorzeitig auszuscheiden, als zu spät, wo es dann mit dem bitteren Gefühl der Unfreiwilligkeit geschieht. Vorderhand ist übrigens kein Grund vorhanden, mich mit diesen Gedanken zu beschäftigen, da in den höheren Regionen nicht gerade viel von Veränderungen verlautet ..."

Nun erzählt der General aber doch von manchen vermuteten Veränderungen und wird dabei durch den Eintritt von Major v. d. Goltz' unterbrochen, der sich als Generalstabsoffizier bei der 1. Division meldete. Von ihm und von General v. Werder erfuhr nun der General Steinmetz eine Menge von Veränderungen, die er mir schreibt, „soweit das Gedächtnis reicht". Auch teilt er mir mit, daß seine beiden Brigadekommandeure übergangen seien. Nun folgt eine ganz ausführliche Beschreibung seiner Danziger Reise, wobei er viele Güter, worauf ich bekannt war, berührte. Der lange Brief schließt: „Meine Frau ist durch diese Reise sichtlich gekräftigt. Sie läßt Sie freundlich grüßen und wird mit mir an Ihrem Ergehen auch ferner den wärmsten Anteil nehmen. Dies legt Ihnen aber die Pflicht auf, uns darüber auch au courant zu halten. Möge Ihnen dies nicht zu schwer werden, sondern zu einer Erholung nach des Dienstes Last und Hitze. Was Sie jetzt für Ihre Gesundheit thun, scheint mir ganz zweckmäßig, und erreichen Sie, was Sie wünschen, so können Sie Ihr Geschick preisen, welches Sie nach Colberg geführt hat; mag das auch noch so arm an Umgang sein, höher steht doch die Gesundheit, müßte sie selbst durch ein Jahr Langeweile erkauft werden. Hoffentlich kehren Sie dann in den Generalstab zurück. Adieu! Von ganzem Herzen

der Ihre

v. Steinmetz."

Ich halte diesen Brief für außerordentlich bezeichnend für den General. Er ist zunächst eine kalligraphische Merkwürdigkeit. Mit seiner kleinen, feinen, aber sehr deutlichen Schrift hat er diesen sehr langen Brief auf einen gewöhnlichen Oktavbriefbogen gebracht, freilich unter Ausnutzung jeder etwa noch freien Stelle an den Rändern. Er hat den Brief aber auch ohne jede Korrektur schreiben können, es ist nicht ein Wort ausgestrichen, verändert oder zugesetzt worden. Die Beschreibung seiner Reise zeigt einen Humor, wie er ihn besaß, wenn er sich frei von Sorgen fühlte. Diese „Wurstreise" war ihm sicher ein hoher Genuß, da er sie mit seiner sonst wenig leistungsfähigen Gattin teilen konnte.

Daß er mir einen so langen Brief schreiben konnte, zeugt von einem hohen Wohlwollen gegen mich, dem er ja im Eingang so schöne Worte gegeben. Wie sollte ich ihm dafür nicht tief dankbar sein! (Schluß folgt.)



Wen die Götter lieben .....

Novelle

von

C. Viebig.

(Schluß.)

Der Winter war da, die Saison im vollen Gange. An den Litfaßsäulen prangten täglich neue prahlerische Zettel; man machte Reklame in allen Branchen.

Im Deutschen Theater gastierte Lothar Werther; das Haus allabendlich ausverkauft, durch die stille Schumannstraße rasselten Equipagen und Droschken, die elegante Damenwelt florierte im ersten Rang und in den Parkettlogen. Im Parkett drängten sich die Kritiker, beglatzte und unbeglatzte, solche mit und ohne Embonpoint. Der Beifall an jedem Abend war enorm; sei es, daß Werther in einer klassischen Rolle oder in einer höchst modernen, höchst pikanten auftrat, immer war er der Meister. Es gab nur wenig Nörgler, die da behaupteten, sein ewiges Sich-selbst-spielen sei ermüdend, er kokettiere mit einer gewissen geistreichen Nervosität, die er nicht besitze.

Werther war der Held des Tages; Berlin beeilte sich, dem einstigen Liebling seine immer noch wachsende Bewunderung zu Füßen zu legen. Es gehörte zum guten Ton, bei glänzenden Diners den Meister an der Tafel zu haben oder ihn noch in später Abendstunde nach dem Theater den Gästen als Leckerbissen vorzusetzen.

Wolfrath traf den Gefeierten in großer Gesellschaft. Der Mime verstand es, sich mit einer gewissen blasierten Würde immer unter dem Kronleuchter herumzudrehen. Die eine Hand im Busen, mit den nachlässig leichten Gesten der andern seine Rede begleitend, gab er mit den müde abwärts gezogenen Mundwinkeln und den weit aufgerissenen, lebhaft rollenden Augen den Typus des genialen Mannes. Um die bleiche Stirn kräuselten sich dunkle Haare, nur an den Schläfen mischte sich Grau hinein. Das bartlose Gesicht war edel, aber vergebens forschte Wolfrath in diesen markanten Zügen nach einer Aehnlichkeit mit der Tochter. Susanne hatte nichts vom Vater, alles von der Mutter — von dieser Mutter!

Der Doktor fühlte das lebhafte Bedürfnis, sich dem Mimen zu nähern und auf die Bekanntschaft mit der Tochter hin ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. So konnte er vielleicht erfahren, wie es Susanne ging; sein im Herbst aufs Geratewohl nach Soden gesandter Brief war ihm mit „Adressatin abgereist“ zurückgesandt worden.

Wie ging es ihr? Wo war sie? Wolfrath fühlte wieder das ganze alte Interesse, als er sich dem Vater so nah sah. Susannes Bild stand mit einem Schlag, greifbar deutlich, hier mitten im Saal; in ihrer Lieblichkeit verdunkelte

sie all die Mädchen ringsum. Ein ganzer Schwarm lichter Gestalten umflatterte jetzt den Mimen. Kostbare Fächer wurden hingestreckt, man bat um ein paar bleistiftgekritzelte Worte der Erinnerung. Irgend ein kühnes enfant gâté des Salons hatte diese Idee ausgeheckt, sie fand stürmische Nachahmung. Man bettelte, man schmeichelte — nur ein Citat aus irgend einer Rolle auf dieses Elfenbeinblättchen des Fächers, und man war ausgezeichnet, beglückt! Und der geniale Mann zog einen goldenen Bleistift und schrieb goldene Worte eignen und entlehnten Geistes.

Jetzt war ein Herankommen unmöglich; Wolfrath verschob die Ansprache bis zu einem günstigeren Zeitpunkt und zog sich gelangweilt in eines der Nebenzimmer zurück. Dort fand er eine junge Dame, die er diesen Winter schon mehrfach in Gesellschaften getroffen. Sie hatte sich nicht an dem allgemeinen Werther-Kultus beteiligt, und das gefiel ihm. Sie gefiel ihm überhaupt. Sie hatte nichts von Susanne, auch gar nichts, keinen Zug von der Pikanterie jenes Grisettengesichtchens, kein gleich reizvolles, immer wechselndes Augenspiel. Sie war ein großes, gesundes Mädchen mit blühendem Gesicht, ebenmäßiger Gestalt und ruhig freundlichem Blick. Es ließ sich gut mit ihr sprechen, Wolfrath unterhielt sich angeregt; als er wieder in den Hauptsaal zurückkehrte, war der große Mime gegangen. Es war eine Besonderheit des genialen Mannes, plötzlich aus allen Weihrauchwolken und dem ganzen Tamtam geräuschlos zu verschwinden; man nannte das: bescheidenes Sich-zurückziehen.

Wolfrath schlief diese Nacht sehr unruhig; erst lag er lange wach und machte sich Vorwürfe, nicht mehr aufmerksames Interesse für Susanne an den Tag gelegt zu haben, dann, im Schlaf, sah er ihre leichte Gestalt an sein Bett treten, im weißen Kleid, aber dasselbe gemacht wie ein Sterbehemd. Sie hielt die Augen geschlossen und die kleinen Hände auf der Brust gefaltet.

„Onkelchen," sagte sie heiser und ohne Betonung, wie eine Schlafende, „Sie haben mich vergessen! Und Sie wollten mich doch nicht vergessen! Ich bin allein! Allein!"

Wolfrath fuhr auf; er hatte selbst laut gerufen: „Allein!" und erschrak jetzt über die eigne Stimme.

Am folgenden Abend gab man im Deutschen Theater „Hamlet"; der große Gast kreierte die Rolle für diese Saison.

Wolfrath saß im Parkett, in einer der vordersten Reihen. Mit unheimlicher Deutlichkeit sah er die Schminke, die untermalten Augen und den aufgepappten Zug geistreichen Wahnsinns auf der Stirn des Mimen. Ja, das war ganz dieselbe Pose, die er schon von der Photographie her kannte, auch nicht eine Linie von Gestalt und Gesicht anders bewegt, die war gut studiert. Ein grenzenloses Mitleid mit der Tochter, die nur so das Bild ihres Vaters erhielt, erfaßte den Doktor; in der letzten Pause schickte er seine Karte in die Garderobe des Künstlers und bat, ihm nach der Vorstellung aufwarten zu dürfen. Er war nicht der einzige, der das begehrte, aber als Mann der Presse hatte er den Vorrang.

Jedenfalls glaubte sich Werther auf ein Interview gefaßt machen zu müssen, er kam dem Besucher mit einer ausgesuchten Liebenswürdigkeit und fascinierendem Lächeln entgegen. „Mein Verehrter," säuselte das sonore Künstlerorgan, „was verschafft mir die Ehre? Wolfrath — Dr. Wolfrath — Freie Presse — nicht wahr? Ich bitte, nehmen Sie Platz, ich stehe zur Verfügung!" Er warf die Hamlettrikots, die sich noch auf dem Ruhebett spreizten, zu Boden und machte eine schöne runde Armbewegung. „Ich bitte!"

Der geniale Schauspieler hatte eine ganz eigentümliche Art zu accentuieren, auch im gewöhnlichen Leben. Er verweilte auf jedem Vokal mit gesanglichem Wohllaut und gab den Konsonanten eine rhythmische Schärfe.

Wolfrath sah ihm ins Gesicht — noch saß die Hamletfalte zwischen den düster gezogenen Brauen. „Verzeihen Sie, ich komme in einer ganz privaten Angelegenheit. Mein Name ist Wolfrath, Dr. Ernst Wolfrath, ich weiß nicht, ob Sie sich meiner —"

„Ich bitte, ich bitte —," wieder die schöne runde Armbewegung, „ich entsinne mich sehr genau, natürlich, Wolfrath, Dr. Ernst Wolfrath!" Das Hamletgesicht war ganz Interesse und Verständnis. Wolfrath fühlte sich erleichtert, Werther schien genau orientiert, da bedurfte es keiner langatmigen Erklärungen. Darum sagte er kurz: „Ich möchte um eine Adresse bitten. Als ich die Ehre hatte, die Bekanntschaft von Madame Camarillo zu machen —"

„Aha, die Adresse meiner Frau — aha! Ja" — der Mime zog die Schultern in die Höhe und sah den andern eigentümlich an — „ich weiß nicht, ich weiß wirklich nicht, ob Therese — pardon — Madame Camarillo wünscht, daß ich ihre Adresse angebe. Sie schrieb mir neulich, daß Camarillo an Eifersucht leide: ich weiß also wirklich nicht — ich möchte Therese keine Unannehmlichkeiten bereiten. Entschuldigen Sie!"

„Wieso Unannehmlichkeiten?" Wolfrath fixierte scharf das verschminkte Gesicht. „Wenn ich um die Adresse der Tochter bitte, kann doch unmöglich Herr Camarillo Eifersuchtsanwandlungen bekommen."

„Tochter — der Tochter? Wessen Tochter? Ach so — o —, meiner Tochter?"

„Ich bitte um die Adresse von Fräulein Susanne, von Susanne Werther, mit der ich im Frühjahr in Homburg war. Mein Name ist Wolfrath."

„Ach so — Wolfrath — hm, ja, Wolfrath!" Werther hatte augenscheinlich keine Ahnung, er half sich mit einem nervösen Lachen.

In dem andern flammte es auf; so wenig Interesse hatte der Vater für sein Kind?! Er wußte es genau, Susanne hatte nach Wien oft von ihrem guten Freund geschrieben, mehr als einmal in ihren Briefen seinen Namen genannt. „Sie haben alles vergessen," sagte er rücksichtslos. „Ich bin Susannens Freund. Und Freunde haben oft mehr Interesse wie Angehörige. Ich habe ihr nach Soden geschrieben und den Brief zurück erhalten; ich weiß nicht, wo sie jetzt ist; ich bitte um ihre Adresse." Er sprach knapp, das Hamletgesicht war ihm unerträglich.

Dieses verzog sich jetzt, die Hamletmaske wurde die von König Lear. „Mein unglückliches Kind,“ stöhnte der Mime und ließ sich in den nächsten Stuhl fallen — „meine schöne Tochter! Verloren, verloren!“ Die Haarlocke hing ihm tiefer, schlaffer herunter, er schlug sich mit der Hand vor die Stirn; er war ganz verzweifelter Vater.

Eine Pause entstand, eine Kunstpause, in der man nur die hohlen Atemzüge des Königs Lear hörte.

Wolfrath stand auf. „Wo ist sie jetzt?“ fragte er rauh.

„In Hohen-Honnef, oben im Siebengebirge.“

„Wer ist bei ihr — die Mutter?“

„Augenblicklich — augenblicklich, so viel ich mich entsinne, niemand — nein, niemand, nur ihre Duenna, eine vorzügliche Person, wirklich eine ganz vorzügliche Person! Und dann ist der Arzt der Anstalt da, eine Kapacität. — Sie müssen wissen, verehrter Doktor, Hohen-Honnef ist eine Anstalt ersten Ranges.“ Hamlet-Lear wurde nach und nach allgemein menschlicher und lenkte in den gewöhnlichen Konversationston ein. „Mein Gott, es geschieht ja alles für das Kind, man thut alles, was nur irgend zu thun ist. Erst Homburg, dann Baden-Baden, dann Soden, dann die See. Ich war ja sehr für einen Winteraufenthalt an der Riviera oder in Südfrankreich, aber die Professoren in Leyden und Bonn meinten, wir sollten sie nicht mehr so herumschleppen. Und dann war es auch nicht ganz so unbequem für Therese, sie wünschte Camarillo auf der Tournee in die östlichen Provinzen und Rußland zu begleiten. Im Falle etwas passiert, hat sie es doch bequemer nach Hohen-Honnef als in den Süden. — Ja, es ist schaudervoll, höchst schaudervoll!“

Wolfrath wandte sich ab; der letzte theatralische Ton berührte ihn wie ein Schlag ins Gesicht. Er machte eine stumme dankende Verbeugung, und dann fragte er, schon im Gehen: „Muß sie viel leiden?“

„Jedenfalls — aller Wahrscheinlichkeit nach — es ist doch wohl zum Schluß immer so bei dergleichen Kranken. In Soden besuchte ich sie, da war sie noch außerordentlich munter, eine reizende kleine Fee. In einiger Zeit werde ich sie wohl wieder besuchen. Wissen Sie, verehrter Doktor,“ er seufzte, „es ist doppelt schwer für mich. Eine Künstlernatur bedarf der Sonne, der Heiterkeit. Ich neige sowieso zur Melancholie, wie sie ja aus meiner Auffassung verschiedener Rollen gesehen haben werden. Ich muß bei meiner Uebernervosität Erschütterungen vermeiden. Therese mit ihrem glücklicheren, sagen wir oberflächlicheren, Temperament macht sich keine Gedanken, sie ist vorderhand noch ganz sorglos. Wir haben uns in letzter Zeit wieder mehr einander genähert — Ihnen als gutem Freund des Hauses kann ich das wohl sagen —, daher bin ich über ihre Ansicht ganz unterrichtet. Sie glaubt an entschiedene Wiederherstellung der Kleinen und hält das ganze Kranksein für etwas mehr oder weniger Laune. Ich wage nicht, dem entgegenzutreten; wozu einen glücklichen Optimismus stören?! Wir tieferen Naturen, wir freilich ermessen des Leidens ganze Größe. Mein unglückliches Kind, meine schöne Tochter! Verloren!“

Er senkte den Kopf auf die Brust und knickte in den Knieen ein. Wie ein Gebrochener, doch groß in Selbstbeherrschung, drückte er stumm die Hand des sich Empfehlenden. Dann noch hinter der halbgeschlossenen Thür murmelnd: „Leben Sie wohl, verehrter Doktor, verehrter Freund, leben Sie wohl!" —

*

Kurzer Tag. Bleiche Sonne. Unten im Thale verschwimmt der Rhein schon in einer Dunstschicht, das Auge kann seinem Lauf nicht folgen. Die Villen von Honnef und weiter stromabwärts die Häuser von Königswinter liegen wie verschluckt in ihren Gärten, nur ab und zu leuchtet eine grell weiße Mauer, auf die ein scheuer Wintersonnenstrahl fällt. Drüben von Rolandseck gar nichts zu sehen; die Ferne ist grau.

Nur die Spitzen des Siebengebirges haben noch Licht. Da hebt sich malerisch der Drachenfels, heller glänzt dahinter der Oelberg, von der Löwenburg-Ruine ist nichts zu sehen, sie liegt versteckt im schneebepuderten Wald, desto deutlicher zeigt sich der modern massige Bau von Hohen-Honnef. Wie ein Lustschloß, breitgestreckt, mit Türmchen und Altanen liegt die Anstalt, ganz frei, auf vorgelagerter Höhe. Ein breiter, in Serpentinen gewundener Fahrweg führt hinauf; ihn überholt ein steiler, schmaler Fußpfad, der vom Schnee nicht frei geschüppt ist und sich, kaum erkennbar, von den Häusern im Grund nach oben zieht. Rechts und links Buschwerk und moosige Lehnen. Es ist nicht kalt, die höheren Berge im Hintergrunde geben Windschutz, aber es liegt eine traurige Atmosphäre über den Büschen, die der Winter nicht ganz ihrer Blätter entkleidet hat. Gelb und braun und zusammengeschrumpft hängt noch armes Laub an den Aesten und friert und zittert unter jedem Hauch. Herber Moderduft steigt vom feuchten Boden auf und geht wie eine Nebelwolke vor dem Wanderer her. Eine Schar Dohlen streicht mit Gekrächz aus dem Knieholz, flattert voraus nach dem Schloß und läßt sich dort auf Türmchen und Altanen nieder. Auch auf der Wegtafel: „Kuranstalt Hohen-Honnef" sitzen die schwarzen Vögel; sie recken die Hälse und äugeln neugierig dem Wanderer entgegen, der den einsamen Fußpfad heraufsteigt.

Dr. Ernst Wolfrath besuchte seine kleine Freundin Susanne Werther. Zum Neujahrsmorgen, nach durchzechter Sylvesternacht, hatte er den Brief erhalten, der ihm, mit fremder Handschrift, in einer förmlichen, geschäftlichen Art und Weise ankündigte, daß das gnädige Fräulein sich sehr über die herrlichen Blumen des Herrn Doktors zu Weihnachten gefreut und herzlich danken lasse. So weit „im Auftrag". Dann folgendes: „Das Befinden der Patientin lasse leider sehr zu wünschen übrig trotz der Anwesenheit der Frau Mama. Monsieur de Camarillo werde demnächst eintreffen und an Herrn Werther habe man, auf Verlangen des Arztes, die ungünstige Wendung des Zustandes depeschiert.

Mit verbindlicher Empfehlung
ergebenst
Klara Eigenbrod."

So schrieb die Gesellschaftsdame.

Aber da fiel noch aus dem Couvert ein kleiner Zettel, zusammengekniffst wie ein Fidibus, und darauf kaum leserliches Bleistiftgekritzel:

„Prost Neujahr, Onkelchen! Auch ich hoffe was vom neuen Jahr. Sesam, Sesam, thu dich auf! Wann sehen wir uns wieder?"

So schrieb Susanne.

Eine ahnungsschwere Bangigkeit zog Wolfraths Herz zusammen, als er dem voraneilenden Stubenmädchen langsam über den langen teppichbelegten Korridor folgte. Wie würde er sie finden?! Das Mädchen trug seine Karte in der Hand, sie wußte nicht, ob die gnädige Frau Besuch annehmen würde, da der Herr erst heute morgen gekommen sei.

Welcher Herr? Nun, der hübsche Herr mit den schwarzen Augen, der so freundlich lachte und so schön Violine spielen konnte! Sie scheute offenbar den fremdländischen Namen.

Nun waren sie an einer hohen Flügelthür, das Mädchen klopfte und verschwand dann. Wolfrath stand allein im fensterlosen, verdunkelten Korridor und fühlte sich an die heiße Stirn. Schweißtropfen perlten da, und hinter den Schläfen hatte er ein unheimliches Hämmern. Die ganze Atmosphäre hier hatte etwas Bedrückendes, diese Lautlosigkeit, nur ab und zu von heiserem Husten hinter fest geschlossenen Thüren unterbrochen, etwas Gespenstisches. So hoch die Wölbung der Decke und doch so angstvoll niedersenkend — armer Herrgottskäfer!

„Die gnädige Frau lassen bitten!" Wolfrath fuhr zusammen, die Flügelthür hatte sich geöffnet, da ein Kleiderrauschen, zwei weiche Hände streckten sich ihm entgegen: „Aber das ist ja ganz scharmant — diese Ueberraschung — bitte, lieber Freund, treten Sie näher! Willkommen, herzlich willkommen!"

Madame Camarillo empfing ihn mit derselben lächelnden Grazie, mit der sie ihn im Salon zur Soiree empfangen haben würde. Chic, duftend, verführerisch stand sie auf der Schwelle. Da war nichts von Ermüdung auf diesem schönen Gesicht, kein Kummerfältchen; glatt die Haut, und die großen Augen glänzend und neugierig wie die eines Kindes.

„Nein, diese Ueberraschung! Was führt Sie hierher, lieber Herr Doktor?"

Die Kehle war ihm wie zugeschnürt; was ihm am meisten auf dem Herzen brannte, konnte er nicht sagen, er murmelte etwas Undeutliches und beugte sich über ihre schöne Hand.

Sie wartete auch gar keine Antwort ab, sie zog ihn tiefer in die Stube und drückte ihn in einen Sessel. „So — ah, gestatten Sie," sie drehte sich lebhaft nach dem Fenster — „mein Mann, — lieber Alfredo, hier, Dr. Wolfrath, ein guter Freund aus Homburg vom Frühjahr her — ich glaube, ich erzählte dir schon!"

Der schlanke Mann trat heran; er verbeugte sich elegant; wie ein Kunstreiter, dachte Wolfrath. Monsieur de Camarillo schien entschieden durch den Besuch gestört, er nagte mißmutig an der Unterlippe.

In dem Zimmer herrschte jenes Durcheinander, wie es elegante Leute, die

aus dem Koffer zu leben pflegen, lieben. Allerhand Fläschchen und Büchschen standen umher, auf dem Diwan eine lässig hingeworfene Reisedecke und ein Zola in schreiend gelbem Umschlag; auf dem Tisch eine geöffnete Bonbonnière mit kostbarem russischem Konfekt. Ueber allem ein Duft von Parfüm, ein Duft der sogenannten Welt.

„Er ist erst heute angekommen,“ lächelte Madame und schmiegte sich an den schlanken Mann mit der Zärtlichkeit einer ganz jungen Frau.

Camarillo pustete leicht auf das glänzende Gelock, das ihre weiße Stirn sorgfältig umkräuselte, und küßte jede ihrer Fingerspitzen einzeln. Es war gewiß, Wolfrath hatte ein angenehmes Tete-a-tete gestört; für ein solches sprach auch jener weiche Sessel mit den lässig eingedrückten Kissen und das zurückgeschobene niedere Taburett davor. Auf dem mochte wohl Camarillo gesessen haben, den Kopf an die Kniee der schönen Frau geschmiegt; und ihr roter Mund hatte Worte geflüstert, Worte voll lauter Leben. Da war kein Gedanke des Todes in diesem durchdufteten Zimmer.

Wolfrath gab sich einen Ruck. „Was macht Susanne?“

Die Frage schlug ein wie eine Bombe. Die Situation änderte sich plötzlich. Madame machte ein Gesicht, als habe ihr ein plumper Stiefel auf das zarte Füßchen getreten; sie zog die Brauen zusammen und seufzte: „Ach Gott, das arme Kind! Es geht ihr nicht gut, leider gar nicht gut; wir machen jetzt viel mit ihr durch, sie ist so launenhaft. Aber man muß Geduld haben, es ist doch vorübergehend ... Sie hat gar nichts mehr von ‚Sonne‘,“ setzte sie klagend nach einer kleinen Pause hinzu.

„Arme Kleine,“ murmelte Camarillo. Er bedauerte die Stieftochter, wie man ein hübsches Tierchen bedauert. Dann sah er wieder ganz hingenommen seine Frau an: „Sei nicht traurig, m'amie, ich mag nicht, wenn du seufzest!“

„Kann ich sie sehen?“ stieß Wolfrath hervor, „ich würde sie gern sehen!“ Es war ihm unmöglich zu sagen, daß er einzig und allein darum gekommen sei, die weite Reise gemacht habe, hier wäre ihm das lächerlich erschienen.

Es kam auch gar kein Mensch hier auf diesen Gedanken; die Mutter war so ganz der Mittelpunkt, der ihrer eignen Gedanken sowohl wie derjenige ihrer Umgebung.

„Kann ich sie sehen?“

„Gewiß, gewiß.“ Madame Camarillo erhob sich bereitwillig. „Die Kleine wird sich freuen, aber freilich —“ sie zögerte und der erste Ausdruck von Besorgnis erschien auf ihrem Gesicht, aber es war der Ausdruck besorgter mütterlicher Eitelkeit. „Sie werden Susanne sehr verändert finden. Sie ist augenblicklich gar nicht reizend; ich weiß nicht, wie das Kind zu diesen spitzen Zügen kommt!“

„Arme Kleine,“ murmelte Camarillo wieder.

„Also, bitte, wenn Sie wollen, Herr Doktor?!“

Sie erhoben sich. Die Thür zum Nebenzimmer ging auf, voran glitt die lebensvolle Gestalt der Mutter.

Und da war die Tochter!

Ein überheiztes Gemach — im Hintergrund ein großes Fenster, durch das die scheidende Wintersonne mit seltsamer Fahlheit flutete. Mitten in der Fahlheit ein Ruhebett, darauf unter Decken ein fast verschwindendes Figürchen.

„Susanne," lächelte Madame, „sieh mal, wen ich dir bring'? Susanne, so sieh doch!"

Das Figürchen hob den zurückgesunkenen Kopf, zwei übergroße Augen fuhren unstet umher wie fremd, wie aus einer andern Welt herausgerufen. „Ah — Dr. Wolfrath — wie liebenswürdig — ah — ich wußte es!" Sie erhob sich halb, plötzlich elastisch und versuchte ihr verschobenes Morgenkleid zu ordnen. „Wie liebenswürdig!"

Das war auch der Ton der Welt, aber noch ein andrer Klang drin, ein Klang, der dem Besucher das Wasser in die Augen treiben wollte. Er faßte nach dem glühenden Händchen und hielt es fest umschlossen; die dünnen Finger waren wie gar nichts, ganz zerbrochen.

Und zerbrochen klang die heisere Stimme. „Sie kommen zu mir? O, wie ich mich freue! Sehen Sie, Fräulein Eigenbrod," Susanne drehte den Kopf mit ihrer alten Lebhaftigkeit nach der Gesellschaftsdame, die jetzt irgendwo aus einem Winkel auftauchte, „ich sagte es Ihnen ja, ich hoffe was vom neuen Jahr! Onkelchen," sie streichelte seine Hand, legte den Kopf auf die Seite und versuchte den alten, blinzelnd koketten Blick — „Sie wollen wohl mit mir verabreden, wo wir im Frühling Anemonen pflücken? Wissen Sie noch? Fräulein Eigenbrod, Jeannette soll das weiße Tuchkleid für morgen herauslegen — Onkelchen, ich geniere mich," sie zupfte an ihrem ohne Façon gearbeiteten Rock — „gucken Sie nicht hin! Onkelchen, das war eine famose Idee, ich freue mich riesig!"

Sie hustete.

„Fräulein Susanne, Sie sollen nicht so viel sprechen," mahnte leise die Gesellschafterin. Sie wechselte einen raschen Blick des Einverständnisses mit Wolfrath und nickte unmerklich mit dem Kopf; sie schien die einzig Sehende hier.

„Ja, Susanne," mahnte auch Wolfrath, „sprechen Sie nicht so viel!"

„Aber warum denn nicht?" schmollte die Kranke.

„Warum denn nicht?" echoete die Mutter. „Nicht wahr, Susanne, wir beide sind nicht fürs Stummsein?" Sie wendete sich nach den übrigen hin: „Gott sei Dank, daß sie spricht! Lassen Sie sie nur plaudern, das ist das beste Zeichen. Sie war so lange unheimlich still. Plaudere, meine süße Susanne, plaudere!"

„Ich war so lange stumm," sagte die Kranke, und ein halb spöttisches, halb trauriges Lächeln verzog ihren Mund — „ganz stumm. Aber inwendig hab' ich gesprochen. Wenn ihr's nicht versteht!" Ungeduldig stieß sie die Decken mit den Füßen herunter. „Ich habe gesprochen," flüsterte sie und versuchte Wolfrath näher zu sich heranzuziehen. „Hier setzen Sie sich her, ganz dicht neben mich — braves Onkelchen — ihr andern könnt nun gehen, er ist zu mir gekommen,

zu mir ganz allein. Siehst du, Mama —" sie triumphierte —, „es macht sich doch noch einer was aus mir; nicht wahr, Onkelchen?"

Es war herzzerreißend. Diese angeborene Koketterie und schon das Zeichen des Todes auf der Stirn und den verwelkten Zug um den Kindermund!

Wolfrath setzte sich dicht neben das Ruhebett, er hatte ein Zittern in den Knieen, das ihm das Stehen kaum mehr möglich machte; so hatte er sich's nicht gedacht, wohl schlimm, aber so doch nicht. Es war ihm schlecht zu Mut, förmlich übel; der kranke Hauch aus ihrem Mund traf ihn.

Das Ehepaar Camarillo hatte ein Geflüster miteinander begonnen, Madame lachte melodisch leise und schob ihre Hand in den Arm des Mannes; nach und nach näherten sie sich der Stubenthür, nun waren sie verschwunden.

Es war niemand mehr im Zimmer als die Gesellschafterin, und auch die war eigentlich nicht da. Sie machte sich abseits zu schaffen, trat dann ans Fenster und starrte angelegentlich in den sinkenden Abend hinaus. Ihre schwarze Gestalt hob sich kerzengerade und dünn vom Hintergrunde ab; aber jäh verschwand draußen die letzte Helle, die dünne Gestalt verschwamm in eins mit der Dunkelheit; auch sie war verschwunden.

Wolfrath sah nur die Flammen des Kamins in zuckendem Wiederschein auf dem Teppich tanzen; er hörte die erregten Atemzüge Susannens und fühlte ihre heißen Wangen an seiner Hand; sie hatte sich da angeschmiegt. Er kam sich vor wie im Traum, alle Männlichkeit war von ihm abgefallen; er empfand wie eine Mutter, die ihr krankes Kind hütet. Ein namenloses Mitleid machte seine tiefe Stimme weich.

„Susanne," sagte er leise.

Sie rührte sich nicht. Sie lag still, die Backe fest an seine Hand geschmiegt.

„Susanne!" In der Dämmerung konnte er ihr Gesicht nicht erkennen, er beugte sich tiefer über sie. Da sah er, daß sie weinte. Ihre großen Augen waren auf sein Gesicht gerichtet, dabei entströmten ihnen Thränen, eine ganze unaufhaltsame Flut. Sie weinte lautlos, ohne eine Miene zu verziehen.

„Was ist denn, was ist denn?" flüsterte er. „Hat mein Kommen Sie erschreckt? Ich dachte doch, eine gewisse kleine Dame würde sich freuen und statt dessen" — er machte einen kläglichen Versuch, scherzhaft zu sprechen — „und statt dessen so viel salziges Naß?"

„O nein, o nein" — ihre Thränen rannen immer weiter, „ich weine, weil ich so allein gewesen bin. Ein verlassenes Kind, das sich gefürchtet hat, schreit auch erst, wenn die Mutter wiederkommt — die Mutter — Mutter, Vater — oh!" Sie erhob beide Hände und drückte sie fest gegen die Schläfen. „Ich bin allein. Und das Leben ist wie ein Felsen, undurchdringlich, verschlossen; ich klopfe dran und rufe: Sesam, thu dich auf! Es thut sich nichts auf. Ich bin ein armer Ali Baba." Ihr zarter Körper schauerte wie im Frost.

Er wußte nichts drauf zu sagen, er streichelte nur mit der freien Hand ihr Haar, das noch, wundervoll gelockt, sich um den Kopf bauschte; es war ihre einzige Schönheit, sonst hatte sie keine mehr. Nie hatte sich Wolfrath

die Vergänglichkeit alles Irdischen drastischer aufgedrängt als in diesem Augenblick.

Er sah ihr zerstörtes Gesicht ganz nah, der Teint, sonst so weich und rein, war faltig, mit Unebenheiten und roten Flecken besät, der Mund breiter gezogen, mit schmalen, aufgesprungenen Lippen. Die Augen hatten wohl noch Glanz, aber keinen, der froh macht, zu viel Glanz. Und sie fuhren herum wie Irrlichter mit flackrigem, unstetem Licht. An keinem Punkt hafteten sie ruhig, sie suchten und forschten und bohrten.

Susanne hatte aufgehört zu weinen, sie wischte sich die Thränen ab und lächelte sogar, die schmalen Lippen ließen die ganzen Zahnreihen mit dem blutlosen Zahnfleisch blitzen. „Pardon, lieber Doktor," sagte sie jetzt, „ich bin nervös, entschuldigen Sie — nun ist's aber vorüber, nun bin ich ganz au fait." Sie wischte sich noch einmal mit dem Taschentuch übers Gesicht und setzte sich aufrecht in ihre Kissen. „Nun wollen wir plaudern. Warum erzählen Sie nicht, warum sprechen Sie nicht? Sprechen Sie doch, erzählen Sie doch! Sprechen Sie, sprechen Sie!" Ihre Finger bewegten sich in unruhigem Spiel auf der Decke. „Ich möchte etwas Neues hören, etwas Hübsches! Was macht man in Berlin. Giebt's viel Gesellschaften, wer ist die Löwin der Saison, trägt man Capes oder anschließende Jacketts? Hat Papa Werther gefallen? Aber Sie reden ja nicht, warum nicht?" Sie sprach alles mit Hast, ohne Atem, immer hintereinander fort. „So reden Sie doch oder" — ihre Stimme wurde kleinlaut wie die eines zurückgesetzten schmollenden Kindes — „Sie mögen mich wohl nicht mehr? In Ihrer Erinnerung war ich anders, nun ist's aus, nun gefall' ich Ihnen nicht mehr!"

„Sie gefallen mir immer, Susanne; Sie wissen, ich bin Ihr Freund!"

„Ja, das sind Sie; mein Freund, mein wirklicher Freund! O Freund," — sie ergriff plötzlich seine Hand und drückte ihre Lippen darauf, ehe er's hindern konnte — „da — ich danke Ihnen! Ach, und Sie glauben doch — nicht wahr? — daß ich bald gesund werde? Nun quäle ich mich schon so lange. Es ist nämlich eine Qual, krank zu sein, Sie wissen das nicht, ich habe es früher auch nicht gewußt. Aber man wird häßlich, träge — geistig und körperlich — man verliert Jugend und Elasticität dabei. Still, sagen Sie kein Wort dagegen — es ist so — denken Sie nicht, daß ich blind bin, ich sehe mich ganz deutlich. Aber die größte Qual ist" — ihre Stimme erstarb fast in einem geheimnisvollen Flüstern —, „leben zu wollen und es nicht zu können! Onkelchen, legen Sie Ihr Ohr an meinen Mund, ich will Ihnen etwas hineinsagen. Die," sie sah sich nach der unbeweglichen Gestalt am Fenster um, „die ist ein Möbel, aber sie soll's doch nicht hören, nur Sie sollen's hören!"

Ihr heißer Atem kitzelte sein Ohr, jedes der geflüsterten Worte wurde laut, laut wie ein Schrei, der dem Trommelfell weh that. Er fühlte ihr Herz an seinem Arm pochen, es flatterte ängstlich in der Brust wie ein gefangener Vogel im Bauer.

„Es ist eine Qual," flüsterte sie und schrie sie zugleich, „eine Qual, Sehn-

sucht zu haben. Sehnsucht nach etwas Besserem, Höherem — heraus, heraus — nach Glück, Liebe — ja, nach Liebe — nennen Sie's, wie Sie wollen. Ich habe immer Sehnsucht gehabt, aber unbewußt. Eine Zeitlang habe ich geglaubt zu leben, aber es war nur ein Vegetieren. Dann fiel es mir wie ein Schleier von den Augen — ich sah und ich wußte, daß ich Sehnsucht hatte. Und nun zehrt sie mich auf. Das ist meine Krankheit, die ist schlimmer als die andre. O die" — sie ließ den Mund von seinem Ohr und sprach jetzt wieder lauter — „die ist bald weg! Wenn es inwendig nicht mehr schreit, dann huste ich auch nicht mehr. — Fräulein Eigenbrod, Licht! Fräulein Eigenbrod," wiederholte sie ungeduldig, „geben Sie mir doch meine Tropfen — ich fühle — rasch —!" Sie richtete sich plötzlich kerzengerade auf und griff nach der Brust — ein heiseres Röcheln brach sich Bahn, und nun hustete sie in einem furchtbaren Krampf, als sollte der letzte Rest von Atem dabei entfliehen.

Wolfrath war aufgesprungen, zu Tode erschrocken; dieser hohle, den Körper in seinen Grundfesten erschütternde Husten ließ ihn erbeben. Wie konnte sie es nur ertragen, nur noch länger aushalten? Das zarte Gehäuse mußte ausgehöhlt sein. Er hätte sich abwenden mögen und doch starrte er sie an wie gebannt.

— — — Mutterken, ich wer' doch nich sterben müssen? Ach, man ja nich. — — — Winde heulten, Regen und Schnee fielen auf das kleine Grab, in dem die unentfaltete Blüte eines jungen Leibes versank, vermoderte, unterging ohne Spur. Im Sommer würden sie Blumen auf das Grab pflanzen, kostbare Blumen, Palmen und Rosen, aber was halfen die dem toten Kind! Gebt hier dem jungen, sehnsüchtig ringenden Leben eine Rose, eine Rose ohne Dornen, solange es den Duft noch atmen kann! Aber ohne Dornen — seht, die zarten Finger sind schon wund vom Greifen in die Stacheln, sie bluten!

„Susanne," sagte Wolfrath mit vor Angst beklommener Stimme — „oh, ist Ihnen sehr schlecht?"

Sie konnte nicht sprechen, aber sie schüttelte verneinend den Kopf und sah ihn dankbar an.

Fräulein Eigenbrod hielt stützend den rechten Arm hinter den schwachen Rücken, mit der Linken wischte sie den Schweiß von dem ganz erblaßten Gesichtchen, in dem nur die Backenknochen als glühend rote Flecken sich abzirkelten.

„Gehen Sie," flüsterte die Gesellschafterin Wolfrath zu; „sie ist nachher immer ganz erschöpft; es ist besser, Sie gehen!"

Er nickte zustimmend. „Susanne, ich gehe jetzt, auf Wiedersehen! Eine recht, recht gute Nacht!" Behutsam, auf den Zehenspitzen wollte er sich entfernen.

Sie hielt einen Augenblick mit Husten inne. „Morgen," stieß sie hervor — „morgen!" Dabei krallten sich ihre glühenden Finger förmlich in seine Hand und ihre Blicke bohrten sich mit der Angst eines gefangenen Tierchens in sein Gesicht: „Morgen —?!"

„Ja, morgen! Gewiß!" Er küßte ihre glühenden Finger, und dann ging er.

Da — sie rief ihn noch einmal zurück. „Ali Baba," flüsterte sie kaum

verständlich und stieß sich mit dem Zeigefinger auf die Brust — „armer Ali Baba!"

*

Wie Dr. Ernst Wolfrath gestern abend den Berg herunter nach Honnef gekommen war, wußte er selbst nicht recht. Jedenfalls hatte er sich kein Leid gethan, obgleich er mehrmals gegen einen Baum anlief und über jede Unebenheit strauchelte. Der Bursche, der die Laterne vorantrug, hatte sich keiner großen Gesprächigkeit seitens des Herrn zu rühmen gehabt.

Nun war die Nacht im Gasthofe vorüber; der Doktor hatte geschlafen. Eine tiefe traumlose Ermattung war über ihn gekommen, als er kaum im Bette lag, und war die ganze Nacht nicht von ihm gewichen. Er schlief und war sich doch mit einer unangenehmen Genauigkeit bewußt, daß er schlief; er hätte gern einmal die Augen aufgeschlagen, aber es ging nicht, sie waren wie zugeklebt. Er wollte den Arm heben und konnte nicht, wie Blei hing ihm der am Leibe, zuletzt ergab er sich der schwarzen ungeheuern Schwere, die über ihn sank. Er bemühte sich nicht mehr, anzukämpfen.

Aber jetzt, am Morgen, keine Spur von Erquickung. Er stieß das Fenster auf und ließ sich den Wind um die benommene Stirn fächeln. Da, nicht weit floß der Rhein, heut war sein Spiegel klar, und auf dem Ufer drüben lag ein wenig Sonnenschein. Die Luft ganz laulich, keine Winterkälte darin. Und doch schlug Wolfrath hastig das Fenster wieder zu, ihn fröstelte.

Als er den Berg nach Hohen-Honnef hinaufstieg, trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Er hastete sich ab, hinaufzukommen, er trug eine unbeschreibliche Unruhe in sich, die ihn immer weiter zwang, ihn keine Minute stillstehen ließ.

Ruhig, breitgestreckt lag der Bau von Hohen-Honnef. Die schwarzen Vögel saßen wieder auf den Firsten, sonst nichts Lebendes zu sehen. Verzaubert lag das Schloß und schaute mit den großen Fensteraugen hinunter ins schöne Thal, das selbst in Januarlicht und Januarstimmung Lieblichkeit genug zeigte. Da unten in den Häusern ging das Leben aus und ein, Menschen heirateten, Kinder wurden geboren, sie spielten, bis sie müde waren, Schlummerlieder wurden gesungen — hier oben wurden auch Schlummerlieder gesungen, aber andrer Art.

„Ich glaube, ich bin gerade recht gekommen," murmelte Wolfrath, „viel später hätte ich sie nicht mehr getroffen. Es geht zu Ende!" Spähend ließ er den Blick über die Fensterreihe des ersten Stocks schweifen, darunter war auch ihr Fenster. Wie mochte die Nacht gewesen sein? Hastig trat er ins Haus.

Das Mädchen, das ihn gestern empfangen hatte, lief wieder vor ihm her. Er fragte, ob die Herrschaften schon zu sprechen seien.

„Gewiß, gewiß! Die haben heut nacht sowieso nit viel Schlaf gekriegt; das Fräulein is sehr schlecht gewesen. Und heut in der Frühe is schon der Herr Papa gekommen, der Herr Werther. Gleich von der Bahn is er 'raufgefahren gekommen. Hat der sich gehabt! 's that einem zu leid, ganz graulich war's anzusehn!"

Also schlecht — es ging ihr schlecht!

Da war wieder die hohe Flügelthür. Wolfrath kam sich wie ein Eindringling vor, als er klopfte und gleichzeitig die Klinke niederdrückte; drinnen waren die nächsten Angehörigen versammelt, hatte er denn ein Recht, sich unter sie zu mischen?!

„Ah, Dr. Wolfrath!" Madame Camarillo trat ihm entgegen, wohlfrisiert, in einem eleganten Negligé; aber sie sah abgespannt aus, viele Fältchen um Mund und Augen, und einem kritischen Blick entging nicht, daß sie Rot aufgelegt hatte. „Das liebe Kind ist krank, heute nacht sehr krank gewesen," seufzte sie und gähnte zugleich; „entschuldigen Sie, wir sind so sehr angegriffen, auf die Dauer ist das kaum durchzumachen; jetzt schläft sie. Nein, Sie stören gar nicht — durchaus nicht — bitte, treten Sie näher!"

In einem Fauteuil flegelte sich Camarillo, die Beine weit von sich gestreckt; sein hübsches Gesicht trug den Ausdruck einer wirklichen Betrübnis. „Bon jour," sagte er und schüttelte Wolfrath die Hand wie einem alten Freunde — „gut geschlafen? Hier ist Monsieur Werther!"

Vom Sofa erhob sich, ganz langsam, ganz würdevoll, Lothar Werther, jeder Zoll antike Größe; ihm fehlte nur die Toga, um sein Haupt zu verhüllen. „Ich grüße Sie," sagte er gedämpft und ließ sich dann wieder nieder. Die Eisenbahnfahrt die Nacht hindurch hatte den genialen Mimen mitgenommen, er sah recht passé aus, das Gesicht narbig und die Augen ohne Glanz. Selbst das Haar schien grauer.

Wolfrath fühlte Mitleid mit ihm, der war doch der Vater, und beim Leiden des Kindes regt sich die Stimme der Natur. Nebenbei auch welche fatale Situation für den geschiedenen Gatten, hier den Strohmann zu spielen, den nur der Verhältnisse halber Geduldeten.

Letzteres schien Werther übrigens nicht zu empfinden, er war „bon camarade" mit Camarillo, und zu Madame sagte er „meine liebe Therese!"

Wolfrath sah nach dem Nebenzimmer, die Thür war wieder fest geschlossen wie gestern auch. „Schläft sie," fragte er, „was macht sie jetzt?"

„Ich — augenblicklich — sie wird wohl schlafen," sagte Madame, „wir haben uns auch zurückgezogen. Von Mitternacht bis gegen sechs Uhr früh waren wir bei ihr; nicht wahr?" Sie wandte sich an Camarillo. Dieser nickte. „Ein Glück, daß er hier oben war," fuhr sie fort, „ich sagte gleich: nein, du mußt hier in der Anstalt ein Zimmer nehmen — Gott sei Dank, allein hätte ich mich zu Tode gegraut! Es war furchtbar — ach!" Sie brach plötzlich schluchzend ab und hielt sich, auf einen Stuhl sinkend, das Taschentuch vors Gesicht.

„O ma chérie, o Teresa," seufzte Camarillo und hielt ihr Haupt mit beiden Händen an seine Brust gepreßt, „ich bitte dich, weine nicht! Weine nicht," setzte er heftig hinzu und stampfte mit dem Fuß, „ich kann dich nicht weinen sehen!"

Sie schluchzte immerfort wie ein verwöhntes Kind, dem etwas gegen Wunsch und Willen gegangen ist.

Der Mann schien ganz hingenommen von ihrem Schmerz; sein keck gedrehter

Schnurrbart drückte sich immer wieder in ihre gelockte Frisur, seine schöne, frauenhaft weiße Hand mit dem Brillantring am kleinen Finger streichelte in nervöser Beweglichkeit bald da, bald dort herum. Er flüsterte ihr Zärtlichkeiten ins Ohr in spanischer Sprache, unbekümmert um die übrigen Anwesenden; die verstanden ja ohnedies nicht, die sahen nur.

Werther rutschte auf dem Sofa hin und her, die Scene war ihm augenscheinlich fatal, eine schwache Röte stieg ihm langsam in das Gesicht. Er streckte seine große Hand aus und legte sie auf die Schulter der Frau: „Es ist unser Kind, Therese," sagte er nicht ohne' Schärfe.

„Ach ja, ach ja," schluchzte Madame und faßte nach der großen Hand, dabei blieb ihr Kopf an Camarillos Brust liegen. „Und wir freuten uns so, als sie geboren wurde, sie war ein so wunderhübsches Kindchen!"

„Im Mai war's, ich legte dir die ersten Maiblumen aufs Bett," sagte Werther. „Du ruhtest wie die Frühlingsgöttin selbst in deinen weißen Kissen."

„Ach ja — damals!" Sie seufzte, hob den Kopf und ließ einen langen geschmeichelten Blick auf Werther ruhen. Mit einer gewissen Rührung musterte sie ihn: „Du siehst angegriffen aus, Lothar!"

Camarillo wurde unruhig, der Kopf der Frau war von seiner Brust abgeglitten, sie saß aufrecht und sprach in weichem Ton mit ihrem ersten Gatten. Hastig riß er ihren Kof wieder an sich und ließ seine schwarzen Augen funkelnd umhergleiten. „Hierher gehörst du, Teresa, Teresina! Niemand fühlt mehr mit dir als ich. Habe ich Susanne nicht wie meine eigne Tochter geliebt? Während andre — andre —" Wieder ein drohender Blick der schwarzen Augen.

„Ja, ja, du hast recht," fiel Madame hastig ein, „sie hatte ein besonderes Attachement an dich. Mein teurer Alfredo, mein guter Alfredo!" Sie spitzte zärtlich den Mund, während ihr Blick, der wieder zu Werther hinglitt, zu flehen schien: „Reize ihn nicht, ich beschwöre dich bei all unsern süßen Erinnerungen!"

Der Mime gab den Blick zurück und zuckte die Achseln; sein ausdrucksvolles Mienenspiel sagte deutlich: „Pah, dieser Knabe! Ich war doch der Erste."

Wolfrath kam sich unsagbar überflüssig vor; er lauschte nach dem Nebenzimmer hin, keine Regung drin, kein Husten; alles still. Er räusperte sich. „Gnädige Frau!"

„Ah, lieber Doktor, ja, was meinen Sie?"

„Kann ich nicht Fräulein Eigenbrod einmal sprechen? Ich würde doch gern — ich möchte wissen —"

„O bitte, klopfen Sie nur da an die Thür," sie nickte lässig nach dem Nebenzimmer, „die Eigenbrod hört gleich. Sie können ja auch hineingehen — lieber Gott, ein so guter Freund!" Sie lächelte ihn schwach an.

Er ging und klopfte; niemand hatte das Bedürfnis, zu gleicher Zeit mit ihm Erkundigungen einzuziehen; Werther sagte nur: „Ich werde nachher auch einmal hineingehen. Ich werde hineingehen, sowie ich mich etwas beruhigt habe. Die Nachricht hat mich furchtbar erschüttert. Tag und Nacht bin ich gereist; als ich heut morgen hier ankam und von der schrecklichen Nacht hörte, brach ich

fast zusammen. Tief empfindende Künstlernaturen sind solchen Erregungen nicht gewachsen. O meine schöne Tochter!

Ein Angelstern ihr Aug'; die Töne
Der Lippe süßer als der Lerche Lied!

O meine Tochter, meine unglückliche Tochter!"

Wolfrath hörte ihn stöhnen und Madame von neuem schluchzen, er sah noch, wie Camarillo zornigen Blickes an der Unterlippe nagte, dann drängte er sich durch den Thürspalt, den Fräulein Eigenbrod geöffnet hatte.

„Wie geht's?"

Die Gesellschafterin legte den Finger an die Lippen: „Pst!"

„Schläft sie?"

„O nein!" Die kleinen grauen Augen der unschönen Person waren leicht gerötet, man wußte nicht, ob von der durchwachten Nacht oder von Thränen: traurig blinzelten sie den Fragenden an. „Könnte sie nur schlafen! Aber da liegt sie so erschöpft, ganz erschöpft und doch in einer Unruhe. Ich weiß nicht, was sie hat; es quält sie was. Der Doktor sagt, es ist gar keine Hoffnung mehr, es handelt sich nur noch um die kürzeste Frist. Wenn sie doch wenigstens ruhig sterben könnte!" Die Eigenbrod fing an zu weinen. — „So ein armes junges Wesen!"

Wolfrath drückte der Gutmütigen die Hand: „Lassen Sie mich zu ihr!"

Er ging vorwärts; er durchschritt das große Gemach; da an der Hinterwand, in einer Art Alkoven, stand ihr Bett. Die Zofe Jeannette saß am Fußende, den Arm auf die Stuhllehne gestützt und schlief. Sie war übermüdet, man sah's an dem schlaffen Zug um die Mundwinkel, an der schmerzhaft zusammengezogenen Stirn.

„Bezahlte Leute," dachte Wolfrath, aber er trat leise auf, um die Schlafende nicht zu wecken. Drüben, in dem andern Zimmer, war ihm das Gefühl der Rücksicht nicht gekommen.

Susanne lag still auf dem Rücken; das wundervolle Lockenhaar breitete sich, ungeflochten, rechts und links über die Kissen. Ihre großen Augen waren weit aufgeschlagen, sie blickten immer starr gegen die Stubendecke.

„Jetzt ist sie ruhig," flüsterte Fräulein Eigenbrod.

„Susanne!" Ein Gefühl des Entsetzens durchrieselte Wolfrath — dies war eine Sterbende!

Sie hatte ihn erkannt, ihre Augäpfel rollten hin und her, nun senkte sich der Blick, nun lächelte sie sogar: „Guten — Morgen!"

Er beugte sich über sie und schauderte doch zurück; auf der Decke, auf den Kissen, überall Blutflecken, man hatte sie noch nicht entfernt. Und von der Kranken ging ein Strom aus, keine Glut mehr wie gestern, nein, ein Strom, so schaurig, so kalt, als wollte er bald zu ewigem Eis erstarren.

„Meine liebe Susanne, Sie haben eine schlechte Nacht gehabt!"

Ihre feinen dunkeln Brauen schoben sich schmerzlich zusammen. Ihre Finger griffen unruhig übers Deckbett. Sie hätte gern gesprochen, aber man merkte,

es wurde ihr zu schwer; sie nickte nur unmerklich. Dann griffen ihre Finger wieder weiter im unruhigen Spiel; wie Spinnenbeine, gespenstisch, dünn, hasteten sie hin und her. Von einem unwillkürlichen Impuls getrieben, hielt Wolfrath die armen Finger fest; er konnte es nicht mehr mit ansehen, wie sie sich mühten, langten und langten und doch nichts ergriffen. Zuckend ruhten sie in seinen Händen, aber nicht lange, dann strebten sie sich frei zu machen; er mußte seinen Griff lockern, so viel Widerstandskraft hatte er diesen schwachen Fingern gar nicht mehr zugetraut. Das alte unruhige Spiel begann von neuem; dazu flackerten die großen Augen ängstlich hin und her, wie Gräberlichtchen im Sturmwind am Allerseelentag. Was — wen suchten diese Blicke?

An dem Freund vorbei glitten sie ins Leere.

Er wendete sich ab; sie hatte seiner nicht mehr acht. Eben trat auch der Anstaltsarzt ins Zimmer, mit stummem Gruß entfernte sich Wolfrath.

Nebenan dieselbe Situation wie vorhin; nur mit dem Unterschied, daß Madame im Sofa neben Werther lehnte und Camarillo sich an ihre andre Seite geklemmt hatte. Madame war sehr weich, sehr versöhnlich, sehr verschlafen.

Werther gab die Absicht kund, jetzt seine Tochter zu sehen; die Anwesenheit des Arztes bei derselben schien ihm auch eine Art Schutz für sich zu versprechen.

Mit Tragödenschritt entfernte er sich. Fünf Minuten vergingen, dann kam er wieder, rückwärts gehend, mit der Rechten in das verlassene Zimmer zurückwinkend, mit der Linken die Augen bedeckend. Er war so angegriffen, daß er schwankte; Wolfrath mußte zuspringen und ihn stützen, schwer lehnte sich der gebrochene Vater auf dessen Arm. So stand er eine Weile — die andern schwiegen — dann richtete er sich auf wie ein Mann.

„Vorbei," sprach er fest und winkte noch einmal mit der Hand nach dem Krankenzimmer. Und dann in gleich tiefem Tonfall, aber doch in leichterem Tone: „Was meinen Sie, lieber Doktor, gehen wir jetzt herunter nach Honnef? Hier sind wir doch überflüssig! Camarillo, Sie sind wohl auch von der Partie? Kommen Sie, kommen Sie!" Es war augenscheinlich, er mochte seinen Nachfolger nicht allein hier oben lassen. „Ich denke, wir speisen unten im Hotel. Meine liebe Therese," mit Grandezza ergriff er die Hand Madames, „beurlaube uns! Auch dir ist Ruhe nötig!"

Diese seufzte bejahend und reichte ihm die Rechte, während ihre Linke nach Camarillo griff; da sie keine Hand mehr zu vergeben hatte, winkte sie Wolfrath mit den Augen: „Adieu, Lothar! Wohl zu speisen! Mein Alfredo! Adieu, lieber Doktor, vielen Dank! Ich bin so erschöpft, so müde! Ich will versuchen, ob mich eine Stunde Schlaf meinen Kummer vergessen macht — ach!"

Die drei Männer gingen, Camarillo als letzter; er konnte es nicht unterlassen, in der Stubenthür noch einmal umzudrehen und zum Sofa zurückzueilen, in dessen Polster Madame ihr schönes Haupt drückte.

Jetzt waren sie draußen. Der Mime führte seinen Nachfolger freundschaftlich unter dem Arm. „Gehen wir! Ach, Gott sei Dank, frische Luft! Welch schöne Aussicht. — Vom Eise befreit sind Strom und Bäche, — aha, leider noch kein

Frühling." Er hüstelte und knöpfte seinen wehenden Mantel zu. „Es zieht hier oben, ich muß mein Organ in acht nehmen." Ganz ohne Tragödenschritt flüchtete er auf den abwärtsführenden Weg.

„Avanti," sagte auch Camarillo und zündete sich eine Papyros an.

Wolfrath zögerte noch. Er warf einen Blick hinauf zu den Fenstern — da lag sie und rang mit dem Tod um ihr junges Leben — dann folgte er den andern. Sie gingen beide Arm in Arm; Camarillo, wie es schien, etwas widerwillig; aber es half ihm nichts, seine schlanke, elegante Figur wurde von der Heroengestalt des Tragöden fortgezogen.

Werther machte große Schritte. „Verwünschter Zug," meinte er, „ich habe in der nächsten Zeit ein paar große Rollen vor, eine Heiserkeit käme mir sehr ungelegen. Demnächst spiele ich, neu einstudiert, den ‚Romeo'."

„Was?" — Camarillo zeigte lächelnd seine blendendweißen Zähne — „Sie spielen noch den Liebhaber?"

Der andre überhörte die Malice, und Camarillo hieb ärgerlich mit seinem Stöckchen in die Büsche am Weg.

Es sah aus, als würde er lieber dem da neben sich eins überziehen statt den unschuldigen dürren Blättern, die in die Luft wirbelten und zermürbten.

„Immer noch eine schöne Frau," sagte Werther plötzlich ganz unvermittelt und sah den Spanier von der Seite und zugleich etwas von oben herab an. „Aber vor zwanzig Jahren hätten Sie sie kennen sollen, da war sie einfach berauschend, unwiderstehlich, sage ich Ihnen."

Camarillo brauste auf: „Das ist sie noch!"

Werther klopfte den jungen Mann auf die Schulter „Freilich, freilich — ereifern Sie sich nicht, Lieber! Aber der Duft ist weg, die fraicheur, das — ich weiß nicht was. Natürlich, Therese ist und bleibt immer eine beauté, aber, wie gesagt — hm, hm!" Er wiegte den Kopf und lächelte überlegen.

Die dunkeln Augen des Virtuosen rollten, sein marmorblasser Teint wurde tiefrot. Er sagte nichts, aber er schlug immer heftiger mit dem Stöckchen in die Büsche, daß trockenes Laub und dürre Aestchen nach allen Seiten flogen.

Und dabei gingen sie Arm in Arm! Wolfrath hörte die Unterhaltung der Rivalen, zu andrer Zeit würde er gelacht haben, durch die Stille tönte jedes Wort klar und sonor; die Blicke blieben nicht verborgen, eifersüchtige Mißgunst, zorniger Neid verrieten sich darin.

„Keine Feindschaft, Lieber," sagte jetzt der Mime und lachte. „Keine Feindschaft! Haben Sie die Güte, schlagen Sie nicht so mit dem Stöckchen, es macht mich nervös. Wir haben beide unser Teil gehabt — warum so heftig?" Er nahm die Hand des andern und schüttelte sie: „Ich bin Ihnen wirklich verbunden; Sie machen Therese jetzt glücklich, das verpflichtet mich zu Dank. Es bleibt immer ein Rest Zuneigung für die einst Geliebte." Er schlug sich dröhnend auf die Brust: „Reißt mir das Herz heraus, brecht es in Stücke — und Therese ist schön, wirklich eine sehr schöne Frau!" Er küßte seine Fingerspitzen. „Haben

Sie bemerkt, wie reizend sie lächelt? Eine Welt voll Anmut liegt in diesem Lächeln!"

Camarillo nickte eifrig. „Oui, oui, dieser charme!"

Sie vertieften sich in eine eingehende Personalbeschreibung; nun waren sie ganz einig.

Da war kein Gedanke an die Tochter, an die noch kaum erblühte und schon geknickte Menschenblume!

Mit einem bitteren Gefühl schritt Wolfrath hinterdrein; auf die Dauer vermochte er diese Unterhaltung nicht mehr zu ertragen. Nach einer kurzen Entschuldigung und dem Versprechen, bald nachzukommen, schlug er einen Seitenweg ein. Er irrte lange durch die Berge; es war ihm eine Wohlthat, sich müde zu laufen.

Die Mittagsstunde war längst vorüber, der Nachmittag mit seinem früh getrübten Licht schon da, als er unten im Hotel ankam. Er fand die Herren in bester Laune. Werther hielt zwar immer noch einigermaßen am tragischen Stile fest, blickte mitunter, wie sich plötzlich erinnernd, in trübem Sinnen verloren vor sich nieder, während bei Camarillo alle Geister des Weins sprühten. Sie hatten wacker getrunken, saßen fest am halb abgedeckten Tisch und tranken immer noch.

Wolfrath wurde mit launigen Vorwürfen über sein Ausbleiben empfangen. Eine Antwort oder Entschuldigung wurde weiter nicht von ihm verlangt, die beiden nahmen sofort das unterbrochene Gespräch wieder auf. Sie erzählten die Anekdoten ihrer diversen Künstlerlaufbahnen, einige mit Geist, andre ohne; aber pikant waren sie immer.

Das Wirtszimmer war stark überheizt. Ein hübsches Mädchen ging ab und zu, der alte Rheinwein, streng und milde zugleich, feuerte durch die Adern. Die Köpfe glühten; selbst Wolfrath, so mäßig er trank, fühlte, daß sein Kopf benommen wurde und das unausgesetzte quälende Denken an die Kranke einer gleichmütigeren Alltagsstimmung wich. Er nahm den beiden ihre Scherze nicht mehr ganz so übel — mein Gott, wir sind am Ende alle Menschen, und Camarillos knabenhafte südländische Lebhaftigkeit hatte überdies nichts Verletzendes. Wolfrath ertappte sich selbst auf einem Lachen über die mit unglaublicher Komik und natürlicher Anmut vorgetragene Aventüre des Virtuosen.

Da — draußen das bedauernde Oh! des Wirtes und das rauhe Organ des Laternenträgers von Hohen-Honnef! Wolfrath horchte auf. Die Thür öffnete sich, der Bursche schob sich herein und tappte linkisch an den Herrentisch, er stotterte etwas.

„Die Pferde sind gesattelt," witzelte der Mime, „ja natürlich, kennen wir! Was? Was wollen Sie?"

Camarillo schaukelte mit dem Stuhl und blies den Rauch seiner Zigarette in kunstgerechten Ringeln in die Luft. „He, Sie da, Mademoiselle, geben Sie dem jungen Menschen auch einen Schluck!"

Wolfrath sprang auf, eine unbestimmte Angst erfaßte ihn: „Ist oben nicht alles in Ordnung?"

„Ne,“ sagte der Bursche.

„Sind Sie nach uns geschickt?“

„Ja.“

„Was, was ist denn?“

„Das Fräulein wär' sehr schlimm, Sie sollen gleich nach oben kommen. Sie hat wieder so einen Anfall. Es geht wohl zu End'!“ Der Bursche drehte verlegen seine Mütze, er wußte nicht recht, was er für ein Gesicht bei der Meldung machen sollte.

„Dachte ich's doch,“ sprach Werther finster und starrte noch einmal in sein Glas, „es lag mir wie ein Alp auf der Seele.“

Camarillo stürmte als Erster den Berg hinauf. „Teresa, was wird Teresa machen?!“ Er war in fieberhafter Aufregung.

Oben in dem großen Gemach fanden sie die Frauen an Susannens Bett und den Arzt auch. Dieser, ein noch junger Mann, mit scharfem, klugem Blick, musterte die Eintretenden.

Camarillo stürzte wie ein Rasender auf seine Frau zu. „Teresa, meine Teresa!“

„Ich bitte um Ruhe,“ sprach der Arzt und schob den Erregten beiseite.

Madame kniete am Bett der Tochter, die bleich und scheinbar leblos in den Kissen lag, und schluchzte wie eine Verzweifelte. Ihre sorgfältige Frisur hatte sich gelöst, einzelne Strähnen baumelten herunter, das elegante Negligé schleppte lang über den Boden — ganz büßende Magdalene.

„Gnädige Frau, es wäre besser, Sie entfernten sich, das laute Schluchzen beunruhigt die Kranke.“ Der Arzt machte nicht lang Federlesens, er faßte Madame unter die Achseln und hob sie in die Höhe, von jeder Seite sprangen Werther und Camarillo zu; durch beide gestützt, wankte sie ins Nebenzimmer.

Wolfrath blieb unbeweglich am Fußende des Bettes stehen — da in den Kissen lag das bleiche, junge Geschöpf, das Näschen so merkwürdig spitz, unter den nicht ganz geschlossenen Augen bläuliche Schatten, auf den farblosen Lippen vertrocknete Blutspuren.

Ein großer Schatten fiel übers Bett — der Schatten des Todes.

Und draußen Nacht.

Jetzt war es ganz still im Zimmer. Der Arzt beugte sich lauschend nieder und schob das Hemd über der eingesunkenen Brust des Mädchens wieder zusammen. „Ich habe eine Kamphereinspritzung gemacht — es ist unsre Pflicht, das Leben so lange als möglich hinzuhalten,“ setzte er gleichsam als Antwort auf Wolfraths stummes Zusammenzucken hinzu. „Auf Wiedersehen!“ Leicht grüßend entfernte er sich mit dem geräuschlosen Schritt des Mannes, der gewohnt ist, von und zu Sterbebetten zu gehen.

Unbeweglich, kerzengerade und dünn lehnte Fräulein Eigenbrod im Hintergrund an der Wand; sie kannte ihre Pflicht, sie hatte durch lange Jahre ihr Geschick erfaßt, immer da zu sein, wo es keine Freude gab.

„Auch ein Dasein, das nie die Sonne gesehen hat,“ dachte Wolfrath und

ließ den Blick von ihrem dünnen, stillen Gesicht abgleiten auf das noch stillere in den Kissen.

Die verhängte Lampe warf einen unsicheren Schein, seltsame Reflexe spielten auf dem wundervollen Lockenhaar, das in langen Fäden, wie ein Goldgespinst, sich über die Kissen zog. Jeannette kam mit Kamm und Band und wollte es ein wenig zusammenfassen, da erwachte die Kranke aus ihrer Lethargie.

Mit mageren Fingern hielt sie die Strähnen über der Brust zusammen. „Laßt — mich friert!“ Die Zähne schlugen ihr aufeinander. „Huh, so kalt — kalt!“

Unendlich klagend klang die gebrochene Stimme.

Man legte Decken übers Bett.

„Heiß!“ Die Kranke bäumte sich und schlug mit den Armen.

So ging es weiter in schrecklicher Abwechslung und doch im schrecklichen Einerlei. Es war, als könne der todesmatte Körper nicht zur Ruhe kommen; immer wieder und noch einmal wieder drang eine Blutwelle zum Herzen und trieb das stockende Mühlrad um.

Es wurde Mitternacht. Draußen schrie ein Käuzchen vorm Fenster, vom Lichtschein angelockt; seine Geschwister im nahen Wald antworteten. Zitternd bekreuzte sich Jeannette und murmelte Gebete.

Der Arzt war noch einmal dagewesen, still, ohne Worte zu machen, und war ebenso still wieder gegangen.

In Pausen von Viertel- und halben Stunden erschien jemand aus dem Nebenzimmer; es war dann jedesmal, als würde Susanne unruhiger. Sie warf sich hin und her und stöhnte laut. Camarillo brach, als er zum erstenmal dieses Stöhnen hörte, in Thränen aus; er schlich sich an das Bett der Stieftochter, faßte eine der goldigen Strähnen und küßte die. Ein Röcheln quoll ihm entgegen, da fuhr er zurück. „Armes Tierchen,“ flüsterte er und ging weinend hinaus.

Werther war sehr blaß. Groß, heroisch aufgerichtet, eine Hand im Busen, stand er und sah auf sein Kind. Aber der große Mann war durchaus kein Held; seine Gesichtsmuskeln zuckten und zitterten, er, der auf der Bühne so oft den Todesmutigen gespielt, verging hier in Todesfurcht.

„Ich bin nervös,“ sagte er leise zu Wolfrath, und dann, wie entschuldigend: „sie ist mein einziges Kind. Ich war so glücklich, als sie geboren wurde — besser — aufrichtiger.“ Er stöhnte, aber es war diesmal kein Theaterstöhnen. Schwer ließ er sich auf dem Stuhl neben dem Lager nieder. „Mein Herrgottskäfer!“ Da saß er lange, das Gesicht auf den Arm gelegt; als er es wieder erhob, war es seltsam verstört.

Madame ließ sich am wenigsten sehen; sie war sinnlos vor Schmerz, von einem unbestimmten Grauen durch und durch geschüttelt. Schwankend und zitternd lugte sie herein, schwankend und zitternd zog sie sich wieder zurück. Sie lag auf dem Sofa, ihr jammerndes Klagen und die zärtlichen Tröstungen Camarillos tönten herüber.

Es war nach Mitternacht, als Susanne sich kräftiger regte. Plötzlich schlug sie die Augen auf, ein Strahl des Verständnisses in ihrem Blick und dann volles Erkennen. Ihre trockenen Lippen verzogen sich zu einem rührend schmerzlichen Lächeln: „On—kel—chen!“ Ihre kleine Hand streckte sich aus.

Wolfrath beugte sich übers Bett: „Susanne — meine liebe, liebe Susanne!“

Sie legte den Kopf ganz in seinen Arm und suchte seinen Blick. „Höher, höher!“

Er stützte sie; das goldene Gespinst floß über seinen Rock, im Hauch seines Mundes bewegten sich die wirren Härchen auf ihrer Stirn wie Flaum eines jungen Vogels.

„Onkelchen“ — er erriet es mehr, als daß er sie verstand —, „damals — Baden-Baden — o die Sonne, sie kommt nicht — kein Sesam, o — —!“

Ein langer, zitternder Klagelaut, schwerer ließ sie den Kopf in seinen Arm sinken. Er fühlte das Beben ihres ganzen Körpers, es war, als ob sie weinen wollte. Sie konnte nicht mehr. Ein wirrer, bang umherfahrender Ausdruck trat in ihre Augen, sie öffneten sich weiter und weiter.

Plötzlich sprach sie, ganz laut, verständlicher als alles bisherige: „Wann?!“

Wolfraths Herz krampfte sich zusammen bei diesem erschütternden Klang.

„Wann — Sesam — Leben — wann thust du dich auf?!“

„Auf — auf!“ Sie schrie es gellend.

„Um Gottes willen! Was ist, was ist? Susanne!“ Aus dem Nebenzimmer stürzten sie herein, sie umringten das Bett.

Wolfrath hielt sie in den Armen, mit letzten Kräften bäumte sich der schwache Körper. Noch ein gellendes „Auf!“ Dann ein Zurücksinken. Große Stille.

„Küsse mich!“ Die Sterbende öffnete lechzend die vertrockneten Lippen, ihre Augen starrten. „Ein — mal — Kuß — Ku — —!“

Zitternd vor Erregung drückte Wolfrath seinen bärtigen Mund auf den ihren, der Mann fühlte keinen Gegendruck. So küßt ein Kind und doch eine verlangende Seele.

Zu Ende — — — —

Er ließ sie aus den Armen. Sie bewegte noch matt die Hand, dann ein andachtsvoller Friede auf dem Gesichtchen. Ein ganz wunderbarer Ausdruck.

„Sie stirbt, sie stirbt!“ schrie die Mutter und warf sich über den regungslosen Körper.

Man lief durcheinander, man riß an der Klingel, man jammerte, man weinte.

Der Arzt kam und drückte ihr die Augen zu. —

„*'Ον οἱ θεοὶ φιλοῦσι ἀποθνήσκει νέος!*“ Lothar Werther sprach es an der Leiche seiner Tochter.

Wen die Götter lieben, der stirbt jung!

Ein ungeheures Mitleid zog durch Wolfraths Seele; er sah von dem toten

Mädchen hinaus in den grauenden Morgen; dort stand mit bitterer Ironie in der auflohenden Flammenschrift des Himmels: „Zu früh!“

Die Hand des Mannes glitt liebkosend über das weiße Kissen, über das stille Gesicht: „Dich liebten sie, und doch liebten sie dich nicht — du starbst zu früh!“



Das Skelett in der Kunst und in der Wissenschaft.

Von

Prof. Dr. Moriz Benedikt (Wien).

Wenn wir eine Rundfrage an die Anatomen richten würden, ob ein Maler oder Bildhauer nach dem Schädel einer Persönlichkeit ein ähnliches Bild anfertigen könnte, würde die Antwort wohl von seiten der Mehrzahl bejahend ausfallen. Die Sache wäre aber nicht richtig. Der Schädel ist wie jeder getrocknete Knochen ein Schrumpfkörper. Darum bietet die Identifizierung von Schädeln durch Totenmasken, Porträts und Büsten so viel Schwierigkeiten. Die Schädel verändern die Gestalt, aber auch die Abgüsse schrumpfen nach andern Gesetzen, und die Künstler werden von der Wissenschaft noch zu wenig unterstützt, um alle Einzelheiten auf ihren Wert zu erkennen und sie darzustellen. Ich erinnere an die unüberwundenen Schwierigkeiten der Feststellung der Schädel von Schiller und Beethoven. Man würde daraus wieder leicht den Fehlschluß ziehen, daß dann für den bildenden Künstler das Studium des Skelettes unnütz sei. Aber dies ist nicht der Fall. Die Schrumpfung erfolgt nämlich nach bestimmten geometrischen Gesetzen. Die Behauptung Newtons, die er aus der Betrachtung der anorganischen Welt schöpfte, nämlich, daß die Natur nichts treibe als Geometrie, ist auch eine völlig zutreffende Weissagung für die Erkenntnis der Welt der Lebewesen. Große Künstlerdenker wie Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer, sinnige Gelehrte und Aerzte wie Harleß, Betz und Liarzik haben sich seit lange mit den allgemeinen geometrischen Gesetzen der Maßverteilung der einzelnen Körperabschnitte beschäftigt. Die Gesetze der Krümmungen und deren Verteilung standen noch aus.

Es ist mir gelungen, mit Hilfe einer richtigen Denkmethode, nämlich durch Aufsuchung der Richtungslinien und Richtungsebenen zunächst des Schädels, ferner durch die Auftragung dieser Richtungsebenen auf den Gegenstand der Untersuchung, weiter durch einen richtigen Meß- und Einstellungsapparat nicht nur richtig zu messen, sondern auch vollkommen naturtreu die Umrisse so zu zeichnen, daß diese Zeichnungen geometrisch konstruiert werden können.

Dabei zeigte es sich in der That, daß die Natur nichts als Geometrie treibt, indem jeder Schnitt aus einer bestimmten Zahl von Krümmungen besteht. Alle Gruben, alle Wölbungen, alle Kanten und Furchen sind durch diese Krümmungen und ihr Zusammenstoßen gegeben. Durch die Veränderung der Krümmungsdurchmesser, der Bogenlängen, der Längen der Sehnen und deren Winkelstellungen und dadurch, daß eine Krümmung durch Verkehrung des Mittelpunktes bald eine Hervorwölbung, bald eine Höhlung nach außen darstellt, und dadurch, daß der Krümmungsdurchmesser manchmal unendlich groß wird, also statt einer Wölbung eine gerade Linie entsteht, vermag es die Natur, jene Unendlichkeit von Verschiedenheiten hervorzurufen, welche die Mannigfaltigkeit des Individuellen bedingen. Aber inmitten dieses Gesetzes der Variation bleiben bestimmte Gesetze unverändert, nämlich das Gesetz der bestimmten Krümmungszahl. Dieses Gesetz gilt bestimmt für alle menschlichen Rassenschädel und höchst wahrscheinlich mindestens für alle Säugetiere. Es gilt nicht bloß für den lebenden Schädel, sondern auch für den getrockneten und auf die Knochensubstanz beschränkten. Bei letzterem sind aber die Krümmungen verändert. Sie werden flacher, und dadurch werden viele klare Abgrenzungen undeutlicher. Zum Studium des Gesetzes des Aufbaues ist also die genaue Bekanntschaft der bildenden Künstler mit dem getrockneten Schädel nützlich; für die Herstellung eines guten Bildnisses eines Lebenden nicht hinreichend. Wenn ein Künstler dennoch den Schädel zur Anfertigung eines solchen benutzen will, so braucht er nur den Schädel für einige Zeit ins Wasser zu legen; angefeuchtet steht er dem lebenden näher.

Keinem hervorragenden Künstler wird die Bedeutung der vorliegenden Gesetze entgehen; die Gelehrten haben sie — etwa mit Ausnahme des Kollegen Töröck in Budapest — einstimmig abgelehnt. Der Grund ist, weil viele und darunter viele hervorragende und verdienstvolle Biologen heute noch nicht gelernt haben, mit mathematischen Ideengängen und darauf beruhenden Präzisionsinstrumenten zu arbeiten. Diese Ablehnung ist für die Wissenschaft ziemlich gleichgültig. Die Wissenschaft setzt sich nicht wie die Kunstthätigkeit aus einzelnen in sich abgeschlossenen Werken zusammen. Das wissenschaftliche Bild, das ein Mann, eine Schule, eine Generation oder ein ganzer großer Zeitraum liefert, verliert nicht an Wert, wenn der Fortschritt es erweitert, ergänzt und ummodelt. Die Wissenschaft befindet sich im fortwährenden Flusse, und ein wissenschaftliches Bild geht aus dem Strome des Fortschrittes immer wieder vollendeter hervor, ohne daß die Gebilde früherer Meister, soweit sie tadellos waren, an Wert und Lebenskraft verlieren. Nur die Schlacken fallen fort. Möge ein berühmtes Beispiel dies näher erklären. Helmholtz gehört gewiß zu den größten Geisteshelden der Weltgeschichte und seine „Physiologische Optik“ zu den Glanzleistungen des menschlichen Geistes. Wenn aber Helmholtz behauptet, das menschliche Auge sei ein verpfuschtes Machwerk, das er jedem Mechaniker zurückstellen würde, so ist dies sicher eine falsche Behauptung, die man dem großen Manne verzeiht. Aber man muß jedenfalls durch Gelehrsamkeit und Fachsimpelei verschroben sein, um sie anzunehmen. Jeder schlichte, aber intelligente Bauer hätte dem

berühmten Gelehrten gesagt, sein Ausspruch sei eine Gotteslästerung, und dieser schlichte Ausspruch enthält eine große Wahrheit. „Die Natur schafft nur das Vollendetste mit dem kleinsten Aufwand von Kraft und Zeit, mit dem geeignetsten Stoffe in der geeignetsten Form", wie ich den obersten Grundsatz der Biomechanik formulieren konnte. Für Helmholtz handelte es sich darum, aus der Unendlichkeit von individuellen Formveränderungen der Augen und den dadurch bedingten optischen Verschiedenheiten das „Normalauge" herzustellen. Diesem Idealauge, das die Grundgesetze enthält, nach welchen die Natur die verschiedenen Augen baut, entspricht kein einziges lebendes Auge, und jedes Auge enthält eine Reihe individueller Abweichungen. Dazu kommt aber, daß nicht bloß durch die Drehmuskeln des Auges, sondern besonders durch die Binnenmuskeln bei den mannigfachsten Leistungen derselben die optischen Verhältnisse durch Spannungsveränderungen der inneren und äußeren Gewebe des Sehorgans in fortwährenden Wechsel versetzt werden, und dieser konnte derzeit selbst der große Gelehrte noch nicht Herr werden. Sein Ausspruch war der Ausdruck der Verzweiflung, und der Erdengeist aus „Faust" konnte ihm zurufen: „Du begreifst den Geist der Natur, soweit die heutigen Kenntnisse hinreichen; noch bleibt dir manches verhüllt." Die fortschreitende Wissenschaft wird noch den Zoll vielen Schweißes von großen Geistern der Menschheit fordern, bis ein künftiger Helmholtz die ganze Größe der Natur als Optiker wird darlegen können.

Aber Helmholtz und sein Werk verlieren dadurch nicht an Glanz und an freudigem Eindrucke auf Gelehrte und Gebildete. Der Irrtum bedeutet eben in der Wissenschaft keine dauernde Störung.

Auch das Beiseitelassen großer Wahrheiten bedeutet nur Zeitverlust bei der Arbeit, keinen bleibenden Nachteil. Die Zurückdrängung der Huyghensschen Wellentheorie durch die Autorität von Newton hat der Wissenschaft keinen bleibenden Schaden zugefügt.

Anders steht es mit Kunstwerken. Die Schöpfungen der Künstler sind eine Art von Lebewesen, denen jede Unvollkommenheit dauernd anhängt. Nachbesserung ist gewöhnlich nur Verschlechterung, selbst in der Baukunst.

Es ist gewiß für die bildenden Künstler — auch für den Landschafter, wie wir sehen werden — sehr nachteilig, wenn die Wissenschaft ihrer Aufgabe verspätet nachkommt, die Gestaltungslehre der Lebewesen nicht so zu erkennen, wie diese aus dem Schoße der Natur hervorgehen, nämlich in streng geometrischer und mechanischer Gesetzmäßigkeit. Bis die Wissenschaft sich dieses Ziel deutlich abgesteckt haben wird und seiner Erreichung sich nähert, wird manches Kunstwerk an Richtigkeit der Formgebung, die später nicht mehr gut gemacht werden kann, leiden. Zum Glück ist der hervorragende Künstler ein geborener Mathematiker, wenn er auch in der Schule keine mathematische Prüfung bestehen kann. Der Musiker hört Mathematik und schafft Mathematik, der bildende Künstler sieht Geometrie und übt Geometrie. Daß der Baumeister geradezu ein geschulter Mathematiker sein muß, um ein Kunstwerk zu schaffen, brauche ich nicht hervorzuheben. Mit Bewunderung sehen wir an der antiken griechischen Plastik, wie

die Künstler den feinsten geometrischen Umrißschwung des menschlichen und tierischen Körpers erkannt und dargestellt haben. Man denke ferner an die herrlichen nackten Figuren von Titian und seiner Nachfolger.

Daß aber die sichere Erkenntnis durch die Wissenschaft von größter Bedeutung sei, um richtig zu sehen und richtig darzustellen, wird niemand bezweifeln, und ich will mir erlauben, vom Standpunkt meines wissenschaftlichen Kennens, der Schul- und Selbsterziehung der Künstler zu Hilfe zu kommen. Dies ist in zweierlei Richtung möglich, nämlich durch Darlegung gefundener Formgesetze und dadurch, daß dem Künstler die Auffindung im allgemeinen erleichtert werde, sowohl wenn er ein Bildnis anzufertigen hat, als wenn er an „Modellen" Formen und Formveränderungen bei verschiedenen Stellungen und Bewegungen studiert.

Der Zweck dieser Zeilen kann nur sein, Anregung zu geben; Vollständigkeit kann nicht ihr Ziel sein. Betrachten wir zunächst die menschliche und männliche Stirne. Bei der künstlerischen Darstellung derselben werden schwere Fehler begangen. Die obere Grenze der Stirne ist durch die Haargrenze gegeben. Diese aber hat sich bei den meisten heutigen, haararmen Männern verwischt, indem das Haar sich bescheiden auf das Hinterhaupt und hinters Ohr zurückzieht. Hat doch das dreijährige Töchterchen eines Kollegen einen Freund des Hauses immer als „Tante" bezeichnet, weil er einen vollständigen Haarwuchs besaß, während „alle andern Herren, die ins Haus kommen, keine Haare haben". Nun ist aber bei der Kenntnis der geometrischen Gesetze des Kopfes diese obere Grenze leicht zu finden.

Die streng den Naturverhältnissen entsprechenden Zeichnungen mit meinem Apparate ergeben für die Mittellinie der Stirne drei Krümmungen. Gehen wir vom obersten Punkte der Nase — ihrer „Wurzel" — nach oben, so finden wir zunächst eine starke Krümmung nach vorn, dann folgt eine Krümmung nach innen — Höhlung — und dann folgt nach oben eine dritte Krümmung. Das obere Ende dieser Krümmung bedeutet die Haargrenze oder die obere Stirngrenze. Am feuchten Schädel — nicht am getrockneten — ist diese Grenze scharf ausgeprägt, ebenso an jedem lebenden Kopfe. Das Auge ist für diese Abgrenzung ein schlechter Führer. Es ist notwendig, daß der Künstler eine neue Methode kennen lerne, um diese Grenze aufzufinden, und diese Methode ist die Betastung. Diese ist ein unfehlbarer Wegweiser.

Dieselben drei Bogen tastet man, wenn man seitwärts von der Mittellinie und gleichlaufend mit ihr tastet.

Der erste Bogen seitlich ist der knöcherne Augenbrauenbogen, der dritte zum Teil der Stirnhöcker. Ueberall ist die obere Grenze des dritten Bogens am lebenden Kopfe scharf abgesetzt und die Höhe der Stirn, beziehungsweise die Haargrenze auch am haarlosen oder haararmen Kopfe genau zu erkennen. Man tastet dann leicht den ganzen vielfach geschwungenen Bogen der Haar-, beziehungsweise der Stirngrenze ab. Wie bedeutsam aber die Erkenntnis der Stirnhöhe ist, braucht man keinem Künstler und keinem Kunstkenner mehr auseinanderzusetzen.

Ebenso wichtig wie die Stirnhöhe ist die Breitenabgrenzung für den Künstler. Hier haben die gottbegnadeten Meister seltener gefehlt, aber viele Künstler haben auch in dieser Richtung Sünden begangen, für die es Verzeihung, aber keinen Ablaß giebt. Und dennoch ist es durch die Tastmethode spielend leicht, die Grenze zu erkennen, und für den Maler leicht, auch dieselbe zu kennzeichnen. Faßt man die Stirn quer zwischen zwei Finger einer Hand, so fühlt man von unten nach oben eine scharfkantige, nach vorn und innen gekrümmte Linie, welche die Stirn scharf von den Schläfen trennt. Damit ist die Gefahr falscher Abgrenzung, besonders bei verkürzter Darstellung des Gesichts — und diese Darstellung ist ja die ungleich häufigste in der Kunst —, behoben.

Ich will bei manchen Einzelheiten der Stirnelemente verweilen, weil jede derselben für den bildenden Künstler von einschneidender Wichtigkeit ist, und weil ihre Erkenntnis durch die Tastmethode gesichert ist.

Der unterste der drei genannten Bogen ist bei Kindern und Weibern flach, kann aber bei Männern scharf gekrümmt sein und eine ungewöhnlich lange Sehne aufweisen. Dies giebt einer Physiognomie einen strengen, fast barbarischen Ausdruck. Ein solcher Bogen ist besonders für alle alten fränkischen Ritter- und Fürstengeschlechter charakteristisch. Interessant ist, daß Charlotte Corday, die Femrichterin Marats, diesen knorrigen Bogen der Familie Corneille besessen hat.[1]) In diesen Fällen ist aber der Augenbrauenbogen ebenso „hart" wie der mittlere. Der Charakter der „Männlichkeit" der Stirn wird dadurch noch plastischer, daß der nächstobere Bogen eine Höhlung darstellt, während dieser Bogen bei Kindern und Weibern sich einer geraden Linie nähert oder gar nach außen gewölbt ist. Vorzugsweise von der Länge des dritten Bogens hängt die Stirnhöhe ab, und eine bedeutende Stirnhöhe ist ein Vorzug des Mannes; hohe Weiberstirnen sind häßlich. Die Damen wissen dies instinktmäßig sehr gut, und darum sind Frisuren, welche einen Teil der Stirn bedecken, immer in der Mode, wenn eine hochgestellte Dame eine solche unweibliche Stirn besitzt. Im typischen Kopfe ist die genannte Stirnlinie von der Nasenwurzel bis zur Haargrenze mit dem oberen Endpunkt etwas nach hinten geneigt. Eine stark „rückfliegende" Stirn ist eine Annäherung ans Tier und erhält eine tiefe Bedeutung für das seelische Gleichgewicht, wenn sie nicht anderweitig ausgeglichen ist. Eine senkrechte und in der Mitte eingezogene Stirn, sowie eine stark vorgeneigte sind krankhaft.

Ich hätte von der Stirn noch so manche Einzelheit anzuführen, wenn hier der geeignete Ort wäre. Keine einzelne entbehrt der Bedeutung für den Künstler, besonders wenn er tiefstehende und entartete Menschen darstellen will.

Ich will nur noch einige Bemerkungen über den Schädel machen.

„Die Asymmetrie des Schädels ist ein Privilegium des menschlichen Geschlechts," ist ein Ausspruch, den ich auf einem Kongreß in Paris (1889) machen konnte, und diesem Satz ist nirgends widersprochen worden. Die Regel ist, daß die rechte

---

[1]) Ich habe diesen Schädel in der „Bibliothèque d'Anthropologie criminelle et des sciences mentales", Lyon bei Storck 1890, beschrieben.

Schädelhälfte schlechter entwickelt ist; das umgekehrte Verhalten, nämlich das Zurückbleiben der linken Hälfte, zeigt sich gewöhnlich als für das Hirnleben verhängnisvoll. Durch dieses Zurückbleiben der rechten Schädelhälfte entsteht eine interessante Rückwärtsverschiebung des rechten Ohres, so daß die Querlinie zwischen beiden Ohren schief auf der Mittelebene steht. Diese Bemerkung ist besonders für den Bildhauer wichtig, wenn er beide Profile richtig darstellen will. Das Studium der Plastik zeigt, daß die Künstler aller Epochen, auch bei Porträtbüsten, die Profile selten richtig behandelt haben. Die alten ägyptischen Künstler waren hierin den meisten späteren Epochen über. Wenn man überhaupt die richtige Darstellung der verschiedenen damals bekannten Rassen auf den ägyptischen Denkmälern studiert, hat man förmlich das Gefühl, als ob diese Künstler die beste ethnographische Einteilung, die existiert, die von Friedrich Müller in Wien, in der Schule erlernt hätten.

Hochgradig charakteristisch sind jene Profile, bei denen beide Ohren stark gegen den hinteren Pol verschoben sind. Wo dies nicht ausgeglichene Rasseneigentümlichkeit ist, wie bei den Südslaven, ist dieses Vorkommen meist ein Zeichen tief gestörten seelischen Gleichgewichts. Dem genialen Canon war dies schon als Jüngling aufgefallen, als er im Gerichtssaal den Kopf eines berühmten Raubmörders zeichnete; ich konnte zwanzig Jahre später die Richtigkeit seiner Beobachtung an dem Individuum konstatieren.

Wie charakteristisch dieses Rückwärtsrücken des Ohres für die Erkenntnis der Abstammung ist, will ich an zwei Anekdoten zeigen.

Zu Brussa in Kleinasien mit einem russischen Freunde lustwandelnd, kamen wir zu einer Kaserne, deren Hof eine lohnende Aussicht auf die Ebene versprach. Am Thore stand ein Mann in gewöhnlicher türkischer Tracht. Wir gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß wir eintreten möchten. Als ich den Mann von der Seite ansah, bemerkte ich meinem Freunde auf russisch, dies sei ein serbischer Kopf. Er verstand es sofort und bejahte es. Er war der Sohn eines bosnischen Begs, eines türkischen Hauptmanns, der für die Türkei optiert hatte.

Als einst Mascagni in einem Wiener Theater dirigierte, fiel mir sein südslavischer Kopf auf. Im Zwischenakte fragte mich ein feinfühliger Photograph, wie der Komponist zu einem „kroatischen“ Kopfe komme. Ich belehrte ihn, daß in Venedig, in Kalabrien und in Sizilien starke Einwanderungen von der dalmatinisch-albanesischen Küste stattgefunden hatten, und daß man an ihren italianisierten südslavischen Nachkommen die Abstammung noch erkenne.

Ich will noch ein Detail berühren. Die echte germanische Rasse der Reihengräber — die alten Franken und Schwaben — hat ein niederes, außerordentlich stark gewölbtes und über das hintere Ende des Scheitels meist nach hinten ragendes Hinterhaupt. Nach diesem Zeichen kann man zum Beispiel die Beimengung des altfränkischen Blutes in französischen Schädelsammlungen und an lebenden Franzosen erkennen. Ueberraschend häufig findet man es auch bei modernen Juden. Dies beweist, wie richtig die Ansicht Luschans ist, daß das alte Palästina reich an „verjudeten“ Germanen war. Es wäre sehr interessant

zu wissen, zu welchem der beiden Charaktertypen der Juden diese „Germanenstämmlinge" vorwaltend gehörten, ob zu den Pharisäern oder zu den Essäern?

Daß es aber für die richtige Auffassung und Darstellung der bildenden Künstler von Bedeutung ist, den Gehirnwert und die Abstammung der dargestellten Personen, soweit dies durch die Form gegeben ist, zu erkennen und auszudrücken, versteht sich von selbst. Von den alten Aegyptern, von Velasquez und dem älteren Holbein können unsre Künstler in dieser Richtung viel lernen, und wenn sie neben dem Gesichtssinn noch die Betastung zu Hilfe nehmen, werden sie bald auf der Höhe der Darstellung anlangen.

Ich könnte Bände mit mir bereits bekannten Einzelheiten über den Bau der Knochen, die alle ihren Wert für die Kunst haben, anfüllen. Doch will ich hier abbrechen. Neben den Knochen sind es vorwaltend die Muskeln, die für die Form des Körpers in ruhender Stellung und bei Bewegung maßgebend sind. Die geometrische Grundform des Muskels bei seinen verschiedenen Spannungsverhältnissen wird wohl nie geändert. Nur die einzelnen Krümmungen wechseln ihren Halbmesser und verändern die Länge ihrer Bogensehnen. Das einfache Sehen wird hier noch unzulänglicher, und das Studium und Beobachten durch Abtasten gewinnt an Bedeutung. Dabei gewinnt auch die Erkenntnis und die Darstellung der durch Aenderung der Gelenkstellungen und Muskelverkürzungen gebildeten Hautfaltungen an Sicherheit.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Betastung als Erziehungsmittel als im allgemeinen unbekannt voraussetze. Neu ist die Methode gewiß nicht.

Es war mir klar, daß die alten griechischen Plastiker sie geübt hatten, als ich im Kapitol zu Rom die griechischen Porträtbüsten betastete. Besonders bei der Darstellung der Stirn und des Gesichts dürfte die Methode allgemein in Uebung gewesen sein. Ich kann mir aber kaum vorstellen, daß die antiken Plastiker diese Methode nicht am ganzen Körper angewendet hätten. Diese Feinheit und Richtigkeit der Muskelumrisse für alle Stellungen hätten sie kaum mit dem Auge allein getroffen.

Eine berühmte antike Statue, die wegen ihrer scharfen Muskelumrisse die Bewunderung der Künstler erregt, hat bei den Anatomen nur Verwunderung erregt. Es ist der farnesische Herkules. Die Anatomen erheben den Einwand, daß solche scharfe Umrisse nur bei höchsten Spannungen, also bei höchsten Anstrengungen vorhanden sind. Wahrscheinlich hatte der Künstler ein pathologisches Modell vor sich, bei dem die Umrisse schon in der Ruhe so scharf hervortraten (Muskelhypertrophie, Akromegalie).

Einen starken Verdacht, die Kunstübung des Tastens gekannt und benutzt zu haben, habe ich in Bezug auf Signorelli. „Das Paradies", „Die Hölle" und „Die Auferstehung" im Dome zu Orvieto enthalten so merkwürdige Kenntnisse der Muskelumrisse in allen möglichen Stellungen, daß ich bezweifle, daß der Meister sie nur durch das Auge und durch die Beobachtung an der Leiche erlangt hat. Daß er sie nicht durch das Auge erlangt hat, scheint mir daraus hervorzugehen, daß eine leichte Uebertreibung in den Umrissen liegt, und an der

Leiche kann man nur die Erschlaffungsumrisse sehen, aber nicht die Formen durch Spannungen.

Wer einmal in der Lage war wie ich, mit geeigneten Hilfsmitteln die streng geometrische Gestaltung der tierischen Wesen und ihrer Organe zu erkennen, der wird bald herausfinden, daß die Prophezeiung Newtons auch für die Pflanzenwelt gilt. Ein Hauptprinzip der Pflanzenmechanik ist, daß das Wachsen selten in geraden Linien geschieht. Ein Grund hierfür ist einfach der: beim geraden Wachstum in die Höhe hat der Saftstrom einen ungleich schwereren Kampf mit der Schwerkraft zu führen. Die Pflanzenteile verlängern sich in der Form eines Bogens, und jeder Bogenteil teilt sich, besonders bei Widerständen, in mehrere Bogen.

Innerhalb des Baumstammes sind nicht alle Teile der Jahresringe gleich entwicklungsfähig. Es bilden sich sozusagen selbständige Achsenteile, die sich selbständig entwickeln. Auch diese Achsen krümmen sich nach der Richtung des kleineren Widerstandes — nämlich nach außen —, und so entstehen nach geometrischen und biomechanischen Gesetzen die Zweige. Interessant ist, daß diese verschiedenen Achsengebilde im Kampfe mit den benachbarten dieselben unterdrücken und zum Schwunde bringen können. Am interessantesten kommt dieser Kampf an alten Oelbäumen zur Erscheinung, und in den Hainen von Athen, von Tivoli und Girgenti habe ich diese unbesprochenen und unbesungenen „Helden"kämpfe und „Helden"siege und den unbeweinten Untergang der Schwachen im Kampfe ums Dasein sinnend angeschaut. Es wird Sache der Pflanzenkundigen sein, die Formgesetze der Pflanzen geometrisch zu bearbeiten. Für sie ist die Arbeit leichter als für den Tier- und Menschenkundigen, weil die Richtungslinien und die Richtungsebenen gegeben sind; es sind jene der Mechanik, die durch Lot, Wasserwage und Kompaß gegeben sind. Die Störungen der Form durch äußere Einflüsse — die virtuelle Form — aber sind für den Botaniker eine reiche Quelle für die Erkenntnis der Mechanik des Pflanzenlebens. Der Landschaftsmaler soll diese Formgesetze mit künstlerischem, mathematikahnendem Blicke betrachten, und jeder Pflanzenkundige wird an den Werken großer Landschaftler mit Ueberraschung sehen, daß die Kunst auch hier ahnend der Wissenschaft vorausgeeilt ist.



Gespräche mit Adolf Menzel.

Mitgeteilt von

Ottomar Beta.

Die Musen sind Schwestern, welche einträchtiglich miteinander auf dem Olymp wohnen; die Sterblichen aber, welche sich ihre Jünger oder Söhne nennen, sondern sich ziemlich streng voneinander ab. Es herrscht zwischen ihnen eine Art von dépit amoureux, der oft recht schroffe Formen findet. Insbesondere sind die bildenden Künstler und Schriftsteller, obgleich sie einander nicht entbehren können, schlecht aufeinander zu sprechen.

Anton v. Werner hat zwar mit seiner angeborenen Großherzigkeit vorgeschlagen, der Genossenschaft der Mitglieder der Akademie in Berlin, die aus zwei Sektionen — für die bildenden Künste und für die Musik — besteht, auch eine dritte für Dichter und Schriftsteller anzugliedern; aber die Welt der Mäcene schließt bekanntlich bei ihren Stiftungen diese letztere Kategorie meist ausdrücklich aus, und ich glaube, Herrn Direktor v. Werners Wunsch ist hauptsächlich auf die Erkenntnis zurückzuführen, daß drei sich besser vertragen als zwei (daher die Dreibünde und Triumvirate), und daß die Litteratur ein vermittelndes Element in dieser akademischen Ehe werden könne, etwa ähnlich wie der Text im Wagnerschen Singspiel. Den Belletristen kann's recht sein. Die Welt der Lex-Fexe sucht ihnen aber auf alle mögliche Weise die Schwingen zu beschneiden, während sie doch den Excellenzen des Kultus und der Finanzen weidlich zusetzen, daß für die Bildner in Thon und Terpentin noch lange nicht genug geschehe. Diese ahnungsvollen Engel! Wir grollen ihnen deswegen nicht.

Excellenz Menzel nimmt nun zwischen den bildenden und den schreibenden Künsten selbst eine eigenartige Stellung ein, er ist ein Bilderschriftsteller. Er selber lächelt über die Vermessenheit, die ihm eine solche absonderliche Eigenart zuschreibt, und eine seiner ersten Fragen, die er an mich richtete, als er jüngst mich in seinem Atelier empfing, lautete:

„Also das geben Sie doch zu, daß die Schriftsteller Leute sind, die ihren Beruf verfehlt haben?“

„Ei freilich, freilich, Excellenz,“ sagte ich, lebhaft mit dem Kopfe nickend. Und diese bereitwillige Selbsterkenntnis versöhnte den alten Herrn, beruhigte ihn. Von dem Moment an war er gegen mich die Güte selbst.

Zu meiner Freude ließ er sich auch leicht überzeugen, daß es Aufgaben gäbe, welche nur von solchen Leuten gelöst werden könnten, und eine Menge Dinge, die man seinen lieben Landsleuten und der ihnen vorstehenden Bureaukratie nur durch eine in der That völlig unberufene eifrige, unermüdliche und immer wiederholte schriftstellerische Agitation zum Bewußtsein und zu Gemüte führen könnte. Ich hätte mich, sagte ich ihm, allmählich mit dem trüben Schicksal

ausgesöhnt, diesem Stande anzugehören, und auch schon so manches Eis brechen helfen.

Auch hier brach das Eis. Besonders schien es dem großen Bildner doch nicht ganz unangenehm zu sein, als ich ihn den litterarischsten, uns am nächsten stehenden von den Malern aller Zeiten nannte.

Ich muß also wohl voraussenden, mit welchen Gefühlen ich vor diesen Mann hintrat, der über drei Jahrhunderte hinweg einem Dürer die Hand reicht. Ich stand vor einer wirklichen Excellenz.

Menzel und Windthorst sind von jeher viel miteinander verglichen worden, obwohl sie hinsichtlich ihrer Ueberzeugungen und ästhetischen Neigungen sicherlich Antipoden genannt werden müssen. Aber seitdem der große Meister bei der Feier seines achtzigjährigen Geburtstags vor drei Jahren diesen Titel trägt, und weil er in Habitus und habits, zum Beispiel selbst in der gravitätischen Behandlung der Sprache, mit Windthorst so manche Analogien bietet, so liegt es nahe, jetzt ihn „die kleine Excellenz“ zu nennen. Und doch auch so fern. Denn Menzels Erscheinung hat etwas in hohem Grade Ehrfurcht Erregendes, was man von Windthorst nicht sagen konnte. Es liegt ihm ein sittlicher Ernst aufgeprägt, der jede Annäherung an Selbstironie, geschweige denn Selbstpersiflage ausschließt, die Windthorst wohlweislich nicht immer verschmähte. Bei ihm diente dergleichen als captatio benevolentiae. Menzel benötigt solcher Mittel nicht, um seine Größe zu wahren. Daß er sich nicht mit der Elle messen läßt, hat er einst auf einem Hofball dem „Papa“ Wrangel, der sich an ihm zum Riesen emporzuranken hoffte, drastisch und deutlich ins Gesicht gesagt. Selbst Helden körperlicher Großthat, wie Prinz Eugen, waren von Person keine Riesen. An diese würde mich Menzel erinnern.

Man hat auf Hofbällen, die er meist ohne Bänder und Orden besucht, wirkliche Riesen vor einem Winke seines Fingers scheu und erschrocken zur Seite weichen sehen. Und der Titel Excellenz, den noch nie zuvor ein bildender Künstler trug („Lords“ giebt und gab es ja viele), mit welchem Kaiser Wilhelm II. ihm seine besondere Zuneigung und Ehrfurcht (anders möchte ich es auch in diesem Falle nicht nennen) ausdrückte, steht ihm gleichsam selbstverständlich zu Gesicht. Es ist ein durch unermüdliche Arbeit und Training in geistiger Sphäre errungener physiognomischer Ausdruck, der ihm diese Eigenart verleiht.

Menzel begann seine Laufbahn etwa um das Jahr 1830, wo er von Breslau nach Berlin übersiedelte und die „Akademie schwänzte,“ wie er selbst sagt, als Lithograph. Er stellte sich sofort in den Dienst der Geschichte. Er schrieb auf den Stein, was der Historiker beschreibt. Durch den ganzen Resurrektionsakt der fridericianischen Zeit bleibt er derselbe. Jedes Bild ist so gut wie ein Band „Künstlers Erdenwallen“, und vom „Vaterunser“ ist jedes ein ganzer Mikrokosmos, das Werk eines Gedankenhelden. Das hatten die Berliner Stadtväter nicht begriffen, als sie das bescheidene Honorar zu hoch fanden, das er für seinen Bismarck-Ehrenbürgerbrief forderte. Sie sahen darin nur ein geschickt bemaltes Pergamen, ähnlich wie Herr v. Tschudi. Dem

Geiste keinen Heller, war auch ihre Devise. Und Menzel ist also gewissermaßen auch ein Märtyrer des Geistes, wenigstens ist sein Atelier eine Werkstätte des Geistes, in dem ein Augen- und ein Händepaar, wie es solche wohl nie vorher gegeben, einem unermüdlichen und Tag und Nacht regen Forschergeiste mühselige aber doch arbeitsfreudige Dienste verrichten. Sie fixieren die Ergebnisse rastloser Studien, beleben den Staub, auferwecken die Toten, aber unter all diesen Tausenden von Gestalten, die Menzels Hände schufen, ist nicht ein einziger Homunkulus, trotz Herrn v. Tschudi. Das ist das Wesentliche an diesem epochalen Manne, nicht das einzige aber das wesentlichste. Er kennzeichnet seine Bedeutung weit mehr als seine minutiöse und an Details überreiche Ausführlichkeit in Oel, Aquarell und Gouache, sowie seine lakonische Holzschnittmanier, wo sie hingehört. Der gedankliche Inhalt bleibt diesem Meister immer das Maßgebende.

Kann man sich darüber wundern, wenn ein solcher Mann etwas dem Leben Abgewendetes hat, wenn er das Alltägliche, Flache, Triviale, Konventionelle, Prunkhafte, Hohle und Leere oft in schroffer Weise von sich fern hält und als Solitär durch diese Menschheit wandelt, die er in so unerbittlicher Weise objektiviert und, trotz Herrn v. Tschudi, auch charakterisiert?

Ich hielt es für ziemlich ausgemacht, daß es mir gar nicht gelingen würde, in das Sanktum dieses Meisters zugelassen zu werden. Man hatte mir so viel von seinem abweisenden Wesen erzählt, das sehr verschieden ist von der sogenannten „Menschenscheu", an der etwa ein Lothar Bucher litt oder zu leiden sich den Anschein gab. Bucher kannte die Menschen nur zu gut. Menzel kennt sie vielleicht ein bißchen zu wenig. Er weiß nicht, wie sehr er verehrt wird als Interpret nicht bloß eines volkstümlichen Helden, sondern aller Dinge unter der Sonne. Er weiß nur, daß diese froh genießende Welt keine Ahnung von der Arbeit und den Mühen seines eigenartigen Schaffens hat. Und manches andre hat sich vereinigt, ihm eine gewisse Bitterkeit zu geben.

Eine Anekdote, die man mir erzählte von Hunderten, wird am besten illustrieren, was ich meine. Sie betrifft die „kleine Wegner", die große Ernestine vom Wallnertheater, eine Soubrette, wie wir sie alle Jahrhundert kaum einmal haben. Diese hatte sich in Menzel gleichsam verliebt. Ich glaube, sie hielt sich für eine Geistesverwandte des grausamen Historikers und Analytikers. Sie wollte durchaus von ihm gemalt werden. Sie scheute die vier Hinterhaustreppen nicht, die zu ihm emporführen. Schon diese allein hätten das tapfere Mädchen abschrecken sollen, denn all ihre sonstigen malenden Freunde lebten in Villen in der nahen Hildebrandtschen Privatstraße und sind so bequem zu erreichen. Aber Ernestine drang vor und hinauf und klingelte beherzt. Ueberall sonst öffnet ein betreßter Diener. Hier nicht. Hier kommt der Herr Professor und Kanzler der Friedensklasse des idealsten aller Orden, des pour le mérite, kurz, die Excellenz selbst, nachdem er einige verfängliche Stufen hinabgeklettert und einen dunkeln Korridor entlang gegangen. Das heißt, wenn er gerade guter Laune ist — denn andernfalls kann klingeln wer will und so lange wie er will.

„Wer sind Sie?"

„Ernestine Wegner, Herr Professor."

„Was wollen Sie?"

„Ich will mich von Ihnen malen lassen."

„Wie kommen Sie, wie komme ich dazu?"

„Ich bin Schauspielerin, Herr Professor."

„Freut mich."

„Die kleine Wegner, Herr Professor."

„Kenne ich nicht."

„Vom Wallnertheater."

„Da war ich nie. Male keine Plakate, keine Reklamebilder. Sie stören mich nur bei der Arbeit."

Schnapp! Der kleinen Wegner fiel die Thür vor der Nase zu.

Ewig schade! Die arme kleine Wegner hat diesen Refus nicht lange überlebt. Ich will nicht sagen, daß er ihr Ende herbeiführte, aber man hat Vorahnungen. Sie war in ihrer Weise auch ein Riesengeist und würdig, daß uns ein Menzel ihr sonniges Gesichtchen aufbewahrt hätte, an dessen flackerndem Leben sich Hunderttausende erfreuten, die nun betrübt schweigen und seufzen, wenn man ihren Namen nennt.

Das öfters abweisende Wesen ist Furcht vor Störung, aber keine Menschenfurcht. Diese kennt ein Menzel nicht. Er läßt sich von niemand verblüffen. Als der jetzige Kaiser, der hundertmal gut gemacht hat, was Menzel etwa an Vernachlässigung gelitten, das schöne fridericianische Fest auf Sanssouci zu dessen Ehren arrangierte und ihn in Person in weißer Kürassieruniform mit grünen Aufschlägen an der Pforte des Saales mit einer dem treuesten aller Gedächtnisse einverleibten poetischen Ansprache, gedichtet von dem Regisseur Max Grube, begrüßte, betrachtete der Altmeister forschend den hohen Herrn durch die Brille und sagte dann:

„Ich habe ja wohl die Ehre, den Generaladjutanten Lentulus vor mir zu sehn?"

Die Majestät war ihm hinter der Maske völlig verschwunden. Keine Rede von dem „Ersterben", das die schöne Illusion zerstört hätte, auf die es hier allein ankam.

Der Kaiser selbst hat sie getreulich während des ganzen Verlaufs der Feier gewahrt und sogar, in seiner angenommenen Rolle neben dem Stuhl des Helden derselben stehend Posto gefaßt. Aber ein wenig ungewohnt war ihm, seiner eignen Aussage nach, diese Menzelsche Unverblüffbarkeit doch, jedenfalls auffallend und merkwürdig.

„Ich fuhr damals mit Herrn Miquel nach Potsdam hinaus, in demselben Abteil. Ein sehr interessanter Kopf," sagte Menzel, als ich an diese Episode erinnerte, mit tiefem Sinnen, „sonst kenne ich von den Herren der haute finance keine."

Warum wird dieser allerdings sehr interessante Kopf nicht von einem

Menzel der Nachwelt überliefert, sondern anderweitig gleich halbdutzendfach in die Mache gegeben?

Soll es uns auch mit diesem genialen Finanz-Proteus und derzeitigen Inhaber des Ringes der Nibelungen so gehen wie mit der kleinen Wegner?

Gemalt ist sie ja doch worden, aber von jemand, der, damals wenigstens, ein Paar trauriglustige Menschenaugen von einem Paar Hornknöpfen nicht unterscheiden konnte. Gott steh mir bei, in Kunstsachen ist es mir nicht gegeben, aus meinem Herzen eine Mördergrube zu machen.

Menzel hat in seinem langen Leben so viel Leute porträtiert, daß man durch dieses Gewimmel kaum hindurchfindet, nicht bloß Träger von Haupt- und Staatsaktionen, auch ganz einfache Mütterchen mit tausend Runzeln, jede einzelne gewissenhaftest registriert. Warum nicht auch die kleine Wegner? Sie stand auch im Dienste einer Muse — aber eben einer andern.

Und es giebt Maler — ganz, ganz kleine —, welche für einen Mimen nur die Bezeichnung „Kunstkellner" haben, welche nicht immer verdient ist.

Item. Was also der kleinen Wegner recht war, war mir sicherlich billig, dem Mann mit dem verfehlten Beruf. Die Eingeweihtesten — nahe Verwandte des Meisters, langjährige Kenner desselben — sagten mir, mein Unterfangen wäre völlig aussichtslos.

Menzel aufsuchen, sprechen, ihn reden machen? Mit welchem Recht?

Ja, das ist so wahr!

Ein Recht giebt es für unsereinen, nachdem Jagd, Fischfang, und was dergleichen mehr ist, fortgegeben, nur im Himmel. Und beinahe dort sollte es denn auch sein.

Man kann sich denken, daß ich nicht wenig überrascht war, eines Tages die Nachricht zu erhalten, Excellenz wollten mich doch empfangen, und noch mehr, als ich unten in der Wohnung von der freundlichen Schwester des junggeselligen Meisters, die ihm die Wirtschaft führt und auch einige Aehnlichkeit mit ihm hat, die Weisung erhielt, nur gefälligst hinaufzugehen ins Atelier. Es war glücklicherweise ein überaus finsterer Tag, an welchem zu malen Augenmord gewesen wäre, und also störte ich nicht. Die phänomenale Konzentration, welche der Meister seiner Arbeit widmet und, da sie so durchgeistigt ist, widmen muß, würde sonst wohl auch hindernd in den Weg getreten sein. Denn angeblich giebt es keinen Menschen, von dem Menzel sich je beim Arbeiten hätte beobachten lassen. Wenn er wirklich einmal einen Besucher nicht abweisen kann, der ihm von der treuen Hüterin seines Heims durch Klingelzeichen signalisiert wird, so kommt er herunter und fertigt ihn schleunigst ab oder sitzt förmlich ein Weilchen und hört, was man zu seiner Entschuldigung für diesen Einbruch zu sagen hat, und man sieht ihm die Sehnsucht an, zu seiner Arbeit zurückzukehren. Und nicht anders geschieht es, wenn er irgendwo notgedrungen einer Verhandlung, etwa als Ehrenvorsitzender, beiwohnen muß. Er tritt dann den Vorsitz an einen andern ab, meist an Anton v. Werner, den geborenen Vorsitzenden, und zeichnet inzwischen irgend ein Gerät, das auf dem Tische steht, um seine

Zeit nicht mit erbärmlichen Nebensächlichkeiten zu vertrödeln. Ja sogar im Restaurant, dessen stetiger und vielfach sehr später Gast er auch heut noch in seiner altjunggesellligen Weise zu sein pflegt, zeichnet er die Austern, ehe er sie ißt. Vielleicht wird unter seinem Stift — dem bekannten breiten Menzelstift, der sehr malerische Qualitäten hat, oder dem fein wie ein Grabstichel geschärften — ein jedes dieser Schaltiere irgend ein phantastisches Wesen. Denn dieser Realist ist zugleich Phantast, Satiriker, Symbolist und Grübler. Er weilt, während er sein Glas schlürft, mit seinen Gedanken in den Tiefen des Erdballs unter den Gnomen, die er vielleicht im Geiste seine Brüder nennt. Und alles, was er schafft und der Welt hinterlassen wird, vereinigt in sich die kühlste „Objektivität" mit der heißesten „Subjektivität", wie man das bei uns nennt, etwa umgekehrt wie das chinesische Fruchteis in glühendem Teig serviert.

Und nun sollte ich der seltenen Ehre teilhaft werden, mit ihm in seinem Atelier plaudern zu dürfen; ich, der Mensch mit dem verfehlten Beruf, plaudern mit dem Manne, der mehr als fast irgend ein andrer Zeitgenosse den seinigen erfüllt hat.

Ich lauschte bangen Atems an der Thür und hörte den leisen Tritt die Stufen herab und den Korridor entlang. Die Korridorthür öffnete sich, und Excellenz stand vor mir. Er war in einen grauen Flauschrock mit Sammetkragen gehüllt, den Hals mit einem seidenen Tuch umwunden. Man kann nicht einfacher und schlichter und doch adretter gekleidet sein. Der mächtige Kopf, der jedem Kundigen der Gallschen Lehre eine Freude und Bestätigung ist, war ohne Bedeckung.

Es waren einige Briefe von befreundeter Hand vorausgegangen, die den Zweck meines Kommens erklärten, und praktisch wie in allen Dingen, sagte er kurz:

„Bitte, nur näher zu treten. — Sehen Sie sich vor, hier sind Stufen," fügte er mit der Sorgsamkeit eines ordentlichen Hausvaters, der Beinbrüche verhindern will, hinzu.

„Ich weiß freilich nicht recht, wie ich Ihren Wunsch erfüllen soll."

Dann schob er mich ins Atelier und trug noch schnell einige große Bände in die Bücherei.

„Ja, ja, das ist das unvollendete Bild," sagte er kurz und gleichmütig, als er zurückkehrte.

Die eine Wand des sehr geräumigen und lichtüberfluteten Ateliers, in dem ich mich inzwischen umsah, ist nämlich völlig von dem noch zum Teil kahlen Oelbilde „Friedrich der Große vor der Schlacht bei Leuthen" eingenommen, das ein Seitenstück zu dem Nachtbilde „Friedrich der Große bei Hochkirch" werden sollte. Es stammt aus dem Jahre 1859.

„Es wird so bleiben," fügte der Meister etwas bitter hinzu; „man hat es damals nicht wollen; es wurde gegen mich gearbeitet und mir die Lust verleidet, das Werk fortzusetzen. Und auch sonst war ich Berlins herzlich müde. Ich dachte schon daran, nach Paris überzusiedeln. Ich fand hier nicht, was ich

suchte. Ich hatte meine ganze Kraft Aufgaben gewidmet, die nicht sehr lohnend waren. Meine Freunde haben sich nicht wenig darüber gewundert und haben mir abgeraten, mein Herzblut dahinzugeben für so wenig lohnende Dinge. Und die Lust, noch einmal ein solches Bild zu vollenden, ist mir denn auch gründlich benommen worden. Ich war abgethan und vergessen. Nachher freilich sollte ich mit Gewalt wieder daran gehen, aber da hatte ich bereits andre Dinge, die mich fesselten. Denn ich kann nicht so abspringen von einer Aufgabe zur andern. Ich arbeite mich in eine Sache hinein, vertiefe mich in sie, bis ich auf der andern Seite wieder herauskomme. Ich war froh, daß ich den Wust hinter mir hatte und endlich aufatmen, mich mit andern, lebendigeren Vorwürfen beschäftigen konnte."

Diese Eingangsworte beweisen, daß Menzel während der Jahre 1860 bis 1866 nicht gerade auf Rosen gebettet war. Auch er litt schwer unter der Berliner Stagnation, die damals obwaltete. Ich erinnere mich, daß eine Ausstellung seiner Sepiaskizzen, die in jene Zeit fiel, außerordentlichen Zulauf hatte, aber sie blieb ein bloßes Berliner Ereignis. Wir Schüler waren erstaunt, zu sehen, *was* mit bloßer chinesischer Tusche alles gemacht werden konnte. Aber niemand ahnte, *wie* es gemacht wurde, und hat es ihm auch bis heute noch nicht nachgemacht, so wenig wie seine fridericianischen Holzschnittzeichnungen. Das Hauptwerk seines Lebens, die mühseligen 1200 Illustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs", zu Friedrichs „Werken" und zu Friedrichs „Armee", hätten für die Welt eine förmliche Revolution, für den großen König eine Resurrektion, für die Kunst eine Erlösung aus dem Banne süßlicher Verschwommenheit sein sollen, aber es waren „Berliner Sachen" und sind für den Meister selbst nicht viel mehr gewesen als dürftig bezahlte Brotarbeit auf Grund unbezahlbarer, unermüdlicher Studien und ausgeführt mit unbezahlbarem Fleiße und unvergleichlichem Genie. Zum Teil nur in geringer Auflage vorhanden, blieben sie in Archiven und Privatbibliotheken begraben.[1]) Und für das große Leuthen-Gemälde hatte man damals in Hofkreisen kein Interesse und auch — wie schon die Stadt Berlin für den Ehrenbürgerbrief — kein Geld. Hinc illae lacrimae. Berechtigtere Klagen hat es nicht viele gegeben.

Für mich hatte diese Eröffnung sachlich nichts Ueberraschendes, vielmehr war sie nach allem, was man weiß, hört und sieht, und was man an sich selbst erfuhr, ziemlich selbstverständlich. Man hat sich längst dreingefunden. Aber daß der große und an späteren Ehrungen so reiche Meister unter diesen Bitternissen in dem Maße gelitten, daß der Ausdruck davon in seinem Gemüt gleichsam stets und noch heute *obenauf* liegt, ist doch sehr kennzeichnend, wenn auch freilich nicht für Menzel allein. Es ist ein Ergebnis der spezifisch preußischen *Situation* und für uns alle physiognomisch geworden. Er liegt

[1]) Das kolorierte Handexemplar des Meisters zu Friedrichs „Armee", welches Werk nur in dreißig Exemplaren für Potentaten ꝛc. bestimmt und wenn ich nicht irre, vom Kaiser Nikolaus bestellt war, befindet sich in Besitz der Wagnerschen Kunsthandlung (Pächter) in Berlin. Der Text ist von Menzel selbst in großen, charakteristischen Lettern geschrieben.

in dicken Furchen in jedem Gesichte aus fridericianischer Zeit, die in furchtbaren Kämpfen sich aufrieb, scheinbar nur, um eine Sandscholle zu verteidigen, in Wirklichkeit aber, um die Zukunft der Menschheit zu retten. Denn so sagt auch Carlyle, der große Biograph des einzigen Königs: „The future of Germany is the future of the World.“ Ich glaube nicht, daß Menzel, als er dem „Einzigen“ sein „Herzblut“ gab, wie er es nennt, sich dieser Wahrheit weniger bewußt war als Carlyle, der sie erst 1870 in der „Times“ zum Ausdruck brachte.

Und nun sehe man sich darauf hin dieses eigenartige Menzelsche Gesicht an. Unter den lustig-listig alles in sich aufnehmenden, breit auseinanderliegenden Künstler- und Kinderaugen dieser scharfgerissene Mund mit den stoisch schmalen, meist zusammengepreßten Lippen! Singen sie nicht das preußische Pfluglied:

„Ach Jott ja,
Alle Tage Pla!
Alle Tag Kartoffelsuppe!
Ach Jott ja!“ —?

Es hat sich seit sagen wir 1870 manches geändert, gewiß, aber aus gewissen Gründen, die zu erörtern hier nicht angebracht ist, klingt das alte Lied hinterm Pfluge noch unverdrossen weiter hell in die Frühlingsluft hinaus, ich sage „unverdrossen“, trotz alledem und alledem.

Vor allen Dingen aber gab es, nachdem Menzel einmal das moderne Gebiet der Industrie und des Großstadtlebens betreten hatte, kein Leuthen, kein Kunersdorfer Knüppelholz mehr, obwohl es noch öfter in dieser Unterhaltung durchklang.

Menzels Atelier ist außerordentlich geräumig und licht — wenn überhaupt Licht vorhanden ist. Es geht direkt auf den Himmel hinaus, und man bildet sich ein, man könnte die Seraphim vorbeifliegen sehen, wie Mrs. Gaskells Held in „Cranford“ auf dem Himalaja solche manchmal bei der Jagd sogar, aus Versehen natürlich, mit zur Strecke brachte. Zur Zeit meines Besuches waren es finstere Wolken, Regen fiel in Strömen, der Sturm schien die enorme Fensterwand eindrücken zu wollen, und es war — kalt. Aber den alten Herrn schien dieses Manko an Temperatur in seinem Flauschrocke so wenig zu stören wie der Sturm. Und auch als er mich in die andern ungeheizten Räume, die Bücherei, führte, blieb er unbedeckten Hauptes.

Ich hatte eine Höllenangst, meine Zudringlichkeit könnte am Ende noch bei ihm Ursache einer Erkältung werden. Er aber lächelte nur mild zu meiner Besorgnis. Die Fridericianischen kennen keine kalten Füße, während, glaube ich, die Dachauer öfters mal einen Schnupfen haben. Die Fridericianischen fragen auch nichts nach „Stimmungen“. Sie thun ihre verfluchte Pflicht, und zwar nicht bloß „von neun bis drei.“ Ach nein. Unser Menzel arbeitet recht oft bis tief in die Nacht hinein und geht dann noch ganz allein zum Schoppen oder ins Nachtcafé, um die Zeitungen zu lesen. Er kennt keine Art von Verweichlichung, weder seelisch noch physisch. Er hat einen so regen schaffenden Geist, daß er nichts entbehrt, weder den üblichen Celsius noch den Pfühl, am wenigsten die Gesellschaft. Und doch ist Menzel nicht ungesellig und unliebens-

würdig. Er ist geblieben, was er war, als er mit sechzehn Jahren die Sorge für eine große Familie von Geschwistern auf sich nahm, ein aufopferungsvoller Verwandter und Freund mit einem Kindergemüt. Denn darin besteht das Genie, daß es im Herzen nicht altert. Für sich selbst braucht Menzel sehr wenig. Man erzählt aber von großen Opfern und — auch von Herrenabenden, wo der Traiteur und Weinhändler selber über die Rechnungen staunt, die er dann schreiben mußte. Sie liegen weit zurück, freilich. Aber bei solchen Gelegenheiten war Menzel altruistischer Bonvivant, auch darin soigneux für andre, wie in allen Dingen.

Menzel ist Nichtraucher, und darin zeigt sich seine Weisheit, denn ich kenne Maler, die sich durch das übermäßige Rauchen um ihren größten Schatz gebracht haben, das scharfe Auge. Es war wohl natürlich, daß ich seine Augen etwas neugierig betrachtete. Es sind die Augen des Forschers, ein paar Mikroskope. Die große bikonvexe Brille, hinter der sie sich verschanzen, erhöht noch diesen Ausdruck. Man bildet sich förmlich ein, man sähe die Schrauben dran. Sie sind grau. Ich habe immer gefunden, daß Maler mit grauen Augen eine ganz andre Farbenempfindung haben als solche mit braunen. Sie haben auch eine andre Farbenperspektive. Andreas und Oswald Achenbach, jener mit grauen, dieser mit braunen Augen, kennzeichnen die verschiedenen Auffassungsweisen, welche die Physis selbst zu bedingen scheint.

Auch Menzels Hände führen heut noch die Nadel ebenso fest und fein wie kaum die Jüngsten im Radiererverein.

Dies alles, disjecta membra, diene zur Charakteristik des epochalen Künstlers, dem ich nun zum ersten Male gegenübersaß.

„Excellenz haben es die Welt nicht entgelten lassen," sagte ich, „daß sie ein wenig undankbar gegen Sie war, da Sie dann erst recht zu schaffen begannen und ein großes neues Stoffgebiet der Kunst eroberten, das der Technik und des Verkehrs. Und Sie haben es besonders uns Berliner nicht entgelten lassen, da Sie den großen Exodus nach Paris nicht mitmachten, wo Sie doch so sehr gefeiert und als Dioskure Meissoniers förmlich zum Ehrenfranzosen erhoben wurden."

„Ja, sehen Sie, das ist der Grund, warum ich nicht wieder hingegangen bin, als man Meissoniers und meine Arbeiten zusammen ausstellte. O, ich weiß, man hatte mit mir alles mögliche vor. An mir sollte bewiesen werden, daß Frankreich in seiner Hypnose durch das Vogesenloch sich nicht um seinen Kunstsinn habe bringen lassen. Aber mir geht's wie Theodor Fontane. Ich bin kein Freund von Feierlichkeit. Und diese französische Sprache, ich habe mich redlich damit gequält, konnte aber dieses hirnverwirrende Formen- und Phrasenwerk nicht verdauen. Es ist nichts Natürliches dran. Man wird ganz dumm davon."

„Das ist eine außerordentliche Bemerkung," sagte ich. „Es giebt ein Buch: ‚An English Girl in the Carpathians', worin dies noch viel schroffer ausgesprochen wird, worin die Polen und die Franzosen geradezu als Opfer ihres den Geist überbürdenden linguistischen Formalismus hingestellt werden. Auch Taine sagt übrigens: ‚die akademische Korrektheit habe das Hirn des ancien régime zur Verödung gebracht'. Wir Deutschen werden von der Engländerin

sehr belobt, weil wir die Energie und Einsicht hatten, unsre Sprache sehr zu vereinfachen und, bis Herr v. Puttkamer kam, die Leute reden zu lassen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Man kann dagegen kaum ein Wort mit einem Franzosen sprechen, ohne korrigiert zu werden. Die Sprache nimmt dies Volk so ganz in Anspruch, daß sie kaum noch andre Gedanken daneben haben. Die Sprache kann ein Unglück für ein Volk werden. Ich lobe mir das Englische. Aber Excellenz haben ja bewiesen, daß man auch ohne Sprache auskommen kann, als Sie 1867 in Paris waren und mit Meissonier spazieren gingen. Sie zeichneten sich gegenseitig Ihre Gedanken. O, was gäbe ich drum, wenn ich diese Serie von Hieroglyphen hätte sehen können! Wie viel könnte man daraus lernen!"

„Lernen! Wer will noch lernen!" klagte der Altmeister. „Das ist aus der Mode. Was soll's noch mit uns Alten? — Die Jungen gehn über uns weg. Man ist abgethan und wird bei lebendigem Leibe begraben."

Ich habe selten eine Emotion gesehen, wie sie sich bei diesen Worten in den Zügen des alten Herrn aussprach. Ich war geradezu erschrocken.

„Excellenz," rief ich, „wie könnte man Sie abthun, der Sie einer von denen sind, die uns mit Stolz erfüllen, Deutsche zu sein! Denken Sie sich, all unser neuer Ruhm und die vielberufene Machtstellung des Reichs würde zu nichte, und wir wären wieder darauf angewiesen, uns mit dem Spruche Richard Wagners zu trösten:

Was echt und deutsch wüßt' keiner mehr,
Wär's nicht durch deutscher Meister Ehr'!

Nun, an wen, in solchen Zeitläuften, würden wir uns klammern? Ich wüßte neben dem Ihrigen doch nicht so sehr viele Namen zu nennen."

Der große Meister rückte an seiner Brille und sah ein bißchen argwöhnisch zu mir herüber.

„Excellenz, der, der das zu Ihnen spricht, ist auch schon ein alter Herr und weiß, was er sagt."

„Ja, ja, Sie könnten mein Sohn sein, wie ich denn einen Schüler habe, der siebzig Jahre alt ist, der einzige beinah'. Ich habe überhaupt nur zwei gehabt. Der eine ist Fritz Werner. Das ist einer, der sich immer gleich bleibt. Andere können es nicht verantworten, mein Schüler genannt zu werden. Ich habe ein Prinzip, damit fing ich an, und damit höre ich auf: alles, was ich angriff, so gut zu machen wie möglich, auch wenn es in den Augen der Leute geringfügige Dinge waren. Darin besteht das Geheimnis dessen, was man, wenn man will, meine Technik nennt. Nicht in besonderen Vehikeln und Kunstgriffen. Ich reibe mir nicht meine Farbe selber an und mit besonderen Lacken und Firnissen. Ich nehme sie, wie sie aus den Tuben kommt, und vermenge sie mit nichts, außer wenn sie sehr streng ist. Das Oel ist sehr gefährlich. Von meinen alten Bildern sind viele gerissen, zum Beispiel die ‚Tafelrunde auf Sanssouci', weil ich damals noch die Farbe stark mit Oel verdünnte. Wenn man Oel anwendet, muß man es wenigstens mit der Farbe unter dem Spachtel sehr intim verreiben. Sonst habe ich gar keine Geheimnisse und Rezepte. Aber

ich durchdenke mein Thema und sehe mir meinen Gegenstand ganz genau an, ehe ich ihn zeichne."

„Das weiß die Welt, Excellenz: mir schwindelt der Kopf, wenn ich daran denke, welche Studien zum Beispiel zu Ihrem ‚Walzwerk' gehörten."

„Ach ja," sagte er, „das war in Schlesien, auf Königshütte, wo ich diese Studien machte. Ich schwebte dabei in steter Gefahr, gewissermaßen mitverwalzt zu werden. Wochenlang von morgens bis abends habe ich da zwischen den sausenden Riesenschwungrädern und Bändern und glühenden Blöcken gestanden und skizziert. Diese Cyklopenwelt der modernen Technik ist überaus reich an Motiven. Ich meine nicht bloß das bißchen Rauch."

„Und nicht bloß die Masse Elend, der Excellenz als moderner Winkelried, ohne es zu wollen, eine Gasse bahnten."

„Ja, man hat seitdem sehr viel solche Sachen gemalt; eins der besten ist das Meyerheimsche Bild."

Ich glaube, Paul Meyerheim ist neben Fritz Werner der einzige Maler, den Menzel als seinen Schüler gelten läßt. Jeder dieser beiden hat eine Richtung des Altmeisters fortgesetzt. Professor Fritz Werner, der im Dezember vorigen Jahres seinen siebzigsten Geburtstag feierte, hat Menzels „Tafelrunde" in geschabter Manier auf außerordentlich weit getriebener Unterradierung ausgeführt und den Meister dann 1861 nach Königsberg begleitet, um ihm bei Skizzierung und Ausführung des großen Krönungsbildes zur Hand zu gehen, welches Fritz Kaulbach, als er Menzel im Berliner Schlosse daran malen sah, so unheimlich berührte — mit dem Atem einer neuen Zeit förmlich über den Haufen wehte.

„Ja, ja! Hier wird auch gemalt," sagte Menzel damals kurz und auch wohl kurz angebunden, von seinem hohen Gerüst auf den erstaunten Meister der Tendenz herabblickend.

Ob Menzel nun selbst nicht etwas von dieser Tendenz an sich hat?

Das ist eine Frage, die ich nicht ohne weiteres beantworten möchte.

Er ist ganz spezifisch preußisch und fridericianisch insofern, als er einer liberalisierenden Verflüchtigung der Form, die schließlich — les extrêmes se touchent — wieder in byzantinischer Erstarrung endet (Exempla docent), jedenfalls „spinnefeind", wie man sagt, gegenübersteht. Ich traue ihm nicht jene Toleranz gegen die „Jungen" zu, wie etwa Ludwig Knaus sie in gutem Herzen trägt, der sich mit dem Gedanken an den Most beruhigt, welcher am Ende doch noch einen guten Wein giebt. Menzel zuckt zu den Efforts neuerer Meister, welche eine gewisse Unstetigkeit, Hast und Ungleichheit im Haschen nach Effekten und Absonderlichkeiten verraten, unwillig mit den Achseln. Eine Definition der Kunst ist bekanntlich noch nicht gefunden worden. Die Meister, die ich im Laufe der Jahre kennen lernte, hatten jeder eine andre, und für jeden einzelnen schien mir die seine berechtigt, insofern sie dem innern Gesetze und den Schranken seines individuellen Könnens entsprach. Die Menzelsche bildende scheint mir dieselbe Devise zu haben wie die Hohenzollernsche Staatskunst: „Ich dien'."

Freilich mit dem Unterschiede, daß die Hohenzollern in der glücklichen Lage

sind, warten zu können. Die Menschheit muß ihnen kommen, denn sie sitzen in bevorzugter Stellung am großen Heerwege der Zukunft. Die andern Leute, welche dieser Devise huldigen, müssen sich herzuhalten und hinterher sein. Das ist in allen Dingen dasselbe, auch in denen der Kunst. Das ist Menzels Wesen, der Kunst zu dienen, die sich in den Dienst großer geistiger Disciplinen stellt, nicht in Genußsucht, sondern in Pflichteifer. Und diese bewußte, fast puritanische Strenge ist es, die ihn von allen Berliner Künstlern Anton v. Werner so nahe bringt, für den er eine ganz außerordentliche Verehrung besitzt.

„Wo wären wir," sagte er, „wenn wir diesen Mann nicht hätten! Ich habe seinerzeit selbst die Eingabe als einer der ersten mitunterzeichnet, worin die Regierung ersucht wurde, ihn uns zum Akademiedirektor zu geben. Er ist von jeher auf eine Weise angefeindet worden, die ebenso systematisch wie perfide genannt werden muß. (Dabei ergriff er ein Lineal und hieb ein paarmal kräftig in die Luft.) Das ist's, was diese Leute verdienten. Alle diese Angriffe gehen von einer in Berlin von jeher endemischen Clique aus. Nein, Liebermann, der in Verbindung hiermit ja viel genannt wird, ist nur später mit hineingezogen worden. Auch ich bin dieser Gesellschaft ein Dorn im Auge, obgleich ich niemand schade oder im Wege stehe."

„Es ist der Kampf um die Akademie. Anton v. Werner sagt, wenn wir alle Menzels wären, brauchten wir überhaupt keine."

„So, hat er das gesagt? Ist mir interessant zu hören. Jedenfalls konnte man eine solche Akademie, wie sie vor seiner Zeit bestand, überhaupt nicht brauchen. Der Unterricht schwebte in der Luft, war trocken, altmodisch und unpraktisch nach jeder Richtung hin, so daß ich schon nach wenigen Wochen schwänzte. Ich bin in die Museen, die Rüstkammern, die Archive gegangen und habe gezeichnet und studiert. Und meine Sinnesweise veranlaßte mich schon früh, mich in einen Gegenstand oder ein Thema förmlich zu verbeißen, so daß oft aus den kleinsten Anlässen ein Werk entstand. Sie sagen mir, daß Sie oft nur eine Notiz haben schreiben wollen, zum Beispiel über den Seegerschen Familien- und Selbstmord, und daß dann ein Buch daraus entstanden wäre: ‚Seeger, du und ich.' Nun ja, ganz ebenso geht es auch dem bildenden Künstler, geht es mir wenigstens. Ich fahre mit einem Gegenstand in die Tiefe, so daß ich auf der andern Seite der Erde mit ihm wieder herauskomme. Wenn ich eine historische Persönlichkeit zeichnen soll, dann muß in ihrem Gesicht ihre Geschichte, ihr Schicksal zu lesen sein — so meine ich das. Und anders verstehe ich das nicht, was man charakterisieren nennt. Ich weiß nicht, was man heutzutage darunter versteht. Schließlich ist es dies, was man auch in den Kunstschulen lernen kann und soll, aber zu meiner Zeit, als ich noch jung war, nicht lernte — das Sehen und das dazu gehörige Denken."

„Von allen Meistern, die es gab und giebt, stehen Excellenz uns Schriftstellern am nächsten. Nur sind Sie glücklicher als wir — denn je mehr ein Schriftsteller seine Arbeit durchdenkt, ich meine, je mehr Voraussetzungen er demgemäß macht, um so weniger Gunst findet er beim Publikum."

Excellenz lächelte. Er spricht — so wie er malt, jedes Wort scharf umrissen, leicht vorgetragen und doch mit fast dramatischem Ausdruck, bald kurz lakonisch, in schlichter Holzschnittmanier, bald fein pointiert, wortreich, mit kunstvollem Satzgefüge wie seine Miniaturen, ich meine etwa das „Bois de Boulogne" oder den „Gottesdienst im Buchenwalde", die „Abfahrt König Wilhelms 1870".

„Ueber mich haben sich die Herren nicht zu beklagen," sagte er, „ich habe stets eine enorme Bücherrechnung. Ganze Stöße liegen da noch unaufgeschnitten."

Das ist nur zu wahr. Und dies illustrierend wird mir folgendes erzählt:

„Paul," sagte eines Tages der Altmeister zu seinem Schüler auf dem Boden der Zoologie, P. Meyerheim, „besorge mir doch mal dieses oder jenes Buch."

P. Meyerheim erfüllt wie immer getreulich den Auftrag. Es war ein seltener Druck.

Menzel nimmt den Band mit freudiger Wallung entgegen, stutzt, betrachtet ihn aufmerksam, rückt an der Brille, räuspert sich und fragt ahnungsvoll:

„Warum ist denn das große Stück Kork darangebunden?"

„Damit es nicht untergeht."

Ganz wie bei Excellenz v. Goethe, möchte ich hinzufügen. Menzel hat lange sehr ernsthaft über diesen Scherz nachgedacht. Es lag eine Mahnung darin, der sich sein gerechter Sinn nicht verschloß.

„Aber," so sagt er, „ich muß viele Bücher haben, denn es ist mir zu umständlich, jedesmal erst nach der Königlichen Bibliothek zu schicken, wenn ich etwas nachschlagen muß."

„Daß Ihre Augen das alles aushalten, Excellenz! Es sind freilich die hellsten und schärfsten, die ich je gesehen habe."

„Meine Augen! Die hat mir der Himmel erhalten. Im vorigen Jahre war das eine — dieses hier — in Lebensgefahr. Ich fiel bei F . . . . ., wo ich des Abends zuweilen mein Glas Wein trinke, in den Keller hinunter, dessen Thüren man offen gelassen hatte, als ich im Dunkeln noch ins Comptoir gehen wollte, um für den Sylvester etwas Herzerfrischendes zu bestellen. Wenn ich da von dem schweren Fall auf den Kopf das Bewußtsein verloren hätte, sagte der Chirurg, der mir den Skalp wieder zusammennähte, dann hätte ich es wahrscheinlich nie wieder gewonnen. Aber so hörte man mein Stöhnen und rettete mich noch rechtzeitig aus meiner hilflosen Lage. Und kurze Zeit nachher glitt ich unten in meiner Wohnung vor dem Kamin aus, und da hat das andre Auge eine schwere Blessur erhalten. Aber Gott sei Dank, die Schläge sind überstanden. So kurz vorm Tode noch erblinden, das wäre schrecklich gewesen."

Ich erinnerte an Beethovens Taubheit und sprach von der normalen Lebensdauer des Menschen. Man hätte von der Natur die Anwartschaft auf 140 Jahre, siebenmal die Zeit des Wachstums.

„Hoffentlich werden Excellenz uns beweisen, daß diese Theorie nicht falsch ist."

Nachdenklich erwiderte er: „Das ist richtig, die Langlebigkeit hat sehr zugenommen im Zeitalter der Hygieine; man impft ja jetzt gegen alles, aber gegen den Tod giebt's kein Schutzserum."

Ich sah mich nun in diesem Mikrokosmos von einem Atelier ein wenig um. Es ist, wie gesagt, sehr geräumig, wenn auch frei von jeglichem Luxus. Die Möbel sind altdeutsches Schnitzwerk. Gipsmodelle, eine Reihe von Totenmasken der fridericianischen Helden, mancherlei bric à brac, Rüstungen, Waffen, Skizzen, Studien füllen es an. Am meisten fällt auf, daß es zweiseitig ist. Der Altmeister kennt kein Licht, das ihm „über die Hand“ käme.

„Ja, hier rechts an der Staffelei male ich, und zwar mit der rechten Hand, und hier links zeichne, radiere oder aquarelliere ich, und zwar mit der linken. Niemand vermag zu unterscheiden, mit welcher Hand ich etwas gearbeitet habe, es ist mir völlig gleich.“

Es klingelte. Excellenz kletterte die Stufen hinab und öffnete. Ein Geheimrat aus dem Kultusministerium meldete sich für eine spätere Stunde an, und ich empfahl mich mit der Bitte, wiederkommen zu dürfen, die mir gewährt wurde. (Fortsetzung folgt.)



Fürst Bismarck und sein diplomatischer Generalstab.

Von

Heinrich v. Poschinger.

4. Graf Paul Hatzfeldt
(geboren 8. Oktober 1831).

In einem Artikel, mit dem die „Straßburger Post“ im Oktober 1882 ihren Lesern die Ernennung des Grafen Paul Hatzfeldt zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts[1]) mitteilte, heißt es: „Es ist nicht die geringste Eigenschaft unsers Reichskanzlers, daß er sich über alle Zunftbedenken hinwegsetzt, sobald es sich um die Besetzung von solchen Stellen handelt, denen er eine hervorragende Wichtigkeit beimißt. In solchen Fällen kennt er keine Rücksicht auf Examen, Anciennität, Familienverhältnisse und ähnliche Sachen, die sonst so oft entscheidend in die Wagschale fallen; in solchen Fällen nimmt er seine Leute einfach, wo er sie finden kann. Und meistens hat er eine glückliche Hand bei solchen kühnen Griffen: Lothar Bucher und Paul Hatzfeldt sind Beispiele davon.“

Ein komischer Zufall ist es, daß sich an beide Namen der Lassalles knüpft, denn Bucher stand lange Zeit diesem Agitator sehr nahe,[2]) und die Mutter Hatzfeldts war die Gräfin Sophie Hatzfeldt, für welche Lassalle so energisch ein-

[1]) Ueber die Ernennung Hatzfeldts zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts siehe auch den Brief Bismarcks an den Kaiser d. d. 26. Mai 1882, Bismarck-Jahrb. Bd. IV S. 51. Vergl. auch den folgenden Bismarckbrief d. d. 15. Dezember 1882, a. a. O. S. 53.

[2]) Zu vergleichen den III. Band meines Werkes: „Ein Achtundvierziger. L. Buchers Leben und Werke.“ Berlin, Carl Heymanns Verlag, 1894. S. 73 ff.

getreten war, um sie in ihrem Scheidungsprozeß gegen ihren Mann zu unterstützen. In den neun Jahre währenden Kampf, den Lassalle für die Sache der Gräfin führte, fällt die Jugend unsers Diplomaten, die eine sturmbewegte war, wie mehr oder minder sein ganzes Leben.

Wenn bei manchen seiner Standesgenossen in Bezug auf eine engherzige Erziehung zu viel geschieht, so wurde bei dem Grafen Paul in der entgegengesetzten Richtung gesündigt; gab ihm doch seine von sozialdemokratischen Bestrebungen erfüllte Mutter einen Demokraten vom reinsten Wasser, den bekannten Bürgers von Köln, zum Lehrer. In dem berühmten Kassettenprozeß wurde derselbe als Zeuge vernommen.[1]) Aber die Gräfin Hatzfeldt war doch nebenbei eine höchst praktische Dame; sie wollte, daß ihr Sohn eine große Carriere mache, und zwar in der Diplomatie, und deshalb setzte sie alle Hebel in Bewegung, daß derselbe eine gute diplomatische Schulung und in dem preußischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten Aufnahme erhalte. Wir finden ihn bald als Attaché bei der Gesandtschaft in Paris, und dort verheiratete er sich auch am 4. November 1863 mit Fräulein Helene Moulton, der in Frankreich geborenen Tochter einer sehr begüterten amerikanischen Familie. Von da ab ist der Graf in der regelmäßigen diplomatischen Laufbahn Schritt vor Schritt, wenn auch in raschem Tempo, vorwärtsgekommen. Hatzfeldt hatte übrigens während seines Pariser Aufenthalts Gelegenheit, den Kaiser und auch die Kaiserin näher kennen zu lernen. Den Eindruck, den die letztere auf den jungen Diplomaten machte, schildert er einmal wie folgt: „Sehr schön, nicht über Mittelgröße, herrliche Schultern, blond, mit viel natürlichem Verstand, aber wenig gelernt und wenig Interesse an geistigen Dingen." Eines Tages führte sie Hatzfeldt mit andern Herren durch ihre Zimmer, selbst in ihr Schlafgemach, aber nirgends war da ein Buch, ja auch nur eine Zeitung zu sehen.

Während des Feldzuges 1870/71 gehörte Hatzfeldt zur nächsten Umgebung des Reichskanzlers, und recht bezeichnend für die Stellung, die er damals einnahm, ist der Umstand, daß Moritz Busch, der in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute" die Gewohnheit befolgt, die meisten der „Leute" mit ironischen Bemerkungen zu verfolgen, von Hatzfeldt stets nur in Ausdrücken großer Achtung spricht.

Die Zahl der Hilfsarbeiter, die Bismarck am 31. Juli 1870 von Berlin nach dem Kriegsschauplatz mitnahm, war nicht groß. Von Räten der politischen Abteilung folgten ihm zunächst nur Keudell, Abeken, Hatzfeldt und Graf Bismarck-Bohlen; Bucher und Holstein schlossen erst auf französischem Boden den Kreis. Hatzfeldt, der sich besonders deshalb empfahl, weil er infolge seines langen Aufenthalts in Paris Sprache, Land und Leute am besten kannte, trug während des Krieges die Interimsuniform der Beamten des Auswärtigen Amts. Der Weg von der französischen Grenze nach Paris wurde von ihm meistens zu

---

[1]) Zu vergleichen Ferdinand Lassalles ausgewählte Reden und Schriften, III. Band, S. 413.

Pferde zurückgelegt. In Vendresse konnten Hatzfeldt und Bismarck-Bohlen sich rühmen, eine kleine Heldenthat verrichtet zu haben. Sie hatten, wenn recht berichtet wird, an dem Orte, wo der Kanzler mit den Fürstlichkeiten gefrühstückt, eine flüchtige Rothose, die sich in den Weingärten verkrochen, aufgestöbert und entweder selbst zum Gefangenen gemacht oder durch andre einfangen lassen. Hatzfeldt war es, der nach erfolgter Beratung mit Bismarck dem König den Brief entwarf, der die Antwort auf das Schreiben des Kaisers Napoleon bei seiner Unterwerfung nach Sedan bildete. Von Doncherty aus — also auf dem Wege nach Paris — wurde Hatzfeldt von Bismarck nach Brüssel entsandt. In Versailles wohnte derselbe auch in der Rue de Provence, aber nicht im Hause des Kanzlers.

Durch seine Schwiegermutter erfuhr derselbe manches über die Lage der in Paris Eingeschlossenen, auch über die ihm gehörigen, in Paris zurückgelassenen Ponys. Sie wären allerliebst fett; ob sie dieselben wohl verspeisen sollten? Hatzfeldt wollte antworten, in Gottes Namen, nur behalte er sich vor, den Preis für die Tiere bei der Friedensabrechnung der französischen Regierung zu liquidieren. Hatzfeldt war es, der Thiers, als er von seiner politischen Rundreise nach Petersburg, London, Wien und Rom auf dem Wege nach Paris bei Bismarck vorsprechen wollte, zuerst empfing; er sei „noch immer der geistreiche, amüsante alte Herr wie früher, aber windelweich“. Mit dem Maire von Versailles verhandelte Hatzfeldt, um in Trianon das Nötige für die Unterbringung des Königs von Bayern zu veranlassen. Am 18. Januar 1871 wurde er durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet.

Kein gutes Andenken an Hatzfeldt hat aus dieser Zeit Hans Blum, der bekannte Bismarckschriftsteller, bewahrt, der sich Ende September 1870 in Ferrières vorstellte, um sich dem Kanzler des Norddeutschen Bundes für den Eintritt in die Verwaltung der occupierten französischen Gebietsteilen zur Verfügung zu stellen. Hatzfeldt empfing Blum „steif und zugeknöpft“, und letzterer brauchte keine Zeit zur Feststellung der Thatsache, daß er schon vielen freundlicheren und höflicheren Menschen begegnet sei „als diesem Diplomaten mit dem steifgewichsten Schnurrbart“. „Daß auch Fürst Bismarck ebenso urteilte,“ bemerkt Blum bei Schilderung der Scene,[1]) „sprach er mir viel später, am 31. Oktober 1892, in Varzin mit den Worten aus: ‚Ich für meine Person bin an höfliche Formen von Jugend an gewöhnt und habe sie nie verletzt. Aber das Stellvertretungsgesetz hat die internationale Höflichkeit entschieden auf eine tiefere Stufe gebracht.‘“

Geschäftlich entwickelte Hatzfeldt in Versailles in Bismarcks Bureau eine ungewöhnliche Thätigkeit. Neben Abeken war er es, der die größte Zahl der diplomatischen Aktenstücke, welche in Versailles die Kanzlei Bismarcks verließen, redigierte. Daß Bismarck von da ab ein großes Stück auf ihn hielt, beweist der Umstand, daß er denselben am 5. Mai 1871 zur Besprechung mit Jules Favre und zum Friedensabschluß mit nach Frankfurt a. M. nahm.

---

[1]) „Auf dem Wege zur deutschen Einheit“, II. Bd., S. 257.

Im September 1874 bekam Hatzfeldt den ersten selbständigen Posten. Bismarck schickte ihn als Gesandten[1]) nach Madrid, und zwar zur Zeit des karlistischen Aufstandes, welchem gegenüber Deutschland mit der Anerkennung der spanischen Republik voranging. Es war das eine gegen den Ultramontanismus ausgespielte Karte, und dieselbe erhielt noch dadurch einen besonderen Nachdruck, daß deutsche Kriegsschiffe nach dem Meerbusen von Biscaya entsendet wurden, um die Interessen der an der dortigen Küste wohnenden Deutschen zu wahren und zugleich die Einschmuggelung von Kriegsmaterial zu verhindern, die namentlich Frankreich unter Mac Mahon betrieb. Einer in diplomatischen Kreisen vielfach erzählten Geschichte zufolge soll Hatzfeldt dort einmal einen gemessenen Befehl des Fürsten Bismarck nicht befolgt, sondern das gerade Gegenteil davon gethan, diese Eigenmächtigkeit aber so vorzüglich zu begründen gewußt haben, daß Fürst Bismarck — dem Graf Arnim bekanntlich die Aeußerung zugeschrieben: „Meine Botschafter müssen einschwenken wie die Unteroffiziere!" — den Ungehorsam des Gesandten mit großem Lobe anerkannte. Während seines Aufenthaltes in Madrid galt Hatzfeldt in den Kreisen seiner Berufsgenossen als ein Diplomat, der „Haare auf den Zähnen hatte".

In diese Zeit fällt auch einer der ersten Ansätze der deutschen Kolonialpolitik. Am 4. März 1875 richtete Graf Hatzfeldt an die spanische Regierung eine Note, worin er erklärte, Deutschland könne die vom spanischen Konsul in Hongkong behauptete Souveränität und Zollhoheit Spaniens über die Karolinen- und Pelewinschen Inseln nicht anerkennen, solange dieselbe nicht als eine vertragsmäßig sanktionirte oder zum mindesten als eine faktisch ausgeübte erscheine. Als im Jahre 1885 Deutschland Ansprüche auf die Karolinen erhob, konnte es sich auf diesen diplomatischen Schritt des Grafen Hatzfeldt berufen. In weiteren Kreisen wurde Hatzfeldt erst bekannt, als das Vertrauen des Kaisers ihn am 22. Oktober 1878 auf den Botschafterposten nach Konstantinopel berief. Diese Stelle, die in den letzten Jahren vor ihm mehrmals den Inhaber gewechselt hatte — Graf Brassier de St. Simon, Graf Keyserlingk-Rautenberg, v. Keudell, v. Eichmann, Baron v. Werther und Prinz Heinrich VII. Reuß hatten sich schnell am Bosporus abgelöst —, hat Graf Hatzfeldt zu der ganzen Bedeutung emporgehoben, die ihr mit Rücksicht auf die Stellung Deutschlands im europäischen Konzert schon lange zukam, die sie aber bis dahin nicht zu erlangen vermocht hatte.

Seit Jahrzehnten war fremder Einfluß auf der Hohen Pforte und im Sultanspalaste maßgebend gewesen, aber bis zur Ankunft des Grafen Hatzfeldt in Konstantinopel hatten sich ausschließlich England, Frankreich und Rußland in diesen Einfluß geteilt. In dem Wechselspiel der Intriguen, das sich in bunter

---

[1]) Kohl befördert in seinen Bismarck-Regesten Hatzfeldt damals bereits zum deutschen Botschafter; solange derselbe in Madrid weilte, war die Gesandtschaft noch nicht zur Botschaft erhoben. Hatzfeldt war damals Geheimer Legationsrat, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister.

Abwechslung unausgesetzt am Goldenen Horn weiterspann, bekam bald der englische, bald der französische, bald der russische Botschafter Oberwasser, bald auch vereinigten sich zwei Mitglieder dieses Trios gegen den dritten und spielten so lange gemeinsame Karte, bis irgend eine Kreuzung der Interessen sie aus Verbündeten wieder zu Gegnern machte. Der deutsche Vertreter hatte niemals irgend welchen politischen Einfluß besessen; höchstens, wenn er glänzend repräsentierte, wie es der Prinz Reuß beispielsweise that, gelang es ihm, sich eine gewisse gesellschaftliche Stellung zu erobern. Graf Hatzfeldt hat die orientalische Politik in dieser Beziehung vollständig über den Haufen geworfen. Sein Einfluß auf den Sultan war ein überraschender; derselbe zerriß alle andern Fäden und verschaffte Deutschland mit einem Male im Orient eine dominierende Stellung. Der Vertreter Deutschlands beherrschte das diplomatische Terrain in der türkischen Hauptstadt vollständig. Die Botschafter von England, Frankreich, Rußland und Oesterreich büßten das Vertrauen bei dem Sultan ein und vermochten gegen den Einfluß des deutschen Grafen nichts zu machen. Die montenegrinischen und griechischen Forderungen wurden einzig und allein durch sein Verdienst friedlich geregelt; der Einfluß des deutschen Diplomaten war so groß, daß sich der Sultan deutsche Beamten zur Ordnung des türkischen Staatswesens ausbat und dadurch große Rivalität und Neid bei den andern Mächten erwirkte.

Besonders genannt wurde Hatzfeldts Name in der Dulcigno-Frage (1880). Er war es, der diese Angelegenheit, das heißt die Uebergabe von Dulcigno seitens des Sultans, glücklich zu Ende führte und die europäische Demonstrationsflotte ihren Zweck erreichen ließ; denn nicht England, welches diese Demonstration ins Leben gerufen, bewog den Sultan zum Nachgeben, sondern die deutsche Diplomatie, in deren Namen und Auftrag der deutsche Botschafter aufs erfolgreichste wirkte. Auch in der tunesischen Frage entwickelte Graf Hatzfeldt eine hervorragende Thätigkeit und übernahm die Führung in den Verhandlungen mit der Pforte.

Man könnte hier einwerfen: „Aber Hatzfeldt ist doch nur Bismarcks Werkzeug gewesen!" Gewiß! Dem Grafen Hatzfeldt gebührt aber noch immer das hohe Lob, die Absichten seines Meisters in einer geradezu musterhaften Weise der Ausführung nahe gebracht zu haben. Er war um so mehr in der Lage, Bismarcks Intentionen auf das genaueste zu kennen, als er mit dem leitenden Staatsmann wiederholt auch während der Konstantinopeler Botschafterzeit persönliche Begegnungen hatte. (Varzin 5.—9. Dezember 1879, Berlin 10. Januar und 6. Februar 1881, zuletzt Beratung über die griechisch-türkische Frage.)

Am 20. Oktober 1879 traf Bismarck durch das unerwartete Ableben des Staatssekretärs v. Bülow ein schwerer Schlag, weil derselbe es ganz besonders verstanden hatte, mit wahrer Aufopferung sich in die Intentionen des leitenden Staatsmannes zu finden. Sein weltmännisches und konziliantes Wesen machte ihn geeignet zu dem Verkehr mit den Vertretern der fremden Staaten und mit dem Reichstage, und seine unermüdliche Arbeitskraft und gewissenhafte Thätig-

keit befähigten ihn besonders, das umfangreiche Ressort des Aeußern mit jener Genauigkeit zu bearbeiten, welche Fürst Bismarck verlangte.[1])

Bei der Umschau nach einem geeigneten Nachfolger fiel Bismarcks Blick sogleich auf Hatzfeldt, und dessen oben erwähnte Einladung nach Varzin (anfangs Dezember 1879) hatte den Zweck, ihn zur Uebernahme der Bülowschen Erbschaft zu bewegen. Hatzfeldt hatte aber damals noch wenig Lust, den angenehmen und gut dotierten Botschafterposten am Goldenen Horn (im Etat für 1878/79 mit 120000 Mark) mit dem überaus anstrengenden, aufregenden und schlecht dotierten Posten des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts (in demselben Etat mit 36000 Mark) zu vertauschen. So kam es, daß der Posten zunächst nicht besetzt, seine Obliegenheiten vielmehr dem deutschen Botschafter in Paris Fürsten zu Hohenlohe-Schillingsfürst und demnächst dem Grafen Limburg-Stirum und dem Dr. Busch anvertraut wurden. Bismarck ist aber nicht der Mann, der einen für notwendig erkannten Gedanken so leichten Kaufs aufgiebt, und die Frucht seiner weiteren Verhandlungen mit Hatzfeldt war, daß derselbe sich endlich (7. Juli 1881)[2]) entschloß, die Stellvertretung des Reichskanzlers im Bereiche des Auswärtigen Amts zu übernehmen. Weil Hatzfeldt nicht sofort zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts und gleichzeitig zum preußischen Staatsminister ernannt wurde, wie sein Vorgänger Bülow, so wurde viel davon gefabelt, daß an Allerhöchster Stelle gegen Hatzfeldt eine gewisse Aversion bestanden habe. Seine Abstammung von der Gräfin Sophie Hatzfeldt, der intimen Freundin des sozialdemokratischen Agitators Ferdinand Lassalle, seine eignen jugendlichen demokratischen Velleitäten sollen namentlich einen solchen Widerspruch erregt haben. Thatsache ist dagegen, daß Hatzfeldt gegen den definitiven Stellenwechsel selbst entschiedene Einwendungen gemacht hat, daß seine Familien- und Vermögensverhältnisse ihm Rücksichten auferlegten, die ihm die Annahme des Definitivums erschweren mußten. Gerade die Stellung als Staatssekretär des Aeußern legt große gesellschaftliche Verpflichtungen im Verkehre mit den Vertretern der fremden Mächte auf, die Herr v. Bülow wegen seines bedeutenden Privatvermögens wohl zu tragen vermochte, für welche Aufwendungen aber das frühere Gehalt des Staatssekretärs nicht genügte. So zog sich denn das Provisorium hinaus, bis der Reichstag das Gehalt des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts auf seinen jetzigen Betrag (50000 Mark) erhöht hatte.

Der am 9. Oktober 1882 erfolgten Ernennung des Grafen Hatzfeldt zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts und Mitglied des Staatsministeriums widmete der Pariser „Temps“ eine eingehende Betrachtung, in welcher zunächst die Ursachen erörtert wurden, die eine Verzögerung dieser Ernennung bisher veranlaßt haben sollten. „Die Erhebung des ausgezeichneten Diplomaten,“ heißt

---

[1]) Nach allem, was man bisher erfahren hat, sind die glänzenden diplomatischen Eigenschaften des Vaters auf den Sohn, unsern jetzigen Staatssekretär des Auswärtigen Amts, übergegangen, den übrigens bereits Bismarck, solange er noch im Amte war, hoch geschätzt hatte. Wir werden uns später mit demselben eingehender zu beschäftigen haben.

[2]) In Kohls Bismarck-Regesten übersehenes Datum.

es weiter, „zu einem Posten, dessen interimistischer Titular er seit langer Zeit war, kann gegenwärtig auf die auswärtige Politik der deutschen Kanzlei keinen Einfluß ausüben. Der Wert aber, welchen Fürst Bismarck der direkten Mitarbeiterschaft des deutschen Vertreters in Konstantinopel beizumessen schien, die ungewöhnliche Beharrlichkeit, mit der er die Zustimmung des genannten Diplomaten durchzusetzen wußte, beweisen, daß der neue Staatssekretär in den Augen des Kanzlers selbst eine wichtigere Persönlichkeit ist als die Räte, deren sich der leitende Minister zu bedienen pflegt." Nachdem der „Temps" dann darauf hingewiesen hatte, daß die vollzogene Veränderung in Europa nicht unbemerkt bleiben dürfte, fuhr er fort:

„Die diplomatische Welt kann sich insbesondere gegenüber der Ernennung des Grafen Hatzfeldt nicht gleichgültig zeigen, wenn, wie einige Personen wissen wollen, Fürst Bismarck bei der Berufung des Grafen zur Teilnahme an seinen Arbeiten daran dachte, in ihm nicht bloß einen Mitarbeiter, sondern auch einen Nachfolger, einen Erben seiner Pläne und seiner Ansichten, einen Fortführer seiner inneren Politik zu bilden. Sicher ist, daß der Reichskanzler eine besondere Achtung für seinen neuen Staatssekretär hat. Diese Ansicht verfehlt auch nicht, in Deutschland Anhänger zu zählen, insoweit wenigstens, als die Bevölkerung dieses Landes sich gestattet, mit einer achtungsvollen Reserve ein Urteil über ihre Regierung zu fällen."

An die letztere, etwas abgeschmackte Tirade knüpfte das Pariser Blatt den Hinweis auf eine Aeußerung der „Times", wonach Graf Hatzfeldt und Graf Waldersee als Koadjutoren des Fürsten Bismarck und des Grafen Moltke cum spe succedendi anzusehen wären; als die mutmaßlichen Nachfolger des Diplomaten und des großen Feldherrn, welche die Größe Deutschlands begründet haben.

Hatzfeldts Wirksamkeit als Staatssekretär des Auswärtigen Amts war eine ausgedehnte. Sie umfaßte die eigentliche auswärtige Politik, die Handelspolitik[1]) und die Kolonialpolitik.[2]) In der afrikanischen Konferenz des Jahres 1884 war Hatzfeldt neben dem Fürsten Bismarck Bevollmächtigter für Deutschland und führte an der Stelle des abwesenden Reichskanzlers das Präsidium. In der zweiten Sitzung der Konferenz legte er den von der deutschen Reichsregierung ausgearbeiteten Entwurf einer Erklärung über die Handels- und Schiffahrtsfreiheit im Kongobecken vor.

Das Gebiet, das Hatzfeldt als Staatssekretär am meisten beherrschte — in die Kolonialpolitik arbeitete er sich erst allmählich hinein —, war die auswärtige Politik. Es kam ihm vor allem zu gute seine Gewandtheit in dem Verkehr mit

---

[1]) Zu vergleichen mein Werk: Aktenstücke zur Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck Bd. II S. 130, 137, 141.

[2]) Erlasse Hatzfeldts, d. d. 12. November und 22. Dezember 1883, betreffend deutsche Kolonialpolitik in Westafrika (Angra Pequena), findet man in den sogenannten „Weißbüchern". Ein in Kohls Bismarck-Regesten übersehener Erlaß, in Vertretung des Reichskanzlers gez. Hatzfeldt, datiert vom 8. Juni 1885.

dem diplomatischen Corps und seine Beherrschung der französischen Sprache, sowohl mündlich als auch im Schriftlichen. Hatzfeldt zeigte sich in der Entwerfung von diplomatischen Noten als Meister; auf den ersten Blick erkannte er bei jeder Frage den Kernpunkt, den er niemals aus dem Auge verlor und geschickt mit den nötigen Arabesken zu versehen wußte. Was er schrieb, war aus einem Guß; um das Nebensächliche kümmerte er sich dann allerdings wenig, und in allen nichtpolitischen Fragen schenkte er denjenigen seiner Räte, die er als zuverlässig erkannt hatte, volles Vertrauen.

Hatzfeldts Stellung gegenüber seinen Räten kam der Umstand zu gute, daß er infolge seines fast täglichen Verkehrs mit Bismarck — solange derselbe in Berlin weilte — dessen Intentionen auf das genaueste kannte. Von seinen Räten stand er vorzüglich mit Holstein und gut mit v. Brauer, Rudolf Lindau, Graf Rantzau, v. Kusserow, auf schlechtem Fuß dagegen mit L. Bucher. Das Verhältnis mit den Unterstaatssekretären Dr. Busch und Graf Herbert Bismarck ließ nichts zu wünschen übrig.

Auffallend zurückhaltend war er dem Parlament gegenüber; er hat im Reichstag nicht einmal das Wort ergriffen. Da Bismarck dies Geschäft selbst besorgte, so ergab sich nach dieser Richtung hin keine Lücke.

Hatzfeldts Gesundheitsverhältnisse waren übrigens bereits dazumal keine glänzenden; auf seinem Arbeitstisch stand meistens ein Glas mit Milch, und in stundenlangem Lawntennis-Spiel mußte er ein Gegengewicht gegen die Anstrengungen suchen, die ihm der Dienst tagein tagaus schaffte.

Der Gedanke, in den auswärtigen Dienst zurückzukehren, wurde dem Grafen in erster Linie durch die noch heutzutage ungenügende Dotierung der Stelle des Staatssekretärs des Auswärtigen Amts nahegelegt. Als solcher bezog er bei großen repräsentativen Anforderungen ein Gehalt von nur 50000 Mark; der Londoner Botschafterposten ist dagegen mit dem Dreifachen, mit 150000 Mark dotiert. Außerdem wird wohl auch der Umstand mit eine Rolle gespielt haben, daß er sich einen weniger aufreibenden Posten wünschte, und daß bei dem Fürsten Bismarck der Wunsch rege wurde, den Grafen Herbert Bismarck, der unter Hatzfeldt ein Jahr als Unterstaatssekretär wirkte, geschäftlich dadurch näher an sich zu ziehen, daß er ihm die Leitung auch der auswärtigen Politik ganz anvertraute.

Wie man sich denken kann, hatte Hatzfeldt in Berlin seine Feinde; es scheint, daß sich die politischen Freunde seiner Mutter von Lassalles Zeiten an seine Rockschöße hängen wollten, und als Hatzfeldt sie kräftig von sich abschüttelte, begannen sie gegen ihn zu intrigieren.

Um den Staatssekretär zu kompromittieren und vielleicht bei Bismarck zu verdächtigen, reproduzierte die „Volkszeitung" ein Schreiben der „Süddeutschen Post", das dieser von einem „Sozialdemokraten aus Berlin" zugegangen sei. Es wurde darin dem Grafen nachgesagt, seine Mutter habe dem ehemaligen Redakteur der eingegangenen „Berliner Freien Presse", Leopold Schapira, in des Grafen Beisein gelegentlich einer Unterredung die Eröffnung gemacht,

der Reichskanzler müsse „im vitalen Interesse Deutschlands schleunigst entfernt werden". Hierzu sowie für die Reformprojekte wohlwollender Personen habe die Gräfin die Unterstützung der Sozialdemokratie von Herrn Schapira verlangt. Das „Deutsche Tageblatt" Nr. 301 vom 3. November 1882 bemerkte zu dieser sensationellen Nachricht:

„Wir haben selbstredend nicht das mindeste Interesse, zu untersuchen, wie vieles oder wie weniges wahr ist von dem, was der ‚Sozialdemokrat aus Berlin' der ‚Süddeutschen Post' geschrieben; ein eigentümliches Licht wirft die Darstellungsweise jedoch auf die ganze Geschichte, wenn man der überaus klugen Gräfin zumutet, sie habe mit Leuten wie Schapira derartige Unterhaltungen gepflogen, denn dieser hatte doch günstigenfalls die ‚Unterstützung der Sozialdemokratie' nicht zu vergeben. Glaubte die Gräfin einer solchen Unterstützung zu bedürfen, so hätte sie sicherlich ihre Anträge an eine andre, etwas gewichtigere Adresse gerichtet denn an den absolut unbekannten Schapira. Wir haben es hier wohl mit nichts denn einer Renommisterei zu thun. Der ‚Sozialdemokrat aus Berlin', der der ‚Süddeutschen Post' diesen Bären aufgebunden, sitzt übrigens, wie wir aus sicherer Quelle wissen, wohlgemut in München und nennt sich mit Vorliebe ‚Kammergerichtsreferendar a. D.' Jedenfalls wird durch dieses Versteckspielen die Glaubwürdigkeit der ohnehin plumpen Anekdote nicht sonderlich erhöht."

Als im Herbst 1885 die Ernennung des Grafen Hatzfeldt zum Nachfolger des Grafen Münster als deutscher Botschafter in London bekannt wurde, war die diplomatische Welt in hohem Grade überrascht, denn bis dahin hatte es allgemein geheißen, v. Radowitz, der damalige Botschafter in Konstantinopel, gehe nach London, wo er als genauer Kenner der wieder in den Vordergrund getretenen orientalischen Verhältnisse sehr am Platze sei. Den Grafen Hatzfeldt aber schickte man — in Gedanken — nach Konstantinopel zurück. Hierfür wurde das Folgende geltend gemacht: „Graf Hatzfeldt hat sich dort sehr wohl gefühlt. Nach seiner zunächst bloß thatsächlichen — ich meine noch nicht rechtlichen[1]) — Wiedervereinigung mit seiner von ihm getrennt gewesenen Gattin gilt es als sein Wunsch, auch ein äußerliches Zusammenleben mit seiner Familie herzustellen. Verhältnisse aller Art, wie sie an Höfen mit strenger Etikette sich geltend machen, würden es kaum gestatten, daß diesem Wunsche in Berlin, in Petersburg oder in London Erfüllung werde. In Konstantinopel dagegen bereiten die Verhältnisse in dieser Beziehung keinerlei Schwierigkeit."

Als es anders kam, suchte man den Grund der Verschiebung der ursprünglich in der diplomatischen Welt aufgestellten Kombination darin, daß Fürst Bismarck dem Posten in London in den gegenwärtigen Verhältnissen eine ganz besondere Bedeutung beilegte, eine höhere augenblicklich, als denen in Paris und Konstantinopel. Daher bleibe Radowitz, wo er gewesen, und Graf Münster vertausche

---

[1]) Eine Wiedervermählung mit der geschiedenen Gattin fand erst im Oktober 1889 statt.

London mit Paris, während der bisherige Staatssekretär Graf Hatzfeldt durch seine Londoner Mission ausgezeichnet werde.

Der neue deutsche Botschafter wurde von dem Organ des Kabinetts Salisbury, der „Morning Post“, mit einem Artikel begrüßt, worin es heißt: „Hatzfeldts Ankunft wird als ein neuer Beweis begrüßt werden, daß die Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland bestimmt sind, einen herzlichen und freundlichen Charakter zu behalten. Wahrlich, nichts als die Verirrungen liberaler Minister konnten die Erscheinung einer Spannung zwischen den verwandten Völkern Deutschlands und Großbritanniens hervorgebracht haben. Wir haben nie das Recht andrer Nationen bestritten, in fernen Ländern einen Absatz für überwachsende Bevölkerung und Industrie zu suchen. Noch weniger könnten wir dieses Recht einer Nation streitig machen, die, wo sie ihre Flagge aufpflanzt, der Welt die Segnungen der Zivilisation sichern wird. Die größte Seemacht der Welt kann gegen die größte Militärmacht Europas keine Eifersucht hegen. Die Streitkräfte der beiden Nationen können nur eine Bürgschaft des Friedens sein, der für die Entwicklung der Industrie und des Handels so wesentlich ist. Wenige Staatsmänner in Deutschland haben mehr als Graf Hatzfeldt das Vertrauen und die Achtung des Fürsten Bismarck genossen. Daß dieser ihn als hiesigen Botschafter vorgeschlagen, ist ein Beweis von seiner Befähigung, Intelligenz und seinem Takte. Er kommt hier an in einem höchst interessanten und aufregenden Momente, wo das Land im Begriffe, seine Wahlen vorzunehmen. Wenige Wochen konservativen Regimes genügten, England in die seinen Ueberlieferungen und seiner Größe anpassende Stellung zu bringen. Graf Hatzfeldt, der in Berlin bei der Kongokonferenz Zeuge von Englands Isolierung und Demütigung war, die ausschließlich liberaler Mißverwaltung und Unentschlossenheit zuzuschreiben ist, erblickt England jetzt, wie es seine Stelle wieder übernimmt und auf der Konstantinopeler Konferenz die Stellung inne hat, die es auf dem Berliner Kongreß hatte.“

Ebenso sympathisch lautete die Begrüßung in der „Pall Mall Gazette“: „Graf Hatzfeldt ist lange die rechte Hand des deutschen Kanzlers gewesen und wird daher im stande sein, selbst mit größerem Gewicht als dem zu seinem hohen Amte gehörigen zu sprechen. Er hat sich viel in Gesellschaft des Fürsten bewegt, und der Kanzler ist, wie wir wissen, ein offenherziger und gesprächiger Mann, wenn er sich gehen läßt. Außerdem ist Graf Hatzfeldt seit mehreren Jahren derjenige Minister gewesen, welcher die Erlasse aus Varzin oder Friedrichsruh auszuführen hatte. Er wird somit den Kanzler durchweg repräsentieren, was doch im ganzen die große Hauptsache ist.“

Graf Hatzfeldt hat die auf ihn in seiner neuen Stellung gesetzten Hoffnungen sicher nicht unerfüllt gelassen. In einer Zeit, da die Beziehungen zwischen England und Deutschland durch das Eintreten des letzteren in die Kolonialmächte oft recht gespannt wurden, waren es neben der allgemeinen Politik besonders die afrikanischen Verhältnisse, die seine Gewandtheit auf die Probe stellten. Das Nähere hierüber ist aus den sogenannten Weißbüchern bekannt geworden. Nach

wie vor erfreute sich der Botschafter der guten alten Beziehungen zu Bismarck, die besonders in mehrfachen Besuchen desselben in dem Tuskulum des Reichskanzlers ihren Ausdruck fanden. Zuletzt unter Bismarcks Amtsthätigkeit war Hatzfeldt Anfangs September 1889 in Friedrichsruh, und er begleitete den hohen Gutsherrn auf der Fahrt nach dem Gute Schönau, wo seine Leute auf grünem Rasen sich mit Tanz vergnügten.

Bismarcks Verabschiedung hatte auf die dienstliche Stellung Hatzfeldts keinen Einfluß; er war Caprivi, nachdem der unvergleichliche Meister der Staatskunst sich nach Friedrichsruh zurückgezogen hatte, unentbehrlich, und da auch der Kaiser Wilhelm II. viel auf ihn hielt, so kam es oft vor, daß Hatzfeldts Stimme noch eingeholt wurde, bevor sich der Monarch über Caprivis resp. Marschalls Vorschläge schlüssig machte. In der letzten Zeit dringen in gewissen Zwischenräumen von London immer wieder neue ungünstige Nachrichten über das Befinden Hatzfeldts herüber; aber auch bei beschränkter Arbeitskraft vermag derselbe dem Vaterland mehr zu nützen, als ein weiß Gott wie frischer, gelehrter und arbeitslustiger Nachfolger; denn die Diplomatie ist eine Sache angeborenen Instinkts, wer ihn hat, hat ihn, und wer ihn nicht besitzt, lernt ihn auch nicht.

Fassen wir alles zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse: In der Schule gewandter Staatsmänner und Diplomaten, welche Fürst Bismarck herangezogen hat, gilt Graf Paul Hatzfeldt als einer der fähigsten. Er war, wie Bismarck einmal scherzend bemerkte: „Das beste Pferd in seinem Stalle“.



Bei Jules Claretie.

Von

Bruno Petzold (Paris).

Als das klassische Land der Causerie pflegt Frankreich bezeichnet zu werden. Und fragen wir die Franzosen selbst, wen unter ihren Zeitgenossen sie für den Meister der Causerie halten, so werden sie zweifellos Jules Claretie nennen. Jules Claretie ist der causeur par excellence. In unsern ernsten und problematischen Zeiten hat er der viel geschmähten Kunst der Causerie noch ein Plätzchen in der Litteratur gesichert. Denn auch in Frankreich verlernt man das causer, das mündliche sowohl wie das schriftliche; ja, viele Franzosen schelten die Causerie heute geradezu ein albernes Ding. Das sind Leute, die vergessen, daß in einer kleinen Causerie mehr Gehalt und Stoff zum Nachdenken enthalten sein kann als in einem dickleibigen Folianten.

Ehe wir Jules Claretie selber sprechen lassen, wollen wir einige biographische Notizen über ihn vorausschicken. Geboren wurde Jules Claretie am 3. Dezember 1840 in Limoges als Sproß einer perigurdinischen Familie. Im Alter von elf Jahren kam er nach Paris und empfing seine Ausbildung zuerst im Collège Chaptal, später im Lycée Bonaparte. Schon als Vierzehnjähriger veröffentlichte er in dem Journal „Les cinq centimes illustrés“ eine Novelle, betitelt: „Le rocher des fiancés“. Diesem erfolgreichen Erstlingswerk folgten bald eine Tragödie „La mort de Pompée“, ein sechshundert Seiten langer Roman „Les secrets d'exil“ und eine Menge litterarische Essays. Als Claretie das Lyceum verließ, wußten seine Eltern nicht recht, was sie mit dem jungen Schriftsteller anfangen sollten. Zum Advokaten hatte der Schlingel keine Lust, und ihren Sohn in die Journalistik eintreten und Berufsverfehler werden zu lassen, davor schreckten die Eltern zurück. So brachten denn die guten Leute bis auf weiteres ihren Julius in dem Bureau eines befreundeten Kaufmanns unter, wo er die spanische Korrespondenz besorgte. Wie vorauszusehen war, blieb Claretie jedoch nur kurze Zeit Handlungslehrling; der Löwe hatte Blut geleckt und war nicht mehr zu bändigen. Im Alter von neunzehn Jahren widmete sich denn Claretie völlig der Journalistik und schrieb nach Herzenslust Plaudereien, Tageschroniken, litterarische Kritiken und Theaterbriefe für den „Diogène“, die Versuchsbühne aller litterarischen Talente, für den „Artiste“ unter der Direktion Arsène Houssayes, für „La France“, „Le Figaro“, „L'Indépendance Belge“, für „L'Illustration“, „Le Rappel“ und „La Patrie“, an welcher Zeitung auch François Coppée lange Zeit die dramatische Kritik ausgeübt hat.

Während des Krieges von 1870 folgte Claretie der Rhein-Armee als Kriegsberichterstatter der Opinion Nationale, von Sarreguemines bis Metz, immer zu Fuß, öfters als Spion aufgegriffen und bedroht. Von Metz ging Claretie nach Paris, suchte aber bald wieder den Kriegsschauplatz auf und war Zeuge der Kapitulation von Sedan. Abermals nach Paris zurückgekehrt, bethätigte sich Claretie während der Belagerung als Generalstabskapitän der Nationalgarde. Auch als Sekretär der Kommission zur Registrierung und Veröffentlichung der kaiserlichen Papiere machte sich Claretie in diesen Tagen des Schreckens und der Wirrnisse bemerkbar und erwarb sich als Mitglied der Kommission für öffentlichen Unterricht nicht unerhebliche Verdienste um die Einrichtung von Volksbibliotheken, die zunächst dazu bestimmt waren, Bücher für die Verwundeten zu liefern. In dieser Zeit fühlte sich Claretie versucht, als Politiker aufzutreten, brachte es aber als solcher nur zu einem ersten Debüt. Im Februar 1871 ließ er sich als Kandidat der Nationalversammlung aufstellen und erhielt auch in der Haute-Vienne 17454 Stimmen, die aber nicht genügten. Eine spätere Kandidatur fürs Kommuneparlament, die ihm von einem Vermittlungskomitee angetragen wurde, lehnte Claretie ab, da er als gemäßigter Republikaner in keine Beziehung zu einer revolutionären Bewegung treten mochte. Nach diesem politischen Intermezzo kehrte Claretie zu seiner ersten Liebe, der Litteratur, wieder zurück und widmete seine Feder als Chroniker und Kritiker verschiedenen Zeitungen,

wie „La Presse“, „Le Petit Journal“, „Le Soir“, vor allem aber „Le Temps“. Im Oktober 1885 wurde Claretie Direktor der Comédie Française, im Januar 1888 Mitglied der Akademie. Hier empfing ihn elf Monate später Ernest Renan, der den Chroniker Claretie mit den Worten auszeichnete: „Ce cher XIXe siècle, l'avenir en dira beaucoup de mal; on sera injuste si on ne reconnaît pas qu'il fut charmant. Tel il apparaît dans vos tableaux. Vous lire, quand vous écriviez ces jolies pages, c'était un de mes délassements!“

Aber Jules Claretie ist nicht nur Chroniker hervorragender Art, der sich von andern Feuilletonisten durch seine natürliche und schlichte, jeder Künstelei bare Sprache unterscheidet — Claretie ist auch Historiker, Dramatiker, Romancier und Novellist. Unter seinen zahlreichen mit überraschender Leichtigkeit produzierten Werken heben wir als besonders charakteristisch und interessant hervor: unter den Geschichtswerken: „Étude sur Camille Desmoulins et les Dantonistes“, „Les derniers Montagnards“, „L'histoire de la Révolution de 1870/71“, „La débâcle“, „Le champ de bataille de Sedan“, „La France envahie“, „Paris assiégé“, „La guerre nationale“; unter den Reisebeschreibungen: „Voyages d'un Parisien“, „Les Prussiens chez eux“, „L'Alsace et la Lorraine depuis l'annexion ou cinq ans après“, „Journées de vacances“; unter den Romanen und Novellen: „Pierille“, „Robert Burat“, „Le drapeau“; unter den kritischen Werken: „Molière, sa vie et ses œuvres“, „La vie moderne au théâtre“, Peintres et sculpteurs contemporains“, „L'art et les artistes contemporains“; unter den Bühnendichtungen: „La famille des gueux“, „Monsieur le ministre“. In allen diesen Werken wie in der Feuilletonsammlung „La vie à Paris“ nimmt die Causerie einen mehr oder weniger breiten Raum ein. Der Causeur verleugnet sich eben in Claretie nie. Auch die folgende Unterredung, die ich mit Claretie kürzlich hatte und die ich, so gut ich es verstehe, wiedergeben will, kann als Beweis hierfür dienen.

„Meine Kindererinnerungen,“ begann Claretie seine Plauderei, „gehören meiner Vaterstadt Limoges. Limoges ist nicht uninteressant. Mr. Bonnat brauchte nicht bis Kairo zu gehen, um die Sujets für seine pittoresken Gemälde zu suchen; in Limoges fände er hinreichend Stoff. Allein die Rue de la Boucherie lohnt eine Reise nach Limoges; cela est d'une hideur superbe: eine enge, düstere, ans Mittelalter erinnernde Gasse, von hölzernen Häusern und Fleischbänken eingerahmt und von schrecklichen Hunden mit fletschenden Zähnen bewacht. Während der Nacht können die Fleischer ruhig ihre Läden offen lassen, denn die Meute würde jeden Fremden zerreißen, der es wagte, seinen Fuß in diese Höhle zu setzen. Ein Lancier kam thatsächlich auf diese Weise ums Leben, als er sich eines Abends in die Fleischergasse verirrte.

„Dieses Fleischerviertel ist eine Stadt für sich, und die Fleischer haben besondere Sitten; sie bilden sozusagen eine Art abgeschlossene Aristokratie. In ganz Frankreich giebt es wohl kaum eine zweite gleich solide Organisation. Die Fleischer von Limoges sind sehr reich. Sie heiraten unter sich und könnten Millionen untereinander verteilen. Nur durch ihre Vornamen unterscheiden sich

die Angehörigen dieser vier oder fünf Familien, und die Vornamen sind stets dieselben. Einer heißt Karl X., ein andrer Ludwig XVIII. Immer sind es Namen von Königen oder Prinzen; denn unsre Fleischer sind sehr monarchisch gesinnt. Sie genießen seit Heinrich IV. das Vorrecht, jedem Mitglied der regierenden Familie, das in Limoges einzieht, Gefolge leisten zu dürfen. So haben sie die Herzogin von Angoulème und den Prinzen Napoleon eskortiert.

„Ich selbst erinnere mich, als Kind von einem Balkon herab zugeschaut zu haben, wie die Fleischer den Herzog und die Herzogin von Nemours begleiteten. Die Fleischer waren mit jenen staunenerregenden Gewändern, mit jenen dreieckigen Hüten und superben Westen bekleidet, die sich vom Vater auf den Sohn vererben, eine wahre Uniform, die ein wenig komisch ist, auf die aber unsre Fleischer sehr stolz sind. Man dürfte nicht wagen, ihnen das droit de joyeuse entrée zu nehmen; sie würden vor Aerger krank werden. Man nennt sie und sie nennen sich selbst auf Grund dieses Rechtes die Blutfürsten.

„Die Fleischer von Limoges sind eine Macht, mit welcher die Stadtverwaltung rechnen muß. Ganz ergeben der Regierung wie allen Regierungen, üben die Fleischer einen ungeheuern Einfluß auf die Wahlen aus. Sie zwingen gewissermaßen die Bauern zur Wahl. Gelegentlich der Wahlen vom Mai 1869, als Jules Simon gegen Mr. Nouailhier auftrat, sagten die Fleischer zu den Bauern beim Viehkauf:

„,Was kostet deine Kuh, oder dein Ochse?' — ,Achtzig Franken.' — ,Achtzig Franken?! Geh doch, hier hast du sechzig Franken. Aber erinnere dich, wenn wir die Republik hätten, würde ich dir nur vierzig bezahlen. Also genau zwanzig Franken läßt dich der Kaiser verdienen. Vergiß das nicht und stimme nicht für Jules Simon, wenn du deine zwanzig Franken behalten willst.' —

„Ceci en patois. Man begreift die Wahlpropaganda, welche diese Leute, die von Berufs wegen alle Märkte besuchen, für die Regierung üben können. Daher sind sie auch die Lieblinge der Obrigkeit. Alle Jahre — ich weiß nicht mehr, an welchem Tage — geben die Fleischer ein Festessen in einer kleinen Kirche, die der Innung gehört und die am Ende der Fleischergasse liegt. Der Präfekt, der Bürgermeister und der Platzkommandant sind zu diesem Essen eingeladen. Man diniert in einem improvisierten Speisesaal an der Stelle, wo sich die Orgel befinden könnte, und die Honoratioren müssen auf einer kleinen Wendeltreppe, der zum Geländer der Glockenstrick dient, bis oben hinaufklettern. Das mag schon manchem sauer geworden sein. Uebrigens mögen die neuen Zeiten auch Limoges modernisiert haben. Ich spreche hier von dem Limoges, wie ich es in meiner Kindheit und zum letztenmal im Sommer 1870 gesehen habe.

„Von Limoges," fuhr Claretie nach kurzer Pause fort, „kam ich nach Paris. Was man als Zwanzigjähriger erlebt, haftet am besten in der Erinnerung, und die Erinnerungen meiner zwanzig Jahre ranken sich um den grenier Jules Simons. Der Salon Jules Simons, an der Place de la Madeleine, war ein asile spécial pour la libre causerie, supérieure et vraiment française. Die auserlesensten Geister versammelten sich dort zum wechselseitigen Ideenaustausch,

und die Jugend fand daselbst mächtige Anregung für ihre Hoffnungen und Freiheitsträume. In den Tuilerien fürchtete man Jules Simon und betrachtete sein Haus als ein Nest von Verschwörern, und in der That hütete man hier die Freiheit der Zukunft und bedauerte die entschwundene Republik.

„Wir jungen Leute blickten mit Verehrung und Bewunderung auf diesen Kreis bedeutender Litteraten und Politiker, Gelehrten und Künstler, die sich um Jules Simon versammelten; wir lauschten ihren Worten und bedachten ihre Reden. Aber vor allem war es Jules Simon selbst, dem man an diesen unvergeßlichen Abenden zuhörte. Er war nicht nur der liebenswürdige Wirt, er war der geistige Mittelpunkt seines grenier. Il causait comme personne. Alles schwieg, wenn er mit seiner zuerst ein wenig leisen, dann immer stärker werdenden Stimme eine Tagesfrage behandelte oder die Erinnerung an entschwundene Zeiten wachrief. Ihm zuzuhören war ein Genuß, denn er verfügte über eine hinreißende Beredsamkeit ohne Spur von Prätension.

„Aber die Haupteigenschaft und eigentliche Kraft Jules Simons war seine Güte, — nicht jene schwächliche und platonische Güte, die nicht zu kämpfen und zu hassen versteht, sondern die nachsichtige, etwas melancholische Güte eines Mannes, der viel erlebt, viel gehofft und viel verziehen hat.

„Ich beschwor ihn manchmal, doch endlich seine Memoiren aufzuzeichnen, die er uns hie und da kapitelweise erzählte: ‚Wozu?‘ pflegte er zu antworten. ‚Wenn ich nicht die Wahrheit sagte, würde ich mich verachten, und wenn ich sie sagte, würde ich vielleicht zu viel Leute verächtlich machen. Vergessen ist so süß!‘

„Ich erinnere mich noch an eine Sitzung der Akademie Française, wo Jules Simon den Vorschlag eines seiner Freunde mit den Worten verteidigte: ‚Ich bin alt, aber ich habe keine Furcht. Leben ist Kampf, Schweigen Tod. Wir leben, um Streiche zu empfangen und Streiche auszuteilen. Diskutieren wir laut, und fürchten wir uns nicht, heute zu thun, was man seit Jahrhunderten gethan.‘

„An dem Juli-Abend des Jahres 1870, an welchem der Krieg erklärt wurde, befand ich mich bei Jules Simon. Stöße von Papier waren in seinem Kabinett aufgehäuft, Petitionen zu Gunsten unentgeltlichen obligatorischen Unterrichts. Die Papiere, die einen der schönsten Träume Jules Simons verwirklichen und den friedlichen Kampf gegen die Unwissenheit eröffnen sollten, erwarteten die Unterschrift. Von der Place de la Madeleine und den Boulevards herauf drang durch das geöffnete Fenster das Schreien und der Tumult der Menge. Jules Simon zeigte traurig auf die Petitionen und mit verzweifelter Gebärde fügte er hinzu: ‚Voilà inutiles maintenant. Tout cela n'est plus bon qu'à faire des gargousses.‘

„In demselben Zimmer sah ich Jules Simon zum letztenmal auf seinem Totenbett.“

„Was können Sie mir von Gambetta erzählen?“ unterbrach ich das eingetretene Stillschweigen.

„Von Gambetta?“ erwiderte Claretie, „das war ein Patriot und ein guter Mensch. Ich kann mich rühmen, indirekt wenigstens mein bescheidenes Teil zu dem Ruhme Gambettas beigetragen zu haben. Es war im Jahre 1857, als ich wegen eines Artikels angeklagt wurde, der viel Geschrei verursachte und die Runde durch die ganze liberale Presse machte. Ich wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Gambetta führte den Prozeß für mich und zog hierdurch zum ersten Male die Aufmerksamkeit der Oeffentlichkeit auf sich.

„Nie bin ich mit Gambetta zusammengetroffen, ohne daß ich ihn nicht, selbst in einer schnellen Plauderei, das Wort patrie hätte aussprechen hören. Das Vaterland, Frankreich war seine ganze Liebe. Von Temperament war Gambetta ein echter Franzose, würzig wie feuriger Wein. Seinen Geist hatte er an Rabelais und dessen gesundem, kernigem bon sens genährt. Wie konnte er lachen! Sie hätten ihn mit seiner sonoren, vibrierenden Stimme ein Kapitel aus Gargantua vortragen hören sollen!

„Ich erinnere mich einer unvergeßlichen Plauderei mit Gambetta in Ville-d'Avray, in dem Hause des Verlegers Lemerre, an einem schönen Junimorgen. Gambetta war damals Kammerpräsident; aber er vergaß die Sorgen seines Amtes, um, wie in den Tagen seiner Jugend, von dem zu plaudern, was er so sehr liebte, von der Litteratur, der Malerei, dem Salon.

„‚J'ai toujours regretté de n'avoir pas fait un Salon‘, sagte Gambetta.

„‚Man kann dort debütieren wie Thiers,‘ antwortete ich, ‚mais on n'a plus à faire un Salon quand on a fait de l'histoire!‘

„Er schüttelte den Kopf und lächelte:

„‚Oh! de l'histoire, pas encore! . . . Mais cela viendra!‘

„Das war im Jahre 1880. Mit seinem bekannten Optimismus erklärte sich Gambetta mit den politischen Verhältnissen zufrieden:

„‚Cela va bien,‘ bemerkte er, ‚il y a bien quelques criailleries, dans un coin, mais pas nombreuses.‘

„Diese quelques criailleries, von denen Gambetta sprach, waren die haßerfüllten Artikel, mit denen man ihn bereits überhäufte und die er ebenso schnell vergaß, wie er sie gelesen hatte, denn er konnte nicht hassen. Er fand nur das Wort railleur, niemals das Wort méchant. Aber seine Launen verschafften ihm leicht Feinde, besonders unter den dummen Pedanten, die keinen Spaß verstehen.

„Während der Einweihung der Fontaine, die zum Gedächtnisse Corots vor den Teichen von Ville-d'Avray errichtet ist, saß ich neben Gambetta. Er hatte mehrere Reden gehalten, von denen eine besonders wortreich.

„‚Welch lange und anstrengende Rede,‘ sagte ich ganz leise zu ihm.

„Mit einem humorvollen Lächeln erwiderte er laut:

„‚Oh! cela vous ennuie, vous! Mais, moi, j'y suis habitué!‘

„Uebrigens dachte er öfter an Straßburg und an Metz als an die Reden in der Kammer. Wie oft habe ich ihn nicht den geliebten Namen „Straßburg“ aussprechen hören! —

„Da fällt mir eine hübsche Anekdote von Viktor Hugo ein, die Ihnen gewiß Spaß machen wird," fuhr Claretie fort. „Viktor Hugo hat mir oft erzählt, auf welche Weise er sich versicherte, ob seine Freunde als Kandidaten der Akademie auftreten wollten. ‚O, das ist sehr einfach,‘ pflegte er mit seinem göttlichen Lachen zu sagen. ‚Ohne mir etwas merken zu lassen, lanziere ich da mitten beim Diner einige ungeheuerliche Späße gegen die Akademie. Wer von meinen Zuhörern nicht lacht, präsentiert sich bei den nächsten Wahlen als Kandidat. Ich habe das Experiment mit Théophile Gauthier gemacht. Lange, ehe er sich präsentierte, wußte ich, daß er sich um den Sitz in der Akademie bewerben würde.‘

„Und als Viktor Hugo eines Abends hinzufügte: ‚C'est immanquable,‘ wandte er sich mit schalkhafter Treuherzigkeit zu einem seiner Tischgenossen und rief fröhlich aus:

„‚Tiens, voilà Flaubert qui ne rit pas! . . . Flaubert! vous n'avez pas ri! . . . Messieurs, Flaubert sera bientôt de l'Académie française.‘

„‚Jamais!‘ antwortete mit Donnerstimme der Verfasser von Salammbô.

„‚Vous pouvez dire jamais tant que vous voudrez,‘ rief Viktor Hugo. ‚Vous n'avez pas ri! Vous n'avez pas ri, mon cher Flaubert! J'ai diagnostiqué le premier symptôme de la fièvre verte!‘[1])

„Als Viktor Hugo aus der Verbannung zurückkehrte, ließ ich es mir nicht nehmen, ihm sein erstes Dejeuner auf heimatlichem Boden zu offerieren und zu bezahlen. Ein Stückchen Brot von diesem Dejeuner hob der Dichter auf und sagte zu mir: ‚Vous trouverez ça un jour dans un vers‘. Doch habe ich den Vers bis heute nicht finden können. —

„Ueber Dumas fils wollte ich Ihnen einiges erzählen," nahm Claretie seine Plauderei wieder auf. „Dumas fils war mein Freund. Oft hat er mir erzählt, wie er, zwanzig Jahre alt, der Laune ergeben, ein unnützes, gedankenloses Leben führend, von allen geliebt, von allen verzärtelt, plötzlich zur Besinnung kam und sich in die Arbeit rettete. Um sich zu seinem täglichen Pensum zu zwingen, unterzeichnete er einen heroischen Vertrag mit einem Verleger, worin er sich für wenige Banknoten verpflichtete, innerhalb bestimmter Zeit sechs Romane zu liefern; der letzte dieser Romane war die Affaire Clémenceau.

„Wie sein Vater hatte Dumas fils das Bedürfnis, immer die Feder in der Hand zu halten, eine von jenen Gänsefedern, von denen er stets an die dreißig vor sich liegen hatte, frisch geschnitten und verführerisch. Schrieb er nicht an seinen Werken, so schrieb er Briefe an Freunde oder an geängstigte Seelen, die ihn über dieses oder jenes Moralproblem zu Rate zogen. Welch bewunderungswürdiger Journalist war nicht Dumas! Welch schönes Denkmal wird seine Korrespondenz für ihn sein, wenn man sie einst veröffentlichen wird.

---

[1]) Das Wort fièvre verte stammt von dem geistvollen Kritiker Pontmartin und bezieht sich auf die grünen Palmen, die auf die Uniform der Akademiker gestickt sind und von den Kandidaten der Akademie fieberhaft begehrt werden.

Seit Voltaire hat niemand in so klarem Stil, in so anregender, gedankenreicher Sprache geschrieben.

„Wie alle großen Dichter verstand es auch Dumas fils, seine eignen Leiden dichterisch zu verwerten. Mit seiner ironischen und männlichen Verve hat er mir einst erzählt, wie er bei Abfassung jener Scene der Demi-Monde, wo Mr. de Naujac von der Baronin d'Ange Rechenschaft über ihre Vergangenheit fordert, — wie er da seine Arbeit unterbrach, sich zu seiner Maitresse, die einem andern geschrieben hatte, begab, ihr den Beweis ihres Verrates unter die Augen hielt und trotz eigner Leiden die Lüge des Weibes studierte, ihre Entschuldigungen, ihr Flehen, Seufzen, Händeringen notierte und — zurückkehrte, um seine Scene zu vollenden.

„Mit dem letzten Werke Dumas', betitelt La Route de Thèbes oder La Troublante, hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Dumas wollte mit diesem psychologischen Drama, angeregt durch die moderne idealistische Bewegung und die Lektüre Ibsens, einen neuen Faust, einen französischen ‚Brand' schaffen. Auch er wollte versuchen, die Probleme des Glaubens zu lösen, die Zweifel des geängstigten Gewissens zu stillen, die Abgründe des Gedankens zu ermessen, das Symbol des Lebens in seiner Klarheit darzustellen. Zehn Jahre lang hat Dumas an diesem Werke gearbeitet, es immer wieder umstoßend und von neuem beginnend. Oefters glaubte er sich am Ziele und las mir dann das lang versprochene Werk vor. Welch köstlicher Tag, als Dumas mir in Gegenwart eines ganz jungen Mannes, der für ihn die neue Generation bedeutete, Scene für Scene, Akt für Akt diese Route de Thèbes vortrug, erst ganz leise, dann immer lebhafter und lebhafter werdend. Ich glaubte das Werk, das meines Erachtens ein Meisterwerk ersten Ranges war, nun glücklich vollendet und bühnenfertig. Da wurde es von Dumas aufs neue zurückgezogen, um abermals umgearbeitet zu werden. Und ach, eines Morgens wurde ich wie vom Blitze getroffen durch einen herzzerreißenden Brief, worin mein großer Freund mir die Wahrheit, die ganze Wahrheit über sich und sein Werk mitteilte: ‚Ne comptez pas sur moi . . . Je suis vaincu! . . .' lauteten wie ein Wehruf die niederschmetternden Worte, mit denen Dumas fils seinen Bankerott erklärte.

„Kurze Zeit darauf starb Dumas, der wie sein Vater ein Koloß, ja die Naturkraft selbst gewesen ist. Dieser Skeptiker glaubte an die Cheiromantik. Wenn er die Linien seiner Hand betrachtete, pflegte er mit einem Lächeln zu sagen: ‚Die Kopflinie ist nicht gut!' Fröhlich setzte er dann hinzu: ‚Indessen, was thut's! An irgend etwas muß man doch wohl sterben!'

„Viktorien Sardou hat bereits die Errichtung eines Denkmals für Dumas fils angeregt. Die Statue soll auf der Place Malesherbes, geradeüber dem Monumente Alexander Dumas', errichtet werden. Zwischen Vater und Sohn will man den Großvater, den General Dumas, stellen, und die Zeit dürfte nahe sein, wo man die Place Malesherbes die Place des trois Dumas nennt.

„Bei Dumas fils kommen mir zwei andre Dichter in den Sinn, die mir nahe gestanden und ebenfalls für mich, will sagen für die Comédie Française,

geschrieben haben: das Zwillingspaar Erckmann-Chatrian. Einen meiner schönsten Tage verlebte ich mit ihnen in Raincy in dem Hause, das sie von ihren ersten Ersparnissen gekauft hatten. Ich kannte damals Erckmann noch nicht, doch war ich oft mit Chatrian zusammengetroffen, einer freimütigen und kernigen Soldatennatur; unsre vertraulichen Plaudereien und seine Erzählungen über Elsaß hatten uns einander freundschaftlich genähert. ‚Sie müssen Erckmann kennen lernen!‘ sagte er mir eines Tages, und wir wählten einen Sonntag, um ein wenig unter den Bäumen von Raincy zu schwatzen.

„Als wir ankamen, fanden wir Erckmann auf einem Kirschbaume seines Gartens sitzen und friedlich seine Kirschen verzehren. Trotz seiner Beleibtheit kletterte er schnell von dem Baume herab wie ein Kind, das auf einem Vergehen ertappt ist.

„‚Kirschen!‘ schrie Chatrian, ‚du ißt Kirschen, Unglücklicher! Und was hat denn der Arzt gesagt?‘

„‚Er hat mir's verboten,‘ erwiderte Erckmann sehr sanft.

„‚Nun?‘

„‚Nun, vielleicht gerade darum esse ich welche!‘ Der brave Elsässer mit seinem Philosophenkopfe, die Brille auf der Nase, reichte mir die Hand, lud mich ein, auf einer Bank Platz zu nehmen, steckte seine lange Pfeife in Brand, und zwischen dicken Tabakswolken mit beredter Langsamkeit von Hegel und Schopenhauer plaudernd, wußte er eine solche Gemütlichkeit um sich zu verbreiten, daß ich ihn in der ersten Minute liebgewann.

„Erckmann und Chatrian waren einfache und gerade Menschen, gut gegen ihren Nächsten, streng gegen sich selbst. Eines Tages hatten sie einen Roman zu stande gebracht, mit dem beide nicht zufrieden waren. Man erwartete ihn im ‚Journal des Debats‘ zum Abdruck.

„‚Wenn du willst,‘ sagte Chatrian, ‚wollen wir ihn noch einmal durchlesen!‘

„‚Gut, lesen wir ihn noch einmal durch.‘ Sie schlossen sich in ein Zimmer ihres Häuschens in Raincy ein, Chatrian las, Erckmann hörte zu. Als Chatrian die Lektüre beendet hatte, fragte er einfach:

„‚Nun? ...‘

„‚Nun,‘ erwiderte Erckmann, ‚das ist nicht gut.‘

„‚Also?‘

„‚Also darf man's nicht drucken lassen; wir brauchen kein Geld (und doch waren sie keineswegs reich); vor allem müssen wir unsern Wert vor unsern eignen Augen zu bewahren suchen. Der Roman ist verfehlt, verbrennen wir ihn!‘

„‚Ist das wirklich deine Meinung?‘

„‚Zweifellos!‘

„‚Allons!‘ erwiderte Chatrian.

„Man zündete ein Feuer an und warf die Blätter in den Kamin. Sie flammten auf. Dann gingen stillschweigend beide Freunde in den Garten hinab, und Erckmann sagte zu Chatrian:

„‚Wann geht der nächste Zug ab? Ich werde eine kleine Reise in die

Vogesen machen. Ich habe es nötig. Wirklich, es ist mir zu Mut, als ob ich soeben einen meiner Angehörigen verloren hätte.' —

„Ich könnte Ihnen noch viele solche Anekdoten von berühmten Freunden erzählen," bemerkte Claretie, „doch ist mir nicht alles gleich gegenwärtig, und dann muß ich auch einiges für mich und meine Memoiren behalten, die ich eines Tages schreiben will und die ich dem Figaro bereits versprochen habe."

„Aber über die Comédie Française werden Sie mir gewiß gern noch einiges erzählen?" suchte ich Claretie zu weiteren Mitteilungen zu ermuntern.

„Ueber die Comédie Française? — mit Vergnügen. Ich habe mir da einige Notizen gemacht, die das deutsche Publikum gewiß interessieren werden und aus denen man ersieht, welche deutschen Fürstlichkeiten die Comédie Française während der Ausstellung von 1867 besucht haben. Eröffnet wurden diese Besuche von Fürstlichkeiten in der Comédie durch den Prinzen und die Prinzessin von Preußen, den späteren Kaiser und die Kaiserin Friedrich; am 26. Mai wohnten sie der Vorstellung von ‚Un mariage sous Louis XV' und ‚Mlle. de la Seiglière' bei. Kasseneinnahme: 5310 Franken 90 Centimes. Am 8. Juni sah sich Wilhelm I., begleitet von Bismarck, den dritten Akt der Molièreschen Komödie ‚L'Ecole des maris' und den ersten Akt des Dumasschen Stückes ‚Mlle. de Belle-Isle' an. Das Publikum war nicht von dem Erscheinen des Souveräns benachrichtigt, und die Kasseneinnahme betrug infolgedessen nur 4627 Franken 50 Centimes. Am 15. Juli spectacle demandé: Die Königin von Preußen kam, um den ‚Misanthrope' zu hören, dem ‚Horace et Lydie' von Ponsard voraufging und ‚Les Plaideurs' von Racine folgte. Am 1. August erschien die Prinzessin Charlotte von Preußen zur Vorstellung von ‚Les Plaideurs' und ‚Mlle. de Belle-Isle' und am nächsten Tage noch einmal zur Aufführung von ‚Tartuffe' und ‚Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée'. Am 31. August und 1. September besuchte die Königin Olga von Württemberg die Comédie. Sie hörte ‚L'Epreuve nouvelle', ‚Le Misanthrope' und ‚Les Plaideurs', am Tag darauf ‚Bajazet', ‚Mr. de Pourceaugnac' und ‚La Ciguë'. Endlich für den 22. September ist der Besuch der Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz verzeichnet. Der Theaterzettel enthielt an jenem Tage ‚Le Dépit amoureux', ‚Tartuffe' und ‚Les Fourberies de Scapin'.

„Bismarck, der gern ungeniert war, kam eines Tages allein, als gewöhnlicher Zuschauer, in das Haus Molières, um sich die französischen Komödienspieler etwas genauer anzusehen. Der treue Picard, unser Huissier, den ganz Paris gekannt hat, und der die lebendige Theaterchronik war, Picard hat mir oft von jenem Abend erzählt, wo Bismarck in dem unter der kaiserlichen Loge befindlichen Baignoire der Vorstellung des ‚Lion amoureux' von Ponsard beiwohnte.

„Den Arm gerade auf den rotsammetnen Rand seiner Loge gestützt, musterte der eiserne Kanzler des öfteren mit spöttischem Blick die im Saal versammelte Menge, die ihn neugierig lorgnettierte. Uebrigens hörte er dem Drama mit Aufmerksamkeit zu. Man war eben zu der Scene gelangt, wo Humbert empört

den Salon verläßt, in dem Stutzer und berufsmäßige Ränkespinner die Soldaten und Tribunen der Republik bespötteln. Um besser die Tirade verstehen zu können, neigte sich Bismarck aus seiner Loge heraus, den Worten lauschend:

,Savez-vous, muscadins, vous qui battez des femmes,
Ce qu'on a fait, l'an dernier, ces montagnards infâmes?'

„Plötzlich fuhr Herr v. Bismarck wie vom Schlage getroffen in seine Loge zurück, denn wie eine Beleidigung hatte ihm der Schauspieler soeben die beiden Verse ins Gesicht geschleudert:

,Ces héros, muscadins, bravant les carabines,
Battaient des Prussiens et non des jacobines!'

„Der Saal applaudierte; doch Bismarck warf mit gerunzelten Augenbrauen einen zornigen Blick um sich; er lächelte nicht mehr, er schien das Publikum herauszufordern.

„Eine andre Bismarck-Anekdote, die wie so manche Anekdote ihren geschichtlichen Wert hat und die mir der Baron Taylor vor Jahren mitteilte, will ich Ihnen schließlich noch erzählen. Ein junger deutscher Musiker von der Berliner Oper war nach Paris gekommen, um hier sein Glück zu versuchen. Doch geriet er ins Elend und stürzte sich in seiner Verzweiflung in die Seine. Er wurde gerettet. Der Baron Taylor half ihm mit dem Gelde einer der Wohlthätigkeitsgesellschaften, die er gegründet hatte, und schickte den jungen Mann in sein Vaterland zurück. Die Geschichte kam Bismarck zu Ohren, der sich entschloß, dem Baron Taylor persönlich seinen Dank abzustatten. Eines Tages, zur Zeit der Ausstellung von 1867, überreichte man denn dem Baron die Visitenkarte eines Herrn, der unten in einem Fiaker wartete. Taylor las den Namen Bismarck und hatte gerade noch Zeit, seinen Schlafrock mit einem Ueberrock zu vertauschen, als auch schon der Kanzler in sein Zimmer trat, stolz und hochaufgerichtet, den Greis, seinen Bücher- und Raritätenkram neugierig betrachtend.

„Taylor bat Bismarck, gefälligst Platz zu nehmen.

„,Teufel auch,' sagte Bismarck, ,es hat viel Staub hier, Herr Baron,' und mit seinem Handschuh wischte er den dicken Scharteken staub von den Armlehnen des Mahagonifauteuils ab.

„,Daran sind meine alten Papiere schuld,' erwiderte Taylor. ,Die Bücher würden einen Palast schnell in eine Hütte verwandeln. Das hindert aber nicht, daß einer Ihrer berühmtesten Landsleute, der große Meyerbeer, als er unterwegs auf der Straße ein Stück seiner „Afrikanerin“ komponierte, zu mir heraufstieg, mich um Papier bat und die Phrase just in dem Fauteuil und dem Staub notierte, in dem Sie jetzt sitzen, Herr Graf. Und das war noch dazu die berühmte Phrase uni sono!'

„,Jedenfalls ist Ihr Staub pittoresk,' bemerkte lächelnd Herr v. Bismarck, ,und ich begreife, daß er Ihnen heilig ist, wenn Meyerbeer daran gerührt hat. Gerade um Ihnen für den Dienst zu danken, den Sie einem andern deutschen Musiker erwiesen haben, bin ich hierhergekommen. Ich interessiere mich ganz besonders für den jungen Mann, dem Sie geholfen haben, und ich ersehe aus

Ihrer Handlungsweise, daß nicht alle Franzosen den Deutschen feindlich gesinnt sind. Ich füge hinzu,‘ fuhr Bismarck fort, ‚daß ich persönlich Ihr Schuldner bleibe, Herr Baron, und daß Sie unter allen Umständen — Sie verstehen mich wohl, Herr Baron — an mich appellieren können mit der Gewißheit, daß ich Ihrem Ersuchen entsprechen werde.‘

„‚Man weiß nicht, was sich ereignen kann,‘ fuhr Bismarck nach einem Stillschweigen fort. ‚Ich werde vielleicht nie mehr nach Paris kommen, doch — Ihre Landsleute sind so liebenswürdig und herausfordernd — ist es auch möglich, daß ich wieder zurückkehre. Gleichviel, in Paris oder in Berlin, ich bin Ihr Schuldner, Herr Baron, und Sie sind mein Gläubiger. Erinnern Sie mich an meine Schuld, wann Sie wollen, wo Sie wollen, sie wird bezahlt werden. Das ist eine Schuld der Dankbarkeit. Man weiß nicht, was sich ereignen kann‘, wiederholte langsam der Kanzler.

„‚Nun wohl, Herr Graf,‘ erwiderte lachend Taylor, ‚alles, was ich von Eurer Excellenz erbitte, deren Besuch mir übrigens zur großen Ehre gereicht, ist, Sie nie wiederzusehen, weder in Berlin, wohin ich nicht mehr gehen werde, trotz meiner Reiselust, denn ich bin zu alt, — noch in Paris.‘

„‚Au revoir, Monsieur le baron,‘ sagte Bismarck und reichte dem Baron Taylor die Hand.

„‚Adieu, Monsieur le comte,‘ erwiderte Taylor ... Drei Jahre später grollte der Donner der Kanonen um Paris.“ — —

So weit meine Plauderei mit Jules Claretie, die, wie ich hoffe, meinen Lesern ein ungefähres Bild dieses geistreichen Causeurs gegeben hat. Ich könnte diese Zeilen nicht besser schließen als durch die Mitteilung eines Briefes Jules Claretie̓s, der mir da von ungefähr in die Hand gekommen und für den Menschen und Politiker Claretie sehr bezeichnend ist. Der Brief entstammt dem 3. Mai 1870, ist an Emilio Castelar [1]) gerichtet und meines Wissens einem größeren Publikum nie bekannt geworden. Das Schriftstück lautet folgendermaßen:

3. Mai 1870. 8 rue Paradis Poissonnière.

Cher Citoyen,

Ich schicke Ihnen hiermit die Adresse, welcher auf meine Veranlassung zwei Volksversammlungen gestern zugestimmt haben, am Jahrestag des verhaßten

---

[1]) Emilio Castelar, geboren am 8. September 1832, hervorragender Politiker, Gelehrter und Schriftsteller, begeisterter Patriot und Demokrat, der unermüdlich für republikanische Ideen und Menschenrechte gestritten hat, — mit einem Wort: der spanische Gambetta. Anfangs Professor der Geschichte an der Universität zu Madrid, wurde er seiner regierungsfeindlichen Haltung wegen von seinem Lehrstuhl verdrängt. Als Teilnehmer an der Revolution von 1866 zum Tode verurteilt, floh Castelar nach Genf, von dort nach Paris. Die Revolution vom September 1868 führte ihn wieder nach Madrid zurück. Anfang der siebziger Jahre Minister des Auswärtigen und Präsident der spanischen Republik, sah Castelar nach Einsetzung des Königtums seine politische Wirksamkeit unterbunden und widmete sich fortan hauptsächlich seinen litterarischen und gelehrten Arbeiten, blieb aber Chef der kleinen republikanischen Partei.

Massacres vom 2. Mai 1808.[1]) Mehr als zehntausend französische Bürger haben meinen Antrag und Ihren Freundesnamen mit Jubel begrüßt. Die Zeit der Kriege und der Feindseligkeiten ist beendigt,[2]) die Völker dürfen sich brüderlich und hochherzig umarmen. Ich bin stolz darauf, die französische Demokratie daran erinnert zu haben, daß sie ein blutiges Gedächtnis auszulöschen hat, und ich bin glücklich, Ihren Namen mit dieser späten Ehrenrettung vereinigt zu haben. Das Verbrechen einiger Menschen ist nicht das Verbrechen einer ganzen Nation, aber gleichwohl muß man die Nation, welche die Sündenlasten und Schandflecken eines Menschen[3]) trägt, daran erinnern, daß sie diese abschütteln und abwaschen muß.

Das Dokument, das ich hiermit in seiner ursprünglichen Form in Ihre Hand gelangen lasse, ist nicht ohne Wichtigkeit. Es zeigt Ihnen all die Liebe und Hochachtung, die man in unserm Frankreich für Ihr stolzes und teures Spanien hegt, das glänzend aus seinen Kämpfen hervorgehen wird. Die Beifallsrufe des Volkes von Paris müssen bis zu Ihnen dringen, denn für Recht, Freiheit und Brüderlichkeit bilden die Pyrenäen keine Grenze mehr.[4])

Seien Sie meiner herzlichen Ergebenheit versichert.

Gruß und Brüderlichkeit.

Jules Claretie.

Nachstehend das zu obigem Brief Veranlassung gebende und von Jules Claretie gewiß selbst redigierte Schriftstück:

Adresse der Demokratie von Paris.

Versammlung Fidélité und Folies-Bergères.

Die beiden Versammlungen Folies-Bergères und Fidélité sprechen auf Antrag des Bürgers Jules Claretie am 2. Mai der spanischen Demokratie ihre Sympathie aus und beauftragen den Bürger Emilio Castelar, dies seinen Mitbürgern mitzuteilen. Die französische Demokratie will dieses Gedächtnis der Trauer und des Hasses in ein Gedächtnis des Friedens und der Brüderlichkeit umwandeln.

Paris, am 2. Mai 1870.

In den Folies-Bergères.

Die Mitglieder des Bureaus:

Lissagaray,[5]) Präsident. — Ansel, Präsident. — Henri Brisson,[6]) 1. Beisitzender. — Journault jeune. — Ulysse Parent, 2. Beisitzender. — Dumontel, 2. Beisitzender. — Vésinier[7]) in der Fidélité.

[1]) Gemeint ist der Aufstand in Madrid, der von Murat auf grausamste Weise unterdrückt wurde.

[2]) Zwei Monate später wurde der deutsch-französische Krieg erklärt!

[3]) Murat, respektive Napoleon I.

[4]) „Aber der Rhein!" hört man heut die Franzosen klagen.

[5]) Bekannter Sozialist, Verfasser der „Histoire de la Commune de 1871".

[6]) Jetziger Präsident der Deputiertenkammer (très calmé!).

[7]) Früheres Mitglied der Kommune.



Auf der Spur der Mikrobe.

Von

Sir **Edmund Verney**, Baronet.

Die Wissenschaft der Bakteriologie ist in stetem Fortschreiten begriffen, und wenn sie sich auch noch in ihrer Kindheit befindet, liefert sie doch den Schlüssel zu vielen der großen Geheimnisse der Natur.

Die meisten Krankheitsformen und namentlich die der ansteckenden Krankheiten zeigen als Begleiterscheinung das Vorhandensein eines unendlich kleinen Organismus — einer Mikrobe, die nach Form, Farbe und Wirksamkeit bei den verschiedenen Krankheiten eine andre ist. Die neuesten Entdeckungen Dr. Kleins und andrer Gelehrten haben nunmehr klar erwiesen, daß es außer der von der Anwesenheit der Mikrobe selbst hervorgebrachten Wirkung noch eine andre giebt, die von einem von der Mikrobe erzeugten Gifte herrührt, dem sogenannten metabolischen Produkt.

Durch die künstliche Einführung von Mikroben in geschwächtem oder verdünntem Zustand in den tierischen Organismus ist es in vielen Fällen möglich, auf eine bis jetzt noch nicht erklärte Weise dem Tiere Immunität gegen die Angriffe jener besonderen Mikrobe zu verleihen, aber diese schützende Wirkung erstreckt sich nicht notwendig auch auf den Giftstoff, welchen die Mikrobe erzeugt. In ähnlicher Weise können kleine Mengen des verdünnten Giftstoffs in den Organismus von Tieren eingeführt werden, bis sie Immunität gegen vergiftende Wirkungen erlangt haben, doch wird das Tier dadurch nicht gegen eine etwaige Einführung der Mikrobe, welche das Gift erzeugt hat, geschützt.

Es wird allgemein zugegeben, daß die Mikroben eigentlich zum Pflanzen- und nicht zum Tierreich gehören, doch weisen sie charakteristische Eigenschaften von beiden auf. So haben zum Beispiel viele das Vermögen der Ortsveränderung; einige pflanzen sich durch Spaltung fort, das heißt, die Mikrobe teilt sich selbst in zwei Teile, von denen jeder als selbständiges Wesen fortlebt.

Von verschiedenen Arten von Mikroben ist es erwiesen, daß sie im Zusammenhang mit ganz bestimmten Krankheiten stehen. Einige sind leicht zu erkennen, andre haben weniger in die Augen springende charakteristische Merkmale. Mit am leichtesten von andern zu unterscheiden ist der mit dem Starrkrampf auftretende Bazillus, der die Gestalt eines Trommelschlägels hat, mit knopfartig verdicktem Ende, während der Bazillus, den Dr. Koch als den spezifischen der Cholera nachgewiesen und der von seiner Gestalt den Namen Kommabazillus erhalten hat, nicht leicht von andern unterschieden werden kann.

Es giebt zwei verschiedene Präparate von dem, was man antitoxisches Serum zu nennen pflegt, eines, das aus dem Protoplasma selbst, und ein andres, das aus dem metabolischen Produkt desselben gewonnen wird, und es ist Grund zu

der Annahme vorhanden, daß in einigen Fällen wirklich eine Heilwirkung mit der Einspritzung des einen oder andern Serums in den tierischen Organismus verbunden ist. Es ist das ein unleugbarer Fortschritt, der in den letzten Jahren in der bakteriologischen Wissenschaft gemacht worden ist. Doch ist es nur ein vereinzelter Schritt, und niemand vermag zu sagen, wohin er führen mag. Es ist unwiderleglich dargethan worden, daß Tiere, die nach und nach mit kleinen Injektionen des Giftes vom Diphtheritismikroben geimpft werden, Immunität gegen eine sonst tödlich wirkende Dosis des lebenden Diphtheritisbazillus erlangen, doch erstreckt sich die Schutzfrist, soweit man bis jetzt hat ausfindig machen können, nur auf eine Woche — eine Zeit, die so kurz ist, daß sie kaum von sonderlichem praktischem Wert ist; in der That kann nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnis nicht mit Sicherheit auf die Schutzwirkung des Serumpräparats gerechnet werden.

Die Beziehungen der Bakterien zu verschiedenen Krankheitsformen sind, wenn auch wichtig, doch nicht so wichtig wie ihr Vorkommen in unsern täglichen Nahrungsmitteln. Von Zeit zu Zeit lesen wir von unerklärlichen Vergiftungen durch Nahrungsmittel, und doch tappen wir bezüglich der Erklärung der dabei zu Tage getretenen ernsthaften Symptome noch im Dunkeln herum.

Es scheinen zwei Klassen von Vergiftungen durch Nahrungsmittel vorzukommen, zunächst solche, die sich davon herschreiben, daß in der genossenen Speise die schädlichen Produkte von Bakterien vorhanden waren, die sich in derselben vor ihrer Einführung in den Organismus vermehrt hatten, und dann solche, die auf dieselben schädlichen Stoffe zurückzuführen sind, nur daß diese erst von den mit der Speise genossenen noch lebenden Bakterien nach ihrer Einführung in den Magen des Leidenden erzeugt worden sind.

Was die durch Nahrungsmittel veranlaßten Vergiftungen der letzteren Art anlangt, so hat man gefunden, daß bald diese, bald jene Mikrobe den angegriffenen Körper in beträchtlichen Quantitäten durchdrungen hat, doch hat es sich noch jedesmal herausgestellt, daß die anscheinend die Schädigung bewirkende Mikrobe eine bisher für unschuldig gehaltene gewesen ist.

Die Wirkung dieser Mikroben ist, wie sich ergeben hat, eine verschiedene, je nach dem Organismus der einzelnen Tiere. Dr. Courtley hat ihnen seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt und die Theorie aufgestellt, daß eine Klasse von Mikroben oft in einem feindlichen Gegensatz zu der andern steht und daß diejenigen, die in der Regel vielleicht harmlos sind, unter Umständen außerordentlich schädlich werden können.

Kuhlymphe hat man seit langem schon durch eine Beimischung von Glycerin frisch erhalten; jetzt hat sich herausgestellt, daß Glycerin ein Stoff ist, der sich für die Lymphe aufnahmefähig erweist, so daß die ganze Mischung die gleiche Wirksamkeit bekommt. Im Jahre 1891 hat Dr. S. Monckton Copeman dargethan, daß ein sorgfältig mit Glycerin hergestelltes Kuhlymphepräparat, zu dem die Lymphe direkt vom Kalbe genommen wird, sich nicht nur ebenso wirksam erweist wie die Lymphe selbst in ihrem Zustande vor der Beimischung, sondern

daß das Glycerin auch noch nach einigen Wochen sorgsamer Aufbewahrung einen zerstörenden Einfluß auf die Keime der Mikroben ausübt, die man gewöhnlich noch in der Kuhlymphe findet; selbst wenn Tuberkel- und andre gefährliche Bazillen des Experimentes wegen absichtlich der Mischung aus Glycerin und Kuhlymphe hinzugefügt worden waren, stellte es sich heraus, daß nach vier Wochen oder binnen noch kürzerer Frist die beigemischten Mikroben vollständig vernichtet waren. Das Ergebnis dieses Experiments scheint im Einklang mit der Theorie von dem feindlichen Verhalten verschiedener Mikroben gegeneinander zu stehen. Man hat des Versuchs wegen die Lymphe mit Vaselin und mit Lanolin gemischt, doch wird in diesen Fällen nicht die gleiche Wirkung wie beim Glycerin erzielt; auch wenn die Mischung frei von andern Mikroben gehalten wird, erweist sie sich als Impfstoff unwirksam. Mit Glycerin behandelte Kuhlymphe scheint demnach das Sicherste und Zuverlässigste zu sein, was zur Impfung verwendet werden kann, und durch ihre Verwendung dürften sich wohl die gelegentlich auftretenden Gefahren beseitigen lassen, die nicht mit Unrecht in weiteren Kreisen ein Vorurteil gegen die obligatorische Impfung hervorgerufen haben.

Hieraus ersehen wir, wie wichtig sozusagen der Boden ist, in welchen die Mikrobe gepflanzt wird; in dem einen entwickelt sie sich vielleicht außerordentlich vollsaftig, während sie in dem andern verhältnismäßig unschädlich bleibt. Ein schlagendes Beispiel hierfür ist kürzlich von Dr. Klein beigebracht worden. In seinem Berichte an das Local Government Board in London für 1896 führt er aus, das Meerschweinchen sei ein für die subkutane Injektion einer lebenden Diphtheritiskultur außerordentlich empfängliches Tier, doch bleibe bei ihm das, was, unter die Oberhaut eingespritzt, eine tödliche Dosis sein würde, unschädlich, wenn man es in die Darmhauthöhle einspritze, und sechs Stunden nach der Einspritzung könne man keine lebende Kultur mehr aus der Darmhautflüssigkeit erhalten. Das beweist, daß nicht nur die Darmhaut des Meerschweinchens kein geeignetes Nest für das Aufkommen und die Wirksamkeit des Diphtheritisbazillus ist, sondern daß sie schädigend auf seinen Keim wirkt und ihn zerstört. Das ist um so bemerkenswerter, als bei andern Tieren das Aufkommen und die Vermehrung der Bazillen leichter durch eine Einspritzung in die Darmhaut als durch eine solche unter die Oberhaut bewirkt wird.

Die Schutz- und Heilwirkungen der Einspritzung von Serumpräparat sind bei keiner Art von Experimenten so bestimmt und bündig dargethan worden als bei den mit Schlangengift angestellten. Werden wir in Europa auch nicht sonderlich durch Schlangen belästigt, so ist doch die Tragweite dieser Experimente für die allgemeine Seite der Frage von höchster Bedeutung. Dr. A. A. Kanthack hat die Experimente Calmettes weiter verfolgt und bestätigt, der unwiderleglich dargethan hatte, daß Tiere dadurch unempfindlich gegen Gift gemacht werden können, daß man sie mit immer größeren Dosen von Cobragift impft, und weiter, daß, wenn sie in diesen Zustand versetzt worden sind, ihr Serum dem Gifte entgegenwirkende Eigenschaften erlangt hat, so daß

1. wenn man ein derartiges Serum mit einer bestimmten Quantität von

Cobragift mischt, die Mischung injiziert werden kann, ohne daß dadurch Tod oder überhaupt irgend ein Symptom hervorgerufen wird, und

2. dieses Serum bezüglich des Cobragifts sowohl eine Schutz- wie eine Heilwirkung ausübt.

Ebenso hat sich herausgestellt, daß dieses Serum im stande ist, die Wirkungen nicht nur des Cobragiftes, sondern auch die der Gifte einiger andrer Schlangen, jedoch nicht aller, zu neutralisieren. Die Unempfänglichkeit einiger Schlangen gegen das Gift andrer, von der ihrigen verschiedener Arten bildet ein merkwürdiges Paradoxon, doch hat die Regel keine allgemeine Geltung. Die einer Klapperschlange versetzte subkutane Einspritzung einer Dosis Cobragift erweist sich für sie ebenso wie für mindestens drei andre Arten von Schlangen als tödlich.

Interessant ist die Thatsache, daß zwei von einer gegen Cobragift immun gemachten Mutter geborene Kaninchen die Immunität ihrer Mutter geerbt haben.

Die Beziehungen der Bakteriologie zu den Krankheitserscheinungen sind ein Studium von eigenartigem Reiz, da es fortwährend zu Analogien und Spekulationen führt, die den strengsten Prüfungen zu unterwerfen sind: nach zwei Richtungen hin kann man heutzutage wohl sagen, daß Fortschritte gemacht worden sind. Es ist zunächst festgestellt worden, daß Kuhlymphe in Glycerin in ihrer Wirkung absolut zuverlässig gemacht werden kann, und sodann, daß Formen von Schlangengift durch verdünnte Injektionen mit Schlangenserum bekämpft werden können. Jedes Experiment, das in dem einen Lande zur Veröffentlichung gelangt, wird der strengen Kritik der Leute der Wissenschaft in andern Teilen der Welt unterworfen, und Jahr für Jahr durchdringt das Licht der Wissenschaft das eine oder andre der um Krankheit und Verfall gebreiteten dunkeln Geheimnisse.



Die wahre Bastille.

Von

Frantz Funck-Brentano.

IV.

Das Leben in der Bastille.

Nachdem wir in allgemeinen Zügen einen Abriß der Geschichte der Bastille von ihrem Ursprung bis zu ihrem Falle gegeben, wollen wir nunmehr zeigen, wie unter den wechselnden Schicksalen, denen das Gebäude und seine Einrichtungen unterworfen wurden, die Lebenshaltung beschaffen war, der die in der berühmten Feste des Faubourg St. Antoine Inhaftierten sich zu fügen hatten.

Um die in nachstehendem angeführten Thatsachen zu verstehen, die einem modernen Gemüte etwas schwer faßbar erscheinen werden, muß man sich daran erinnern, was wir früher über den Charakter der Bastille gesagt haben. Sie war ein Luxusgefängnis, das aristokratische Gefängnis des alten Régime, das Luxusgefängnis einer Zeit, in der es — wie wir gleich sehen werden — nicht als Schande galt, im Gefängnis zu sitzen. Erinnern wir uns an das Wort des Ministers von Paris, der einmal an d'Argenson wegen einer Persönlichkeit von nur mittlerer Lebensstellung schrieb, dieselbe verdiene nicht die „Aufmerksamkeit“, daß man sie in die Bastille setze. So heißt es auch in den vortrefflichen „Tableaux de Paris“ von Mercier: „Das Volk fürchtet sich mehr vor dem Chatelet als der Bastille. Es hat keine Angst vor der letzteren, weil sie ihm wie etwas Fremdes gegenübersteht.“

Wir haben gezeigt, wie die Bastille, die ursprünglich ein militärischer Festungsbau war, zu einem Staatsgefängnis wurde und dann immer mehr den Charakter eines gewöhnlichen Gefängnisses annahm, bis sie eines Tages selig entschlafen war, bevor man ihr mit Gewalt den Garaus machte. Derselbe Wandel fand in der Behandlung der Gefangenen statt. Um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts ist die Bastille gar kein Gefängnis, sondern ein einfaches Schloß, das der König aus diesem oder jenem Grunde einzelnen seiner Unterthanen zum Aufenthaltsort anweist. Diese leben dort, wie sie wollen; sie richten sich nach ihrem Belieben ein, mit ihren eignen Möbeln, speisen, wie sie Lust haben, auf ihre eignen Kosten und lassen sich von ihren eignen Leuten aufwarten. Wenn ein Gefangener reich ist, kann er in der Bastille auf fürstlichem Fuße leben; ist er arm, so lebt er dort sehr schlecht. Hat der Gefangene gar nichts, so gewährt ihm der König weder Hausrat noch Kost, aber er giebt ihm Geld, dessen der Gefangene sich nach Belieben bedienen kann, um sich einzurichten und zu beköstigen; erspart er sich etwas davon — was gar manche Gefangene thaten — so wird das sein freies Eigentum. Diese Einrichtung, über deren Charakter man sich nicht täuschen darf, sollte sich im Laufe des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts allmählich ändern, bis sie der unsrer modernen Gefängnisse nahe kam, ohne sie indes je vollkommen zu erreichen. So wirft der König zuletzt, statt den ärmsten Gefangenen persönlich Pensionen zu gewähren, für die Bastille eine gewisse Anzahl von Pensionen zu Gunsten der minder bemittelten Gefangenen aus. Die damit Bedachten blieben oft jahrelang im Genuß derselben, und wenn sie das Geld nicht ganz zur Bestreitung ihres Unterhalts verausgabt haben wollten, wurde das Ueberschießende ihnen herausgegeben. So sah man Privatleute zu einem kleinen Vermögen kommen bloß durch den Umstand, daß sie als Gefangene in die Bastille gekommen waren — eine Thatsache, welche die Historiker so sehr in Staunen gesetzt hat, weil sie sich keine Rechenschaft von ihrer Ursache ablegten —; es kam sogar vor, daß Gefangene, die in Freiheit gesetzt werden sollten, baten, man möge sie noch eine Zeit lang behalten, damit sie die Summe voll machen könnten, eine Gunst, die ihnen zuweilen auch bewilligt wurde. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts konnte das zum Lebensunterhalte der Ge-

fangenen bestimmte Geld seinem Zwecke nicht mehr entfremdet werden, die Gefangenen konnten nicht mehr einen Teil desselben für sich erhalten, es mußte vollständig verausgabt werden.

Ebenso ließ der König im Verlaufe dieser Zeit einige Zimmer in der Bastille für diejenigen Gefangenen möblieren, denen die Mittel nicht gestatteten, das selbst zu thun. Höchst interessant ist die Wahrnehmung, daß erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts unter der Verwaltung von Saint-Mars gewisse Räume der Bastille zu Gefängnissen mit Gitterstäben und Riegeln eingerichtet wurden. Bis dahin waren es einfach Zimmer eines Festungsbaues gewesen.

Wir wollen einmal einem Gefangenen von seiner Einlieferung in die Bastille bis zu seiner Entlassung aus derselben folgen.

Wenn die Lettre de Cachet unterzeichnet war, wurde die Verhaftung gewöhnlich von einem Polizeigefreiten vorgenommen. Er kam in Begleitung von fünf bis sechs Büchsenschützen und berührte mit einem weißen Stabe den zu Verhaftenden, der damit sein Gefangener wurde. Ein Wagen wartete. Höflich bat der Polizei-Offizier die Person, die er nach der Bastille bringen sollte, diesen zu besteigen, und nahm dann Platz an seiner Seite. Wie die verschiedenen Memoiren bezeugen, bewegte sich die Unterhaltung während der Fahrt bei geschlossenen Wagenfenstern in der höflichsten Form, bis der Verhaftete sich innerhalb der Mauern der Bastille befand. Ein gewisser Lestang lebte mit einer hübschen und munteren Engländerin, die er entführt hatte, in einer möblierten Wohnung. Da kommt eines Abends bei Anbruch der Dunkelheit ein Polizeigefreiter. Der Wagen stand vor der Thür. Die Sache wickelt sich von der einen wie von der andern Seite so höflich ab, als ob es sich um die Ausfahrt zu einem Besuch oder zu einer Lustpartie gehandelt hätte. Alle steigen in den Wagen, auch der Lakai des jungen Mannes, der sich in aller Gemütsruhe auf den Bedientensitz schwingt. In der Bastille angelangt, beeilt der Lakai sich, herabzuspringen und den Schlag zu öffnen; alle wundern sich, am meisten aber der arme Diener, dem man klar macht, wenn er einmal mit seinem Herrn in die Bastille gekommen sei, müsse er auch mit demselben in ihr bleiben.

Gewöhnlich überraschte der Gefreite mit seinen Genossen das Opfer früh morgens beim Aufstehen. Der Wagen mit dem Polizeibeamten und dem Gefangenen langt vor der Bastille in dem ersten Hofe an, hinter welchem das eigentliche Gefängnis liegt. „Wer da?“ ruft die Wache. „Befehl des Königs,“ erwidert der Gefreite. Sofort müssen die Verkaufsstände geschlossen werden, die, wie wir gesehen haben, sich an den Mauern der Bastille hinzogen. Die Posten stehenden Soldaten müssen sich mit dem Gesicht gegen die Mauer kehren oder ihre Kopfbedeckungen über die Augen ziehen. Der Wagen passiert die Wache, ein Glockenzeichen ertönt. „Man kommt!“ ruft der wachhabende Offizier. Die Zugbrücke wird niedergelassen, und der Wagen rollt geräuschvoll über die dicken, eisenbeschlagenen Bretter. Der größeren Geheimhaltung wegen wurden die Spione und Kriegsgefangenen durch eine versteckte Thür vom Garten des Arsenals aus hereingebracht.

Die Personen von Stand und die Offiziere stellten sich allein vor der Bastille ein, wenn sie nicht in Begleitung von Verwandten oder Freunden kamen. „Meine Absicht ist," hatte ihnen der König geschrieben, „daß Sie sich in meinem Schloß, der Bastille, einstellen." Und niemand dachte daran, der königlichen Einladung keine Folge zu leisten. Selbst wenn der Gouverneur einen von ihnen von einem Gefängnisse nach einem andern zu versetzen wünschte, beschränkte er sich darauf, ihn das wissen zu lassen. Wir finden in dem Tagebuche du Juncas, des Königslieutenants in der Bastille, verschiedene Einträge gleich dem folgenden: „Montag, 26. Dezember (1695), morgens gegen 6 Uhr, ist Herr von Vilnes, Oberstlieutenant des Infanterieregiments Vogesen, gekommen, um sich als Gefangenen zu stellen, nachdem er von Herrn von Barbezieux Befehl dazu erhalten hatte, obwohl er Gefangener auf der Citadelle von Grenoble gewesen war, von wo er direkt kommt, ohne von jemand hergeführt zu sein."

Nach Ankunft des Gefangenen nahm der Königslieutenant in Begleitung des Hauptmanns vom Thordienste ihn beim Aussteigen aus dem Wagen in Empfang. Die Schloßoffiziere führten den neuen Ankömmling sofort vor den Gouverneur, der ihn sehr höflich aufnahm, ihn einlud, sich niederzusetzen, und sich, nachdem er den Einlieferungsvermerk am Fuße der Lettre de Cachet angebracht, einige Zeit mit ihm unterhielt. Unter Ludwig XIV. behielt sogar gewöhnlich der Gouverneur seinen neuen Gast mit den Personen, die ihm das Geleit gegeben, den Verwandten oder Polizeibeamten, zum Frühstück oder Essen bei sich. Während dieser Zeit brachte man die Wohnung in Ordnung. Wir lesen in dem Tagebuch du Juncas, am 26. Januar 1695 habe sich ein gewisser de Courlandon, ein Kavallerie-Oberst, vor der Bastille eingestellt, um sich dort einsperren zu lassen. Da sich kein Zimmer zu seiner Aufnahme bereit fand, bat der Gouverneur ihn, er möge in einem benachbarten Gasthause „zur Krone" die Nacht verbringen und am andern Tage wiederkommen. „Worauf Herr de Courlandon nicht verfehlte, morgens gegen 11 Uhr wiederzukommen, nachdem er mit Herrn de Besmaus — dem Gouverneur — zu Mittag gespeist, und nachmittags ist er in das Schloß eingetreten."

Man wird es begreiflich finden, daß die Aussicht auf eine Einschließung in der Bastille nicht immer einen schrecklichen Eindruck machte. Wir lesen in den Memoiren des Herzogs von Lauzun: „Nachdem ich zwei Stunden lang die Vorwürfe aller Leute, die irgend einen Rechtsanspruch auf mich hatten, über mich hatte ergehen lassen, glaubte ich, ich könne nichts Besseres thun, als nach Paris gehen und die Folgen des Ereignisses abwarten. Einige Stunden nach meiner Ankunft daselbst erhielt ich einen Brief meines Vaters, der mir mitteilte, es sei beschlossen, uns alle in die Bastille zu werfen, und wahrscheinlich werde ich noch nachts verhaftet werden. Ich beschloß, wenigstens noch einmal vergnügt zu sein, und lud mir ein paar hübsche Mädchen von der Oper ein, um in aller Gemütsruhe den Gefreiten zu erwarten. Als ich sah, daß er nicht kam, faßte ich herzhaft den Entschluß, nach Fontainebleau zu der Jagd des Königs zu gehen. Er sprach während der ganzen Jagd nicht mit mir, was für ein der-

artiges Zeichen unsrer Ungnade aufgefaßt wurde, daß man uns beim Weggehen die Reverenz verweigerte. Ich ließ mich das nicht anfechten und war abends auf meinem Posten; der König trat auf mich zu und sagte: „Ihr seid alle recht schlimme Köpfe, aber recht verrückte Leute; kommen Sie zum Abendessen und bringen Sie Herrn von Guéméné und den Ritter von Luxembourg mit.“

Bevor der neue Ankömmling in dem Zimmer, das für ihn hergerichtet war, untergebracht wurde, führte man ihn in den großen Beratungssaal, wo er aufgefordert wurde, seine Taschen zu leeren. Untersucht wurden nur Taugenichtse. Wenn der Gefangene Geld bei sich hatte, Schmucksachen oder Gegenstände wie Scheren und Messer, deren Gebrauch ihm nach den geltenden Bestimmungen nicht erlaubt war, wurde ein Verzeichnis derselben aufgenommen; dann packte man alle diese Gegenstände in ein Paket zusammen, das der Gefangene selbst mit seinem Siegel oder, wenn er ein eigenes nicht hatte, mit dem der Bastille versiegelte. Schließlich wurde der Gefangene in das für ihn zurechtgemachte Gemach geführt.

Jeder der acht Türme der Bastille besaß in seinen vier bis fünf Stockwerken eine Reihe von Zimmern oder Gefängnissen. Die schlimmsten derselben waren die des untersten Geschosses, die sogenannten Verließe, Kellerräume von achteckiger Gestalt, kalt und feucht, zum Teil unter der Erde liegend; die Wände, von denen der Salpeter herabtropfte, waren ganz kahl bis zu der aus einem Kreuzgewölbe bestehenden Decke. Eine Bank und ein mit einer armseligen Decke bedecktes Bett bildeten die Ausstattung. Das Tageslicht fiel nur schwach durch das nach den Gräben gehende Luftloch ein. Zur Zeit des Hochwassers drang das Wasser der Seine durch die Mauern durch und überschwemmte die Verließe; dann nahm man die Unglücklichen, wenn sich solche in ihnen befanden, aus ihnen fort. Unter der Herrschaft Ludwigs XIV. schloß man dort zuweilen Gefangene der niedrigsten Klasse und „todwürdige Verbrecher“ ein. Später, unter Ludwig XV., benutzte man die Verließe nur noch als Strafaufenthalt für die unbotmäßigen Gefangenen, die einen Angriff gegen ihre Wächter oder ihre Stubengenossen gemacht hatten, oder auch für die Schließer und Wachmannschaften, die sich ein Dienstvergehen hatten zu schulden kommen lassen. Man hielt sie dort einige Zeit lang in Eisen. Als die Revolution kam, waren diese Verließe nicht mehr in Gebrauch; seit dem ersten Ministerium Necker war es verboten, dort jemand, wer es auch gewesen, unterzubringen, und keiner der Schließer, die am 18. Juli 1789 einem Verhör unterzogen wurden, erinnerte sich, daß er jemand dorthin habe bringen sehen. Die beiden Gefangenen, Tavernier und Béchade, welche die Sieger vom 14. Juli in einem dieser Kellergelasse fanden, waren im Augenblick des Angriffs von den Beamten des Schlosses dahin geschafft worden, aus Furcht, es könne ihnen bei dem lebhaften, von den Anstürmenden unterhaltenen Feuer ein Unglück zustoßen.

Die schlimmsten Räume nach den Kellergelassen waren die „Kappen“ in dem obersten Stockwerk. Im Sommer konnte man es in ihnen nicht vor Hitze, im Winter nicht vor Kälte aushalten, obgleich sie mit eisernen Oefen geheizt

wurden. Es waren achteckige Zimmer, deren Decken mit Kappengewölben versehen waren, woher der Name. Nach der Mitte des Turmes zu waren sie ziemlich hoch, fielen dann aber nach der Umfassungsmauer stark ab, so daß man nur in der Mitte des Zimmers aufrecht stehen konnte.

Die Gefangenen kamen nur ausnahmsweise nach den Kellergelassen und den Kappen. Jeder Turm hatte zwei bis drei Stockwerke mit hohen und luftigen Zimmern, in denen die Gefangenen untergebracht waren. Sie waren achteckig, hatten einen Durchmesser von fünfzehn bis sechzehn und eine Höhe von fünfzehn bis zwanzig Fuß. Das Licht fiel durch große Fenster ein, zu denen drei Stufen emporführten. Wie gesagt, wurden diese Räumlichkeiten erst gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. gefängnismäßig mit Fenstergitter und Riegelverschluß eingerichtet. Sie wurden durch offene Kamine oder Eisenöfen geheizt. Die Decke war weiß getüncht, der Fußboden bestand aus einer Ziegelschicht. An den Wänden hatten die Gefangenen mit Kohle Verse, Sprüche und Zeichnungen angebracht. Ein Gefangener, ein Künstler, hatte zum Zeitvertreib die kahlen Wände mit Malereien geschmückt; der Gouverneur der Bastille, den es sehr freute, daß ihm das Spaß machte, ließ ihm nun ein Zimmer nach dem andern zur Wohnung anweisen; hatte er eines mit seinen Zeichnungen und Arabesken versehen, so kam er in ein andres. Einige dieser Zimmer wiesen als Schmuck über dem Kamin das Porträt Ludwigs XIV. auf. Es ist das ein charakteristischer Zug, der wieder einmal zeigt, was die Bastille unter Ludwig XIV. war: das Schloß des Königs, in welches dieser eine Anzahl seiner Unterthanen zu freiwilligem oder unfreiwilligem Besuch einlud.

Die besten Zimmer der Bastille waren diejenigen, welche man im achtzehnten Jahrhundert zur Wohnung für den Generalstab einrichtete. Diese nannte man die „Appartements“. In ihnen wurden die vornehmeren Gefangenen und die Kranken untergebracht.

Zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts war die Einrichtung dieser Zimmer äußerst einfach; sie waren absolut leer. Wir haben weiter oben den Grund dafür angegeben. „Ich kam,“ schreibt Frau von Staal, „in ein Zimmer, in dem es nichts als die vier nackten Wände gab, die recht schmutzig waren und alle mit ihren Kohlenspuren auf die Art des Zeitvertreibes meiner Vorgänger hinwiesen. Es fehlte so sehr an jeder Einrichtung, daß man ging, um einen Strohstuhl zu suchen, auf den ich mich setzen könne, auf zwei Steine legte man eine Holzwelle, die man anzündete, und an die Wand befestigte man einen Kerzenstumpf, um mir Licht zu verschaffen.“ Die Gefangenen ließen sich Tisch, Bett und Sessel bringen oder mieteten vielmehr diese Gegenstände von dem Tapezierer der Bastille. Besaßen sie gar nichts, so lieferte ihnen, wie wir gesehen haben, die Verwaltung keine Einrichtung. Sie gab ihnen Geld, zuweilen nicht unbeträchtliche Summen, mit dem sie sich ihr Zimmer ganz nach ihrem Belieben ausstatten konnten. D'Argenson ließ ein halbes Dutzend Zimmer in der Bastille einrichten, andre wurden unter Ludwig XV. möbliert; unter Ludwig XVI. geschah es mit allen. Diese Ausstattung war sehr bescheiden: ein Bett von grünem

Wollenstoff mit Vorhängen, ein bis zwei Tische, einige Stühle, Kaminböcke, eine Kohlenschaufel und eine kleine Feuerzange. Der Gefangene hatte jedoch das Recht, sich Möbel von auswärts kommen zu lassen. Auf diese Weise waren die Zimmer der Bastille oft höchst elegant eingerichtet. Frau von Staal erzählt, sie habe sich das ihrige mit gewirkten Stoffen ausschlagen lassen; der Marquis von Sade ließ an den Wänden des seinigen prachtvolle Gobelins aufhängen; andre Gefangene schmückten ihr Gefängnis mit Familienbildern, Kommoden, Betpulten, Leuchtertischchen, Kassetten, Polsterstühlen und kostbaren Sammetkissen aus. Die Verzeichnisse über die den Gefangenen gehörenden Gegenstände zeigen, daß diese sich schließlich alles verschaffen konnten, was ihnen erforderlich schien. Der Abbé Brigaud, der gleichzeitig mit Frau von Staal und wegen der gleichen Angelegenheit eingezogen wurde, hatte sich in die Bastille kommen lassen: 5 Sessel, 2 Stück Wandtapeten, 11 Wollstoffvorhänge, 8 Stühle, einen Schreibtisch, einen kleinen Tisch, 3 Gemälde und so weiter. Das Verzeichnis über die vom Grafen von Belle-Isle bei seiner Freilassung aus der Bastille mit fortgenommenen Gegenstände führt eine aus 333 Bänden und 10 Atlanten bestehende Bibliothek auf, eine vollständige Tischgarnitur aus feinem Leinen und ein vollständiges silbernes Tafelservice, ein mit roten, goldbordierten Damastvorhängen ausgestattetes Bett, vier Wandteppiche mit antiken Darstellungen, zwei Spiegel, eine zu dem Bett gehörige Bettwand aus rotem, goldbordiertem Damast, zwei Windschirme, zwei Sessel mit viereckigem Sitz, einen Ledersessel, drei gestickte Sessel, eine Kamingarnitur aus vergoldetem Kupfer, Tische, Kommoden, Leuchtertischchen, Leuchter aus versilbertem Kupfer und so weiter. Wir könnten die Beispiele noch vermehren und uns dabei stellenweise auf Gefangene beziehen, die sich in nur mäßigen Vermögensverhältnissen befanden.

Es war Vorschrift, daß die in die Bastille Eingelieferten binnen vierundzwanzig Stunden verhört werden sollten. Es vergingen indes manchmal drei bis vier Wochen, bevor die Gefangenen vor den Gerichtsbeamten gestellt werden konnten. Der Kommissar beim Châtelet, der speziell für den Untersuchungsdienst der Bastille bestimmt war, stellte seine Fragen nach den Notizen, die ihm der Polizeilieutenant hatte zukommen lassen; zuweilen begab sich letzterer selbst zu den Gefangenen. Für die wichtigeren Sachen war ein besonderer Ausschuß niedergesetzt. Dumouriez sagt, er sei nach neuntägiger Haft von drei Kommissaren vernommen worden: „Der Präsident war ein alter Staatsrat Namens Marville, ein Mann von Geist, aber etwas derb und zu groben Späßen aufgelegt. Der zweite war Herr von Sartine, Polizeilieutenant und Staatsrat, ein feiner und sehr höflicher Mann. Der dritte war einer von den Maîtres des Requêtes Namens Villeveaux, ein sehr falscher Mann und ein arger Rabulist. Der Gerichtsschreiber, der klüger als sie alle war, war ein Advokat von den Ratsgerichten Namens Beaumont.“ Wir haben viele Aeußerungen von Gefangenen gefunden, die sich lobend über ihre Richter aussprachen. Man kann daher nicht sagen, daß die Gefangenen der Bastille jedem Gerichte entzogen wurden. Ein Kommissar vom Châtelet kam, um sie zu verhören, und stellte das Protokoll über

ihre Vernehmung mit seiner motivierten Ansicht darüber dem Polizeilieutenant zu. Dieser entschied darüber, ob die Verhaftung aufrecht erhalten werden solle. Es würde übrigens ein Irrtum sein, wenn man den Polizeilieutenant des alten Regimes mit den gegenwärtigen Polizeipräfekten vergleichen wollte. Die Generallieutenants der Polizei wurden den gewesenen Maîtres des Requêtes entnommen und hatten einen richterlichen Charakter; die Dokumente ihrer Zeit nennen sie „Magistrate“, sie gaben Urteile ab, gegen die man nicht appellieren konnte, und hatten Strafgewalt bis zu den Galeeren; zugleich waren sie Friedensrichter, deren Sprengel sich sehr weit erstreckte. Abgesehen von dem Anfangsverhör erstatteten die Polizeilieutenants gelegentlich ihrer häufigen Besuche dem Minister von Paris motivierte Berichte über jeden einzelnen Gefangenen ab, Berichte, die als wirkliche Urteile angesehen werden können.

Wurde der Angeschuldigte für unschuldig befunden, so setzte ihn eine neue Lettre de Cachet sofort in Freiheit. Die Verfügung, daß sich ein Schuldbeweis nicht ergeben habe (ordonnance de non lieu), erfolgte oft mit einer Schnelligkeit, die den Neid manches vor den heutigen Untersuchungsrichter Verwiesenen hätte erwecken können. Ein gewisser Babier, der am 15. Februar 1775 in die Bastille kommt, wird für unschuldig befunden und gleich am folgenden Tage, dem 16. Februar, wieder entlassen. Von den 279 Personen, die während der letzten fünfzehn Jahre des alten Regimes in die Bastille eingeliefert wurden, hatten sich 38 der Wohlthat einer derartigen Verfügung „wegen mangelnden Schuldbeweises“ zu erfreuen.

Es gab aber noch einen Punkt, um den unser neues Regime das in der Bastille waltende wohl beneiden dürfte: wenn eine Verhaftung sich als ungerecht erwies, wurde das Opfer derselben entschädigt. Wir könnten hierfür eine Menge von Beispielen anführen.

Ein Advokat Namens Subé kommt am 18. Juni 1767 nach achtzehntägiger Haft aus der Bastille; er war fälschlich angeschuldigt worden, der Urheber einer Schrift gegen den König zu sein; er erhält eine Entschädigung von 3000 Livres, mehr als 6000 Franken heutigen Geldes. Ein gewisser Pereyra, der erstmalig vom 7. November 1771 bis zum 12. April 1772 und dann noch einmal vom 1. Juli bis 26. November in der Bastille gesessen hatte, wurde, nachdem seine Unschuld sich herausgestellt hatte, wieder in alle seine Güter eingesetzt und erhielt vom König eine vorübergehende Pension von 1200 Livres (mehr als 2400 Franken heutigen Geldes). Eine Anzahl in die kanadische Angelegenheit Verwickelter erhielt nach ihrer Lossprechung von der Anklage beim Verlassen der Bastille eine vorübergehende Pension. Ein andres Mal bringt die Verhaftung eines Privatmannes dessen Familie in eine mißliche Lage. Man behält ihn in der Bastille, weil man glaubt, daß er das verdiene, aber man gewährt seinen Angehörigen eine Unterstützung. Der Herzog von Choiseul schreibt unter dem 3. September 1763 an den Polizeilieutenant: „Ich habe den Brief erhalten, den Sie so freundlich waren, im Interesse der Kinder des Herrn Joncaire-Chabert an mich zu richten. Es freut mich, Ihnen mitteilen zu können, daß der König ihnen angesichts der übeln

Lage, in der sie sich nach Ihrer Darstellung befinden, eine neue Unterstützung von 500 Livres (1000 Franken heutigen Geldes) bewilligt hat.“ Aehnliche Beispiele könnten wir noch in großer Zahl anführen. Ludwig XIV. gewährte Pellisson nach seiner Freilassung eine Pension von 2000 Thalern. Der Regent bewilligte Voltaire nach seiner Entlassung aus der Bastille eine Pension von 1200 Livres. Ludwig XVI. setzte Latude eine Rente von 400 Thalern aus. Der Minister Bréteuil gewährte allen Gefangenen, die er in Freiheit setzen ließ, Pensionen. Brun von Condamine, der sich von 1779 bis 1785 in Haft befand, erhielt bei seiner Entlassung eine Summe von 600 Livres. Renneville berichtet von einem Gefangenen, dem Seignelay eine sehr angesehene Stelle als Entschädigung für seinen Aufenthalt in der Bastille verlieh. Sogar ein Polizeibeamter, ein Kommissar vom Châtelet, Toussaint Socquart, wird nach seiner Entlassung aus der Bastille wieder in sein Amt eingesetzt. Durchaus im Gegensatz zu unsern modernen Gefängnissen warf die Haft in der Bastille auch nicht den leisesten Makel auf den Gefangenen, selbst nicht in den Augen derjenigen, die seine Gefangensetzung angeordnet hatten, und man sah Beamte, wenn sie die Bastille verlassen hatten, nicht nur wieder in ihre vorige Thätigkeit eingesetzt, sondern zu den höchsten Stellen gelangen.

Bis zum vollen Abschluß der Vernehmungen wurde der Gefangene in Geheimhaft gehalten. Nur die Beamten des Schlosses durften mit ihm verkehren. Während dieser Zeit blieb er allein, sofern er nicht jemand zu seiner Bedienung mitgebracht hatte. Die Verwaltung gestattete den Gefangenen ganz gerne die Haltung von Dienern, deren Verpflegung sie auf ihre Kosten übernahm. Es kam sogar vor, daß die Regierung den Verhafteten Kammerdiener zuwies, für die sie nicht nur den Unterhalt, sondern auch den Lohn bis zu 900 Livres jährlich bestritt. Es lassen sich in der Bastille Gefangene aus nur mittlerer Lebensstellung nachweisen, die auf diese Weise eigne Diener erhielten. Das Schrecklichste war in der Bastille die Einsamkeit. Durch ihre strenge Aufrechterhaltung sind viele Gefangene verrückt geworden. In Gesellschaft erschienen die Stunden der Gefangenschaft weniger schwer und lang. Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Tante und Nichte wohnten zusammen. Wir könnten eine große Menge Beispiele dafür anführen. Das nachfolgende ist pikant. Am 7. September 1693 wurde eine Frau de la Fontaine zum zweiten Male nach der Bastille gebracht. Das erste Mal hatte sie ganz allein gesessen; diese zweite Haft machte jedoch das Mitleid des Polizeilieutenants rege, er ließ ihren Mann zu ihr kommen, ließ ihn ihre Gefangenschaft in der Bastille teilen und gab beiden einen Lakaien zur Bedienung.

Waren die Verhöre vorbei, so erfreuten sich die Gefangenen größerer Freiheit. Man sah sie dann mit den Personen der Stadt in Verbindung treten. Sie erhielten die Erlaubnis, den Besuch ihrer Verwandten und Freunde zu empfangen. Manchmal wurden diese in ihr Zimmer zu ihnen gelassen, gewöhnlich aber fanden die Besuche in dem Beratungssaale in Gegenwart eines der Schloßbeamten statt. In der Regel durften bei ihnen nur Familien- und Geschäfts-

angelegenheiten verhandelt werden. Jedes Gespräch über die Bastille und die Veranlassung der Gefangenschaft war verboten. Die Hausgesetze der Bastille wurden darin immer strenger. Gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. ging der Polizeilieutenant so weit, genau die Gesprächsgegenstände zu bestimmen, über die es den Gefangenen gestattet sein sollte, sich mit ihren Besuchern zu unterhalten. „Er soll mit dem Gefangenen über das Erträgnis sprechen, das dieses Jahr seine Weinberge in Aussicht stellen — über einen abzulösenden Pacht — über eine Partie für seine Nichte — über den Gesundheitszustand seiner Angehörigen." Doch muß man die Memoiren Gourvilles, Fontaines, Bussy-Rabutins, die der Frau von Staal und des Herzogs von Richelieu lesen, um sich eine Gesamtvorstellung von dem Leben in der Bastille unter Ludwig XIV. und dem Regenten zu verschaffen. Mehrere Gefangene besaßen die Freiheit, im ganzen Schlosse nach Belieben umherzugehen, sie kamen zu jeder Tageszeit in die Zimmer ihrer Genossen. Man beschränkte sich darauf, sie nachts einzuschließen. Die Gefangenen, welche die „Freiheit des Hofs" besaßen, veranstalteten dort Partien des Boule- und Tonnenspiels und verkehrten mit den Offizieren der Garnison. Fontaine erzählt, man habe sie von den Türmen herab in den Binnenhöfen bis zu fünfzig zusammenstehen gesehen. Das Zimmer Bussy-Rabutins stand jedem offen: „Seine Frau und seine Freunde besuchen ihn, er giebt dort Persönlichkeiten vom Hofe Essen, er knüpft dort Liebeshändel an und korrespondiert ungehindert mit seinen Verwandten und Freunden." Verschiedene Gefangene besaßen sogar die Erlaubnis, Ausgänge in die Stadt zu machen, unter der Bedingung, daß sie abends wieder in das Schloß zurückkehrten. Zwei Brüder wurden zusammen in die Bastille gesetzt. Sie gingen von dort fort, wann es ihnen beliebte, es genügte, daß einer von ihnen stets im Schloß anwesend war. Die Offiziere des Generalstabs kamen zu den Gefangenen und plauderten mit ihnen und gaben ihnen Ratschläge, wie sie am besten ihre Freiheit wiedererlangen könnten.

Dieser lebhafte, höfliche und elegante Verkehr wird äußerst reizend von der von uns bereits mehrfach erwähnten Frau von Staal geschildert: „Wir brachten alle einen Teil des Tages bei dem Gouverneur zu. Wir gingen dorthin zum Essen, und nach Tisch spielte ich mit Herrn von Pompadour und Herrn von Baisdavis eine Partie L'hombre, und Ménil half mir dabei. Wenn sie beendigt war, kehrten wir in unsre Gemächer zurück. Die Gesellschaft kam bei mir vor dem Abendessen zusammen, zu dem wir uns dann wieder zu dem Gouverneur hinüber begaben, nach demselben ging jeder zu Bett."

Was die Art anbelangt, in welcher die Gefangenen verpflegt und bedient wurden, so ist sie wirklich erstaunlich, und das, was wir darüber zu sagen haben, wird, obwohl es sich streng an die Wahrheit hält, wohl allenthalben für übertrieben gehalten werden. Der Gouverneur erhielt für die Verpflegung eines Mannes aus dem gewöhnlichen Volke drei Livres täglich, für die eines Bürgers fünf Livres, für die eines Finanzmannes, eines Richters oder eines Schriftstellers zehn Livres, für die eines Parlamentsrats fünfzehn Livres und für die eines

Marschalls von Frankreich sechsunddreißig Livres. Der Kardinal von Rohan verausgabte daselbst hundertundzwanzig Franken täglich. Der Prinz von Kurland gebrauchte für einen fünfmonatlichen Aufenthalt in der Bastille 22 000 Franken. Man muß diese Zahlen verdoppeln und verdreifachen, wenn sie dem Werte des heutigen Geldes entsprechen sollen.

So können wir auch nur mit dem größten Erstaunen von den Mahlzeiten lesen, die den Gefangenen vorgesetzt wurden. Renneville, der ein um so unparteiischerer Zeuge ist, als sein Buch sich gegen das Verwaltungssystem der Bastille richtete, schildert in folgenden Ausdrücken seine erste Mahlzeit: „Der Schließer deckte eines meiner Tischtücher auf den Tisch und stellte mein Mittagessen darauf, zunächst eine Suppe aus grünen Erbsen und einen recht verlockend aussehenden Kopfsalat mit allen Zuthaten und einem Stück Geflügel darauf, dann einen Teller mit einem saftigen Stück Ochsenfleisch in eigner Brühe und mit einem Zweiglein Petersilie, einen weiteren mit dem vierten Teile einer warmen, mit Brieschen, Hahnenkämmen, Spargeln, Champignons und Trüffeln gefüllten Pastete und noch einen mit einem Ragout aus Hammelszungen, alles sehr hübsch angerichtet, und als Nachtisch ein Biskuit und zwei Renettenäpfel. Der Schließer wollte mir Wein eingießen. Es war ein sehr guter Burgunder, und auch das Brot war vortrefflich. Ich bat ihn, er möge selbst ein Glas trinken, doch sagte er, das dürfe er nicht. Ich fragte ihn, ob ich für meine Beköstigung zu zahlen habe, oder ob ich dem König dafür verpflichtet sei. Er sagte mir, ich möge nur ungescheut sagen, was mir Vergnügen mache, man werde sich dann bemühen, es mir zu verschaffen, der König bezahle alles.“ Der „allerchristlichste“ König wünschte, daß seine „Gäste“ sich an Freitagen und den gebotenen Fasttagen des Fleischgenusses enthielten, doch ließ seine Bewirtung es trotzdem an nichts fehlen. „Ich bekam,“ sagt Renneville, „sechs Schüsseln und eine wunderbare Krebssuppe. Unter meinen Fischen befand sich eine sehr schöne Brachse, eine große gebackene Seezunge und ein Barsch, alles vorzüglich zubereitet, und dann gab es noch drei weitere Schüsseln.“ Um diese Zeit betrug die Pension Rennevilles täglich zehn Franken, später wurde sie auf den Satz der Gefangenen gewöhnlicher Klasse herabgesetzt. „Man hatte,“ sagt er, „meine Kost bedeutend herabgemindert, gleichwohl bekam ich immer noch eine gute Brotsuppe, ein erträgliches Stück Ochsenfleisch, eine Hammelszunge in Ragout und zum Nachtisch zwei Spritzkuchen. Ich erhielt fast das Gleiche während der ganzen Zeit, die ich an diesem trübseligen Orte verbrachte. Zuweilen bekam ich als Beigabe zu meiner Suppe den Flügel oder die Keule eines Stücks Geflügel, manchmal legte man auch zwei Pastetchen auf den Tellerrand.“

Gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. spricht sich Dumouriez in ähnlicher lobender Weise über die Küche der Bastille aus. Als er am Tage seines Eintritts bemerkte, daß man ihm nur Fastenspeisen vorsetzte, verlangte er, daß man ihm aus einer benachbarten Speisewirtschaft ein Huhn kommen lasse. „Ein Huhn,“ sagte der Major, „wissen Sie denn nicht, daß heute Freitag ist?“ — „Sie sind zu meiner Bewachung, aber nicht zu meinem Gewissensrat bestellt.

Ich bin krank, denn die Bastille ist eine Krankheit," entgegnete der Gefangene. Binnen einer Stunde stand das Huhn auf seinem Tisch. In der Folge verlangte er, daß ihm Mittag- und Abendessen zu gleicher Zeit, zwischen drei und vier Uhr, aufgetragen werden sollten. Sein Kammerdiener, ein guter Koch, bereitete ihm die Ragouts. „Man speiste sehr gut in der Bastille, es gab täglich fünf Gänge zum Mittag- und drei zum Abendessen, außer dem Nachtisch, der aus warmen und kalten Speisen bestand und einen vortrefflichen Eindruck machte." Es ist ein Brief vorhanden, der im Jahre 1764 vom Major der Bastille an den Polizeilieutenant gerichtet wurde. Es handelt sich in demselben um einen Gefangenen Namens Vieilh, der absolut kein Fleisch von Schlachtvieh essen will; man muß ihn ausschließlich mit Wild und Geflügel ernähren. Unter Ludwig XVI. war nach dem Zeugnis von Poultier d'Elmotte noch ganz das gleiche der Fall. „De Launey, der Gouverneur, kam zu mir und unterhielt sich freundschaftlich mit mir, er fragte mich, was ich gerne äße und ließ mir das Gewünschte auftragen." Schließlich muß selbst Linguet, trotz seiner Sucht, das Leben der Gefangenen in der Bastille im ungünstigsten Licht erscheinen zu lassen, zugeben, daß die Verpflegung daselbst eine mehr als ausreichende war. Jeden Morgen überreichte ihm der Koch eine Aufstellung, aus welcher er sich die ihm zusagenden Gerichte auswählte.

Die Rechnungsbücher der Bastille bestätigen das in den Memoiren der früheren Gefangenen Enthaltene. Hier nach diesen Dokumenten das Verzeichnis der Gänge, die La Bourdonnais während des Monats Juli 1750 erhielt. Täglich kamen unter den Speisen vor: Fleischbrühe, Ochsenfleisch, Kalbfleisch, weiße Bohnen, grüne Bohnen, zwei Eier, Brot, Erdbeeren, Kirschen, Stachelbeeren, Orangen, zwei Flaschen Rotwein und zwei Flaschen Bier. Außer diesen ständigen Speisen finden wir für den 2. Juli ein Huhn und eine Flasche Muskateller, für den 4. eine Flasche Muskateller, für den 7. Thee, für den 12. eine Flasche Branntwein, für den 13. Blumen, für den 14. Wachteln, für den 15. einen Truthahn, für den 16. eine Melone, für den 17. ein Huhn, für den 18. ein Wildkaninchen, für den 19. eine Flasche Branntwein, für den 20. Weißwurst und zwei Melonen und so fort.

Tavernier war ein Gefangener niedrigen Standes, der Sohn des Hausmeisters von Paris von Montmartel. Er wurde in ein Komplott gegen das Leben des Königs verwickelt. Er war einer der sieben am 14. Juli befreiten Gefangenen. Man fand ihn geistesgestört in seinem Zimmer. Nachdem man ihn im Triumph durch die Straßen von Paris geführt, brachte man ihn nach Charenton. Man stellte ihn als einen Märtyrer dar. Er hatte es jedenfalls an seinem neuen Aufenthaltsorte nicht so gut, wie er es in der Bastille gehabt hatte. Wir haben die Aufstellung über das, was ihm in der Bastille an besonderen Bewilligungen, das heißt über die normale Verpflegung hinaus, im November 1788 und im März und Mai 1789, also in drei Monaten aus seiner letzten Haftzeit, verabfolgt worden ist. Im November finden wir: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 60 Flaschen Wein, 30 Flaschen Bier, 2 Pfund Kaffee, 3 Pfund Zucker, eine

Truthenne, Austern, Kastanien, Aepfel und Birnen; im März: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 45 Flaschen Wein, 60 Flaschen Bier, Kaffee, Zucker, ein Huhn, Käse; im Mai: Tabak, 4 Flaschen Branntwein, 62 Flaschen Wein, 31 Flaschen Bier, Tauben, Kaffee, Zucker, Käse und so weiter.

Die Thatsachen, die wir anführten, bildeten die Regel; die am rücksichtslosesten behandelten Gefangenen speisten immer noch recht gut. Nur diejenigen, die in die Kellergelasse gesetzt wurden, erhielten zuweilen nichts als Wasser und Brot; es war das aber eine nur für Dienstvergehen zuerkannte und stets nur vorübergehende Strafe.

Wenn von irgend einem Gefangenen eine Beschwerde wegen seiner Verpflegung erhoben wurde, sorgte der Gouverneur sofort für Abhilfe. Der Polizeilieutenant ließ sodann den Gefangenen fragen, ob er nun besser behandelt werde als zuvor. „Seine Majestät hat mir gesagt," schreibt Pontchartrain an de Launay, „man habe Klage über die schlechte Beköstigung der Gefangenen geführt, sie befiehlt mir, Ihnen zu schreiben, daß Sie dem Gegenstande alle Aufmerksamkeit widmen." Und Sartine schrieb scherzhaft an den Major de Losmes: „Ich bin damit einverstanden, daß Sie dem Herrn Dubois seine Kleider weiter machen lassen, und ich wünschte, alle Ihre Gefangenen möchten sich einer gleichen Gesundheit erfreuen."

Schließlich kleidete der König auch diejenigen seiner Gefangenen, die zu arm waren, das auf eigne Kosten zu thun. Er gab ihnen keine Gefängnisuniform, sondern wattierte und mit Kaninchenpelz ausgeschlagene Hauskleider, buntfarbige Beinkleider, mit Seidenplüsch gefütterte Westen und Röcke nach ihrem Gefallen. Der mit der Lieferung betraute, zur Bastille abgeordnete Kommissar ließ den Gefangenen Maß nehmen, erkundigte sich nach ihrem Geschmack und nach den Farben und der Kleiderform, die ihnen am meisten zusagte. Eine Frau Sauvé, die in der Bastille gefangen saß, wünschte ein Kleid aus weißem, mit grünen Blumen durchwebtem Seidenstoff zu haben. Die Frau des der Bastille zugeordneten Kommissars Rochbrune durchmusterte alle Ladenlokale von Paris und schrieb dann dem Major der Bastille einen verzweifelten Brief. Keine Modistin besitzt den gewünschten Stoff; was sie als am meisten auf denselben hinauskommend aufgetrieben hat, ist eine weiße grüngestreifte Seide, und wenn Frau Sauvé sich damit zufrieden geben will, soll die Kleidermacherin ihr Maß nehmen.

Die Regierung wollte auch, daß die Gefangenen ihre Zerstreuung haben sollten. Den Aermsten setzte sie ein gewisses Taschengeld aus; sie ließ ihnen auch Tabak zukommen.

Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts starb in der Bastille ein Italiener Namens Vinache, nachdem er daselbst eine Bibliothek zum Gebrauch der Gefangenen gestiftet hatte. Diese Bibliothek vermehrte sich im Verlauf der Zeit durch Zuwendungen von seiten des Gouverneurs, durch Geschenke von Gefangenen und sogar durch die Hochherzigkeit eines Bürgers von Paris, dem das Schicksal der Gefangenen zu Herzen gegangen war. Die Bücher bestanden aus Romanen

wissenschaftlichen und philosophischen Werken und Erbauungsschriften. Die leichte Litteratur herrschte vor. Der Polizeilieutenant Berryer strich einmal aus der Liste der zum Binden bestimmten Bücher ein „Gedicht über die Größe Gottes", weil das ein für Gefangene „zu trauriger" Gegenstand sei. Die Gefangenen ließen sich auch Bücher von auswärts kommen. Wir haben den Grafen von Belle-Isle angeführt, der in der Bastille eine Bibliothek von über 300 Bänden hatte. La Beaumelle hatte dort eine von mehr als 600 Bänden. Die Verwaltung weigerte sich übrigens auch nicht, den Gefangenen auf Kosten des Königs unter Aufwendung oft erheblicher Summen die Werke kommen zu lassen, von denen sie behaupteten, sie hätten sie zu ihren Studien nötig. Die Werke Voltaires und Pufendorfs gelangten ohne Beanstandung in ihre Hände. Endlich gestattete man unter Ludwig XVI. das Lesen von Zeitungen.

Nach der Erlaubnis, sich Bücher und Schreibmaterial zu verschaffen, war die am meisten nachgesuchte Vergünstigung der Spaziergang. Es kam selten vor, daß sie verweigert wurde. Die Gefangenen konnten sich sowohl auf den Türmen wie in den Binnenhöfen und schließlich auch auf der in einen Garten umgewandelten Bastei ergehen. Auf den Zinnen der Türme war die Luft frisch und die Aussicht schön. Fontaine erzählt, Sacy habe jeden Tag nach dem Essen die Türme bis zu ihrer höchsten Höhe bestiegen. Er erging sich dort in Gesellschaft der Offiziere, die ihm Neuigkeiten aus der Stadt und von den Gefangenen mitteilten.

In ihren Zimmern hielten sich die Gefangenen zu ihrem Zeitvertreib Tiere aller Art, Katzen und Vögel; sie dressierten Hunde auf kunstgerechte Art. Einzelne erhielten die Erlaubnis, sich eine Violine oder ein Spinett zu halten. Pellisson saß mit einem Basken zusammen, der den Dudelsack spielte. Der Herzog von Richelieu erinnert sich mit Vergnügen der Opernmelodien, die er im Verein mit seinen Zimmernachbarn, unter denen sich auch Fräulein von Launay befand, sang, wobei sie ihre Köpfe an die Eisenstäbe ihrer Fenster lehnten, „das ergab einen eigenartigen Chorgesang von schöner Wirkung". Andre Gefangene vertrieben sich die Zeit mit Sticken, Weben oder Stricken. Einzelne stellten so Schmuckgegenstände für die Kapelle des Schlosses her. Einige fertigten Schreinerarbeiten an, drechselten und stellten kleine Möbel her. Die Künstler malten und zeichneten. „Die Beschäftigung des Herrn von Villeroi war eine etwas eigentümliche: er hatte sehr schöne Kleider, er zertrennte dieselben und nähte sie mit großer Geschicklichkeit wieder zusammen." Die Gefangenen, die zu mehreren in einem Zimmer wohnten, spielten Karten, Schach oder Trictrac. Im Jahre 1788 wurden wegen der bretagnischen Verschwörung zwölf Adlige jenes Landes in die Bastille gesetzt. Sie hatten eine gemeinschaftliche Wohnung. Sie verlangten zu ihrer Zerstreuung ein Billard; das Billard wurde im Zimmer des Majors aufgeschlagen, wohin diese Herren sich begaben, um ihre Partie zu machen.

Die Gefangenen, die in der Bastille starben, wurden auf dem Kirchhofe von St. Paul beerdigt, die Trauerfeier wurde in der Kirche von St. Paul abgehalten und der Totenschein in der Sakristei dieser Kirche auf den Familien-

namen des Verstorbenen ausgestellt. Es ist unrichtig, daß in das Sterberegister falsche Namen eingetragen worden seien, um die Persönlichkeiten der Verstorbenen zu verheimlichen. Selbst der Mann mit der eisernen Maske wurde in der Sakristei von St. Paul unter seinem wirklichen Namen eingetragen. Die Juden, Protestanten und Selbstmörder wurden in dem Garten des Schlosses beerdigt, da es nach den Anschauungen der Zeit nicht zulässig war, daß ihre Leiber in der geweihten Erde des Kirchhofs ruhen sollten.

Besser waren immerhin diejenigen daran, die ihre Freiheit zurückerhielten. Die Freilassung wurde durch eine Lettre de Cachet angeordnet, geradeso wie die Verhaftung. Die so sehnlichst erwarteten Entlassungsbefehle wurden durch die „Besteller der Hofpakete“ oder den „gewöhnlichen Postboten“ überbracht; manchmal kamen auch die Verwandten und Freunde und brachten selbst das versiegelte Stück Papier, um die Freude zu haben, den gleich mitzunehmen, dem sie als Freiheitsboten nahten.

Der Gouverneur, oder in seiner Abwesenheit der Polizeilieutenant, begab sich selbst in das Zimmer des Gefangenen, um ihm anzuzeigen, daß er frei sei. Alle Gegenstände und Papiere, die diesem bei seiner Einlieferung abgenommen worden waren, wurden ihm gegen eine Empfangsbescheinigung, die der Major erhielt, wieder ausgehändigt, worauf er eine Urkunde mit dem Versprechen, nichts über das auszusagen, was er in der Bastille gesehen, unterzeichnete. Viele Gefangene weigerten sich, sich dieser Formalität zu unterziehen, andre plauderten, obwohl sie unterschrieben, alles, was sie von der Bastille wußten, nach allen Richtungen hin aus, ohne deshalb irgendwie behelligt zu werden. Erlangte schließlich ein Gefangener seine Freiheit nur bedingungsweise, so erlegte man ihm die Verpflichtung auf, sich dem Willen des Königs zu fügen.

Waren endlich alle Förmlichkeiten erledigt, so ließ der Gouverneur mit der Verbindlichkeit der Formen, welche die Leute des alten Regimes kennzeichnet, seinem Gaste zum Schlusse noch einmal ein vortreffliches Mahl vorsetzen. Gehörte der Gefangene der guten Gesellschaft an, dann ging er wohl so weit, ihn bei sich selbst zu Tisch zu bitten. War dann das Essen vorbei und Abschied genommen, so stellte er dem Gefangenen seinen Wagen zur Verfügung; häufig stieg er sogar mit ihm ein und begleitete ihn bis zu dem Orte, wohin er wollte.

Gar mancher der so der Freiheit wiedergegebenen Gefangenen mußte sich zunächst in der größten Verlegenheit befinden, er wußte nicht, wohin er sich wenden und was er in Paris beginnen sollte. Es kam vor, daß der Gouverneur dem einen oder andern von ihnen Geld gab, damit er vorderhand sein Leben fristen könne. Im Dezember 1783 erhielt ein gewisser Dubu de la Tagnerette, nachdem er in Freiheit gesetzt worden war, auf vierzehn Tage Wohnung im Palais des Gouverneurs, damit er Zeit habe, sich ein passendes Unterkommen zu verschaffen. So war es vielen Gefangenen gar nicht recht, daß sie der Haft entledigt wurden; wir können das Beispiel von Leuten anführen, die in die Bastille zu kommen suchten, andre wollten nicht wieder freigelassen werden, und wieder andre bemühten sich um eine Verlängerung ihrer Haft.

„Viele," sagt Renneville, „verließen den Ort, die ihren Weggang recht sehr bedauerten." Le Maistre de Sacy und Fontaine versichern, die in der Bastille verbrachten Jahre seien die angenehmsten ihres Lebens gewesen. „Das harmlose Leben," sagt Renneville an einer andern Stelle, „das wir dort führten, die Herren von Hamilton, Schrader und ich, schien Herrn von Hamilton so angenehm, daß er mich bat, es in Versen zu besingen." Die Memoiren der Frau von Staal lassen uns ihre Jahre in der Bastille als die glücklichsten erscheinen, die sie durchlebt hat. „Im Grunde meines Herzens wünschte ich mir eher alles andre als meine Freiheit." „Ich blieb sechs Wochen in der Bastille," bemerkte Abbé Morelet, „und diese verliefen, ich muß noch lachen, wenn ich daran denke, höchst angenehm für mich." Und später versichert uns Dumouriez immer wieder, daß er in der Bastille glücklich war und sich nicht langweilte.

Das war in ihrem äußeren Umriß die Lebensweise in der Bastille. Es hat ganz gewiß im vorigen Jahrhundert in ganz Europa kein Gefängnis gegeben, wo die Gefangenen so rücksichtsvoll und aufmerksam behandelt wurden; heute ist keines dieser Art mehr vorhanden.

Gleichwohl würde es trotz aller dieser wirklichen Erleichterungen ungereimt sein, wenn man behaupten wollte, die Gefangenen seien im allgemeinen sonderlich zufrieden mit ihrem Los gewesen. Wie mancher Unglückliche hat sich den Kopf an der Wand seines Gefängnisses zerschellt, während Weib und Kind und die dringendsten Interessen ihn nach außen riefen! Die Bastille ist die Ursache von vielem Unglück gewesen, und innerhalb ihrer Mauern sind viele Thränen vergossen worden, die nicht getrocknet wurden.

Im achtzehnten Jahrhundert definierte ein Schriftsteller das Staatsgefängnis in folgender Weise: „Eine Bastille ist jenes fest aufgeführte, hermetisch verschlossene und sorgsam bewachte Haus, in das jeder, wes Standes, Geschlechtes oder Alters auch immer, kommen kann, ohne zu wissen, weshalb, in dem er bleiben kann, ohne zu wissen, wie lange, und aus dem er herauszukommen vermag, ohne zu wissen, wie." Das war das Wesen der Bastille, und diese Zeilen enthalten ihre unwiderrufliche Verurteilung für jeden modernen Geist.

(Schluß folgt.)



Neue Folge ungedruckter Briefe Beethovens.

Mitgeteilt und erläutert von

Alfr. Chr. Kalischer.

I.

Die Durchforschung des Otto Jahnschen „Beethoven-Nachlasses“, der jetzt zum kostbaren Besitzstand der Königlichen Bibliothek zu Berlin gehört, ergab als erstes erfreuliches Resultat zwanzig ungedruckte Briefe an den Beethovenfreund Freiherrn N. v. Zmeskall-Domanovecz und zwanzig ungedruckte Briefe an Beethovens hochherzige Freundin Nannette Streicher, die ich allesamt im Januarhefte 1898 der „Deutschen Revue“ veröffentlichen durfte.

Ein weiteres emsiges Durchforschen dieses Otto Jahnschen Vermächtnisses hatte das überraschend erfreuliche Ergebnis, daß darin noch fünfzig weitere, zum Teil recht umfangreiche, andrerseits hochinteressante Briefe des Tonmeisters vorhanden sind, die noch gänzlich unbekannt sind und nunmehr zum ersten Male den Weg in die Oeffentlichkeit finden sollen.

Diese Briefe sind, wenn man eine einigermaßen chronologische Folge beobachtet, an folgende Männer gerichtet: an den Klavierbauer Andreas Stein, an Freiherrn v. Pasqualati, an den Dichter und Regisseur Fr. Treitschke, an den Kammerprokurator Varena in Graz, an die Musikalienhändler Steiner u. Haslinger, an Baumeister, Sekretär des Erzherzogs Rudolf, an den englischen Tonkünstler Ch. Neate, an den Pensionatsvorsteher Giannatasio del Rio, an den Grafen Moritz v. Lichnowsky, an Professor Dr. W. Müller in Bremen, an den Tonkünstler Bernhard Romberg, an den Musikalienhändler M. Schlesinger in Berlin, an Anton Schindler, an Legationsrat v. Griesinger, an die Musikalienhändler Artaria u. Comp., an des Meisters Neffen Karl van Beethoven, an seinen Freund Karl Holz und an einige, deren Adressen nicht angegeben sind.

Den Reigen eröffne

1. Ein Brief ohne Adressat.

„Euer Liebden Herr Bruder auf diese Weise bin ich zufrieden, sobald mir nur auf eine Art welche immer für die 2000 fl. wegen der oper einige schriftliche Sicherheit gegeben wird, — auf den Tag im Theater thue ich gern Verzicht, obschon ich im Voraus überzeugt bin, daß diese Tage auch dieses Jahr nur unwürdige erhalten, was jedoch den redouten saal betrifft, das will ich in nähere überlegung ziehen —

Euer Liebden Herr Bruder leben sie wohl, begeben sie sich derweil in ihr durchlauchtiges königliches poetisches Land, für mein musikalisches werde ich nicht minder sorgen. — Mit meiner Kolik gehts besser — aber mein armer finger

hat gestern eine starke Nageloperation leiden müssen, gestern als ich ihnen schrieb, sah derselbe sehr drohend aus, heute ist er vor schmerz ganz schlaff

NB. heute kann ich noch nicht ausgehen, doch hoffe ich morgen zur H."

Eine Notiz des Abschreibers besagt: „Herrn Lampertz in Bonn gehörig".

Dieser Brief ist offenbar an einen Dichterfreund gerichtet, der bedeutet wird, sich in sein „durchlauchtiges, königliches poetisches Land" zu begeben. Es mag Friedrich Treitschke sein, mit dem ja Beethoven behufs Umgestaltung seines Fideliotextes einen lebhaften, sehr freundschaftlichen Verkehr unterhielt, — dafür spräche auch der einleitende Satz mit der Oper. Aber auch an den Dichter Heinrich v. Collin könnte der Brief gerichtet sein, denn mit diesem stand Beethoven gerade zur Zeit, als jener geschrieben sein muß, wegen neuer Operndichtungen in Verbindung. Drittens käme noch der Dichter Chr. Kuffner in Betracht, der gerade um diese Zeit für Beethoven poetisch thätig war: er schuf nämlich zu des Meisters Chor-Phantasie (op. 80) die geeignete Poesie.

Die Chronologie dieses Briefes, der von Beethovens Fingerkrankheit spricht, läßt sich genau feststellen. Dieser Brief muß nämlich im März 1808 geschrieben sein. Professor Dr. Wegeler, der Freund Beethovens und Verfasser der herrlichen Notizen über des Meisters Leben, bespricht im „Nachtrage" zu diesen Notizen von Wegeler und Ries auch die Krankheiten Beethovens. Da heißt es denn (Seite 13): „So schrieb mir St. von Breuning im März 1808, Beethoven hätte bald durch ein Panaritium (Fingerwurm) einen Finger verloren; jetzt geht es ihm indessen wieder ganz gut. So entging er einem großen Unglück, welches, verbunden mit seiner Schwerhörigkeit, jede, ohnehin selten auftretende, gute Laune ganz erstickt haben würde." — So giebt dieser unbekannte Brief Beethovens vom März 1808 deutliche Auskunft über seine, von den Biographen übrigens unbeachtet gelassene, schwere Fingerentzündung (Fingerwurm, Umlauf); aus dem Briefe geht hervor, daß die Krankheit sogar bis zur Nageloperation vorgeschritten war.

Es folge dann etwa aus dem Jahre 1813 oder 1814 ein Brief.

2. „An Andreas Stein, Klaviermacher in Wien",

wie das Abschriftendoppelblatt besagt, welches Briefe an v. Collin, Varena, v. Griesinger enthält. Der Brief lautet:

„Lieber Stein!

Man verlangt in Baden 34 fl. monatlich für ein elendes Piano; ich bin der Meinung; daß dies Geld zum fenster hinausgeworfen ist. Wenn sie nur einen von den Menschen, welche sie um sich haben, entbehren könnten, so wäre bald geholfen! ich werde ihn gewiß gut bezahlen!

Ja die Matrazen mitnehmen! so konnte auf denen und Stroh doch glaube ich mein Instrument ohne Gefahr nach Baden gebracht werden. Sagen sie mir

gefälligst ihre Meinung! am 13. d. M. gehe ich schon nach Baden; ich werde das Vergnügen haben, sie noch zu sehen.

ihr freund

Beethoven."

Adressat dieses an und für sich verständlichen Schreibens ist Matthias Andreas Stein, ein Bruder von Nannette Streicher, geb. Stein. Es sind Sprößlinge der berühmten Orgelbauerfamilie Stein zu Augsburg. Nachdem sich Nannette mit Andreas Streicher verheiratet hatte, gründete sie in Wien die nachmals so berühmt gewordene Pianofortefabrik, an welcher ihr Bruder Andreas — an den obiger Brief gerichtet ist — die technische Oberleitung innehatte.

II.

Briefe an Freiherrn Johann v. Pasqualati.

Ein Quartblatt im O. Jahnschen Nachlasse enthält zehn Briefe an v. Pasqualati, von denen vier ungedruckt sind. Der 1777 geborene Freiherr Johann Baptist v. Pasqualati gehörte zu den eifrigsten Gönnern der Beethovenschen Tonmuse. Die Freundschaft zwischen beiden währte ungeschmälert bis zum letzten Lebenshauche Beethovens fort; noch auf dem Sterbelager trafen ihn rührende Liebesbeweise des kunsteifrigen Freiherrn.

Im Pasqualatischen Hause auf der Mölker Bastei wohnte Beethoven häufig. Ferdinand Ries erzählt aus der Zeit, als Beethoven seinen Fidelio komponierte, daß derselbe häufig aus diesem Hause auszog, um immer wieder dahin zurückzukehren, so daß Baron Pasqualati (Pasquillati — schreibt Ries) jovialer Weise erklärte, wenn Beethoven wieder auszog: „Das Logis wird nicht vermietet, Beethoven kommt schon wieder." (F. G. Wegeler und F. Ries, Biographische Notizen über Beethoven Seite 113.) — Diesem Freiherrn v. Pasqualati sind folgende zwei Kompositionen gewidmet: Elegischer Gesang (op. 118) und der Kanon „Ewig dein" (problematisch). — Der elegische Gesang „Sanft, wie du lebtest, hast du vollendet" entstand 1814. Eine revidierte Abschrift enthält von Beethovens Hand die Ueberschrift: „An die verklärte Gemahlin meines verehrten Freundes Pascolati von Seinem Freunde Ludwig van Beethoven." Diese Gattin, Eleonora Pasqualati, geb. v. Fritsch, war im August 1811 gestorben. (Vergl. Nottebohm, Thematisches Verzeichnis S. 114, 1868.) Die hier in Rede stehenden Briefe gehören der Zeit an, in welcher die Angelegenheit mit den Erben des Fürsten Kinsky, eines der drei Mäcene, welche Beethoven ein bestimmtes Jahrgehalt ausgeworfen hatten, endlich zur Zufriedenheit des Tondichters geregelt wurde. Das geschah im Jahre 1815; Freund Pasqualati hatte sich um das glückliche Gelingen besonders verdient gemacht. Die nun folgenden Briefe werden demnach wohl verständlich sein.

3. „Verehrter freund!

Ich bitte sie mir nur morgen früh durch ihren Bedienten gütigst zuzuschicken, wie sie die Lobkowitzischen Sachen in Ansehung meines Gehalts gefunden haben,

da ich keine Gelder mehr habe. Auch ersuche ich ihren Herrn Bruder doch nach Prag zu schreiben, daß ich den Kinskyschen Gehalt erhalte, da er schon seit October fällig. — Verzeihen Sie! wenn ich ihnen lästig sein muß, dieser Tage sehe ich sie wieder

ihr

sie verehrender freund

Beethoven."

Die „Lobkowitzischen Sachen" betreffen die Regelung des Jahrgehaltes für Beethoven von seiten des Fürsten v. Lobkowitz, des zweiten an Beethovens Jahrgehalt beteiligten Kunstmäcens; der dritte in diesem edeln erlauchten Bunde war Erzherzog Rudolf.

4. „Verehrter freund!

Ich habe ihnen ihren gütigen Vorschuß zu übermachen, möchte aber ihnen denselben selbst übergeben, da ich sonst noch Etwas mit ihnen zu reden habe. Heute Nachmittag ist uns jede Stunde willkommen, auch Morgen früh, wenn es ihnen gefällig ist, jedoch nicht gar zu früh, indem mir meine Gesundheitsumstände dieses nicht erlauben. Lassen sie mich nebstbei auch gefälligst wissen, ob ich auf den Kohlmarkt in ihre Wohnung, oder zu ihnen kommen soll.

Wie immer

sie verehrender dankbarer

L. v. Beethoven."

5. „Werther! verehrter freund!

Obschon heute Hoftag ist, habe ich die große Bitte an sie, daß sie mich besuchen möchten, indem ich schon einige Tage nicht wohl bin; aber noch heute wenn es ihnen möglich ist, indem es die Angelegenheiten meines Neffen mit Dr. Adlersburg betrifft, wo es höchst nöthig wäre, daß ich selbst mit ihnen spräche; allein ich kann und darf nicht ausgehen.

Lassen Sie mich also gütigst wissen, wann sie mich sehen wollen: heute!!!!!!

ihr

Beethoven."

In dieser Zeit, 1815 und den nächstfolgenden Jahren, war der hier genannte Dr. Adlersburg, seines Zeichens Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, Beethovens Rechtsbeistand. Es handelt sich jetzt um die Vormundschaft über des Meisters geliebten Neffen Karl, der im Jahre 1815 seinen Vater verlor.

6. „Werther verehrter freund!

Trifft sie dieses nicht mehr bei ihnen, so bitte ich sie recht sehr, die Gefälligkeit zu haben, dem Kopisten Rampel das Quartett in F minor von mir

zu geben oder zurückzulassen, damit er selber copiren könne; — mündlich werde ich ihnen sagen, zu was für einem Zweck.

in Eil

ihr innigster

Beethoven."

Es ist hier vom Fmoll-Quartett (op. 95) die Rede, das Beethovens Freund Baron v. Zmeskall-Domanovecz gewidmet ist. — Da dieses im Jahre 1810 entstandene Quartett bereits Dezember 1816 herauskam, dürfte auch dieser Brief dem Jahre 1815, spätestens dem Jahre 1816 vor Dezember angehören.

Rampel war damals, wie auch in späteren Zeiten, Beethovens bevorzugter Kopist.

III.

Briefe an Friedrich Treitschke.

Ein Doppelquartblatt des Nachlasses bietet zwanzig Briefe an Treitschke dar, von denen sich fünf als ungedruckt herausstellen.

Georg Friedrich Treitschke, der dramatische Schriftsteller, Regisseur und Entomolog, geboren 1776 zu Leipzig, gestorben zu Wien im Jahr 1842, gehörte zu den Freunden und Bewunderern Beethovens. Als man im Jahre 1814 an eine Wiedererweckung des „Fidelio" dachte, der acht Jahre hindurch sozusagen lebendig begraben dalag, ersah sich Beethoven diesen Mann als Umgestalter des Librettos aus. Der Tonmeister ward durchaus zufriedengestellt und durch Treitschkes Textbehandlung, wie er sich selbst ausdrückt, bestimmt, „die verödeten Ruinen eines alten Schlosses wieder aufzubauen".

Der freundschaftliche Verkehr zeitigte eine Fülle allerliebster, humoristischer Briefe Beethovens an seinen „Dichter und Trachter" Fr. Treitschke, zu denen auch die folgenden fünf Nummern gehören.

7.

„Hier! lieber falscher Dichter, die Rechnung wegen dem Lied! ich habe selbst 15 x pr. Bogen bezahlt, da aber das Theater ein blutarmer Narr ist, so bin ich mit 13 x [= Kreuzer] zufrieden;

Leben Sie wohl! Dichter! und Trachter!

in Eil

Beethoven.

P. S.
Um Verzeihung!
Das Papier ist kein Jude!
alle Schneiderwerkzeuge sind
auf dem Lande."

Des Postskriptums derber Humor dürfte einleuchtend sein. Freilich dürfte man sich in unsrer Zeit nicht mehr so apodiktisch über solche Dinge äußern, sintemalen die Cirkumcision nicht mehr allgemeine mosaische Sitte ist; die Angehörigen des reformierten Judentums haben sich vielfach davon emanzipiert.

8. „Bester! Dichtester und Trachtester!

Schicken Sie gefälligst das Manuscript des Liedes in A♯ (= A dur) zu Steiner im Pater-unser-gäßerl, es sind einige Fehler in den gestochenen [sc. Noten], sie können nach Verbesserung der Fehler — im fall ihnen etwas daran liegt, das Manuscript sogleich von Steiner erhalten.

Ihr freund

Beethoven.

Meinen Dank für das Exemplar ihrer Gedichte."

Die Angabe der Tonart „A dur" in diesem Briefe giebt einen Fingerzeig zur Eruierung der Komposition, von welcher in diesem und dem vorigen Briefe die Rede ist; ebenso läßt sich demgemäß gut das Datum derselben bestimmen. — Das Lied dürfte „Der Ruf vom Berge" sein, ein Gedicht von Treitschke, das mit den Worten beginnt: „Wenn ich ein Vöglein wär' und auch zwei Flüglein hätt'". Beethoven komponierte dieses Lied aus A dur am 13. Dezember 1816; als Beilage zu Fr. Treitschkes Gedichten erschien es dann im Juni 1817. Steiner ist derjenige Musikalienhändler, mit dem Beethoven in diesen Jahren besonders stark verkehrte. Die Behausung der Firma lag in der „Paternoster-gasse", hier ein wenig umgetauft in „Pater-unser-gäßerl." Wir werden auch in dieser Sammlung einem Briefe an diese Firma begegnen.

9. „Außerordentlicher werther Freund!

fangen wir an von den ersten Endursachen aller Dinge, wie etwas gekommen und auch warum es gekommen? geworden; warum Etwas so ist, warum Etwas so nicht sein kann?!!! Hier lieber freund! sind wir an dem kitzlichen Punkte, welchen mein Zartgefühl verboten, ihnen gleich zu eröffnen. Also:

Es kann nicht sein!

Mit größtem Vergnügen werde ich das Leipziger Bureau ein andermal bedienen. Lebt wohl Bester! ja ruhig gar zu ruhig! was ist denn aus dem Dichten und Trachten geworden? Lebt ∴ ∴ wohl! Wir sind euch wo möglich allzeit zu diensten.



Hochachtungsvoll

Ihr Beethoven.

Für S. wohl und vortreflich gebohrnen Hr. v. Treitschke."

Der Eingang dieses Briefes ist seiner Form wegen ein Unikum in Beethovens Korrespondenz. Wer hat Beethoven je so tüfteln, haarspalten sehen!

Glaubt man nicht einen talmudistischen Grübler à la Nathan zu vernehmen? — Das Wiederholungszeichen gilt als Symbol für wiederholtes Lebewohl, das Beethoven seinem Freunde wünscht, den er schließlich sogar in den Adelstand erhebt. —

10. „Lieber! vortrefflichster! Allerdichtester Dichter!

Donnerstag längstens bin ich bei ihnen, und dann werde ich ihnen mündlich Rede stehen über alles. Ich bin nicht wohl —

in Eile ihr

[Mit Bleistift.] Beethoven."

11. „Sie verzeihen! mein lieber Treitschke! wenn ich nicht selbst zu ihnen komme, ich bin eben unpäßlich und darf nicht ausgehen. Sie können aber in Rücksicht der Wohnung, wenn Sie schon die Gefälligkeit haben wollen, alles mit meinem Bedienten und der Hausmeisterin besprechen.

ganz Ihr ergebenster Diener

Beethoven."

(Fortsetzung folgt.)



Volk — Staat — Sprache.

Von

Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff. [1])

Es ist heute für viele ein Axiom, daß die Zugehörigkeit eines Menschen zu einem Volke durch seine Sprache allein bedingt werde, Sprachgemeinschaft eine Volksindividualität schaffe und ein jedes solches Volk ein natürliches Recht auf eine mehr oder minder selbständige staatliche Sonderexistenz besitze. Es würde sich verlohnen, der Entstehung dieser Lehre nachzugehen. Die nationalen Staaten, die sich Italiener und Deutsche erstritten haben, sind schlecht geeignet, ihre Wahrheit zu illustrieren, denn beide lassen eine erhebliche Anzahl Volksgenossen draußen, was zwar nicht uns, aber den meisten Italienern naturwidrig erscheint. Zudem hatten beide Völker außer der Sprache eine große Kultur eigentümlich und dazu das Gedächtnis an alte Einheit und Größe. In Wahrheit ist jenes angebliche Naturgesetz gar nicht aus der konkreten Erscheinung des Lebens abgeleitet, sondern aus der Spekulation über die Begriffe Volk, Staat, Sprache. In der Romantik

[1]) Aus der Festrede, gehalten im Namen der Königl. Universität Berlin am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs, 27. Januar 1898.

und weiterhin in den Ideen Herders hat es seine Wurzeln; insbesondere die Ueberschätzung der Sprache ist ohne Frage durch die großen Entdeckungen hervorgerufen, durch welche W. v. Humboldt, J. Grimm und Fr. Bopp die Geschichte der Völker allerdings in ungeahnter Weise erweitert und vertieft haben. Die Theorie bleibe ungeprüft; dagegen erscheint es auch der festlichsten Gelegenheit nicht unwürdig, eine Anzahl Thatsachen der Geschichte zusammenzurücken, die für sich selbst sprechen mögen.

Noch vor hundert Jahren hat die französische Revolution Menschenrechte proklamiert und allen Völkern die frohe Botschaft von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen verkündet, vor der die Schranken der Völker fallen sollten und fielen. Wenn heutzutage dieses Evangelium nur noch als verstaubtes Dekorationsstück von der internationalen Demokratie geführt wird, so wollen wir doch nicht vergessen, welches Lied unser Dichter an die Freude gesungen hat. Napoleon, der Italiener auf französischem Throne, der nie ein eignes Vaterlandsgefühl gekannt hat, errichtete ein Weltreich, gänzlich unbekümmert um jede Volksindividualität, doch nicht unbekümmerter als die Ostmächte, die kurz zuvor Polen geteilt hatten, oder die Diplomaten des Wiener Kongresses. In Wahrheit hatte Frankreich den Kontinent überwunden, weil es längst ein zentralisierter Staat und sein Volk der Träger einer Zivilisation war, deren Ueberlegenheit der ganze Kontinent anerkannte. Deshalb war es im stande, nach allen Seiten über die französischen Sprachgrenzen überzugreifen, und hatte doch nicht nötig, die fremden Elemente in ihrer sprachlichen Sonderart zu beeinträchtigen. England allein war ihm durch seinen Staat und seine Kultur ebenbürtig und daher unüberwindlich; aber Großbritannien trägt die Vereinigung verschiedener Volksstämme schon in seinem Namen. Zweihundert Jahre früher hatte der Heldenkampf, den die Niederländer für ihre Freiheit führten, mit Fug und Recht die Aussonderung Hollands als eignes Volk zur Folge. Aber der Kampf galt der religiösen Freiheit. Die Grenze, die schließlich Katholiken und Reformierte schied, ging mitten durch das niederdeutsche Volk und hat sich doch so stark bewiesen, daß ihre künstliche Beseitigung binnen kurzem aufgegeben werden mußte. Die langen Jahrhunderte hindurch, während deren lediglich dynastische Politik getrieben ward, oder Mächte universaler Tendenz, das Kaisertum, die römische Kirche, der Islam die Führung hatten, spielen die Nationen als solche gar keine Rolle. Der Islam hebt bis heute die Nationalität auf. Das beweist der Bürgerkrieg, der gegenwärtig die Insel Kreta verwüstet. Der naiven Unwissenheit, der man erschreckend oft begegnen muß, erscheint er als ein Rassenkampf, während doch in Wahrheit die christlichen Griechen der Insel mit den Nachkommen ihrer Volksgenossen kämpfen, die einst ihren Glauben verleugnet haben; wer das zu würdigen weiß, wird wenig Zutrauen zu der weißen Salbe der Autonomie haben, die den blutigen Gegensatz heilen soll. Das Christentum hat zum Glück gelernt, daß das Evangelium mit der Treue gegen das eigne Volk vereinbar ist; aber es hat dieselben Forderungen wie der Islam nur zu oft erhoben und erzwungen. Schon der älteste der sogenannten Apologeten wagt dem Kaiser Pius zu schreiben: „Dir

ist bekannt, daß es vier Menschenrassen giebt, Barbaren, Griechen, Juden und Christen.“ Er rechnet den römischen Kaiser schlankweg zu den Griechen; das wird Pius nicht übel genommen haben. Aber er gesteht auch, daß er selbst durch die Annahme des Christentumes die Rasse gewechselt hat, und dabei war er von Geburt ein Athener.

Wir sind schon in die frühere Weltperiode hinübergeführt, an die wir uns, wie es bei geschichtlichen Betrachtungen allgemeiner Art zu geschehen pflegt, wenden müssen, um Analogien zu den modernen Aspirationen zu finden. Allein zuvor sei eine andre Reihe von Erscheinungen ins Auge gefaßt, Völker, die ihre Sprache behauptet, und solche, die sie verloren haben.

Das Litauische ist die Wonne des Grammatikers, weil es, ein eigner Zweig der arischen Sprache, urtümliche Formenfülle bis heute bewahrt hat. Das ist nur deshalb möglich gewesen, weil das Völkchen ein lediglich vegetatives Leben geführt hat, eine eigne Kultur nie besessen, fremde nur äußerlich übernommen, so daß seine aufstrebenden Elemente immer in ein fremdes Volkstum übergingen.

Um die Pyrenäen sitzt in den Basken der Rest eines nichtarischen Volkes, der Iberer, die einst die ganze Halbinsel, Südfrankreich und, da sie doch wohl den Ligurern verwandt waren, mindestens Norditalien besessen haben. Eine positive politische Macht sind sie nie gewesen, sondern haben seit alten Zeiten unter dem Drucke arischer Herrschaft und Kultur gestanden. Auf den Rest, der seinen Namen und seine Sprache bewahrt hat, trifft ziemlich dasselbe zu wie auf die Litauer, aber als Ferment des spanischen Volkes sind die Iberer von großer Bedeutung. Westgoten und Sueben sind aufgesogen; von den Kelten mag manches dauern, aber der uns so fremdartige Zug in dem spanischen Wesen, der den Genuß Calderons trübt, den unsterblichen Reiz des Ritters von der Mancha erhöht, ist offenbar iberisch. Ein Ritter war doch auch der Baske Ignatius Loyola gewesen, der sich als unbeugsamer, mitleidloser Kämpfer für ein selbstgewähltes hohes Ideal die Glorie des Heiligen errungen hat.

Weit über Kleinasien hin und mindestens bis an den Ostrand der Balkanhalbinsel hat vor den Hellenen ein nichtarisches Volk gesessen, gespalten in viele Stämme, deren Verwandtschaft die Sprache zeigt. Politisch und national ist es überall den Hellenen erlegen, aber erst dadurch zur Bedeutung gelangt. Wüste Räuber sind die Isaurier, bis hellenisierte Kaiser aus diesem Stamme auf dem Throne von Byzanz dem Namen den übeln Klang nehmen. Nur als faule Knechte kennt das Altertum die Kappadokier, bis Basilius und Gregorius nicht nur als Väter der Kirche, sondern als die vornehmsten Meister des Wortes und die menschlich anziehendsten Griechen in ihrem geistig keineswegs armen Jahrhunderte auftreten. In dem rauhen Karstgebirge der westlichen Balkanhalbinsel sitzen, solange die Menschen denken, die Illyrier, ein selbständiger arischer Stamm, in niemals ganz gebändigter Freiheit und Wildheit. Wieder kann nur der Sprachforscher seine Freude haben. Aber sobald diese physische Kraft sich einer überlegenen Kultur unterwirft, kommt sie in dieser zur Geltung. Illyrien hat dem römischen Reiche manchen Kaiser geschenkt, der das römische Wesen mit illyrischer

Faust verteidigt hat, und die Helden des griechischen Freiheitskampfes der zwanziger Jahre sind zum großen Teil Albanesen gewesen, die sich freilich ganz als Romäer fühlten. Sollte es wirklich für irgend jemand ein Glück sein, wenn ein national-albanesischer Staat erfunden würde?

Das weitaus merkwürdigste Beispiel bietet das große arische Keltenvolk. Haben sie doch von der Save bis Irland, von der Zuydersee bis Ancona in kompakter Volksmasse gesessen und sind doch fremder Kultur überraschend leicht erlegen. Wo ihre Sprache dauert, in der Bretagne und Wales, führen sie nur ein vegetatives Dasein, und ohne den Gegensatz der Religion würden sie auch in Irland längst den Engländern ganz erlegen sein; es ist keine Prophetengabe nötig, um dem irischen Drängen nach nationaler Selbständigkeit den Erfolg abzusprechen. Dennoch hat das Keltentum eine eigne unvergängliche Bedeutung. Gestalten ihrer Heldensage, wie Tristan und Parzifal, haben die Phantasie der ritterlichen Kreise des Mittelalters erfüllt und sind auch uns noch vertraut; das künstliche Nationalgefühl des deutschen Bildungsphilisters hält sie oft für urgermanisch. Irische Mönche sind die Träger der römischen Bildung unter germanischen und romanischen Völkern gewesen. Unübersehbar ist die Zahl großer Männer des Wortes und der That, die, zu Engländern geworden, dennoch das Keltentum zur Wahrheit machen, das Britannien im Namen trägt. Und wenn schon in der römischen Litteratur ein Livius und ein Catullus jene Grazie zeigen, die uns französisch anmutet, so haben die Franzosen ein gutes Recht dazu, sich als Nachkommen der Gallier zu betrachten, von denen ihr nationales und litterarisches Wesen einige der bezeichnendsten Züge trägt. Aber ihre Sprache ist romanisch, denn Rom hat die keltische Nation zertrümmert, während die eingeborene Art der Rasse dauerte.

Rom, die Herrin der Nationen, hat unter den Kaisern in der That erreicht, über viele verschiedene Völker und Sprachen zu gebieten, mit einem Allmachtgefühle, wie es nie ein Staat wieder empfinden wird. Die Stadtgemeinde freier Bürger hatte sich zu dem einheitlichen Sprach- und Kulturgebiet Italien erweitert, freilich um den Preis, daß so hohe Kulturen wie die der Etrusker und Samniten zu Grunde gingen. Doch nun waren die Italiker alle Römer und gleichberechtigte Bürger geworden. Sie beherrschten weithin die Welt und hielten sich berechtigt, immer weiter zu greifen; sie nannten es zum Frieden bringen, wenn sie einen freien Stamm unterwarfen. Grausam genug waren die Mittel. Selbst der maßvolle Kaiser Augustus hat die Bergstämme der Alpen zum Teil ausgerottet, mitten im Frieden die Städte Galliens zerstört, einen Streifen Oedland vor die Grenze gegen die wilden Germanen gelegt. Auch die Religion der Kelten ist als staatsgefährlich verfolgt worden. Aber um den Preis der Romanisierung war dem Unterthanen möglich, in den Kreis der Bürger aufzusteigen. Für die Barbaren war dieser Preis ein Gewinn; die romanisierten Völker werden über den Verlust ihrer nationalen Sprachen nicht klagen. Anders lag das, wo eine ältere überlegene Kultur weichen mußte, wie in Sizilien, wo die Kaiser die Sünden des Senatsregiments nicht wieder gut gemacht haben, damit sich die Insel

romanisierte. Da versucht noch heute Italien vergebens, die alten Wunden zu heilen. Ueberhaupt überschätzt man die Erfolge der Kaiserzeit sehr leicht, weil der freilich staunenswerte Bau des Staates so gewaltig imponiert. Schwerlich wären Spanien und Gallien romanisch geblieben, wenn nicht die Kirche als eine gleich mächtige und über geistige Mittel verfügende Nachfolgerin das Kaisertum abgelöst hätte; wenigstens hat Afrika mit dem Christentume sofort auch die römische Kultur eingebüßt. Das ist begreiflich, denn diese ist im eigentlichen Sinne gar keine lebendige Kultur. Sie erwirbt nichts und schafft nichts Neues, sondern zehrt von dem Kapitale alter, fremder Arbeit. Sie hat keinen Hauch von Wissenschaft, sondern vertreibt nur eine formale Schulung des Geistes, die Rhetorik, und jene abscheuliche allgemeine Bildung, das ganz gemeine Surrogat der echten, notwendigerweise individuellen Bildung. Aber Individualität ist immer dem allmächtigen Staate zuwider: der Untergang des römischen Staates kann allen zur Warnung dienen, die auch unser Leben gern uniformieren und schematisieren möchten. Die Häuser und die Zimmer, die Menschen und die Bücher, die Götterbilder und die Töpfe, alles sieht ziemlich gleich aus an der schottischen und an der maurischen Grenze, an der Theiß und am Tajo; modern und veraltet zugleich, konventionell, großthuerisch und langweilig. Und es giebt eigentlich keine Religion mehr außer dem Glauben an den allmächtigen Staat und an die Träger seiner Majestät, Rom und den Kaiser. Der glühende Haß der Apokalypse gegen das seelenmordende Rom ist unmenschlich und unchristlich, aber nicht unbegreiflich.

Das gilt indessen eigentlich nur von der lateinischen Reichshälfte. Im Osten ist das anders; da ist der Staat ja auch erst ein Jahrtausend später zu Grunde gegangen. Dort hat das Kaiserreich den wärmsten, wohlverdienten Dank gefunden. Augustus hat den Orient nie romanisieren wollen. Lateinisch war nur die Sprache der obersten Verwaltungsbehörden und des Heeres; selbst die kaiserliche Kanzlei hatte eine griechische Abteilung. Der Kaiser ist der Schutzherr der Griechen, die Barbaren werden hellenisiert, mit welchem Erfolge, zeigen Isaurier und Kappadokier. Es war keine neue oder eigne Politik, die Augustus erfunden hätte, er übernahm die Regierungsweise der hellenischen Könige, nur mit der ganzen Machtfülle, die seit Alexander keiner besessen hatte. In Aegypten änderte sich sogar nichts, als daß der König Cäsar an die Stelle des Königs Ptolemaios trat. Die Weisheit des Ptolemäerregimentes ist berufen; es verdienen diesen Ruf freilich nur die drei ersten Könige des Namens, aber diese haben es wirklich erreicht, über die Makedonen als Makedonen, über die Griechen als Griechen, über die Aegypter als Aegypter zu herrschen, allen zu Danke. Es war wohl anders, als Alexander sich die Ordnung seines Reiches gedacht hatte, aber seine große Auffassung der königlichen Pflicht war doch vorbildlich gewesen. Er hatte ja den Orient nicht erobert wie Assyrer und Perser, damit die Völker für die genießende Herrenrasse arbeiteten. Er gedachte das Reich politisch allerdings zu beherrschen, aber als rechter König, das heißt so, daß alle Staaten und Völker durch die Abstufungen in Rechten und Freiheiten, durch die Entfaltung

ihrer nationalen Art in den Schranken, die der gemeinsame Frieden erheischte, das erreichen könnten, was das Ziel des Lebens, der Zweck des Staates ist: wahrhaft glücklich und gut zu leben. Alexander war ja der Schüler der hellenischen Philosophie: in diesem Glauben hat er die Welt erobert und geordnet. Einer einzigen Nationalität hat er zu nahe gethan: seiner eignen, weil seine Makedonen längst nicht so hellenisiert waren wie der König. Im übrigen vertraute er auf die innere Kraft und Ueberlegenheit des Hellenentums. Er ließ die Barbaren und ihre Götter gewähren, aber überall gründete er nicht nur Festungen und Militärkolonien, sondern autonome hellenische Gemeinden: die mochten die werbende Kraft ihrer Kultur selbstthätig auf ihre Umgebung ausüben. Seine Nachfolger auf dem Throne von Babylon, Seleukos und Antiochos, hochbedeutende Männer, haben diese Bahnen eingehalten, und ohne kenntliche Reibung sind Syrien, Phönikien, das ebene Kilikien hellenisiert worden. Die überlegene Kultur wirkte noch viel weiter als die Macht des Reiches. Gerade aus dem Lande Kleinasiens, das sich dem Reiche ganz entzogen hatte — wir nennen es Pontos —, ist Mithradates hervorgegangen, der den Kampf wider Rom als Vorfechter der Hellenen geführt hat. Als die Parther, deren Kraft in ihrer Religion gelegen hat, bis Mesopotamien vorrücken, beginnen sie sich auf ihren Münzen als Philhellenen zu bekennen.

Hier im syrischen Reiche hat in den Zeiten des Niederganges einmal der Staat versucht, sich chauvinistisch des Hellenentums als eines Hebels seiner Macht zu bedienen. Der Erfolg ist bezeichnend. Antiochos Epiphanes, dem ein mißgünstiger Beurteiler zugesteht, daß er des Königsnamens nicht unwürdig gewesen wäre, war in Rom, wo er lange Jahre als Geisel gelebt hatte, zu einem fanatischen Hellenen geworden. Der Hellenengott sollte ihm sein Reich vor Römern und Parthern erretten. Noch stehen in Athen die prächtigen Säulen, die er dem olympischen Zeus errichtet hat, und auf einem Berge Böotiens die Fundamente eines Tempels, den er für Zeus den König begonnen hat, niemand vollendet. In wahrhaft tragischem Kampfe hat Antiochos sich verzehrt; die Schwindsucht raffte ihn fort, als er, aus dem eroberten Aegypten von Rom verwiesen, den Osten unterwerfen wollte. Die Welt kennt ihn, seit sie christlich ist, nur als abscheulichen Tyrannen aus den Verzerrungen der Makkabäerbücher, in denen der religiöse Haß der Juden redet. Er ist das Urbild des Antichrist, was die Christen freilich nicht wußten, als sie diese mythische Figur den jüdischen Apokalypsen entlehnten. Und doch sollten die Juden und solche Christen, die an dem Geiste der Apokalypse Gefallen finden, ihm eigentlich danken; denn daß er mit ungeduldiger Gewalt die Juden hellenisieren wollte, Jerusalem eroberte und den Tempel Jahves dem Zeus weihte, hat in Wahrheit erst das Judentum zu unüberwindlichem religiösem Widerstande aufgerüttelt. Hätte er, wie seine Vorfahren, die gelinde Gewalt der hellenischen Kultur gewähren lassen, wer weiß, ob nicht dieses Volk und dieser Gott ebenso wie unzählige andre langsam hellenisiert worden wären, was der Adel und die Hohenpriester schon mehr als zur Hälfte waren. Jetzt riß sie die Volksbewegung fort, und der national-jüdische

Staat entstand. Auf die Sprache kam dabei wenig an. Sprachlich ging die Hellenisierung des Judentums weiter, das sich erst nach der Zerstörung durch Titus allmählich die abgestorbene Sprache seiner Ahnen künstlich erneut hat. Aber ihre Religion hat aus der Zeit der Verfolgung durch den nationalen Fanatismus des Antiochos die Kraft geschöpft, Jahrtausende hindurch ihre Bekenner, einerlei, welche Sprache sie redeten, als eine eigne Rasse abzusondern.

Neben den Juden haben die Hellenen selbst Jahrtausende lang der Welt den Beweis geliefert, was in Wahrheit ein Volkstum erhält, und liefern ihn noch. Der Islam und die turanischen Invasionen haben das Werk Alexanders vernichtet, die Raubzüge der Occidentalen, die sich euphemistisch Kreuzzüge nennen, haben das Ihre dazu gethan. Jahrhunderte sind die Griechen geknechtet worden, und doch dauern sie und haben die werbende Kraft ihrer nationalen Kultur nie verloren. Erhalten hat sie in erster Linie das Christentum, daneben mit immer steigender Macht die Erinnerung an all das Große, die durch ihre wunderbare Sprache in ihnen lebendig bleibt. Verstreut über alle Länder der Erde, bewahren sie sich ein Gemeingefühl, das unausgesetzt die edelsten Blüten nationaler Opferwilligkeit zeitigt. Europa sollte doch die griechische Nation nicht nach dem unzulänglichen Staate Hellas beurteilen, den eben Europa so unzulänglich gemacht hat. Seit den Tagen, da Kroisos die Jonier überwand, haben die Griechen nur zu geringe staatliche Widerstandskraft gezeigt, aber der Kraft ihres Volkstums und ihrer Kultur hat das geringen Eintrag gethan. Und die Sprache, in der Platon und Paulus geschrieben haben, sollte über jede Vergleichung mit den interessanten Idiomen erhaben sein, die eben die erste Fibel oder die erste Zeitung produzieren.

Eine Sprache kann ein nahezu unbezwinglicher Schutz der Nationalität sein, aber nur eine Kultursprache, die die Pforten einer eignen Geisteswelt erschließt. Und selbst eine solche Sprache hat nicht die Kraft, die staatliche Selbständigkeit eines Volkes zu begründen oder zu erhalten. Beweist ein Volk durch Thaten sein Existenzrecht, erkämpft es sich seine Selbständigkeit, so wird es sich auch eine individuelle Kultur schaffen, oft auch eine eigne Sprache. Und da der Reichtum der Menschheit in der Fülle der Individualitäten besteht, so soll man sich freuen, wenn eine solche hervortritt. Auch der Deutsche soll sich freuen, daß die Dänen sich der Ueberflutung durch das Deutschtum in kräftiger, nun unverlierbarer Eigenart erwehrt haben; und ist es nicht ein reiner Gewinn, daß jetzt wieder wie in den Tagen der Skalden Norwegens Boden Blüten der Dichtung von eignem kräftigem Dufte erzeugt? Aber die Geschichte kennt kein Existenzrecht eines kulturlosen Volkes oder seiner Sprache. Gerät ein Volk in Abhängigkeit von einer fremden Kultur, so ist es ziemlich gleichgültig, ob es in seinen tieferen Schichten mit einer andern Zunge redet: auch sie gehören in Wahrheit dem Volkstum an, dessen Kultur sie beherrscht, und sie müssen einmal zu der herrschenden Sprache übergehen, so gut wie die vielen Dialekte, deren Untergang jede Kultursprache zur Voraussetzung hat. Diesen notwendigen organischen Prozeß umsichtig zu fördern, gereicht allen zum Segen; gewaltsame

haft wird ihn nur hemmen oder gar Rückbildungen hervorrufen. Denn das aufdringliche Pochen auf die eigne Nationalität hat nie und nirgends wahres Leben erschaffen, oft Leben getötet, aber die überlegene Kultur, die, sicher ihrer inneren Kraft, ihre Pforten weit aufthut, gewinnt sich die Herzen.

Soweit die Staaten nationale Gebilde geworden sind, ist der Staat Träger einer nationalen Kultur; aber in seinem Wesen als Staat liegt das nicht, und er soll sich nicht einbilden, sie beherrschen zu können, denn er hat sie nicht gemacht, so wenig wie die Religion, die er auch nicht beherrschen kann. Staat, Volk, Religionsgemeinschaft sind Kreise, die sich vielfach schneiden müssen, zum Heile der Menschheit und ihrer Kultur, die rettungslos zersplittern würde, wenn jene Kreise je zusammenfielen. Und im höchsten Sinne werden wir doch die Weltkultur nicht geringer schätzen als unsre großen Dichter, die, eben indem sie die Gesittung der Menschheit im Auge hatten, den Deutschen erst die Kultureinheit geschaffen haben. Wer diese Kultur bewußt oder unbewußt als ein Lebenselement in seiner Seele trägt, der ist ein Deutscher; Rasse, Sprache, Staatsangehörigkeit, so mächtig ihre Wirkungen sind, entscheidend sind sie nicht. Wenn wir nun in Gottfried Keller und Arnold Böcklin dieses unser deutsches Wesen mit stolzer Bewunderung wahrnehmen, so können wir nicht umhin, uns gleichzeitig einzugestehen, daß sie die Blüte ihrer Kunst so nur entfalten konnten, weil sie nicht in einem deutschen Bundesstaate, sondern in einem deutschen Kantone der Schweiz geboren wurden. Das thun wir nicht mit Beschämung oder Bedauern, nein, wir freuen uns dessen, daß unser Volk noch einen weiteren Kreis umspannt als unsern nationalen Staat. Wir wenigstens hier, die wir die Sprache der Völkergeschichte verstehen und dabei das Deutschtum und das preußische Staatsgefühl im Blute haben, wollen wünschen, daß die deutsche Kultur allezeit zu reich und zu mächtig bleibe, als daß sie ein Staat umfasse oder gar beherrsche. Dafür kennen wir aber auch unsre eigne Pflicht, mit dafür einzustehen, daß der Baum dieser Kultur nicht verkümmere oder verdorre. Immer tiefer soll er seine Wurzeln senken, dorthin, wo die Wasser des Lebens quellen, immer höher soll er seinen Wipfel heben, entgegen dem ewigen Lichte. Das Wasser des Lebens, das Licht des Himmels gehören nicht einem Volke, sondern der Welt: aber nur sie verleihen dem Baume die Kraft, daß er edle und reife Früchte trage seiner Art. Unsre Arbeit gehört der Wissenschaft: die kennt keine Völkerscheiden; aber es ist doch deutsche Arbeit. Und wenn sie etwas taugt, wird sie unserm Volke und unserm Staate fruchten.



Der Fortschritt des Torpedo.[1]

Von

Vizeadmiral **Colomb.**

Wenn die Zeichen der Zeit für einen Schriftsteller eintreten, den seine Ueberzeugung dazu drängt, von künftigen Veränderungen zu sprechen, dann kann wohl kein schwächeres Argument gegen ihn ins Feld geführt werden, als die Behauptung, daß nur wenige von denjenigen, die in der Lage seien, etwas von der Sache zu wissen, seiner Ansicht seien. Die Gründe der Vernunft sprechen dagegen, daß, wenn jemand behauptet, etwas, was noch nicht vorhanden ist, werde kommen, viele mit ihm der gleichen Ansicht sein sollten. Wirft man nun aber einem derartigen Mann lediglich vor, daß er sich in einer schwachen Minderheit befindet, so kann man doch nur von ihm verlangen, daß er die für seine neue Ansicht angeführten Gründe noch einmal prüfe, und gewahrt er dann, daß sich in den von ihm gezogenen Schlußfolgerungen nichts Unzulässiges oder Unrichtiges findet, so muß er wohl vollends in den Behauptungen, die er aufgestellt hat, bestärkt werden. Das einzige Mittel, ihn in seinen Ansichten zu erschüttern, besteht darin, daß man seine Aufstellungen der Reihe nach durchgeht und darlegt, daß entweder seine Thatsachen falsch oder seine Schlußfolgerungen unrichtig gezogen sind. Wahrscheinlich würde, wenn der Vorausverkündiger künftiger Aenderungen ein ehrlicher Mann und wirklich von den ihm vorschwebenden Thatsachen überzeugt ist, niemand froher als er sein, wenn man ihn auf seinem eignen Gebiet treffen und eines Bessern überführen würde. Denn ich zweifle daran, daß es einem derartigen Mann Freude machen kann, dem entgegenzusehen, was er als kommend voraussetzen muß. Es muß ihn stets beunruhigen, einen Mangel an Stabilität in dem zu erblicken, was ihn umgiebt, und er muß sich thatsächlich nach der Möglichkeit sehnen, mit der Majorität übereinstimmen zu können, die durchaus zufrieden mit dem vorhandenen Zustande der Dinge ist und nichts von schädlichen Einflüssen gewahrt, die darauf gerichtet sind, das Widerstandsvermögen desselben zu untergraben.

Es ist namentlich eine bezeichnende Eigenschaft der Seeleute, sich Bestrebungen, die auf eine Aenderung des bestehenden Zustandes abzielen, zu verschließen und denselben mit Widerstand zu begegnen. Seeleute würden nicht die bemerkenswerten Dienstkräfte sein, wenn nicht der konservative Zug ihr hervorstechendes Merkmal wäre. Das Seemannsgemüt muß allerwärts einen Abscheu vor Blicken in die Zukunft und Spekulationen haben. Es ist ja bekannt genug, daß Neuerungen ihren Ursprung selten in einer Marine nehmen. Sie kommen stets von auswärts, und es ist sowohl Gewalt wie Zeit dazu erforderlich, sie zu all-

[1] Dieser Artikel wird als Erwiderung auf die Angriffe, welche die im Februarheft der „Deutschen Revue“ erschienene Abhandlung desselben Verfassers über den künftigen Seekrieg erfahren hat, von Interesse sein. Die Redaktion.

gemeiner Annahme zu bringen. Kommen sie aber zur Annahme, so geschieht das oft, ja fast meistens plötzlich und vollständig. Das Seemannsgemüt hat in Bezug auf Neuerungen viel Aehnlichkeit mit einem unter der Einwirkung von Flut und Ebbe stehenden Flusse, in welchem es zu der Erscheinung einer „Bora“ kommt. Der beständige Fluß der Ebbe hält die Flut zurück und leistet ihr über die naturgemäße Schranke hinaus Widerstand. Die so zurückgehaltene Flut sammelt sich an und steigt höher und höher, bis sie mit donnerndem Ansturm sich stromaufwärts ergießt und Verderben über die Ufer und das bringt, was sich von Schiffen auf der Wasserfläche befindet; ist aber die Woge vorübergegangen, dann wird die Flut eben und gleichmäßig, und der ruhige Schein des Wassers würde kaum auf die heftige Bewegung hindeuten, die es kurz zuvor erschüttert hat.

So auch im Seewesen; das Vorhandene muß stets als beständig und vollkommen betrachtet werden, und energische Seeleute müssen vor allem stetig darauf bedacht sein, sich die ebene Flut ihres Wesens zu bewahren, indem sie Gründe für offen hervortretende Unregelmäßigkeiten ausfindig machen und das, was in ihre Hände gelegt ist, möglichst ausnützen. Es gehört nun einmal zum Wesen der Flotte, daß sie stets noch mehr von dem begehren muß, was sie bereits hat, und sie sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen kann, daß ihr etwas andres so bald gegeben werden möchte.

Mir schwebt ein sehr bezeichnendes Beispiel für das eben Gesagte vor. Das Jahr 1853 warf bereits den Schatten des Krimkrieges voraus, und in Vorbereitung auf denselben begann England eine Flotte zu sammeln und auszurüsten. Im Sommer zuvor war eine sehr beträchtliche Flotte zu Spithead und St. Helens zusammengezogen worden. Sie bestand aus Segel-Linienschiffen des alten Typus, Schrauben-Linienschiffen, von denen einige neu waren, und andern Kriegsschiffen, die alt, aber mit Schrauben und Hilfsmaschinen versehen waren. Es befanden sich darunter Schrauben-Fregatten und -Korvetten und Schaufelrad-Fregatten und -Korvetten. Das heißt, es handelte sich daselbst, wie uns das jetzt vollkommen klar ist, um einen sichtlichen Wettbewerb zwischen der alten, der Uebergangs- und der neuen Form der Flotte. Wie die Sache jetzt liegt, ist es zweifellos, daß die drei Dinge unmöglich nebeneinander bestehen konnten und eines derselben die beiden andern jedenfalls verdrängen mußte. Ich glaube aber, an Bord jener Flotte befand sich auch nicht ein einziger Offizier, der die Sache in dieser Weise angesehen hätte. Einer der geschicktesten und weitestblickenden der vorhandenen war damals fest davon überzeugt, daß der Raddampfer vom Schraubendampfer nicht verdrängt werden könne, und wollte es durchaus nicht als ausgemacht gelten lassen, daß man ohne Segelschiffe fertig werden könne. Es würde uns jetzt äußerst schwer fallen, einer Darlegung der Gründe zu folgen, aus denen man zu derartigen Schlußfolgerungen kam. Jeder aber, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, wird erkennen, daß, wenn man einmal den tiefen Instinkt gelten läßt, von dem die höchsten Klassen der Seeleute sich leiten lassen

und leiten lassen müssen, die Begründung der Ansichten in vollkommen logischer Weise zu den gezogenen Schlußfolgerungen führten.

Die ganze geistige Verfassung jener Tage wird uns jedoch klar, wenn wir erfahren, daß diese so ungleichmäßig zusammengesetzte Flotte in Gegenwart der Königin in See stach und ein Scheingefecht lieferte, und zwar unter Segel, um eine Probe auf ihre Leistungsfähigkeit abzulegen!

Ich glaube, es ist durchaus erforderlich, daß wir diese charakteristischen Eigentümlichkeiten unsrer Geistesverfassung in aller Klarheit vor Augen haben, wenn wir zu einer Prüfung dessen schreiten wollen, was sich in dem zukünftigen Seekriege als das Wahrscheinliche ergeben wird. Wir dürfen nicht vergessen, daß, wie immer unser Denken oder Fühlen beschaffen sein mag, in unserm Innern ein gewisses Vorurteil zu Gunsten der Ansicht von der Ständigkeit der Schiffstypen vorhanden ist, sowie die Neigung, den Gedanken an ihre Veränderung von uns abzulehnen. Wenn wir es unternehmen, mit einem derartigen Mißtrauen gegen unser Urteil, einen Blick in die Zukunft zu werfen, werden wir wahrscheinlich eher zur Wahrheit vordringen, als wenn wir uns an die Aufgabe machen wollten, ohne unsern Gefühlsstandpunkt zu Rate zu ziehen.

Ich selbst bin eines der besten Beispiele für das, was ich darlegen will. Bis vor etwa vier Jahren gab es keinen größeren Verächter des Torpedoboots als mich, und niemand konnte fester an die Stabilität des gepanzerten Schlachtschiffs glauben, wenn ich auch bezüglich des letzteren stets mehr für die Anzahl als die Größe und Stärke der einzelnen Schiffe eingetreten bin. Ich wollte stets lieber eine größere Anzahl von Geschützen mittleren Gewichts als wenige Geschütze außerordentlichen Gewichts haben, lieber eine große Fläche mittlerer Panzerung als eine kleine Fläche sehr dicker Panzerung und lieber eine mittlere Geschwindigkeit in Verbindung mit mittlerer Kraftentfaltung als eine sehr hohe Geschwindigkeit mit geringer Kraft. Was den Torpedo und das Torpedoboot anlangt, so nahm ich sie hin, wie ich sie vorfand und ignorierte das letztere wegen seines thatsächlichen Mangels an Geschwindigkeit und der ihm abgehenden Eigenschaften der Seefähigkeit und Seetüchtigkeit. Bis zum heutigen Tage gehe ich nicht so weit wie meine Kameraden von der Marine und fürchte mich nicht so wie sie vor den nächtlichen Angriffen von Torpedobooten auf Schiffe im Hafen. Wie ein leitender Staatsmann mir einst bei der Erörterung der Wahrscheinlichkeiten in dieser Hinsicht bemerkte, „ist nicht jedermann ein Held“; und ich sollte doch meinen, diese nächtlichen Angriffe müßten mit einem ganz besondern Mute und ganz besonderer Geistesgegenwart ausgeführt werden, wenn sie in der Mehrzahl der Fälle erfolgreich sein sollten. Handelte es sich um mich selbst, so glaube ich, ich würde mich viel lieber am hellen Tage in einem Torpedoboote dem Feuer eines Schlachtschiffes aussetzen, als daß ich mich in stockfinsterer Nacht in einen feindlichen Hafen einschleichen sollte, ohne zu wissen, was der nächste Augenblick bringen könne.

Die Erfahrungen, die Hobart Pascha als Kommandierender der türkischen

Flotte im Schwarzen Meere während des russisch-türkischen Kriegs gemacht hat, waren nicht danach angethan, ihm die Gefahr der nächtlichen Angriffe durch Torpedoboote als eine sonderliche erscheinen zu lassen. Es wurden einige gegen seine Flotte von den Russen unternommen, doch kam nichts dabei heraus.

Was den Torpedo selbst anlangt, so hatte ich Erfahrungen über seine Verwendung auf einem Panzerschiffe gemacht, das ich kommandierte, und ich hatte großes Zutrauen zu seiner Wirksamkeit und zu seinem Vermögen, ein bewegliches Ziel bei langsamer Fahrt zu treffen, gewonnen. Ich veranstaltete eine beträchtliche Anzahl von Versuchen, um mich hiervon zu überzeugen, und ich gelangte zu der Ansicht, daß die Verwendung von Torpedos auf Schlachtschiffen dazu führen müsse, den Stachel außer Kurs zu setzen und zu dem Gefecht in langer Reihe zu nötigen. Hinsichtlich der Torpedoboote glaubte ich, daß Nationen, die keine Aussicht hätten, die erforderlichen Flottenkräfte aufzubringen, um den Krieg ihren eignen Küsten fernzuhalten, sehr vernünftig daran thun würden, eine große Anzahl von Torpedobooten zu bauen, denn ich konnte mir keine reine Defensivwaffe vorstellen, die mehr geeignet sei, die schweren Schiffe des Feindes fern zu halten. Ich glaubte, es möge wohl sein, daß Torpedoboote nicht dazu zu gebrauchen seien, Schiffe auf offener See zu verfolgen und anzugreifen, doch sei damit nicht gesagt, daß Schiffsflotten sich gerne auf einen Kampf mit Torpedogeschwadern einlassen möchten, um zu versuchen, sie in ihren Hafen zurückzutreiben.

Ich war hiervon so fest überzeugt, daß ich, als sich einige schwedische Marine-Offiziere schriftlich mit der Bitte an mich wandten, ich möchte ihnen meine Ansicht darüber mitteilen, was ich für den besten Küstenverteidigungsplan für ihr Volk halte, ihnen meine Meinung auf das bündigste dahin aussprach, es biete sich uns kein Küstenverteidigungssystem dar, das die darauf verwandten Auslagen so sehr verlohne wie das Torpedoboot.

Bis dahin war es mir jedoch niemals in den Sinn gekommen, daß das Torpedoboot bis zu einem irgendwie nennenswerten Grade die vorhandenen Typen der Kanonenschiffe zu beeinträchtigen drohe. Ich glaubte, das Torpedoboot werde alle zum Dienste in Torpedoboot-Gewässern bestimmten Kanonenschiffe zwingen, ihren Stern mit der möglichst wirkungsvollen Anti-Torpedoboot-Batterie zu bewaffnen, und als die Maximkanone aufkam, hieß ich sie als das beste Mittel willkommen, den Status der Schlachtschiffe aufrecht zu erhalten. Ich zog nicht in Erwägung, wie die Sache sich gestalten werde, wenn ein Schiffstypus aufkommen sollte, der seefähig und seetüchtig sei und mehr als noch ein halbmal so viel Geschwindigkeit entwickle als das schnellste Schlachtschiff. So etwas war noch nicht vorhanden, und ich ahnte nicht, daß es kommen sollte.

Selbst nach dem Experimente mit den „Havock" und „Komet" war ich in meiner Ansicht noch nicht erschüttert. Ich wandte der Sache anfangs meine Aufmerksamkeit nicht zu. Erst als der Herausgeber der „North American Review" sich mit der Anfrage an mich wandte, was meiner Ansicht nach die Wirkung des

neuen Instruments des Seekriegs sein werde, begann ich darüber nachzudenken. Aber erst als ich die Feder ergriff, um den von dem Herausgeber verlangten Artikel zu schreiben, begannen meine Gedanken bestimmte Gestalt anzunehmen. Als ich dann anfing, Punkt gegen Punkt zu erwägen und die natürlichen Folgerungen zu ziehen, wobei ich, soweit ich es vermochte, die Vorurteile, die ich noch gegen das Torpedoboot hatte, beiseite ließ, mußte ich unwillkürlich zu dem Schlusse kommen, daß der Gewinn an Geschwindigkeit sowie an den Eigenschaften der Seefähig- und -tüchtigkeit, die das Torpedoboot sich errungen und die es in einen Torpedobootzerstörer verwandelt hatten, nicht eine bloße Verbesserung seiner früheren Gestalt, sondern eine wesentliche Umgestaltung sei. Er erhob das Torpedoboot ganz einfach auf einen Standpunkt, den es früher niemals eingenommen hatte, und es gestaltete sich zur Gewißheit, daß es in Zukunft in einer Weise zur Verwendung kommen werde, die dem einfachen Torpedoboot nicht möglich gewesen war.

Einer der wenigen Gründe, die von der Gegenseite geltend gemacht wurden, bestand in dem Hinweise darauf, daß der Uebergang vom Torpedoboot bis zum Torpedofahrzeug nicht so plötzlich und vollständig erfolgt sei, wie ich es anzunehmen scheine. In Frankreich zum Beispiel seien vor dem Stapellauf der „Havock“ Schiffe zu Tage getreten, die dargethan hätten, daß sie kommen werde; ich hätte darum besser daran gethan, meine Schlußfolgerungen nach den französischen Torpedobooten von 150 Tonnen und 27 Knoten zu formulieren, statt auf den englischen Torpedobootzerstörer von 270 Tonnen und 30 Knoten zu warten. Es ist das ein Grund, der von dem jetzt mit den Vorlesungen über Strategie und Taktik am Royal Naval College in Greenwich betrauten Kapitän H. J. May R. h. C. B. vorgebracht worden ist. Dieser Offizier ist das anerkannte Oberhaupt der jüngeren Strategen- und Taktikerschule, und sein Grund ist durchaus stichhaltig, soweit ihm überhaupt eine Bedeutung zukommt. Aber er ist mehr ein Vorwurf gegen mich als eine Entkräftung meiner Gründe. Ich hätte unfraglich, wenn ich mit meiner Ansicht über den Torpedozerstörer überhaupt recht habe, mit meinen Gründen früher hervortreten müssen, da sich eine Anwendung derselben schon, wenn auch noch nicht in ganzer Ausdehnung, bei den französischen Torpedofahrzeugen fand. Das hätte ich allerdings thun sollen. Der Fehler war ein mich persönlich betreffender, oder er wurde richtiger vielleicht von der schon erwähnten Langsamkeit verschuldet, mit welcher man in der Marine sein Augenmerk auf im Anzuge begriffene Veränderungen richtet.

Ein andrer von der Gegenseite geltend gemachter Grund stammt von Kapitän Eardley-Wilmot, der selbst einer der geschicktesten Torpedo-Offiziere war, bis ein trauriger Vorfall im Torpedolaboratorium ihn zum Rückzug vom Dienste nötigte. Er behauptete, das Beispiel der Brander widerlege meine Theorien. „Es unterliegt keinem Zweifel,“ sagte er, „daß die Schlachtschiffe jener Tage durch die Brander sehr in Schrecken gesetzt wurden. Es lag darin eine große Gefahr für sie. Was war aber schließlich die Wirkung derselben? Sie führte nicht dazu, daß man von den Segel-Schlachtschiffen Abstand nahm und die Streit-

macht aus Brandern zusammensetzte. Sie führte einfach dazu, daß man auf Methoden verfiel, der Gefahr zu begegnen, und eine der Hauptmethoden bestand darin, daß man die Schiffe in einer Linie segeln ließ, wodurch sie dem Brander leichter ausweichen konnten; das führte zum Verschwinden der Brander."

Prüfen wir dieses Beispiel, sofern es als Grund dienen soll, so vermögen wir nicht ausfindig zu machen, zu welchem Schluß es führen soll. Es werden der Brander und das Torpedofahrzeug in Vergleich zu einander gestellt; sollen wir daraus eine Schlußfolgerung ziehen, so müssen wir das Verschwinden des Torpedoboots in Aussicht nehmen. Es ist vielleicht nicht ganz korrekt, wenn man sagt, das Vorhandensein der Brander habe zu der gestreckten Schlachtlinie geführt. Richtiger könnte man vielleicht sagen, die Methode, in Geschwadern zu kämpfen, habe eine Zeit lang die Verwendung einer Waffe aufrecht erhalten, die sich gegen die spanische Armada so erfolgreich erwiesen, als diese zu einer Masse angesammelt war; als es aber aus andern Gründen gebräuchlich geworden sei, die Schlachtschiffe sich zu Gefechtszwecken in einer einzigen langen Linie entfalten zu lassen, hätten sich die Brander nicht länger als wirksam erwiesen und seien allmählich abgekommen.

Behauptet aber irgend jemand, die Methoden, nach welchen das Torpedoboot zu bekämpfen sei, seien im Fortschritte begriffen? Können wir, genau genommen, sagen, die heutigen Schlachtschiffe oder die heutige Schlachtflotte sei besser in der Lage, dem heutigen Torpedofahrzeuge oder der heutigen Torpedoflotte zu begegnen als die Schiffe oder die Flotte einer fünfzehn Jahre zurückliegenden Zeit den damaligen Torpedobooten oder der damaligen Torpedoflotte? In der automatischen Maximkanone besitzen wir neuerdings eine bessere Anti-Torpedowaffe, als sie jemand vor fünfzehn Jahren hätte für möglich halten können. Allein, wenn es wahr ist, wie es der Fall zu sein scheint, daß wir gründlich im Irrtum über die Anzahl der Schüsse gewesen sind, die auf ein Torpedoboot über die Torpedolinie hinaus abgegeben werden können, wenn die Kraftwirkung des Torpedo zugenommen hat, und sowohl die relative wie die absolute Geschwindigkeit des Torpedofahrzeugs, das seefähig und seetüchtig geworden ist, beträchtlich erhöht worden ist, dann läßt sich sehr schwer noch behaupten, die alte Waffe habe irgendwie dargethan, daß sie ihre Stelle der neueren gegenüber aufrecht erhalten könne. Darum aber ist ein Vergleich mit den Brandern kaum angängig, und das um so weniger, wenn wir uns daran erinnern, daß es niemals möglich gewesen wäre, eine Flotte nur aus Brandern zusammenzusetzen, und daß sie nie etwas Weiteres sein konnten als Hilfsmittel und Anhängsel der regulären Flotte, wogegen wir jetzt längst daran gewöhnt sind, Torpedoboote und Torpedofahrzeuge sich zu vollständig in sich geschlossenen Geschwadern vereinigen zu sehen. Kapitän Eardley-Wilmot hat sich jedoch für verpflichtet erachtet, schließlich noch seiner Ueberzeugung dahin Ausdruck zu geben, daß die Wirkung des Torpedoboots in ihrem Bestreben, die Schlachtschiffe zu modifizieren, nicht hinreichend anerkannt sei.

Kapitän Parc meinte, wenn die von mir vertretenen Ansichten in die Praxis übersetzt würden, würde das einzige Ergebnis sein, daß man zuletzt, nachdem man eine Zeit lang eine Reihe von Veränderungen vorgenommen und hin und her geschwankt habe, wieder auf den gegenwärtigen Zustand zurückkommen werde. Er schlußfolgerte folgendermaßen: Wir gehen darauf aus, den gegenwärtigen Torpedobootzerstörer durch Panzerung weiter zu entwickeln; die Größe des Schiffs muß notgedrungen vermehrt werden; wenn wir bei ihm unterseeische Torpedoröhren anbringen, wird der erforderliche Raum eine noch weitere Wasserverdrängung nötig machen; diese vermehrte Wasserverdrängung würde stärkere Maschinen, für die noch mehr Raum zur Verfügung gestellt werden muß, bedingen, und schließlich würde man bei einem Torpedo-Schlachtschiff anlangen.

Das möchte der Fall sein, wenn wir die Bedingungen außer acht ließen, durch welche das Torpedoboot zu einer Bedrohung für die Schlachtschiffe geworden ist. Wie es scheint, denkt man kaum mehr daran, daß wir von der Gefahr ausgehen, die das Torpedoboot dem Schlachtschiff darbietet, und daß man vielmehr auf die Umgestaltung des Schlachtschiffes zur Verminderung der ihm drohenden Gefahr als auch auf die Umgestaltung des Torpedoschiffs zur Vermehrung derselben bedacht sein muß. Es würde daher kaum die Rede davon sein können, ein einzelnes Torpedoboot gegen ein einzelnes Schlachtschiff zu verwenden. Es müßten stets mehrere Torpedoboote gegen ein Schlachtschiff kämpfen, und wenn die Kosten der verschiedenen Torpedoboote sich so hoch belaufen sollten wie die eines Schlachtschiffes, das sie auch nur annähernd im Schach zu halten vermöchte, würde es auf der Hand liegen, nach welcher Seite hin man sich zu entscheiden hätte. Der geltend gemachte Grund scheint nur auf die Behauptung hinauszulaufen, daß das Torpedofahrzeug jetzt in der Gestalt des Zerstörers seine höchste Vollkommenheit erreicht habe, und daß wir nur an die gegenwärtigen Schlachtschiffe zu denken und zu erwägen haben, ob der Torpedo zu einer Umgestaltung des Schlachtschiffs führen wird, indem man seine Größe herabmindert, das Kaliber seiner Geschütze zwecks einer Vermehrung der Anzahl und der Geschwindigkeit der Schüsse reduziert und infolgedessen die Stärke seiner Panzerung abnehmen läßt und dadurch an Geschwindigkeit gewinnt; oder ob das Schlachtschiff mit dem Torpedo aufräumen wird, wie es das mit dem Brander gethan hat; oder ob endlich die beiden wie jetzt auf einstweilen unbestimmbare Zeit nebeneinander bestehen werden.

Vielleicht ist von allen Möglichkeiten die letzte die am schwersten zuzugebende, wenn sie in dieser Weise selbständig hingestellt wird, weil, ganz abgesehen von irgend einer das Verhältnis von Kanone und Torpedo berührenden Frage, absolut nichts darauf hindeutet, daß die Erfindung auf ihrem Wege stehen bleiben wird, was der Fall sein müßte, wenn die beiden Typen nebeneinander fortbestehen sollten. Meiner persönlichen Ueberzeugung nach wird der Zerstörer, wie er jetzt beschaffen ist, schließlich umgestaltend auf das Schlachtschiff einwirken, insofern wenigstens, als er eine Reduktion der Wasserverdrängung, der Panzerung

und des Kalibers der Kanonen herbeiführen wird. Ich glaube nicht, daß irgend ein See-Offizier ernstlich an eine Verdrängung des Torpedoboots durch die Schlachtschiffe denken wird. Zu viele Anzeichen sprechen für den entgegengesetzten Fall, wie sich das in dem Verlangen nach Schutz gegen Torpedo-Angriffe und in dem Wunsche nach Torpedobooten zur Begleitung der Schlachtflotte nach ihrer Stellung auf offener See zur Genüge kundgiebt.

Wenn wir für die Permanenz der beiden Typen des Schlachtschiffs und des Zerstörers, wie sie sich bis jetzt entwickelt haben, und für ihr Nebeneinanderbestehen eintreten, sind wir logischerweise auch verpflichtet, Aufschluß über die taktische und strategische Stellung eines jeden derselben zu geben, über die Art ihres Zusammenwirkens und das Gebiet, das jedes als das ihm eigne in Anspruch nehmen kann. Wir sind zu der Annahme genötigt, daß in Zukunft die Flotten, wie die Landheere aus drei, so aus zwei Waffengattungen bestehen werden; und wir müssen wenigstens eine Idee davon haben, welches Verhältnis in einer richtig zusammengesetzten Flotte die beiden Waffen zu einander einnehmen sollen. Die Rolle der Artillerie, Kavallerie und Infanterie liegt im Landheer taktisch wie strategisch klar vor Augen, und das Verhältnis, das sie gegenseitig zu sich einnehmen sollen, ist auf Grund einer langen Erfahrung ein für allemal festgesetzt. Die Seeleute aber können durchaus nicht darüber übereinkommen, in welchem Verhältnisse sich strategisch oder taktisch Schlachtschiffe und Torpedofahrzeuge gegenüberstehen sollen. In der englischen Flotte giebt es nicht zwei Leute, die über ihre Verwendung die gleiche Ansicht hätten; wenn man von irgend einer Ansicht sagen kann, daß sie vorwiege, so ist es die, daß der Torpedozerstörer ein Auswuchs ist, der sich an einer Stelle eingedrängt hat, an die er nicht gehört. Es ist eine nichtssagende Redensart, wenn man behauptet, Admirale, welche Schlachtflotten kommandierten, seien sich noch nicht darüber einig, wie sie die ihnen zugewiesenen Zerstörer einreihen könnten, und im allgemeinen sei es ihnen am liebsten, wenn sie diese Fahrzeuge zum Operieren auf eigne Hand aussenden könnten.

Es verschlägt demnach thatsächlich wenig, wie wir die obengenannten Fragen beantworten. Sie betreffen wirklich nur Nebensachen. Die Hauptsache, auf die wir alle unser Augenmerk zu richten haben, ist die Stellung des Torpedofahrzeugs in strategischer und taktischer Hinsicht. Es kann kein umfassendes Programm einer Flottenvermehrung aufgestellt werden, bevor diese Vorfrage erledigt ist. Wie können wir, wenn wir von der Annahme ausgehen, daß sowohl der gegenwärtige Typus des Schlachtschiffes wie der gegenwärtige Typus des Torpedofahrzeugs ständig sind, vernünftigerweise ein großes Bauprogramm entwickeln, wenn wir nicht wenigstens eine Idee von den Verhältnissen haben, in denen die beiden Waffengattungen zu beschaffen sind?

Fassen wir die Sache vom strategischen Gesichtspunkte ins Auge, so wissen wir, daß der Seekrieg eine der nachfolgenden drei Gestalten annehmen muß. Er wird entweder von den eignen Küsten nach denen des Feindes verlegt, wie wir es zum Schlusse der Verwicklungen zwischen Japan und China gehabt haben;

oder er wird nach den eignen Küsten gedrängt, wie Frankreich es in den Jahren 1793 bis 1815, Rußland während des Krimkriegs, die Konföderation im amerikanischen Bürgerkriege und Deutschland im Kriege mit Frankreich erlebte; oder aber der Krieg wird da, wo es auf beiden Seiten viele Häfen, ausgedehnte Küsten und wenige Schiffe giebt, wie es im chilenischen Bürgerkriege der Fall war, von einer Küste zur andern und dann wieder von dieser zurück über eine See gedrängt, die von keiner Seite in ausreichender Weise beherrscht werden kann.

In Europa, wo es wenige Häfen und zahlreiche Flotten giebt, ist es kaum anzunehmen, daß diese mittlere Form des Seekriegs, die seinen Gewässern so lange ferngeblieben ist, wieder auftauchen wird. Die Lage Großbritanniens und des großbritannischen Reichs ist derart, daß es, wenn es im Kriege nicht zur See vorherrscht, als Staat ersten Ranges verschwinden muß. Es ist wesentlich für sein Dasein, daß es im stande ist, den Krieg von seinen Küsten weg nach denen des Landes oder der Länder zu verlegen, mit denen es im Streit begriffen ist. Für die andern europäischen Staaten ist es jedoch nicht erforderlich, daß sie zur See eine herrschende Stellung einnehmen. Es mag angenehm sein und wird zweifelsohne stets jedem Volke, das mit einem andern im Kriege begriffen ist, als wünschenswert erscheinen, zur See sowohl wie zu Lande eine herrschende Stellung einzunehmen. Aber eine derartige Stellung ist eine Lebensfrage nur für England, und das Nichtvorhandensein einer solchen dürfte ohne jede Einwirkung auf den Verlauf eines Kriegs zwischen andern Völkern sein, wie sich das an einem deutlichen Beispiel in dem des deutsch-französischen Krieges gezeigt hat. Hieraus folgt, daß in der Regel für jeden europäischen Staat, der einen eventuellen Krieg mit England in Aussicht zu nehmen hätte, die beste Politik in einem Systeme der Küstenverteidigung liegen würde, das, da ein Versuch, den Krieg von den eignen Küsten fortzuverlegen, so gut wie unmöglich sein würde, die beste Gewähr darböte, eine Handelssperre seiner Häfen, eine Einmischung in den Küstenverkehr und die Landung in Form einer Ueberrumpelung zu verhindern. Ich glaube, es wird wohl niemand bezweifeln, daß von allen Verteidigungsarten das Torpedoboot und das Torpedofahrzeug zu diesem Zwecke die wirksamsten und billigsten sind, und wenn man zu behaupten vermöchte, daß ihre Funktionen sich nicht weiter erstreckten, so scheint dieser Grad ihrer Wirksamkeit ihre Stellung zu sichern, bis irgend eine neue Erfindung auftaucht, um sie zu erschüttern.

Zwei Dinge allein beweisen, daß eine von Defensiv-Torpedofahrzeugen umschwärmte Küste verhältnismäßig sicher ist, bis sie zurückgetrieben werden. Admiral Porter von der Marine der Vereinigten Staaten, ein Mann, der Erfahrungen gemacht hat, wenn sie auch nichts sind im Vergleich zu dem, was jetzt ein Admiral durchzumachen haben würde, hat in einem offiziellen Berichte an seine Regierung ausgesprochen, keine Disciplin würde der Gemütsaufregung gegenüber standhalten, in welche die beständige Furcht vor einem Torpedo-Angriff versetze. Andrerseits kamen die Torpedo-Offiziere der britischen Marine vor

einigen Jahren zu der einhelligen Ueberzeugung, daß nichts als eine überlegene Art von Torpedoboot die vorhandenen Torpedoboote von offener See zurücktreiben könne. Auf ihre Darlegungen hin entstand der gegenwärtige Torpedobootzerstörer, der die spezielle Bestimmung erhalten sollte, offensive und defensive Torpedoboote in ihre Häfen zurückzudrängen und sie dort festzuhalten.

Die beiden Dinge genügen beinahe zu dem positiven Beweise, daß es zurzeit mit der Ansammlung schwerer Schiffe in der Nähe der feindlichen Häfen, die früher eine normale Kriegsbedingung war, aus ist. Ebenso ist es mit der Verankerung von Transport- und Schlachtschiffen in den feindlichen Gewässern aus, wodurch man Ueberfälle und Küstenüberrumpelungen einzuleiten pflegte, wenn nicht durch irgend ein Mittel die Verteidigung durch Torpedoboote überwunden wird.

Daraus scheint hervorzugehen, daß jedes Volk, das sich darauf verlegt, den Krieg bis zu seinen Küsten herankommen zu lassen, durch das billige und wirksame Verteidigungsmittel des Torpedoboots die ihm von dieser Gestalt des Seekriegs drohende Gefahr mindestens bis zu einem bedeutenden Grade herabmindern kann.

Doch nehmen wir den Fall, daß ein Volk nichts davon wissen wolle, daß der Krieg rings um seine Küsten wüte, wie England das nicht kann. Was für Klassen von Schiffen werden erforderlich sein, um es an den Küsten des Feindes standhalten zu lassen? Wenn nicht Admiral Porter sowohl wie die britischen Torpedo-Offiziere unrecht haben, scheint es klar zu sein, daß schwerere Schiffsklassen ihre Position in den Gewässern des Feindes nicht aufrecht zu erhalten vermögen, solang sie nicht gegen Torpedo-Angriffe gesichert werden; und, falls die britischen Torpedo-Offiziere sich nicht irren, können die feindlichen Torpedoboote nicht in den Hafen getrieben und in demselben festgehalten werden, wenn nicht durch irgend eine Klasse von Fahrzeugen, die einem verbesserten Torpedoboot ähnlich sehen.

Es giebt positiv nichts, was es für ein Volk, das zur See noch nicht zu einer dominierenden Stellung gelangt ist, unter irgend einer Bedingung als klug erscheinen lassen könnte, sich ein Muster an dem umfassenden Programm zu nehmen, das England für seine Marine ausführt. Sein Beispiel kann zu großen Mißgriffen führen. Es hat lange die Politik verfolgt, Schiff auf Schiff und Schiffsklasse auf Schiffsklasse zu bauen wie seine eventuellen Feinde. Es ist das im allgemeinen eine sichere Politik, wenn sie auch keine wohlfeile sein mag. Denn es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, auf alle Fälle gerüstet zu sein. Da es äußerlich die Stellung einer Vorherrschaft einnimmt, ist vernünftigerweise kaum anzunehmen, daß unter diesen Verhältnissen der Krieg nach seinen Küsten verlegt werden kann, wenn nicht zuvor die Phase eines Uebergangskriegs durchgemacht ist und es zur See zwischen den beiden Küsten geschlagen worden ist. Es mag dann zu der Einsicht kommen, daß es doch nicht die geeigneten Klassen von Schiffen hat, um den Krieg nach den Gewässern des Feindes zu drängen und ihn dort festzuhalten; wenn indes seine Flotten und Kreuzer auf hoher See

umherschwärmen, wird es im stande sein, das eigne Wasser zu behaupten, während es die Klassen von Schiffen vorbereitet, die es ihm ermöglichen werden, den Defensivkrieg in einen Offensivkrieg zu verwandeln. Allein es ist fraglich, ob es angesichts der durch den Torpedo hervorgerufenen strategischen Verhältnisse von einer Seemacht zweiten Ranges klug gethan ist, sich einem so umfassenden Programm anzuschließen.

Der Hauptpunkt sowohl in strategischer wie taktischer Hinsicht bleibt dabei jedoch noch unentschieden, nämlich die Frage, ob eine Streitmacht aus Schlachtschiffen und Torpedofahrzeugen zugleich zusammengesetzt werden kann, sei es strategisch zur Verteidigung der eignen oder zum Angriff auf die feindlichen Küsten, sei es taktisch auf offener See. Mir ist nicht bekannt, daß es bezüglich dieses Hauptpunktes zu irgend einer Entscheidung gekommen ist. Kapitän May glaubt nicht, daß man die Zerstörer nach den feindlichen Gewässern senden könne, aber er glaubt, es ließen sich Schlachtschiffe und Zerstörer zugleich zum Angriffe auf eine Schlachtflotte auf offener See verwenden. Kapitän Eardley-Wilmot scheint sich in einem kürzlich veröffentlichten Artikel der Annahme zuzuneigen, daß Schlachtschiffe außerhalb der feindlichen Häfen in von Torpedobooten verteidigten Gewässern genau so viel ausrichten werden wie während der Kriege mit Segelschiffen.

Die Vereinigung von Torpedo- und Schlachtflotten in von Torpedobooten verteidigten Gewässern scheint deshalb unmöglich zu sein, weil für die Schlachtschiffe die Notwendigkeit vorliegt, auf jedes bei Nacht heranfahrende Torpedoboot Feuer zu geben. Ich erinnere mich eines Falles, als ich bei unsern Herbstmanövern als Unparteiischer fungierte und sich dem Schlachtschiffe, an dessen Bord ich stationiert war, nachts zwei Torpedoboote nahten, von denen wir allen Grund anzunehmen hatten, daß sie zu unsrer Seite gehörten. Wir thaten, was wir konnten, um sie beide in den Grund zu schießen, weil wir von der Ansicht ausgingen, daß die Gefahr, wenn sie zum Feinde gehörten, größer sei, als der Schaden, den es ausmachen würde, wenn sie zu uns gehörten.

Die Unmöglichkeit, Schlachtschiffe und Torpedofahrzeuge zugleich zum Angriff auf eine Schlachtflotte auf offener See zu verwenden, ergiebt sich aus der Thatsache, daß die Schlachtschiffe ihre höchste Wirkung auf weite Entfernung entfalten, das Torpedofahrzeug dagegen auf kurze Entfernung. Das Torpedoboot kann überhaupt nicht in Wirksamkeit treten, wenn das Schlachtschiff sich in seiner richtigen taktischen Lage befindet, während das Schlachtschiff, wenn es dem Torpedoboot nach der näheren Schußlinie folgt, sich selbst preisgiebt, ohne irgendwie den Angriff des Torpedoboots unterstützen zu können.

Die Annahme liegt nahe, daß auch eine drei- bis viermal größere Anzahl von Torpedobooten von weit höherer Geschwindigkeit keinen Angriff auf eine Gruppe von Schlachtschiffen bei hellem Tage und auf offener See unternehmen wird. Es hängt alles von der Wirksamkeit des Kanonenfeuers der Schlachtschiffe ab, und dennoch deuten alle Thatsachen, die ich kenne, und alle Versuche, die man angestellt hat, auf das Gegenteil hin. Ich habe in meinem früheren Artikel auf die irrige Ansicht aufmerksam gemacht, zu der man auf Grund der

vor einigen Jahren mit der Nordenfell-Kanone angestellten Versuche gekommen ist, und wenn die Maximkanone diese Versuche nicht als richtig erscheinen lassen kann, wird es sicherlich mit den Torpedofahrzeugen ebenso gehen.

Das, was feststeht, ist die Thatsache, daß noch keine dieser Fragen theoretisch und praktisch völlig durchgearbeitet ist, und daß sich unmöglich sagen läßt, zu welchem Ergebnis es vorderhand kommen wird, wenn auch die Wagschale sich einer Aenderung zuzuneigen scheint.



Litterarische Berichte.

Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. Von Ed. Heyck. München, 1898. Verlag der Allgemeinen Zeitung, G. m. b. H. (Kommissionsverlag von E. F. Steinacker in Leipzig.) IV, 352 S.

Das vorliegende Buch ist als Festschrift zum hundertjährigen Jubiläum der am 1. Januar 1798 ins Leben getretenen Allgemeinen Zeitung erschienen. Die einzige nennenswerte Vorarbeit, auf die der Verfasser sich stützen konnte, sind die im Anhang zum Briefwechsel Schillers mit Cotta (Stuttgart, 1876) von dem Herausgeber Vollmer zusammengestellten Beiträge zur Geschichte der Entstehung und Entwicklung der Allgemeinen Zeitung von 1798 bis 1803; im übrigen galt es, ein noch nicht publiziertes und selbstverständlich sehr umfangreiches Quellenmaterial, das sich zum größten Teile im Cottaschen Archiv zu Stuttgart befindet, zu durchforschen und zu verarbeiten. Für diese Aufgabe hat der Verfasser, wie man in der Vorrede mit Erstaunen liest, kaum vier Monate Zeit gehabt: erst im August vorigen Jahrs konnte er in Stuttgart mit den Vorarbeiten beginnen. Was Heyck in dieser kurzen Zeit geschaffen hat, verdient, zumal in Anbetracht der Umstände, alle Bewunderung: es ist eine exakte, objektive, gedankenreiche und dabei lebendig geschriebene Arbeit, in der man wenig finden wird, was unwichtig und nicht von allgemeinem historischem oder politischem Interesse wäre. Nur mit Bedauern fügen wir uns in die Unmöglichkeit, hier an der Hand des durchweg wertvollen und anregenden Buches einen Ueberblick über die glanzvolle Geschichte der Allgemeinen Zeitung zu geben. Leider hat aller Fleiß und das beste Wollen des Verfassers nicht ausgereicht, in der ihm zur Verfügung stehenden Zeit etwas Fertiges, Vollständiges zu schaffen. Das Buch ist bei allen seinen Vorzügen nur ein Bruchstück. Mag man noch darüber hinwegsehen, daß der Verfasser im letzten Drittel des Buches immer häufiger von einer eigentlichen Verarbeitung des Materials absehen muß und nur die ihm vorliegenden Dokumente lose aneinandergereiht wiedergeben kann, so kann man es wohl begreiflich finden, aber nicht ignorieren, daß am Ende des Buches eine gewaltige Lücke klafft; denn es endigt mit dem Jahre 1861 oder 1862 und thut die letzten dreieinhalb Jahrzehnte mit einem kurzen, zur Beschwichtigung des Lesers dienenden Schlußwort ab, so daß man weder aus der für die Allgemeine Zeitung so wichtigen zweiten Hälfte der sechziger Jahre noch über die ruhmvoll bekannte, erst in jüngeren Zeiten selbständig gewordene wissenschaftliche „Beilage“ etwas Wesentliches erfährt. Heyck will zu diesem jähen Abbrechen auch durch „andere Gründe“ genötigt gewesen sein, und wir geben zu, daß Rücksichten verschiedener Art die Fortsetzung der Geschichte des Hauptblattes auch bei größerer Muße äußerst schwierig gestaltet haben würden; dagegen glauben wir, daß die „Beilage“ eine historische Beleuchtung auch bis in die neueste Zeit herein vertragen würde, und hoffen daher, der anregenden Schrift Heycks in Bälde eine Monographie über die „Beilage“ folgen zu sehen.

B.

Die Malteser. Tragödie in vier Akten mit freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes. Von Heinrich Bulthaupt. 2. Auflage. Oldenburg und Leipzig, Schulze. 8°. Preis 2 Mark.

Bulthaupt, der bekannte Bremer Dramaturg, hat sich auch bei der Neubearbeitung

seines Trauerspiels leider an Gödeke gehalten. Hätte er die neue vorzügliche Anordnung des Schillerschen Textes durch G. Kettner benützt, so wären ihm wohl einzelne Bedenken, die er in der Vorrede über Schillers Pläne betreffs der „Malteser“ äußerte, geschwunden. So viel über Bulthaupts Quelle. Seinem Trauerspiel selbst darf man dichterischen Schwung und packende Wirkung nachrühmen. Seine Sprache und sein Stil erinnern lebhaft an Schiller. E. M.

Goethes Gedichte. Ausgewählt von Karl Heinemann. Mit Bildern und Zeichnungen von Frank Kirchbach. Leipzig, Adolf Titze.

In diesem Werke ist alles vereinigt, um es zu einem Pracht- und Geschenkwerk allerersten Ranges zu stempeln: die unvergänglichen Gedichte Goethes in einer von dem berühmten Litterarhistoriker und verdienten Goetheforscher Karl Heinemann besorgten trefflichen Auswahl und in neuer, chronologischer Anordnung, ein reicher und prächtiger Bilderschmuck nach Zeichnungen und Gemälden von Frank Kirchbach, die wohlgelungene, ja geradezu musterhafte Reproduktion dieser, zum Teil in Photogravüre, zum Teil in Aetzung, und eine in jeder Beziehung glänzende Ausstattung. Dieser vornehmen und kostbaren Ausgabe gegenüber muß der oft gehörte Spott über die Illustrationswut unsrer Tage verstummen; sie ist ein so harmonisches Ganzes, daß auch der verwöhnteste Geschmack seine Freude daran haben muß.

Hamburg-Niedersachsen. Blumenkultus. Wilde Blumen. Von Alfred Lichtwark. Dresden, 1897. Gerhard Kühtmann.

Der Direktor der Hamburger Kunsthalle und Vorkämpfer für die Verfeinerung des Geschmacks in Kunst und Leben zeichnet hier in kurzen Zügen ein Bild der gewaltigen Handelsstadt, sowohl der äußeren Umgestaltungen im Lauf ihrer baulichen Entwicklung als besonders des gesamten Lebenszuschnittes, um daraus zu entwickeln, wie ein eigenartiges Kunstleben in Hamburg, vorderhand erst in den Anfängen, die Vorbedingungen finde und nur der rechten Pflege bedürfe. Das sei nicht nur die Aufgabe der Staatsverwaltung, sondern auch die Losung der jüngeren Generation. — Das zweite Büchlein verbreitet sich in anmutigen Plaudereien über wilde Blumen, über Wandlungen des Geschmacks in Bezug auf Blumenschmuck im Zimmer und am Fenster, über Blumentöpfe und Blumenvasen und Blumengarten. Auch hier waltet besondere Rücksichtnahme auf Hamburg.

— ß.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Herausgegeben von W. Rein. Langensalza, H. Beyer u. Söhne. Dritter Band, 1897. VI und 967 Seiten. Preis 15 Mark. Vierter Band, 1897. VIII und 997 Seiten. Preis 15 Mark.

Zwei weitere stattliche Bände des vortrefflichen Werkes liegen vor. Sie reichen von dem Artikel „Griechischer Unterricht“ bis „Myopie“. In diesen beiden Bänden sind ganz wesentliche Gebiete der Pädagogik behandelt. Die besten Kräfte haben dabei mitgewirkt. Wir erwähnen zuerst die Artikel „Gymnasium“ von Direktor Wendt in Karlsruhe und „Gymnasialpädagogik“ von Professor H. Schiller in Gießen. Letzterer, Verfasser eines besonderen Lehrbuchs der Geschichte der Pädagogik, das schon drei Auflagen erlebt hat, bietet auf 52 Seiten (Folio) eine vorzügliche zusammenfassende Darstellung dieses Gegenstandes. Ueber „Humanismus und Realismus“ handelt kurz, aber treffend der Vorkämpfer moderner Erziehungsweise, Professor Paulsen in Berlin. Noch mehr vielleicht als er tritt Professor P. Nerrlich in Berlin für eine durchgreifende Aenderung in dem Lehrplan der Gymnasien ein. Nerrlich hat durch sein Buch „Das Dogma vom klassischen Altertum“, 1894, großes Aufsehen gemacht. Er verlangt in seinem Artikel „Klassisches Altertum in seiner Bedeutung für die Gegenwart“, daß die Beschäftigung mit dem Altertum nicht mehr den Mittelpunkt des Unterrichts in den höheren Schulen bilden solle; nicht die alten Sprachen seien in erster Linie zu lehren, sondern die Kulturgeschichte des Altertums, nach Uebersetzungen; der Sprachunterricht habe nur nebenher zu gehen zur formalen Bildung. Den hervorragendsten pädagogischen Schriftstellern sind besondere Monographien gewidmet, die sich, wie auch die andern Artikel, alle durch große Uebersichtlichkeit auszeichnen. Allen ist eine kurze orientierende Disposition vorangestellt. So ist Herbart als Pädagog vom Herausgeber, als Philosoph von Oberkonsistorialrat Thilo in Hannover behandelt. Dazu kommen noch die zwei Artikel: „Die Litteratur der Philosophie Herbarts und seiner Schule“ von Pastor Flügel und „Herbartische pädagogische Schule“ von Rektor Rude. „Herder“ hat an Professor Baumgarten in Kiel, „Kant“ an Professor Vogt in Wien, „Lotze“ an Schwertfeger, „Luther“ an Keferstein, „Melanchthon“ an Rebe, „W. v. Humboldt“ an Theobald Ziegler einen geeigneten Bearbeiter gefunden. Letzterer hat auch über „Idealismus“ geschrieben. Besondere Erwähnung verdienen auch einige Artikel litterarhistorischen Inhalts. So vor allem Dr. Hanaaks Artikel „Historischer Roman“. Man erstaunt vielleicht im Augenblick, dieses Thema hier behandelt zu sehen, ist aber dann recht erfreut über die vorzüg-

liche Ausführung des Gegenstandes. Einen recht anziehenden Artikel über „Märchenunterricht“ hat Landmann in Jena geliefert. Auch die älteste deutsche Dichterin, die Nonne „Hrotswitha“, hat Aufnahme gefunden wegen ihrer zu pädagogischen Zwecken verfaßten Dramen. In einem besonderen Abschnitt werden die „Klassischen Epen und Dramen in der Volksschule“ erörtert. Ueber „Kirche und Volksbildung“ verbreitet sich der bekannte Sozialpolitiker Fr. Naumann. Schließlich ist auch das „Mädchengymnasium“ nicht vergessen. Daß überhaupt die Frauenfrage in verschiedenen Artikeln eine gründliche Untersuchung erfahren hat, ist aufs freudigste zu begrüßen. So kommen in dem Werke auch die modernsten Ideen zum Ausdruck; kurz, dasselbe giebt über die alten Fragen der Pädagogik, die sich immer wiederholen, ebenso sicheren Aufschluß wie über die pädagogischen Bestrebungen der Neuzeit. Wir können daher die Reinsche Encyklopädie wiederholt nur aufs beste empfehlen. Mr.

Zur neueren Litteraturgeschichte. Von Michael Bernays. Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Zweiter Band. Leipzig, Göschen, 1898. X und 394 Seiten. 9 Mark.

Diesen zweiten Band (vergl. über den ersten: „Deutsche Revue“ 1898 Februarheft), der mit einem wohlgelungenen Bild von Bernays geschmückt ist, hat nach Bernays' am 25. Februar 1897 erfolgtem Tode dessen langjähriger Freund Erich Schmidt herausgegeben. Er hat die Auswahl für den Neudruck bestimmt. Bisher ungedruckt ist unter diesen Aufsätzen der sehr wichtige „Die deutsche Litteratur in der Schweiz“, 136 Seiten umfassend, und der kürzere „Goethe, Maturin, Wolfe“, den Bernays dem „Euphorion“ zugedacht hatte. Auch diese zweite Sammlung legt Zeugnis ab von dem großen Wissen des Verstorbenen. Man muß staunen über den reichen Geist, der in der ganzen Weltlitteratur zu Hause war wie kein zweiter. Man wird es daher nur bedauern können, daß er seinen großen Plan, „Homer in der Weltlitteratur“ zu bearbeiten, nicht mehr durchführen konnte. Allen Freunden der Litteratur werden diese zwei Bände eine willkommene Gabe sein. Leider ist damit diese Sammlung beendet, und zwar auf den Wunsch von Bernays' Witwe. Zweifellos hätte das reiche vorhandene Material — in einem Anhang zum zweiten Bande werden alle Schriften und Aufsätze von Bernays aufgeführt — hinreichend Stoff zu zwei weiteren Bänden gegeben, die Bernays selbst geplant hatte. Aber wir wollen auch für diese beiden Bände, die erschienen sind, dankbar sein und uns darüber freuen! E. M.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Agricola, Dr. A., Bekenntnisgebundenheit und Lehrfreiheit unter dem Gesichtspunkt des Rechts. Eisenach, M. Wilckens. 80 Pf.

Bethge, Hans, Syrinx. Ein Skizzenbuch. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von S. Schottlaender. Gebunden M. 1.—

Bleicken, P., Der Handel auf altruistischer Grundlage. Herausgegeben von Max Rieck. Leipzig, Freund und Wittig. M. 2.60.

Brandt, M. v., Aus dem Lande des Zopfes. Plaudereien eines alten Chinesen. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, Georg Wigand. M. 2.—

Bredenbrücker, Richard, Kein Sommer ohne Wetter. — Warum der Hauser der Wabi nimmer zugeht. Novellen. Berlin, Schall und Grund. M. 4.—

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. III. Jahrgang, Nr. 1 bis 6. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Dorr, Dr. Robert, Tweschen Wiessel on Nagt. Plattdeutsche Gedichte und Dichtungen. Zweite, stark vermehrte Auflage. Elbing, C. Meißner.

Enzberg, Eugen v., Fridtjof Nansen. Ein Lebensbild. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. M. 2.—

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. 18. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Gallwitz, Hans, Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild. Dresden und Leipzig, Carl Reißner. M. 2.40.

Heinzel, Richard, Beschreibung des geistlichen Schauspiels im deutschen Mittelalter. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 9.—

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. III. Jahrgang. 1898. Nr. 8 bis 12. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kaemmerer, G. H., Reichsbank und Geldumlauf. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. M. 2.—

Kassau, A., O Menschenfreud', o Menschenleid! Gedichte. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. M. 3.—

Mahan, A. T., Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783 bis 1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Uebersetzt von Vize-Admiral Batsch. 4. Lieferung. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.

Marshall, W., Im Wechsel der Tage. Monatliche Tierbelustigungen. Erstes Vierteljahr. Leipzig, A. Twietmeyer. M. 2.—

Mikszáth, Koloman, St. Peters Regenschirm. Erzählung. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Wechsler. (Bibliothek für Bücherliebhaber.) Berlin, Fischer und Franke.

Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft II. Zum hundertsten Geburtstag Jeremias Gotthelfs. M. 1.20. Heft III. Dr. E. Tappolet, Wustmann und die Sprachwissenschaft. 80 Pf. Zürich, E. Speidel.

Peyer im Hof, J. F., Neue Beiträge zur Beleuchtung der Währungsfrage. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. M. 1.60.

Reuleaux, Carl, Politische Sonette 1898. München, Otto Weihrauch. M. 2.40.

Spitteler, Karl, Conrad der Leutenant. Eine Darstellung. Berlin, Verlag der Romanwelt.

Stern, Dr. Paul, Einfühlung und Assoziation in der neueren Aesthetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 2.—

Strachwitz, Martha, Gedichte. Breslau, G. P. Aderholz' Buchhandlung. Gebunden M. 2.50.

Suttner, Bertha v., Schach der Qual. Ein Phantasiestück. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Wagner, Dr. Adolph, Grundriß zu Vorlesungen über Finanzwissenschaft in aphoristischer Form. Als Leitfaden für seine Zuhörer rc. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. M. 2.40.

Wagner, Richard, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Dritte Auflage. Fünfter Band. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Wette, Hermann, Der Bärenhäuter. Teufelsmärchen. Berlin, Köln, Leipzig, Albert Ahn.

Woltmann, Ludwig, System des moralischen Bewusstseins mit besonderer Darlegung des Verhältnisses der kritischen Philosophie zu Darwinismus und Sozialismus. Düsseldorf, Hermann Michel.

Zamara, Leo, Dramatische Dichtungen. Erstes Bändchen: Die Jungfrau von Jerusalem. (Sulamith.) Drama in zwei Teilen. Anhang: Gedichte. Berlin, J. Harrwitz Nachfolger.

Zeitschrift, deutsche, für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Monatsblätter Nr. 7 u. 8. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik. Herausgegeben und redigiert von Dr. Richard Falckenberg. Neue Folge. Jahrgang 1898. Band 111. Heft II. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt zu richten.

Redaktionelles.



„Von zarter Hand" betitelt sich der neue große Roman von Johannes Richard zur Megede, der gegenwärtig in „Ueber Land und Meer" zur Veröffentlichung gelangt und in ungewöhnlichem Grade das Interesse der deutschen Leserkreise fesselt. Daneben finden wir noch die Novelle „Linksrheinisch" von Hermine Villinger. — Von Emile Zola spricht jetzt alle Welt, und naturgemäß wendet sich auch in Deutschland seinen Werken in verstärktem Maße das allgemeine Interesse zu, besonders den Romanen: „Der Zusammenbruch" (der Krieg von 1870/71 — 3 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 8.—), „Das Geld" (2 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—), „Doktor Pascal" (2 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—), „Lourdes" (3 Bände, geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—), „Rom" (3 Bände, geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—), die sämtlich in Buchausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Zolas neuester Roman „Paris", unzweifelhaft die gewaltigste seiner bisherigen Schöpfungen, gelangt gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" zur Veröffentlichung. In dem neuesten Heft derselben Zeitschrift finden wir noch „Ein Geiger" von M. Michailoff (aus dem Russischen), „Bartelchen" von W. G. van Nouhuys (aus dem Holländischen) und „Sängerlohn" von Karl Tavaststjerna (aus dem Schwedischen), während die „Deutsche Romanbibliothek" zwei hochinteressante Romane: „Die Frau Rat" von Paul Oskar Höcker und „Verlorene Liebesmüh'" von A. von Klinckowström, bringt. — Das erste Heft der drei genannten Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-Anstalt

Deutsche Revue



Eine Monatsschrift

Herausgegeben

von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1898

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Victor Cherbuliez über Deutschland.

Gespräche und Erinnerungen.

Von

Ernest Tissot.

Ohne Anstrengung, lediglich durch die Natur seines Geistes, bringt Victor Cherbuliez das Wunder zu stande, zugleich berühmt und unbekannt zu sein. Seit den mehr als dreißig Jahren, daß er in der „Revue des Deux Mondes" unter dem bekannten Pseudonym Valbert mit seltenem Verständnis und seltener Geistesschärfe die Leute und Dinge des Auslands behandelt und er unter seinem wahren Namen eine glänzende Reihe von Romanen herausgiebt, die sich von der leidenschaftlichen Romantik der „Aventure de Ladislas Bolski" bis zu den philosophischen Phantasien der „Bête" erstrecken, hat Victor Cherbuliez einen ebenso großen wie anhänglichen Leserkreis an sich gefesselt. Von einem weniger revolutionären Skeptizismus als Anatole France, bestimmt und formgewandt in seiner Darstellung, und entzückend in einer Sprache schreibend, die nicht modern, aber klassisch ist, bleibt der Urheber der „Meta Holdenis" nach der Ansicht einer überwiegenden Mehrheit von intelligenten und ernsthaften Leuten eine der ersten Inkarnationen des zeitgenössischen französischen Geistes. Er ist daher berühmt, aber nur bei dem Publikum der höheren Gesellschaftskreise und der künstlerischen Welt, und er ist insofern noch unbekannt, als die pariserischen Pariser seinen Namen nicht ein einziges Mal im Jahre erwähnen und die litterarische Jugend ihn ignoriert oder gar in betreff seiner eine noch schlimmere Meinung hegt. Vor einiger Zeit war ein „Junger", der damals zur äußersten Linken gehörte, mit einem Roman beschäftigt, dessen Held sich ungefähr so nennen sollte wie der Urheber des „Comte Kostia". Da ich an einen sogenannten Schlüsselroman glaubte, machte es mir Spaß, ihn zu fragen, ob wir nun endlich in die Hinterstuben der Redaktion der „Revue des Deux Mondes" eindringen würden. Der Schriftsteller der jüngsten Richtung sah mich mit einem verständnislosen Blicke an. Ich erklärte mich näher, indem ich auf das Gleichlautende der beiden Namen hinwies. Darauf erwiderte mir der wagnerisch angehauchte, dekadente und impressionistische Romancier mit einem verächtlichen Lächeln und in säuselndem Tone: „Victor Cherbuliez! Ach ja, ich erinnere mich, daß meine Großmutter von einem Schriftsteller dieses Namens sprach! Aber Sie müssen sich irren.

Er muß schon lange aufgehört haben zu schreiben!" Ich will nur noch bemerken, daß dieser Schriftsteller, der seither eine Schwenkung nach rechts gemacht hat, nunmehr zu besserer Einsicht gekommen ist. Er geht jetzt sogar so weit, daß er denjenigen citiert, den er früher angeblich nicht kennen wollte. Für jede Sünde giebt's Vergebung, nicht wahr? Ein gutes Ding, das sich bessert. Aber die Antwort von damals bleibt darum doch ein unverfälschtes Echo der Ansicht des jungen Frankreich über einen Philosophen, der nicht nur das, sondern auch ein Beobachter und, wie der Autor der „Allemagne politique" es zeigt, dazu noch ein Plauderer über Tagesfragen ist.

Doch ich beabsichtige nicht, hier den Versuch zur Revision eines Urteils zu machen, das zu alt ist, als daß es leicht umgestoßen werden könnte, und ich will es auch nicht unternehmen, ein vollständiges Charakterbild zu entwerfen, das jetzt zu spät oder noch etwas verfrüht kommen würde. Von weniger Ehrgeiz beseelt — aber in einer für die Leser der „Deutschen Revue" vielleicht interessanten Weise —, möchte ich lediglich auf Grund von persönlichen Erinnerungen und Privatgesprächen darlegen, unter welchen Umständen Victor Cherbuliez Deutschland kennen lernte, und wie er darüber denkt.

Während einer Laufbahn, die ziemlich lang ist, denn sie begann im Jahre 1828, hat der Kritiker und Romanschriftsteller dreimal den Rhein überschritten. Im Jahre 1852 als Student, etwas später als Tourist und ein Jahr vor dem Krieg als Journalist, als er von der „Revue des Deux Mondes" beauftragt worden war, eine Untersuchung über die politischen Verhältnisse Deutschlands im Jahre 1869 anzustellen.

Als Victor Cherbuliez im Jahre 1852 in Berlin eintraf, kam er von Paris. Er war ein hagerer, brünetter, ironischer und herber junger Mann, der eine mehr als gewöhnliche Erziehung erhalten hatte und der nicht im Rufe stand, daß er seine Zeit mit leichten Sittenstudien verbracht habe. In Genf, wo er geboren war, jedoch von Eltern, die aus Poitou stammten, war er zu eifriger Arbeit angehalten worden und hatte eine Vorliebe dafür gewonnen. Von seinem Vater André Cherbuliez, einem angesehenen Humanisten, hatte er die Leidenschaft für die klassischen Studien geerbt, und wie dieser hatte er es zu einer fast wissenschaftlichen Beherrschung derselben gebracht. In Paris endlich hatte er sich bis zu einem gefährlichen Grade an der indischen Litteratur berauscht. Brahma und Wischnu gingen ihm über alles; sein weibliches Ideal näherte sich immer mehr der unvergänglichen Maja. Vergegenwärtigt man sich den vierundzwanzigjährigen Victor Cherbuliez, so erscheint er im besten Sinne des Worts als Bücher- und Universitätswurm, ohne jede Spur von dem phantastischen Poeten, der sich heiter und sorglos die Reime von den Lippen der Vorübergehenden abliest. In Berlin hütete er sich, eine Aenderung in seinen Lebensgewohnheiten eintreten zu lassen. Da er seinen Aufenthalt in Deutschland ausnützen wollte, machte er sich sofort mit der zielbewußten Hartnäckigkeit, die eines der charakteristischen Merkmale seiner Natur ist, an die Arbeit. Die Berliner Universität zählte damals unter ihrem Professorenkollegium Sterne erster Größe, und einer derselben scheint ernst-

lichen Einfluß auf den Studenten in dem langen schwarzen Mantel gewonnen zu haben. Es war das Michelet, der Berliner Michelet, dessen Vorlesungen über Geschichte und Philosophie mit ihrer klangvollen Begleitung rhetorischen Pompes und wohlgefügter Phrasen die damalige Universitätsjugend begeisterten. Dieser Philosoph aber nannte sich einen Schüler Hegels, und Victor Cherbuliez lernte durch ihn den Urheber der „Phänomenologie“ kennen und schätzen. Dreißig Jahre später sollte Valbert ihn in einem mit der ganzen Rücksichtslosigkeit seines Wesens geschriebenen, aber geistsprühenden Artikel „den größten Gedankensäer“ nennen, „den das letzte Jahrhundert gekannt habe“.[1])

Victor Cherbuliez arbeitete indes nicht Tag und Nacht, und zudem liebte er das Reden so sehr, daß er der Freunde bedurfte, schon allein des Zuhörens wegen. Er konnte sich nicht wie Peter Schlemihl dabei bescheiden, seinen Schatten zu suchen. So bildete er denn alsbald mit Genfer Genossen, die er zufällig wiedergefunden und die seine Geschmacksrichtung teilten, eine fest zusammenhaltende kleine Gemeinde. Diese jungen Leute, die sämtlich Studenten waren, die studierten, kamen beim Mittagessen in einer bescheidenen Restauration in der Nähe der Universität zusammen. Die Küche war dort gerade nicht nach Pariser Art. Abends gönnte man sich dann, wenn das Tagewerk vollbracht war und jeder befriedigt von sich sagen konnte, daß es gut vollbracht sei, nach dem Nachtessen ein paar Plauderstündchen, wobei man sich in einer verräucherten Bierwirtschaft den Luxus einer Tasse Kaffee verstattete, oder gar den einer Tasse Schokolade in einer berühmten altersgrauen Konditorei in der Königsstraße, wo Victor Cherbuliez wahre Verheerungen unter dem aufgestellten Backwerk anrichtete. Ein andres Mal ging man in die Oper (aber sehr bescheiden, denn der Geldbeutel unsrer Freunde zeigte häufiger eine schlaffe als eine straffe Form) oder in eines der kleinen Vorstadttheater. Dem zukünftigen Romancier machte es Spaß, die guten Spießbürgerinnen zu beobachten, wie sie, in philosophischer Ruhe das Aufgehen des Vorhanges erwartend, ihre Strümpfe strickten. Häufig fand man sich auch, ohne sich verabredet zu haben, auf dem Zimmer des einen oder andern ein. Man setzte sich dann gemütlich um das rauchende Torffeuer herum, und derweil der Wirt kunstgerecht einen Glühwein bereitete, an dem man sich die Finger verbrennen konnte, wurde tapfer drauf losgestritten, wobei man aus ganz langen Pfeifen und gewaltig dicke Zigarren rauchte.

Sonntagnachmittags endlich ging man gern in den Tiergarten, und unter den winterlich entlaubten Bäumen wurden dann während des Spazierengehens die nicht enden wollenden Diskussionen wieder aufgenommen. So mochte es wohl einstens unter den schimmernden Lorbeeren im Garten des Akademos bei den unsterblichen Gesprächen des Sokrates zugegangen sein. Durch sein Wissen und sein verständiges Wesen war Victor Cherbuliez, obwohl der Jüngste, wirklich etwas wie der Sokrates, das heißt das natürliche Oberhaupt der Gruppe der Unzertrennlichen. Und doch befanden sich unter dieser Schar Geister von nicht

[1]) Profils étrangers, Seite 23.

gewöhnlicher Bedeutung, die das bald auch dargethan haben, so Marc Monnier, ein Litterarhistoriker aus der französischen Schweiz, der einmal seine Zeit gehabt hat, wenn er jetzt auch gänzlich vergessen ist, aber auch andre, die im Ausland weniger bekannt geworden, weil ihr Leben ganz Arbeit und sie die Bescheidenheit selbst waren, Leute von hoher und hoch entwickelter geistiger Fähigkeit, wie Roget, ein bedeutender Bücherkenner, mit dem Victor Cherbuliez in Berlin die Wohnung teilte, Albert Freundler, ein orthodoxer Theologe, der später unter tragischen Umständen endete, und endlich mein vortrefflicher Vater, als Philosoph nicht unrühmlich bekannt, von dem ich diese Einzelheiten habe; ich kann sie darum auch als authentisch verbürgen.

Von diesem ersten Aufenthalt in Deutschland brachte Victor Cherbuliez außer einer gründlichen Kenntnis des Deutschen und der deutschen Philosophie die Schwärmerei für Beethoven und den Goethekultus mit heim. Als ich ihn bezüglich des letzteren einmal fragte, welcher der beiden zurzeit in Frankreich herrschenden Ansichten er sich anschließe, der Paul Bourgets, der in dem Urheber des „Faust“ eine der hervorragendsten Intelligenzen erblicke, welche die moderne Zivilisation hervorgebracht, oder der Eduard Rods, der uns gern darthun möchte, daß die Statue mit dem goldenen Kopfe nicht nur thönerne Füße, sondern auch ein thönernes Herz habe, rief er mit einer bei ihm nicht gewöhnlichen Heftigkeit aus: „Der ersten, ganz und gar der ersten! Ich halte Goethe für einen der umfassendsten und aufgeklärtesten Geister der Menschheit! ... Jawohl, für eine der Spitzen derselben! ... Und meine Bewunderung ist keine oberflächliche oder platonische. Ich habe die ‚Lehrjahre Wilhelm Meisters‘ mehr als viermal gelesen und stets mit demselben Interesse. Der ‚Werther‘ ergreift mich jedesmal, und ich kann ihn nicht ohne innere Erregung aufschlagen. Was das Werk Rods anlangt, so kenne ich es gleichfalls und will seinen Wert nicht bestreiten, allein ich kann mir nicht helfen, es kommt mir so vor, als suche der Kritiker in allzu willkürlicher Weise und gar zu eifrig nach dem Kleinlichen, nach der ungünstigen Einzelheit und dem Anknüpfungspunkt eines Streites, dabei zu Unrecht das imposante Gesamtbild eines derartigen Lebens und eines derartigen Lebenswerkes übersehend.“

Als Cherbuliez auf dem Wege nach Griechenland um das Jahr 1858 wieder durch Deutschland kam, hatte er gerade eine Periode des Zweifels und des Schwankens durchgemacht, die von Bitternissen und Enttäuschungen erfüllt gewesen war. Von seinen Studien nach Genf zurückgekehrt, hatte er in der Anwartschaft auf den ihm gebührenden schriftstellerischen Namen, überzeugt von seinem Berufe, aber ohne die Mittel, demselben folgen zu können, sich auf das Unterrichtgeben verlegt, das zwar einen bescheidenen, immerhin aber ziemlich sicheren Gewinn abwarf. Er hielt einen öffentlichen Vortrag über das Ritterwesen und einen andern über Frau von Staël, deren wunderbare Arme er gern beschrieb, und gab eine Menge von Privatstunden in den zahllosen Erziehungsanstalten, wegen deren die französische Schweiz von jeher berühmt gewesen ist. Die sehr gelegen kommende Erbschaft eines Oheims aus Lyon enthob ihn

einer derart mißlichen Lage, in der seine seltene künstlerische und philosophische Begabung jedenfalls in den elenden Sorgen um das Alltagsleben zu Grunde gegangen wäre. Sofort Vorträge und Unterrichtsstunden drangebend, wollte er einen Lieblingsplan ausführen, den er schon seit langem gehegt: er ging mit dem lebendigen Wörterbuch, das er an seinem Vater besaß, nach Griechenland. Er sollte von dort die Eindrücke und Beweisstücke mitbringen, welche den Gegenstand der „Causeries athèniennes à propos d'un cheval"[1]) bildeten, Plaudereien, über die George Sand, die Victor Cherbuliez noch nicht kannte, an Saint Beuve aus bloßer Kunst- und Wahrheitsliebe schreiben sollte:

„Lieber Freund, es geht mir ein Buch zu, von dem ich ganz und gar überwältigt bin, ‚A propos d'un cheval' von Victor Cherbuliez. Wer ist Victor Cherbuliez? Vielleicht ist er sehr bekannt, ich meinerseits weiß von Gott und der Welt nichts. Ich muß Ihnen daher dieses Buch empfehlen. Ich bin überzeugt davon, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden darüber reden, wie nur Sie darüber reden können. Es ist ausgesucht, glänzend und originell. Es ist auch tief, die Kunst wird darin in der geistvollsten und ergreifendsten Weise empfunden und definiert."

Der zweite Aufenthalt in Deutschland war nur von kurzer Dauer, mehr eine Durchreise als ein Aufenthalt, und der Urheber der „Meta Holdenis" scheint keine ganz klaren Erinnerungen an denselben bewahrt zu haben. Vielleicht war es um jene Zeit, daß ihm die Stelle eines Erziehers der jungen preußischen Prinzen angetragen wurde. Wenn Cherbuliez von dem Vorfalle sprach, pflegte er mit dem ihm eignen Lächeln des unverbesserlichen Skeptikers hinzuzusetzen: „Ich empfand, daß ich nicht zur Welt gekommen sei, um die Erziehung von jungen Prinzen zu leiten." Es kam selten vor, daß er mich wie durch diese Antwort daran erinnerte, daß man nicht umsonst im Schatten der finsteren Türme der Genfer Kathedrale geboren und groß wird. Denjenigen, die sich nicht davor zu hüten wissen, erteilt die Stadt Calvins in heimtückischer Weise auf religiösem wie politischem Gebiete stolze Lehren der Unabhängigkeit. Nirgendwo anders darf man den Ursprung der freisinnigen Ansichten und des zuweilen grausamen Skeptizismus Victor Cherbuliez' suchen. Indem er die Kritik der Gesellschaft und die freie Forschung bis zu ihren äußersten Konsequenzen verfolgte, mußte er dahin gelangen, Rousseau und Calvin zu ergänzen, das heißt zu überbieten, denn die Theorien, welchen diese beiden großen Geister ihre ganze Kraft widmeten, sind zweischneidige Waffen, die sich schließlich zuweilen gegen diejenigen kehren, die sie aufgebracht haben.

Dann vergingen Jahre; die Lage des jungen Schriftstellers änderte sich äußerst schnell; hatte er mit seinem ersten Auftreten lange gewartet, so gestaltete es sich dafür um so glänzender. Der „Comte Kostia", ein Buch, das ebenso entzückend ist wie die tollsten Geschichten der George Sand und das Cherbuliez

---

1) Die erste Ausgabe erschien in Genf 1860 bei Joël Cherbuliez, dem Oheim von Victor Cherbuliez.

in der Folge noch einigemal erreicht, aber niemals übertroffen hat, machte ihn sofort allgemein bekannt. Nach der Ansicht zuständiger Personen waren die Bedingungen des litterarischen Lebens damals in Paris günstiger als heute. Die Laufbahn war weniger behindert, und um Glück zu machen, genügte es, daß man Talent hatte, arbeiten konnte und etwas verstand. Das alles traf bei Cherbuliez zu, und er besaß dazu noch Geist; einen Geist, den man viel gerühmt hat und der zuweilen pikant und zuweilen scherzhaft, wenn auch nicht immer natürlich war. Sein Erfolg war daher ein verblüffender, und die „Revue des Deux Mondes“, die damals erst anfing, etwas Platz in der Sonne zu gewinnen, und neue Kräfte nötig hatte, säumte nicht, einen so vollendeten Schriftsteller an sich zu fesseln, der mit der Phantasie des Romanciers die Gelehrsamkeit des Kritikers verband. Der Pakt war ein glücklicher, da er noch fortbesteht. In den Redaktionsräumen der Rue de l'Université sind die Leitungen einander gefolgt; die Dynastie Buloz hat in trauriger Weise geendet, die Oberherrschaft Brunetières hat sich autokratisch erhalten, und Cherbuliez hat sich mit der Unabsetzbarkeit eines Senators behauptet. Aber dem alten Buloz, diesem genialen Savoyarden, den Paris niemals ganz zivilisiert hat, verbleibt das Verdienst, ihn entdeckt zu haben. Er schätzte Valbert sehr hoch, und man erzählt sich die folgende Anekdote, die in guter Weise das eigennützige Gefühl der Teilnahme eines savoyischen Zeitungsherausgebers für einen Mitarbeiter darthut, dessen Artikel die Kassen füllen. Es war auf dem Lande; man speiste bei Bekannten, und das Dienstmädchen trug eine Schüssel Champignons auf, die etwas verdächtig aussahen. Jeder zögerte zuzulangen, als Victor Cherbuliez mit tapferer Miene zur Gabel griff; da fiel ihm Vater Buloz in den Arm und rief: „Unglücklicher, Sie sind ja mit Ihrem Roman noch nicht zu Ende!“ Auf seiten des Schriftstellers war das Gefühl der Erkenntlichkeit nicht minder lebhaft; er glaubte an die hohe Zuständigkeit seines Redakteurs, und, wie man mir mitgeteilt hat, ist es sogar einmal vorgekommen, daß er auf den Vorhalt des letzteren zugestand, daß es der Lösung eines seiner Romane an Wahrscheinlichkeit fehle. Die Anekdote ist heiter: Victor Cherbuliez erklärte sich alles Ernstes bereit, sein Manuskript zu ändern, aber es wollte ihm nichts Passendes einfallen, und die Lösung, die der alte Buloz ihm vorschlug, hielt er für unstatthaft. In voller Verzweiflung wandte man sich an George Sand. Sie gehörte zum Hause, begriff sofort, sann eine Sekunde nach und durchstrich dann zu allseitiger Zufriedenstellung mit einem Federzuge den gordischen Knoten. Ich werde jedoch nicht die Indiskretion begehen und jetzt sagen, um welchen Roman von Victor Cherbuliez es sich handelt. Rate man nur immerzu!

Es geschah auch auf Veranlassung des Begründers der „Revue des Deux Mondes“, daß er ein Jahr vor dem Kriege nochmals nach Deutschland ging. Es handelte sich darum, eine zuverlässige Untersuchung über die Stimmung und die politischen Zustände in Preußen und den süddeutschen Staaten, so wie sie sich nach dem Frieden von Prag gestaltet hatten, anzustellen. Die Aufgabe war heikel, und es war die ganze Scharfsichtigkeit und der Kosmopolitismus Cherbuliez'

dazu erforderlich, sie durchzuführen. Beim Abschiede hatte ihm Buloz Empfehlungsbriefe an die meisten hervorragenden Persönlichkeiten mitgegeben und ihm den dringenden Rat erteilt: „Suchen Sie so viel Leute wie möglich auf, aber vermeiden Sie es, mit Herrn v. Bismarck zusammenzutreffen. Sie würden sich später zu sehr daran gehindert finden, rückhaltlos Ihre volle Ansicht auszusprechen.“ Den Rat für klug erachtend, richtete sich Cherbuliez danach, und sah so viele Leute wie möglich, den König und die Königin von Preußen, die ihn nach Potsdam einluden, die Mehrzahl der hervorragenden Politiker, und selbst die den äußersten oppositionellen Parteien angehörenden, aber er vermied es wie nichts Gutes, mit Herrn v. Bismarck zusammenzukommen, dessen politisches System er übrigens sehr genial dargelegt hat und den er später nicht gerade im Tone der Bewunderung „einen Krautjunker aus der Mark Brandenburg“ nennen sollte, „der im höchsten Grade mit Geschäftssinn begabt sei“. Dagegen stattete er aus alter Anhänglichkeit seinem einstigen Lehrer der Philosophie, dem Berliner Michelet, einen Besuch ab. Dieser, der nicht sehr auf dem laufenden betreffs der französischen Litteratur war (er gehörte zu denjenigen, die nicht mehr lesen, sondern sich darauf beschränken, wieder zu lesen und namentlich das, was sie selbst geschrieben haben), fragte Cherbuliez mit einer wunderbaren Gemütsruhe, ob er sich immer noch mit Philosophie beschäftige. Darauf mußte ihm dann der Reisende erklären, daß er der erste Kritiker an der ersten Revue des Frankreich vom Jahre 1869 sei. „O Eitelkeit des Ruhmes!“ meinte er zum Schlusse in philosophischer Weise.

So blieb Cherbuliez, interviewend und kreuz und quer durch die Südstaaten und diejenigen des Norddeutschen Bundes ziehend, länger als drei Monate in Deutschland und davon mehr als zwei in den Rheinlanden. „Sie sind uns sympathischer“, sagte er in heiter-zutraulicher Weise zu mir, „die Luft ist dort weniger schwer, der Winter weniger streng, die Köpfe weniger viereckig und die Geister mehr für Poesie und das Unvermutete empfänglich. Und dann, man trinkt Wein dort. Vielleicht kommt der ganze Unterschied daher. Denn man muß strenge zwischen den Gegenden Deutschlands unterscheiden, welche die Rebe züchten, und denjenigen, die nur Hopfen bauen. So sind die Rheinufer, Bayern und Sachsen anmutig, malerisch und von Sagen umwoben, aber wie trüb und eintönig sieht es in den Ebenen aus, durch die die Spree dahinschleicht!“

Die von Cherbuliez gesammelten Dokumente und Eindrücke füllten fünf lange Artikel in der „Revue des Deux Mondes“ aus und erschienen sofort darauf gesammelt unter dem Titel „L'Allemagne politique depuis la paix de Prague 1866—1870“ in einem starken Bande, dessen Lektüre nur etwas den Eindruck des Trockenen macht. Ohne uns hier auf die, für einen Franzosen übrigens etwas schwierige Untersuchung einzulassen, was in einem so gründlich philosophischen Buche von mehr oder minder Wahrem, von mehr oder minder Angenehmem enthalten ist, wollen wir nur auf die Scharfsichtigkeit des Autors hinweisen, der als ein Vorherverkündiger von Wahrheiten, auf die, wie es in derartigen

Fällen immer geschieht, niemand hörte, im stande gewesen war, den Krieg als unvermeidlich und die Verbindung der Nordstaaten mit denen des Südens als eine Notwendigkeit vorauszusagen. Höre man lieber: „Seit 1866 liegt ein Krieg in der Luft; müde geworden, ihn zu fürchten, beginnen viele Leute ihn zu wünschen, weil sie das Uebel der Furcht vor dem Uebel vorziehen und sie, wie sie sagen, von dem Wunsche beseelt sind, daß man der Sache ein Ende mache.“ [1]) Oder an einer andern Stelle: „Sollte Preußen je dazu berufen werden, mit den Waffen die deutschen Interessen zu vertreten, so könnte es auf die thätige Beihilfe der Südstaaten rechnen. Frankreich braucht nur den Arm auszustrecken, um sich des Rheines zu bemächtigen, und Deutschland wird sich wie ein Mann erheben. Bedarf es dazu eines Vertrages?“ [2])

Als ich Cherbuliez mein Kompliment über seine Scharfsichtigkeit machte, meinte er: „O ja, ich war mit dem deutlichen, ja mehr als deutlichen Eindruck, den ich nicht niederzuschreiben wagte, zurückgekehrt, daß wir am Vorabende eines Krieges ständen... Aber die Rolle eines Unglückspropheten sagte mir nicht zu... Ich habe mich darauf beschränkt, meine Gedanken nur anzudeuten. Indes wiederhole ich Ihnen, es war meine Ueberzeugung, und zwar eine Ueberzeugung, der leider die Ereignisse allzubald recht geben sollten.“

In dem melancholischen Zimmer mit den alten Möbeln des alten Hauses in der alten Rue de Tournon, das der zum Akademiker beförderte Romanschriftsteller getreulich seit einer Reihe von Jahren bewohnt, hörte ich so an einem trügerischen Winternachmittage seine ermüdete Stimme, die immer noch ein reizvolles Wohlwollen beseelt, mir von allen diesen Dingen erzählen, von Dingen, die recht alt sind, da seit den jüngsten derselben demnächst dreißig Jahre vergangen sind!... Ich hätte gerne noch seine Ansicht über das derzeitige Deutschland gehört, nicht gerade in politischer Hinsicht, denn das wäre gleichbedeutend damit gewesen, ihn zu nötigen, eine ganze Reihe von Artikeln aus der „Revue des Deux Mondes“ zu wiederholen. Valbert hat oft genug von Kaiser Wilhelm, Caprivi und dem Fürsten Bismarck gesprochen, und ich wünsche, daß er es noch recht häufig thun möge. Die sich dafür interessieren, brauchen nur in der Sammlung der Revue mit dem rötlichgelben Umschlage nachzuschlagen. Aber indiskreter, hätte ich zum Beispiel gerne erfahren, weshalb er niemals mehr über den Rhein gegangen sei. Darauf begann er zu lächeln, mit einem Lächeln, das trotz des zitternden Nasenklemmers seinen vom Denken ermüdeten Zügen etwas geistig Ueberlegenes verleiht.

„Ich hatte Dinge geschrieben, welche die Deutschen das Recht hatten, nicht immer nach ihrem Geschmack zu finden. Ich fragte mich, wie man mich aufnehmen werde. Da schien es mir besser, ich bliebe zu Hause!... Offen gestanden, fürchtete ich mich indes weniger davor, schlecht empfangen zu werden, als vor der Schwierigkeit, meine Neugierde befriedigen zu können. Dann zog

---

1) L'Allemagne politique, Paris, Hachette, S. 50.

2) Ebendort, S. 273.

es mich auch mehr nach den sonnigen Ländern. Ich bin noch dreimal nach Italien gegangen und habe drei Monate in Spanien und zwei in Tunesien zugebracht! ..."

Ich hätte gerne aus seinem Munde vernommen, ob er die neueren Kundgebungen der germanischen Kunst nach ihrem vollen Werte schätze. Zunächst Wagner:

„Ich habe die Reise nach Bayreuth nicht mitgemacht! Ohne mich zu der Behauptung versteigen zu wollen, daß ich mit meiner Bewunderung vor der ‚Neunten Symphonie' Halt mache, muß ich doch bekennen, daß die Wagnerschen Opern mir sehr hart vorkommen ... Man muß Strecken Oedlands durchmachen ... Kurz, mir sagt nur einzelnes aus ihnen zu . . Am liebsten ist mir der ‚Parsifal' ... Ich gehöre zu der Generation, deren Gott Beethoven ist!"

Ich wollte dann noch von der neueren Litteratur sprechen. Doch hatte ich damit kein Glück mehr. Er antwortete mir kaum. Bei der Erwähnung Sudermanns indes versicherte er mir, er habe die Romane dieses Schriftstellers gelesen und schätze sie. Die übrigen Namen schienen ihm jedoch weniger vertraut und erweckten keine bestimmte Erinnerung. Die Neigungen Victor Cherbuliez' erstrecken sich offenbar anderswohin. Ein ganz im Geistigen aufgehendes Temperament, interessiert er sich für die Ideen und nur für sie. So ist er auf den Gebieten der Philosophie, der Soziologie, der diplomatischen Geschichte und der Politik auf dem Laufenden bezüglich der neuesten, jedenfalls hochwichtigen, von dem Schauspiele dieser Welt ausgehenden Kundgebungen. Sobald es sich aber um reine Kunst und reine Litteratur handelt, ist Victor Cherbuliez nicht mehr unser Mann. Gleichgültig geworden, zieht er sich in den dunkeln Hintergrund der Loge zurück, wenig darauf bedacht, seinen rednerischen Vortrag zu ändern, und zu sehr Philosoph, um nicht etwas Kindisches in dem Spiel zu finden, das darin besteht, je nach der Mode dieselben Gedanken in leichttändelnde oder hochtönende Phrasen, in geistreiche oder ruhmredige Worte zu kleiden. Ich bin überzeugt davon, er hält Gabriel d'Annunzio für einen mittelmäßigen Schriftsteller, dessen Zeit vorübergehen wird. Man weiß, daß er den armen, lieben Henri Frédéric Amiel nie hat bewundern können, und man kann sich darauf verlassen, daß Nietzsche eines Tages, wenn er es nicht schon ist, für ihn ein Gegenstand des Abscheues, die Verkörperung des apokalyptischen Ungeheuers im neunzehnten Jahrhundert werden wird.

Man darf indes nicht vergessen, daß Victor Cherbuliez anfangs auch ein Neuerer, ein schrecklicher Bilderstürmer gewesen ist. Ueber das protestantische Rom wagte er ein Buch zu schreiben, das mit dem Protestantismus nicht sanft umging. In dem Augenblicke, da die Kaiserin Eugenie Polen und die Polen bis zum Skandal begünstigte, wagte er es, die polnische Legende zu zerstören. Am Vorabende des Kriegs, den der Uebermut und die Unwissenheit Napoleons III. heraufbeschwor, wagte er es, die Stärke Deutschlands und die Gefahr eines Angriffs zu schildern. Mit den Jahren, den Erfolgen und der hervorragenden Stellung hat die einst so glänzende Flamme der Unabhängigkeit an Schein immer

mehr eingebüßt — und das Wohlwollen, ein etwas müdes Wohlwollen, das zu allgemein ist, um nicht ein gutes Teil Gleichgültigkeit zum Vorschein kommen zu lassen, ist, wie mir scheint, die hervorstechendste Charaktereigenschaft des Victor Cherbuliez vom Jahre 1897.

An diese Dinge mußte ich immer wieder denken, als mit einer Höflichkeit, die für denjenigen, der sie ausübt, ebenso übertrieben ist, wie sie dem peinlich ist, dem sie erwiesen wird, Victor Cherbuliez, das Mitglied der Französischen Akademie, darauf bestand, mir beim Anziehen meines Ueberziehers behilflich zu sein; indes verabschiedete ich mich von ihm an der Thür des alten Hauses, das sich mir gastlich erzeigt hatte und dessen rauchgeschwärzte Schattengestalt seine Stelle in dem Album meiner litterarischen Erinnerungen behaupten wird.



Die Wallfahrt nach Kerbelah.

Eine orientalische Erzählung.

Von

Alberta v. Freydorf, geb. Freiin v. Cornberg.

In die unbegrenzte schattenlose Ebene hinein, durch den aufgewühlten Staub des Wüstensandes, schiebt sich in unabsehbar endlosem Zug die Karawane. Dromedare, Sänftenträger, Pilger, Eselreiter, Heulmönche und Ersatzpilger, beturbante Männer, verschleierte Frauen, Kinder: eine tausendköpfige Menge in buntem Gemisch — alles eingetaucht in den weißen trockenen Sommerdunst des Südens, den der Sonne leuchtende Strahlen stets vibrierend durchzittern, über dem das rings mit der Erde sich berührende wolkenlose Himmelszelt blauer, farbengesättigter erscheint als bei uns. Dazu ein verworrenes Getöse der sich stetig fortbewegenden Massen, dumpf und eintönig wie die Brandung eines fernen Meeres. Ab und zu aber bricht klagendes Geheul los, dann wieder dröhnender Donner und wälzt sich fort in lang nachrollendem Echo, wenn sie ihre Gebete anheben und ihr „Hosein, Hosein“ in die Lüfte rufen. Erst wenn die Sonne gesunken und tiefes Dunkel über der Ebene liegt, wenn die unzähligen Lagerfeuer zur Abwehr der Raubthiere, zur Abwehr aber auch des unangenehm modernden Geruches, der diese Karawane stets begleitet, angezündet sind, wenn ihre durchleuchteten Rauchsäulen zum Sternenhimmel aufsteigen, dann schweigt der laute Lärm, nur ein unaufhörlich Gemurmel tönt noch fort durch die Wüstennacht.

Schon am frühsten Morgen des vergangenen Tages hatte die Karawane Bagdad verlassen; heute am Abend des zweiten wird den Vordersten vielleicht

das Heil, die halbmondüberragte Kuppel der heiligen Grabesmoschee von Kerbelah aus der Ferne zu erblicken. Dort ruhen die Enkelsöhne Mohammeds des Propheten, Hoseïn und Hassan, welche von ihrer Großmutter Aïscha, einer Witwe Mohammeds, auf öden Felsenhängen dem Tode des Verdurstens ausgesetzt wurden. Es waren die einzigen Nachkommen Mohammeds, denn er hatte von dreizehn Frauen nur eine Tochter gehabt.

Aber umsonst hat Aïscha die schuldlosen Jünglinge geopfert, weil sie den Ruhm ihres eignen Gemahls zu vernichten drohten: Hoseïn und Hassan sind auch im Tode die Hauptthelden, die Hauptpropheten der großen Schiasekte geworden, die sich über ganz Persien erstreckt. Auf der Oase von Kerbelah, anderthalb Tagreisen von Bagdad, befindet sich ihr heiliges Grab. Zu ihm wallfahrten alljährlich diese Tausend und Tausende.

Wohl wäre die Entfernung für einen einzelnen Reiter, der auf flüchtigem Rosse über die Sandwüste dahinsprengte, nicht gar so weit. Ein Pilgerhaufen ist schwerfälliger, und welchen Ballast schleppt dieser mit sich! Ist es bei aller Andacht zugleich ein kaufmännisches Unternehmen? Welche Menge von Säcken, Kasten, Truhen und Ballen, die da auf Karren, auf Lasttieren und oft auch nur auf dem Rücken der Pilger selbst geschleppt werden! Nein, Waren sind's nicht, aber doch teure Güter, die sie hier durch die sonnige Wüste tragen, von weither schon hergeschleppt haben aus den entlegensten Provinzen des persischen Reiches, die höchsten vielleicht, an denen sie mit ganzem Herzen hingen, und denen sie deswegen das seligste Los, das die Erde den gläubigen Schiiten bieten kann, angedeihen lassen wollen: den unvermittelten Eingang zum Paradies des Propheten — die Leichen sind's ihrer Verstorbenen. Sie haben sie daheim mondelang aufbewahrt, einbalsamiert, wohl auch schon beigesetzt gehabt und nun zu diesem Zweck wieder ausgegraben, denn ein Grab in der heiligen Erde von Kerbelah ist gleichbedeutend mit momentanem paradiesischem Auferstehen.

Und doch hatte Achmed zwei Jahre gewartet, hatte die irdische Hülle seines jungen, ihm kaum erst angetraut gewesenen Weibes täglich in der kleinen Moschee, welche er in seinem Garten erbauen ließ, mit frischen Blumen überschütten lassen, ehe er sich entschließen konnte, die Einbalsamierte, deren seltene Schönheit er noch immer unter dem silbergetriebenen Sargdeckel und den kostbaren, sie umhüllenden Shawls zu sehen vermeinte, freizugeben aus dem Bann dieser Erde, wo sie auch tot ihm noch angehörte, um sie dort im Paradiese nach andrer Wahl sich umschauen zu lassen und auch für sich selbst wieder Freiheit zu gewinnen.

Zur Zeit der vorjährigen Pilgerfahrt war er auf weitverzweigten Handelsreisen fortgewesen, so hatte er sich der religiösen Forderung entziehen können; jetzt, das sah er endlich ein, wär's eine Grausamkeit, der Gestorbenen länger die paradiesischen Freuden vorzuenthalten: auch er ritt mit in dem ungeheuern Leichenzug.

Es trug ihn sein feinfüßiges edles Leibpferd arabischer Zucht; mit kostbaren Steinen gestickt waren die goldstrotzenden Satteldecken, vom feinsten weißen Kaschmir sein langer faltiger Mantel, und funkelnd blitzten ihm Juwelen an Turban, Gürtel

und Schwertgriff. Ein großes Gefolge kennzeichnete den Reichtum seines Hauses, teils seinem eignen Dienste zugeteilt, teils Ehrengeleite für den mit goldgestickten Teppichen verhangenen Sarg. Unter prächtigem Baldachin wurde er auf schneeweißem Dromedare dem trauernden Witwer vorangeführt, daß dessen Augen bei dieser letzten, gemeinsamen irdischen Pilgerfahrt noch stets daran haften konnten.

Schwarz waren diese Augen, dunkel und tief wie die Nacht des Orients, aber daß sie auch flammend sein konnten, wie dessen heißlodernde Mittagssonne, wenn innere Glut sie erstrahlen ließ, ob jetzt auch meist die dunkeln Wimpern wie bergender Trauerschleier darüber lagen, das war leicht zu erraten, wenn man das trotz seiner Jugend so charaktervoll und fest ausgeprägte Männerantlitz betrachtete: die edle hohe Stirn, die Adlernase, die geschwungenen schwarzen, scharfgezeichneten Brauen. Bräunlich war der Ton seiner Hautfarbe, mit weichem, seidensammetartigem Glanz, sie erschien heller und matt, umrahmt durch den blauschwarzen Vollbart, dessen dunkle Wellen ihm bis auf die Brust niederfielen. Wie ein Fürst ritt er unter den Leidtragenden der Karawane, nur wenige waren darunter, die mit ihm an Pracht wetteifern und ihre Toten mit ähnlicher Verschwendung zu Grabe geleiten konnten.

Ein Anführer seiner Sklavenschar schreitet jetzt auf ihn zu, kreuzt die Arme über der Brust und spricht zu ihm hinauf:

„Gebieter, der Totenzoll ist entrichtet! Der Paradiespförtner läßt dir sagen: ‚Beschleunige den Tritt deiner Tiere, Herr; im Vortrabe sind manche der Reichen und Vornehmen, und klein ist der Mohngarten unter dem Schatten des Prophetentempels.‘ Du aber wirst für Murdjanas Gebeine dem heiligen Gemäuer am nächsten kommen wollen.“

Achmed nickt zustimmend. Er gibt, den Arm erhebend, Mustapha das Zeichen, daß dieser augenblicks die Beschleunigung seines Zuges veranlassen solle. Aber es ist Gewirr entstanden in den Pilgermassen, die sich vor und neben ihm daherwälzen. Geschrei hat sich erhoben; zerlumpt aussehende Gestalten, in dicke Teppiche gehüllt, drängen sich durch; eben wird eine Frau gefaßt von dem sie verfolgenden Zollwächter; gerade vor Achmeds Hengst greift sie der bärtige, braunhäutige Speerträger, zwingt sie zur Erde und heischt den Leichenzoll von ihr, die zitternd vor Angst und Schreck kein Wort hervorbringt, aber wohl durch verzweiflungsvolle Gebärden die Unmöglichkeit beweisen will, auch nur einen erbeuteten Bettelpfennig opfern zu können.

„Was ist's mit dem Weib?“ fragt Achmed.

„Herr, sie schmuggeln die Toten auf alle Weise, um der Steuer zu entgehen. Diese, — sieh nur, Herr, wir kennen das: die abgezehrte Gestalt und das dicke Gewand; sie hat die Gebeine wohl eingenäht in ihre Rockfalten!“

„Nur zwei kleine armselige Würmer, Herr!“ wimmert das Weib, „noch nicht einmal so alt als die Söhne des Propheten; sie waren mein einzig Gut, Herr! Die Pest, Herr, hat sie hinweggerafft — sie haben auf Erden nur Elend gehabt, Herr. — Ich bin nun, seit die Mondsichel ihre Rundung beginnt, Tag um Tag gepilgert, ihnen die paradiesische Seligkeit zu verschaffen. Ach! Herr — ich

hab's nicht gewußt mit dem Paß; aber ich habe nur mein Leben, und das ist nichts wert."

„Sie hat's nicht gewußt!" schreit der Wächter und rüttelt die Unglückliche derb an der Schulter; „warum denn hat sie sie eingenäht, die kleinen Gebeine?"

„Laß die Frau," ruft Achmed unwillig, „ich zahle den Zoll!" Er pfeift seinen Aufseher wieder zu sich heran:

„Mustapha, geleite den Wächter und diese Elende zum Paradiespförtner, handle ihr Scheine ein, aber sorge gut, daß sie dieselben auch bekommt. Kaufe noch andre dazu; verteile, wo es not thut!"

„Gebieter, der Beutel, den du mir für die Almosen anvertraut, ist schon fast bis zur Neige geleert!"

„Thu, wie ich sage, der Säckelmeister wird ihn dir wieder füllen."

Mustapha befolgt den Befehl. Das Weib hat den Sand geküßt, den die Hufe von Achmeds Pferd berührt; sie segnet mit lautem Gebetsruf seine Pilgerfahrt, sie wünscht ihm Wiederaufblühen des Glücks, das er begrabe, dann folgt sie den beiden zu dem rohgemauerten Gelaß, wo die Scheine zu kaufen sind.

„'s ist doch nur eine Erpressung der Reichen," grollt Mustapha, den Zollbeamten verächtlich über die Schulter anschauend. „Ihr seid schlimmer als die Schakale. Die nähren sich von den Leichnamen, die wir ihnen bringen. Ihr ängstet die Lebenden zu Tod. Wahrt euch nur, daß sich einmal jemand findet, der euern Leib hinträgt nach Kerbelah."

„Beim Bart des Propheten," schilt der andre, „ich ließe das Weib nicht durch, ohne deinen Herrn! Tausende von Drachmen verlangt der Sultan von uns, und fehlt etwas an der Zahl, werden wir unbarmherzig fortgejagt aus dem Dienst. Wer sagt dir denn, daß sie nicht schon einen Schein erbettelt hat, um ihn um halbes Geld wieder zu verkaufen! Wir können nicht genugsam aufpassen. Dort zerreiben sie die Gebeine zu Mehl und geben es aus für Getreide, hier haben die Fahrwerke wohl doppelten Boden; lösen sie die Scheine für zwei Tote, so schlüpft der dritte frei mit durch. Die zugelöteten Blechkasten, die Zinn- und Thongefäße sind auch nicht zu untersuchen, ob eins oder zwei darin eingepreßt sind!"

Indessen sind sie an den Schaltern angelangt; es drängen sich die Steuerpflichtigen; Silberstücke liegen hingezählt in langen Reihen, gehandelt wird, geschrieen, Pässe geschrieben, getobt, geflucht, um Erlassung gebettelt. Mustapha muß sich gedulden, bis auch an ihn wieder die Reihe kommt.

Mittlerweile, die Wartezeit zu verplaudern, schiebt sich einer zu ihm heran, nach Anzug und Aussehen wohl auch Diener wie er aus reichem Hause; der fragt ihn aus:

„In welchem Teile der Karawane reitest du denn, wer ist dein Gebieter, woher kommt ihr? Ich sah dich noch nicht unter den Ersten, wo die Vornehmen sind."

„Da, wo mein Gebieter reitet, ist's vornehm überall," giebt Mustapha stolz zurück; „er ist die Zierde von Persien, der Erste in den Reihen der Mirza. Wir

führen den Sarg seines Lieblingsweibes, der einen Einzigen, die er sich erwählte: sie erlosch wie das Morgenrot. Zwei Jahre aber war sie noch gefesselt in seiner Halle; er hielt sie zurück, jetzt erst wird sie frei aufjauchzen dürfen in Allahs Paradies!"

„Nicht so lang hat meine Herrin gewartet. Erst zweimal rundet sich der Mond, seit der Scheich die Augen für immer geschlossen. Sie hat ihm, zum Dank für sein unverhofftes Scheiden, den grauen Bart mit Henna färben lassen, damit er jünger ankomme dort oben. Und nun umschwirren die Salbenverkäufer mit ihren duftenden Oelen, die Juwelenhändler mit den Korallen und Perlengehängen ihre Sänfte, damit sie den Bedarf für den Rückweg schon jetzt zusammensuche. Sie lüftet wohl auch den Vorhang, um Umschau zu halten, ob einer mitreitet, der ihren Augen wohlgefällig wäre, denn ihres Lebens ward sie noch nicht froh bei dem grämlichen Alten!" —

„Achmed, mein Herr, ist der reichste Fürst und der Herrlichste im Gebiet des Oxxiflusses!"

„So suche deinen Haufen dem unsern zu nähern, Farhas Mutter wird mit Geschenken nicht geizen, wenn wir unsre Sache gut machen. Sie reitet mit. Ich bin ihrer Sänfte zugeteilt. Ihr Ohr ist mir günstig für solchen Wink!"

Die Mittagssonne ist hoch gestiegen; langsamer unter ihren sengenden Strahlen schleicht die Karawane dahin. Hier und dort bleiben wohl einige Ermattete ausruhend am Wege liegen; die schließen sich den Nachzüglern erst an bei Tagesende. Doch je mehr der glühende Sonnenball nach Westen zieht, desto regeres Leben kommt wieder in die nach ersehntem Ziele Wandernden. Die Vordersten, denen noch kein aufgewühlter Staub die Augen verschleiernd umweht, halten oft genug die flache Hand ausgebreitet unter des Turbans Rand, ob sie der Halbmonde nicht gewahr würden in der fernen blauen, flimmernden Luft. Plötzlich ein eigentümlicher Schrei, und fast gleichzeitig damit, donnernd aus viel hundert Kehlen, der Begrüßungsruf. Nieder auf den Boden stürzen die Pilger, sie beugen das Gesicht in den Sand, und die zum erstenmal die zwei lichten glühenden Punkte weit, weit am Horizont aufflimmern sehen an des Halbmonds Spitzen und die Kuppeln auftauchen im Duft, die weinen Thränen und heben die Hände und rufen immer von neuem ihr begeistertes: „Hosein, Hosein, meine Seele, meine süße Seele!"

Es dauert eine Weile, ehe die freudigen Gebetschreie verhallen, ehe die Massen sich wieder weiterbewegen.

Hier im vorderen Teile der Karawane sind meist Vornehme, Reiche. Die schwerseidenen Kaftane, die feinen Turbantücher der Großbürger von Bagdad und Tiflis neben den faltigen Gürtelröcken aus dünnen, buntbedruckten indischen Geweben der Aermeren. Dort reitet ein betender braunhäutiger Alter auf seinem weißen Esel, dem er Schwanz und Ohren brennrot gefärbt hat. Die gemieteten Ersatzpilger aber bilden eine ganz eigne Zunft; mit Gebetschnüren umhängt, mit Schakalpelzen bekleidet, machen sie jährlich um Geld diese Bußfahrt für andre, die durch Krankheit oder Geschäfte verhindert sind. — Hier auch reiten Weiber

auf ihren Maultieren, in weiße, Sonne und neugierige Blicke abwehrende Tücher gehüllt.

Dort aber des Scheichs von Hissar junge Witib hat ihre bei jedem Schritt schwankende Sänfte aufgehängt über dem Höcker eines mit rot und goldenem Sattelzeug reich aufgezäumten Dromedars. In gleichen Farben ist der Baldachin: gold die fein gedrechselten Säulchen, von rotdurchsichtigem Seidenpurpur die meist herabgelassenen, dicht verschlossenen Vorhänge. Die zu beiden Seiten des Tieres herabhängenden Shawls zeigen die feinfarbigste Malerei persischer Webekünstler.

Auf zweitem Tier wird neben dieser Sänfte noch eine andre getragen aus schwarzem Ebenholz mit gelben Vorhängen; hierin sitzt, zurückgelehnt in ihre Kissen, die alte, etwas behäbige, grauhaarige Eslari, Farhas Mutter. Eine Sklavin bewegt an seidener Schnur den Fächer, der ihr Kühlung verschaffen soll.

Auf ihren nach unten gerufenen Befehl waren die beiden Lasttiere eben, soweit als dies möglich, nebeneinander und zu gleichem Schritt gebracht worden, so daß die Inhaberinnen der beiden Sänften die gegeneinanderhängenden Seitenvorhänge ihrer Baldachine in die Höhe befestigen und miteinander sprechen konnten.

Als blicke man ins Morgenrot selbst hinein, so durchleuchtet war Farhas kleines Luftgelaß durch den Widerschein der roten Seide. Sie selbst hatte die Füße gekreuzt und die verschlungenen Hände, weit die Ellbogen ausbiegend, hinter den Kopf gelegt, mit dem sie an einem der goldenen Ecksäulchen lehnte und gelangweilt hinausschaute nach ihrem grauen Papagei, der sich lustig über ihr in seinem Holzring hin und her schaukeln ließ. Ihre gelbwangige Sklavin, welche eben den Vorhang gehoben, kauerte jetzt wieder ihr zu Füßen in der andern Ecke der Sänfte.

„Farha, meine süße Gazelle,“ rief die Mutter herüber, „du könntest jetzt schon anfangen dein Haar oben an der Stirn, wo es unter dem Schleier hervorkommt, besser ordnen zu lassen. Es wird kaum noch zwei Stunden währen, dann sind wir angelangt. Und auch für das Schwarz unter die Augen ist's nicht zu früh. Du sorgst schlecht, Malbruka — hast du keinen Reispuder? Mein Töchterchen sieht erhitzt aus, wie ein Granatapfel. Nur kein Rot auf die Wangen, aber Puder, viel Weiß. Dir gehört die Peitsche, wenn du das nicht siehst!“

„Es sind nur die Vorhänge,“ wagte Malbruka sich zu entschuldigen.

„Es lohnt wirklich nicht der Mühe!“ verteidigte sich auch Farha. Sie hatte mit dem Zeigefinger eine kleine Spalte zwischen den geschlossenen Vorhängen aufgeschoben, durch welche ihr Blick teilnahmlos über die Menge schweifte.

Plötzlich fährt sie empor, schiebt das rote Seidenzeug noch ein wenig weiter auseinander und ruft:

„Wer ist das? Mutter, o sag es mir, wenn du es weißt! Der dort mit dem reichen Gefolge! Siehst du ihn, Mütterchen? Hu, wie ernst sieht er aus, als wäre die Pilgerfahrt wirklich ein Trauerzug ... lächerlich! Langweilig, ja

das war's wohl bis jetzt! Ihm geht's gerade wie mir; hat noch keine Unterhaltung gefunden. Nun, der Rückweg muß uns beide entschädigen! Mütterchen, der ist wirklich schön, um den lohnt sich's der Fahrt. Sieh nur die Gestalt — die hohe Gestalt! Man merkt's selbst im Reiten! Und endlich einmal jung!"

Sie spähte mit zufriedenem Lächeln noch einige Zeit verstohlen durch die Vorhangspalten, vorsichtig, denn ihre Toilette dünkte nun auch ihr nicht mehr vorteilhaft genug, um sich schon jetzt erblicken zu lassen. Dann deutete sie hinüber nach einem aus feinem Sandelholz geschnitzten Reisekästchen, das neben der Sklavin am Boden der Sänfte befestigt war, und bat, zu Eslari gewendet:

„Während Malbruka mir das Haar salbt, erzähle du mir, Mütterchen, wie war's bei dir? Dich hat mein Vater ja auch erschaut auf dem Heimritt von Kerbelah, wie du deinen ersten Mann begraben?"

Die beiden Sklavinnen hatten sich indessen — auf den Knieen vorrutschend, denn aufstehen darf man nicht in dem schwanken Luftpavillon — die Endschnüre weißer Mullvorhänge zugeworfen, die oben an je einer Tragsäule der beiden gegeneinander geöffneten Sänfteseiten befestigt, diese zu einem größeren, von Vorhängen umspannten Raum verwandelten.

Allerdings, ein Ueberschreiten von einer Sänfte zur andern wäre unmöglich gewesen, so nah schritten die Tiere nicht; aber doch war man geschützt gegen jedes Eindringen neugieriger Blicke.

Bei der Tochter Aufforderung, zu erzählen, glitt ein Schatten über der alten Orientalin faltiges Gesicht: „Es ist schon lange her!" wich sie aus.

Erstaunt sah die Tochter zu ihr hinüber.

„O meine Mutter, was machst du für Ausflüchte! Hast mir doch selbst versprochen, du willst mir die Langeweile der Fahrt kürzen mit dem Bericht; und dann — du wolltest mir gute Lehren geben. — Du hast mich zu dieser Wallfahrt beredet. Ich wollte ja krank sein und hatte schon mit den Derwischen gesprochen, da hast du mich bewogen, ihn selbst zu geleiten!"

Wohl war es so. Und Eslaris, trotz ihres Alters, noch immer vergnügungssüchtige Natur hatte sich auch Unterhaltung genug von der Pilgerfahrt versprochen. Darum hatte sie die Tochter nicht allein ziehen lassen, sondern sie begleitet.

Sie hatte auch nie im Leben anders gedacht, als daß sie es dereinst sehr klug und richtig angefangen und großes, ungewöhnliches Glück gehabt auf ihrer eignen Witwenfahrt; nie hatte auch nur ein Augenblick der Reue ihre Heiterkeit getrübt, warum jetzt auf einmal dies beängstigende Gefühl, das sie immer drückender verfolgte, das sie nicht wieder loswerden konnte, seit dem Augenblick, wo es so urplötzlich durch einen einzigen Blick über sie gekommen war.

Als vorhin der überraschte, frohlockende Ausruf vom Munde ihrer Tochter erklang um den stattlichen fremden Reiter, hatte auch sie zwischen den Sänften hindurchgelugt und ihn auch gesehen — aber ein zweiter Blick war haften geblieben an einem andern Bild, und wie gebannt hatte sie darauf hinschauen

müssen. Nicht Pracht und Reichtum war's, die sie hier bis ins Innerste erschütterten, nur eine einfache Eselreiterin, ein niederes Weib, verhüllt in den Witwenschleier; hinter ihrem Sattel hochaufgebunden ein in Filzdecken verschnürter Pack: die Leiche ihres Mannes. Eslari brauchte nicht darum zu fragen, sie wußte genau, daß es sich so verhielt. Vor sich auf dem Schoß aber hielt die Arme ein zartes, kaum zweijähriges Kind.

Jetzt hatte sich die ärmliche Reiterin längst wieder unter dem Gewühl verloren. Eslaris Sänfte war gegen jeden Ausblick geschlossen, und doch — auf den gelben Vorhängen zeichnete sich ihr das Bild mit jedem Strich in immer fürchterlicher werdender Deutlichkeit.

Sie sah sich plötzlich selbst wieder in dieser Eselreiterin; gerade so war auch sie geritten bei ihrer ersten Pilgerfahrt! Ob jene wohl auch das Kind dort lassen würde? Gewiß nicht: sie schien besorgt darum. Es war wohl auch ein gesundes, schönes Kind, kein solcher Wechselbalg, schon als Auswurf der Menschheit gezeichnet durch der beiden Augen verschiedene Färbung. Elend und kränklich war das ihre gewesen, lang gelebt hatte es wohl nicht, nachdem sie's heimlich in der Nacht auf die Stufen der Moschee niedergelegt.

Wie ihr doch alles heute so deutlich wieder vor die Sinne trat: die schlechten Tücher, darein sie's eingehüllt, und der fahle Mondschein, der das abgemagerte gelbe Kindergesichtchen noch häßlicher erscheinen ließ. — Ja, es war das beste gewesen; sie wußte jetzt auch wieder, warum sie's gethan: auf dem Rückweg wär's doch gestorben, und dann — wer wäre wohl mit ihr nochmals nach Kerbelah umgekehrt, die kleine Leiche dort einzuscharren? So blieb's gleich an Ort und Stelle, und fanden's die Derwische Muezzims, und starb es nicht gleich, nun, so wurde es wohl, solang es noch lebte, aufgehoben unter den Taubenpflegerinnen.

Wie wär's ihr auch sonst möglich gewesen, so lustig und heiter, so schön geschmückt, beim Rückweg des reichen Perlenhändlers Deschio Blicke auf sich zu ziehn, wenn sie das häßliche, armselige Kind noch auf den Armen gehalten. Warum sie heute nur daran denken mußte? Sie hatte es doch damals bald genug vergessen — war ja dann auch genug entschädigt worden: denn nicht nur ward sie wieder Frau, auch brachte ihr das nächste Jahr ein andres Töchterlein, diesmal ein schönes, blühendes Kind — heute die Schönste aller schönen Frauen und Witwen, die pfirsichwangige, glutäugige, reizende Farha.

„Was bist du so schweigsam, Mütterchen? Sieh, gefall' ich dir jetzt? Sieh nur, diesen ganz feinen Weißstaub hab' ich dem fremden, dem spitzbärtigen Händler abgekauft; die Frankendamen brauchten nur diesen, behauptet er. Ich finde ihn auch ganz besonders fein und gutkleidend. Glaubst du, Mütterchen, daß ich ihm gefallen werde?"

„Wem?" fragte Eslari noch immer zerstreut.

Farha hatte durch den leicht gehobenen Vorhang wieder etwas Ausschau gehalten.

„Wie schön geschmückt der Baldachin über dem Sarg, und die kostbaren

Shawls! Sie muß es gut gehabt haben bei ihm! Ob er wohl schon heraufgeschaut hat nach unsern Sänften, sie sind doch gewiß auffallend und schön genug. Malbruka muß nachher die Vorhänge etwas öffnen, damit die kühlere Abendluft herein kann. — Malbruka, halte mir noch einmal den Spiegel!"

Kniend vor ihrer fast noch kindlich jungen, aber doch schon sehr eitlen Herrin hielt Malbruka noch lange Zeit den breithürigen japanischen Spiegel, während jene bald so, bald so versuchte, wie sich der kostbare, mit Goldfunken durchwebte Schleier wohl am vorteilhaftesten um ihr dunkles Haar, um ihren weißen Hals legen würde.

*

Wieder nähert sich Mustapha mit gekreuzten Armen dem schwarzen Hengst seines Gebieters.

„Herr, so du befehlen willst, möchte ich mich dem Ali anschließen, dem Diener des verstorbenen Scheich von Hissa. Er hat eine Sendung an den Oberpriester und eilt vorauf, geschickt von der jungen Witib, den besten Platz vorzubehalten an den Stufen der Moschee. Auch uns verspricht er nützlich sein zu können, so du es wünschest!"

„Wem dient er?" fragte Achmed.

Mustapha wies mit ausgestreckter Hand etwas zur Seite.

„Wir sind vorhin an der Sänfte seiner Herrin vorübergeritten; jene dort, mit den Purpurvorhängen!"

Diese Sänfte war nun aber nicht mehr geschlossen wie vorhin, als die Sonne noch hoch gestanden; der eine Vorhang wenigstens ist halb zurückgeschlagen, und hätte Achmed nur ein klein wenig aufmerksamer der Handrichtung seines Dieners nachgeschaut, er wäre sicherlich betroffen gewesen von dem überraschenden Anblick, den ihm ein günstiger Zufall gewähren wollte. Den Kopf gegen den Goldschaft der Sänfte gelehnt ein jugendliches Weib, deren golddurchwirkter Schleier nicht vermochte, die üppigste Haarfülle zu verdecken, nicht der Augen flammendes Leuchten, nicht des runden, weißen Armes jugendliche Fülle, von Goldschlangen am Handgelenk umwunden. Ihr Blick ist in die Ferne gerichtet, sie späht auch nach den aus dem Duft immer höher aufsteigenden Kuppeln der Moschee, den Palmen und Dächern der Totenoase.

Wohl manch einer unten hatte bewundernd aufgeschaut, als die bis dahin so fest verschlossene Sänfte sich geöffnet. Auch Achmeds Auge mußte die schöne Erscheinung unter dem Baldachin wahrgenommen haben — doch ihm ist's nur wie ein Traum. Er wird sich des Eindrucks kaum bewußt, denn vor ihm der silberne Sarg flimmert eben, da wo sich die Shawls über demselben teilen, im Wiederglanz der schräg einfallenden Sonnenstrahlen, und die Nähe eines Abschieds für immer von der liebgewordenen Gewohnheit seiner Trauer läßt ihm kaum Raum für andre Gedanken, läßt ihn noch keinen Anteil nehmen an dem, was rings um ihn vorgeht.

*

Sie sind angekommen.

Die Oase, wohl eine deutsche Quadratmeile groß, ist ein unendlicher Kirch-

hof, auf dem nun schon seit Jahrhunderten Leiber auf Leibern liegen wie hochaufgeschichtetes welkes Laub. Nichts grünt als ein paar Palmen, der stachlige Kaktus, Orangenbäume mit moderiger, nicht zu genießender Frucht, da und dort ein Tamariskendickicht. Am Fluß entlang ziehen sich niedrige, flachgedeckte gelbliche Häuser, die kleine Stadt, oft genug entvölkert durch die hier meist ihren Ursprung nehmende Pest. Aber zur Zeit der Bußtage, da steht sie in voller Blüte, in ihren Straßen tummeln sich die Wallfahrer, die Verkäufer, die Possenreißer und Klageweiber, da hat sie keinen Raum mehr frei und kann die Pilger kaum beherbergen.

Noch ist die Abendsonne nicht völlig gesunken; aber aus dem reinen Aether in den Dunstkreis des Wüstensandes niederschwebend, ist sie strahlenlos, nur noch eine glutrote Scheibe. Doch noch verbreitet sie leuchtende Helligkeit. Die Moschee, die weit ihre Pforten geöffnet hat, erglänzt von ihrem Wiederschein. Und so glühendrot wie die Sonne ist auch der Teppich von blühendem Mohn, Blume an Blume, der dort wächst auf dem bevorzugten kleinen Begräbnisgarten rings um die Moscheegebäude herum. Wohin deren heiliger Schatten fällt, ist der geweihteste Platz, der nur mit Gold aufgewogen werden kann.

Hierher nehmen die Reichen, die Vornehmsten ihr Ziel. Die andern Pilger zerstreuen sich auf die weiten Totenfelder hinter der Stadt. Traurig genug sehen diese aus, denn nicht nur an den äußeren Rändern, oft bis mitten hinein sind sie aufgewühlt von den Hyänen, den Schakalen, die die Gebeine vertragen, weit hinaus in Wüste und Gebirge.

Jetzt reitet Achmed ben Ali mit seinem Gefolge als der erste heran auf dem Wege vor der Moschee. Hinter ihm erscheinen die Sänften Farhas und Eslaris und die mancher andern. Allsogleich, ihnen entgegen, ertönt aus dem Innern der Moschee eine Art heulenden Gesanges; mit glänzenden Priestergewändern geschmückt in langem Zug treten Derwische heraus, die Leidtragenden zu empfangen. Neben und hinter ihnen die Taubenmädchen im einfachen weißen Wollgewand, liebliche Jungfrauen und Kinder mit lang herabwallendem offenem Haar und ohne jeglichen andern Schmuck als ihre Reine und Jugendschöne, denn sie müssen makellos sein, wie ihre Pfleglinge, die weißen Tauben, welche zu den Passionsspielen gebraucht werden. Denn am zweiten Tag der Bußfeste werden die Katafalke von Hosein und Hassan in großem Aufzuge herumgeführt, und ihnen folgen auf zwei schwarzen Pferden die zwei schneeweißen Täubchen, welche die Seelen der beiden gemordeten Jünglinge vorstellen. Heute aber, am Vorabend der Spiele, saß manch eines von den treuen, zahmen Tierchen auf Arm oder Schulter der jungen Pflegerinnen oder kam durch die Luft ihnen zugeflogen, wie sie nun neben den Derwischen daherschritten, den Mohngarten zu umgehen, wo die Plätze den draußen Harrenden angewiesen werden sollten.

Achmed war abgestiegen. Er überwachte seine Diener, wie sie den Silbersarg unter dem Baldachin hervorholten und ihn öffneten, um die Einbalsamierte, nur in ihre weißen, dichten Schleier gehüllt, der Erde frei zu übergeben. Kein engverschlossener Schrein soll ihr Entfliehen hindern nach paradiesischen Höhen. So stand Achmed, an sein Pferd gelehnt, sinnenden Blicks; da trat eines jener

Taubenmädchen an ihn heran; eine schlankgewachsene Jungfrau war's, sie hatte die Augen gesenkt; einen Büschel roten Mohns hielt sie zusammengefaßt in der Hand; den legte sie auf die Brust der Toten, zum Zeichen, daß sie dort gepflückt seien, wo sich der von so weit Hergebrachten die Pforte des Paradieses öffne.

Achmed ließ einige Goldstücke in des Mädchens Hand fallen, dabei streifte er einen Augenblick ihr Gesicht; ein tieftrauriger Ausdruck fiel ihm auf, der ihn fast wie Mitleid anzumuten schien. Sie blickte nicht dankend auf, und allsogleich, sowie sie das Geld in Händen hatte, wandte sie sich, den Platz zu zeigen. Achmed gab das Zeichen, die Tote aufzuheben, und folgte der Führerin. Er war nur erfüllt von dem Gedanken des letzten Abschiedes, feucht schimmerten seine Augen, aber zugleich mußte er wahrnehmen, wie die zwei weißen Gestalten, die da vor ihm herzogen, die lebende und die tote, ganz umglüht vom Wiederstrahl der scheidenden Sonne, eher in rosige Freudengewänder, denn in die feierliche weiße Farbe des Todes gehüllt erschienen.

Die Zerstreuung währte nur kurz. Nun trat sein Diener Mustapha zu ihm heran. Der hatte vorgesorgt: das Grab war fast fertig gegraben, mitten in den roten Mohn hinein senkten sie die Tote, und mit jedem Wurf Erde, der sie berührte, klagte Achmed laut auf und schlug die Hände jammernd vors Gesicht. Nun erst hatte er sie ganz und gar verloren, die seines Lebens Sonne gewesen, die Freude seiner Augen, der Stolz seines Herzens. Das sind nicht nur die üblichen, formell vorgeschriebenen Klagelaute, das ist wahre, herzinnige Trauer, die Thränen quellen ihm zwischen den Fingern hervor, sie fallen nieder und glitzern wie Tautropfen im schwarzen, langherabhängenden Bart.

Das Grab ist geschlossen. Auf seine Füße gekauert sitzt der Perser davor, hat die Hände über der Brust gefaltet und ruft immer wieder in singendem Tone: „Hosei'n, Hosei'n — süße Seele, süße Seele!"

Nicht weit von ihm tönen andre Klagelaute — weibliche Stimmen sind's. Farha und Eslari haben auch ihre Pflichten erfüllt gegen den greisen Gatten und Schwiegersohn.

Nur wie feinstes Spinngeweb ist der schwarze Trauerschleier um die Gestalt der schönen Schiitenwitwe, wenig vermag er den Glanz ihres Schmuckes, die Farbenpracht ihrer Gewandung zu dämpfen, überall glitzert und blinkt es hervor, nur nicht in feuchter Tropfen Glanz spiegelt sich hier die Abendsonne. Trotzdem ruft die Alte ziemlich laut, indem sie sich erhebt:

„Komm, o Tochter, du hast genug geweint; trockne deine Thränen. Dein toter Gemahl ist zufrieden gestellt, da du ihm gesorgt hast für den teuersten Platz!" Und leise flüsternd fügt sie bei: „Komm, wir müssen eilen, vor Sonnenniedergang in die Herberge zu kommen. Die Nacht hier mit ihren Leichendünsten ist deiner Schönheit gefährlich, sie bringt Pest und schwarze Pocken!"

„Er aber betet noch!" antwortet Farha ebenso leise.

„Es wäre heute umsonst, zu warten; er sähe dich doch nicht. Vertraue dem Aufzuge bei den Spielen morgen oder dem Rückweg, das ist sicherer!"

Als die Frauen sich erhoben und mit ihrem Gefolge den Sänften zuschritten, war es wohl auch für die andern ein Zeichen, aufzubrechen.

Fast unvermittelt, ohne Dämmerung sinkt die Nacht hernieder in jenen südlichen Himmelsstrichen. Die Pilger, welche sich in langen Reihen knieend in das Innre der Moschee hineingeschoben hatten, um die heiligen Katafalke zu umkreisen, auch sie verließen die Moschee nach und nach. Es ward still und einsam in den Mohngärten ringsum.

Achmed nur kauerte noch allein an dem Grabe, das er nicht lassen wollte, und hauchte ohne Ermüden sein Hosein in die Nacht.

Da trat Mustapha abermals zu seinem Herrn heran:

„Gebieter, Murdjana kann zufrieden sein mit dem Platz, den du ihr gefunden. Aber verweilen darfst du nicht länger ... Die Guhla tauchen gespenstisch aus den Grabfurchen auf, und bald, gewiß bald streckt sich dort die fürchterliche, die leuchtende Hand aus der Moscheewand hervor und bezeichnet zu frühzeitigem Tod mit dem Racheſluch der Prophetenenkel den, der hier noch bei Sternenlicht verweilt ..."

„Laß die Märchen furchtsamen Weibern und mir die letzte Nacht unter Murdjanas zärtlichem Schatten!"

„Gebieter, laß dir berichten. Der Diener Farhas, der schönen Scheichswitwe, die hier neben Murdjanas Grab ihren Gemahl in die Erde gebettet, er hat, wie er mir hier geholfen, auch versprochen, in der Herberge Platz aufzuhalten für unsern Zug. Schon hab' ich einen Teil der Leute vorausgeschickt, aber für Narehu, dein Roß, willst du ja immer die Stätte selbst auswählen. Hörst du es wiehern? Es verlangt nach dem Stall!"

Einige Minuten später hatte auch Achmed die Nähe der Moschee verlassen; die Hufschläge verhallten in der Ferne.

Nacht lag über der Oase; tiefe Stille herrschte rings um die einsam liegende Moschee, nur von ferne tönte ab und zu verworrener Lärm aus den Pilgerlagerplätzen in der Stadt, und von der Wüste her, immer näher, heulten Hyänen. Hier und dort stiegen Rauchsäulen mit leuchtendem Feuerschein empor, wo auf den Totenfeldern zu ihrer Abwehr Holzstöße entzündet waren. Hoch über den Feuern, über Oase, Stadt und Wüste aber weitete sich das flimmernde Sternenzelt und ließ die silberne Mondscheibe ihren fahlen Glanz lichtspendend fallen.

Mitternacht mußte längst vorüber sein, da nahte auf dem Wege zur Moschee ein einsamer Mann. Der Raubtiere unheimliches Geheul schien ihn nicht zu schrecken, noch bannte es ihn zurück, wenn nur wenige Schritte von ihm pfeilschneller Schatten über den Boden vorüber huschte. Sein weißer Turban und Mantel verschwand gegen die monddurchleuchtete Luft, und unhörbar war sein Schritt im losen Sand. Sein Blick war nach den Schattenmassen der Moschee gerichtet; als er näher gekommen, schien er sich zu besinnen, wo wohl die Stätte sei, die er vor allen suche. Er blieb einen Augenblick stehen, berauschend hauchten die Blumen ihren Duft in die Sommernacht; ihre Farbe hatte der Mondstrahl verwandelt zu violettem Silberglanz; dazwischen schauten nur die neuaufgeworfenen

Hügel kahl empor, und eben huschte es wieder an ihm vorbei wie ein aufgescheuchter Hund. Ihn schauderte; waren die Leichenräuber auch hier schon am Werk?

Er beeilte den Schritt. Wo das Grab nur war, das er suchte; genau hatte er sich den Platz gemerkt: nahe den Stufen, die unter den Säulen zum Eingang der Moschee emporführten.

Die Moschee aber lag im tiefen Mondschatten, und er war an der Ostseite angelangt. Erst in unmittelbarer Nähe bemerkte er, daß hier der Eingang nicht sei. Er umschritt das Gemäuer, nun kam er vor an die Ecke mit dem schlanken Minarettürmchen, und nun war er recht: dort die Stufen, dort die Säulen — ihnen zu Füßen mußte das Grab sein. Durch die hochaufgeschossenen Blumen bahnte er sich den Weg.

Plötzlich aber bleibt er stehen, atemlos, wie gebannt. Was ist das?... Ist Murdjana nicht begraben... Oder ist sie auf ihrer Flucht zum Paradiese von seiner unendlichen Sehnsucht hier auf dem Erdboden festgehalten worden? Da liegt sie in ihrem weißen Gewand ausgestreckt über dem Sande des Hügels, der Mondglanz umschimmert sie, und der Mohn ringsum senkt die Blumen auf sie hernieder, als wolle er mit seinen berauschenden Träumen sie nicht einschläfern, sondern eher sie erwecken zum Leben.

Starr stand Achmed und sah das Wunder. Ihm war, als habe sein Herz aufgehört zu schlagen, er wagte keinen Schritt näher, aber er kauerte sich nieder in die Blumen, kreuzte die Arme über der Brust, und leise wie ein Hauch aus tiefster Seele kam der Gebetsruf des gläubigen Schiiten über seine Lippen: „Hosein, Hosein — süße Seele, süße Seele!“

Doch es war keine Traumerscheinung seiner sehnenden Phantasie; sie verschwand nicht unter dem Rufe des Gebets, ihm schien sogar, als bewege sich das Gewand im Nachthauch — oder waren's nur die hin und her schwankenden Blumen, welche die Täuschung verursachten?

Längst hatte Achmed die Gebetlaute vergessen, mit andern vertauscht: „Murdjana, Murdjana!“ seufzte jeder Atemzug. Und ihm kam ein unwiderstehliches Verlangen, noch ein einzigmal in nächster Nähe das Gesicht zu sehen, das — ach! — dereinst alle Reize der Jugend und Schönheit für ihn vereinigt hatte. Seit zwei Jahren hatte er nicht gewagt, den Schleier von der einbalsamierten Gestalt zu lüften. So groß die Kunst der Leichenerhalter auch war, sie mußte ihm die teure Erinnerung an das lebende Bild verwischen, und das wollte er sich nicht rauben lassen.

Jetzt aber in dieser mitternächtigen zauberhaften Mondscheinnacht, hier unter den Mauern der Moschee, die ihr Wunder auch an Murdjanas Gebein geübt, die sie aus dem Grabe gehoben, wie dereinst Hoseins, des Prophetenjünglings, Hand daraus hervorgekommen, Diebe und Räuber zu scheuchen... Nein, Murdjanas Wiedererscheinen konnte kein Grauen bezwecken: ihre Seele, der sich bereits die Thore des Paradieses öffnen wollten, hatte noch einen Blick auf ihn zurückgewendet — und sie hatte gesehen, wie er auf dem Lager in der Herberge umsonst sich herumgeworfen, umsonst den Schlaf gesucht; sie hatte ihm zugerufen:

„Komm an mein Grab, dort findest du eher Ruhe, dort bin ich dir näher, dort sollst du mich noch einmal erschauen." — Und er war dem Rufe gefolgt — unwiderstehlich.

Je länger er so abwechselnd mit Gebet und Betrachtungen, in immer noch scheuer Entfernung verweilte, desto mehr wuchs mit jeder Minute seine Erregung; alle Gefühle heißer Liebe, unsäglichen Trennungsschmerzes steigerten sich zu höchster Empfindung — er erhob sich, seine trunkenen Augen hingen an den weißen Falten ihres Gewandes, an dem Schleiertuch, das ihren Kopf bedeckte — er vergaß auf einmal den Ort, wo er war — er vergaß, daß es wohl nur eine nebelhafte Erscheinung, eine Fata Morgana der heiligen Leichenfelder sein könne. Er trat näher, er teilte den Mohn, der über sie herabhing, er kniete nieder; mit bebender Hand, mit leisem Schauer, der dem sonst jeder Gefahr kalt gegenüberstehenden Manne hier doch durch alle Glieder rieselte, hob er leise den Schleier über ihrem Haar und Antlitz empor. Aber hatte er sich vor dem Anblick einer Toten gefürchtet, diese Gestalt hier lag da, leise atmend in vollem Lebensglanz ... konnte der zauberische Mondenglanz auch das Gesicht so verwandeln? Nein ... Murdjana war's nicht; das war keine Tote! — Eine lebende, eine schlafende Jungfrau — schön und hold, den Arm unter den Kopf gelegt, das herabfallende Wellenhaar von lichter Farbe, und zwischen den schwellenden roten Lippen, die im Schlafe leise geöffnet waren, blitzte der Perlenschmuck kleiner weißer Zähne.

Nein — Murdjana war das nicht — aber die Züge schienen ihm auch nicht fremd ... gesehen hatte er sie doch schon — ja ... gestern abend! Nur waren sie trauriger und bleicher gewesen, jetzt schienen sie runder, voller, und ein glückliches Lächeln ging über sie hin. — Ja, das Taubenmädchen war's, das gestern den Mohnstrauß auf Murdjanas Brust gelegt. Wie kam sie hierher? Was trieb sie auf ein Grab, das nur ihm teuer sein konnte? — Warum schlummerte sie hier einsam an der Moschee?

Noch hielt er den Schleier, das Grauen war verschwunden aus seinem Herzen, aber das heiße Sehnen nach allbezwingender Liebe loderte darin fort, und wie er Murdjana auf diesem Grabe unter diesem Schleier gesucht, so war ihm nun auf einmal, als habe er ein heilig Recht auf den lebenden Fund an solcher Stelle, als hätten ihm die Prophetenenkel selbst den Ersatz gewiesen, den sie ihm bieten wollten für die Tote. Unwillkürlich senkte sich sein Antlitz dem der sorglos Träumenden entgegen — mit einem Kusse wollte er sie erwecken, ihr das Rätsel ihres Hierseins abzufragen.

Schon fühlte er den Atem ihres leise geöffneten Munds, der mehr als die Blumendüfte ringsum ihn berauschte, da plötzlich störte ihn ein sich näherndes Geräusch; er ließ den Schleier vorsichtig sinken und spähte um sich. Von der andern Seite, hinter einem Tamariskengesträuch hervor schlich sich ein Schakal. Ein Griff nach seinem Gürtel, und gleich darauf knallte der Schuß. Kaum zwei Schritte von dem Grabe, darauf die Schlummernde lag, stürzte das Raubtier zusammen. Die Schläferin war jäh in die Höhe gefahren; mit einer Hand noch sich auf die Erde stützend, blickte sie erschrocken umher.

Neben ihr kniete ein Mann. Der legte die Hand mit mildem Druck auf ihre Schulter, und gar weich und wohltönend klang seine Stimme, als er sprach:

„Fürchte dich nicht, Kind, ich habe den Schakal getötet!“

Nur einen Augenblick hatte sie mit angstvollen Augen zu ihm aufgeschaut, es waren eigentümlich große, mandelförmige Augen, von langen, dunkeln Wimpern überschattet. Jetzt, ohne ein Wort zu erwidern, sprang sie empor auf ihre Füße, wie eine gescheuchte Antilope auf flüchtigen Sohlen eilte sie dem Säuleneingang der Moschee zu. Aber Achmed hatte sie allsogleich wieder erreicht, er legte den Arm um ihren Leib, sie zurückzuhalten.

„Laß mich, laß mich!“ rief sie angstvoll, „rühre mein Kleid nicht an, nicht meinen Schleier; makellos muß ich sein und rein, sonst werde ich verstoßen.“

„Verweile, o verweile! Nicht will ich dich berühren; hier setze dich auf der Treppe höchste Stufe, ich harre zu deinen Füßen. Erzähle mir, wer du bist, und warum ich dich schlafend hier fand auf dem Grabe, hier, wo sonst kein lebendes Wesen die Nacht verweilt.“

„Die schwüle Sommernacht war's und der süße Mohnduft, die mich eingeschläfert wider meinen Willen — nie ist mir's noch geschehen; ich habe sonst immer gewacht bis zu Sonnenaufgang. Laß mich — o laß mich gehn; es hat doch keinen Wert, daß ein andrer weiß, warum ich hier wache.“

„Du bist eine der Taubenhüterinnen?“

„Ja, Herr.“

„Deinen Namen, sag?“

Sie stand, eine Flehende, vor ihm, mit erhobenen Händen. Sie hatte den Blick gesenkt wie gestern, da er sie zuerst geschaut. Der Schleier, der ihr Antlitz vorhin bedeckt, bildete einen Teil des Gewandes; nun war er niedergesunken, in ihr üppiges Haar wob der Mondstrahl seine Silberfäden.

„Herr, frage nicht nach meinem Namen. Herr, verrate nicht, daß du die Arme hier schlafend gefunden; wachen sollt' ich im Gebet, nicht schlafen. Ich wäre heimatloser, als ich nun bin, und verstoßen aus dem letzten Asyl.“

„Und wenn ich dir eine Heimat böte?“

Es flackerte auf wie ein Himmelslicht über des Mädchens traurige Züge; einen Augenblick schien's, als wolle es die Augen in freudigem Dank zu ihm aufheben — aber es bezwang sich und senkte die Lider nur fester darüber hernieder, und plötzlich wieder die Flucht ergreifend, huschte es eilig fort zur Moscheethüre.

Zu schwer war die eisenbeschlagene Pforte, als daß sie so raschen Einlaß gewährte, Achmed holte die Fliehende ein, und diesmal hielt er ihre Hand mit eisernem Griff.

Wie sehr sie bebte, er merkte es wohl; aber streng und befehlend klang seine vorhin so weiche Stimme, mit der er nun sprach:

„Ich habe ein Recht an deine Antwort: auf dem Grabe, das mein gehört, habe ich dich gefunden. Weigere mir die Auskunft nicht, was dich dorthin trieb, ich will es wissen!“ Dann milder werdend, fügte er bei: „Und fürchte dich nicht — dir geschieht kein Leid ... willfahre meiner Bitte!“

„So laß mich los," bat sie mit matter Stimme. „Wohl, ich fliehe nicht wieder; doch du auch bleibe unten an den Säulen, wie du vorhin versprochen."

Ein rascher Blick versicherte ihn, daß die Moscheethür noch geschlossen, ein zweiter streifte mit innigem Wohlgefallen die lieblichen Züge, dann gab er sie frei.

Alsogleich trat sie vor an die Stufen und lehnte sich Stütze suchend an die Säule, er hatte sich niedergelassen auf den untersten Tritt; nun betrachtete er, fast neben seinen Schultern die kleinen zierlichen Füße, umschlungen von den braunen Sandalenbändern.

„Herr, warum ich hier wache in den Nächten der Pilgerfahrt? Warum auf jenem Platze dort, darein du deine Tote gelegt hast gestern abend? — Ja, dort habe ich nun schon manche Sommernacht ausgeharrt, bis die Sterne erblaßten. Nie bin ich noch eingeschlafen, nie! Denn wisse, dort bin ich dereinst gefunden worden, ein kleines Kindlein, im Sand des neu aufgeworfenen Grabes. Die Tücher, darein ich wohl eingeschlagen gewesen, hatten die Schakale auseinandergezerrt; mir aber hatten sie nichts gethan; ich war unversehrt geblieben. Ja, die Derwische, die mich am Morgen fanden, fingen sogar zwei ganz junge Schakale, die mich beleckten und der Alten nicht rasch genug folgten, als diese verjagt wurde. — Sie wurden dann zahm; ich erinnere mich noch, wie ich mit ihnen gespielt habe. Und weil mich die Schakale geschont, deswegen haben mich die Derwische auch auferzogen unter den Taubenmädchen — denn sonst . . ." Sie schüttelte den Kopf und verstummte.

„Nehmen sie dort nicht alle Waisen und Findlinge?" fragte er nach einer Weile, sie zu ermuntern, in ihrer Erzählung fortzufahren. Ihre Stimme hatte für ihn bestrickenden Klang, ob auch der Schmelz tiefer Wehmut darin lag; dabei durchzuckte ihn der Gedanke, wie berückend ein fröhlich Lächeln von diesen Lippen klingen müsse . . .

Auf seine Frage schüttelte sie abermals den Kopf.

„Sie nehmen nur die Schönen, Fehlerlosen," sagte sie ruhig, „doch ich —"

„Du bist schön! bei Allah und dem Propheten — laß mich nur einmal in deine Augen sehen," rief er feurig, indem er sich erhob, ihr näher zu sein.

„Es bringt kein Glück," antwortete sie ebenso ruhig, ebenso traurig wie vorhin — „ich bin eine Gezeichnete!"

Da wich er zurück; sie aber fuhr fort, ohne weiter den Eindruck zu bemerken, den ihre Worte hervorgerufen: „Nur weil die wilden Tiere mich verschont hatten, wollten die Menschen nicht grausamer sein! Wenn in der Zeit der Mohnblüte die Pilgerzüge kommen, die erste Nacht vor dem Feste jährt sich der Tag, da sie mich gefunden. Und seit der graubärtige Hassan mir das Grab gezeigt hat, wo er mich aufgehoben, ist mir der Platz lieb; seit jenem Jahre hab' ich diese erste Festnacht dort gewacht, und nie ist eines der wilden Tiere an das Grab gekommen, das ich gehütet habe. Auch hat mir die Schlangenmutter verkündet . . . doch deshalb komme ich nicht. — Das kann sich doch nicht erfüllen . . . Nun,

Herr, laß mich gehen; schon hellt sich's im Osten, nicht mehr fern ist der Morgen!"

„Das sage mir noch: was ward dir verkündet? Sieh, die Sterne strahlen noch golden über unsern Häuptern. Deine freiwillige Grabeswache wäre noch nicht zu Ende, wenn ich dich nicht abgelöst ... so weihe mir die Zeit, die dir übrig bleibt. Worauf hoffest du? Was wird sich nicht erfüllen?"

„Herr, die Weissagerin kündete dunkle Worte, als solle mir an jener Stelle dereinst eine neue Heimat erblühen ... das aber hat sich schon erfüllt: ich habe ein Heim bei den Tauben Hoseïns und Hassans. Oder wenn das nicht, die Meinung: ein Grab ist ja immer die letzte Ruhestätte, das sicherste Heim!"

„Welch traurige Worte aus so jungem Mund! Kann es nicht andre Deutung haben? Werden nicht auch aus euren Reihen Frauen gewählt für die Häuser der Gläubigen?"

„Das wird mein Los nie sein!" entgegnete sie, „es ist unmöglich!"

„Warum unmöglich? Du bist schön und hold, und daß du schlimm gezeichnet seiest, ist ein Wahn; ich hab's nicht gesehen. Denn, laß mich's dir nur eingestehen, lang, eh' du erwachtest, sah ich deine Züge, ich sah sie genau im Mondenschein; ich kenne sie, jeden einzeln, ich wüßte keine lieberen, ich werde sie nie wieder vergessen. Deinen roten Purpurmund, ich habe ihn lächeln sehen im Traum, und ich will ihn lächeln machen im Leben. So wisse auch: mit einem Kuß wollt' ich dich wecken und dich mein eigen nennen für immer."

Er war aufgesprungen, er stand tief unten auf der Treppe zu ihren Füßen. Aus seinen Augen blitzte es in heißer Frage zu ihr auf.

„Was bebest du?" rief er ungeduldig, da sie ohne Antwort sich wie gebrochen an die Säule zurücklehnte. „Du kennst mich nicht — das ist wahr. Aber sieh, jene, die wir dort in die Erde gebettet haben, hat ein glücklich Los gehabt, wie selten die Frauen unsers Stammes. Mein Reichtum ist groß, wie sie will ich dich halten, dir Perlen und Juwelen zu Füßen legen."

„O ich Unglückselige! laß, o laß mich!" rief sie, und ihre Stimme bebte vor Weh. Sie hatte die Hände in wildem Schmerz vors Gesicht geschlagen; ihre schlanke Gestalt zitterte, Thränen rannen durch die schmalen Finger; er sah's trotz dem Schatten, in dem sie stand.

Da hielt er sich nicht länger von ihr getrennt; im nächsten Augenblick eilte er die Stufen empor an ihre Seite. Der starke Mann fühlte inniges Mitleid mit der Weinenden, aber zugleich auch durchzuckte ihn wie schneidender Schmerz ein eifersüchtiger Gedanke. Er riß ihr die Hände vom Gesicht: „Dein Herz hat schon gewählt, und nur widerwillig würdest du mir folgen, wenn ich morgen hinträte vor den, welcher ein Recht hat, dich zu verkaufen. Ist es das, warum du weinst?"

Da aber schlug sie die Augen zu ihm auf. Ein Blick unsäglicher Liebe traf ihn aus den großen dunkeln Sternen, in deren weißem Perlmutterglanz noch die feuchten Thränentropfen schimmerten. Jetzt erst konnte er ihre Schönheit ganz bemessen, da er dies leuchtende Augenpaar gesehen, ob sie auch unmittelbar darauf die Lider wieder scheu gesenkt hatte; und begeistert rief er:

„Selbst im Schatten der Nacht sah ich deine Blicke: sie deuteten mir Gutes ... nun werd' ich nicht mehr von dir lassen."

„Unglückseliger, so wisse denn, meine Blicke können nichts Gutes deuten! Du bist der erste, der das nicht sieht, aber es ist Nacht hier und dunkel; morgen in der Frühe aber würdest du mich wieder bannen und die Schuldige strafen, die dich hintergangen. — Meine Augen deuten nichts Gutes, meine Augen sind mein Unheil!"

„So laß mich einmal noch hineinschauen, daß ich's ergründe," rief er warm und zog sie hinunter in den hellen Mondenschein. „Der Mond weiht die Liebenden ... nun schau mich an, mein Kind!" ...

Aber sie hob die Lider nicht wieder, sie drückte sie nur fester zu und vergrub den Kopf in ihre Schleier.

„Ich kann nicht!" hauchte sie, „du verstößest mich sicher, und ich bin so selig in deiner Nähe."

Es war aus tiefster Seele gesprochen; die Stimme klang wie lieblicher Gesang an sein Ohr; für ihn gab es kein Hindernis mehr. Mit beiden Händen hob er ihren Kopf empor:

„Was es auch sei, und ob diese schönen Augen blind wären, mit meinen Küssen befehle ich ihnen, sich mir zu öffnen!"

Sie bebte noch unter dem seligen Schauer, den sie empfand, aber sie gehorchte nicht. Ein glückliches Lächeln, wie vorhin im Traum, umspielte ihr Antlitz:

„Und wenn du mich nun auch verstößest, ich werde deinen Atem fühlen auf diesen meinen armen Augen, bis sie sich dereinst im Tode schließen, und nie mehr will ich klagen. Komm an das Grab dort. Nun weiß ich, die Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen: wenn ich dir auch nicht folgen darf, mein Herz hat eine Heimat gefunden — in ewiger Treue werd' ich deiner, werd' ich deines Kusses gedenken!"

Sie hatte sich von ihm gewendet, langsam schritt sie der Stätte zu, die ihr nun doppelte Bedeutung gewonnen. Sie kauerte nieder am Kopfende und deutete nach der andern Seite.

„Komm, laß uns die Wache noch zusammen halten, bis die Sonne aufgeht."

Er war es zufrieden; wenn sie nur in seiner Nähe blieb; wenn er sich versenken konnte in ihren lieblichen Anblick, ihrer Stimme lauschen, wie sie abwechselnd mit ihm die Gebetformel sprach.

Matter wurde des Mondes Glanz; Achmeds Auge, dem Osten zugewendet, sah hinter der Beterin Gestalt, zwischen den dunkel sich zeichnenden Mohnblumen, hinter den in der Ferne wie nebelhafte Schatten aufsteigenden Palmbäumen, den Horizont sich röten; er sah mählich leichte Wölkchen aufsteigen, goldberändert, immer glänzender sich färben; in violette Tinten getaucht, verschwamm die Ebene ringsum. Die klare reine Luft des Südens giebt den Farben höchste Leuchtkraft: von Purpur überglüht, lohte der Himmel, der ganze Aether badete sich in Glast und Glanz, und nun schossen, wie puren Goldes Wiederschein, die ersten Strahlen der Sonne vom Horizonte fächerförmig in die Höhe.

Achmed hätte sie zurückscheuchen mögen, diese Sonne, noch lange, lange, um die Stunden dieser Nacht zu verlängern, und doch pochte sein Herz dem Tag entgegen — denn er wußte genau: er würde die Jungfrau erkaufen um jeden Preis vom Leiter des Taubenhauses.

Doch noch war das Rätsel nicht gelöst, warum sie, in deren Herzen doch auch die Liebe zu ihm erwacht, warum sie selbst sich ihm weigerte ...

Wie die aufsteigende Sonne nun eine Strahlenkrone um ihr Haupt wob! Sie sah es nicht; sie saß auf der Erde, die Füße gekreuzt, den Rücken gegen das junge Morgenlicht, die Hände über der Brust, die Augen niedergeschlagen, wie immer.

Jetzt aber, wie sich die Sonnenscheibe hob, drang der goldne Strahl an ihr vorüber mit mildem Glanz. Er küßte den Mohn, dessen Blumen freudig erzitterten, um wieder hell zu prangen in ihrer roten Pracht. Da sprang sie empor: „Das ist der Morgen!"

Zu gleicher Zeit ertönte ein Girren in der Luft; das Mädchen hob den Kopf, es hob die Augen: „Und meine Tauben sind's, die mich heimholen."

Sie streckte die Hand, einen feinen Ruf ausstoßend, empor — da kamen sie herunter in raschem Flug — drei, vier, sechs und mehr schneeweiße Täubchen, auf des Mädchens Kopf, auf ihre Hand und Schulter setzten sie sich; aber allsobald waren sie auch wieder erschreckt, verjagt, und umflatterten nun ängstlich den Turban Achmeds, der das Mädchen rasch mit seinen Armen umfing.

„Das also ist das Geheimnis deiner Augen: blau wie der Himmel und dunkel wie die Erde. Nun senke sie nicht wieder, denn ich habe sie doch gesehen! Sie verheißen mir zugleich des Himmels und der Erde Wonnen, vereint in dir!"

Und mit so sehnsüchtigem Blick bannte er den ihren, daß auch sie, alles andre vergessend, versunken blieb in trunkenem Anschauen des edeln Männerantlitzes, das sich in wonniger Hingebung über sie herunter neigte. Widerstandlos ließ sie es geschehen, daß er ihre Lippen berührte in langem Kuß.

Als er sie endlich freigab, hatten sich die Tauben wieder beruhigt, abermals flogen sie herbei auf Kopf und Schulter, auf Arm und Hand, die Liebkosungen erwartend, die sie sonst gewohnt waren. Sie aber hatte keinen Sinn dafür.

„Und du scheust dich nicht?" fragte sie noch einmal ihn voll ansehend, „die Menschen erklären es als ein schlimmes Zeichen solch verschiedenfarbige Augen."

Er aber lachte: „Wenn es die fromme Taube nicht scheucht, die Seele der Prophetenenkel, dann soll es meine Seele wahrlich nicht schrecken."

Und plötzlich umfaßte er die zarte Gestalt, er hob sie hoch auf seinen starken Armen der Sonne entgegen und sprach feierlich:

„So bestrahle dich der junge Tag als meine Geliebte; so hebe ich dich vom Grabe der toten Gattin als mein rechtmäßig Eigentum, als meine Braut."

Gerecht ist das Schicksal, und wunderbar sind die Wege des Propheten, ob wir kurzsichtigen Menschen sie auch oft nicht verstehen.

Auch Eslari grollte dem Geschick; und doch hatte der Himmel ihr Gebet erhört, und ihre Tochter ward von Achmed ben Ali als Lieblingsweib heimgeführt; aber sie ahnte es nicht und hat es nie erfahren.



Meine Erlebnisse und mein Briefwechsel mit General-Feldmarschall v. Steinmetz.

Von

General der Infanterie z. D. **v. Conrady.**

(Schluß.)

Wenn mir der General in dem Briefe geschrieben, daß mir das Hauptmannsgehalt erster Klasse als fünfter Hauptmann sicher sei, so war ich ja auch dieser Ansicht, wurde aber arg getäuscht, da bei der Reorganisation die Bestimmung kam, aus Ersparnisrücksichten würden für beide Regimenter einer Brigade statt zwölf nur zehn Gehälter erster Klasse in den Etat gestellt und die Hauptleute einer Brigade rangierten nach dem Alter. Da aber in dieser Sache viel ältere Hauptleute als ich vorhanden waren, erhielt das 14. Regiment sechs Gehälter erster Klasse, mein Regiment (54) nur vier, so daß ich als fünfter Hauptmann mich mit dem Gehalt zweiter Klasse begnügen mußte. Ich glaubte, es geschähe mir damit unrecht. Ich sprach darüber bei Gelegenheit der Besichtigung durch den Brigadekommandeur mit diesem. Er riet mir aber wohlwollend, zu schweigen, ich könne nicht wissen, in welcher Weise dies scheinbare Unrecht noch ausgeglichen werden würde. Auch an Steinmetz hatte ich darüber geschrieben. In dem folgenden Briefe sprach er sich ähnlich aus. Ich solle die Sache um so mehr fallen lassen, als ich mich bald nach der Generalstabsreise, die ich beim II. Corps mitmachte, mit meiner jetzigen Frau verlobte. Schließlich bin ich wohl ein Unikum in der Armee geblieben, da ich, im Mai 1861 als Major in den Generalstab zurückversetzt, niemals Hauptmann erster Klasse gewesen bin.

Königsberg, den 27. Oktober 1860.

Mein werther Freund!

Ihre gestern hier eingegangene Verlobungsanzeige legt mir die doppelte Pflicht auf, einmal Ihnen gleich zu antworten, was sonst bei den jetzt sehr gehäuften Geschäften wohl noch ein Paar Tage unterblieben wäre, und dann Sie zu dem frohen Ergebniß zu beglückwünschen, auch im Namen meiner Frau.

Wir nehmen Beide den herzlichsten Antheil und wünschen Ihnen, daß alle Hoffnungen, die Sie jetzt überreichlich hegen, denn welcher Bräutigam sieht sich nicht im zehnten Himmel, in Erfüllung gehen, und Sie an sich erfahren mögen, daß Montaigne Unrecht hat, wenn er sagt, die Ehe sei ein Käfig, in welchen die Davorstehenden mit aller Gewalt hinein, und die darin Befindlichen mit aller Gewalt hinaus wollten. Etwas überrascht haben Sie uns aber, und wohl noch manchen Anderen mit dem gethanen Schritt, der für Jeden ein höchst bedeutender ist und unter Umständen von großen Folgen sein kann. Ich bin ein Beispiel davon. Als ich mich mit meiner Frau verlobt hatte, war ich Kriegsschüler und wurde während unsers Brautstandes Topograph und eine Art Aspirant für den Generalstab, dessen Großmeister damals der große Muff war, wie wir Müffling in der Abkürzung nannten. Mein Schwiegervater war sein Freund, was mir wohl noch einen Stein mehr ins Brett gab. Nun, mein Schwiegervater wünschte sehr, daß ich Carriere machen möchte, wo möglich durch den Generalstab, und wandte sich an Freund Muff, um zu hören, wie er über mich denke. Die Antwort fiel hoffnungsreich aus, wenn auch nicht ganz schmeichelhaft, wie ich aus dem ererbten Briefe Müfflings später selbst erfahren habe; denn es hieß: ich verspräche Etwas zu leisten, schiene aber eine große Meinung von mir zu haben, und es würde wohl nicht schaden, den jungen Herrn etwas kurz zu halten, er reflektiere auf mich und würde mich im Auge behalten. Darauf ging mein Schwiegervater einen Schritt weiter und theilte Müffling mit, daß er mir meine Frau versprochen und fragte, wie M. über unsere Verheirathung dächte. Da kam denn ein niederschlagender Bescheid. Müffling sagte meinem Schwiegervater, er würde doch die Parthie nicht zugeben, wir hätten beiderseits Nichts, und er müsse ihm sagen, daß er im Generalstabe mich dann nicht berücksichtigen könne. Damit war die Generalstabscarriere zu Ende, denn der Himmel hing voll Geigen. Daß man außer dem Generalstabe auch etwas werden kann, habe ich ebenfalls bewiesen, indeß es müssen doch sehr günstige Umstände hinzutreten, ohne die Donnerwetter von 1848 hätte ich nicht so wachsen können, und diese wieder herbeizuwünschen, kann doch Niemand einfallen. Sie werden sich fragen, wozu ich Ihnen dies Alles sage? Nun zunächst zum Nachdenken und damit Sie sich gleich auf 2 Stühle setzen, deren einer an der Thüre zum Tempel der Weisheit, der andere im Arbeitshause des praktischen Soldaten steht. Ist Mancher von der Schubkarre zum großen Fabrikherrn aufgestiegen, so auch Mancher von der Pike zum General. Dies zur Ermunterung, wenn es nöthig wäre, den Acker, den Sie jetzt bestellen, recht für sich auszubeuten, es wird Ihnen einst so oder so zu statten kommen, denn ich meine nicht, daß es Ihnen absolut eben so ergehen wird und muß, wie es mir mit dem Generalstab ergangen ist, im Gegentheil, wenn mich nicht Alles trügt, so stehen Ihre Aktien dafür nicht so übel. Einmal ist jedenfalls Muff im Grabe, und sein seeliger Geist hat andere Dinge zu thun, als Generalstabsaspiranten zu stürzen; denn wenn Sie reinen Mund halten wollen, will ich Ihnen vertrauen, daß Ihre Jeremiade vom 10. v. M. mich veranlaßt hat,

meine Fühlhörner nach Berlin auszustrecken. Da kann ich Ihnen als erste Ueberraschung sagen, was Ihnen und beiläufig gesagt auch mir bisher verborgen geblieben ist, daß Sie sehr begünstigt worden sind, indem Sie, wie Sie mir selbst geschrieben, Hinterleute mit dem Dienstkreuz haben. Diese Armen sind nun sicher sehr zu beklagen, Sie bringt dies nicht um einen Schritt vorwärts, und die Stelle ist doch eigentlich das Entscheidende und nicht, daß es noch Unglücklichere giebt. Doch mit des Geschickes Mächten wäre wohl schon einen Bund zu flechten, doch es ist gar schwer mit ihnen zu rechten — darum, merken Sie sich das, Sie sind bevorzugt! Begreiflicher ist, daß jedes Uebel zu Ende gehen muß, daß es Uebergangsperioden giebt, in denen ein paar hundert Thaler augenblicklicher Verlust um das, was möglicher Weise erreicht werden kann, nicht in die Wagschale fallen dürfen, und daß der verlieren würde, welcher um Groschen markten würde, die er später mit reichlichen Zinsen, wenn auch nachträglich auch erlangen kann, vorausgesetzt, daß er die Zeit der Gegenwart zu dem Zweck, zu welchem sie ihm dienen soll, recht ausbeutet. Also die Moral 1. sprechen Sie nie von Geldverlust, den Sie jetzt im Vergleich zu der Stelle erleiden, welche Sie, wenn Sie im Generalstab geblieben wären, inne haben würden und — 2. trachten Sie mit allen Kräften nach der Zufriedenheit Ihrer jetzigen Vorgesetzten und nach der Anerkennung, daß Sie ein recht praktischer Kompagniechef und Linienoffizier sind. Dazu sehen Sie dies Dienstjahr Ihnen gegeben an. Und was dann? Nun, dann kommt der Lohn redlicher Anstrengungen so oder so, das halten Sie fest und verlangen Sie nicht mehr zu wissen, es ist uns Menschen nicht gut, hinter den Vorhang der Zukunft zu sehen, aber ich prophezeihe Ihnen Gutes, wann Sie es sich verdienen. Den guten Anfang haben Sie damit gemacht, daß Sie mit Freudigkeit an die Kompagnieführung gegangen sind. Lassen Sie dies immer hervortreten und das Liebäugeln mit dem Generalstab zurücktreten, Sie können dabei nur gewinnen. Jener Eifer und jene Freudigkeit werden hoffentlich nicht darunter leiden, daß Sie jetzt wohl manches rosa Blättchen mit Sehnsuchtsworten füllen werden; die Kompagnie bleibe Ihre erste Braut. Zeigen Sie sich stark unter dem Caudinischen Joch der Haube; lassen Sie den Soldaten in der Ehe nicht sein Capua finden. Ihre Fräulein Braut wird sich für diese Warnung wohl schwerlich bei mir bedanken, wenigstens jetzt nicht, sie wird sagen, das ist ein kaltes Herz, was so spricht. Ich sage dazu nein, die Erfahrung spricht aus mir, und darum rathe ich, daß Pflicht und Liebe sich in verständiger Weise vertragen sollen, nicht eins das andere unterdrücken. Und nun zu Anderem. — — —

Nun folgen Mitteilungen aus seinem dienstlichen und gesellschaftlichen Leben, Stadtneuigkeiten und so weiter. Der Brief schließt: „Nun können Sie mich umkehren, es fällt auch nicht die kleinste Neuigkeit mehr heraus. Darum, Gott befohlen, und freundliche Grüße von meiner Frau und Ihrem alten Freunde ꝛc.“

Der Raum dieser Blätter gestattet es mir nicht, die ferneren Briefe ihrem ganzen Inhalt nach mitzuteilen. Ich muß mich darauf beschränken, das für die

Kenntnis des Generals Bezeichnende auszuwählen und des Zusammenhanges wegen nur lose zu verbinden.

Am Jahresschluß schrieb ich ihm von Bromberg aus, wohin ich zu meiner Braut beurlaubt war, um ihm Glück zum neuen Jahr zu wünschen, unter Beifügung eines Bildes meiner Braut. Darauf erhielt ich einen langen Brief vom 31. Dezember 1860 unter Beifügung seines Bildes in Visitenkartenformat. Auf den ersten beiden Seiten erging sich der General in Liebenswürdigkeiten für meine Braut und mich, gewürzt mit mancherlei galanten Scherzen, erzählte von seiner vor kurzem unternommenen Reise nach Berlin, wo er auch bei Moltke diniert hatte, „der es fortdauernd gut mit Ihnen meint. Bis dahin, wo er dies zu bethätigen Lust hat, arbeiten Sie auch fernerhin fleißig an Ihrer Kompagnie. Es ist dies ja nicht etwas so Undankbares, wem das Werk gelingt, der erntet täglich Lohn in der Zuneigung und Anhänglichkeit seiner ihm mit Vertrauen ergebenen Untergebenen. Das Wirken ist aber auch kein geringes, es handelt sich in vielen Fällen um nichts Geringeres, als aus einem Fleischklumpen, in welchem der göttliche Funken Verstand wie der Demant in tiefster Erdschicht verborgen ist, durch Hervorlocken jenes Funkens einen Menschen zu machen. Es wäre höchst interessant, zweimal die Physiognomien eines Rekrutenersatzes durch die Daguerreotypie fixiren zu lassen, das eine Mal gleich nach dem Eintritt, das andre Mal etwa nach einem Jahr; man würde sich dadurch am gründlichsten überzeugen, welchen Einfluß die militärische Ausbildung auf die untere Bevölkerung ausübt und wie vorteilhaft sie diese innerlich und äußerlich umgestaltet. Namentlich ist mir überraschend gewesen, wie auffallend sich die Gesichtszüge mit dem erwachenden Verstande veredeln, vergeistigen. Mir sind Leute in der Erinnerung, die bei ihrer Ankunft Abbilder von Pavians waren, und schon nach sechs Monaten diesem Urbilde auch nicht entfernt mehr glichen, ich möchte sagen, der Mensch in ihnen war zum Durchbruch gekommen, das Thierische veredelt worden. — Meinen Freund Dankbahr werde ich also auch in Berlin sehen (bei der beabsichtigten Fahnenweihe). Wie empfindlich die Menschen doch sind, wenn ihnen etwas wehe thut, und wie unempfindlich, wenn Andern durch sie wehe gethan ist! Dankbahr war mein Hintermann, ist mir nur durch den Generalstab und ebenso auch dem General von Herwarth vorgekommen, der ihn nun wieder, wie mir scheint, ganz gerecht, übersprungen hat. Dennoch würde ich in Dankbahrs Stelle jetzt auch handeln, wie er vor hat. Grüßen Sie ihn freundlichst von mir, ich setze voraus, daß Sie noch in Bromberg sind und adressire auch diesen Brief dahin. Meine Frau sendet Ihnen auch einen Glückwunsch, sie nimmt aufrichtigen Antheil an Ihnen und auch an dem Ihres lieben Bräutchens. Ich bin unverändert Ihr Ihnen ergebener alter Freund v. Steinmetz. Noch eins: Von Rittmeister v. Heudeck habe ich viel Gutes gehört. Er hat sich seine Schwadron auf dem Marsch prächtig in die Hand gebildet. Er war mit kranken Pferden abmarschirt und ist nun mit gesunden in die neue Garnison eingerückt. Am andern Tage inspizirte sein Divisionskommandeur die Stallungen des Regiments und da war die seiner Schwadron untadlig. Es scheint, daß das Offizierkorps

sich Heudeck als ganz invalide gedacht, und durch ihn Avancement gehofft hatte. Dies soll sich aber ganz geändert haben, seitdem man Heudeck so lebhaft hat sprechen hören und alle Abend, wie der böse Leumund sagt, fünf Koteletten oder Beafsteaks hat essen sehen. Sollten Sie also einmal in den Verdacht der Invalidität kommen, so thun Sie desgleichen, denn probatum est und so weiter.

Am 28. Mai 1861 wurde ich als Major in den Generalstab zurückversetzt und kam zur neunten Division nach Glogau. Dort wollte ich mir mein Haus bauen, denn nun konnte der Tag der Hochzeit, der 23. Juli, festgesetzt werden. Steinmetz schrieb:

Königsberg, den 25. Juni 1861.

Mein werther Freund.

Zuerst meinen Glückwunsch zu den dicken-Epaulets, die Ihnen also doch eine unerwartete Freude bereitet haben, und jedenfalls früher geworden sind, als vielen vielen Anderen. Nun, Sie erkennen das ja auch an, wie es recht ist, und Sie werden um so mehr bemüht sein, dem Neide, der nicht ausbleibt, den triftigen Grund zu benehmen, denn auf das wirkliche Verdienst sind doch nur die kleinen Geister neidisch und die lassen sich übersehen. Mir geht es viel schlechter wie Ihnen, ich habe heute meine Epaulets verloren: d. h. beim Reiten, ich hoffe, es wird kein böses Omen sein, wenn auch die Zeit immer näherrückt, wo auch ich mir werde sagen müssen, es ist Zeit, den Degen einzustecken. Jetzt glaube ich sie zwar noch nicht gekommen, aber je höher man steht, desto mehr muß man auf die Zeichen der Zeit achten und nicht nachlassen, sich zu fragen, hast du auch noch das Vertrauen von oben und von unten. Es steht keiner so fest, daß seine Stellung unerschütterbar wäre und schließlich gelingt der Zeit ja Alles, so auch dies, die Hinfälligkeit eines Jeden zu zeigen. Sie werden darüber noch nicht große Reflexionen angestellt haben, am wenigsten jetzt, wo das Glück Ihnen von allen Seiten blüht, möge es dauernd sein! Das ist mein aufrichtiger Wunsch. Streben Sie also fröhlich weiter. Ob ich Ihnen noch werde zu den dicken Generalsepaulets gratuliren können? Das kommt auf Ihr Glück und Geschick und auf meine Gesundheit an, mir scheint, daß wir uns beide darin in die Hände arbeiten. In Allem will es aber doch nicht glücken, so namentlich mit dem Termin zu Ihrer Verheirathung. Ich möchte so gern Ihrem Wunsch entsprechen und mich persönlich an diesem Fest betheiligen, aber ich sehe keine Möglichkeit, da ich, wie Sie richtig geahnt haben, grade zu der Zeit auf meiner Inspizirungsreise begriffen sein werde, die ich durchaus machen muß. — — —

Nun erörterte er alle Möglichkeiten des Abstechers nach Bromberg, sandte ein größeres Bild von sich und seiner Gattin, „die Sie ja hochhalten und die es auch um Sie verdient, da sie Ihnen immer eine mütterliche Freundin gewesen ist. Unsere Bilder vergegenwärtigen Ihnen eine 35jährige Ehe. Möge Ihnen ein Gleiches, ja mehr beschieden sein, vor Allem aber, mögen Sie bewahrt bleiben vor so schmerzlichen Erfahrungen, wie uns auferlegt worden, dagegen mögen Sie, wenn Sie erst unser Alter erreicht haben, so einträchtiglich und Hand in Hand durchs Leben gehen, wie Sie uns im Bilde vor sich sitzen sehen!“

Schließlich machte es der General doch möglich, am 22. Juli abends in Bromberg einzutreffen und unsrer Hochzeit am 23. beizuwohnen. Vorher war bereits ein großer zehnarmiger Kandelaber als Hochzeitsgeschenk eingetroffen, ein Prachtstück, welches noch heut unser Heim ziert.

Mein Divisionskommandeur in Glogau war der Generallieutenant von Ciesielski, ein alter, braver Offizier, gar nicht förmlich, sehr wohlwollend, aber oft gröber wie Steinmetz, dem er geistig wohl sehr nachstand. Er hatte aber Unglück als Gerichtsherr, indem ihm zwei Untersuchungsgefangene, die in eine Totschlagsaffaire verwickelt waren, unter Bruch ihres Ehrenworts nach Amerika entflohen. Infolgedessen wurde er nach Magdeburg versetzt, und an seine Stelle trat Generallieutenant v. Schmidt.

Am 18. Oktober fand die Krönung in Königsberg statt, und ich empfing einen langen Bericht von Steinmetz, dem ich folgende Stellen entnehme:

Königsberg, den 27. Oktober 1861.

— Wir haben daher einen recht reinen Genuß des Krönungsfestes gehabt. — Sehr interessant war auch die Versammlung so vieler Generale und aller Regimentskommandeure der Armee. Im Allgemeinen wurde der Blick auf diese sein sollenden Säulen der Armee doch befriedigt, das Knickschälige trat wenig hervor, aber alt, zu alt sind wir doch, namentlich in der Generalität, die noch völlig Invalide hat. Ihren abgetretenen und den zeitigen Divisionskommandeur habe ich auch gesehen. Ersterer schien stiller geworden, und letzterer sprach sich günstig über Sie aus. Er ist ein alter Jugendkamerad von mir, einer seiner Brüder war mein intimer Freund, ich kenne daher seine Race ziemlich gut, und weiß, daß darin etwas steckt, insbesondere Charakter, der in unserer Zeit um so mehr gilt, da sie selbst oft genug charakterlos ist. — — — Daß mir der rothe Adlerorden 1. Kl. angeflogen ist, haben Sie gelesen. Da meine Vorderleute ihn schon hatten und ein Theil meiner Hinterleute ihn bei den Manövern am Rhein bekommen hatten, so mußte ich ihn bekommen, oder ich hätte nicht weiter dienen können. Etwas besonders Erfreuliches ist mir daher nicht zu Theil geworden und um so weniger, da das Großkreuz des rothen Adlerordens zwischen dem schwarzen Adlerorden eingeschoben ist. Ich bin demnach gegen früher um nichts gebessert, befinde mich vielmehr nach wie vor in der zweiten Klasse des rothen Adlerordenstandes. — — — Der Brief schließt wieder mit dem Ausdruck wohlwollendster Anhänglichkeit.

1862 war Steinmetz nun nahe zum kommandierenden General herangerückt. Vor ihm stand noch der General v. Bonin, der eine verhältnismäßig viel schnellere Carriere gemacht, obgleich er nicht das Glück gehabt, irgend welche Kriegserfahrungen sammeln zu können. Der Gedanke, daß er mit seinen Kriegserfahrungen und seiner bisherigen praktischen Dienstthätigkeit Divisionskommandeur bleiben könne, während Bonin kommandierender General und, was doch auch im Bereich der Möglichkeit, sein kommandierender General werden könne, beschäftigte ihn fortwährend, und er gab dem verschiedentlich Ausdruck. Seine Unruhe trieb

ihn im Sommer vor dem Manöver nach Berlin, und als er dort nichts Bestimmtes über seine Zukunft erfuhr, reichte er seinen Abschied ein, der ihm freilich abgeschlagen wurde. Endlich kam am 29. Januar 1863 seine Ernennung zum kommandierenden General des II. Armeecorps in Stettin, und am 5. März feierte er dort sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum. Natürlich beglückwünschte ich ihn zu beiden wichtigen Ereignissen und erhielt anfangs April wieder einen langen Brief:

Stettin, den 2. April 1863.

Mein werther Freund.

Sie müssen es schon dem viel beschäftigten kommandirenden General freundlichst nachsehen, daß ich Ihnen nicht gleich geantwortet, und für Ihre treue Anhänglichkeit und Anerkennung, auf die ich beide einen hohen Werth lege, so von Herzen gedankt habe, wie ich es an dieser Stelle empfunden habe. Man hat mich von recht vielen Seiten beglückwünscht, und immer in so verführerischer Weise, daß die ganze Besonnenheit des Alters als Contrebalance nöthig war, um nicht in meinen alten Tagen noch eingebildet zu werden. So bin ich denn aus diesem Kampf mit mir selbst glücklich hervorgegangen und ich habe davon das gewonnen, daß mir recht anschaulich geworden, wie ich vor vielen, vielen Anderen für so Vieles dem gnädigen Gott zu danken habe. Das habe ich denn auch gethan an meinem Jubeltage. — —

Nun geht er auf die Ovationen ein, die ihm gebracht worden. Ueber das Geschenk seiner alten Division in Königsberg, einen prachtvollen Ehrendegen, welchen er ganz genau beschreibt, hat er sich sehr gefreut. Er hatte an ein Geschenk von dort um so weniger gedacht, als er sich auf eine frühere Anfrage ablehnend verhalten hatte. Weiter erzählt er über seine Einrichtung in Stettin, die er über fünftausend Thaler schätzt, Equipage einbegriffen.

„Sie sehen, der Kommandirende kostet nicht wenig, aber darüber werden Sie sich keine Sorgen machen und Sie werden Ihr Schwert doch nicht so leicht rosten lassen. An so etwas darf man nur mit einiger Berechtigung denken, wenn man so lange, wie ich dient, und wenn man sich dann nicht an seinem Platz sieht. Solche Gedanken habe ich allerdings im Sommer gehabt, und da ich sie nicht los werden konnte, so schrieb ich, von meiner großen Reise nach Berlin zurückgekehrt, noch von da aus um meinen Abschied, und habe dies nicht einen Augenblick bereut, wenn auch der liebe König mir nicht gewillfahrtet, sondern mich gescholten hat. Das sind Liebesschelte, die sich leicht ertragen, die aber das Gute haben, daß man auch auf höchster Stelle das reiflich erwägt, was einen Anderen drückt. Offenbar ist es dem zu danken, daß ich wenigstens gleichzeitig mit Bonin befördert worden bin, und daß es endlich dazu gekommen ist. Ich habe aber auch unumwunden dem König ausgesprochen, daß ich zu alt zum längeren Warten sei und zu selbstbewußt, um mich einem Kriegsunerfahrenen nachstellen zu lassen. Andererseits hatte ich auch ausgesprochen, daß ich es für mich und die, welche zum Avancement heranständen, sehr wenig schmeichelhaft fände, daß man anerkannt invalide Personen in den höchsten Stellen

conservire. Daß ich die 1. Division ungern verloren, daß ich auch Preußen — nicht seines Klimas und der Naturschönheiten, sondern der Menschen wegen — ungern verlassen habe, ist bei meiner Eigenthümlichkeit, alles mit Ernst zu ergreifen und mich darum schnell hier einzuleben, und was mir anvertraut, lieb zu gewinnen, begreiflich, ich habe aber allen Grund für das, was mir dafür geworden, dankbar zu sein. — — Meine Herren des Stabes sind durchweg gut und brauchbar, insbesondere sagt mir Oberstlieut. von Wittich (1870 Kommandeur der 22. Division) durch seinen offenen Charakter und wegen seiner Geschäftstüchtigkeit sehr zu; äußerlich ist er nicht so glatt wie sein Vorgänger, die Situation ist aber bei seiner biederen Natur klarer. — — — Von Herzen der Ihre

v. Steinmetz."

Aus dem ganzen Briefe spricht große Zufriedenheit in seiner neuen Stellung und in seinem Hause neben seiner vortrefflichen Lebensgefährtin. Beide luden uns dringend ein, sie zu besuchen, da die Gattin den Wunsch hatte, die meinige kennen zu lernen. Wir brachten meinen Sommerurlaub dies Jahr in Heringsdorf zu, und so konnten wir bei Gelegenheit eines Besuchs in Stettin uns an der liebenswürdigsten Aufnahme durch unsere Gönner erfreuen. Wer konnte ahnen, daß dem alten Herrn schon im Herbst, am 19. November 1863, seine treue Gattin durch den Tod nach achtunddreißigjähriger Ehe entrissen werden würde. Wie selten eine Frau hat sie es verstanden, bei großer Selbstverleugnung nur seinen Interessen zu leben. Seine Freunde waren ihre Freunde. Nun war der bejahrte Mann, den mancher Sturm umbraust, und der nur einmal, bei dem Tode seiner Tochter, gewankt hat, vollständig verwaist, und mit Recht konnte er ausrufen: Nun habe ich nur noch Gott und den Dienst! Am 18. Mai 1864 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Posen an die Spitze des V. Armeecorps berufen. Der Wechsel war ihm jetzt sehr erwünscht, um so mehr, als er seine ganze Thätigkeit den ihm ganz neuen Verhältnissen im Großherzogtum widmen konnte. Nach Ablauf des Trauerjahrs hielt er sich verpflichtet, schon im Dezember einen großen Ball zu geben. Er schrieb darüber am 19. Dezember 1864 sehr zufrieden, kanzelte mich aber ab, daß wir nicht gekommen waren. „Warum haben Sie sich den Platz von Falkenhausen entgehen lassen. So gut wie dieser durch eine Hinterthür nach Breslau kommen konnte, konnten Sie ebenfalls durch eine Hinterthür nach Posen gelangen. Ich hätte den Vortheil gehabt, Sie als maître de plaisir bei meinem Balle verwerthen zu können, und Ihnen hätte es nichts geschadet, sich unter einem guten Chef des Generalstabs selbst zu dieser höheren Rolle vorzubereiten." Der ganze Brief ist sehr launig gehalten und schließt mit einer Einladung an uns, auch ohne Ball zu kommen. „Danach ist also zu richten, und mir kurz zu annonciren, wann das Pärchen hier einzutreffen gedenkt, dem Wir hiermit in Gnaden gewogen bleiben als Dero alter Freund und Diener und so weiter."

Steinmetz war nun mein kommandierender General, und obgleich ich nicht zu seinem Stabe gehörte, betraute er mich in seinen Briefen mit allerlei Auf-

trägen, die eigentlich Sache eines seiner Adjutanten gewesen wären. So entstand zwischen ihm und mir eine lebhafte Korrespondenz, die mit dem Dienst nicht zusammenhing, die aber für beide Teile das Angenehme hatte, daß ich ihm manchen privaten Wunsch erfüllen konnte. Immerhin mußte ich eine gewisse Vorsicht beobachten, um in Glogau nicht in den Verdacht der Zwischenträgerei zu geraten. So wurde unser Briefwechsel 1865 sehr lebhaft. Anfangs März war der Kommandierende zum Stiftungsfest des 4. Dragonerregiments nach Lüben eingeladen. Ich sollte ihm auf mehrere Tage einen Wagen besorgen. Seine Bequemlichkeit und die Kosten im Vergleich zu den Extrapostgeldern mußten genau abgewogen werden. Viel schwieriger war die Erfüllung des Auftrags, für ihn in Glogau ein Diner zu arrangieren, das er bei der Frühjahrsbesichtigung geben wollte. Es dauerte mehrere Wochen, ehe Menü, Weine und Preis festgestellt waren. Bei beiden Gelegenheiten hatten wir die Freude, ihn in unserm Hause bewirten zu können.

Dann kam das Manöver, und es handelte sich darum, ihn entsprechend unterzubringen, was mir nicht schwer war, da ich genau wußte, was er gern hatte.

So kam er einmal nach Pilgramsdorf ins Quartier. Zu beiden Seiten des Thals lagen die beiden Hälften der Division hinter ihren Vorposten im Biwak. Gegen Abend, als wir, die Generalität, Stäbe und so weiter, bei glänzender Tafel saßen, kam die Meldung von einem Detachement, daß eine Unternehmung gegen den Feind geplant sei. So war es befohlen. Der Kommandierende rief mich heran, beauftragte mich, die Pferde zu bestellen; ich sollte ihn begleiten, sonst niemand. Mitten im Diner erhob er sich, entschuldigte sich bei der Wirtin, ihn rufe der Dienst, es solle alles sitzen bleiben, und wir beide verließen den Saal. Es war draußen bereits dunkel. Der General meinte, ich müsse ja wohl das Gelände kennen, ich solle ihn führen. Die Unternehmung fand, wenn auch resultatlos, statt, und nach mehreren Stunden kehrten wir von den Vorposten zurück. Ich hatte den Eindruck, als habe er mich wieder einmal prüfen wollen, ob ich im Gelände auch in der Dunkelheit Bescheid wisse.

Am 5. September kamen der Kommandierende und wir zu dem kunstsinnigen Fürsten von Hohenzollern ins Quartier. Da dieser sich nur im Rollstuhl bewegen konnte, nahm er als Chef des 47. Infanterieregiments in einem eigens hergestellten Wagen an den Manövern teil. Das Leben an dem kleinen Hofe des Fürsten war nicht nur ein sehr opulentes, sondern auch ein geistig besonders angeregtes, da zu der Hofgesellschaft mehrere sehr distinguierte Frauen gehörten, der Fürst, ein großer Musikliebhaber und Kenner, eine eigne Kapelle hielt, so daß es an Abwechslung nicht fehlte. Steinmetz fühlte sich besonders angeregt und war, vom Fürsten vielfach ausgezeichnet, in glänzender Laune. So verlief das Manöver ohne einen störenden Zwischenfall.

Unmittelbar nach dem Manöver nahm ich an der Generalstabsreise beim V. Corps im Großherzogtum teil. Am 28. September wurde ich in Schrimm durch eine Depesche nach Glogau gerufen, wo mir am 29. ein Sohn geboren wurde. Auf meine Anzeige schrieb mir Steinmetz einen sehr liebenswürdigen

Brief: „Zu der Zeit, als ich geboren, mußten die Mütter 6 Wochen streng das Bett hüten; das mag recht schwer gewesen sein, dafür war das damalige Geschlecht aber auch gesünder, als das heutige, ich kann mich mit Dank als ein Exempel damaliger Zeit hinstellen.“ Am 11. November fand die Taufe statt, und Steinmetz hatte nicht allein eine Patenstelle angenommen, sondern erschien auch persönlich in Glogau zu dem Fest.

Im April 1866 wurde ich als Kommandeur des 1. Bataillons in das hohenzollernsche Füsilierregiment 40 versetzt. Schon im Mai erfolgte die Mobilmachung, mein Bataillon wurde der Avantgarde der Elbarmee zugeteilt, und ich machte mit derselben eine höchst interessante Campagne, die uns schließlich vor die Thore Wiens führte. Steinmetz' Heldenthaten waren in aller Munde. Ich hatte nicht anders erwartet, als daß er sich bewähren würde. Ich hätte dem Helden gern Glück gewünscht, ich wagte es in meiner subalternen Stellung nicht, veranlaßte jedoch meine Frau, an ihn zu schreiben, und sie erhielt folgenden liebenswürdigen Brief:

Schloß Chotzen, den 16. August 1866.

Meine liebe Freundin.

— — Ich habe vor Freude laut aufgelacht, als ich Ihre liebenswürdigen Zeilen las, die kleine Freundin stand lebhaft vor meinen Augen, jedes Ihrer Worte, ja der ganze Brief lebte, ich sah, wie das Alles dem Köpfchen durch die Feder entsprudelt war. Weil sich aber eben so viel Begeisterung dazwischen gemischt hat, so müssen wir den Becher der Freude, die ich darüber empfunden habe, auch etwas abdampfen lassen, damit ich mich daran nicht zu sehr berausche. Alter schützt vor Thorheit nicht, ich empfinde, daß es dem eitlen Herzen doch recht gut thut, sich von weit und breit und namentlich von schönem Munde loben zu hören. Ich befinde mich in der That in der größten Versuchung, da ich so viel Schönes, namentlich von schönen und interessanten Damen zu hören bekomme, ich weiß gar nicht, wie ich Revanche nehmen soll, und doch wäre das nicht mehr wie billig für die Aufregung, in die ich täglich fast versetzt werde. — — — Ich kann sagen, mir ist das Glück zu Theil geworden, von einem kurzen und höchst ruhm- und erfolgreichen Feldzuge von vornherein die Kraftbrühe für mich haben abschöpfen zu können und nun zehre ich fort und fort daran, theils durch hohe Auszeichnungen in der Gnade meines überguten Königs, theils durch freundliche und ehrende Anerkennung von den verschiedensten Seiten. Was mir besonders Freude gemacht hat, ist, daß ich durchaus keinem Neider begegnet bin, es ist wohl selten etwas geschehen, dessen unbestreitbare Bedeutung für den guten Ausgang des ganzen Unternehmens so unbestritten anerkannt worden ist, als es mit meinen Siegen geschehen ist. Soll ich nun sagen, wie ich darüber denke, so bestätige auch ich zunächst ihre Bedeutung, dann aber bin ich sehr weit davon entfernt, mir die Ehre des Erfolges anrechnen zu wollen, ich weiß am besten, daß wenn ich — um nicht mit Bescheidenheit coquettiren zu wollen, — manches, ja vielleicht viel, doch nicht Alles geleistet

habe, und auch nicht leisten konnte und daß, wenn der Ausgang dennoch ein so guter war, Gott dafür allein die Ehre gebührt. Darum machen die Ehren und Auszeichnungen, welche ich empfange, aus mir auch keinen eitlen oder hochmüthigen Narren, wohl aber bin ich hoch beglückt, daß meine Carriere noch einen so ehrenvollen Abschluß erhalten hat und daß ich erreicht habe, was ich in meiner Ehrliebe mir wohl gewünscht hatte, den schönsten und höchsten preußischen Orden und die Anerkennung meines Königs." — — Nun kommt er auf mich zu sprechen, glaubt, das 40. Regt. sei bei der Mainarmee, „ich gestehe, daß ich unsere Operationen im westlichen Deutschland nicht sehr verfolgt habe, sie gingen mir zu bunt durcheinander." Schließlich hofft er mich noch einmal in die Finger zu bekommen. „Ich könnte ihm viel erzählen, wenn er mir nahe wäre, schreiben lassen sich solche Dinge nicht." — — —

Der Friede war geschlossen, die Truppen in die Heimat zurückgekehrt. Steinmetz war der Held des Tages. Der dankbare König ernannte ihn zum Chef des 37. Regiments, welches ihm mit zum Siege geholfen, eine reiche Dotation setzte den sonst so sparsamen Mann in Besitz irdischer Güter. Ende des Jahres schickte ihn der König nach Petersburg zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Großfürsten-Thronfolgers. Von dort zurückgekehrt, wurde er in den ersten ordentlichen Reichstag als Abgeordneter gewählt. Um ihm zu allen seinen Ehren Glück zu wünschen, schrieb ich anfangs März an ihn und erhielt nachfolgende inhaltvolle Antwort (Auszug):

Berlin, den 25. März 1867.

Mein lieber Freund.

„Ihr freundliches Schreiben vom 3. d. Mts. liegt noch immer zur Beantwortung vor mir, weil ich dazu die Zeit bisher nicht recht finden konnte." — Er beklagt sich zunächst, daß die Reichstagsverhandlungen, die Einladungen und seine Privatkorrespondenz seine Zeit ausfüllen, „daß die Menschen es sich in den Kopf gesetzt haben, ich sei der große aber auch allmächtige Mann, der für sie alles durchsetzen kann, und reicher wie ein Crösus, daher verpflichtet, alles zu unterstützen, was in dem Hirn eines Menschen keimt." Die Unzahl Bettelbriefe, weit über die Grenzen des preußischen Staats, namentlich aber von den sogenannten verschämten Armen aus Berlin machen, ihm viel Not. „Ich blicke mit großer Befriedigung auf die jüngst vergangene Zeit nicht allein, sondern auf mein ganzes Dienstleben zurück. Wie schön hatte es begonnen mit einem großen Kriege, mit welchem ich in den schwersten Theil des Handwerks eingeführt wurde und wie schön neigt es sich zum Ende im Glanz des Ruhmes und der Ehre! Ich kann nicht darüber hinwegkommen, daß man alles Geleistete viel zu hoch anschlägt. Die Erfolge sind allerdings immense, noch nicht dagewesene, aber mit wie weniger Anstrengung sind sie erreicht, wenn ich dagegen halte, wie lange in den Jahren 1813—15 für einen viel kleineren Erfolg gekämpft, wie viel mehr Opfer und Anstrengungen dafür gebracht und erduldet werden mußten. Und da spricht man von einem wiedererstandenen York, und

zieht Parallelen, die den Betreffenden zu hoher Ehre gereichen, zugleich sie aber auch demüthigen müssen, denn was haben sie im Vergleich zu den früheren geleistet? Bedenken Sie nur, daß uns die schwerste Hälfte der Kriegserfahrung — der Rückschlag — und wie wir uns dabei gezeigt haben würden, ganz abgeht, und daß jene früheren Feldherrn Helden im Unglück wie im Glück waren. Dennoch ist die Campagne auch von Seiten der Erfahrungen sehr werthvoll gewesen, wir Alle haben viel zugelernt, es ließe sich darüber viel vertraulich sprechen, aber schreiben läßt es sich nicht!" — — Nun kommt er auf meine Aussichten für den Generalstab zu sprechen. „Werden Sie Chef des Generalstabs bei einem Korps, dann rathe ich Ihnen, tragen Sie Ihrem Kommandirenden volle Offenheit entgegen, nur keine Verschlossenheit, behaupten Sie Ihre Selbstständigkeit dem ganzen Stabe gegenüber, Ihrem Kommandirenden gegenüber sein Sie dagegen seine rechte Hand, sein Auge, meinetwegen auch sein Kopf, alles natürlich mit der größten Diskretion, es darf offiziell nur die Hingabe durchblicken, nie der Anspruch. Es ist eine falsche Ansicht, wenn ein Generalstabschef von seiner Verantwortung seinem kommandirenden General gegenüber spricht, es giebt nur einen Verantwortlichen und das ist der Kommandirende. — — Mir geht es recht gut, man ehrt und zeichnet mich aus — vom Könige anfangend — bei jeder Gelegenheit. Hätte ich Frau und Kind, ich wäre überglücklich, so bin ich bei allem Reichthum doch ein armer Mann! — — Was nach meinem Tode daraus werden soll, weiß ich allein noch nicht, und erflehe, daß mich Gott erleuchten möge!" —

Im Herbst 1867 erfuhr ich, daß sich Steinmetz mit einem ganz jungen Mädchen in Posen trotz seiner einundsiebzig Jahre verlobt habe. Ich konnte mich nicht entschließen, ihm dazu Glück zu wünschen. Da erhielt ich am 17. Oktober von ihm einen langen Brief. Er hatte ein Zeichen meiner Teilnahme vermißt, da ich doch wisse, wie wert er mich halte. Die Vorgeschichte seiner Verlobung mit Fräulein Else von Krosigk teilte er mir ausführlich mit. Jedenfalls pries er sich sehr glücklich. Die Hochzeit sollte in Bälde stattfinden. „Werde ich dann in Ruhe mein Glück genießen können, oder werden unsre unruhigen Nachbarn den Krieg wollen? Ich glaube an den Frieden, wie sehr auch die französische Presse Krieg schreit, ich denke, die würden weniger schreien, wenn sie sich weniger fürchteten. Wir werden ja wohl erleben, was kommen soll, halten wir die Ohren steif. Adieu, haben Sie Zeit, so lassen Sie von sich hören, grüßen Sie Ihre liebe Frau und lassen Sie sich's gesagt sein, daß ich immer bleibe Ihr wahrer Freund

v. St."

Ich war nun vorläufig nicht Chef des Generalstabs geworden, sondern erhielt Januar 1868 das 77. Infanterieregiment in Wesel, mit dem ich in den Feldzug ging. Die Verbindung mit Steinmetz war bis dahin, seit seiner Verheiratung, abgebrochen gewesen.

Mein Regiment stand im VII. Armeecorps, Zastrow, welches mit dem VIII. Corps, Goeben, und später mit dem I. Corps, Manteuffel, die erste Armee,

Steinmetz, bildete. Das Regiment erreichte am 2. August Trier, und ich blieb mit zwei Bataillonen daselbst zum Schutz des Oberkommandos der ersten Armee, welches denselben Tag eintraf. Nach fünf Jahren sah ich den General Steinmetz hier bei meiner Meldung wieder. Außer meiner Meldung und dem „Ich danke“ fiel zwischen uns kein Wort; der General verriet nicht mit einer Miene, daß wir uns früher schon einmal gesehen. Dies Benehmen rief mir unsre erste Begegnung in Königsberg 1858 ins Gedächtnis, wo er mir sagte: „Bei mir empfiehlt sich jeder nur selbst.“ Am andern Morgen fuhr das Oberkommando per Eisenbahn nach Merzig, wohin ich am Nachmittag folgte und von da nach Losheim marschierte, woselbst das Oberkommando Nachtquartier hatte. Hier mußte ich mich wieder beim Oberbefehlshaber melden, um die Erlaubnis zum Einrücken zu erbitten. Da fragte er mich, ob ich Zeit habe; ich solle die nötigen Befehle geben und dann wieder zu ihm kommen. Unten vor der Thür war ich eben den Generalen von Zastrow und Goeben begegnet, die mit ihm eine Besprechung gehabt und eben wegfuhren. Ich ging nun zum General hinauf. Ich will hier bemerken, daß der General v. Goeben am 4. August an seine Gattin geschrieben: [1]) „Gestern habe ich hier einen Brief zur Post gegeben, als ich im Begriff war, zum General v. Steinmetz zu fahren. Es war seine Absicht gewesen, heute die einleitenden Bewegungen machen zu lassen, um morgen über die Saar zu gehen und das bei Saarbrücken-Forbach stehende Armeecorps in der Flanke anzugreifen. Da war kurz vor meiner Ankunft der Befehl des Königs eingetroffen, uns auf Tholey in Marsch zu setzen, um mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl zusammen zu wirken, wenn die jetzt gesammelte französische Armee die Offensive ergreife. Mit Bedauern haben wir alle die vielversprechende Operation aufgegeben, indes ist natürlich der große Erfolg des Ganzen viel wichtiger als ein partieller unsrer kleinen Armee!“

Steinmetz lud mich zum Sitzen ein und fing an, über meine persönlichen Verhältnisse und über Frau und Kind zu sprechen. Ich fand ihn in den fünf Jahren, die wir uns nicht gesehen, merklich verändert. Aeußerlich zwar doch der alte strenge Mann, der alte Haudegen, der von der Truppe gewiß das Möglichste verlangen würde, innerlich aber gärte es in ihm, und bald brach er los. Er sagte ungefähr folgendes: „Ja, ja, ich bin nicht mehr der Mann, der ich war. Ich kann Moltke nicht verstehen, ich muß von dem jüngeren General Befehle empfangen, die mir nicht klar sind, Prinz Friedrich Karl scheint mich auf die Seite drücken zu wollen, seine Truppen und die meinigen kommen durcheinander, jetzt soll ich Platz machen und so weiter.“ Ich konnte von meinem Standpunkt aus dies alles nicht beurteilen, jetzt erfahre ich aus den Goebenschen Briefen, daß dieser mit seinem weiten Blick die Situation gleich erfaßt hatte. Dieser weite Blick fehlte, glaube ich, Steinmetz, und das hat wohl auch Moltke erkannt. Wenn es wahr ist, was Kardinal v. Widdern in seinen „kritischen Tagen“ vom 14. August schreibt, daß, als die Schlacht von Colombey bereits

[1]) v. Zernin, Das Leben des Generals der Infanterie August v. Goeben, II, S. 239.

in vollem Gange war, Steinmetz den einlaufenden Meldungen keinen Glauben schenkte, weil er die Schlacht nicht befohlen hätte, so wäre dies bezeichnend genug.

Das zweite Mal sah und sprach ich Steinmetz am 17. August während des Gefechts der 28. Brigade in Bois de Vaux. Als ältester Regimentskommandeur des VII. Corps habe ich wiederholt vakante Brigaden führen müssen, so auch nach dem 14. August die 27. Brigade, während mein Regiment in der 28. Brigade stand. Die 27. Brigade zog sich während des Gefechts der 28. durch das lange enge Monvauthal gegen Gravelotte. Diese lange Kolonne mit Artillerie bewegte sich naturgemäß sehr langsam, mit wiederholten Pausen, vorwärts. In einer solchen fand ich Steinmetz, der allein auf dem Chausseerand saß und frühstückte. Er rief mich heran, ich mußte mich zu ihm setzen, ich mußte ihm das Bild meines fünfjährigen Jungen, seines Patenkindes, zeigen, welches ich bei mir trug; er war ganz gemütlich, bis er auf die vorliegende militärische Situation zu sprechen kam. Er war sehr unzufrieden, daß ihm in der zu erwartenden Schlacht eine sehr abwartende Rolle zugeteilt sei; von seiner ersten Armee werde ihm nicht viel übrig bleiben. Er solle das Pivot einer großen Rechtsschwenkung bilden. Ueber Manteuffel habe er gar keine Disposition, dieser solle jenseits Metz den Feind auf der östlichen Seite festhalten, Goeben erhielte auch direkte Weisungen von Moltke, es bliebe ihm nur noch das VII. Corps und eine Kavalleriedivision; angreifen dürfe er nicht. So ungefähr äußerte er sich; ich konnte erkennen, daß er lieber geschlagen hätte.

Als wir noch sprachen, wurde Hauptmann v. Frankenberg von meinem Regiment schwer verwundet auf einer Bahre vorbeigetragen. Es begleiteten ihn mehrere Unteroffiziere und Soldaten. Ich ging teilnahmsvoll an ihn heran, er war einer meiner besten Hauptleute, er hatte einen Schuß durch die Blase erhalten, und tiefbewegt sprach ich ihm Trost zu. Da kam auch Steinmetz heran, fing an, auf die Leute zu schimpfen, sie wollten sich bloß drücken, zwei Mann seien genug, den Verwundeten zu tragen, und er jagte alle übrigen ins Gefecht zurück. Die Scene war mir in hohem Grade peinlich, ich dachte, ein Oberkommandierender sollte sich doch um solche Details nicht kümmern, wenn er auch in der Sache recht hatte. Der Verwundete starb noch denselben Abend in Ars.

Um die Mittagsstunde am 18. begann nun die Schlacht. Ich stand mit meiner Brigade an der Manceschlucht, St. Hubert gegenüber. In der Nähe an der östlichen Lisière von Gravelotte hielt der General Steinmetz. Er war in großer Erregung, wetterte gegen einen Divisionskommandeur, der herangekommen war, sich zu orientieren, den er aber ohne weiteres zu seinen Truppen zurückschickte, er solle sich durch seine Adjutanten berichten lassen.

Steinmetz weiteres Verhalten in der Schlacht entzieht sich meiner Beurteilung, aber Goeben spricht in seinen Briefen ausführlich darüber.

Bei der nun folgenden Cernierung von Metz hatte ich mit der 27. Brigade den Abschnitt Frascati-Mosel zu decken. Ich bezog mit meinem Stabe die Metz zunächst liegende Villa von Jouy aux Arches und etablierte vorwärts meine Vor-

posten. Steinmetz hatte ebenfalls, nur am andern Ende, sein Hauptquartier in Jouy; er beritt auf einem schönen Schimmel öfters die Vorposten, wobei ich ihn begleiten mußte, es wurden aber nur dienstliche Sachen besprochen. Es war mir bereits bekannt, daß sein Verhältnis mit dem Prinzen Friedrich Karl ein sehr gespanntes war.

Am 15. September 1870 wurde Steinmetz Generalgouverneur von Posen und Schlesien. Erst aus den Briefen von Goeben habe ich jetzt erfahren, daß er selbst den König gebeten hat, ihn des Oberkommandos zu entheben (II, Seite 302). Zur Charakteristik von Steinmetz geben die Goebenschen Briefe wichtige Aufschlüsse.

Im Jahre 1872 habe ich Steinmetz wieder gesehen. Der nunmehrige Feldmarschall besuchte uns in Cassel, wo ich Chef des Generalstabs war. Er verfehlte uns, und als ich ihn in seinem Hotel aufsuchte, machte ich auch flüchtig die Bekanntschaft seiner jungen Gattin.

Im Oktober schrieb ich ihm einen Brief nach Görlitz, wo er sich soeben ein Haus gekauft hatte. Schon am nächsten Tage schrieb er mir eine sehr liebenswürdige Antwort, die gar kein historisches Interesse hat, nur unterschrieb er sich nicht wie sonst v. St., sondern: Sie hochschätzender Feldmarschall von Steinmetz.

Dies ist der letzte Brief, den ich erhalten habe. Fünf Jahre später, am 3. August 1877, entschlief der alte Held in Landeck und wurde in Potsdam beigesetzt. „Der Name des Mannes, der mit so fester Hand mit eisernem Griffel seinen Namen in die Blätter der Weltgeschichte einschrieb, kann nie mehr verwischt werden,“ sagt der Verfasser seines Nekrologs. So sollte es wohl sein, ob es so ist? Die heutige Zeit hat den Stab über ihn gebrochen, ohne ihn genau zu kennen. Erst in diesen Tagen haben uns die Briefe des Generals v. Goeben den Weg gezeigt, wie er gerecht und milde zu beurteilen ist.

Auch ich werde durch die vorliegende Schrift hoffentlich dazu beitragen, daß man diesen verdienstvollen Mann nicht länger zum alten Eisen wirft, sondern ihn, wie ihm gebührt, bereitwillig unter die Paladine König Wilhelms I. für alle Zeiten zählen wird.

Geschrieben Dezember 1897.



Der böse Blick.

Von
Professor Scipio Sighele.

Bei den Römern „fascinium“, bei den Italienern „jettatura“, bei den Franzosen „mauvais œil“ benannt, ist dieser eigentümliche Aberglaube in den südlichen Ländern noch heutzutage weit verzweigt und bildet eine der interessantesten Studien für die Folkloristen. Vor kurzem hat Elworthy denselben in einem ausführlichen und interessanten Werke besprochen. In unsrer heutigen Zeit, wo man alles aufklärt oder aufzuklären sucht, halten es die Gelehrten nicht unter ihrer Würde, ihre Aufmerksamkeit auch dem thörichtesten Aberglauben zuzuwenden und dessen Entstehung an der Hand der Volkstraditionen, der Mythologie, des Hypnotismus oder sonst einer geheimnisvollen Naturkraft zu erforschen.

Der böse Blick ist keine Erfindung der Neuzeit; schon im Herodot liest man davon, daß der Blick der Nemesis „Schrecknis hervorrief“. Im Altertum herrschte der Glaube, daß der Träger des bösen Blicks nicht nur andern, sondern auch sich selbst Unheil brächte. Theokrit erzählt, daß Dameta, nachdem sie die eigne Schönheit bewundert, sich — bitte um Verzeihung — dreimal auf die Brust spuckte, um dadurch die Wirkung der Selbstbetrachtung zu vernichten.

Die magische, verderbenbringende Macht beschränkt sich lediglich auf das Auge. Der böse Blick ist willkürlich, aber der Betreffende, der damit um sich schaut, hat nicht die Absicht, Schaden zuzufügen. Er geht zum Beispiel an einer Person vorüber, seine Augen heften sich fest auf sie, klammern sich an sie fest: das Unheil ist angerichtet, wenngleich der Träger des bösen Blicks der betreffenden Person kein Leids anthun will, ja sie nicht einmal kennt. Nun giebt es noch eine andre Art bösen Blicks: der böse Blick, der durch Antipathie und durch den Wunsch hervorgerufen wird, den, den man ansieht, damit zu töten.

Das Auge, das sonst für den Spiegel der Liebe gilt, wird in solchen Fällen zu einem Spiegel des Hasses — und die Pupille des Unheilträgers schleudert das Unglück, Pfeilen gleich, auf den hernieder, dem er es zufügen will.

Zur dritten und letzten Gattung gehört der unwissentliche böse Blick, in Italien der landläufigste. Der Träger desselben kommt damit zur Welt; er besitzt ihn als eine geheime Naturkraft: es ist sein trauriges Schicksal, allen denen Leids zuzufügen, die er ansieht, doch trägt er keine Schuld daran. — Und es giebt nur ein einziges Mittel, sich von diesem Fluche zu befreien; es gilt, die Ursache desselben zu zerstören, um die Wirkung zu vernichten: dem Träger des bösen Blicks müssen die Augen ausgerissen werden. Das ist das äußerste Ab-

hilfsmittel, das von Oedipus und dem Unheilbringer Théophile Gautier angewandt wurde.

*

Da man aber nicht leicht so mutige Menschen findet, die zu diesem heroischen Abwehrmittel greifen, glaubt die Mehrzahl, den bösen Blick durch Amulette bekämpfen zu können. Man könnte das Amulett so ungefähr dem Blitzableiter vergleichen: wie dieser den Blitz anzieht, um ihn in die Erde hinabzuleiten und dessen Naturkraft zu lähmen, so zieht jenes den Blick des Unheilbringers an sich und zerstreut dessen böse Wirkung. Das magnetische Fluidum, das die Augen des Unheilbringers ausstrahlen, zerteilt sich sozusagen an dem Amulett wie der elektrische Strom an dem Blitzableiter.

Form und Gattung der Amulette ist sehr verschieden. Die Chinesen bringen am Bugspriet ihrer Schiffe ein gemaltes Auge an, um sie dadurch gegen den bösen Blick zu feien, dem der Schiffer während seiner Seereise zum Opfer fallen könnte.

Wenn die Rothäute in den Krieg ziehen, tragen sie kleine Hörner, wie Crispi, wenn er sich als Ministerpräsident zu einer Parlamentssitzung begab. Zivilisierte und unzivilisierte Völker, Christen und Mohammedaner, Afrikaner, Asiaten, Amerikaner, Australier, alle glauben sie an die Wirksamkeit des Amuletts. Viele unsrer heutigen Sitten lassen sich von jenem alten Aberglauben herleiten, der eine weitere Ausbreitung genießt als alle Religionen.

Zum Beispiel entstammt demselben — wer wird es glauben? — die Sitte des weißen Schleiers, mit dem die Braut vor den Altar tritt und der über das Antlitz herabhängen muß, um sie vor jedem bösen Blick zu beschirmen, der sie streifen und ihr dauerndes Unheil bringen könnte.

*

Was ist nun Wahres am bösen Blick? Sind wir ohne weiteres berechtigt, über ein so allgemein verbreitetes Phänomen die Achseln zu zucken und es der Anzahl der dümmsten Aberglauben einzureihen?

Das System wäre am bequemsten; viele Menschen machen es deswegen zu dem ihrigen und glauben dadurch das beste Teil erwählt zu haben; vielleicht ist es aber dennoch vorsichtiger und richtiger, zu bekennen, daß wir noch nichts Positives über dieses Phänomen wissen und daß wir es daher nicht mit Gewißheit von der Hand weisen dürfen.

So viel ist als sicher festgestellt, daß es Personen giebt, welchen eine geheime Kraft innewohnt, und daß sie lediglich durch ihren Blick einen Einfluß auf viele Menschen ausüben, die sich ihnen nähern. Man darf sogar behaupten, daß jeder von uns in gewissen Augenblicken seines Lebens, in einem gewissen Seelenzustand, diese Macht der Suggestion besitzt und ausübt: ein Verliebter kann zum Beispiel die geliebte Persönlichkeit durch seinen Blick dazu zwingen, sich nach ihm umzuwenden. Diese Person fühlt dann, auch wenn sie ihn nicht sieht, das Auge des Betreffenden auf sich ruhen.

Sobald man nun diese, übrigens für mich feststehende Thatsache zugiebt, ist es auch nur noch ein Schritt bis zum Zugeständnis der Möglichkeit, daß dieser Blick außer einem lokalen augenblicklichen Einfluß auch einen allgemeinen und von längerer Dauer haben könne. Wenn wir es aber dazu bringen, daß eine andre Person unsern Blick fühlt, ohne ihn zu sehen, warum sollte es uns nicht gelingen, sie zur Ausführung unsers Gedankens zu vermögen, auch wenn wir letzteren nicht aussprechen?

Die Naturerscheinung der Suggestion in wachendem Zustand ist nachgerade zur Genüge erörtert und nachgewiesen worden. Eines Tages saß Charcot in seinem Arbeitszimmer und dachte sich, eine der hysterischen Frauen, die er gerade in Behandlung hatte und die sich in dem Augenblick einen Kilometer weit von ihm entfernt in ihrem Hause befand, solle jetzt einschlummern, vom Stuhle aufstehen, auf dem sie saß, einen Schrank aufschließen oder sonst irgend eine beliebige Handlung vornehmen, — und siehe da: die hysterische Frau gehorchte der Suggestion, als wenn eine innere unbesiegbare Macht sie triebe.

Ein Mensch kann also durch den bloßen Einfluß, den sein Gedanke ausübt, Herr über die Handlungen eines andern Individuums sein.

Freilich ist das alles nicht identisch mit dem bösen Blick, aber es könnte dennoch dazu dienen, diesen aufzuklären.

Der Unterschied, durch den das Geheimnis uns verschlossen bleibt, besteht darin: bei der Suggestion in wachendem Zustande bedarf es des bewußten Gedankens des Eingebers, um etwas Gewolltes zu erreichen, während beim bösen Blick der Träger desselben unbewußt handelt. In andern Worten: der Eingeber will und weiß, was er will, und die Wirkung ist vorhergesehen und begrenzt, der Träger des bösen Blicks hingegen will und weiß nichts, und die Wirkung ist unberechenbar und unbestimmt.

Gerade das Unbewußte, das Fehlen des Wollens, Unheil anzurichten, aber ist es, was uns überrascht, uns zurückschreckt und uns von einem Vergleich seiner eigenartigen Macht mit der des Hypnotiseurs abhält.

Wir begreifen, daß man eine Person lediglich durch den eignen Willen zu einer gegebenen Handlung verleiten kann, aber wir fassen noch nicht, daß ein Blick einer Person Unglück zu bringen vermöchte.

In ersterem Fall tritt uns der Rapport zwischen Willen und unausgesprochenem Befehl des Eingebers einerseits und dem Gehorsam des Beeinflußten andrerseits entgegen: es handelt sich da um eine Naturkraft, um ein Fluidum, das wir zwar nicht erörtern können, dessen Vorhandensein wir aber gezwungen sind anzuerkennen. — In letzterem Fall jedoch entzieht sich der Rapport zwischen dem Blick des Unheilbringers und dem Unglück des durch den bösen Blick Geschädigten unserm Begriffsvermögen, oder vielmehr ist letzteres noch nicht im stande, denselben zu erfassen.

Und dennoch genügt es schon, darauf hinzuweisen, eine wie große Rolle das Unbewußte und Unaufgeklärte in unsrer Seelenlehre spielt, um einen Lichtschimmer in dies Geheimnis zu bringen.

Wer vermag zu sagen, ob der Träger des bösen Blicks in dem Augenblick, wo er den Betreffenden ansieht, nicht gerade, sich selbst unbewußt, böse Gedanken hegt? Wer kann wissen, ob diese unbewußten Gedanken nicht ebenso auf die angeschaute Person übergehen wie die Befehle des Eingebers auf den Beeinflußten?!

Ihr lächelt über diese Möglichkeitsannahme, und thatsächlich wird sie auch so lange eine sehr gewagte bleiben, bis ein neuer Hartmann uns eine verbesserte und vervollständigte „Philosophie des Unbewußten" beschert. Dann aber wird das Lächeln verschwinden, weil es keine Ungläubigen mehr geben wird.



Aus dem Festleben der Hellenen.

Von

Prof. Dr. Karl Bötticher. [1])

Es ist vielleicht gewagt, in so fernliegende Vorzeit zurückzugreifen, die, im strikten Widerspruche zu den Anforderungen unsers heutigen, nur dem Praktischen zugewandten Lebens stehend, mit ihrer Kunst und Litteratur wie ein verhüllter Göttergedanke zu uns herüberragt. Aber so viel oder so wenig der einzelne auch im Kreise seiner Lebensthätigkeit von dem nutzbar machen kann, was ihm die Beschäftigung mit Kunst und Leben der alten Hellenen bietet, sicher ist, daß sie zur geistigen Belebung für alle dient, welche aus jenem Quell schöpfen, in dem sich ewig der Pulsschlag ursprünglicher Natur regt, daß sie Kopf und Auge hell macht und jedem zum Katharmos wird, der Leib und Seele reinigt und für die edelsten Gedanken und Entschlüsse empfänglich macht.

Bei dem für einen so gewaltigen Stoff nur beschränkten Raum ist es freilich nicht möglich, mehr als einen Blick in das Wesen und Sein der Alten zu werfen; dahin, wo sich ihre Eigenart, die Volksseele am deutlichsten offenbart. Dazu gehören besonders die Feste der Hellenen, die einen Hauptbestandteil ihres Lebens ausmachten, da der Ursprung aller dieser Feste religiöser Natur war, wie schon das Wort „Theorie" besagt.

Wo nicht Tyrannis herrschte, glich der Staat der Hellenen einer Familie, bildete eine Gemeinde. Alles Leid, alle Freude, welche Volk und Staat traf, wurde zum traurigen oder frohen Feste und drückte sich in den Gebräuchen dieses Festes aus.

---

[1]) Aus seinen nachgelassenen Schriften.

„Ihr habt mehr Feste als Tage im Jahre,“ warf ein attischer Redner einst seinen Landsleuten vor, und er hatte recht. Der leidenschaftliche Hang der Athener zur Ausrichtung glänzender Festlichkeiten ist bekannt. Die Aufmerksamkeit und der große Luxus, welche sie darauf verwandten, sind in Hellas verrufen gewesen. Festzüge, Festspiele und Festmahlzeiten waren ihnen das Ideal des Genusses, zu dessen Erreichung sie die größten Opfer zu bringen sich nicht scheuten. Ganz enorm erscheinen im Verhältnis zu den Einnahmequellen des Landes die Summen, welche dazu aus der Staatskasse im Parthenon flossen und neben diesen von den einzelnen Völkern als pflichtgemäße oder von Privatpersonen als freiwillige Leistungen beigesteuert wurden. Daß die Athener ihr Geld lieber für einen Festzug als für einen Feldzug verwandten, ist ein Vorwurf, den der große Redner Demosthenes in schwerer Zeit der Not denselben rügend ins Gesicht sagen mußte. Umgekehrt hielt ein andrer Redner einst die erregte Menge von einem Kriege gegen den großen Alexander zurück, als er ihr vorschlug, statt dessen die Summe der unter seiner Verwaltung angesammelten Einkünfte des Staates lieber zur Feier eines Festes mit einer halben Mine Anteil für jeden Mann zu verbrauchen. Ja, ein Eubulos konnte sogar den Volksbeschluß erwirken, daß ein jeder mit dem Tode zu bestrafen sei, der etwa den Antrag stelle, den Schatz der Göttin dem allgemeinen Festvergnügen zu entziehen und ihn wieder für Zwecke des Krieges zu verwenden.

Nicht einmal vor dem Bruche mit den alten väterlichen Gesetzen, der Heiligung des Festtages, scheuten sie zurück. Auf Vorschlag des verwegenen Timokrates versammelten sie am Festtage des Kronos Rat und Volk zur Sitzung, nur um die etwa noch nötigen Anordnungen zu den bevorstehenden Panathenäen zu beraten.

Perikles jedoch äußerte sich in günstigerem Sinne über den Charakter seiner Athener, indem er sagte:

„Wir suchen das Rühmenswerte zu erstreben mit Prunklosigkeit. Wir treiben die Pflege der Wissenschaften, ohne uns zu verweichlichen.“

Und in Wahrheit, welch ein Gegensatz in den Festen der Athener zur Zeit des Perikles, als Athen den Gipfel seiner Macht erreicht hatte, zu denen, welche später die Diadochen des großen Alexander mit Vergeudung aller Schätze an Gold und Silber, das sie den Tempeln und Göttern entwendet und zu ihrem Privateigentum gemacht hatten, überschwenglich prunkvoll feierten. — Dagegen herrschte in der perikleischen Zeit bei den Staatsfesten eine so edle Schlichtheit, ein so feiner Sinn, eine so hohe Vollendung in der Form, wie es kein andres der hellenischen Völker außer den Athenern erreicht hat. Kein andres hat aber auch bis in die untersten Schichten hinein eine so innige Hingabe und Teilnahme an der Vorbereitung und Ausführung ihrer eigenartigen Feste genommen als das athenische Volk. Dazu besaß Perikles die weise Sparsamkeit, das deponierte Gold des Staatsschatzes nicht in leicht rollende Münze auszuprägen, sondern es in Kunstwerke zu verwandeln, wie die goldenen Viktorien und die schwere Goldbekleidung der Kolossalstatue der Athena Parthenos, welche bei den panathenäischen

Festspielen zum erklärenden Schmucke dienten. Zur Zeit der großen Opferfeste wurden auch die prachtvollen Silbergeräte dem Staatsschatzhause des Parthenon entnommen und den edeln Bürgern und Beamten bei der Speisung zum Gebrauche übergeben, um nach Beendigung der Feste gleich wieder in Verwahrung genommen zu werden. Nur im Falle höchster Staatsnot sollten diese Kunstschätze in die Münze wandern. Die Goldbekleidung der Parthenos war jedoch noch durch die besondere Bedingung gesichert, daß sie im Falle ihres Verbrauches wiedererstattet werden mußte.

Wie die Alten selbst schon Athen für das Herz von Hellas, seine Bildung für den Brennpunkt ansahen, in welchem sich alle geistigen Strahlen des Erdkreises wie in einem Fokus sammelten, so sind wir auch von den athenischen Festen und ihrer Bedeutung gegenüber den Festen andrer Staaten am genauesten unterrichtet.

Die Erinnerung an jede Stiftung einer Kultusstätte wurde festlich begangen. Die Mythe erzählt, daß die Gottheiten selbst durch ihren Besuch bei den Menschen solche Stätten gegründet hätten, indem sie die von ihnen so Auserwählten zugleich zu ihren Priestern bestellten. Unerkannt erscheinen sie beim gastlichen Mahle und geben sich erst zu erkennen, sobald dasselbe beendigt ist. So kehrt Zeus bei Philemon und Baucis, Demeter bei Keleos, Dionysos bei Ikarius ein, dessen Tochter von dem Gotte mit einem Rehfelle beschenkt und dadurch zu seiner Priesterin geweiht wird. In den mimisch-dramatischen Darstellungen solcher legendarischen Vorgänge bei den Festen kann man die Wurzeln des späteren Dramas erkennen.

Ein Relief kalendarischen Inhalts, das ich im Jahre 1862 an der Panagia Gorgopiko in Athen als Werkstück in die Westwand eingefügt fand und das einst die Aula eines antiken Gebäudes geschmückt haben dürfte, giebt bedeutsamen Aufschluß über eine Auslese von Festen, die nicht mystischer Natur, sondern öffentliche Feierlichkeiten waren, an denen das Volk teilnahm. Leider sind Lücken in dem Relief vorhanden; auch ist durch das Einmeißeln des griechischen Kreuzes ab und zu die Deutlichkeit der Darstellung etwas beeinträchtigt, so daß einige Monate fehlen. Nur elf öffentliche Feste sind bildlich dargestellt. Das erste im Monat Pyanepsion, der etwa in der Mitte unsers Oktobers beginnt, zeigt das Umtragen der Eiresione in der Zeit, zu welcher man in Attika die Feldfrüchte zu ernten beginnt. Diese Eiresione bildete man aus einem frischen Zweige des Oelbaums oder Lorbeers, der mit den Erstlingen der Baumfrüchte behangen und durch Umbindung von bunten wollenen Tänien konsekriert war. Sie hat die Bedeutung eines Erntezweiges, den man als Segensdank in die Heiligtümer derjenigen Gottheiten weiht, die den Segen verliehen haben. Deshalb auch heißt das Garbenbündel der Aehren oder der Erntekranz für Demeter ebenfalls Eiresione. Sie wurden im Monat Pyanepsion dem Helios mit den Horen, wie auch dem Apollon geweiht, für welchen man den Zweig durch eine ganz besondere Ausstattung als ihm heilig kennzeichnete. Wenn man für die Athena Polias nur den Oelzweig wählen durfte, erhält Apollon den Lorbeer, den man jedoch

mit Backwerk aller Art behängt, das zu den Symbolen des Gottes: Leier, Bogen und Pfeil, geformt ist. Ein Knabe trägt den Zweig, gewisse Liederstrophen zum Preise der Eiresione singend, zum Heiligtume des Gottes, wo sie an der Thür aufgestellt oder niedergelegt wird. Aber auch jeder attische Bürger, der Grundeigentümer war, stellte eine solche Eiresione vor seinem Hause auf, da man in ihr ein symbolisches Abwendemittel von Hungersnot sah. Sie blieb so lange stehen, bis man die Eiresione des folgenden Jahres an ihre Stelle setzen konnte; dann wurde sie verbrannt.

An die Eiresione schließt sich die Lenaia, das dem Dionysos geweihte Weinlese- und Kelterfest, an; dem Gotte wird ein Dankopfer dargebracht in Gestalt von Körben, mit Weintrauben gefüllt, die von Kanephoren (Jungfrauen) zum Heiligtum des Gottes auf dem Haupte getragen werden. Es fällt dieses Fest mit dem Eintritt des Sternbildes Skorpion in die Sonne zusammen, den Ptolemäus auf den VI. Pyanepsion (unsern 19. Oktober) festsetzt. In dieser Zeit beginnen die Bäume ihr Laub fallen zu lassen, und Hesiodor mahnt, in diesem Monat für Winterkleider vorzusorgen. Man solle Chlaina und Chiton aus Wolle, in die man den Kopf bis über das Ohr einhüllen kann, einen Regenmantel aus Ziegenfellen und zur Fußbekleidung Sandalen aus Rindsleder, mit Filz gefüttert, anfertigen lassen.

In diesem Monat wurde auch im Heiligtum der Athena Skiras zu Phaleron das Fest der Skira und Oschophorie gefeiert, letzteres ein Dankfest für die glückliche Rückkehr des Theseus mit den geretteten kretischen Geiseln; unter diesen hatte sich Menesthos, der Enkelsohn des Königs Skiros von Salamis, befunden. Um dieses Knaben willen hatte Skiros, der Begründer der Schiffahrt, Theseus zu seiner Kretafahrt die beiden erprobten Steuermänner Nausitoos und Phajax geschickt, die ihn mit dem Dreißigruder sicher nach Kreta und von dort wieder zurückführten. Aus Dankbarkeit gründete Theseus ihnen nach seiner siegreichen Heimkehr die Heroa- und Altarsakra neben dem von Skiros gestifteten Heiligtum der skiradischen Familiengöttin und fügte ihr Gedächtnisfest Kybernesia der von ihm eingesetzten Oschophorie hinzu. Dieses Fest bestand darin, daß wie bei der Heimkehr des Theseus Dankopfer im Tempel der Athena Skiras dargebracht und dann in feierlichem Aufzuge Jünglinge und Jungfrauen, die, gleich den Geiseln, aus edeln Familien Attikas ausgelost waren, nach dem Oschophorion, einem von Theseus zu diesem Zweck bestimmten Grundstücke, geführt wurden. Frauen, welche Speise trugen, Deipnophoren genannt, nahmen daran teil. Sie stellten die Mütter der Geiseln dar, die ihre Kinder zu speisen kamen. Sie erzählten ihnen zur Erheiterung Mythen und trösteten sie, wie auch die zum Tribut bestimmten Kinder von ihren Müttern getröstet und erheitert worden waren.

Wahrscheinlich hatte sich Theseus bei Einsetzung dieses Festes des Myrtenzweiges zur Kränzung bedient, denn nach Orakelbefehl mußte er Aphrodite als Führerin und Geleit zur Kretafahrt wählen, dieser auch das Ausfahrtsopfer in Phaleron bringen, was nur in Myrtenbekränzung, dem heiligen Baumzweige der Göttin, ausgerichtet werden durfte. Ein Gleiches galt auch für das Dank-

opfer nach der Landung, da die Göttin über der ganzen Fahrt glücklich gewaltet hatte. Diese Bekränzung wurde daher auch bei den Erinnerungsfesten beibehalten.

Der Monat Maimakterion, der Windmonat, der nach unsrer Zeitrechnung von Mitte November bis Mitte Dezember geht, trägt wohl seinen Namen vom Zeus Maimaktes, dem unruhig Stürmenden. In der zweiten Hälfte desselben, wo die Stürme zu schweigen beginnen, wird das Fest des Zeus Georgos, des Schützers der Landwirtschaft, gefeiert, weil zu dieser Zeit das Landvolk in Attika beginnt, seinen Acker zu bestellen.

Nach der Mythe erfand der Heros Buzyges den Pflug mit Rinderbespannung, um die Ackerbestellung zu lehren und einzusetzen. Seine Nachkommen, die Buzygen, führen zu diesem Feste selbst den Pflug auf dem dem Heros geweihten Eigentum, dem Rarion, das die Grenzscheide zwischen Eleusis und Megara bildete, damit den Beginn der Saat verkündend. Und so heilig wurde dieses Rarion gehalten, daß das Wagnis der Megarer, einen Teil dieses Bodens zu bestellen, Mitursache zum Peloponnesischen Kriege wurde, da sie den Herold, der geschickt war, ihnen diese Entweihung des Heiligtums zu untersagen, töteten und so den Haß und die Rache der Athener gegen sich wachriefen.

Das Sternbild dieses Monats ist der Schütze, der nach Ptolemäus am dritten Maimakterion (19. November) aufgeht. Aratus warnt jeden Wanderer, zur Zeit, da dieses Zeichen am Himmel steht, sich der Nacht zu vertrauen, und empfiehlt, vor Einbruch der Dunkelheit das schützende Haus aufzusuchen.

Im Poseideon (Dezember-Januar) wird ein eigenartiges Volksfest gefeiert: das Fest der Hahnenkämpfe im Theater des Dionysos. Die Hahnenkämpfe sind gleich den Wachtelkämpfen eine Ergötzung, welche seit ihrem Aufkommen von den Athenern leidenschaftlich gesucht und gepflegt wurde. Man veranstaltete sie privatim bei jeder Gelegenheit, doch waren sie auch öffentlich von Staats wegen auf einen Tag im Jahre festgesetzt. Wie heutzutage beim Sport, setzte man Preise aus und ging hohe Wetten ein. Die Tiere wurden zum Kämpfen förmlich erzogen und abgerichtet, auch vor dem Kampfe mit Knoblauch gespeist, um sie hitzig zu machen. Pausanias nennt als gerühmte Kampfhähne vornehmlich die Gattung der tanagräischen und rhodischen. Aelian überliefert, daß die Athener, wohl auf Antrag des Themistokles, zum Gedächtnis des Auszuges vom ganzen attischen Volke nach Salamis dieses Schauspiel als Volksfest im Theater gestiftet hätten. Es wurden, wie bei den gymnischen Festen, Siegeskränze an die Besitzer der den Preis erhaltenden Hähne ausgeteilt, welche Preise auf einem mit kostbarem Teppich bedeckten Tische zur Schau gestellt lagen. Der Monat steht unter dem Sternbilde des Steinbocks, dessen Aufgang Ptolemäus auf den VI. Poseideon (17. Dezember) ansetzt. Der Steinbock ist als eines der ältesten Sternzeichen zu betrachten, da es schon von Epimenides mit dem Gedächtnis an die Ernährung des Zeusknaben auf Kreta zusammengebracht wird. Auch scheint in der Erfindung der Muschel als Schrecktrompete gegen die Titanen bereits die tritonische Endform des Bildzeichens, der Fischschwanz, angedeutet zu sein, welcher sich bei späteren Schriftstellern bestimmt erwähnt findet. Aratus mahnt, in diesem Monat

sich nicht auf das Meer zu wagen, da die Tage kurz, die Nächte lang seien und unheilbringende Winde über das Wasser stürmten.

Der Monat Gamelion fällt auf dem Relief aus. Da er nach julianischem Kalender die letzte Hälfte des Januar und die erste des Februar in sich begreift, ist er einer der beiden Regenmonate, in welchen Wassermann und Fische die Sonne passieren.

Das erstere Gestirn geht nach Ptolemäus am 16. Januar, das letztere am 15. Februar durch die Sonne. Der Monat ist ursprünglich der Ehegöttin Hera geweiht. Auf dem römischen Zodiakus bei Millin bemerkt man den Vogel der Hera, den Pfau, hinter dem Steinbock, was als eine Andeutung des athenischen Gamelion aufzufassen ist.

In den Monat Anthesterion (Februar-März) fällt das liebliche Blumenfest. Es ist die Zeit, in der die Schwalbe in Attika einzieht und leuchtende Frühlingsblumen aus dem Boden emporsprießen. Doch nicht deshalb allein war er den Athenern der Monat öffentlicher Lust und Freude, sondern auch, weil nun der gegorene Wein geklärt war. Man fügte deshalb dem Blumenfeste das Kannenfest hinzu, bei welchem der neue Wein zuerst genossen wurde. Kein Wunder, daß die erwachende Natur das Herz von jung und alt fröhlich erregte. War doch der Winter entwichen, der in das enge Gemach gebannt hatte. Nun konnte ein jeder sich wieder im Freien ergehen und mit der Natur zusammenleben. Man schmückte Haus und Herd mit den ersten Blüten des Frühlings und bekränzte sich mit ihnen das Haupt. Noch heute am Vorfastentage kann man eine Reminiscenz dieses Festes in Athen sehen; denn da wandeln auch Jungfrauen und Jünglinge mit Kränzen geschmückt auf den Hügeln von Athen und schlingen zu den Tönen der Pfeifen oder zum rhythmischen Gesang den Reigen.

Drei Tage währte dieses Fest. Die Tempel wurden geschlossen, und harmlos gab man sich dem Genusse des Segens hin, den die Götter gespendet hatten. Doch vergaß man auch in der Freude der chthonischen Mächte nicht, sondern wies durch Opfer, die man ihnen am Schlusse brachte, darauf hin, wie der Mensch auch mitten in der Lust des Lebens ihres ernsten Waltens eingedenk bleiben solle. Ging auch alles Volk am ersten der drei Festtage in Kränzen, waren es doch vornehmlich die Kinder, welche blumengeschmückt und in Festkleidern zur öffentlichen Promenade, am liebsten nach dem Kerameikos, zum Schauwandeln geführt wurden.

Das Sternbild dieses Monats ist das des Phrixos auf dem Widder, der selbst erst spät im Monat, am 25. Anthesterion (16. März), in die Sonne tritt. So bestimmt es Ptolemäus, während im römischen Kalender Ovid und Plinius den 17. und 18. März für den Durchgang des Gestirns durch die Sonnenbahn angeben.

Der Monat Elaphebolion (März-April) bezeugt durch seinen Namen, daß er der Artemis Elaphebolos geheiligt war. Es wird mit demselben der Eintritt des befruchtenden Frühlingsregens gefeiert und der Göttin ein Hirsch lebendig oder nur bildlich aus Sesamkuchen mit Honig und Fett geformt als Opfer dar-

gebracht. — Außerdem fallen in diesen Monat die großen Dionysien. Das erste, kleinere Fest des Gottes bei der Weinlese im Monat Pyanepsion ist vorhin schon geschildert worden. Die dionysische Pompa, in welcher bekränzte Opfertiere zum Altar des Gottes geleitet wurden, ging dem Artemisfeste voran. Dem Dionysos ist der Ephen heilig; deshalb trugen die Priester und Korybanten des Dionysos Ephenkränze auf dem Haupte. Das Zeichen dieses Monats ist der Stier, der aber erst sehr spät im Monate, am 28. (17. April), in die Sonne tritt.

Im folgenden Monate Munychion (April-Mai) regiert anfangs noch der Stier, lenkt aber dann seine Bahn zu den Dioskuren (Zwillingen) hin. In dem Relief ist keine Festvorstellung für diesen Monat vorhanden. Erst im Monat Thargelion (Mai-Juni) finden wir wieder ein Fest, das Fest der Anakeia, verzeichnet. Das Doppelgestirn der Dioskuren, das nach Plinius am 5. des Monats (19. Mai) in Attika aufgeht, steht beherrschend über dem Monat. Der Kultus der Dioskuren kann erst seit ihrer Apotheosis und vielleicht mit oder unmittelbar nach Gründung der theseischen Staatsgemeinde gestiftet sein. Die Mythe erzählt, daß sie von Herakles Staatsbürgerrechte erhalten hätten und in die Mysterien eingeweiht worden wären. Denn war Herakles vom Athener Pylios als Sohn adoptiert, so die Dioskuren von Aphidnos. Ihr Tempel, das Anakeion am Fuße der Akropolis, ist nach Pausanias einer der wenigen Tempel, die von den Persern nicht zerstört wurden. Er schildert ihn als ein altes Heiligtum; die Dioskuren waren stehend gebildet, während ihre Kinder zu Pferde saßen. Der Name Anakes ist die attische Bezeichnung für das Zwillingspaar: Kastor und Polydeukes. Doch nannten viele der alten Astronomen dieses Doppelgestirn auch mit den Namen Apollon und Herakles.

Dieser Monat wird als Beginn des Sommers angesehen. Es kommen die schwülen Tage heran, die Gymnasien erschließen sich, die Schüler eilen zu körperlichen Uebungen ins Freie. Und wie zu Lande Palästriten, Athleten und künftige Wettkämpfer sich nackend und gesalbt auf ihren Turnplätzen tummeln, zieht man in Häfen und Buchten die Schiffe aus ihren Stapelplätzen auf das Wasser, denn die bereits am Horizont sich zeigenden Plejaden eröffnen jetzt den Verkehr zur See, den sie mit ihrem Untergang im Herbst wieder einzustellen gebieten.

Mit dem Eintritt des Zwillingsgestirns fällt die Feier der Stiftung ihres Kultus zusammen, das Fest der Anakeia, zugleich das Stiftungsfest des ältesten, von Akademos gestifteten Gymnasiums Athens, mit welchem auch die beiden andern Gymnasien Kynosarges und Lykeion mit den Palästren eröffnet, die bereits erwählten Gymnasiarchen in ihr liturgisches Amt eingewiesen wurden.

Neben den Dioskuren ist Herakles Vorsteher der gymnischen Uebungen und wird als Mitrichter bei denselben bezeichnet. Der gymnischen Pflege des Leibes wurde von den Hellenen eine hervorragende Sorgfalt zugewandt. Besonders gehörte auch der Fackellauf zu den bevorzugten Exerzitien. Denn so angesehen erschien ein Sieger im Fackellauf, daß man ihm oder seinem Lehrer das große Ehrenvorrecht zugestand, die Lampas, die er getragen hatte, als

Weihegeschenk mit Siegesinschrift als Denkmal aufzustellen. In keinem der übrigen hellenischen Staaten ist der Fackellauf so kultiviert worden wie in Athen. Man mochte ihn zur Verherrlichung der solennesten Feste so wenig entbehren, daß selbst die Reisigen nachts zu Ehren der Gottheit mit Fackeln wettreiten mußten. Daher sind allein sieben Gottheiten bekannt, deren Festen die Athener den Fackellauf hinzugefügt hatten. Wie sehr angesehen er war, bezeigt auch, daß nach Boekh bei den Prometheen 12000 Drachmen für diesen Wettlauf aufgewendet wurden.

Akademos, der als Stifter der Akademien gilt, wird als Freund der Dioskuren bei diesen Festen besonders geehrt. Man erzählt von ihm, daß er die Waffen der Dioskuren von Athen dadurch abgewendet habe, daß er beiden offenbarte, wie ihre Schwester Helena nicht in der Stadt, sondern von Theseus zu Aphidnai beim Aphidnos verborgen sei. Dafür sollen sie ihm große Ehren erwiesen, auch die Lakedämonier später bei allen Einfällen in Attika die Wohnstätte dieses Heros, die nach ihm benannte Akademie, stets verschont haben. Dieser Gentilkultus des Akademos wird dann mit dem Heimfalle der Akademie an den Staat und der Aufnahme der Dioskuren in Athen als Staatsbürger zum Staatskultus erhoben.

Der Siegeskranz, der bei diesen gymnischen Spielen als höchster Preis neben dem Oelkranz der Athene verliehen wird, ist aus lichtgrünem Schilf gebunden. Sehr treffend erklären die Scholien, daß mit diesem einfachen Kranze die Dioskuren selbst bekränzt wurden. Man verleihe ihn hier als Symbol zur Nacheiferung ihres mannhaften Thuns.

In Bezug auf die Dioskuren als Retter und Schützer der Seefahrer bleibt für Athen bemerkenswert, daß die Aufnahme ihrer Verehrung hier in die Zeit fällt, mit welcher nach Plutarch der Bau von Seeschiffen bei den Athenern beginnt. Wenn die Triere des Theseus zur weiten Kretafahrt als das erste Seeschiff angegeben wird, zeigt sich dabei zugleich auch die völlige Unkunde der Athener in der Seeschiffahrt und Steuerung, also auch die Unkenntnis derjenigen Gestirne, deren Beobachtung ihnen an Stelle der Magnetnadel ganz unentbehrlich war. Denn Skiros sendet die beiden Steuermänner aus Salamis, da Theseus ohne deren Hilfe das Schiff nicht lenken konnte. So ist es erklärlich, daß die Dioskuren auch als leitendes Gestirn für die Schiffer in den Kultus aufgenommen wurden. Ein bedeutsames Zeichen dafür gaben die Schiffsmasten mit goldenen Sternen auf der Spitze, welche Lysandros als sinnvolle Weihegabe nach dem Siege bei Aigospotamoi dem Apollon in Delphi stiftete. In den beiden eiförmigen Hüten der Dioskuren mit dem Sterne darüber darf man vielleicht nichts andres sehen als die bekannte Schiffermütze, welche daher auch dem seefahrenden Odysseus als Kennzeichen von den Alten gegeben ist.

Der Monat Skirophorion (Juni-Juli) wird auf dem Relief als eine eigentümliche Opferzeremonie versinnbildlicht, die man Buphonia nennt. Es sind dies Opfer, die seit Erechtheus von Butes dem früheren blutlosen Opferritus des Zeus Polieus hinzugefügt worden. Dieses Fest des Zeus Polieus fiel auf den 14. dieses

Monats. Am ersten Skirophorion (18. Juni) tritt nach Ptolemäus der Krebs in die Sonne. Am 12. werden die Skirophoria der Athena Polias gefeiert, am 14. ist der Buphonientag. Athena gelobt dem Zeus Polieus das erste Opfer auf seinem Altar als Dank für seinen Beistand gegen Poseidon; das heißt, die Priesterschaft des Zeus entschied, daß der Oelbaum der Athena und nicht der Dreizack des Poseidon die höchste Anerkennung im Kultus des Landes erhalten sollte. Wie am Feste des Zeus Georgios im Maimakterion die Buzygenpriester den Beginn der Aussaat durch Pflügen auf dem heiligen Acker weihten, bringen sie am Buphonion den Dank für den gespendeten Kornsegen dem Gotte dar. Die Zeremonie besteht darin, daß auf den erzenen Opfertisch des Zeus Polieus vom geweihten Acker Kornfrucht gestreut wird. Eine Anzahl Stiere, direkt vom Pfluggespann hinweggenommen, werden zu diesem Opfertische getrieben. Das Tier, das zuerst von der Weihegabe frißt, wird zum Opfer erwählt und von dem dazu bestimmten Priester durch einen Axtschlag auf den Kopf getötet. Der Brauch will, daß dieser Priester gleich nach dem tödlichen Schlage fliehen muß. Das Mordwerkzeug wird dann statt seiner förmlich vor Gericht geführt und verurteilt. — Ein zweiter Priester zieht dem Tiere die Haut ab und schlachtet es als Speise-Opfer aus. Jedoch empfängt er die Haut nicht, wie bei andern Opfern üblich, als Geschenk, vielmehr wird dieselbe ausgestopft und in solcher Gestalt zum Schein an einen Pflug gejocht, weil ein altes buzygisches Gesetz den Totschlag des Pflugstieres verbot. Später wurden statt eines Stieres zu diesem Feste mehrere getötet und das anfangs auf das Heiligtum in der Burg beschränkte Opferfest zum Volksfeste umgestaltet.

Das dem Buphonion vorausgehende Fest der Athena Polias am Skiron, die Skirophorie, ist eines der bedeutungsvollsten Feste der Hellenen.

Es ist ein Bittgang für das Gedeihen des Oelbaumes, der zu dieser Zeit in Blüte steht und einen der Haupterwerbszweige der Athener bildet. Am 12. Skirophorion geht eine feierliche Pompa von der Akropolis hinab nach der Kephissosebene zum Heiligtum der Athena am Skiron. Skiron ist die Stätte, wo der Megarer König Skiros, ein mythischer Sohn des Poseidon, im Kampfe zwischen Athen und Eleusis von der Hand des Theseus getötet wurde. Eleusis fiel dabei für immer an die Athener. Skiros aber wurde, wo er gefallen, mit Ehren bestattet und die ganze Stätte samt dem Wildbache, der sie durchschneidet, Skiron genannt. Die Athener pflanzten dort den Oelbaum, welcher der Athena Polias geheiligt ist. Deshalb wurde ihr an dieser Stelle auch ein Heiligtum errichtet, neben Altären für Demeter und Kore, den Göttinnen der Feldfrüchte, für den Segenmehrer Zeus, für Helios, dessen Mitwirken beim Gedeihen des Oelbaumes nicht entbehrt werden kann, und für Zephiros, den Windgott. Denn wie Zeus und Helios das Gedeihen der Gewächse beschirmen, so gewährt Zephiros in der höchsten Glut des Sommers Kühlung; auch scheint der zwölfte Monatstag für den Bittgang bedeutsam, weil zu dieser Zeit der Mond sich zu füllen beginnt und mit dem Vollmond der stärkste Taufall eintritt. Bei einem Opfer für Schutz und Ernährung der Olivenfrucht in der dörrendsten Hitze ist die

Bitte um kühlenden Wind und nährenden Tau, um „Hersa, des Zeus und der Selena Kind“, wie Alkman sagt, verständlich.

In dem Festzuge trug der Priester des Poseidon-Erechtheus, als Kultusverwalter seines Gottes, einen großen weißen Sonnenschirm, Skiron genannt, zugleich ein Symbol des Schutzes gegen die Sonnenglut, und den Priesterstab mit dem Dreizack. An seiner Seite schritten, gleichfalls unter dem Schirme, die Priesterin der Athena Polias und der Priester des Helios. Der Priesterin lag die Pflege des Burgölbaums und der Burgschlange im Tempel wie auch des heiligen Offenbarungsmahles ihrer Göttin ob, weshalb sie einen Olivenzweig in der Hand trug und mit ihrem Abzeichen, der heiligen Aigis, geschmückt war. Dieses geschah stets, sobald sie zur Verrichtung priesterlicher Handlungen die Burg verließ.

Das Fest begann mit dem Ausgangsopfer unter dem Burgölbaum und bewegte sich dann zu den Stätten, die Filialpflanzungen des Baumes enthielten. Der erste Halt wurde auf der Akademie gemacht, wo der Sage nach der zweite heilige Oelbaum des ganzen attischen Landes als Tochterbaum der Burgolive gepflanzt worden war. Dort waren dann von den Senkreisern derselben die zwölf Oelbäume erwachsen, unter denen sich der Altar des Zeus befand. Die Früchte dieser Olivenbäume lieferten das Preisöl für die großen Panathenäen: auch wurden von ihnen die Zweige zu den Kränzen für die Sieger geschnitten. Neben diesem Altar stand noch einer des Prometheus, jenes ersten Flammenzünders der Menschheit, der mit dem Fackellicht des himmlischen Feuers vom olympischen Herde des Zeus hinweglief, es den Sterblichen zu bringen. An diesem Altar entzündete man die Fackeln, mit welchen man bei den Fackelläufen des Prometheus, Hephästos und der Athena nach der Stadt rannte.

Von diesen zwölf Oelbäumen stammen alle Oelbäume des Landes ab. Jeder erste mit einem Reis dieser Bäume gepfropfte Oelbaum ward der Göttin geheiligt und blieb deshalb Eigentum des Staates. Davon schrieb sich das Recht des Staates her, alle Privatölpflanzungen jährlich revidieren zu lassen; auch der Oelzweig der Eiresione für Athena Polias wurde diesen zwölf Oelbäumen entnommen. Die Pflanzung der Olive war besonders nach der Kephissosebene ausgedehnt. Rings um Kolonos breitete sich der prachtvolle Oelwald aus, den Sophokles in seinem „Oedipus“ besingt. Die athenischen Greise raten dem fragenden Oedipus, zur Bittspende für die Eumeniden Zweige von Bäumen dieses heiligen Haines mit Wolle zu umwickeln und diesen Gottheiten darzubringen. Er bezeichnet diesen Hain als eine Abwehr gegen die feindliche Gewalt. Hatten doch selbst die verwüstenden Lakedämonier und Perser diese Pflanzung nicht anzutasten gewagt.

Hier im Hain zu Kolonos, das der Garten Athens war, wo Obst, Wein und Gemüse in Geländen neben dem Oelbaum üppig gediehen, wurde zum zweitenmal Halt gemacht, um dann nach Skiron weiter zu ziehen. Dort wurde nach vollbrachten Opfern wie in Delphi die Mantik (Wahrsagekunst) geübt, namentlich aus dem Vogelfluge Glück oder Unheil für die Fruchtbarkeit des Jahres

prophezeit. Auch die beliebten Glückswürfelspiele waren hier im Gebrauch. Vielleicht dienten sie dazu, die Loserwählung zu ersetzen, um Persönlichkeiten für die verschiedenen Dienstleistungen und Liturgien zu bestimmen.

Neben der Pflanzung der Olive wurde auch die der veredelten Gartenfeige in dem im Bezirke von Skiron liegenden Hierasyke gefeiert. Die Einführung dieser Frucht in Attika knüpft die Legende an diesen Ort und an das Gärtnergeschlecht der Phytaliden. Phytalos, der Stammvater desselben, soll von Demeter besucht worden sein, die ihm zum Lohn für die gastliche Aufnahme in seinem Hause den ersten Feigenschößling schenkte. Aus diesem Schößling sei der erste Feigenbaum in Attika erwachsen, von welchem alle übrigen stammten und von welchem auch der Ort den Namen Hierasyke empfing. Da die geschichtliche Tradition den Familienheros Phytalos zum ersten Priesterpflanzer der feigengebenden Demeter macht, bezeugt sie, wie fruchtbar der Boden dort war, und wie von dort die Feigenkultur in Attika ausging.

Als Wahrzeichen dient das Grabmal des Phytalos auf seiner Wohnstätte, auf dem Pausanias noch ein Epigramm gelesen, welches von einem erblichen Ehrenkultus der Familie spricht, zu dem auch das hohe Vorrecht der Blutsühne gehörte, welches zu Athen nur noch die ionischen Eupatriden besaßen. Die Phytaliden waren es auch, die Theseus reinigten von dem Mordblute der dämonischen Uebelthäter, welche er auf dem Wege nach Athen erschlug und unter denen auch sein Blutsverwandter Sinnis war. Denn ohne gereinigt und gesühnt zu sein, durfte er den Boden seines väterlichen Stadtgebiets Athen nicht betreten. Nach vollbrachter Reinigung nahmen ihn die Phytaliden auf in ihrem Familienhause auf atttischem Boden und bewirteten ihn gastlich. In dankbarer Erinnerung an diese Wohlthat überwies ihnen Theseus späterhin die Einkünfte eines Temenos (Tempelbezirk) samt der Jahressteuer, welche die Familien der geretteten kretischen Geiseln zahlen mußten. Davon richteten die Phytaliden das jährliche Dankopfer zum Ehrengedächtnisse dieser Rettungsthat aus.

Das herrschende Gestirn im Skirophorion ist der Krebs, der nach Ptolemäus am ersten des Monats (18. Juni) in die Sonne tritt. Am 11. ist das Sommersolstitium; damit beginnt die heiße Zeit.

(Schluß folgt.)



Friedrich der Große und Herzog Karl Eugen von Württemberg.

Von

A. v. Winterfeld.

Am 7. Januar 1744 vollzog sich in dem alten Königsschloß in Berlin ein wichtiger Staatsakt. In feierlicher Zeremonie, umgeben von der königlichen Familie, der Herzogin-Witwe von Württemberg und ihren beiden jüngeren Söhnen, in Gegenwart sämtlicher Minister und der Hofstaaten, überreichte König Friedrich II. von Preußen unter erhebenden und ergreifenden Worten dem erst sechzehnjährigen Herzog Karl Eugen von Württemberg die kaiserliche Bestätigungsurkunde der Volljährigkeitserklärung. Der junge Herzog hatte mit seiner Mutter und mit seinen Brüdern die letzten Jahre in Berlin zugebracht, um sich unter der Leitung Friedrichs für seinen Regentenberuf auszubilden, und da eine äußerst glückliche Begabung, verbunden mit regem Eifer und Fleiß, den Prinzen zu schnellen Fortschritten in seinen Studien geführt, so hatte der König kein Bedenken getragen, den Wunsch und das Bestreben der Herzogin zu unterstützen, ihren ältesten Sohn, den minderjährigen Herzog, von der Vormundschaft des Herzogs Karl Friedrich von Württemberg-Oels, der die Regierung in seines Mündels Namen führte, vorzeitig zu befreien.

Dabei ließ es aber Friedrich nicht bewenden. Die treue Sorge für das Wohl seines jungen, noch unerfahrenen Schützlings, von dem er viel hielt, aber auch viel erwartete, und nicht minder für das von ihm zu beherrschende Land hatten den König veranlaßt, eine Reihe von Lehren, Ermahnungen und Warnungen für ihn niederzuschreiben, die eine merkwürdige Reife des Geistes, der Einsicht und Erfahrung für einen kaum vier Jahre regierenden, zweiunddreißigjährigen Herrscher bekunden. Wir können von dem umfangreichen, zum Teil sehr ins einzelne eingehenden, äußerst interessanten und charakteristischen Dokument hier nur einige der wichtigsten Stellen mitteilen. So sagt Friedrich im Eingange: „Der Anteil, den ich an der Erlangung Ihrer Volljährigkeit gehabt habe, macht mir das Glück Ihrer Regierung zu einer desto wichtigeren Angelegenheit, als ich annehme, das Gute und Schlimme derselben werde auch mit auf meine Rechnung kommen. Daher halte ich es für meine Pflicht, Ihnen meine Gedanken über den neuen Stand, in den Sie treten, freundschaftlich und offenherzig mitzuteilen. Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Meinung für untrüglich halten und verlangen, daß ihre Freunde allein durch sie denken und handeln sollen. So lächerlich diese Anmaßung meinerseits sein würde, so strafbar wäre es andrerseits, wenn ich es unterließe, Ihnen das zu sagen, wozu keiner Ihrer Beamten oder Unterthanen den Mut haben wird, oder was keiner aus Eigennutz wird sagen wollen. — Die ersten Handlungen bestimmen gewöhnlich das Urteil des Publi-

tums. Erwerben Sie sich gleich anfangs einen guten Ruf, so wird man Vertrauen auf Sie setzen, was meines Erachtens die wünschenswerteste Sache für einen Regenten ist. Sie werden überall Personen finden, die Ihnen zu schmeicheln und Ihr Vertrauen zu gewinnen suchen werden, um Sie zu beherrschen. Sie werden, besonders unter Ihren Räten, auch solche Leute finden, die Ihnen die Kenntnis der Regierungsgeschäfte zu entziehen suchen werden, um sie selbst nach ihrem Belieben zu leiten. Sie werden Ihnen die leichtesten Sachen schwer vorstellen, um Ihnen die Arbeit zu verleiden. Sie dürfen sich daher nicht abschrecken lassen, sondern müssen sich eine genaue Kenntnis der ganzen Landesregierung, namentlich aber vom Finanzwesen, verschaffen, denn die Finanzen sind der Nerv des Landes ...

„Seien Sie fest in Ihren Entschlüssen, wägen Sie das Für und Wider vorher ab, ehe Sie dieselben fassen; aber wenn Ihr Wille einmal erklärt ist, so gehen Sie um alles in der Welt nicht davon ab. Sonst wird man Sie für einen Mann halten, auf den nicht zu bauen ist ...

„Es wird an Ihrem Hofe nicht an Ränken fehlen. Bestrafen Sie die Urheber derselben streng, um ein abschreckendes Beispiel zu geben. Unzeitige Güte ist Schwäche, so wie unnötige Strenge ein Verbrechen ist. Beides muß man vermeiden.

„Denken Sie nicht, das Württemberger Land sei für Sie geschaffen; glauben Sie vielmehr, die Vorsehung habe Sie dazu bestimmt, dieses Volk glücklich zu machen. Ziehen Sie sein Wohl allezeit Ihrem Vergnügen vor. Dann werden Sie nicht allein der Liebling Ihres Volkes sein, sondern Sie werden auch die Bewunderung der Welt erlangen.

„Sie sind das Haupt der bürgerlichen Religion Ihres Landes, die in der Rechtschaffenheit und in allen sittlichen Tugenden besteht. Ihre Pflicht ist es, die Ausübung derselben zu befördern, vor allem die Ausübung der Menschlichkeit, welche die vornehmste Tugend jedes Menschen ist. Für die geistliche Religion lassen Sie Gott und Ihre Diener sorgen. Wir sind alle blind auf diesem Felde und mancherlei Irrtümern unterworfen. Hüten Sie sich also vor Schwärmerei in der Religion, die Verfolgung hervorruft. Wenn elende Sterbliche Gott gefallen können, so muß es durch Wohlthaten geschehen, die sie dem Menschen erweisen, nicht durch Verfolgung. Nötigte Sie auch die wahre Religion, welche die Menschenliebe ist, nicht zu dieser Handlungsweise, so müßte es die Staatsklugheit thun, denn Ihre Unterthanen sind ja fast alle Protestanten. (Herzog Karl war bekanntlich katholisch.) Duldsamkeit wird machen, daß Sie von ihnen angebetet, Verfolgung, daß Sie verabscheut werden.

„Halten Sie immer fest am Deutschen Reich. Es giebt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz Ihrer Nachbarn als in der Erhaltung des Reichssystems ...

„Verehren Sie stets in Ihrer Mutter die Urheberin Ihres Lebens. Die Dankbarkeit gegen die Eltern hat keine Grenzen; man kann es daran fehlen lassen, aber sie niemals übertreiben."

Nachdem Friedrich noch verschiedene andre Punkte berührt, schließt er mit den Worten: „Mit außerordentlicher Freude werde ich es hören, mein lieber Herzog, wenn Ihre Unterthanen unter Ihrer Regierung glücklich sind und Sie preisen und segnen.“

Herzog Karl, ein blühender Jüngling von einnehmender Schönheit, der am 11. März 1744 unter dem Jubel seines ihn mit freudiger Hoffnung aufnehmenden Volkes seinen Einzug in Stuttgart gehalten hatte, schien anfänglich ernstlich bestrebt, gemäß den weisen und edeln Ratschlägen seines königlichen Freundes zu leben und zu regieren. Er gelobte, „als ein rechtschaffener, wahrer Vater des Vaterlandes treuherzig zu handeln und nach den Rechten und Ordnungen des Landes zu herrschen“, und erfüllte auch eine Zeit hindurch diese Versprechungen, indem er die Verfassung und die Landesreligion achtete, die Bestechungen bei Amtsbewerbungen streng verbot und in gutem Einvernehmen mit der Landschaft zu bleiben bemüht war. Dieser glückliche Zustand dauerte einige Jahre, und Friedrich konnte, von einzelnen verzeihlichen Jugendthorheiten abgesehen, mit seinem Zögling zufrieden sein. Er trug daher kein Bedenken, ihm die erbetene Hand seiner schönen Nichte, der einzigen Tochter seiner Schwester, der Markgräfin von Anspach, zu verschaffen, eine Verbindung, in welcher das Volk, da die Prinzessin protestantisch war, eine Bürgschaft für die Sicherheit der Landesreligion erblickte. Die Ehe war in den ersten Jahren eine glückliche, wurde aber die Veranlassung zu einer stets wachsenden Prachtentfaltung, welche in schreiendem Mißverhältnis zu den Einkünften des Herzogs und zu den Mitteln des Landes stand. Der Bau des neuen, großartigen Residenzschlosses, eine glanzvolle Oper nebst Ballett, die Jomelli und Noverre leiteten, in der Vestris für zehntausend Gulden jährlich tanzte und für welche Columba seine bewunderungswürdigen Dekorationen und Maschinerien schuf — alles dies verschlang ungeheure Summen, während die wochenlang dauernden Jagden das Land verwüsteten und Krankheit und Elend über die zu Tausenden zum Treiben des Wildes gepreßten Bauern brachten. Ging die Ueppigkeit doch so weit, daß das Wasser in den Teichen zu den Sumpfjagden gewärmt werden mußte. Je mehr der Herzog sich den männlichen Jahren näherte, desto mehr verließen ihn Besonnenheit und Festigkeit, und der despotische Zug seiner Natur trat mit wachsender Härte hervor. Die letzte Schranke der Rücksicht fiel, als seine durch die überhandnehmende Maitressenwirtschaft tief beleidigte Gemahlin, nachdem sie vergeblich versucht, den Herzog auf den Weg der Ehre und Pflicht zurückzuführen, Stuttgart verließ, zu ihren Eltern sich begab und zur Rückkehr nicht zu bewegen war.

Nun herrschte völlige Zucht- und Zügellosigkeit an Karls Hofe. Diejenigen seiner Räte, welche freimütige Einsprache zu erheben wagten, wie der Kammerpräsident von Hardenberg, wurden entlassen, und an ihrer Stelle gewannen Günstlinge, wie Rieger und Graf Montmartin, welcher letztere den Handel mit Staatsämtern förmlich organisierte und dadurch Korruption in alle Kreise des Volkes verbreitete, den nachteiligsten Einfluß auf den Herzog. — Eine andre Quelle des Elends wurde die rücksichtslos betriebene Konskription, eine Folge

des mit Frankreich geschlossenen Vertrages, nach welchem gegen Zahlung großer Summen stets ein Corps von 6000 Mann zur Verfügung stehen mußte. Als später diese Truppenanzahl sogar verdoppelt werden sollte und die Landschaft unter Führung ihres Konsulenten, des würdigen Moser, entschieden dagegen protestierte, wurde derselbe auf die Feste Hohentwiel gebracht und daselbst fünf Jahre in strenger Haft gehalten, aus welcher ihn erst Friedrichs des Großen nachdrückliche Verwendung befreien sollte.

Das Verhältnis Friedrichs zum Herzog hatte sich unter solchen Umständen sehr verändert. Enttäuschung, Unwille, Bitterkeit und Zorn über das unwürdige Leben und Treiben des Herzogs, wogegen alle seine Ermahnungen und Vorstellungen nichts fruchteten, erfüllten des Königs Herz, und er schämte sich seines einstigen Zöglings, auf den er so große Hoffnungen gesetzt. Je mehr Herzog Karl aber von den Wegen des Rechts und der Sitte abwich, je weniger er den Lehren und Ermahnungen dessen folgte, der ihm als leuchtendes Vorbild eines Regenten hätte dienen sollen, desto mehr verwandelte sich seine Liebe für ihn in trotzigen, blinden Haß, der ihn endlich so weit führte, im Siebenjährigen Kriege mit seinen Feinden sich zu verbünden und in eigner Person an der Spitze von 12000 Mann gegen ihn ins Feld zu rücken. Damit erntete er freilich weder Ehre noch Ruhm, und nach der Schlacht bei Torgau beauftragte Friedrich, nicht ohne Ironie, den in preußischen Diensten stehenden Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg, die fliehenden Truppen Herzog Karls nicht sowohl zu verfolgen als vielmehr „heim zu geleiten".

Inzwischen waren die Zustände in Württemberg immer trauriger und unhaltbarer geworden. Des Herzogs maßlose Verschwendung hatte das Land mit Schulden überlastet. Die Vorstellungen der Landstände wurden nicht gehört, ihre Rechte mißachtet und die Verfassung des Landes in mehr als einer Weise gröblich verletzt. Recht wie zum Hohn wurde das gesamte zahlreiche Personal der Oper nebst dem Orchester zur Kirchenmusik gerechnet und mußte unweigerlich aus der evangelischen Kirchenkasse bezahlt werden, so daß für die Besoldung der Geistlichen die Mittel fehlten. Männer wie Moser, Schubart, Huber, die sich diesem Treiben zu widersetzen und ein offenes Wort zu sprechen wagten, mußten in langer Kerkerhaft schmachten, wogegen elende Heuchler und Schmeichler, die den Herzog in seinen Lüsten bestärkten, reich belohnt und in hohe Stellen erhoben wurden. Anstatt Recht und Gesetz herrschte die rücksichtsloseste Willkür, und die natürliche Folge davon war eine allgemeine Korruption und Fäulnis.

Endlich war es so weit gekommen, daß sich die Landstände, hinter denen das Volk stand, in offenem Kampfe mit ihrem Fürsten befanden. Umsonst beschwerten sie sich in Wien, wo die Korruption in der Beamtenwelt kaum geringer war als in Württemberg.

Seit Jahrzehnten hatte die Landschaft ihre Rechte in Wien bei dem Reichshofrat auf dem Wege suchen müssen, auf dem damals bei der Reichsregierung überhaupt etwas zu erlangen war, nämlich auf dem der Bestechung, der Bestechung von oben bis unten, vom Kanzler bis zum Schreiber hinab. Millionen

wanderten aus dem Säckel der Landschaft nach Wien und flossen durch unzählige Hände. Württembergische Beamte zahlten geheime Gelder an kaiserliche; diese zahlten Rückvergütungen. Ueberall warteten offen gehaltene Hände, überall blieb das glänzende Metall kleben, in allen Regionen der Beamtenwelt gewöhnte man sich daran, unrechtmäßiges Geld für ungesetzmäßige Dienste zu geben und zu empfangen oder auch gesetzmäßige Dienste sich ungesetzmäßig bezahlen zu lassen. Auf diese Weise wurde das Mark des Landes geopfert, ohne daß man lange Zeit hindurch auch nur das geringste erreicht hätte. Der Zustand war für viele zu vorteilhaft, um den ernstlichen Wunsch nach einer Aenderung aufkommen zu lassen.

Endlich reichten die fast zur Verzweiflung getriebenen Stände auf den Rat Friedrichs des Großen, der ihnen direkt nicht zu helfen vermochte, eine gerichtliche Klage wegen Verfassungsverletzung am 30. Juli 1764 wider den Herzog beim Reichshofrat in Wien ein, welche von Preußen, Hannover und Dänemark, als Bürgen der württembergischen protestantischen Kirchenverfassung gegen etwaige Eingriffe der katholischen Herzoge, unterstützt wurde. Vor allem nahm sich Friedrich, der sich auf Wunsch der Parteien der Vermittlung unterzogen hatte, mit Wärme und Nachdruck der bedrohten oder vielmehr schon verletzten Verfassung an. An den Grafen von der Schulenburg, den er als außerordentlichen Gesandten in dieser Angelegenheit nach Stuttgart entsendet hatte, schrieb er am 7. Mai 1765: „Nachdem wir aus Euerm Bericht vom 27. v. M. ersehen haben, daß der Herzog mit seinen Angriffen auf das Kirchengut fortfährt und sich durch keine Remonstrationes des Kirchenrats von seinem Vorgehen abbringen läßt, so haben wir unsern Gesandten in Wien anderweitig instruiert, dem Präsidenten des Reichshofrats, Fürsten Collorado, die dringlichsten Vorstellungen deshalb zu erneuern und ihm geradeheraus zu erklären, daß Wir über das widerrechtliche und despotische Verfahren des Herzogs eine prompte und unparteiische Erkenntnis des Reichshofrats erwarteten, und daß, wenn solche nicht erfolgte, Wir uns mit allem Ernst dawidersetzen, die Stände überhaupt, insonderheit aber in Ansehung des Kirchenguts, schützen und solche Maßregeln hervorkehren würden, wodurch denen Ständen und dem armen Lande Hilfe und Erleichterung geschafft werden könnten.“

Diese Sprache ließ an Aufrichtigkeit und Nachdrücklichkeit gewiß nichts zu wünschen übrig. Doch damit nicht genug, wendete Friedrich sich auch persönlich an den Kaiser Joseph II. und machte in dem an denselben gerichteten Schreiben dem Herzog Karl den Vorwurf, daß er, gegen den Inhalt der von ihm und seinen Vorfahren unterzeichneten Verträge und gegen die Verfassung des Landes, schlechten Ratschlägen folgend, nicht nach Recht und Gesetz, sondern willkürlich und despotisch regiere. Auf Joseph, der erst vor kurzem den deutschen Kaiserthron bestiegen hatte und keineswegs den blinden Haß seiner Mutter gegen Friedrich teilte, waren diese Vorstellungen um so weniger ohne Eindruck geblieben, als er selbst ein Feind jeder Unterdrückung war. Dennoch wollte die Sache immer noch nicht recht in Fluß kommen, hauptsächlich weil Montmartin, den der Herzog nach

Wien geschickt hatte, dort durch Bestechungen und sonstige Intriguen alles mögliche that, um sie zu verschleppen.

Doch Friedrich ließ mit seinen Bestrebungen, sowohl in Wien wie in Stuttgart, nicht nach. Im Jahre 1766 schrieb er an den Grafen Schulenburg: „Meine Absicht ist immer dieselbe, nämlich: ich wünsche die Unruhen in Württemberg beendigt zu sehen und die alte glückliche Landesverfassung wieder herzustellen. Die Mittel und Wege sind mir gleich, wenn sie nur mit Gerechtigkeit und in Uebereinstimmung ergriffen werden und zu einem festen und dauernden Ziele führen.“ Einem späteren Kabinettsschreiben an denselben Gesandten hatte Friedrich die eigenhändige charakteristische Nachschrift hinzugefügt: „Wenn Ihr die mindeste Schwierigkeit findet, so sprecht aus einem hohen Tone mit ihm und weiset ihm“ — dem Herzog — „die Zähne.“

Diese Sprache schien gewirkt zu haben, denn nicht lange darauf, zu Anfang des Jahres 1770, entschloß sich der Herzog endlich, den sogenannten Erbvergleich zu unterzeichnen, durch welchen die Landesverträge, namentlich auch der Tübinger Vertrag von 1514, der die Rechte der evangelischen Kirche sicherte, wieder in Kraft gesetzt und erneuert wurden. Nach diesen Verträgen sollte der Herzog von Beamten und Unterthanen keinen andern als den verfassungsmäßigen Gehorsam fordern, die Landstände in ihrem Ansehen und in ihren Rechten ungekränkt lassen, dem Kirchengut das ihm Entzogene zurückgeben, die Staatsämter mit Evangelischen besetzen. Das Militär durfte nicht durch gewaltsame Aushebung, sondern nur durch freiwillige Anwerbung ergänzt werden. Außerdem wurden die vertragsmäßige Verwaltung des Kammergutes, die Abstellung des Aemterhandels und andrer eingerissener Mißbräuche feierlich versprochen.

Dieser endliche glückliche Erfolg langjähriger, vergeblicher Bestrebungen war hauptsächlich dem großen König zu verdanken, der am festesten gewollt, am eifrigsten gesorgt und am kräftigsten gehandelt hatte.

Bei Herzog Karl aber trat von diesem Zeitpunkt an, vornehmlich durch den sanften, aber mächtigen Einfluß seiner zweiten Gemahlin, der später zur Reichsfürstin erhobenen Franziska v. Leutrum, eine Umkehr und Aenderung zum Besseren ein. Der Lärm des Hofes verstummte, an die Stelle verschwenderischer Ueppigkeit trat eine fast bürgerliche Einfachheit, die Jagden verwüsteten und quälten nicht ferner das Land, kein Serail gab mehr ein Aergernis, die dem Volke abgepreßten Millionen zerflatterten nicht mehr in der Luft, der Pfaffen- und Jesuiteneinfluß hatte ein Ende, kurz, der Herzog regierte selbst, zwar als Despot, der er blieb, aber mit kraftvollem, durchaus auf das Wohl des Landes gerichtetem Willen. So wurde die letzte Periode seiner Regierung zu einer so segensreichen, daß die frühere Mißregierung darüber fast vergessen wurde. Niemand aber war mehr erfreut über diesen glücklichen Umschwung in dem Charakter und in der Regierungsweise seines einstigen Zöglings, dem er nunmehr das alte Wohlwollen und die alte Freundschaft wieder zuwenden durfte, als König Friedrich.



Die wahre Bastille.

Von

Frantz Funck-Brentano.

V.

Der 14. Juli.

In dem bemerkenswerten Buch, das Adolf Schmidt unter dem Titel „Paris während der Revolution“ hat erscheinen lassen, schreibt er: „Alle von Grund aus revolutionären Ereignisse, die Tage des 14. Juli, des 5. und 6. Oktober und so weiter, waren das Werk einer nicht wahrnehmbaren Minorität von kühnen und gewaltthätigen Revolutionären. Wenn sie gelangen, liegt das einzig und allein daran, daß die große Mehrzahl der Bürger sich von dem Schauplatz der Begebenheit entfernte oder, von Neugierde getrieben, unthätig auf demselben verharrte und so anscheinend die Bedeutung der Begebenheit vermehrte.“ Und weiter: „Dutard drückte sich nach dem Sturz der Gironde folgendermaßen aus: ‚Wenn es Ihnen gelingt, von 50000 Gemäßigten nur 3000 zu einer Meinung zu bringen, soll mich das wundern, und wenn sich unter den 3000 nur 500 finden, die eines Sinnes und mutig genug sind, ihre Meinung offen zu bekennen, soll mich das noch mehr wundern. Diese wenigstens müssen sich darauf gefaßt machen, septembrisiert zu werden.‘“ — „Zwölf Wahnwitzige, in förmliche Wut versetzt,“ schreibt Dutard in einem andern Bericht, „würden an der Spitze der Sektion der Sansculotten die übrigen 47 Pariser Sektionen in die Flucht schlagen.“ Mercier drückt sich nach dem Sturz der Gironde gelegentlich der Schreckensherrschaft folgendermaßen aus: „Sechzig Banditen bedeckten Frankreich mit Blut und Leid; 500000 Menschen in unsern Mauern waren Zeugen ihrer Unthaten und hatten doch nicht den Mut, sich ihnen zu widersetzen.“

Um das volle Verständnis für das den Gegenstand der vorliegenden Studie bildende außergewöhnliche und kaum zu begreifende Ereignis zu erschließen, müßte man zunächst eine Darlegung der näheren Umstände, unter denen es erfolgte, und eine Schilderung der leiblichen und geistigen Umgebung, aus der heraus es sich entwickelte, geben, und das würde leider zu weit führen. Halten wir uns an die beiden Hauptthatsachen, sehen wir zu, zu welchen Folgen sie führten, und kommen wir dann zum 14. Juli.

Zur Regierung Frankreichs hatte die königliche Gewalt kein verwaltungsmäßiges Handwerkszeug in Händen, oder es war wenigstens das, was sie in dieser Art besaß, äußerst primitiv. Der König regierte, so wollte es die Ueberlieferung und die allgemeine Ueberzeugung. Die Anhänglichkeit und die Ergebenheit der Nation hatten die königliche Gewalt gebildet, und in dieser Anhänglichkeit und Ergebenheit beruhte ihre ganze Stärke. „Sobald man die Lettres de Cachet

fortnimmt,“ bemerkt Malherbes, „benimmt man dem König seine ganze Gewalt, denn die Lettre de Cachet ist das einzige Mittel, das er zur Geltendmachung seines Willens im Königreiche besitzt.“ Nun hatte aber seit einer Reihe von Jahren die königliche Gewalt den Lettres de Cachet so gut wie entsagt. Andrerseits hatten sich im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts die Gefühle der Anhänglichkeit und Verehrung, wenn auch nicht abgeschwächt, so doch in ihrem Charakter verändert. Auf diese Weise schwebte vor dem Ausbruch der Revolution die königliche Gewalt, die in Frankreich gleichbedeutend mit dem gesamten Verwaltungsapparat war, sozusagen in der Luft.

Unter der königlichen Gewalt bildeten auf dem Lande die Gutsherren und in den Städten das Patriziat die zweite Stufe der Regierung. Es wiederholen sich dieselben Wahrnehmungen. Leider steht es fest, daß in den meisten Landesteilen Frankreichs die Gutsherren die Pflichten vergessen hatten, die ihnen von ihren Vorrechten und ihrer Stellung auferlegt worden waren. Die einstige Anhänglichkeit der arbeitenden Klassen hatte sich fast überall herabgemindert und sich an vielen Orten in Feindseligkeit verkehrt.

So war unmittelbar vor dem Jahre 1789 das ganze Gebäude nur noch zum Schein vorhanden und mußte beim ersten Anstoße zusammenbrechen. Da es aber hinter der gebrechlichen Außenseite an allen Bauteilen fehlte, da es keine Verwaltungsmaschinerie mit dem komplizierten, genau ineinander eingreifenden Räderwerke gab, die heutzutage dem Ansturm politischer Krisen seine Kraft benimmt, so mußte der erste Angriff auf die königliche Gewalt das ganze Land in unheilvoller Weise in einen Zustand der Gesetz- und Ordnungslosigkeit versetzen, aus der allein die blutige Tyrannei, die brutale und alles zermalmende Tyrannei des Schreckens es erlösen konnte.

So steht es um die erste der beiden Thatsachen, auf die wir die Aufmerksamkeit lenken wollten; wenden wir uns nunmehr zur zweiten. Seit dem Jahre 1780 war in Frankreich der Zustand der Hungersnot beinahe permanent. Die Schnelligkeit und Ausdehnung des uns heutzutage die zur Fristung des Lebens unentbehrlichen Grundstoffe von den entferntesten Teilen des Erdballs zuführenden internationalen Verkehrs bewirken, daß wir nichts mehr von den schrecklichen Krisen der Hungersnot kennen, von denen früher die Völker heimgesucht wurden. „Die ständige, seit zehn Jahren andauernde Hungersnot,“ schreibt Taine, „sollte im Verein mit den Gewaltthaten, die sie hervorrief, alle Leidenschaften bis zum Wahnsinn steigern.“ — „Je näher man dem 1. Juli kam,“ sagt ein Augenzeuge, „desto mehr nahm die Hungersnot zu.“ — „Infolge der schlechten Ernte,“ schreibt Schmidt, „war das Brot seit dem Beginn des Jahres 1789 immer teurer geworden. Dieser Zustand wurde von Ruhestörern, die das Volk zu Ausschreitungen treiben wollten, ausgebeutet; die Ausschreitungen führten ihrerseits eine Lähmung des Verkehrs herbei. Die Geschäfte stockten, und zahlreiche Arbeiter waren ohne Brot.“

Es wäre noch ein Wort über das Räuberunwesen unter dem alten Regime zu verlieren. Die fortschreitende Sittlichkeit und vor allem die Entwicklung des

Regierungswesens haben es unterdrückt. Die Einbildungskraft des Lesers wird sich das ergänzen, was zu sagen uns der Raum fehlt. Man braucht sich nur das zu vergegenwärtigen, was ein Mensch wie Cartouche unternehmen konnte und was ein Wald von Bondy dicht vor den Thoren von Paris gegen Ende des alten Regimes war.

So bildete sich das, was Taine so glücklich die sich von selbst ergebende Anarchie genannt hat. In den vier der Einnahme der Bastille vorhergehenden Monaten lassen sich in Frankreich mehr als dreihundert Volksaufstände aufzählen. In Nantes wird am 9. Januar 1789 das Stadthaus erstürmt, und es werden daselbst die Bäckerläden geplündert. Alles das geschieht unter dem Rufe: „Es lebe der König!“ In Bray-sur-Seine nötigen am 1. Mai die mit Messern und Knütteln bewaffneten Bauern die Pächter, den Preis des Korns herabzusetzen. In Rouen wird am 28. Mai das Korn vom Markte fortgeraubt. In der Picardie setzt sich ein ehemaliger Karabinier an die Spitze eines bewaffneten Haufens, der die Dörfer überfällt und das Getreide fortnimmt. Allerorts werden Häuser von oben bis unten ausgeraubt. In Aupt wird ein Herr von Montferrat, der sich zur Wehr setzt, „in Stücke zerrissen“. In La Seyne bringt die Bevölkerung einen Sarg vor das Haus eines der angesehensten Bürger: man sagt ihm, er möge sich auf den Tod vorbereiten, man werde ihm die Ehre eines Begräbnisses zu teil werden lassen. Er rettet sich, aber sein Haus wird geplündert. Unter Hunderten von Fällen greifen wir auf gutes Glück einige heraus.

Die unmittelbaren Umgebungen von Paris werden in Schrecken versetzt. Die auf dem Nationalarchiv aufbewahrten, noch nicht herausgegebenen Korrespondenzen verbreiten über diesen Punkt das hellste Licht. Banden von bewaffneten Landstreichern durchziehen das Land, plündern die Dörfer und rauben die Ernte aus. Es sind das die „Straßenräuber“; so lautet der Ausdruck in den Dokumenten, der stets wiederkehrt, und das um so häufiger, je näher es auf den 14. Juli zugeht. In Cosnes, in Orleans, in Rambouillet, überall handelt es sich nur um den Raub von Getreide. An den verschiedenen Orten der Umgebung von Paris organisiert sich die Bevölkerung militärisch. Die bewaffneten Bürger unternehmen Streifzüge gegen die „Straßenräuber“. Von allen Seiten gehen die Einwohner den König um Truppen zu ihrem Schutz an. Eine Stadt wie Versailles befürchtet, von diesen Banden von Uebelthätern überfallen zu werden, und beschwört den König, ihr beizustehen. Die in den Archiven aufbewahrten Briefe der Munizipalversammlung sind höchst lehrreich.

Damals wurden in der Umgebung von Paris jene Truppenmassen zusammengezogen, aus deren Anwesenheit die Redner des Palais Royal in der Folge so geschickt für ihre Zwecke Kapital zu schlagen wußten; die Anwesenheit derselben war ihnen allerdings unbequem. Diese Truppen waren so wenig gegen die Pariser zusammengezogen worden, daß, wie wir aus der Geheimkorrespondenz Villedeuils ersehen, der Hof unaufhörlich anempfahl, man möge sie zum Schutze der Tag für Tag bedrohten Orte der Nachbarschaft und zur Deckung der auf

Paris und Versailles gerichteten Lebensmittelzufuhr und namentlich der Getreidezufuhr zurückhalten. Die Banden bilden sich um die Hauptstadt herum. In den ersten Wochen des Mai ist in der Nähe von Villejuif eine Bande von fünf- bis sechshundert Landstreichern vorhanden, die Bicêtre einnehmen wollen und sich Saint-Cloud nähern. Man kommt bis auf dreißig, vierzig, fünfzig Meilen heran; alles das treibt sich um Paris herum und drängt sich dort wie in einem Sammelkanal zusammen. Während der letzten Tage des April sehen die Beamten durch die Barrieren „eine bedrohliche Anzahl schlecht gekleideter und unheimlich aussehender Leute“ einziehen. Von den ersten Tagen des Mai an nimmt man eine Veränderung in dem Aussehen der Menge wahr. Es vermischt sich mit derselben „eine aus allen Ländern herbeigekommene Anzahl von Fremden, meist zerlumpt und mit Knütteln bewaffnet, deren bloßer Anblick schon sagt, was man von ihnen zu fürchten hat“. Man traf, wie ein Zeitgenosse sagt, Gesichter an, „von denen man sich nicht erinnern konnte, daß man sie je am hellen Tage einmal gesehen habe“. Um einen Teil dieser unheilvollen Arbeitslosen, deren Gegenwart alle Welt beunruhigte, etwas verdienen zu lassen, richtete man auf dem Montmartre Werkstätten ein, in denen sechzehn- bis achtzehntausend Leute mit improvisierten Arbeiten zu einem Taglohn von zwanzig Sous beschäftigt wurden.

Unterdes traten die Wahlmänner, welche die Abgeordneten zur Nationalversammlung wählen sollten, zusammen. Am 22. April 1789 bemerkt der Polizeilieutenant Thiroux de Crosne, nachdem er der Ruhe bei den Wahlhandlungen gedacht hat: „Ich halte ein wachsames Auge auf die Brücken gerichtet.“

Am 23. April spricht de Crosne von der Unzufriedenheit, die sich unter gewissen Arbeitergruppen des Faubourg Saint Antoine gegen zwei Fabrikbesitzer, den Salpetersieder Dominique Henriot und den Tapetenfabrikanten Réveillon, kundgiebt. Henriot war nicht nur wegen seiner Intelligenz, sondern auch wegen seiner Herzensgüte bekannt; er hatte in den Notjahren einen Teil seines Vermögens für den Unterhalt seiner Arbeiter geopfert. Was Réveillon anlangt, so war er um jene Zeit der bemerkenswerteste Vertreter der Pariser Industrie. Er, der als einfacher Arbeiter angefangen, bezahlte im Jahr 1789 dreihundert Arbeitern einen jährlichen Lohn von zweihunderttausend Livres; kurz vorher hatte er den von Necker gestifteten Preis zur Beförderung der nützlichen Künste erhalten. Henriot und Réveillon sollten sich bei den Wahlversammlungen in mißliebigem Sinne über die Arbeiter geäußert haben. Beide stellten das übrigens in Abrede, und alles spricht dafür, daß ihre diesbezügliche Erklärung ernst gemeint war.

In der Nacht vom 27. auf den 28. April drangen unter wildem Geheul Banden in die Häuser Réveillons und Henriots ein, die vollständig ausgeplündert wurden. Der Kommissar Gueulette konstatiert in seinem Bericht vom 3. Mai eine wüste und systematische Zerstörung. Nur die Mauern sind stehen geblieben. Was nicht geraubt worden ist, ist kurz und klein geschlagen worden. Die „Straßenräuber“, so lautet der Ausdruck des Kommissars, haben einen

Teil des Mobiliars zu den Fenstern hinaus auf die Straße geworfen, wo sie ein Freudenfeuer damit angezündet haben. Ein Teil der Bande war betrunken, trotzdem stürzte er sich in die Keller, wo die Fässer eingeschlagen wurden. Als Fässer und Flaschen leer waren, machten die Plünderer sich über die Glaskolben her, in denen die Farbstoffe enthalten waren; sie entleerten sie in hastiger Weise und stürzten dann vergiftet hin, sich in heftigen Krämpfen windend. Diese Keller boten übrigens einen entsetzlichen Anblick dar, denn die Elenden gerieten schließlich in Streit miteinander und brachten sich gegenseitig um. „Die Volksmenge," schreibt Thiroux de Crosne, „ist auf die Dächer gestiegen, von wo aus sie einen Hagel von Ziegeln, Steinen und so weiter auf die Truppen eröffnet; sie läßt sogar die Trümmer von Schornsteinen und Stücke von Zimmerwerk niedergehen, und obwohl zu wiederholten Malen Feuer gegeben worden ist und mehrere Personen getötet worden sind, hat man ihrer noch nicht Herr werden können."

Der Aufstand wurde erst abends gegen sechs Uhr durch die Truppen niedergeschlagen, er ließ gegen hundert Tote auf dem Platze. Alexandre Tuetey hat den Fall Réveillon zum Gegenstande einer bemerkenswerten Schrift gemacht; er hat sorgfältig die Verhöre der verhafteten Meuterer studiert. Die meisten, sagt er, waren von morgens früh an betrunken. Was Réveillon anlangt, so konnte er sich bekanntlich nur dadurch retten, daß er sich in die Bastille flüchtete. Er war der einzige Gefangene, den die Bastille während des Jahres 1789 aufnahm.

In der Nacht, welche diesen wüsten Ausschreitungen folgte, gewahren die Spione des Marquis du Chatelet, des Obersten der französischen Garde (Gardes françaises), die sich in einem Graben vorbewegt hatten, „einen Haufen von Straßenräubern", die sich vor der Barriere du Trône angesammelt hatten. Wir finden sie gleichfalls in einem von Alexandre Tuetey angeführten Protokoll des Kommissars Vanglenne. „Vanglenne empfängt am 29. April die Anzeigen von Bäckern, Pastetenbäckern und Fleischwarenhändlern vom Marais, die von wirklichen, mit Gewalt und Einbruch vorgehenden Räuberbanden ausgeplündert worden sind; es sind ausgehungerte Leute, das mag richtig sein, aber sie benehmen sich genau so wie die Wegelagerer von den Heerstraßen."

Unterdes hält Camille Desmoulins im Garten des Palais Royal seine Rede an die gierigen, ihn umdrängenden Arbeitslosen und Deklassierten: „Das Wild ist in der Schlinge, schlage man es tot! ... Niemals wird den Siegern eine reichere Beute winken. Vierzigtausend Paläste, Hotels und Schlösser, zwei Fünftel des französischen Landbesitzes werden den Preis der Tapferkeit bilden. An diejenigen, die da meinen, sie seien die Ausbeutenden, wird nunmehr die Reihe kommen, ausgebeutet zu werden. Die Nation wird gesäubert werden." Man begreift, daß in Paris die Unruhe ebenso heftig geworden war wie auf dem Lande; es war die Schreckensherrschaft der „Straßenräuber". Am 25. Juli wurde die Errichtung einer Bürgermiliz beschlossen, die das Eigentum schützen sollte. „Die Notorietät der Ordnungswidrigkeiten und die durch verschiedene

Zusammenrottungen begangenen Ausschreitungen," lesen wir in den Protokollen der Wahlversammlungen, „haben die Generalversammlung bestimmt, unverzüglich die Pariser Miliz wiederherzustellen." Es bedurfte aber zur Einrichtung dieser Bürgerwehr einer gewissen Zeit. Am 30. Juni wurden die Thore der Abtei, wo verschiedene französische Garden, teils wegen Desertion, teils wegen Diebstahls, gefangen saßen, mit Axt- und Keulenhieben eingeschlagen. Die Gefangenen wurden im Triumph nach dem Palais Royal gebracht, wo man ihnen im Garten ein Fest gab. Die Unruhen hatten bereits eine derartige Ausdehnung angenommen, daß die Regierung, außer stande, ihnen zu begegnen, eine allgemeine Amnestie erlassen mußte. Von diesem Tage an war es nicht mehr nötig, die Bastille zu stürmen: das alte Regime war verloren.

Die Erregung im Palais Royal, dem Sammelplatz der Freudenmädchen, Arbeitslosen und Exaltierten, erreichte den höchsten Grad. Ein Kammerbeschluß nach dem andern wurde gefaßt. Wenn irgend ein wackerer Bürger es sich beikommen ließ, dagegen zu protestieren, wurde er öffentlich gezüchtigt, in ein Wasserbecken geworfen oder durch den Kot geschleift.

Am 11. Juli wurde Necker aus dem Ministerium entlassen und durch Breteuil ersetzt. Necker war in diesem Augenblick äußerst populär, Breteuil, der es hätte sein sollen, namentlich in den Augen der Anhänger einer revolutionären Bewegung, war es nicht. Von allen Ministern des alten Regimes und von allen Leuten seiner Zeit hatte Breteuil am meisten für die Aufhebung der Lettres de Cachet und der Staatsgefängnisse gethan. Er hatte Vincennes und den Turm Châtimoine in Caen schließen lassen, den Beschluß zur Niederlegung der Bastille veranlaßt und Latude, sowie eine ganze Anzahl andrer Gefangenen in Freiheit gesetzt. Er hatte die bewundernswerten Rundschreiben, die seinen Namen zu einem unsterblichen machen werden, abgefaßt und bis in die entlegensten Teile des Königreichs zur Geltung bringen lassen, durch welche er die sofortige Haftentlassung aller der Gefangenen anordnete, deren Haft nicht vollkommen gerechtfertigt war, und für die Zukunft so strenge Formalitäten vorschrieb, daß man wohl sagen kann, damit sei der willkürliche Charakter der Lettres de Cachet unterdrückt worden. Trotzdem wußten die Redner des Palais Royal viele Leute zu der Ueberzeugung zu bringen, daß der Eintritt Breteuils in das Ministerium den Patrioten eine „Bartholomäusnacht" in Aussicht stelle. Die Erregung wurde so lebhaft und die Verleumdungen gegen den Hof und die Regierung wiederholten sich mit einer derartigen Lebhaftigkeit, daß der Hof, um auch den leisesten Schein einer „Bartholomäusnacht" zu vermeiden, den Befehl erließ, alle Truppen zurückzuziehen und Paris sich selbst zu überlassen.

Indes fuhr Camille Desmoulins fort zu donnern: „Ich hatte soeben das Volk sondiert. Mein Zorn gegen die Despoten war zur Verzweiflung geworden. Ich sah die Gruppen nicht, obwohl sie lebhaft, bewegt, betroffen und durchaus geneigt zum Aufstand waren ... Ich wurde mehr auf den Tisch gehoben, als daß ich denselben bestiegen hätte. Kaum stand ich dort, als ich mich von einer endlosen Menge umringt sah. Folgendes war meine kurze Ansprache, die ich niemals

vergessen werde: ‚Bürger, es ist kein Augenblick zu verlieren, ich komme von Versailles, Necker ist abgesetzt; diese Absetzung ist das Zeichen zu einer Bartholomäusnacht für die Patrioten. Diesen Abend werden sämtliche Schweizer und deutsche Bataillone vom Marsfelde ausziehen, um uns zu ermorden. Es bleibt uns nur ein Mittel übrig, zu den Waffen zu greifen!‘“

Die Pariser waren nichts weniger als beruhigt, aber nicht die Schweizer und deutschen Bataillone flößten ihnen Furcht ein. Der Urheber der „Denkwürdigen vierzehn Tage“ giebt, wenn er auch durchaus ein Anhänger der revolutionären Bewegung ist, zu, daß sich am 14. Juli alle anständigen Leute zu Hause hielten. Während aber die Truppen und der bessere Teil der Bevölkerung sich zurückzog, gelangte die Hefe an die Oberfläche. In der Nacht vom 13. auf den 14. wurden die sämtlichen Barrieren, an denen das Oktroi erhoben wurde, gesprengt, ausgeplündert und in Brand gesteckt. Mit Piken und Prügeln bewaffnete „Straßenräuber“ zogen durch die Straßen und bedrohten die Häuser, in denen die Bürger sich zitternd eingeschlossen hielten. Am folgenden Tage, dem 13. Juli, wurden die Bäckerläden und Weinhandlungen ausgeraubt. „Die Frauenzimmer entreißen den Vorübergehenden die Ohrringe, und wenn der Ring nicht gleich herauswill, wird das Ohr entzwei gezerrt.“ Das Hotel des Polizeilieutenants wird geplündert, und nur mit Mühe entkommt Thiroux de Crosne den mit Feuerbränden und Stöcken bewaffneten Banden. Ein andrer Trupp langt unter Todesdrohungen bei dem Gefängnis La Force an, wo sich die Schuldgefangenen befinden; die Gefangenen werden in Freiheit gesetzt. Die Gerätkammern werden geplündert. Eine Bande sprengt mit Axthieben die Thür des Lazaristenklosters, zerstört die Bibliothek, die Schränke, die Bilder, die Fenster, das physikalische Kabinett, stürzt sich in den Keller, stößt die Fässer ein und berauscht sich: vierundzwanzig Stunden später findet man in demselben gegen dreißig Tote und Sterbende, Männer und Frauen, darunter ein im neunten Monate schwangeres Weibsbild. Vor dem Hause ist die Straße mit Trümmern und Straßenräubern angefüllt, von denen die einen Eßwaren und die andern Kannen in den Händen halten, die Vorübergehenden zum Trinken nötigen und jedem einschenken. Der Wein fließt in Strömen. „Einige haben sich der Kirchengewänder bemächtigt, dieselben angelegt und schreien und gestikulieren in diesem Aufzug auf der Straße.“ Wir lesen unter dem Datum dieses Tages in den Protokollen der Wahlversammlungen: „Auf die dem Ausschuß gewordene Mitteilung, daß die Straßenräuber, nachdem man sie zersprengt, die Absicht hatten verlauten lassen, sich wieder zusammenzurotten, um die königliche Schatzkammer und die Staatskasse zu sprengen und zu plündern, hat der Ausschuß Befehl gegeben, diese beiden Gebäude zu bewachen.“ An demselben Tage gelang es erfreulicherweise, über hundertundfünfzig dieser lustigen Brüder zu entwaffnen, die, vom Wein und Branntwein trunken, im Stadthause vom Schlaf überrascht worden waren. Indes waren die Umgebungen von Paris nicht sicherer als die Stadt selbst, und von den Türmen der Bastille aus konnte man die Schadenfeuer sehen, die von Ort zu Ort angelegt worden waren. Die Organisation der Bürgermiliz

wurde diesen Ausschreitungen gegenüber dringend. Am Abende beschäftigten die meisten Distriktsversammlungen sich hiermit lebhaft. Zwölfhundert wackere Bürger traten im Bezirk Petit Saint Antoine zusammen. Man sah dort Bürger und Arbeiter einig gehen, Beamte und Aerzte, Schriftsteller und Gelehrte an der Seite von Pflasterer- oder Schreinergesellen. Der spätere Minister Ludwigs XVI., Champion de Villeneuve, versah das Amt des Protokollführers. Diese zwölfhundert Bürger beschließen, so lesen wir in dem Protokoll, „von dem Bestreben geleitet, sich wegen der nur allzu begründeten Unruhe zu vereinigen, welche allen Bürgern die Gefahr einflößt, die jeden einzelnen von ihnen zu bedrohen scheint, und wegen der unumgänglichen Notwendigkeit, rasche Maßregeln zu ergreifen, um den Wirkungen derselben vorzubeugen, in Erwägung, daß eine große Anzahl von Privatleuten, erschreckt vielleicht von den Gerüchten, welche jedenfalls übelwollende Leute verbreitet haben, bewaffnet, aber ordnungslos die gesamten Straßen der Hauptstadt durchzieht, und die gewöhnliche Stadtwache sich entweder ihnen anschließt oder unthätig der Ordnungswidrigkeit zuschaut, die sie nicht verhindern kann, sowie in der weiteren Erwägung, daß bereits das Gefängnis La Force gestürmt und den Gefangenen geöffnet worden ist, und zu fürchten sein möchte, daß man in ähnlicher Weise die Gefängnisse stürmen werde, in denen die bloßen Landstreicher, aber auch die wegen erwiesener Verbrechen zur Haft Gebrachten sitzen ... aus diesen Gründen also beschließen die vereinigten Bürger, sich zu einer Bürgermiliz zu organisieren; jeder soll, wenn er im Dienst ist, die Waffen tragen, die er sich verschaffen kann, mit Ausnahme gleichwohl der Pistole, die als gefährliche Waffe verboten bleibt; es sollen stets zwei Patrouillen auf einmal ausgesandt werden und die beiden andern an dem Orte zurückbleiben, der zum Wachlokal bestimmt worden ist." Wir haben schon gesagt, daß die übrigen Distrikte um dieselbe Zeit dem Beispiele des Distriktes Petit Saint Antoine folgten. Sie schickten Abgesandte nach dem Invalidenhotel, um Waffen zu verlangen. Die Abgeordneten wurden von Bezenval empfangen, der ihnen gern das Verlangte gegeben hätte, wenn er es ohne Befehl hätte thun dürfen. Er schreibt in seinen Memoiren, diese Abgeordneten seien sehr erschreckt gewesen, die „Straßenräuber" hätten ihre Häuser mit Plünderung und Einäscherung bedroht. Der Urheber der „Denkwürdigen vierzehn Tage" hebt gleichfalls ausdrücklich den Gedanken hervor, daß die Pariser Bürgerwehr gebildet wurde, um Schutz gegen die Ausschreitungen der Straßenräuber zu gewähren. Auf das Protokoll des Bezirks Petit Saint Antoine zu sprechen kommend, schreibt ein vortrefflicher Sachkenner, Charavay: „Die Pariser Bürger organisieren sich, weniger erschreckt durch die Absichten des Hofs als die der Leute, denen man bereits den Namen der ‚Straßenräuber' gegeben, zu ihrer Verteidigung zu einer Miliz; es ist das ihre einzige Sorge. Die Bewegung, die am folgenden Tage mit der Bastille aufräumte, wäre vielleicht von der Bürgerwehr unterdrückt worden, wenn ihre Organisation etwas mehr Festigkeit besessen hätte." Besser läßt sich das nicht ausdrücken.

Das Stadthaus wird gestürmt, und einer der Wahlmänner, Legrand, rettet

es vor den Horden, die dort einen Höllenlärm vollführen, nur dadurch, daß er den Befehl giebt, sechs Fässer Pulver herbeizuschaffen, und droht, das ganze Gebäude in die Luft zu sprengen, wenn sie sich nicht zurückziehen.

In der Nacht vom 13. auf den 14. Juli werden die Bäckerläden und die Buden der Weinhändler geplündert. Der vortreffliche Abbé Morellet, einer der Encyklopädisten, die unter Ludwig XV. in der Bastille gesessen hatten, schreibt: „Ich verbrachte in der Rue Saint Honoré einen großen Teil der Nacht vom 13. auf den 14. an meinen Fenstern und sah Leute der untersten Volksklasse, mit Gewehren, Spießen und Piken bewaffnet, vorüberziehen und sich die Thüren der Häuser öffnen lassen, indem sie sich zu essen, zu trinken, Geld und Waffen geben ließen.“ Mathieu Dumas schildert gleichfalls in seinen Erinnerungen diese zerlumpten Landstreicher, von denen mehrere fast ganz nackt waren und die einen schrecklichen Anblick darboten. „Während dieser zwei Tage und zwei Nächte,“ schreibt Bailly, „lief Paris Gefahr, geplündert zu werden, und wurde nur durch die Bürgerwehr vor den Banditen gerettet.“ Das Auftreten dieser Banditen und das Werk der Bürgerwehr werden in einem interessanten englischen Briefe, der von Dr. Rigby und dessen Frau herrührt, geschildert:

„Es war notwendig, nicht nur denen Waffen zu geben, auf die man sich verlassen konnte, sondern auch diejenigen zu entwaffnen, von denen nur wenig Schutz zu erwarten war und die eine Ursache der Unordnung und des Unglücks werden konnten. Dazu war viel Geschicklichkeit erforderlich. Früh am Nachmittag begegneten wir unter den großen Ansammlungen des Volks, bei denen sich Zeichen einer gereizten Stimmung kundgaben, die bald in einen Exceß hätte ausarten können, hie und da einem anständig aussehenden Mann mit einem Gewehr und in kriegerischer Haltung. Die Anzahl dieser letztern vermehrte sich allmählich; ihre Absicht war augenscheinlich, die irregulären Banden zugleich niederzuwerfen und zu entwaffnen. Sie hatten bis zum Abend ihre Absicht größtenteils erreicht. Die regelmäßig bewaffneten Bürger nahmen nunmehr fast ausschließlich die Straßen ein, sie waren in mehrere Sektionen geteilt, die einen bezogen an bestimmten Stellen Wachposten, die andern unternahmen Patrouillengänge, alle unter Führung von Vorgesetzten. Als die Nacht kam, bemerkte man nur noch sehr wenige von denjenigen, die sich am Abend des vorhergehenden Tages bewaffnet hatten. Einzelne indes hatten sich geweigert, ihre Waffen herauszugeben, und während der Nacht sah man, wie gegründet die Furcht, die sie eingeflößt hatten, gewesen war, denn sie begannen zu plündern. Aber es war zu spät, als daß sie das hätten ungestraft thun können. Man entdeckte und ergriff sie, und wir erfuhren am andern Morgen, daß man an mehreren dieser Elenden, die man auf der That ergriffen, das Standrecht vollzogen habe.“ Das Einschreiten der Bürger war sogar energisch. Man knüpfte die Banditen an Laternenpfählen auf und machte dann den so Aufgehängten mit einigen Gewehrschüssen den Garaus.

Der Urheber der „Histoire authentique“, der die beste Schilderung der Einnahme der Bastille, die wir besitzen, geliefert hat, sagt mit Recht: „Der

Aufstand begann am Abend des 12. Juli." Es handelt sich dabei um eine zusammenhängende Reihe von Unordnungen und Raubthaten, unter welchen die Einnahme der Bastille allerdings eine hervorragende Stelle einnimmt, von denen sie aber nur einen Teil bildet, und nicht abgesondert werden kann.

Am Morgen des 14. Juli stieg die Sonne glänzend empor. Die Bevölkerung war zu großem Teile die Nacht über aufgeblieben. Der Tag traf sie noch in ihrer Sorge und ihrer Unruhe. Sich Waffen zu verschaffen, das war das Verlangen aller; die Bürger und die Anhänger der Ordnung wollten sie zu ihrem Schutz haben, die Straßenräuber, von denen ein Teil entwaffnet worden war, damit sie wieder etwas bekämen, womit sie zum Angriff und zur Plünderung vorgehen könnten. Man stürzte sich nach dem Invalidenhotel, wo sich bedeutende Waffenvorräte befanden. Das war der erste Gewaltakt des Tages. Die Menge holte sich dort achtundzwanzigtausend Gewehre und vierundzwanzig Kanonen. Da man aber wußte, daß sich in der Bastille weitere Kriegsvorräte befänden, rief man, nachdem man vorher gerufen hatte: „Nach den Invaliden!" nunmehr: „Nach der Bastille!" Man muß wohl die beiden Elemente unterscheiden, aus denen die sich nach der Bastille fortwälzende Menge sich zusammensetzte. Einerseits war es eine Bande von Herumtreibern, diejenigen, welche die gleichzeitigen Urkunden fortwährend die „Straßenräuber" nennen, und andrerseits waren es anständige Leute — sie bildeten jedenfalls die Minderheit —, die Waffen zur Konstituierung der Bürgergarde begehrten. Die einzige Ursache, die diese Bande nach der Bastille trieb, war das Verlangen, sich Waffen zu verschaffen. Ueber diesen Punkt sind alle wichtigeren Urkunden und alle Historiker, die das Ereignis näher studiert haben, einig. Es handelte sich nicht um Freiheit und nicht um Tyrannei, nicht um die Befreiung von Gefangenen noch um einen Protest gegen die königliche Gewalt. Die Einnahme der Bastille vollzog sich unter dem Rufe: „Es lebe der König!" ganz so, wie es seit einigen Monaten in der Provinz bei der Plünderung der Kornlager der Fall war.

Gegen acht Uhr morgens empfingen die Wahlmänner auf dem Stadthause einige Bewohner des Faubourg Saint Antoine, die sich darüber beklagten, daß die auf den Türmen der Bastille aufgepflanzten Kanonen das ganze Quartier bedrohten. Diese Kanonen dienten zur Abgabe der Freudenschüsse bei festlichen Gelegenheiten und konnten nach Art ihrer Aufstellung zu keiner Verwendung gegen die angrenzenden Stadtteile kommen. Die Wahlmänner schickten eine Abordnung nach der Bastille, wo der Gouverneur de Launey die Mitglieder derselben auf das freundlichste empfing und zum Frühstück bei sich behielt; auf ihre Bitte ließ er auch die Kanonen aus den Schießscharten entfernen. Dieser Abordnung folgte eine zweite, aus drei Personen bestehend, ohne besondres Mandat; an ihrer Spitze marschierte der Advokat Thuriot de la Rosière. Sie wurden wie ihre Vorgänger empfangen. Thuriot sprach hochtrabend „im Namen des Volks und des Vaterlands". Er richtete an den Gouverneur die Aufforderung zur Uebergabe und hielt eine Anrede an die Garnison, die aus fünfundneunzig Invaliden und dreißig Schweizer Soldaten bestand. Etwa tausend Personen

drängten sich mit lauten Rufen um die Bastille. Die Garnison schwor, daß sie nicht schießen würde, wenn sie nicht angegriffen würde. De Launey sagte, ohne höhere Weisung könne er die Kanonen nicht aus den Schießscharten fortnehmen lassen, die er noch mit Brettern vernageln ließ. Thuriot ging fort und begab sich nach dem Stadthause. Die Menge nahm eine immer drohendere Haltung an.

„Der Eingang zu dem ersten Hofe," sagt Fernand Bournon in der schönen Darstellung, die er von diesem Ereignis giebt, „dem, an welchem die Kasernen liegen, war offen, aber de Launey hatte die Garnison sich hinter die Umfassungsmauer der Türme zurückziehen und die Zugbrücke bei dem ersten Wachgebäude aufziehen lassen, über die man in den Hof des Gouvernementsgebäudes gelangte, und die tagsüber gewöhnlich herabgelassen war. Zwei beherzte Leute bestiegen auf Sturmleitern das Dach des Wachgebäudes; der eine war ein Soldat namens Louis Thournay, der Name des andern ist unbekannt. Sie sprengten mit Axthieben die Ketten der Zugbrücke, und diese senkte sich herab."

Es ist in einem neueren Werke, in welchem die Schwerfälligkeit des gelehrten Apparates den Mangel an Urteil und Kritik kaum decken kann, gesagt worden, Thournay und sein Genosse hätten ihr Werk unter dem Feuer der Garnison ausgeführt. Die Garnison gab nicht einen Schuß ab und beschränkte sich darauf, die Anstürmenden zum Rückzug zu drängen. „Während de Launey und seine Offiziere," so lesen wir in der ‚Histoire authentique‘, „es bei Drohungen bewenden lassen, gelingt es diesen beiden kühnen Helden, die Zugbrücke zu sprengen und die große und kleine Zugbrücke beim Wachhause niederzulassen; darauf drängt sich die Bande von Straßenräubern in Masse in den Hof des Gouvernementsgebäudes und stürzt sich auf die zweite Brücke, um sich dieser zu bemächtigen, indem sie eine Gewehrsalve auf die Truppe abgiebt. Jetzt erst und jetzt zum erstenmal gab de Launey, das Unrecht einsehend, das er dadurch begangen, daß er den Dingen bei der ersten Brücke ihren Lauf gelassen, den Soldaten Befehl, Feuer zu geben, was dieses Lumpengesindel, das mehr Brutalität als Tapferkeit besaß, zur Flucht und zum ungeordneten Rückzug veranlaßte." Hier hat man angefangen, den Gouverneur zu verleumden; sich einer Verschiebung des Zeitpunkts bedienend, hat man gesagt, er habe Friedensworte verbreiten lassen; „im Vertrauen darauf habe das Volk sich vorgewagt, und so seien viele Bürger hingeschlachtet worden". Dieser angebliche Verrat de Launeys, der sofort in Paris verbreitet wurde, wurde eines der Ereignisse des Tages. Er ist nicht nur durch sämtliche Berichte der Belagerten, sondern auch von den Belagernden selbst in Abrede gestellt worden und wird heute von allen Geschichtsschreibern abgelehnt.

Ein gewisser Cholat, ein Weinhändler, hatte mit Hilfe eines gewissen Baron, la Giroflée genannt, ein Geschütz in der großen Allee des Arsenals aufgepflanzt. Sie gaben Feuer, aber der Rückstoß des Geschützes verletzte die beiden Artilleristen nicht unerheblich, und sie waren die einzigen, die dabei zu Schaden kamen. Da diese Mittel zur Einäscherung der Bastille nicht genügten, verfielen die Belagerer auf andre. Man hatte ein hübsches Mädchen, Fräulein v. Monsigny, die

Tochter des Hauptmanns der Invalidencompagnie der Bastille, auf dem Kasernenhofe getroffen. Einige wahnwitzige Gesellen bildeten sich ein, es sei Fräulein de Launey. Sie schleppten sie an den Rand des Grabens und gaben der Garnison durch Zeichen zu verstehen, sie würden sie lebendig verbrennen, wenn der Platz sich nicht ergebe. Sie hatten das besinnungslose Mädchen auf einen Strohhaufen geworfen und an diesen bereits Feuer gelegt. Herr v. Monsigny erblickt sie von den Türmen aus. Er will sich auf seine Tochter stürzen, wird aber von zwei Flintenschüssen niedergestreckt. Es sind das Listen bei der Belagerung von festen Plätzen, die Duguesclin sich nicht beifallen ließ. Ein Soldat Namens Aubin Bonemère griff mutig ein, und es gelang ihm, das Mädchen zu retten.

Ein Detachement französischer Garde, das mit zwei Kanonen anlangte, die das Stadthaus abgelassen hatte, gab der Belagerung einen etwas ernsteren Anstrich. Man darf sich indes durch den Namen der französischen Garde nicht irreführen lassen und die Soldaten der Armeen des alten Regimes nicht mit dem in Vergleich stellen, was sie heute sind. Das Regiment der französischen Garden war namentlich auf eine tiefe Stufe der Zucht- und Ordnungslosigkeit gesunken. Die gemeinen Soldaten besaßen das Recht, in der Stadt ein Gewerbe auszuüben, aus dem der Verdienst ihnen zufiel. Leider steht es fest, daß für die Mehrzahl dieses Gewerbe das des Zuhälters war. „Fast alle Soldaten in der Garde," so lesen wir in der „Encyclopédie méthodique", „gehören dieser Klasse an, und viele nehmen sogar nur Dienst in dem Corps an, um auf Kosten dieser unglückseligen Frauenzimmer zu leben." Die zahlreichen Akten, die bezüglich der französischen Garden in den Archiven der Bastille aufbewahrt werden, bestätigen diese Angabe auf das bündigste. So sehen wir zum Beispiel die Eltern des Kupferstechers Nicolas von Larmessin eine Lettre de Cachet begehren, damit ihr Sohn in eine Zwangsanstalt gebracht werde, wo sie das Kostgeld für ihn bezahlen wollen, weil er gedroht hat, „er werde Dienst bei den französischen Garden nehmen".

Aus den fünfzehn auf den Türmen der Bastille untergebrachten Kanonen wurde während der ganzen Belagerung auch nicht ein Schuß abgegeben. Im Innern des Schlosses verteidigten drei mit Kartätschen geladene Kanonen die letzte Zugbrücke; der Gouverneur ließ nur eine und auch diese nur ein einzigesmal abfeuern. Da de Launey unter der Menge kein Blutbad anrichten wollte, beschloß er, die Bastille in die Luft zu sprengen und sich unter ihren Trümmern zu begraben. Die Invaliden Ferrand und Bequard stürzten sich auf ihn, um ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu verhindern. „Die Bastille ist nicht mit Gewalt genommen worden," sagt Elie, dessen Zeugnis keiner Parteilichkeit zu Gunsten der Verteidiger des Platzes bezichtigt werden kann, „sie hat sich ergeben, und zwar, bevor sie angegriffen wurde, nachdem ich als französischer Offizier mein Ehrenwort gegeben hatte, daß keinem etwas zu leide geschehen werde, wenn man sich ergebe." Man weiß, wie das gegebene Wort gehalten worden ist, trotz der heldenmütigen Bemühungen Elies und Hullins, denen die Nachwelt zu einer

glänzenden Ehrenerklärung verpflichtet ist. Kann man der Menge diese scheußlichen Verbrechen zum Vorwurf machen? Es war eine wilde Bande, die Hefe der Bevölkerung. De Launey, der ganz Vertrauensseligkeit und Güte gewesen war, wurde in scheußlicher Weise niedergemetzelt. „Der Abbé Lefèvre," sagt Dusaulx, „war unfreiwilliger Zeuge seiner letzten Augenblicke. ‚Ich sah ihn hinsinken,' erzählte er mir, ‚ohne ihm helfen zu können; er wehrte sich wie ein Löwe, und wenn nur zehn Leute in der Bastille ein Gleiches gethan hätten, würde sie nicht eingenommen worden sein.'" Diese Henker trennten ihm den Kopf langsam mit Messerschnitten vom Rumpfe. Die Operation wurde von einem Küchenjungen Namens Desnot vollzogen, der, wie er sich später stolz rühmte, „mit Fleisch umzugehen wußte". Man muß die Aussage dieses viehischen Gesellen lesen. Guiffrey hat sie in der „Revue historique" veröffentlicht. Um sich Mut zu machen, hatte Desnot ein Gemisch von Branntwein und Schießpulver verschluckt, und er giebt weiter an, er habe, das, was er begangen, in der Hoffnung gethan, dafür eine Medaille zu erhalten.

„Wir erfuhren darauf," fährt Dusaulx fort, „den Tod des Herrn de Losme-Sulbray, eines von allen Gutgesinnten beklagten Mannes." De Losme war, solange er die Funktion des Majors in der Bastille ausgeübt hatte, der gute Engel der Gefangenen gewesen; wir wissen aus rührenden Einzelzügen, wie weit sich seine Güte und sein Zartgefühl erstreckte. In dem Augenblicke, als die Menge ihn niedermetzelte, kam der Marquis von Pelleport, der mehrere Jahre in der Bastille zugebracht hatte, vorbei; er eilte herzu, um ihn zu retten. „Haltet ein!" rief er, „ihr steht im Begriffe, den besten der Menschen zu töten." Aber er sank, schwer verletzt, zu Boden und ebenso der Ritter de Jean, der ihm hatte helfen wollen, den Unglücklichen der Volksmenge zu entreißen. Der Stabsmajor de Miray, der Lieutenant von den Invaliden Person und der Invalide Dumom wurden niedergemacht. Miray wurde nach dem Grèveplatz gebracht, wo die Menge ihn hinrichten wollte. Von Kolbenstößen, Messerstichen und Faustschlägen getroffen, schleppte er sich halbtot hin. Er starb, „von Nadelstichen durchbohrt", bevor man den Richtplatz erreichen konnte. Die Invaliden Asselin und Bequard wurden gehenkt. Bequard war derjenige gewesen, der de Launey davon abgehalten hatte, die Bastille in die Luft zu sprengen. „Er ist von zwei Säbelstichen durchbohrt worden," lesen wir im Moniteur, „und ein Säbelhieb hat ihm die Hand abgehauen. Man trägt diese Hand, der so viele Bürger ihre Rettung verdanken, im Triumph durch die Straßen der Stadt." — „Nachdem ich durch die Arkade des Stadthauses geschritten," erzählt Restif de la Bretonne, „begegne ich Kannibalen: der eine machte, ich habe es selbst gesehen, ein schreckliches Wort zur Wahrheit, ein Wort, das sich seither noch mehrfach bewahrheitet hat, er trug hoch oben auf einer Baumschere die blutigen Glieder eines Opfers der Volkswut, und dieser schreckliche Blumenstrauß flößte keinem ein Grauen ein. Etwas weiter begegne ich den gefangen genommenen Invaliden und Schweizern; aus jungen und frohgemuten Kehlen, — mich schaudert es jetzt noch — ertönte es: ‚Hängt sie! Hängt sie!'"

An einer andern Stelle mordete man den Vorsteher der Kaufmannschaft Flesselles, den man eines ebenso eingebildeten Verrats bezichtigte wie de Launey. Man mordete Foulon, einen Greis von vierundsiebzig Jahren, der, wie Taine berichtet, im Winter zuvor sechzigtausend Franken ausgegeben hatte, um den Armen Arbeit zu verschaffen. Man mordete Berthier, einen der hervorragendsten Männer jener Zeit. Foulon schnitt man den Kopf ab, Berthier riß man das Herz aus dem Leibe und trug es — ein reizender Zug — in einem Strauß von weißen Mohnblumen in Paris umher. Denn jetzt kam schon Heiterkeit in die Sache. Man trug den Kopf de Launeys nach dem Palais Royal und dann zum Pont Neuf, wo man ihn sich dreimal vor der Statue Heinrichs IV. mit den Worten: „Grüße deinen Herrn und Meister!" verneigen ließ. Im Palais Royal ließen sich in einem Entresol zwei der Sieger vergnüglich zum Essen nieder. Wie wir Blumen auf den Tisch stellen, hatten sie einen abgeschnittenen Kopf und blutige Eingeweide vor sich hingesetzt, und als die Menge von unten aus dieselben begehrte, schmissen sie ihr sie lachend zum Fenster hinaus zu.

Diejenigen, die vor der Bastille geblieben waren, hatten sich an das Plündern gemacht. Wie bei der Demolierung der Häuser Réveillons und Henriots und des Lazaristenklosters bestand die erste Bewegung der Sieger darin, daß sie sich auf die Keller stürzten. „Dieses Lumpengesindel," schreibt der Urheber der „Histoire authentique", „war derart verblendet, daß es sich in Masse nach der Wohnung des Stabsoffiziers begab und dort Möbel, Thüren und Fensterrahmen zertrümmerte. Währenddessen hielten ihre Kameraden diese Plünderer für Leute der Garnison und schossen nach ihnen."

Niemand dachte an die Gefangenen, aber man hatte sich der Schlüssel bemächtigt und trug dieselben im Triumph in Paris umher. Man mußte die Thüren der Zimmer, in denen die Gefangenen sich befanden, gewaltsam erbrechen. Man fand die Unglücklichen vor Schrecken mehr tot als lebendig. Es waren ihrer alles in allem sieben Stück. Vier Fälscher, Béchade, Laroche, La Corrège und Pujode. Diese vier Individuen hatten Wechsel zum Nachteile von zwei Pariser Banquiers gefälscht. Während das Verfahren gegen sie regelrecht beim Chatelet eingeleitet wurde, befanden sie sich in der Bastille, wo sie täglich mit ihren Advokaten konferierten. Sodann der junge Graf von Solages, der sich abscheulicher, mit Todesstrafe bedrohter Verbrechen schuldig gemacht hatte; er wurde in der Bastille festgehalten aus Rücksicht für seine Familie, die für ihn Verpflegungsgelder zahlte. Schließlich zwei Irrsinnige, Tavernier und de Whyte. Man weiß, wie viele Fortschritte seit dem vorigen Jahrhundert die Wissenschaft in der Behandlung der Irrsinnigen gemacht hat. Früher sperrte man sie einfach ein. Tavernier und de Whyte wurden denn auch alsbald nach Vincennes gebracht, wo sie es jedenfalls nicht so gut hatten wie in der Bastille.

Das sind die sieben Gefangenen, die im Triumph durch die Stadt geführt wurden unter dem lauten Zuruf der erregten Volksmenge.

Die Belagernden zählten achtundneunzig Tote; ein Teil derselben rührte daher,

daß die Angreifenden gegenseitig auf sich geschossen hatten, andre waren durch das Hinabstürzen in die Gräben zu Tode gekommen. Von dieser Anzahl waren nur neunzehn verheiratet, und nur fünf hatten Kinder. Es sind das bezeichnende Einzelheiten.

Man dachte ebensowenig an die Beerdigung der Sieger wie an die der Besiegten. Am Mittwoch, dem 15., wurde nachts zwölf Uhr den Kommissaren beim Chatelet die Meldung erstattet, daß die Leichen der Offiziere von der Bastille noch auf dem Grèveplatz lägen. Fernand Bournon hat in seinem trefflichen Werke das schauerliche Protokoll mitgeteilt, das damals in der Nacht aufgenommen wurde. Es ist das würdige Abschlußdokument des großen Tages. „Wir, die unterzeichneten Kommissare beim Chatelet, haben Akt von der Erklärung des vorgenannten Herrn Houdan genommen, und nachdem wir uns sodann in den Hof des Chatelet hinabbegaben (wohin inzwischen die Leichen geschafft worden waren), haben wir daselbst sieben Leichname männlichen Geschlechts gefunden, den ersten ohne Kopf, bekleidet mit Rock, Weste, Kniehosen und Strümpfen aus schwarzer Seide, mit einem feinen Hemde und ohne Schuhe; den zweiten gleichfalls ohne Kopf, bekleidet mit einer Weste aus rotem Tuch, Kniehosen aus Nanking mit Uniformknöpfen und seidenen Strümpfen mit schwarzen Tupfen auf blauem Grunde; den dritten ebenfalls ohne Kopf, bekleidet mit einer Kniehose und weißen Zwirnstrümpfen; den vierten ebenfalls ohne Kopf, bekleidet mit einem blutigen Hemd und schwarzen Kniehosen und Strümpfen; den fünften, bekleidet mit einem Hemd, blauen Kniehosen und weißen Gamaschen, er hatte braune Haare und schien vierzig Jahre alt zu sein, eine Hand war zum Teil verstümmelt, er hatte starke Kontusionen am Halse; den sechsten, bekleidet mit Kniehosen und weißen Gamaschen; er hatte starke Kontusionen am Halse, und den siebenten, bekleidet mit einem Hemde und Kniehosen und Strümpfen aus schwarzer Seide, vollständig entstellt.“

Indes hielt sich der größre Teil der Sieger, nachdem der erste Augenblick des Rausches vorbei war, versteckt, als ob sie einen bösen Streich begangen hätten. Als die Bezirkskommissare, schreibt der Gesandte des Königreichs beider Sizilien, die Gefahr sahen, in welcher die Einwohner angesichts dieser ungewöhnlich großen Zahl von bewaffneten Leuten und sogar von Straßenräubern und an den vorhergehenden Tagen aus den Gefängnissen befreiten Persönlichkeiten schwebten, veranstalteten sie Streifgänge der Nationalgarde. Sie verkündeten das Standrecht, oder, besser gesagt, dieses Recht, nach dem jeder, der geraubt oder Brand an ein Haus gelegt hätte, aufgeknüpft werden sollte, verkündete sich ganz von selbst. Thatsächlich verging kein Tag, an welchem nicht diese Strafe an fünf oder gar sechs Persönlichkeiten vollzogen worden wäre. Wir verdanken diesem wohlthätigen Mittel unser Dasein und die Sicherheit unsrer Häuser.

Mancher Sieger der Bastille ist ohne jeden Zweifel auf diese Weise aufgeknüpft worden, und es ist das schade, denn zwei Tage darauf würde er mit Lorbeer und Blumen bekränzt worden sein.

Man hat gesagt, die Bastille sei vom Volk von Paris genommen worden.

Die Anzahl der Belagerer belief sich auf höchstens tausend Mann, und unter diesen befanden sich, wie das schon Marat zu verstehen gegeben hat, viele aus der Provinz und dem Ausland. Was die Pariser anlangt, so waren sie wie immer in ziemlich großer Anzahl herbeigekommen, um zu sehen, was vorgehe. Auch das bezeugt Marat. „Ich war bei der Einnahme der Bastille zugegen,“ schreibt der Kanzler Pasquier; „das, was man den ‚Kampf‘ genannt hat, war nicht ernsthaft; der Widerstand war absolut gleich Null. Man gab einige Flintenschüsse ab, auf die nicht erwidert wurde, sowie vier bis fünf Kanonenschüsse. Man kennt die Folgen dieses vorgeblichen Siegs, der auf das Haupt der vorgeblichen Sieger so viele Gunstbezeugungen gehäuft hat; die Wahrheit ist, daß dieser gewaltige Kampf die zahlreichen Zuschauer, die herbeigeströmt waren, um sich das Ergebnis desselben anzusehen, auch nicht einen Augenblick in Schrecken versetzt hat. Unter denselben befanden sich viele hübsche Frauen; sie hatten, um besser herankommen zu können, ihre Wagen in einiger Entfernung halten lassen.

„Ich stand gegen das Ende der Barriere gelehnt, die den an den Beaumarchaisschen Garten anstoßenden Garten abschloß. Neben mir stand Fräulein Contat von der Comédie Française; wir blieben bis zum letzten Augenblicke, und ich begleitete sie am Arme bis zu ihrem Wagen. So hübsch, wie man es nur sein konnte, verband Fräulein Contat mit den Reizen ihrer Person einen geradezu glänzenden Geist.“

Vom nächsten Morgen an hatte sich alles verändert. Die Bastille war nach einem heldenhaften und schrecklichen, „eine Viertelstunde lang anhaltenden Sturme genommen worden“. Die Kanonen hatten eine Bresche in sie gelegt. Ihre Mauern standen zwar noch unversehrt da; aber das machte nichts. Die sieben befreiten Gefangenen hatten sich als eine Täuschung erwiesen; beim besten Willen konnte man in ihnen nur Gauner und Wahnsinnige erblicken; darum erfand man noch einen achten, den berühmten Grafen de Lorges, einen Greis, einen Helden und Märtyrer; dieser Graf de Lorges war nicht vorhanden, aber das machte wieder nichts. Man sprach von Marterwerkzeugen, die aufgefunden worden seien. „Ein eisernes Brustgestell, das dazu diente, einen Menschen in allen Knochenfügungen festzuhalten und ihn in den Zustand immerwährender Regungslosigkeit zu versetzen“; es war das Stück einer mittelalterlichen Ritterrüstung, das aus dem Waffenmuseum der Bastille stammte. Ebenso entdeckte man eine Maschine, „die nicht minder bedrohlich aussah und öffentlich ausgestellt wurde, aber niemand vermochte ihren Namen und ihre direkte Bestimmung anzugeben“; es war eine heimliche Druckerei, die im Jahre 1786 bei einem gewissen François Lenormand in Beschlag genommen worden war. Schließlich stieß man beim Aufwühlen der Bastion auf die Gebeine der Protestanten, die man früher dort begraben hatte, weil es den Anschauungen der Zeit widersprach, ihre sterblichen Reste in dem geweihten Boden der Kirchhöfe beizusetzen; das Schauspiel geheimer Hinrichtungen in den unterirdischen Verließen der Bastille bemächtigte sich der Phantasie der Menge, und Mirabeau donnerte los:

„Die Minister sind nicht vorsichtig genug gewesen; sie haben vergessen, die Knochen zu verzehren!"

Die Herstellung der Liste der Sieger war eine mühevolle Arbeit. Viele, die bei der Sache beteiligt gewesen waren, fühlten sich nicht veranlaßt, hervorzutreten: man hätte ihr lorbeergeschmücktes Haupt am Galgen hangen sehen können. Allerdings wurden diese Fahnenflüchtlinge des Ruhmes alsbald durch eine Menge wackerer Leute ersetzt, die — sobald es feststand, daß die Sieger Helden seien, denen ein Anspruch auf Ehren, Pensionen und Denkmünzen zustehe — fest davon überzeugt waren, daß auch sie sich unter den Anstürmenden, und zwar in den ersten Reihen derselben, befunden hätten. Das Verzeichnis umfaßte schließlich 863 Namen.

Viktor Fournel hat in einem reizenden Buche die komischen Heldenthaten der Leute vom 14. Juli besungen. Es kommen in demselben köstliche Episoden vor, die sich nicht zusammenfassen lassen. Diese Begründer der Freiheit haben sich in der Folge weder durch die Dienste, die sie der Republik erwiesen, noch durch ihre Anhänglichkeit an die unvergänglichen Grundsätze ausgezeichnet. Leute wie Hullin — der indes hochherzig genug gewesen war, einen Versuch zur Rettung de Launeys zu machen —, wie Palloy, Fournier, genannt „der Amerikaner", Latude und so viele andre wurden die servilsten Schmeichler des Kaiserreichs und, soweit sie dieselbe noch erlebten, der Restauration. Unter dem Kaiserreich bewarben die Sieger der Bastille sich massenhaft um die Dekoration der Ehrenlegion. Man gewahrt sie bis zum Jahre 1830 um Pensionen nachsuchen — um diese Zeit, nach dreiundvierzig Jahren, waren noch vierhundertundein Sieger vorhanden. Die Sieger traten im Jahre 1848 wieder zu Tage. Es handelte sich noch im Budget für 1874 um Pensionen für die Sieger von der Bastille — ein Beispiel wunderbarer Langlebigkeit.

Das ist die heitere Seite ihrer Geschichte. Sie hatte auch eine recht traurige — die Streitigkeiten mit den französischen Garden, die ihnen vorwarfen, sie hätten sie um ihren Ruhm betrogen, und mit den „Freiwilligen der Bastille".

Die Helden mußten jetzt ihrerseits Beschimpfungen und Verleumdungen über sich ergehen lassen. Dann kam es in ihrem eignen Corps zu blutigen Reibereien. Es gab wirkliche Sieger und andre, die, obschon sie wahre Sieger waren, es doch nicht wirklich waren: es gab fort und fort unter den Siegern Patrioten und Polizeispione. Am 1. Juli 1790 fand man zwei Sieger in der Nähe des Beaumarchaisschen Gartens ermordet, vor dem Schauplatz ihrer Thaten. Am folgenden Tage kam es zu einem heftigen Streit zwischen vier Siegern und Soldaten. Im Dezember werden zwei weitere in der Nähe des Marsfeldes ermordet.

In den ersten Tagen des Jahres 1791 werden zwei verwundet, und man entdeckt einen dritten mit einem Strick um den Hals in einem Graben in der Nähe der Militärschule. Das alles erinnert an das nächtliche Treiben bei den Barrieren.

Es bleibt nur noch der ganz merkwürdige Umschwung in der öffentlichen

Meinung zu erklären, jenes ganz unerwartete Märchen, welches die „Straßenräuber“ vom April, Juni und Juli 1789 in große Männer verwandelte.

Der Hauptgrund findet sich in der reizenden und aus dem Leben gegriffenen Stelle des „Rabagas“, eines Lustspiels von Victorien Sardou, dargelegt:

Karl.

Woran unterscheidet man denn eine Emeute von einer Revolution?

Boubard.

Eine Emeute ist, wenn die Volksmasse besiegt wird ... dann sind alle Lumpenhunde. Eine Revolution ist, wenn sie die Oberhand behält: dann sind alle Helden.

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli ließ der Herzog von La Rochefoucauld Ludwig XVI. aus dem Schlafe aufwecken, um ihm die Einnahme der Bastille anzuzeigen. „Es ist also ein Volksaufstand?“ fragte der König. „Sire,“ entgegnete der Herzog, „es ist eine Revolution.“

An dem Tage, an welchem die königliche Gewalt, schwach und unentschlossen, Paris der Emeute überlassen hatte, hatte sie abgedankt. Die Pariser organisierten sich zur Bürgermiliz, um die Straßenräuber niederzuwerfen. Die Bewegung nach der Bastille hin war von seiten dieser letzteren ein Geniestreich, jedenfalls unbewußt, aber doch ein Geniestreich. Das Volk spürte nunmehr seine Herren, und, wie es das stets thut, begrüßte es sie in schmeichelnder Weise. „Von diesem Augenblicke an,“ sagte ein Deputierter, „gab es keine Freiheit mehr, selbst nicht in der Nationalversammlung; Frankreich verstummte vor dreißig Aufrührern.“

Was dem Volke seine Begeisterung für die Sieger erleichterte, waren gerade alle jene Märchen, denen selbst die besten Geister Glauben beimaßen, in aller Aufrichtigkeit, jene Märchen von den Schrecknissen der Bastille und den Greuelthaten der willkürlichen Gewalt. Seit fünfzig Jahren hatten sie sich im Königreich verbreitet und feste Gestalt angenommen. Die Schmähschriften Linguets und Mirabeaus und der neuerliche ganz unglaubliche Erfolg der Memoiren Latudes hatten diesen Geschichten neuen Halt und neue Lebenskraft verliehen. Genötigt, sich vor der Emeute zu beugen, hielt man es für am geratensten (denn dadurch beschwichtigte man das Gewissen), sie als Befreierin zu begrüßen. So weit war denn auch dieser Umschwung der Ansichten ein aufrichtiger. Selbst die Distrikte, die sich am 13. Juli gegen die Straßenräuber bewaffnet hatten, konnten nach der Einnahme der Bastille ausrufen: „Die Distrikte begrüßen mit Beifall die Einnahme einer Feste, die, bisher als der Sitz des Despotismus betrachtet, den französischen Namen unter einem populären König entehrt hat.“

George Duruy hat bei der Herausgabe der Memoiren des Barras den Umschwung der öffentlichen Meinung sehr richtig erklärt. In den „Memoiren“ bildet die Einnahme der Bastille nur den Gegenstand einer kurzen und nichtssagenden Erwähnung. Barras hat nur eine einzige Einzelheit behalten und überliefert uns nur diese. Er hat „die endlich der peinlichen Frage, der Tortur und den Geheimverließen entrissenen Opfer der willkürlichen Gewalt“ aus ihren

Kerkern hervorgehen sehen. Eine derartige Dürftigkeit der Erzählung muß uns um so mehr verwundern, als Barras nicht nur Augenzeuge des Ereignisses gewesen war, sondern auch noch im Jahre 1789 einen wieder aufgefundenen Bericht darüber abgefaßt hatte. So unbedeutend nun die Stelle in den Memoiren ist, ebenso interessant ist die Darstellung aus dem Jahre 1789. Der Eindruck, den diese unter der Einwirkung der Ereignisse geschriebenen Zeilen hinterlassen, ist allerdings der, daß die berühmte Einnahme der Bastille alles in allem nichts als eine schreckliche und blutige Saturnalie gewesen ist. In dieser ersten Erzählung kommt nichts von Heldenmut vor, nichts von „der Tortur und den Geheimverließen“ entrissenen „Opfern der willkürlichen Gewalt“, dafür aber von den Siegern begangene Akte des Kannibalismus. Das ist das, was Barras gesehen hat und was er den Blättern anvertraut, auf denen er um diese Zeit seines Lebens Tag für Tag die Ereignisse verzeichnet, deren Zeuge er gewesen ist. Es vergehen dreißig Jahre. Barras hat auf den Bänken der Bergpartei gesessen. Er ist der unerschütterliche Revolutionsmann geblieben. Er sammelt seine Erinnerungen für die Memoiren, die er herauszugeben beabsichtigt. Um diese Zeit ist die revolutionäre Darstellung von der Einnahme der Bastille die offiziell geltende. Es ist nunmehr festgestellt, daß die Bastille einem heldenmütigen Ansturme der Pariser Bevölkerung erlegen ist. Diese Fabel, die den Charakter des Ereignisses so gründlich entstellt hat, dank der beweglichen Einbildungskraft der Menge, ist gleichzeitig mit dem Ereignisse selbst entstanden. Da Barras in seinen Memoiren auf die Einnahme der Bastille zu sprechen kommen muß, liest er, und wohl mit einer Art starren Staunens, davon in seinen Notizen. Was! Die Einnahme der Bastille ist nur das gewesen? Und kurz entschlossen geht er darüber weg.“

In den Provinzen führte die Einnahme der Bastille sofort zu einem schrecklichen Rückstoß. „Ein panischer Schrecken,“ schreibt Viktor Fournel, „verbreitete sich plötzlich wie ein ungeahnter, phantastischer Wahnsinnshauch, von dem viele von uns von unsern Großvätern noch als von dem Tage der Straßenräuber oder dem Tage der Furcht erzählen gehört haben, über den größeren Teil von Frankreich. Er brach in der zweiten Hälfte des Juli an allen Orten aus. Plötzlich verbreitet sich, man weiß nicht, woher, eine Schreckenskunde durch die Stadt oder das Dorf: die Straßenräuber sind da, sie stehen vor den Thoren: sie bewegen sich in Haufen von fünfzehn bis zwanzigtausend Mann heran, die Ernte auf dem Halm verbrennend und alles ausraubend. Eilboten, mit Staub bedeckt, tauchen auf und verbreiten die Kunde weiter. Ein Reiter von wirrem und verstörtem Aussehen, den niemand kennt, sprengt vorüber: ‚Auf! Zu den Waffen! Sie sind da!‘ Die Bewohner eilen herbei: Ja, es ist wahr; man hat sie gesehen, sie sind höchstens noch eine bis zwei Meilen entfernt. Die Sturmglocke ertönt, man bewaffnet sich, setzt sich in Kampfbereitschaft und geht auf die Suche aus. Schließlich findet man nichts, aber die Beunruhigung kehrt wieder. Die Straßenräuber haben einen andern Weg eingeschlagen, aber man muß unter den Waffen bleiben.“ In den Grenzprovinzen handelt es sich um

Feinde aus dem Auslande. In der Bretagne und der Normandie bangt man vor einer englischen Landung; in der Champagne und in Lothringen befürchtet man einen deutschen Einfall.

Diesen Schreckensscenen muß man die Gewaltthätigkeiten, die Mordanfälle, die Plünderungen und Brandstiftungen anreihen, die plötzlich ganz Frankreich zur Verzweiflung brachten. Gustav Bord giebt in einem Buche, das über diese Thatsachen helles Licht verbreitet, eine ergreifende Schilderung davon. Man überfällt die Schlösser, ergreift die Eigentümer und sengt ihnen die Fußsohlen. In Versailles stürzt sich die Menge auf den Henker, der an einem Vatermörder das Urteil vollziehen soll, und der Verbrecher wird befreit. Die Beratungen der Munizipalversammlung geben ein Bild des Schreckenszustandes, von dem die Stadt befallen war. Am 23. Juli meldet der Intendant der Champagne, daß in seinem Bezirke der Aufstand allgemein ist. In Rennes, in Nantes, in Saint Malo, in Angers, in Caen, in Bordeaux, in Straßburg und Metz veranstaltet das Volk Bastilleneinnahmen im kleinen, die mehr oder minder von Plünderungen und Mordthaten begleitet sind. Bewaffnete Banden entholzen die Wälder, verwüsten die Landstraßen und fischen die Teiche aus. Allerseits herrscht die vollständige Desorganisation.

Nichts legt klarer dar, was die ganz und gar auf Tradition beruhende Regierung des alten Regimes gewesen war. Nirgendwo war eine greifbare Handhabe geboten, um einen Willen zur Ausführung bringen zu lassen oder die Ordnung aufrecht zu erhalten. Frankreich war eine Verbündung von vielen Tausenden von Republiken, die nur durch den gleichmäßig auf die Krone gerichteten Blick zusammengehalten wurde. Von einem Windstoße wurde die Krone zu Boden gefegt, und überall herrscht Ordnungslosigkeit und Wirrwarr. Man könnte wirklich von Kindern sprechen, die ihren Vater verloren hatten. Es kann zu allen Ausschreitungen kommen, weil es an den Mitteln fehlt, ihnen entgegenzuwirken. In der Ergebenheit gegen den König hatte unter dem alten Regime thatsächlich die ganze Regierung, die ganze Verwaltung und das ganze nationale Leben bestanden. Die Schreckensherrschaft gestaltete sich zu einer Notwendigkeit und ebenso das gesetzgeberische Werk des ersten Kaiserreichs.



Neue Folge ungedruckter Briefe Beethovens.

Mitgeteilt und erläutert von

Alfr. Chr. Kalischer.

IV.

12. An Gubernialrat Varena in Graz.

„Wien am 23. July 815.

Sie werden, mein lieber Varena, nun längstens in 14 Tagen erhalten (das Piano).

Es war mir nicht möglich, ihnen's eher zu verschaffen; ohnehin bin ich in allen Sachen zum Ausrichten, Bestellungen ꝛc. ein äußerst ungeschickter Mensch.

Es kostet 400 fl. mit Emballage, ein Anderer müßte 600 fl. bezahlen. Schuster [?] wird die 400 fl. gleich hier bezahlen, wollen sie noch 50 fl. darauf legen für Verschönerungen, so schreiben sie mir sogleich.

Das Instrument ist von Schanz, wovon ich auch eins habe.

In Eil

ihr Beethoven.

Ich empfehle mich Ihrer Familie." —

Mit Graz verbanden Beethoven mannigfache Kunstinteressen. Dort lebten ihm eifrige Verehrer seiner Tonmuse, außer diesem Prokurator Varena (oder Varenna) besonders die glänzende Pianistin Marie Pachler-Koschak, Professor Schneller und andre mehr. Zum Besten der dortigen Armen wurden von Varena allerlei Wohlthätigkeitskonzerte veranstaltet, die Beethoven durch zeitweises Ueberlassen seiner neuesten Manuskripte in selbstlosester Weise unterstützte. So heißt es in einem andern Varena-Briefe: „Empfehlen Sie mich den ehrwürdigen Erzieherinnen der Kinder und sagen Sie ihnen, daß ich Freudenthränen über den guten Erfolg meines schwachen guten Willens geweint, und daß, wo meine geringen Fähigkeiten hinreichen, ihnen dienen zu können, Sie immer den wärmsten Teilnehmer an ihnen in mir finden werden." — Die Korrespondenz an Varena beginnt mit dem Jahre 1812; sie scheint in dem Jahre, in dem der eben mitgeteilte Brief geschrieben ist, also 1815, ihr Ende gefunden zu haben. Interessant ist es, sich bei Gelegenheit der hierin enthaltenen Klaviergeschichte Beethovens Gepflogenheiten bei solchen Klavierbesorgungen zu vergegenwärtigen. Schanz galt damals als einer der vorzüglichsten Wiener Klavierfabrikanten; sonst hielt es Beethoven mit der Streicher-Steinschen und mit den Grafschen Instrumenten. — So schreibt also darüber Beethoven einmal an seinen Duzbruder v. Gleichenstein: „Da mir die Frau v. M[alfatti] gestern sagte, daß sie heute doch ein anderes Piano bei Schanz aussuchen wollte, so wünschte ich daß sie mir hierin völlige Freiheit ließ, eins auszusuchen, über

500 fl. soll's nicht kosten, soll aber weit mehr werth sein; Du weißt, daß mir diese Herren immer eine gewisse Summe anbieten, wovon ich nie Gebrauch mache, dieses macht aber wohl, daß ich einmal ein theures Instrument sehr wohlfeil bezahlen kann, und gerne würde ich hier die erste Ausnahme von meinem festgesetzten Betragen in diesem Stücke machen, sobald Du mir nur zu wissen machen wirst, ob man meinen Vorschlag annehme." — Die zweite bekannte Ausnahme dürfte denn aus obigem Briefe an Varena hervorgehen.

13. An Steiner-Haslinger.

„Ich will also Dienstag vorläufig bestimmen, denn die 2 feyertage wird es ihnen unangenehm sein; auf jeden Fall werde ich ihnen Antwort sagen. Was das fleischessen betrifft, das verstehe ich nicht — bitte um Erklärung.

Dero

Contra F."

14. An dieselben.

„Das Paternostergäßl hat den Empfang zu bestätigen, u. ebenfalls anzuzeigen, wann die Correctur Blätter bei mir eintreffen werden, widrigenfalls sich selber alles Elend, welches siecher ein geschmolzenes Siegellack auf die Uebelthäter herabträufeln wird — — B.

An die Herren Steiner und Comp. paternoster Gäßel."

Die O. Jahnsche Handschrift der Briefe Beethovens an Steiner und Haslinger enthält nach der Abschrift von Aloys Fuchs sechsunddreißig Nummern, von denen fast alle ihren Platz in den bekannten Briefsammlungen gefunden haben. Mit den Inhabern dieser in Beethovens Leben wichtigen Musikalienhandlung (Steiner und Comp.) durfte sich der Meister die derbsten Späße und Witze gestatten. Diese Briefe erstrecken sich auf die Zeit von 1815 bis 1817, in welche also auch obige zwei kleine Briefe gehören. Einzelne andre Briefe an Steiner wie namentlich an den immer bedeutender werdenden Haslinger fallen in spätere, sogar in die allerletzten Lebensjahre Beethovens. Steiner ist der Generallieutenant, abgekürzt G-ll-t, — Haslinger, sein Adjunkt und Compagnon, wird Adjutant genannt, während sich Beethoven selbst meistens „G—s" = Generalissimus unterschreibt. In dem ersten der beiden hier mitgeteilten Steinerbriefchen (Nr. 13) unterzeichnet sich der Meister als „Contra F", was wohl „Contrafagott" bedeuten soll, also die tiefe, dröhnende Grundgewalt des Ganzen. —

15. An Baumeister.

„P. P. Wollen Sie wohl die Gefälligkeit haben und die Sonate aus F für Klavier und Horn obligat nur für heute der Baronin Ertmann die sie spielen will, leihen; ich werde sie ihnen morgen früh gleich zurückschicken. Sr. Kais. Hoheit werden sich wohl — hoffe ich, wohl befinden und es nicht ungern sehen,

der Baronin E. diese Gefälligkeit zu erweisen. Ich war sehr unpäßlich wieder, seit ich Sr. Kais. Hoheit aufwartete, werde aber morgen mich einstellen.

Ihr ergebenster
Ludwig van Beethoven."

Von den sieben kleinen Briefen Beethovens an Baumeister, den Privatsekretär des Erzherzogs Rudolph, welche die O. Jahnsche Handschrift aufweist, ist nur der vorstehende nicht gedruckt. Die Baronin Ertmann, welche sich hiernach mit Beethovens Hornsonate (op. 17) produzieren wollte, war eine der hervorragendsten Beethoven-Spielerinnen, — des Meisters Dorothea-Cäcilia, welcher die erste der fünf letzten Klaviersonaten (op. 101) in A-dur gewidmet ist. —

16. An Charles Neate.

„Mon cher ami, je vous prie de ne parler pas de ces œuvres que je vous donnerai pour vous et pour l'Angleterre, les raisons pour cela [?] je vous dirai sincèrement au bouche.

Votre vrai ami
Beethoven.

J'espère de vous voir bientôt, quant à moi, je viendrai le plus possible chez vous. Pour Monsieur de Neate."

Beethoven liebte es von Zeit zu Zeit, sich französisch zu präsentieren, wie in Billets an Charles Neate, einen jungen Londoner Tonkünstler, der zu Ende des Jahres 1815 und zu Anfang des Jahres 1816 in Wien war und durch persönliche Berührung mit dem Tonmeister neue Nahrung für seinen Beethoven-Enthusiasmus fand. — Beethoven hat ihm also allerlei mündlich zu sagen oder, wie er sich ausdrückt „au bouche". Im Jahnschen Nachlasse sind drei Briefe an Neate abschriftlich enthalten, von denen dieses Billet und der folgende ausführliche Brief ungedruckt sind.

17. „Wien am 19. April 1817.

Mein lieber Neate.

Seit 15. Oktober befiel mich eine große Krankheit, an deren folgen ich noch leide und nicht geheilt bin. Sie wissen daß ich nur von meinen Compositionen leben muß, seit meiner Krankheit habe ich nur äußerst wenig componiren können, also auch nur äußerst wenig verdienen können, um so mehr würde es mir sehr willkommen gewesen sein, wenn Sie etwas für mich gethan hätten — unterdessen vermuthe ich, daß das Resultat von allem -- nichts ist.

Sie haben sogar noch anklagend gegen mich an Hering geschrieben, welches meine Redlichkeit gegen Sie keineswegs verdient — unterdessen muß ich mich hierüber rechtfertigen: nämlich: die Oper Fidelio war vor mehreren Jahren schon geschrieben, allein das Buch und der Text sehr mangelhaft, das Buch mußte ganz umgearbeitet werden, dadurch mußten mehrere Musikstücke vermehrt,

andere verkürzt, wieder andere ganz neu dazu componirt werden. So z. B. ist die Ouvertüre ganz neu, wie verschiedene andre Stücke, allein es ist möglich, daß in London vielleicht die Oper sich findet, wie sie zum erstenmal war, so ist sie denn auch gestohlen worden, wie das beim Theater kaum möglich ist zu vermeiden. — Was die Symphonie in A betrifft, da Sie mir gar keine Antwort geschrieben hierüber, welche befriedigend war, so mußte ich sie wohl herausgeben, ebenso gern hätte ich 3 Jahre warten wollen, wenn Sie mir geschrieben hätten, daß sie die philharmonische Gesellschaft genommen hätte — allein überall Nichts — Nichts. Nun was die Klaviersonate[n] mit Violonschell betrifft, ich gebe [gab] ihnen hiezu einen Monath Zeit, habe ich alsdann hierüber keine Antwort von Ihnen, so gebe ich sie in Deutschland heraus; da ich ebenso hierüber wenig von Ihnen gehört, als von den anderen Werken, so habe ich selbe einem deutschen Verleger gegeben, der mich darum dringend gebeten, jedoch habe ich mir schriftlich ausbedungen (Hering hat diese Schrift gelesen), daß er die Sonaten nicht eher herausgiebt, bis Sie selbe in London verkauft haben, ich dachte, Sie sollten diese 2 Sonaten wenigstens für 70 oder 80 Dukaten in Gold anbringen können, der englische Verleger kann den Tag bestimmen, wenn sie in London erscheinen sollen, am selben Tage erscheinen sie alsdann auch in Deutschland, auf die Art hat Birschall auch das große Trio und die Klaviersonate mit Violine von mir gekauft und erhalten. Ich bitte Sie also um die letzte Gefälligkeit mir so geschwinde als möglich der Sonaten wegen eine Antwort zu geben. Die Frau v. Jenny [?] schwört darauf, was Sie alles für mich gethan haben, ich auch, das heißt, ich schwöre darauf, daß Sie nichts für mich gethan haben, nichts thun für mich und wieder nichts für mich thun werden, summa summarum Nichts! Nichts! Nichts!!!

Ich versichere Sie der vollkommensten Hochachtung und hoffe wenigstens als letzte Gefälligkeit eine baldige Antwort. —

ihr ergebenster
Diener
und Freund
L. v. Beethoven."

Dieser wichtige Brief ist wohl geeignet, über die Beziehungen zwischen Beethoven und Ch. Neate weitere Aufklärungen zu geben. Der Meister mußte hier seinem sonst „lieben englischen Landsmanne" und Freunde einmal energisch die Leviten lesen. Andrerseits sind auf Beethovens Seite mancherlei Uebertreibungen, beziehungsweise Ungenauigkeiten zu konstatieren. Zunächst die Bemerkung, daß Beethoven nur von seinen Kompositionen leben müsse. Das mußte zu Mißdeutungen führen. Hierbei ist etwas von der reservatio mentalis zu verspüren. Beethoven meinte sich persönlich damit, seine eigensten Lebensbedürfnisse, während sein festes Gehalt — durch die drei bekannten Mäcene — zumeist für die Erziehung und Unterhaltung seines Neffen, dessen Vormund er

war, aufgebraucht wurde. Auch war die Zeit vom Oktober 1816 bis April 1817 nicht so arm an Kompositionen bei Beethoven verblieben; unter anderm sind op. 101, die Sonate in A-dur, und der Liederkreis an die ferne Geliebte (op. 98) in jener Zeit entstanden: allerdings allzuviel im Vergleich zu andern Epochen war es nicht. — Die in diesem Briefe in Rede stehenden Sonaten für Klavier und Violoncello sind die Sonaten in C- und D-dur (op. 102), die im Sommer 1815 komponiert und 1817 bei Simrock in Bonn veröffentlicht wurden; die spätere Ausgabe bei Artaria im Jahre 1819 enthielt erst die Widmung an die Gräfin Erdödy. — Das große Trio ist das in B-dur (op. 97) und die Violinsonate die in G-dur (op. 96). Mr. H. Birchall war ein Londoner Musikverleger, mit dem Beethoven um diese Zeit in regem Geschäftsverkehr stand; dessen Freund war der in diesem Briefe erwähnte Wiener Bankier John Häring oder Hering, zugleich ein fertiger Violinspieler, der sich um Wiens Konzertleben seit 1807 besondere Verdienste erwarb. — Ch. Neate, geboren 1784 zu London, erreichte das hohe Alter von ca. 91 Jahren; er starb erst am 30. März 1877 zu Brighton.

Ein andres O. Jahnsches Konvolut enthält Briefe an des Meisters Neffen, an dessen Bruder Johann und auch unter anderm folgenden ungedruckten Brief an Giannatasio del Rio:

18. „An Herrn Gianatasio del Rio, Inhaber e. Erziehungsinstituts in Wien.

Ich bitte Sie nachzusehen, wenn Carl in ihre Anstalt eingetreten ist, folgende Quitung scheint mir darüber Aufschluß geben zu können, mir fehlt das Datum und die Jahreszahl, trügt mich mein Gedächtnis nicht, so war es eben im Hornung 1816, daß Sie Carl'n bei sich aufgenommen.

Ich bitte sie mir die Berichtigung hierüber zwischen heute und Morgen zukommen zu machen, da ich ihrer bedarf; ich glaubte zwar nicht je in den Fall, von meiner Großmuth Rechnung geben zu müssen, kommen zu können; ich habe daher auch die meisten Quittungen nicht geachtet aufzubehalten, da dieß aber mir scheint der fall mit Carls Mutter zu sein, so ist mir dieses Dokument nötig.

Mit Achtung
Ihr freund
Beethoven."

Allerdings übergab Beethoven seinen Neffen im Februar (= Hornung) 1816 der damals hochberühmten Privatschule und Erziehungsinstitut des Herrn Cajetan Giannatasio del Rio und beließ ihn daselbst bis Ende Januar 1818. Der vorstehende Brief an Giannatasio mag während dieser Zeit oder kurz nach dem Ausscheiden Karls aus dem Lehrinstitute, wo der Kampf um den „Sohn" mit dessen leiblicher Mutter heftig tobte, geschrieben sein.

Dasselbe Konvolut enthält auch folgenden ungedruckten Brief:

19. An?

„Euer Wohlgeboren!

In einigen Tägen erhalten sie eine Schrift von mir worin Mittheilungen über die fr. v. B. — über das Betragen des Magistrats — über die Zeugnisse — über das was ich für meinen Neffen gethan — über sein Vermögen; welche sie dann abschreiben lassen wollen, um sie den Hrn. v. Schmerling und Hrn. v. Winter zu übermachen. Es ist nicht unmerkwürdig zu erfahren wie man gegen einen Menschen, der nur das Gute will, hier verfahren kann, dabei selbst auf die Wohlfahrt eines unschuldigen Geschöpfes nicht Rücksicht nimmt! Ist der Bericht vom M.[agistrat] schon an die Appellation gelangt?

Nun von etwas Anderem. Man sagt mir, daß ich in der Vorstadt, wo ich bin vom 2. febr. Mariä Reinigung oder Lichtmeß an, seine Wohnung Zeit hat aufzukündigen bis den 16ten? Ich bitte sie mir hierüber nur einige Zeilen Auskunft zu geben, wenn ich ohnehin den ganzen Sommer auf dem Lande zubringe und für mich höchstens ein Zimmer zum Absteigen in der Stadt nötig habe, auch künftiges Jahr diese Wohnung ohnehin nicht zu behalten gedenke. Sie wissen ohnehin wie wenig beschwerlich ich ihnen gern bin, sie verzeihen mir daher schon diese Frage? Ich befinde mich öfter nicht wohl, sonst wäre ich schon zu ihnen gekommen.

M. v. Tuscher war bei mir, eine alte freundschaft läßt sich nicht unterdrücken, er hat schwach gehandelt, allein unter einer solchen Behörde kann nur ein Vormund wie ich — der das Geld giebt, den Ausschlag geben! Wenn sie ihn sprechen wollen, er könnte ihnen noch über manches Auskunft geben! jetzt ist er wieder gesund! Sie finden ihn Morgens von 10—12 in seinem Bureau oder Bourreau

in Eil ihr
mit Hochachtung verharrender
Beethoven."

Die Abschrift setzt oben, da keine Adresse angegeben ist, die Frageworte „An? Bach?" — Allerdings ist der Brief an Beethovens Rechtsbeistand seit 1816, an Dr. Joh. Baptist Bach, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, gerichtet; die Zeit höchst wahrscheinlich: 1818. — Zunächst handelt es sich hierin wieder um den Vormundschaftsprozeß gegen die Schwägerin v. B. (= Beethoven), seine „Königin der Nacht". Die andern Namen hierin: v. Schmerling, v. Winter, v. Tuscher, gehören alle ebenfalls Personen an, die mit dem Prozesse zu thun hatten, — Magistratsbeamte. Der hervorragendste Mann dieser Gruppe ist Magistratsrat v. Tuscher, mit dem, wie aus dem Briefe hervorleuchtet, Beethoven wohl befreundet war. In einem noch vorhandenen Briefchen an denselben tituliert ihn Beethoven: „Lieber Tuscher"; darin heißt es auch: „Vergessen Sie nicht auf Schmerling." Alles bewegt sich um den Vormundschaftsprozeß. Im Jahre 1816 komponierte Beethoven einen „Abschiedsgesang für zwei Tenor- und Baßstimmen, für Herrn v. Tuscher", nämlich

auf die Worte aus der Zauberflöte: „Die Stunde schlägt, wir müssen scheiden“. Nachher muß sich, wie dieser Brief beweist — jedenfalls infolge des Prozesses — das Freundschaftsverhältnis getrübt haben. Und so macht hier Beethoven schließlich den sarkastischen Calembour, indem er das Magistratsbureau ein Henkerstübchen (Bourreau) nennt oder einen Henker selbst. —

V.

20. An Graf Moritz v. Lichnowsky.

„Werther lieber Graf!

Eben empfange die ihnen hier mitgetheilte schrift, ich habe, was möglich war, dem Verfasser alle Bescheidenheit in rücksicht meiner vorgeschrieben, u. sie werden damit auch zufrieden sein — dieser Täge besuche ich sie einmal wieder, seyn sie versichert, daß meine freundschaftliche Anhänglichkeit u. achtung for sie nicht größer sein kann und sich immer gleich bleibt. — lieben sie

ihren ....

in Eil freund

in Eil Beethoven.

prestissimo

....

An den hochgebohrnen Hr. Grafen Moriz Lichnowsky.“

Unter O. Jahns Aufzeichnungen über Professor Fischhofs Beethoveniana ist vorstehender „Brief bei f.“ abschriftlich enthalten. Dem Grafen v. Lichnowsky, dem Bruder des Fürsten Karl v. Lichnowsky, in dessen Hause Beethoven in den ersten Zeiten seines Wiener Lebens wohnte, sind die großen Klaviervariationen (op. 35) und die Klaviersonate in E-moll (op. 90) gewidmet. —

21. An Prof. Dr. W. C. Müller.

„Sie verzeihen schon, daß ich Sie heute nicht erwarten konnte. Ein Zufall der mir höchst unangenehm ist, beraubt mich des Vergnügens, Sie zu sehen, vielleicht bleiben Sie noch einige Täge, welches ich schon von B. [?] Streicher erfahren werde u. dann werde ich mir das Vergnügen sie bei mir zu sehen noch ausbitten — mein eben Einziehen ist mit daran schuld, wo ich noch mehrere Täge zu thun habe, um in Ordnung zu kommen

ihr Ergebenster

Beethoven.“

Der nicht von Jahn selbst kopierte Brief enthält unten noch folgende Notiz: „wörtl. Copie ohne Datum mit Bfeder geschr. Adr. für Herrn Professor Müller.“ — Adressat, Dr. Wilh. Christian Müller in Bremen, war Schriftsteller und großer Musikenthusiast; er und seine Tochter Elise trieben unter den ersten einen hohen Kultus mit Beethovens Tongeiste; der junge Dichter Dr. Karl Iken unterstützte ihn darin. In den von Dr. Müller begründeten Gesellschafts-

konzerten wurden Beethovens Werke besonders gepflegt. Das Datum dieses kleinen Briefes läßt sich dem Jahre nach sicher bestimmen: es ist das Jahr 1820, in welchem sich Dr. W. C. Müller in Wien befand und Beethoven in Mödling besuchte. Der Dichter der „Pentaide" hat auch viele musikästhetische Schriften verfaßt.

22. An Bernhard Romberg.

„Lieber Romberg!

Ich bin diese Nacht wieder von den bei mir in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Ohrenschmerzen befallen worden, Deine Töne selbst würden für mich heute nur Schmerz sein, diesen nur schreibe es zu, wenn Du mich nicht selbst siehst. — Vieleicht ist['s] in ein paar Tägen besser, wo ich Dir dann noch lebewohl sagen werde — wenn Du mich übrigens nicht zum Besuch bei Dir gesehen hast, so bedaure die Entlegenheit meiner Wohnung, meine ..... gesetzten Beschäftigungen, um so mehr, da ich ein ganzes Jahr hindurch krank war, wodurch ich in so manchen begonnenen Werken aufgehalten wurde — und am Ende braucht es der nichtssagenden Complimente zwischen uns ohnedem nicht — ich wünsche Dir zu dem vollen Tribut des Beifalls Deiner hohen Kunst auch die metallische Anerkennung, was jetzt selten der Fall ist; — wenn ich nur ein wenig kann, so sehe ich Dich samt Deiner Gattin und Kindern, welche ich hier von Herzen grüße, gewiß noch.

Leb wohl
großer Künstler
wie immmer
der Deinige
Beethoven."

Am 12. Febr.
1822.

Mit der Bonner Musikerfamilie Romberg war Beethoven bereits in Bonn innig befreundet; das trauliche „Du" hat sich bis in späteste Zeiten natürlich gut erhalten. Dieser Brief, überhaupt der erste, der an einen Romberg zum Vorschein kommt, ist offenbar an den großen Violoncellisten Bernhard Romberg gerichtet, nicht an dessen Vetter, den Komponisten der „Schillerschen Glocke", Dr. Andreas Romberg, der bereits 1821 gestorben war. Bernhard Romberg (geboren 1767), der nach wechselvollem Lebensgeschick in den zwanziger Jahren wieder in Hamburg als Privatmann lebte, machte im Jahre 1822 wieder eine Kunstreise, die ihn auch nach Wien und wieder mit seinem Jugendfreunde Beethoven zusammenführte. Die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung" vom 27. Februar 1822 läßt sich von ihrem Wiener Korrespondenten unter anderm über Rombergs Wiener Konzerte schreiben: „Bernhard Romberg, der Heros aller Violoncellisten, der König aller Virtuosen, feierte in diesem Monate einen dreimaligen Triumph; jedesmal war der Saal überfüllt, jedesmal lohnte den Künstler enthusiastischer Jubelbeifall" und so weiter. Bernhard Romberg starb lange nach Beethoven, im Jahre 1841, zu Hamburg.

Auch dieser Beethovenbrief ist nicht von Jahn selbst kopiert, ebensowenig der folgende:

23. An den Musikalienhändler M. Schlesinger.

„Wien 1. Mrz. 1822.

Euer Wohlgebohren!

Sie werden nun wohl die Schott. Lieder längst haben, welche hier bey Diabelli abgegeben worden. — was den letzten Satz der 3ten Sonate anbelangt, so folgt hierbei der Schein: Ich hoffe, Sie werden Selbe schon haben, ich bitte noch einmal selben sogleich zu bezeichnen u. die zuerst erhaltene Abschrift sogleich zu vernichten. Was die 2. Sonate in As [undeutlich] betrifft, so habe ich die Zueignung an jemanden bestimmt, welche ich ihnen beim nächsten zusenden werde — die 3te steht ihnen frei, jemanden, wem sie wollen, zu widmen. — Es geht mir Gottlob wieder besser mit meiner Gesundheit; wegen der Messe bitte ich Sie nun bald alles alles [?] in Richtigkeit zu bringen, da auch andere Verleger sie gewünscht haben, insbesondere von hier aus deswegen manche Schritte mir sind gemacht worden, jedoch habe ich schon längst bestimmt, daß selb. hier nicht erscheinen solle, indem dieses Mal mir sehr wichtig ist. Für den Augenblick bitte ich sie mir nur anzuzeigen, ob sie meinen letzten Antrag in Hinsicht der Messe mit den beygefügten 2 Liedern genehmigen, was hernach die Abführung des Honorars betrifft, so mag es damit auch [? vielmehr: nicht] länger als 4 Wochen dauern, ich muß hierauf dringen, da hauptsächlich zwei andere Verleger, welche die Messe ebenfalls wünschen in ihren Catalog, auf eine bestimmte Antwort mich beständig schon geraume Zeit auf eine bestimmte Antwort des wegen bitten. — Leben sie nun recht wohl und schreiben sie mir ja sogleich, es würde mir sehr leid sein, wenn ich ihnen gerade dieses Werk nicht zu übergeben hätte.

Mit Achtung ergebenst

Beethoven.

An Seine Wohlgeborn

Hr. Ad. M. Schlesinger

berühmten Kunst- u. Musikal. Verleger

in Berlin."

Dieser Brief ist der erste aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von wirklichen Briefen Beethovens an die Berliner Musikalienhandlung Schlesinger, der hiermit zur Veröffentlichung gelangt. Ein Brief-Konzept Beethovens an diese für die Publikation seiner Werke wichtige Verlagsfirma hat G. Nottebohm in seinem Buche „Zweite Beethoveniana" mitgeteilt (Seite 581 ff., 1887, zuvor bereits 1870 in der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung"). Einen vermutlich oder wahrscheinlich an dieselbe Firma gerichteten Brief des Meisters veröffentliche L. Nohl 1870 in der „Neuen Zeitschrift für Musik", den dann Th. v. Frimmel in seinen „Neuen Beethoveniana" S. 123 wiedergab. Dasselbe gilt von einem Briefe Beethovens an dieselbe Musikhandlung, den eben-

genannter Autor in der Wiener Zeitschrift „An der schönen blauen Donau" vom 1. März 1888 veröffentlicht hat. — Vorstehender Brief ist an den damaligen Chef der Berliner Firma, an Adolf Martin Schlesinger, gerichtet, dessen Sohn Moritz (Maurice) Beethovens Bekanntschaft bereits 1819 in Wien gemacht hatte. Alles Nähere über diese Beziehungen enthält mein Aufsatz: „L. van Beethoven, die Schlesingersche Musikalienhandlung und A. B. Marx" in den Sonntagsbeilagen zur „Vossischen Zeitung" vom Juli 1887, Nr. 28, 29 und 30. Die Briefe Beethovens an diese Firma — deren jetziger Inhaber R. Lienau ist — scheinen völlig verloren gegangen zu sein. Nunmehr liegt wenigstens einer derselben abschriftlich vor. Für die Geschichte der großen Missa solemnis in D (op. 123) ist er ein nicht zu unterschätzender Beitrag. Die hier erwähnten Schottischen Lieder erschienen bei Schlesinger Ende 1821 als: Fünfundzwanzig Schottische Lieder u. s. w. und dem Fürsten Anton v. Radziwil gewidmet (op. 108). Diese Widmung war keine direkt von Beethoven ausgehende, sondern eine nach dem freien Ermessen der Verlagshandlung, aber im Beethovenschen Sinne. Die in Rede stehenden Sonaten sind die drei allerletzten dieser Gattung, in der Beethoven bis heute durchaus unerreicht dasteht: nämlich op. 109 in E-dur, op. 110 in As und op. 111 in C-moll. Die Sonate in E erschien bei Schlesinger bereits 1821 im November mit der rechten Widmung an Fräulein Maximiliane Brentano, die in As-dur (op. 110) erschien bei demselben im August 1822 ohne Dedikation. Die letzte aller Sonaten (op. 111) erschien bei Schlesinger in Berlin und Paris, wieder mit einer vom Verleger ausgehenden Dedikation, diesmal an Beethovens erhabenen Schüler und Freund, den Erzherzog Rudolf. Die zweite Sonate (in As), von welcher in diesem Briefe Beethoven schreibt: „so habe ich die Zueignung an jemanden bestimmt, welche ich ihnen beim nächsten zusenden werde," war, wie ein vorhandener Originalzettel des Meisters beweist, für Frau Antonie Brentano in Frankfurt a. M. bestimmt. Des Verlegers Recht, die Widmung der dritten Sonate (C-moll) ad libitum vorzunehmen, bestätigt und bezeugt dieser Brief. — Nun zur Messen-Angelegenheit. Nach dem Verlage der Missa solemnis entstand eine wahre Hetzjagd unter den damals bekannten Verlegern, so daß es erklärlich erscheint, wenn sich Beethoven hierbei manches voreilige Wort entschlüpfen ließ. Charakteristisch ist das Wort in diesem Briefe: „Leben sie nun recht wohl und schreiben sie mir ja sogleich, es würde mir sehr leid sein, wenn ich ihnen gerade dieses Werk nicht zu übergeben hätte." (!)

Die Antwort des Berliner Verlegers muß nämlich gar nicht zur Zufriedenheit Beethovens ausgefallen sein. In demselben Jahre (1822) schreibt derselbe an den Verleger Peters in Leipzig unterm 26. Juli erstaunlicherweise: „Schlesinger erhält auf keinen Fall mehr etwas von mir, da er mir ebenfalls einen jüdischen Streich gemacht hat; er gehört ohnehin nicht zu denen, die die Messe erhalten hätten" (bei L. Nohl, Neue Briefe Beethovens, 1867, Nr. 240). Und späterhin in einem Briefe an Schott in Mainz, der schließlich die Messe erhielt, heißt es unterm „22ten Jenner 1824": „Schlesinger ist auch nicht zu trauen, da er's nimmt wo immer. [?] Beide, Père et fils, haben mich um die

Messe etc. bombardirt, ich würdigte beide keiner Antwort, da ich bei einer Musterung sie längst ausgestoßen.“ (Nohl, Neue Briefe Beethovens, Nr. 281.) Allein des Meisters Zorn hielt nicht allzulange vor. Es bildete sich wieder die schönste Harmonie zwischen ihm und der Berlin-Pariser Musikalienhandlung heraus. Beide, „Père et fils“, traten wieder direkt in Beethovens Kreis ein, 1825 und 1826, und erhielten auch von den letzten großen Quatuors welche zum Verlage, das in A-moll (op. 132), im November 1825 aufgeführt, aber erst im September 1827 erschienen, desgleichen das letzte der fünf großen Quartette in F-dur (op. 135), das im Jahr 1826 komponiert ward.

(Schluß folgt.)



Die Beziehungen zwischen Europa und den Vereinigten Staaten im zwanzigsten Jahrhundert.

Von

Pierre de Coubertin.

Auf das freundliche Ersuchen des Herausgebers der „Deutschen Revue“ um einen Beitrag über irgend eine der umfassenden Perspektiven, welche die fieberhafte Thätigkeit der Menschen und der rapide Fortschritt der Zivilisation der Aufmerksamkeit der gegenwärtigen Generation eröffnen — Perspektiven, die mir persönlich unendlich interessanter erscheinen als das Eingehen auf die kleinlichen Angelegenheiten, in welche die Europäer sich gewöhnlich verlieren —, weiß ich nichts Besseres zu beginnen, als mich mit dem zu beschäftigen, was meiner Meinung nach die Tagesfrage ausmacht. Es ist das nicht der Fall Dreyfus, den zahlreiche französische Blätter und der größere Teil der auswärtigen Presse seit zwei Monaten gründlich breitgetreten haben, auch nicht die chinesische Frage, die beiläufig aller Beachtung wert ist, schließlich aber sehr einfach und natürlich liegt und nichts von dem bedrohlichen Charakter an sich hat, den die Pessimisten ihr beizulegen belieben. Nein! Die wirkliche Tagesfrage, weil die ganze Zukunft der Bürger der Alten Welt davon abhängt, ist der Ausbruch eines Konflikts zwischen den Vereinigten Staaten und einem Teile Europas. Es ist möglich, daß dieser Konflikt ausbricht, möglich auch, daß er nicht zum Ausbruch gelangt. Die Hauptsache aber ist, daß wir so weit gekommen sind, ihn zu befürchten, daß wir zu der Ansicht gelangt sind, der Krieg sei nicht absolut unvereinbar mit dem Bestande der amerikanischen Demokratien. Diese Ueberzeugung hat für die meisten Europäer noch etwas Fremdes an sich. Die schönen Studien Toquevilles und die neuerlichen von James Bryce haben sie unter dem Eindruck gelassen, die Vereinigten Staaten böten einen vollständig neuen und von den bereits bekannten durchaus

abweichenden Gesellschaftstypus dar, und es sei vor allem eine auf derartigen Grundlagen beruhende Gesellschaft vor jedem Kriege nach außen und vor jedem Despotismus im Innern bewahrt. Ich möchte in keiner Weise den Verdacht auf mich laden, daß ich mich geistig mit Kennern wie den genannten vergleichen wolle, aber ich bin stets der Ansicht gewesen, daß hierin auch die hervorragendsten Beobachter sich getäuscht haben. Seit den zehn Jahren, daß ich die Vereinigten Staaten studiere, bin ich lediglich in meiner Ueberzeugung bestärkt worden. Ich erinnere mich, daß ich vor etwa sechs Jahren in einem Vortrag gesagt habe, in nicht allzu ferner Zukunft „werde man in Washington mit der Kanone leicht bei der Hand sein", und daß ich mit diesem Worte auf den Widerspruch meiner Zuhörer stieß, so gewagt schien damals die Voraussetzung. Augenblicklich scheint sie im Begriffe zu stehen, sich zu verwirklichen.

Ich gestehe gern, daß es sich um einen Konflikt handelt, der sehr verwickelt liegt. Kuba gehört, wenn man seine Lage unparteiisch ins Auge faßt, geschichtlich und rechtlich Spanien an, geographisch und seinem Interesse nach hängt es von den Vereinigten Staaten ab. Man bewundert und billigt den hartnäckigen Widerstand Spaniens, aber man versteht auch und entschuldigt die Einmischung der Vereinigten Staaten. Es ist eine wahre Wohlthat, daß es nur ein Kuba giebt und diese verdrießliche Streitfrage wohl keine zweite Auflage erleben wird, wenn sie einmal geregelt ist. Das ist richtig, aber Geographie und Interesse schreiben der amerikanischen öffentlichen Meinung nicht allein ihre Haltung vor. Man bringt dort ein gehöriges Stück Ehrgeiz mit ins Spiel, und, was schlimmer, dieser Ehrgeiz ist, genau besehen, gar nichts Neues und kann nicht als etwas Nebensächliches und Vorübergehendes betrachtet werden. Es ist das in ausgesprochener Weise ein stets vorhandener geistiger Zustand, den außer acht zu lassen kindisch sein würde. Der nationale Ehrgeiz der Amerikaner datiert nicht erst von gestern; er ist keine Laune, und die einzige noch nicht entschiedene Frage ist die, auf welche Gegenstände dieser Ehrgeiz sich in Zukunft richten wird.

Hierzu ist erforderlich, daß man weiß, von welcher Beschaffenheit er ist, und man infolgedessen feststellt, auf welche Gegenstände er sich bisher erstreckt hat. Die erste Periode der Geschichte der Vereinigten Staaten — eine Geschichte, die wir leider viel zu wenig studieren, obwohl sie höchst lehrreich ist — weiß von Ehrgeiz nichts; man muß sich im Gegenteil über die Bescheidenheit der Ansprüche wundern und über die Hartnäckigkeit, mit welcher sich die Kolonien Vasallen Englands nennen und diese Vasallenbande aufrecht erhalten. Was wollen die Amerikaner in dieser Epoche? Sie wollen leben, weiter nichts. Man kann nicht gemäßigter in seinem Wollen sein. Sie begehren nicht nach Unabhängigkeit; weit entfernt davon, weisen sie den Gedanken an dieselbe von sich ab, wenn man ihnen davon spricht. Gegen ihren Willen kommt es zum Krieg; die Ungerechtigkeiten und die Dummheit des Mutterlandes sind dazu erforderlich, das Land zu einem Entscheidungskampfe und auf den Weg der definitiven Losreißung von ihm zu drängen. Sobald die Regierung organisiert ist, neigt sie sich sofort wieder nach England hin. Washington mit seinem großen, gesunden

Menschenverstande und mit seiner Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit bemüht sich, das Gleichgewicht zwischen den Parteien aufrecht zu erhalten, aber im Grunde seines Herzens ist er ein Anhänger Englands, dessen erklärter Vorkämpfer Hamilton ist. Jefferson dagegen neigt sich mehr nach Frankreich hin, weil er für dessen auf Gleichheit abzielende demokratische Ideen eingenommen ist; aber weder die einen noch die andern glauben ohne Europa fertig werden zu können. Wenn in dem Volke bereits eine Art „Jingotum" vorhanden ist, wenn die Amerikaner gern mit ihrer eben erst errungenen Unabhängigkeit prahlen, kommt das gerade daher, daß sie seit so langer Zeit nicht auf ein derartiges Glück zu rechnen gewagt hatten. Aber sie besitzen, genau genommen, keinen nationalen Ehrgeiz. Dieser entsteht ganz plötzlich an dem Tage, an dem ihnen Louisiana zufällt und an dem die neuen Staaten anfangen, sich nach Westen hin zu ergießen. Die mutigen Pioniere, die sich nach dieser Richtung hin durch dunkle Wälder und unter steter Bedrohung durch feindliche Indianerstämme vorbewegen, zeichnen der Nation ihre künftige Mission vor. Die Amerikaner gewahren, daß hinter ihnen ein ganzer Kontinent liegt, und sie kommen auf den Gedanken, ihn zu erobern, ihn ganz in Besitz zu nehmen und sich zu seinem alleinigen Herrn aufzuwerfen. Die Verwirklichung dieses Gedankens sollte fast das ganze gegenwärtige Jahrhundert in Anspruch nehmen. Dem Namen nach ist hierzu nicht so viel Zeit erforderlich: es genügt, Florida käuflich von Spanien zu erwerben, erst die Gründung und dann den Anschluß der Republik Texas an die Vereinigten Staaten zu veranlassen und schließlich sich Kaliforniens zu bemächtigen und in dem Vertrage von Guadalupe-Hidalgo dem besiegten Mexiko die Abtretung aller begehrten Territorien aufzuerlegen. Um den Besitz aber zu einem wirklichen zu machen, müssen erst noch die Indianer vertrieben, die Mormonen geschlagen und muß endlich die Sklaverei aufgehoben werden, die das Land in zwei feindliche, der unvermeidlichen und alsbaldigen Trennung zustrebende Völker spaltet. Dieser zweite Teil der Aufgabe kam nur mühsam zu stande. Er war schwieriger als der erste. Der Krieg mit Mexiko war ein Kinderspiel gegen den Sezessionskrieg, und die Expeditionen gegen die Indianer kosteten viel Geld und viel Blut. Heute ist die Einheit eine Thatsache. Die Vereinigten Staaten bilden ein festgeschlossenes Ganzes. Von einem Ende bis zum andern ihres unermeßlichen Territoriums sind mächtige und reiche Städte entstanden, Eisenbahn und Telegraph verbinden sie miteinander. Im Innern, in den schwach bevölkerten Gegenden, kann man immer noch ein ungebundenes und freies Leben führen, das an einstige Tage erinnert, und wenn der Cowboy so sehr an seinem Beruf hängt und reiche junge Leute ihr bequemes Dasein im Stiche lassen, um für eine Zeitlang diesem rauhen Beruf zu folgen, geschieht das gerade darum, weil er an die Heldenzeit erinnert, in welcher der Amerikaner Amerika eroberte. Aber auch das wird vorübergehen. Bebautes Land wird an Stelle des „Ranch" treten und den Cowboy verdrängen, wie dieser die Indianer verdrängt hat.

Nachdem dem nationalen Ehrgeiz einmal in territorialer Hinsicht Genüge geschehen war, wandte er sich der Erwerbung von Reichtum zu. Jeder, der sich

den amerikanischen Millionär angesehen hat, weiß, daß er mehr noch von der Bedeutung seiner sozialen Rolle durchdrungen ist als von der seiner persönlichen. Wenn er zu Geld und Gut kommt, erfüllt er einen Beruf. Er meint, das Land müsse stolz auf ihn sein, und je reicher er werde, desto mehr werde er dem Lande nutzen und dessen Dank verdienen. So sieht man ihn auch niemals Halt machen, um sich dessen zu erfreuen, was er hat. Er geht immer weiter bis zum Tode und würde es sich eher gefallen lassen, alles zu verlieren, als dem Gewinne zu entsagen. Meistens vergeht er fast vor Mühe unter der beständigen und allzu heftigen Anstrengung. Derartige Leute — mögen sie ernst zu nehmen sein oder nicht — erregen jedenfalls die Aufmerksamkeit der sie umgebenden Menge und dienen dieser zum Muster. Man begeistert sich an ihren Handlungen und ahmt ihr Betragen nach. Daher — und durchaus nicht aus einem merkantilen Instinkt — ist jener Durst nach dem Dollar gekommen, der für die amerikanische Zivilisation so bezeichnend ist und dessen Bedeutung und Tragweite die Europäer nicht verstehen. In dem Dollar sucht der Amerikaner weit weniger das Geld als die Macht, weit weniger die Gewalt als das Vermögen, weit weniger die Befriedigung durch den Reichtum als den Stolz auf den Reichtum. Ich erblicke keinen sehr großen Unterschied zwischen den Instinkten eines Pullmann oder Vanderbilt und denen eines Clay oder Webster. Die einen wie die andern träumen nur von Größe; sie sind voll davon, und nichts ist umfassend genug, um ihnen Befriedigung zu gewähren. Es ist das eine zweite Form des nationalen Ehrgeizes.

Aber auch diese wird nicht von Dauer sein. Der amerikanische Millionär wird verschwinden: man wird in den Vereinigten Staaten noch Vermögen machen können, aber man wird nicht mehr in wenigen Jahren einer dieser kolossal reichen Männer werden können. Eine derartige Möglichkeit ist nicht normal, sie ist beinahe eine soziale Ungeheuerlichkeit; sie ist das Eigentümliche einer in der Bildung begriffenen Gesellschaft, nicht aber das einer bereits abgeschlossenen. Was wird aber alsdann aus dem maßlosen Ehrgeiz werden, an den die Amerikaner sich seit hundert Jahren gewöhnt haben und für den sie die Vorliebe beinahe schon in der Wiege gewinnen? Es würde kindisch sein, wenn man sich einbilden wollte, er würde plötzlich verschwinden, weil es ihm an Gegenständen fehlte, an denen er sich bethätigen könnte. Das kann nicht der Fall sein, und gerade darum ist die Untersuchung von Wichtigkeit, was dieser Ehrgeiz uns für das kommende Jahrhundert vorbehält.

Wird es die auswärtige Eroberung sein? Wenn die Frage in dieser Form gestellt wird, läßt sie sich nicht in bejahendem Sinn beantworten. Was können die Amerikaner wohl, abgesehen von einigen Inseln im Stillen Ozean und einigen Seestationen im übrigen Teile der Welt, erobern? Man merkt nichts davon, daß sie darauf aus sind, sich Griechenlands, Portugals oder gar auch nur Hindostans oder Koreas zu bemächtigen. Selbst wenn sie zum höchsten Grade der Macht gelangten, wären das Unternehmungen, die man in unsrer modernen Welt nicht verwirklichen könnte, und sie würden auch das nicht wieder einbringen, was sie kosten würden. Aber gerade die moderne Welt kennt eine Art von Er-

oberung, die der alten Welt so gut wie unbekannt war: jenes versteckte Protektorat, welchem ein Land anheimfällt, wenn es unter den Einfluß eines andern gerät, das heißt, wenn sein Handel, seine Industrie und seine Produktion von einer stärkeren Macht monopolisiert oder an sich gerissen werden. Das ist das Ergebnis der Interventionspolitik. Nun spricht aber eine ziemlich starke Wahrscheinlichkeit dafür, daß in Zukunft die Vereinigten Staaten in den Weltangelegenheiten intervenieren werden, und das ist für Europa bedeutsam. Sie haben bereits die Elemente einer zwar wenig zahlreichen, aber gut disciplinierten Armee. Der Unterricht, den die Offiziere in West Point erhalten, steht in moralischer und beruflicher Hinsicht auf einer hohen Stufe. Das „Milizsystem" ist gar nicht zu verachten, und die Milizen der einzelnen Staaten sind besser discipliniert und werden besser im Zuge gehalten, als man es in Europa glaubt. Die Kriegsmarine bildet sich rasch; sie hat zudem Traditionen, und Annapolis ist eine Schule, in der wie in West Point das moralische Ideal sehr hoch gehalten wird. Die Fahrzeuge für die Flotte werden mit einer Schnelligkeit hergestellt, von der man auf der Mehrzahl der Werften der Alten Welt nichts kennt. Das ist die militärische Seite der Sache. Was die Regierung anlangt, so ist ihr Vorgehen oft brutal, aber einen Vorwurf kann man ihr in ihrem Verhalten zum Ausland ganz gewiß nicht machen, den der Schwäche. Die öffentliche Meinung schließlich ist den Gewaltstreichen günstig; sie liebt das Gewaltthätige. Die wunderbare Anziehungskraft, die auf die Amerikaner die Gestalt Napoleons I. ausübt, kommt daher; sie möchten ihn ganz gerne als einen von den Ihrigen betrachten. Was er gebaut hat, war allerdings nicht solide, aber es war groß, umfassend, gewaltig.

Wohin ich mich daher auch wende, ich sehe nichts ab, was zu dem Gedanken in Widerspruch stände, daß die Vereinigten Staaten sich im zwanzigsten Jahrhundert nötigenfalls mit bewaffneter Hand in die Angelegenheiten Europas einmischen werden. Man wird dagegen ihr Interesse geltend machen. Ihr Interesse kann ihnen jedoch in einigen Jahren sehr wohl eine thätige statt einer passiven Haltung vorschreiben. Der Schutzzoll ist für sie eine lediglich vorübergehende Notwendigkeit, und die Lage, die dazu veranlaßt, ändert sich jedenfalls sehr rasch. Dann aber, ich wiederhole es, wenn die Vereinigten Staaten genötigt sind, sich von Rücksichten auf ihr Interesse leiten zu lassen, dann giebt es wenig Völker, die so durch Ideen zusammengebracht worden und so ihren Eingebungen gefolgt sind wie dieses. Wenn es nur auf die Stimme des Geldes und des materiellen Vorteils gehört hätte, würde seine Geschichte eine ganz andre sein, als sie es ist. Ich weiß, daß ich mich durch diese Worte in Widerspruch zu allen in Europa in allgemeiner Geltung befindlichen Theorien stelle; aber alle diejenigen, welche die Vergangenheit Amerikas mit der nötigen Aufmerksamkeit ins Auge fassen, werden meiner Ansicht beipflichten; auch die Zukunft wird meiner festen Ueberzeugung nach ihre Richtigkeit bestätigen.

Aber, ohne die Zukunft abzuwarten, finden wir den Beweis für das, was ich behaupte, in den beiden großen Bewegungen, die in den Vereinigten Staaten

in der Entwicklung begriffen sind und die, wenn nichts ihre Entwicklung unterbricht, für Europa das beste Schutzmittel gegen ehrgeizige, sich über das Weltmeer erstreckende Gelüste bilden werden: ich meine die sich auf die Universitäten beziehende und die religiöse Bewegung. Die Begründung des sein Augenmerk auf die Universitäten richtenden Amerika ist eine der interessantesten und unerwartetesten Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit. Seit dreißig Jahren sind die Universitäten der Vereinigten Staaten zu den reichsten und blühendsten der Welt geworden. Etwas Aehnliches hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Man hat Völker aus hochherzigem Antriebe große Anstrengungen zur Hebung ihres Unterrichts machen sehen: Preußen hat zum Beispiel vom Beginne bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts die Zahl seiner Schulen vermehrt und die größte Sorgfalt auf die Verbesserung seines Unterrichtswesens verwandt. Aber drüben handelt es sich in den meisten Fällen um freie Anstalten, die nicht vom Staate abhängen, und das Geld von Privatleuten, Geschenke und Vermächtnisse, macht ihr Vermögen aus. Diese Geschenke und diese Vermächtnisse vermehren sich immerfort, und man rechnet darauf, daß der Zufluß von Kapitalien noch zwanzig Jahre anhalten wird. Die Begeisterung der Amerikaner für ihre Universitäten ist gegenwärtig eine derartige, daß ganz gewiß von 1898 bis 1915 noch Testamente zur Eröffnung gelangen werden, die zahlreiche Verfügungen zu ihren Gunsten enthalten. Das Charakteristische der Bewegung besteht darin, daß sie sich bis auf diejenigen erstreckt, die dem Universitätsleben fernstehen. Wenn es sich nur um Studenten handelte und solche, die es gewesen sind, würde das eine erlesene, aber wenig zahlreiche Schar ausmachen. Aber die ganze Nation hat ihr Augenmerk auf die Universitäten gerichtet, geht diejenigen um Rat an, die sie leiten, und drängt sich zu den Vorlesungen ... Die „Präsidenten" dieser Universitäten sind die ersten Persönlichkeiten des Landes. Augenblicklich sind zwei von ihnen Botschafter im Auslande, einer in Berlin und ein andrer in Konstantinopel. Bis vor kurzem gehörte ein dritter zu der berühmten Kommission von Venezuela, die damit beauftragt war, die Frage zu studieren, die zu der Einmischung Englands geführt hatte. Nicht minder hört man auf die Professoren und folgt ihren Ratschlägen, die Presse streitet sich um ihre Mitarbeiterschaft, und einzelne von ihnen befinden sich in einer ganz hervorragend beneidenswerten Lage.

Die Universitäten besitzen demnach einen sehr mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung, und dieser Einfluß, der in aufsteigender Linie begriffen ist, wird noch lange vorhalten. Seine Natur ist noch etwas unbestimmt, doch scheint seit einiger Zeit in dem Universitätsunterricht sich eine gewisse Strömung bemerkbar zu machen, eine Strömung, die ich eine europäische nennen möchte. Ich will damit sagen, daß es eine Strömung ist, die den universellen Charakter der Wissenschaft berücksichtigt, die die Sphären der Anschauungen erweitert, die sich nicht isoliert und mit einem Worte die geistigen Dinge dem Geltungsbereiche der vielberufenen Monroe-Doktrin entzieht. Das ist hochwichtig. Die Amerikaner haben diese Monroe-Doktrin zu einem so wesentlichen Dogma ihres nationalen Lebens gemacht, daß sie versucht waren, dieses Dogma auch auf die schönen

und die exakten Wissenschaften auszudehnen. Sie hätten gerne ihre eignen Methoden, ihre eignen Bücher und ihre eignen Gelehrten gehabt und das alles dem Einflusse des Auslandes entziehen mögen. Die Wissenschaft, in diesem Sinne aufgefaßt, ist ein Unheil. Sie vergiftet den Geist eines Volks und verurteilt es dazu, ein abgeschlossenes Dasein zu fristen; sie führt, was schlimmer, schließlich zu fixen, engherzigen und unduldsamen Ideen und erzeugt unerträgliche Leidenschaften und einen despotischen Ehrgeiz. Sie berauscht die Nation derart, daß sie bis zum äußersten Grade egoistisch wird, und läßt sie vergessen, daß auch andre Nationen ein Recht auf Leben und Gedeihen haben. Sie vor allem giebt dem Gedanken an verbrecherische Kriege und ungerechte Eroberungen Raum. Wenn dagegen die Wissenschaft, das wahrend, was sie von berechtigten nationalen Zügen an sich hat, sich in liberaler Weise den internationalen Einflüssen zugänglich erweist, wenn die Gelehrten des einen Landes sich bei denen des andern Rats erholen, wenn sie ihren Entdeckungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre Ideen berücksichtigen, dann geht aus diesem würdigen und löblichen gegenseitigen Verkehr ein wirklich zum Frieden führender Einfluß hervor. Der Eklekticismus macht, mit einem Worte, zum Frieden geneigt, wie der Partikularismus zum Krieg führt. Nun scheinen sich aber die amerikanischen Universitäten, nachdem sie einst in beängstigender Weise dem Partikularismus zuzusteuern drohten, gegenwärtig dem Eklekticismus zuzuneigen. Ich behaupte, daß das ein wahres Glück ist, die Bürgschaft für einen versöhnlicheren Charakter in den zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Welten. Wie viele Konflikte ließen sich nicht vermeiden, wenn nur die Völker sich besser kennten!

Eine zweite Bewegung, die ihrerseits weniger vorgeschritten und weniger scharf ausgeprägt ist, macht sich in den Vereinigten Staaten geltend; sie ist religiös. Sie erklärt sich leicht. Die Begründung der Vereinigten Staaten ist in ihrem Ursprunge von der gleichen Art, und zu aller Zeit haben in der Neuen Welt die religiösen Fragen die Oberhand behauptet. Die Ausbreitung des Methodismus, die „Revivals“ und die Begründung unzähliger Sekten der sonderbarsten Art sind sprechende Beweise hierfür. Dieses Land, in dem Staat und Religion nebeneinander bestehen, ohne sich zu kennen, bietet sogar die eigentümliche Erscheinung dar, daß in ihm keine öffentliche oder private Feier vorübergehen kann, die nicht von einer religiösen Zeremonie begleitet wäre. Im Jahre 1893 wurde endlich die erstaunte Welt zu der seltsamsten Versammlung eingeladen, die je stattgefunden hat: zum Religionsparlament von Chicago. So unvollständig seine Zusammensetzung war, und so mittelmäßig seine Resultate gewesen sind, so bezeichnet es doch einen unvergeßlichen Tag in der Kirchengeschichte der Menschheit. Noch viele andre, weniger scharf hervortretende Erscheinungen zeigen dem Beobachter, wie intensiv das religiöse Leben in den Vereinigten Staaten ist und wie sehr man in allen Kirchen der Einheit zustrebt. In dieser Schwärmerei für die Einheit, in diesem Verlangen nach einer nationalen Kirche liegt unverkennbar ein Stück Monroetum. Aber mit der Gefahr hat es hier nicht viel auf sich. Zunächst ist die Religion der Amerikaner aufgeklärt,

und die Zahl und die Verschiedenheit der Kirchen ist groß. Das Einvernehmen kann nur durch den festen Entschluß zu gegenseitiger Duldung herbeigeführt werden. Es giebt keine Kirche, die ausgeschlossen bleiben möchte. Sogar die Katholiken oder wenigstens doch viele von ihnen, und darunter die berühmtesten ihrer Bischöfe, Kardinal Gibbons und Monseigneur Ireland, haben an dem Kongreß von Chicago teilgenommen und sind Freunde eines brüderlichen Zusammenwirkens mit Protestanten, Episkopalen, Presbyterianern, Baptisten und Methodisten. Ein interessanter Zug ist, daß es an vielen Universitäten von Studierenden begründete und von solchen unterhaltene Kapellen giebt, in welchen Sonntags der Gottesdienst jedesmal von dem Priester einer andern Kirche abgehalten wird, ebenso wie in vielen Staaten das Parlament mit einem Gebete eröffnet wird, das einmal von einem katholischen und das andre Mal von einem protestantischen Priester gesprochen wird. Das Gebiet der Verständigung ist sehr einfach und sehr umfassend: das der christlichen Liebe. Ich kenne kein Land, wo die Wohlthätigkeitsanstalten vernünftiger eingerichtet sind und besser verwaltet werden als in den Vereinigten Staaten. Das Gefühl der christlichen Liebe oder richtiger das der sozialen Brüderlichkeit entwickelt sich von Tag zu Tag mehr, und man muß gestehen, nichts ist mehr geeignet, die dem Geiste unsrer Zeit so wenig entsprechenden dogmatischen Streitigkeiten in den Hintergrund zu drängen und einen in Kleinlichkeiten sich verlierenden, engherzigen Glauben durch einen weiten und allumfassenden zu ersetzen. Wenn es so viel leibliches und geistiges Elend zu lindern giebt, so verlieren die dogmatischen Unterschiede und mehr noch die gottesdienstlichen Zeremonien merklich an Bedeutung, und es vollzieht sich eine natürliche Rückkehr zu dem Geiste christlicher Liebe, die übrigens der ursprüngliche Geist des Christentums und die unerläßliche Grundlage desselben ist. So aufgefaßt führt auch die Religion zu einer dem Frieden sich zuneigenden Gemütsstimmung. Diejenigen, welche in früheren Zeiten die schrecklichen Religionskriege veranlaßten, durch die beide Welten mit Blut bedeckt wurden, faßten sie nicht in einer derartigen Weise auf. Diese Zeiten sind vorüber, und die Rückkehr der evangelischen Bruderliebe muß von allen denen willkommen geheißen werden, denen der Frieden am Herzen liegt.

Von dieser Art sind die Bewegungen, von denen ich sprechen wollte, und um meinen Gedanken verständlicher zu machen und ihn klarer hervortreten zu lassen, möchte ich zum Schlusse noch einmal zusammenfassen, was ich über die Vereinigten Staaten gesagt habe, über ein Land, in dem ich mich viel umherbewegt, das ich sorgfältig studiert habe und das ich außerordentlich liebe, so daß mich nichts so sehr betrüben würde, als wenn ich es in Zukunft im Hader mit unserm Europa erblicken müßte, in einem jener ungerechten Kämpfe, von denen die Vergangenheit so sehr erfüllt gewesen ist und die wir mit etwas Klugheit und Zurückhaltung in Zukunft vermeiden können.

Ich habe also die Aufmerksamkeit des Lesers auf den drohenden Konflikt gelenkt, dessen Mittelpunkt und Vorwand Kuba ist. In diesem Konflikte gewahrt man auf seiten der Vereinigten Staaten die Spuren des unruhigen und exal-

tierten Ehrgeizes, der uns in ihrer Geschichte so häufig begegnet. Was die Sachlage erschwert, ist der Umstand, daß dieser Ehrgeiz bisher in Amerika Gelegenheit zu seiner Bethätigung gefunden hat. Das weite Landgebiet, das die Vereinigten Staaten bildet, nahm zu seiner Eroberung viel Zeit in Anspruch; sobald es aber einmal erobert war, bot sich auf ihm fort und fort Gelegenheit zur Erwerbung unermeßlicher, unglaublicher Vermögen dar, so daß die Ansammlung von Reichtümern gewissermaßen zu einem Sicherheitsventil für den nationalen Ehrgeiz wurde. Aber die Umstände wechseln, die Bevölkerung nimmt zu, der Boden wird knapper, und die Gesellschaft beendet ihre Organisation. Auf was wird sich im kommenden Jahrhundert das Begehren der Amerikaner richten? Zu erwarten, daß ihr Ehrgeiz sich plötzlich legen werde, würde kindisch sein; es liegt in ihrer Natur und ihren Ueberlieferungen, daß sie ehrgeizig sind, und sie werden es bleiben. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß sie sich in die Angelegenheiten der Welt und folglich auch Europas einmischen werden. Im äußersten Osten zum Beispiel und in Ozeanien werden sie mit allen europäischen Nationen zusammenstoßen, die dort wichtige Interessen haben. Sie werden sogar zu fürchtende Flotten bekommen, eine in jedem Ozean; ihre Armee hat eine gute Grundorganisation und kann sich gleichfalls gefürchtet machen. Der kriegerische Geist ist ihrer Regierung nicht so fremd, wie man wohl glaubt, so daß es nichts Erstaunliches sein würde, wenn die amerikanische Demokratie sich ziemlich kriegslustig erweisen würde. Was ist dagegen zu thun?

Zwei Bewegungen sind in den Vereinigten Staaten in der Entwicklung begriffen, und die Welt hat großes Interesse daran, daß die Entwicklung ihren Fortgang nimmt. Die eine dieser Bewegungen ist die Universitätsbewegung, die andre die religiöse. Die amerikanischen Universitäten haben bereits einen außerordentlich hohen Blütegrad erreicht. Diese Blüte wird sich noch steigern und zu einem sehr gewichtigen Einfluß führen, den die Präsidenten und Professoren der Universitäten auf die öffentliche Meinung ausüben. Sie vermögen viel für den Frieden und für den Krieg, je nachdem die Belehrung, die sie verbreiten, engherzig und exklusiv oder weitsichtig, befruchtend und dem europäischen Einflusse den erforderlichen Raum gestattend ist. Es ist die Pflicht Europas, sich mehr als je um den geistigen Fortschritt Amerikas zu kümmern und denselben nach Kräften zu fördern. Seinen Interessen ist nichts ersprießlicher als das Bestreben, für die Zukunft den Frieden zwischen der Alten und der Neuen Welt zu sichern. Was die religiöse Bewegung anlangt, so ist ihr Ziel die Einheit auf Grundlage der Brüderlichkeit und christlichen Liebe mit Zurückdrängung der fruchtlosen Streitigkeiten über das Dogma und die gottesdienstlichen Formen; sie bietet gleichfalls eine Bürgschaft für den Frieden und die Sympathie von Volk zu Volk dar.

Eine letzte Erwägung drängt sich mir zum Schlusse wie von selbst unter die Feder. Um im zwanzigsten Jahrhundert das Gleichgewicht zwischen den beiden Welten aufrecht zu erhalten, ist es unumgänglich nötig, daß Europa dazu gelangt, ein normales Leben zu führen. Sein gegenwärtiges Dasein ist das

nicht. Die Nachwelt wird strenge gegenüber einem Stande der Dinge sein, der so unvernünftig und so verderblich ist wie der in unsern Tagen vorhandene. Es ist die Pflicht aller aufgeklärten Europäer, soviel sie können, auf eine Verbesserung der internationalen Beziehungen in dem von uns bewohnten Teile der Welt hinzuwirken. Das deutsche Volk vermag in dieser Hinsicht viel, und die Sache ist seiner würdig. Mehr als je sind die Probleme, welche die ganze Welt interessieren, solche, die sich auf das Gleichgewicht beziehen; es handelt sich nicht mehr um das Gleichgewicht eines einzelnen Teiles der Welt, sondern um das der gesamten Welt, aber statt auf dieses hinzuwirken, zersplittern die Europäer ihre Kräfte. Sollte es in Zukunft dazu kommen, sollten die Amerikaner in ihrer geistigen und moralischen Entwicklung keine Befriedigung für ihren Thätigkeitsdrang finden und danach streben, eine ungerechtfertigte Herrschaft über die Welt auszuüben, so würde nichts sie mehr in Respekt halten als ein einiges, friedfertiges und sich entschlossen den Werken und Künsten der Zivilisation zuwendendes Europa.



Michael Bernays in seiner Bibliothek.

Von

Eduard Reuß.

Im Frühjahr 1890 verlegte ein „Professor der Litteraturgeschichte" seinen Wohnsitz von München, wo er siebzehn Jahre lang an der Universität bedeutungsvoll gewirkt hatte, nach Karlsruhe, der Stadt des badischen Hofes und des praktischen Wissens. Der neuangekommene Gelehrte erregte bald Aufsehen. Täglich durchwanderte er ein- oder zweimal die Straßen der Stadt, zumeist nur, um in der Buchhandlung von Bielefeld nach den für ihn eingetroffenen Sendungen zu schauen. Nach kurzer Zeit wurde vielfach von dem merkwürdigen Manne gesprochen, der still für sich einherschritt, selten jemand grüßte, da er sehr kurzsichtig war; aber doch durchdringend ausblickte, gleichsam um etwas zu erschauen, was die andern, die Weitsichtigen, nicht zu sehen vermochten. Es wurde von Michael Bernays erzählt, daß er ein staunenswertes Gedächtnis besitze: „den ganzen Goethe weiß er auswendig"; seine Bibliothek sei wohl eine der größten Privatbibliotheken in Deutschland; auch zeige er im Verkehr mit den Menschen manche Eigentümlichkeiten. Die guten Karlsruher mußten über alles, was sie über Bernays erfuhren, um so mehr erstaunen, als sie keine Universität innerhalb ihrer Mauern besitzen und daher bislang mit den „Eigentümlichkeiten"

eines Gelehrten nicht vertraut sein konnten. Das Interesse, welches sie allermeist an ihm nahmen, drehte sich in erster Linie um die Frage, warum er seinen Wohnsitz gerade nach dem universitätslosen Karlsruhe verlegt habe. Eine befriedigende Antwort sollten sie darauf nie erhalten, da die von einem Bernays verfolgten Ziele weit ab von dem Wege lagen, auf welchem die Neugierde einer kleinen Residenzstadt zu befriedigen ist. Er hatte München verlassen, da ihm einerseits die dortigen Verhältnisse nach dem Tode des Königs Ludwig II., dessen persönlichem Eingreifen er seine Berufung dorthin zu verdanken gehabt hatte, unbehaglich geworden waren. Andrerseits wollte er, ungehindert durch eine öffentliche Stellung, die Errungenschaften einer ebenso langen als großartigen Arbeit in der Herausgabe seiner bereits gedruckten und der noch nicht zur Niederschrift gelangten Werke niederlegen.

Ich hatte erfahren, daß Bernays gleich nach seiner Ankunft in Karlsruhe einer von mir mit zwei Schülerinnen veranstalteten Aufführung der beiden Lisztschen Symphonien beigewohnt und später den Wunsch geäußert hatte, mich kennen zu lernen. Meinen ersten Besuch bei ihm machte ich zusammen mit dem jetzt in Dresden wirkenden Schauspieler Hugo Waldeck von Vitzthum, den er in den folgenden Jahren in seine Geheimnisse der Vortragskunst mit Erfolg eingeweiht hat. Er erkundigte sich gleich eifrigst nach meinen früheren philologischen Studien und nach den Rollen, an welchen Waldeck augenblicklich arbeite. Dadurch wurde das Gespräch auf den „Faust“ gelenkt, von dem er in kurzen Sätzen die Grundlinien des ganzen Gedichtes vor den inneren Augen seiner beiden Hörer entstehen ließ. Dabei verweilte er mit besonderer Begeisterung bei den Worten der „anmutigen Gegend“, dieser Ueberleitung von den dämonischen Offenbarungen des ersten Teiles zu der „Verherrlichung der That“ im zweiten Teile. In den diesem ersten Besuche folgenden Zusammenkünften wurde die musikalische Kunst nur flüchtig berührt. Er deutete zuweilen an, daß er mich gern hören wolle; sprach aber nie offen einen dahinzielenden Wunsch aus. Erst im Februar 1891 gelangte ich dazu, ihm vorspielen zu dürfen: die fünf letzten Sonaten von Beethoven. Wie weit er dem Gedankengange dieser Werke zu folgen vermochte, konnte ich nicht gleich erkennen; wohl aber entnahm ich seinen Aeußerungen über die einzelnen Sätze, daß er mit einer tiefen Anteilnahme zugehört hatte. Dieser Abend mit dem „letzten Beethoven“ sollte entscheidend für meine weiteren Beziehungen zu ihm werden, aus denen sich bald ein mich hochbeglückendes Freundschaftsverhältnis gestaltet hat. Wenn ich im folgenden ein Bild von dem zu entwerfen wage, was mir Bernays gewesen ist, so will ich damit zugleich anzudeuten versuchen, wie ich seine Bedeutung für das gesamte geistige Leben erkannt habe.

Die öfteren Wiederholungen dieser „letzten“ und auch der Vortrag der früheren Sonaten Beethovens führten zu längeren Besprechungen über den Bau der einzelnen Sätze und über die Art, wie in ihnen so viele überraschende Wendungen hervorgebracht werden. Die Fragen meines äußerst aufmerksamen Zuhörers zielten auf die Erfassung der musikalischen Gestaltung ab, damit er

hierdurch eine Prüfung seiner persönlichen Empfindung anstellen könne. Je weiter er im Laufe unsrer Unterhaltungen in das Wesen des „letzten Beethoven“ eindrang, je verständlicher ihm dessen besondere Sprache wurde, desto tiefer empfand auch er die breite Kluft zwischen diesen gewaltigsten Aeußerungen des musikalischen Geistes und den bescheidenen Forderungen, mit denen die Vertreter des „Musikalisch-Schönen“ ihre Ansprüche auf die Leistungsfähigkeit der Musik befriedigen lassen wollen. Mit feinstem Verständnis beobachtete er die innere und äußere Verschiedenheit dieser „fünf Revelationen“. Das Adagio der großen B-dur-Sonate, das er nicht oft genug hören konnte, erschien ihm als eine Verwirklichung des Wortes des Paters Seraphicus: „Ewigen Liebens Offenbarung, die zur Seligkeit entfaltet.“ „Es ist, als ob der Genius in diesem Satze seinen eignen Offenbarungen lauscht.“ In ähnlicher Weise fesselten ihn das Thema und die Variationen im Andante der folgenden Sonate in E-dur. Die Anmut dieser wundervollen Tongestaltungen erschien ihm wie eine Vorstellung von dem Klangzauber der elysäischen Gefilde. Er konnte nicht begeistert genug immer von neuem diese Verbindung der strengsten Form mit der reinsten Verklärung und der höchsten Erhebung preisen und war hoch erfreut, daß er diesen „seinen Grundsatz“ für die Erkenntnis von Kunstwerken im allgemeinen nun auch in der für sich stehenden Kunst der Musik geoffenbart sah. In der Einleitung zu der verdienstvollen Hirzelschen Sammlung „Der junge Goethe“ hat Bernays in gründlicher Erörterung dargelegt, daß ein wirklich großer Genius immer ein in sich abgeschlossenes Ganze den Augen der Welt darbietet, mag diese auch, in Befangenheit und Erstaunen, seine verschiedenen einzelnen Aeußerungen nicht in Einklang bringen können. „Indem er sich wechselnd offenbarte,“ sagt Bernays mit Beziehung auf diese Ansicht über Goethe, „blieb er immer der Eine und hinterließ uns das Gesamtbild eines Menschen- und Künstlerlebens, dessen einzelne Züge jetzt eine zu weiterem Umblick und tieferem Einblick gelangte Kritik zu deuten unternimmt... Kritik und Litteraturgeschichte, indem sie das einzelne zur Klarheit zu bringen suchen, streben gemeinsam, die Gestalt des ganzen Goethe aufzustellen und die Gesamtfülle seines Daseins zur Uebersicht auszubreiten ... Alles, was wir bisher über Goethe erfahren und gelernt, mußte die Ueberzeugung von der tief begründeten Einheit seiner Natur bekräftigen; alles, was wir noch in Zukunft zu lernen haben, wird gewiß — so zu prophezeien ist wohl erlaubt — diese Einheit uns immer deutlicher zum Bewußtsein bringen. Je freier und klarer wir das All der mannigfaltigsten Erscheinungen, die sich in seinem Leben durcheinanderschlingen, überblicken, je fester wir dieselben in ihrer Besonderheit ergreifen, um so sicherer gewinnen wir die Erkenntnis jener allumfassenden Einheit.“

Der Mangel an Einsicht in das Gesamtwesen eines Genius hat schon oft zu der verständnislosen Forderung verleitet, daß er in den Bahnen der Erstlingswerke, denen er sein Bekanntwerden zu verdanken gehabt hat, auch für die Zukunft weiterwandeln möge. Hätte Goethe seine „Iphigenie“ in der Form des „Götz“ dichten sollen? Konnte sein „Faust“ die harmonische Ruhe der „Iphigenie“ vertragen? Durften in den wunderbaren Gedichten der „Trilogie der

Leidenschaft" die stürmischen Töne seiner Jugendlieder wieder angeschlagen werden? Freilich ist es nicht leicht, den Weg von der einen Höhe zur andern zu finden, „zumal gerade die Führer der Menge", die Herren Gelehrten nämlich, selbst in einseitiger Verblendung und Aengstlichkeit nach der Ueberwindung der ersten Höhe schon Halt zu machen pflegen. Wie die Dichtkunst, so hat auch die musikalische Kunst unter der gleichen Kurzsichtigkeit der „berufenen" Kunstvermittler zu leiden. Es hat lange gedauert, bis wenigstens einige Einsichtsvolle zu bemerken anfingen, daß Beethoven im Jahre 1809 die Es-dur-Sonate „Les Adieux, l'Absence et le Retour" nicht mehr im Stile der „Sonate pathétique" vom Jahre 1799 ausführen konnte, ebensowenig wie er wiederum zehn Jahre später, 1819, den großartigen Inhalt der B-dur-Sonate, Op. 106, nicht in seinem ganzen Umfange hätte offenbaren können, wenn er nicht inzwischen ganz andre Formverhältnisse gefunden haben würde. Für das unthätige Publikum bedeutet ein kurzes Decennium wenig oder gar nichts, während für den schaffenden Genius ein solcher Zeitraum von Entscheidung für seine Gesamtäußerung werden kann. Muß hier noch besonders an die zwölf Jahre erinnert werden, welche zwischen der Vollendung des „Lohengrin" und der des „Tristan" lagen? Wo war der Schöpfer dieses letzten Werkes bereits angelangt, als der so einfache Stil des „Lohengrin" erst von sehr wenigen begriffen zu werden begann? Da konnte es denn nicht wundernehmen, daß die so tiefen Ausdrucksmittel für die erschütternden Seelenzustände im „Tristan" einem allgemeinen Verwundern begegnen mußten. Das ist eben das Zeichen für die Größe eines Genius, daß er sich für jedes neue Werk wiederum einen besondern Stil schafft. Würde er den in seiner Jugend gefundenen als Schablone für seine ferneren Arbeiten benutzen, so würde er in Manier verfallen und damit seine eigne Größe zerstören.

Die Bibliothek von Bernays füllte und füllt noch heute die lauschigen Parterreräume seines in der Nähe des Hardtwaldes gelegenen Hauses. Der Vorplatz faßt die lateinische und griechische Abteilung. In den Zimmern zur linken Hand sind Theologie, Zeitungen und Broschüren angehäuft. Rechts in den drei Vorzimmern befinden sich der Reihe nach die englische, deutsche und französische Litteratur. Das deutsche Zimmer war sein Arbeitszimmer, im französischen stand der Flügel. Der Reiz dieser großen Büchersammlung lag nicht in der Anhäufung von allen bedeutenden Erscheinungen der Weltlitteratur und sehr seltenen Ausgaben vieler Werke, sondern in den lebendigen Beziehungen, die den Besitzer mit jedem einzelnen Bande verknüpften. Das Leben, das die Schöpfer in ihre Werke hatten ausströmen lassen, und das in so vielen großen und kleinen Bibliotheken häufig unter Staub und Moder vergraben liegt, wußte Bernays von neuem hervorzurufen; denn er hatte es ihnen nachgelebt. Auch verstand er, infolge einer langjährigen Riesenarbeit, die verschiedenen Geister und ihre Schöpfungen, mochten sie auch zeitlich und räumlich durch eine scheinbar unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt sein, in die innigste Gemeinschaft zu rücken und ihre Wechselwirkung aufeinander zu enthüllen. Bei diesen Darbietungen leistete ihm ein Gedächtnis Hilfe, welches zu den allerseltensten gezählt werden

muß. Von den ältesten menschlichen Geisteserzeugnissen bis auf die Gegenwart war nirgends eine Lücke zu finden. Zu jeder Zeit konnte er ohne Vorbereitung jedes der großen Meisterwerke in der Ursprache, zumeist wörtlich, jedenfalls genau dem Inhalte nach seinen Hörern vortragen, sogar in verschiedenen Uebersetzungen. Ein solcher Vortrag war nicht eine einfache Wiedergabe des Stoffes, sondern gleichsam eine Neuschöpfung desselben. Mit wenigen Worten schaltete er Erklärungen ein, die den schon erwähnten Zusammenhang des Dichters mit seiner Zeit und des einzelnen Werkes mit dem gesamten Denken und Fühlen seines Schöpfers klarlegte. Er gestaltete jedesmal einen farbenreichen Hintergrund, von dem aus das dichterische Bild in verdeutlichster Klarheit hervorstrahlte. Hierin war er ein unübertroffener Meister, und sein Tod ruft auch nach dieser Seite hin das lebhafte Bedauern hervor, daß keiner seiner zahlreichen Schüler es als eine ebenso dankbare als wichtige Aufgabe betrachtet hat, diese Monologe möglichst getreu aufzuzeichnen. Das ist ein Teil des Verlustes, der in vollem Umfange erst empfunden werden kann, wenn das, was er in der Karlsruher Muße hat leisten wollen, mit dem verglichen wird, was ihm zu leisten beschieden gewesen ist. Seine ersten Arbeiten nach seiner dortigen Niederlassung waren die beiden in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Aufsätze „Zur Kenntnis Jakob Grimms“ und „Zur Lehre von den Citaten und Noten“. Die Ausführungen dieser letzteren Arbeit gipfelten in der eindringlichen Ermahnung zur vertrauensvollen Genauigkeit in der Anwendung von Citaten und zur Beobachtung einer angemessenen Form der wissenschaftlichen Werke. Mit Befriedigung blickt er auf die zunehmende Anerkennung, welche die deutsche Wissenschaft in diesem Jahrhundert in der Welt gefunden hat. Das einst nicht unberechtigte Wort des Grafen Joseph de Maistre: „Spricht Frankreich, dann horcht die Menschheit auf und begreift, was ihr gesagt wird!“ hat zu einer inhaltlosen Formel herabsinken müssen. „Doch kann uns auch jetzt noch die Mahnung frommen,“ fügt Bernays hinzu, „ein wissenschaftliches Werk zu einem wohlgefügten Ganzen durchzubilden, dessen Teile unter dem Gesetze des Ebenmaßes stehen. Der gründliche Ernst, der dem Deutschen so wohl geziemt, wird ihn behüten vor der Verlockung, mit schönrednerischen Formen ein blendendes Spiel zu treiben. Vor einer tiefer dringenden Betrachtung schwindet auch hier der trennende Unterschied zwischen Kern und Schale, zwischen Innerem und Aeußerem. Aus der vollkommenen geistigen Durchdringung des Stoffes muß sich die Form ergeben.“ Nach diesen Grundsätzen war Bernays stets bei seinen Arbeiten und gerade auch in diesem Aufsatze verfahren. Um so mehr mußte es befremden, daß in derselben Zeitung, in der er erschienen war, Alfred Dove einen Nachruf mit folgendem Satze veröffentlichen konnte: „Wo er (Bernays) sich aber gehen ließ, wie . . . in andern späteren Erörterungen, wie ‚Zur Lehre von den Citaten und Noten‘, da zerstört er durch das Streben nach Vollständigkeit des Inhalts, durch Abrundung der Form nach außen, statt nach innen zu, die einleuchtende Wirkung seines wohldurchdachten Vortrags.“ Noch ungerechter urteilt Dove über den „Denker“ Bernays, an dem er nur die Kenntnisse und das Wissen,

nicht die Ursprünglichkeit gelten lassen will. Dieses Urteil ist wohl mehr einem persönlichen Unbehagen als einer sachlichen Ueberlegung entsprungen: Eine geringe Eigenart, die nicht im entferntesten mit Selbständigkeit verwechselt werden darf, wird heutzutage einem gründlichen Wissen, dieser Unterlage des Denkens, vorgezogen. Werden die ernsten wissenschaftlichen Ergründungen eines Bernays mit den Arbeiten seiner großen Vorgänger verglichen, so läßt sich nach der Richtung der vollen Erschöpfung des Gegenstandes hin kaum ein wesentlicher Unterschied herausfinden. Daß die ersteren heute haben Anstoß erregen können, hat wohl zum großen Teil der Unterhaltungston, der in der Beantwortung wissenschaftlicher Fragen eingeschlagen und leider auch beliebt geworden ist, verschuldet. Um darin ein Meister zu werden, bedarf es freilich keiner Gründlichkeit, auch keiner schwer zu erringenden Gelehrsamkeit. Die Ausbreitung, die sich der Forscher bei der Verkündigung des Erforschten gestatten darf, bestimmt der Gegenstand selbst: dieser allein schreibt die Länge wie die Kürze vor. Daß Bernays sich auch der letzteren zu bedienen wußte, wo es ihm geboten schien, bewies er in dem Aufsatze über Jakob Grimm. In der „Zeitschrift für deutsches Altertum“ hatte Matthias Lexer einen Teil des Briefwechsels zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel veröffentlicht. Diesen willkommenen Anlaß ließ Bernays nicht unbenutzt: einmal wies er auf das Belehrende in diesen Briefen hin, sodann entwarf er daran anschließend ein Bild von Jakob Grimm, wie es bedeutungsvoller nicht gedacht werden kann. Da es hierbei nicht galt zu lehren, wie es in der Arbeit über die „Citate und Noten“ hatte geschehen müssen, sondern das zu äußern, wovon Herz und Sinne erfüllt waren, so durfte sich die Darstellung der Gedrängtheit befleißigen. Dies ist in wahrhaft vollendeter Weise geschehen, ohne daß etwas von der vorhandenen Fülle des Stoffes vorenthalten worden wäre. In so vielen Aussprüchen jenes „kühnen Finders“, wie ihn Treitschke nennt, fand Bernays den treffenden Ausdruck für seine eignen Ueberzeugungen und Empfindungen. Besonders erfüllte ihn das Wort über die „Bedingungen, unter denen der deutsche Geist zu seiner Vollkraft gedieh, und unter denen allein er sich in seiner vollen Herrscherkraft zu behaupten vermag“. Diese Bedingungen sind die klassischen Studien, von denen Grimm einst zu der studentischen Jugend Berlins gesagt hatte: „Sie sind die Grundlage unsrer Bildung; sie zeigen uns immer das einfach Menschliche; zu ihnen kehren wir wieder, wenn wir uns an dem reinen Schönen erfreuen wollen. Die klassischen Studien können nie verdrängt, ihr Wert soll nicht verringert werden.“ Was würde ein Mann, der von solchen Gesinnungen beseelt war, zu den Bestrebungen gesagt haben, die auf die Gefährdung der klassischen Bildung gerichtet sind? Wie würde er erzürnt und zugleich betrübt geworden sein, wenn er seinen eignen Neffen, Herman Grimm, in der Gesellschaft derjenigen Universitätslehrer wahrgenommen hätte, die auch ein geringes Maß von klassischer Vorbildung zum Besuche ihrer Vorlesungen für genügend erachten wollen? Es bedarf heute wieder eines Schopenhauer, der in gerechter Entrüstung über diese Kurzsichtigen mit geißelnden Worten herfahren würde. Schon vor einem halben Jahrhundert hat er ihren

Gesinnungsgenossen ins Gewissen geredet. „Sehr passend nennt man," so schreibt er in dem Kapitel ‚Zur Wissenschaftslehre', „die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums Humanitätsstudien: denn durch sie wird der Schüler zuvörderst wieder ein Mensch, indem er eintritt in die Welt, die noch rein war von allen Fratzen des Mittelalters und der Romantik, welche nachher in die europäische Menschheit so tief eindrangen, daß auch noch jetzt jeder damit betüncht zur Welt kommt und sie erst abzustreifen hat, um nur zuvörderst wieder ein Mensch zu werden. Denkt nicht, daß eure moderne Weisheit jene Weihe zum Menschen je ersetzen könne: ihr seid nicht, wie Griechen und Römer, geborene Freie, unbefangene Söhne der Natur. Ihr seid zunächst die Söhne und Erben des rohen Mittelalters und seines Unsinns, des schändlichen Pfaffentrugs und des halb brutalen, halb geckenhaften Ritterwesens. Geht es gleich mit beiden jetzt allgemach zu Ende, so könnt ihr darum doch noch nicht auf eignen Füßen stehen. Ohne die Schule der Alten wird eure Litteratur in gemeines Geschwätze und platte Philisterei ausarten." Wir Deutsche dürfen beim Anblick der unvergleichlichen Schätze unsrer Litteratur einen gerechten Stolz empfinden. Darum sollten wir um so mehr die Quellen würdigen lernen, aus denen jene Schätze geschöpft wurden. Ein ängstliches Gefühl scheint uns von diesem Gedanken fernhalten zu wollen: wir fürchten, unsern großen Denkern und Dichtern den Vorwurf der Unselbständigkeit zu machen, wenn wir auf die Bildung hinweisen, deren sie zu ihren Schöpfungen bedurften. Haben sie denn nicht selbst mit Freuden immer von neuem auf den Gewinn hingeblickt und hingewiesen, den sie dieser Bildung zu verdanken gehabt haben? Geben wir daher nicht leichtsinnigerweise preis, was uns geistig groß gemacht hat, worin außerdem noch die Keime zu neuen fruchtreichen Entwicklungen schlummern! Lassen wir uns nicht von den Ausländern, die sich uns als Vorbilder in der Wissenschaft erwählt haben, dermaleinst hohnlachend über die Achsel ansehen, sondern wahren wir unser heiligstes Gut: unsre Bildung! Anstatt mit einer in grammatischer Hinsicht vollkommenen Sprache, mit dem Griechischen oder dem Lateinischen, zu beginnen, soll jetzt eine abgeleitete Sprache, entweder die englische oder die französische, die Grundlage des Sprachunterrichts bilden. Das Kind soll nicht zum gebildeten, sondern zum praktischen Menschen erzogen werden. Um diese aus geistiger Bequemlichkeit hervorgewachsene Verwirrung vollständig zu machen, läßt man einen übelangebrachten Patriotismus sich hineinmischen. Die deutsche Sprache soll aus übergroßer Liebe zum Vaterlande von allem fremdsprachlichen Unrate gereinigt werden. Für jedes Fremdwort soll fortan ein deutsches Wort gebraucht und, wenn keines vorhanden, eins — erfunden werden. Dieses Treiben erfüllte Bernays mit Entsetzen. Er, der diese Sprache in Lehre und Schrift hochgehalten und gepredigt hatte, mußte sehen, wie sie dem Mutwillen der Sprachverbesserer zum Opfer fällt. Die Anmaßung der Schriftsteller dieser Richtung, denen Schopenhauer den Ehrentitel „schwadronierende Barbiergesellen" verliehen hat, grenzt ans Ungeheuerliche. Welch eine Kühnheit gehört dazu, eine Sprache verbessern zu wollen! Mit welch ängstlicher Sorgfalt haben die großen Meister,

denen die Vervollkommnung unsrer Sprache vorbehalten gewesen ist und vorbehalten bleiben wird, über dieser Arbeit gewacht! Wie gewissenhaft und vorsichtig sind sie zu Werke gegangen, und wie sind sie sich stets der großen Verantwortung bewußt geblieben! Und nun kommen die Herren Puristen und erfinden Wörter wie „Bahnsteig", „Drahtung", „Schriftleitung", „Vortragsordnung" und noch andre von ähnlicher Gräßlichkeit. Bernays erwähnte in der Unterhaltung über diesen Unfug gern das Schillersche Xenion „Der Purist":

„Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht."

Wer diese Leute noch kräftiger verdammt wissen will, möge die kleine, aber inhaltreiche Schrift „Ueber Schriftstellerei und Stil" von Schopenhauer nachlesen. Darin findet sich außer jenem Hochgericht über die „Tintenklexer" eine Reihe von ganz vortrefflichen Ausführungen über die Entstehung von Werken und über ihren Stil. Wer sich mit den hier niedergelegten Grundsätzen vertraut gemacht hat, möge dann eine Arbeit von Bernays daraufhin prüfen: er wird sicher inne werden, daß dieser zu den seltenen Schriftstellern gehört, die „der Sache wegen" geschrieben und auch über die Dinge selbst „gedacht haben, ehe sie ans Schreiben gingen". Bevor er noch ein Wort niedergeschrieben hatte, war die ganze Arbeit bis in die geringsten Einzelheiten völlig durchdacht, und er brauchte nur den Leser an einem sicheren Faden auf den oft verschlungenen Wegen seines Gedankenganges zu der aussichtsvollen Höhe des Schlusses zu führen. Die scheinbaren Abschweifungen sind bei ihm zur vollen Erreichung des Zieles durchaus notwendig; aber er unterläßt nicht, den Leser häufig ausruhen und auf die schon überwundene Strecke zurückblicken zu lassen, um ihn dann desto leichter weitergeleiten zu können. Das deutlichste Beispiel hierfür lieferte er in dem Aufsatze „Der französische und deutsche Mahomet." Er bildet das Hauptwerk des ersten Bandes der gesammelten „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte" und erregte bei seinem Erscheinen großes und berechtigtes Aufsehen. Die glänzende Anerkennung, welche diesem Bande von allen Seiten, besonders auch vom Auslande, zu teil wurde, erfüllten den Verfasser mit freudiger Genugthuung: sah er doch sein ernstes und auf hohe Ziele gerichtetes Streben mit dem bestmöglichen Erfolge gekrönt. Mutig schritt er nun auf der betretenen Bahn weiter und nahm das schon früher begonnene und für den zweiten Band bestimmte Hauptwerk „Die deutsche Litteratur in der Schweiz" wieder auf. Er wurde mitten aus der Arbeit herausgerissen, die erst bis zur Hälfte gediehen war. So bleibt unvollendet, zum Teil ungeschrieben, was sich schon in Vollendung seinem geistigen Auge geboten hatte. Als Hauptwerke für die beiden letzten Bände seiner „Schriften" hatte er „Wordsworth" und „Homer in der Weltlitteratur" bestimmt. In dem letzteren wollte er die Wirkungen schildern, welche der griechische Dichter jahrtausendelang auf die Geister aller gebildeten Völker ausgeübt hatte. Wer von den jetzigen Gelehrten, außer Bernays, hätte eine solche Riesenaufgabe zu lösen vermocht? Wer wird sie dermaleinst zu lösen befähigt werden? Das Werk über Wordsworth sollte diesem großen englischen Genius erweiterte An-

erkennung in Deutschland verschaffen. In dem „Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieckschen Shakespeare“ hat Bernays die Grenzen angegeben, die der Uebersetzung aus fremden Sprachen gezogen sind. Die Eigentümlichkeiten der Wordsworthschen Sprache entziehen sich einer wahrhaft treuen Wiedergabe und lassen sich nur unvollkommen nachbilden. Die Schwierigkeiten, die hier der Uebersetzung geboten werden, haben sich bisher als unüberwindlich erwiesen und sind der Grund geworden, warum Wordsworth in Deutschland bisher nicht zur vollen Geltung gelangen konnte. „So ahnen bei uns nur wenige,“ sagt Bernays, „was dieser Dichter, der für die englisch sprechende Welt ein offenbarungsreicher Genius geworden, was er der Menschheit gegeben und was er ihr zu verkündigen hat.“ Freilich sind die Engländer zu dieser Erkenntnis erst in neuester Zeit gelangt. Was sie und auch den Deutschen, der sonst so vertraut mit der englischen Dichtkunst war, was Goethe abgehalten hat, sich mit Wordsworth genauer zu beschäftigen, war das flackernde Licht eines Byron. Als dessen Schnuppen entfernt waren und es als eine ruhige Flamme weiterleuchtete, begann das Gestirn eines Wordsworth in voller Leuchtkraft zu erstrahlen. Jetzt wurde die Welt von dem Zauber gefesselt, den der Dichter der Natur abgelauscht hatte, wie er es von dieser selbst gelernt haben mag. Daß sie sich selbst belauscht, schildert er im „Memory“: Mountain rivers . . . to their own far-off murmurs listening. War auch die Kritik in der Wertschätzung des Dichters zurückgeblieben, das Volk mit seinem richtigen und überlegenen Gefühl muß sich sehr bald jenem Zauber überlassen haben; denn außer Shakespeare und Pope hat kein andrer englischer Dichter seine Sprache mit Redensarten und Sprichwörtern so bereichern dürfen als gerade Wordsworth. Wie sehr hätte Bernays eine erneute Beschäftigung mit diesem anzuregen vermocht, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine reichen Erfahrungen in jener Arbeit niederzulegen!

Bernays hatte keine Ahnung von der Gefahr, die sein Leben bedrohte: er wollte nicht glauben, daß er ernstlich krank sei und daß sein Herzleiden schnelle Fortschritte mache. Bei unsern letzten Zusammenkünften im Juli und August vor meinem unfreiwilligen Fortgange von Karlsruhe hatte er mir noch in ausführlicher Weise über die geplante Fortführung seiner Arbeiten gesprochen. „Indem Du mich,“ schrieb er mir dann in einem letzten Briefe über die gemeinsam verlebten Abende, „in einem Gebiete höchster Kunst, in dem ich mich allem Irdischen enthoben fühlte, heimisch werden ließest, regtest Du mich an, Dir von dem Besten mitzuteilen, was ich in mir großgezogen. Der Künstler und Kunstlehrer war mir zugleich der Freund, vor dem ich in sorgloser Ungebundenheit mein Denken und Fühlen frei darlegen konnte. So durfte der Strom geistiger Mitteilung nicht versiegen. Wann kehren solche Abende wieder?“ Wir zweifelten beide nicht daran, daß sie sich in der Zukunft wiederholen würden, wenn auch nicht in der früheren Regelmäßigkeit. Sie hatten gewöhnlich mit meinem Spiel begonnen. Bei dem darauffolgenden Essen unterhielten wir uns zunächst über die gespielten Werke, besonders über die von Beethoven und Liszt. Sodann

begann er von seinen Beschäftigungen der vorhergehenden Tage zu erzählen und leitete zu den Streifzügen durch das Geisterreich aller Völker und Zeiten über. Mit Vorliebe verweilte er bei den Vorgängen der Gegenwart, besonders auf politischem und religiösem Gebiet. Mit Freuden hatte er vor einigen Jahren den fünften Band der „Deutschen Geschichte“ von Heinrich v. Treitschke begrüßt und mit Begeisterung durchgearbeitet. Hier wurde größte Gelehrsamkeit in vollendeter Form geboten. Gerade die Darstellung der acht Jahre vor 1848 gehörte zu einer der schwierigsten Aufgaben für den Geschichtsforscher und war in mustergültiger Weise gelöst worden. So groß die Freude über diese Bereicherung unsrer Litteratur sein konnte, so groß war der Schmerz über den Tod des großen Mannes. Wie bedeutend und erschöpfend wäre die Schilderung der Revolution und der Anfänge der Bismarckschen Zeit geworden! Eine flüchtige Vorstellung davon könnte wohl die Kenntnis der Schriften zur Tagespolitik „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“ verschaffen. In diesem Buche hat Treitschke nicht nur den Blick des großen Historikers, sondern auch den des ebenso großen Politikers offenbart. Er sieht die Schäden und kündigt ihre Heilung an und hat sich in mehr als einer Hinsicht als richtiger Prophet erwiesen. Die beiden Aufsätze über den „Sozialismus und seine Gönner“ sind besonders beherzigenswert und nicht zuletzt das Wort: „Wer den frommen Glauben, das Eigenste und Beste des kleinen Mannes, zerstört, handelt als ein Verbrecher wider die Gesellschaft; darum ist gegen den Sozialismus nicht halbe und bedingte, sondern ganze und rücksichtslose Feindschaft geboten.“ In ähnlicher Weise dachte und äußerte sich Bernays über die Sozialdemokratie. Vielleicht ging er in der Ueberschätzung der Gefahr zu weit. Der Anhang der Sozialdemokraten ist im Volke eher im Abnehmen als Zunehmen begriffen. Wenn die Regierung keine allzugroßen Fehler macht und die gesetzgebenden Körperschaften etwas mehr Verständnis für die Interessen des Volkes erlangen, so verliert der Sozialismus allmählich an Boden. Der Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung ist freilich eine leblose, unfruchtbare Körperschaft. Bernays schätzte mit Recht die Gefahr, die dem deutschen Volks- und Geistesleben von seiten des Ultramontanismus droht, entschieden höher als die von seiten der Sozialdemokratie; denn die letztere bleibt immer eine offene, daher auch leichter zu bekämpfende, während die erstere unsichtbar und schwer angreifbar einherschleicht. Wenn die protestantischen Mitglieder des Reichstages nur einigermaßen die Geschichte des Jesuitenordens kennen gelernt hätten, ganz einerlei, welcher politischen Partei sie angehören, so würden sie von der unbedingten Notwendigkeit des Jesuitengesetzes völlig überzeugt sein. Wenn dieser Orden auch nicht unmittelbar zur Bekämpfung der Lutherschen Lehre gestiftet worden ist, so ist doch zweifellos, daß er kurze Zeit nach seiner Stiftung dazu bestimmt war, den römischen Papst gegen den ketzerischen Protestantismus zu schützen. „Solange der Atem des Lebens in uns wohnt,“ heißt es in dem Jubiläumsbuche von 1640, „werden wir gegen die Wölfe für die Verteidigung der katholischen Herde bellen. Kein Friede ist zu hoffen. Der Same des Hasses ist eingeboren. Was Hamilkar dem Hannibal, das war uns Ignatius. Auf des Ignatius Anstiftung haben

wir an den Altären ewigen Haß, ewigen Krieg geschworen.“ Und gegen wen richtet sich dieser Krieg? Gegen die gesamte deutsche Geisteswelt, die aus dem Protestantismus herausgewachsen ist. Es braucht keine nutzlose Rechnung angestellt zu werden, was aus Deutschland und seiner Kultur ohne die Reformation eines Martin Luther geworden wäre; aber dem Deutschen Reichstage, der in seiner Verblendung diese „harmlosen“ Hirten der katholischen Herde wieder die deutsche Weide zertreten lassen will, soll und muß klar gemacht werden, daß jene Geisteswelt einzig und allein eine lebendige Frucht des Luthertums gewesen ist. Wenn er sich von einem Protestanten darüber nicht belehren lassen will, so möge er sich von einem katholischen Lehrmeister unterweisen lassen, bei einem Döllinger in die Schule gehen. In seiner „Wiedervereinigung der christlichen Kirchen“ schildert dieser mit historischer Treue den Verfall der Staaten, in welchen die Jesuiten frei haben schalten und walten können. Aus den vielen lehrreichen Ausführungen, in denen auch die geistige Unfruchtbarkeit des katholischen Deutschlands dem Einflusse der Jesuiten zugeschrieben wird, soll hier das auf Spanien Bezügliche hervorgehoben werden. In ihrem Mutterlande haben sie die höhere Bildung erdrückt und allen wissenschaftlichen Geist erstickt. Das Land ist auf allen Lebensgebieten zerrüttet und gilt, mit Ausnahme der Türkei, für das am meisten zurückgebliebene in Europa. So sind dort die Jesuiten, wie ein spanischer Diplomat geäußert hat, „der Holzwurm geworden, der unsre Eingeweide zernagt“. Bernays hatte auch in persönlicher Beziehung zu Döllinger gestanden und wußte außer dessen sonstigen großen geistigen Eigenschaften nicht genug das ungeheure und unvergleichliche Gedächtnis dieses „Streiters auf kirchlichem Gebiete“ zu rühmen. Völlig stimmte er mit dessen Ansichten über Luther überein. In der erwähnten Schrift schildert Döllinger den Reformator in Farben, wie sie selbst der eifrigste Lutheraner nicht mehr auf seiner Palette hat. „Luthers überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken.“ Diese Worte hatte Bernays liebgewonnen; denn er gestand, nicht glänzender über den so innig verehrten Luther reden zu können. Er wußte, daß den Deutschen nie genug das Andenken an die Heldenthaten ihres

Reformators gepredigt werden könne, besonders den Gefahren gegenüber, von denen sie stets bedroht werden. Wohin wir bei einer erneuten Herrschaft der Jesuiten gelangen würden, wies er wiederholt an dem Beispiel nach, welches einer ihrer Zöglinge erst vor kurzem geliefert hatte. Der Freiburger Professor Franz Xaver Kraus hatte bisher in seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte" gelehrt, daß Giordano Bruno verbrannt worden ist. In der neuesten Auflage war plötzlich zu lesen: er soll verbrannt worden sein. Roma locuta, causa finita!

Ein erschöpfendes Lebensbild von Bernays zu entwerfen, kömmt seinen Fachgenossen und Schülern zu; mögen sie nicht lange damit zurückhalten. Ich wollte ihm nur aus den in seiner Bibliothek verlebten Stunden und den mir dort erwachsenen Anregungen heraus ein geringes Zeichen meiner ewigen Dankbarkeit für die mir gewährte Freundschaft stiften. Sie war der Wiederschein seiner großen Herzensgüte, die stets alle Unterschiede des Alters und des Standes verschwinden ließ und selbst seine geistige Ueberlegenheit wenigstens denen nicht fühlbar machte, die sich ihm mit dem Wunsche nach Belehrung nahten. Dann schien er zu genießen, wo nur er der Spender des Genusses war.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Psychologie.

Der Geschmack.

Eine psycho-physiologische Studie.

Jede Medaille hat ihren Revers, und so mancher Ausspruch, der anscheinend eine unzweifelhafte Wahrheit darstellt, läßt sich mit einiger Sophistik auch in entgegengesetztem Sinne ummodeln. Aber bei einer sehr bekannten Sentenz bedarf es keiner Spitzfindigkeit, um zu erkennen, daß ihr Gegenteil mindestens ebenso berechtigt ist, nämlich bei dem geflügelten Worte: „Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten." Gerade sehr viel läßt sich darüber streiten; täglich kann man es hören, daß der Geschmack „sehr verschieden", daß „alles Geschmacksache" ist. Das „Chacun à son goût" bringt es mit sich, daß der Geschmack als etwas Individuelles, Eigenartiges gilt, jeder den besseren, richtigeren Geschmack zu haben meint und eine und dieselbe Sache, die dem einen gefällt, des andern Mißfallen erregt. Ueber keine Eigenschaft wird mehr hin und her gestritten als über den Geschmack. Allerdings ist dieser Streit oft ein unfruchtbarer, da es schwer ist, den Gegner in Fragen rein ästhetischer Natur zu überzeugen, und schließlich nicht selten jeder das Feld mit den Worten behauptet: „Nach meinem Geschmack ist dies besser;" das Endresultat des Wortgefechts ist dann häufig das bekannte „Quot homines tot sententiae", „so viele Menschen, so viel Meinungen".

Der Geschmack ist aber auch etwas durchaus Relatives. Einen absolut richtigen, allgemein gültigen Geschmack giebt es nicht, sondern immer nur einen solchen, welcher dem Bildungsgrad, der Denkweise, dem Kulturzustand einer Person, einer Menschenklasse, eines Volkes entspricht. Der Geschmack eines Bauern kann sich nicht mit dem eines Fürsten, der eines Spießbürgers nicht mit dem eines Aristokraten decken, der eines Südsee-Insulaners nicht mit dem eines Kamtschadalen. Ein Neger aus Zentralafrika hat einen andern Geschmack als der Bewohner einer Weltstadt, und der französische Geschmack ist durchaus verschieden von dem englischen, ja selbst der Geschmack des Parisers verschieden von dem des Provinzialen. Der Maßstab für die Beurteilung des Ansprechenden, Schönen, das stärkere oder schwächere ästhetische Gefühl, die gröbere oder feinere Besaitung des seelischen Empfindens, ererbte und anerzogene Eigenschaften, nationale Gewohnheiten — alles trägt dazu bei, zu verhindern, daß man von einer Art Dogma des Geschmacks reden darf. „Sire, geben Sie Geschmacksfreiheit,“ würde ein moderner Marquis Posa ausrufen, wenn es einem modernen Philipp einfallen wollte, seinen Geschmack als den allein maßgebenden andern octroyieren zu wollen.

Aber der Geschmack ist auch zeitlich etwas sehr Verschiedenartiges; er hat nichts für immer in feste Formen Erstarrtes, wie die Architektur eines griechischen Tempels oder gotischen Domes, sondern ist seit Menschengedenken in steter Fluktuation begriffen. Was einer früheren Generation als Muster des guten Geschmacks galt, finden wir ungenießbar, und unsre Begriffe des Geschmackvollen werden vielleicht ebenso von Epigonen belächelt werden.

Was jeweilig „gefällt“, ist das, was man den Zeitgeschmack nennen könnte, und wenn Goethe im „Tasso“ das Axiom aufstellt: „Erlaubt ist, was gefällt“, so darf man dies auch mit einigen Einschränkungen auf die jeweilige Geschmacksrichtung überhaupt beziehen. Daß diese nicht das Resultat einer persönlichen Laune ist, sondern das Ergebnis gewisser Strömungen im sozialen Leben, in der Politik, in den künstlerischen Ansichten, in der Umgestaltung der Sitten und — last not least — in der „Mode“, macht es erklärlich, wenn der Geschmack in einer steten Bewegung ist, wie ein ruheloses Meer, dessen Wellen der Oberfläche stets ein wechselndes Bild geben.

Im Gegensatze zu dieser übertragenen Bedeutung des Wortes „Geschmack“ ist der Geschmack in physiologischer Hinsicht derjenige unter den fünf Sinnen, der — ebenso wie der Geruch — viel konstanter als der „bildliche“ Geschmack in seinen Einzelheiten ist. Die Methoden zum Studium des „Schmeckens“ sind für exakte Bestimmungen leider noch keineswegs sehr ausgebildet und nicht im entferntesten mit denen zu vergleichen, welche die Wissenschaft zur Ermittlung der Gesichts- und Gehörsphänomene bis ins einzelne festgestellt hat. Dennoch aber sind wir durch anatomische und experimentelle Untersuchungen schon zu einer ziemlich guten Kenntnis des Schmeckens gelangt.

Wenn man einem Kinde ein Stückchen Kuchen giebt und es fragt: „Schmeckt's?“ so klopft es sich lachend auf die Magengegend. Aber hier entsteht der „Geschmack“ nicht, vielmehr hat sich feststellen lassen, daß er in der Mundhöhle entsteht, daß er aber nicht allen Teilen ihrer Schleimhaut, respektive allen dort endigenden Nerven eigen ist. Vielmehr sind es nur bestimmte Gebiete, von denen aus eine Geschmacksempfindung erregt und zum Gehirn fortgeleitet wird. Die Zungenspitze und die Ränder des vorderen Zungengebiets, sowie ein Streifen des weichen Gaumens schmecken, wenn auch nicht ganz vollkommen, so doch unzweifelhaft. Hier ist es ein Zweig des Trigeminusnerven, der Lingualis, der die Empfindung vermittelt. Der Hauptsitz des Geschmacks ist die Oberfläche des hinteren Zungengebiets, für die der Nervus glossopharyngeus die Geschmackswahrnehmung weiterleitet. Wenn man einem Menschen, nachdem man ihm die Augen verbunden, spezifisch schmeckende Substanzen, die sich nicht oder nur sehr schwer lösen, auf die betreffenden Schleimhautgebiete bringt, so hat er wenig Geschmacksempfindung. Betupft man aber die betreffenden Stellen mit einem Pulver, das sich leicht löst, zum Beispiel mit dem bitteren Chinin, so schmeckt dies der Betreffende. Daraus ging zunächst hervor, daß nur bestimmte Zungen-, respektive

Gaumengebiete schmecken und daß nur Lösungen einen spezifischen Reiz auf Nerven dieser Gebiete ausüben können, also nur solche Substanzen, die sich in feinster Verteilung befinden. Die untere Zungenfläche, die Wangenschleimhaut, ja selbst die Lippen, die der Gourmand rüsselförmig spitzt, mit denen die Poeten den Trinker nippen lassen und Verliebte sogar den Geschmack eines Kusses taxieren zu können glauben, besitzen überhaupt keine Fähigkeit zu schmecken; teils kommt eben die Flüssigkeit doch auf schmeckende Gebiete, teils ist Illusion dabei im Spiele.

Es zeigt sich bei diesen Versuchen, daß spezifische Hauptarten des Geschmacks existieren, die eine gewisse Analogie mit den Grundfarben haben. Der saure Geschmack des Essigs unterscheidet sich scharf von dem süßen des Traubenzuckers, des Glycerins und Saccharins, der salzige des Chlornatriums deutlich von dem bitteren der Aloë, der Koloquinthe oder mancher Alkaloide. Alkalischer und fauliger Geschmack werden in ganz bestimmter Form empfunden, und zahlreiche feine Nuancen des Geschmacks, die aber immer einen ganz bestimmten Charakter haben, finden wir mit größter Regelmäßigkeit bei gewissen Gemüsen und Früchten, Fleisch- und Fischsorten, Gewürzen, Getränken, Gasen und chemischen Verbindungen der verschiedensten Art.

In der Pharmacie hat man durch die sogenannten „Corrigentien“ das Verdecken eines schlechten Geschmacks durch einen besseren schätzen gelernt. Chinin verdeckt man durch Kakao, Leberthran durch Pfefferminzöl, Ricinusöl durch schwarzen Kaffee, viele Stoffe durch Sirupe — alles nach dem Prinzip, einen Geschmack durch einen andern zu neutralisieren. Wo dem Arzt oder Apotheker dies unmöglich ist, wird die schlecht schmeckende Arznei in Form von Pillen oder Kapseln gereicht, doch lediglich, weil, sobald die geschmacklose Hülle über das Gebiet der Geschmackszone hinabgeglitten ist, der Patient nichts mehr davon schmeckt. Der Magen hat davon keine Ahnung.

Die eigenartige Erscheinung bestimmter Geschmacksarten führte zu dem Schlusse, daß die verschiedenen schmeckenden Substanzen die Nervenendigungen in verschiedener Weise reizen oder daß spezifische Geschmacksfasern für bestimmte Geschmacksarten existieren. Beides ist bisher nicht zu erweisen gewesen, hat aber als Hypothese manche Wahrscheinlichkeit für sich. Man fand nämlich, daß ein und dieselbe Substanz auf verschiedenen Gebieten der Mundschleimhaut nicht die gleiche Geschmacksempfindung erregt, daß zum Beispiel Brom-Saccharin an der Zungenspitze süß, an der Zungenwurzel bitter schmeckt, daß die erstere das Saure leichter schmeckt als das Süße, daß der konstante Strom, wahrscheinlich durch elektrolytische Produkte, einen ganz bestimmten „elektrischen Geschmack“ bewirkt, indem der Zungenspitze durch den positiven Pol süßer Geschmack, durch den negativen alkalischer Geschmack vorgetäuscht wird.

Handelt es sich hier um die Art des Geschmacks, so hängt die Intensität desselben von andern Eigenschaften der schmeckenden Substanz ab. Je konzentrierter dieselbe ist, je länger sie einwirkt, je ausgedehnter die betroffene Schleimhautstelle ist, desto stärker tritt die betreffende Geschmacksempfindung auf. Reiben der Stelle erhöht die Erregbarkeit der in Betracht kommenden Nervenenden. Daher kommt es, daß der eine Probe kostende Weinkenner oder der von einer Speise kostende Küchenchef zwar wenig von dem betreffenden Stoffe in den Mund nimmt, dann aber dies mit der bekanntlich äußerst muskelkräftigen Zunge im Munde hin und herbewegt, durch Schnalzen und Drücken sie förmlich in die Schleimhaut eindrückt, um so die feineren Geschmacksunterschiede genau festzustellen.

Trotz aller dieser Wahrnehmungen war man aber bis vor dreißig Jahren noch in vollständiger Unkenntnis über die für den Geschmack so wichtigen Nervenendigungen. Da war es Schwalbe, der 1867 in den „schmeckenden“ Gebieten der Mundschleimhaut, zumal in den Spalten der sogenannten Papillen der Zungenwurzel, eigenartige, becherförmige, oben offene Zellen entdeckte, Einlagerungen in das Pflaster-Epithel der Zunge. In diesen Gebilden, welche mit feinen Borsten versehen sind und spindelförmige Zellen enthalten, enden die Geschmacksnerven. Hier werden sie durch Lösungen von spezifischem Geschmack erregt.

Schwalbe nannte sie in treffender Weise „Schmeckbecher“ und stellte damit erst die Physiologie des „Schmeckens“ auf eine feste Grundlage. Daß nun die eigentlichen Geschmacksorgane gefunden waren, wurde bald von den verschiedensten Seiten bestätigt; dies ging auch daraus hervor, daß an allen nicht schmeckenden Schleimhautstellen die Schmeckbecher fehlen und daß einige Monate nach Durchschneidung der Nervenstämme, welche die Geschmacksempfindung unserm Bewußtsein zuführen, jene Endorgane zu Grunde gingen, wie so manche andre außer Funktion gesetzte Organe atrophieren, ja fast verschwinden. Das betreffende Versuchstier schmeckt dann mit dieser Stelle der Zunge nichts mehr.

Wie die Nervenendigungen im Labyrinth des Gehörorgans oder in den Zapfen und Stäbchen der Netzhaut die spezifischen Erregungen durch Aetherschwingungen nach dem Zentrum fortpflanzen, wie bestimmte Elemente wahrscheinlich auch hier nur für bestimmte Arten von Reizen aufnahmsfähig sind, jedes der letzten Nervenelemente aus den dasselbe treffenden Reizen nur den ihm zukommenden übernimmt, so ist möglicherweise auch bei den Nervenendigungen in den Schmeckbechern eine Auswahl der spezifischen Reize seitens bestimmter Fasern vorhanden. Auch die Endigungen der sensibeln Hautnerven, welche dem Tastsinn dienen, jene feinen, ovalen, knopf- und kolbenförmigen Körperchen und Anschwellungen, sind für Druck- und Temperaturunterschiede auf das empfindlichste eingestellt und vermögen uns nicht nur über die Oertlichkeit, sondern auch über die Natur eines Reizes aufs genaueste zu orientieren, so daß auch hier an spezifische Reizempfänglichkeit gedacht werden muß. Wie dem auch sei, wir wissen jetzt, wie und was wir schmecken und warum wir das oder jenes gerade in der bestimmten Weise an bestimmten Stellen unsrer Mundschleimhaut schmecken.

Aber auch die Störungen des Geschmacks sind uns dadurch verständlicher geworden. Man lernte sie experimentell hervorrufen, indem man beim Versuchstier bestimmte Nerven durchschnitt; man fand sie beim Menschen, wenn gewisse Lähmungen des Gesichtsnerven oder Erkrankungen des Ohrs, speziell der Chorda, die Leitung in den geschmacksempfindenden Nervenfasern unterbrachen. Waren dies aber reine Störungen in den Nervenbahnen, welche lediglich Aenderungen in der Art oder Stärke des Geschmacks bewirkten, so daß der Betreffende bitter nicht mehr als bitter empfand oder eine stark bittere Substanz nur als schwach bitter, so zeigte sich bei psychischen Störungen und schwerer Hysterie sogar ein „perverser Geschmack“. Was jedem normalen Menschen widerlich und abscheulich schmeckt, essen und trinken solche mit Parageusie behaftete Individuen begierig. Sie empfinden derartige Dinge als etwas Angenehmes. Seltener schlägt die Anomalie eine entgegengesetzte Richtung ein, so daß ihnen beispielsweise das Süße zuwider ist. Eigentümlicherweise hat sich eine solche Geschmacksliebhaberei auch bei dem raffinierten Kulturmenschen, der als durchaus nicht psychisch-krankhaft zu gelten Anspruch macht, erhalten, nämlich die Geschmacksverirrung des „Haut-goût“, der doch im Grunde nichts ist als eine beginnende Fäulniserscheinung. Freilich ist überhaupt der Begriff des „Wohlschmeckenden“ vom individuellen und ethnologischen Standpunkt aus ein äußerst dehnbarer. Es ist uns oft geradezu unbegreiflich, wie das eine oder andre Volk an einer „Lieblingsspeise“ Geschmack finden kann, die uns höchst unsympathisch sein würde; doch wir können sicher sein, daß dies auf Gegenseitigkeit beruht. Dabei tritt die Erscheinung zu Tage, daß man sich an ein Gericht, dem man anfangs seines unangenehmen Geschmacks wegen nur Abneigung entgegenbrachte, bei längerem Aufenthalte in einem Lande allmählich gewöhnt, sobald man es immer wieder vorgesetzt bekommt, ja daß man es sogar schließlich gern haben lernt.

Eine erhöhte Empfindlichkeit des Geschmacks (Hypergeusie), wie man sie zum Beispiel bei Hysterischen findet, ist insofern ein peinliches Leiden, als die Betreffenden die feinsten Geschmacksunterschiede wahrnehmen, schwachen Geschmack als stark empfinden und so weiter, wodurch große Schwierigkeiten in ihrer Beköstigung entstehen und sie dazu veranlaßt werden, an Speisen und Getränken eine für die normale Umgebung unverständliche und unleidliche Kritik zu üben.

Der höchste Grad der Beeinträchtigung unsers Schmeckens ist der Geschmacks-

verlust, die Ageusie. Dieser eigenartige Zustand, in dem man so gut wie nichts schmeckt, also von Essen und Trinken auch nicht den gewohnten Genuß hat, tritt vorübergehend schon bei akuten starken Katarrhen der Mundhöhle auf, ähnlich wie die Verminderung des Geruchs bei heftigem Nasenkatarrh, und beruht auf einer Abstumpfung der Sensibilität in den Nervenendigungen. Durch zu heißes oder zu kaltes Getränke, durch stark reizende Substanzen, wie konzentrierte alkoholische Getränke, übermäßig gewürzte, mit Pfeffer oder Paprika versetzte Speisen, kann, wenn der Genuß ein gewohnheitsgemäßer ist, sehr wohl eine Ueberreizung und Schwächung der Geschmacksempfindlichkeit entstehen. Schwerkranke mit einem Zungenbelag oder bedeutender Trockenheit im Munde schmecken auch wenig und nehmen darum die bittersten Medikamente ohne Weigerung, aber auch die beste Krankenkost und die feinsten Delikatessen ohne Lust.

Gerade das Lustgefühl, das aus einem ungestörten Geschmacksempfinden entspringt, ist es ja, was dem Menschen eine Freude am Essen und Trinken gewährt. Ohne reinen, ungeminderten Geschmack ist ihm alles schal und gleichgültig, er hat zu keiner Mahlzeit mehr „Lust" und nimmt nur durch Zureden oder infolge vernünftiger Ueberlegung und Einsicht gewohntermaßen Speise und Trank zu sich. Es schmeckt nicht mehr.

Scheinbar steht das Riechvermögen in keinem Zusammenhange mit dem „Schmecken", und doch ist das ganz gewiß der Fall. Nicht nur, daß die Riechstoffe vieler Speisen den angenehmen Eindruck, den schon ihr Geschmack unserm Bewußtsein verursacht, noch erhöhen, also die psychische Wirkung verstärken, das Bouquet eines Weines, der Duft mancher Früchte, der Geruch unsrer Lieblingsspeisen kann sogar, schon ehe wir noch davon gekostet haben, die Speichelsekretion anregen, so daß „das Wasser im Munde zusammenläuft", die Freude an diesen Genüssen vorbereiten, dann aber auch den Geschmackseindruck unterstützen. Obwohl diese Sinneseindrücke verschiedene Zentra treffen, vereinigen sie sich doch zu einem einheitlichen Empfinden. Andrerseits hat der, welcher an vorübergehender oder dauernder Ageusie leidet, nur einen halben Genuß an seinen Mahlzeiten. Er kommt aber auch in Gefahr, da er sich bloß auf den Anblick und den Geschmack der Speisen verlassen kann, solche zu genießen, die schon verdorben sind. Hier warnt uns der Geruch schon zu einer Zeit, wo das Auge und der Geschmack noch nichts Unrechtes bemerken. Bekannt ist auch, daß manche Arzneien, die nicht besonders gut schmecken, aber unangenehm riechen, von einem Kinde besser genommen werden, wenn man ihm beim Eingeben die Nase zuhält.

Das Schmecken ist eine Erregung, die einen psychischen Vorgang auslöst. Es liegt die Frage nahe: Kann man durch eine Vorstellung von dem Geschmack einer bestimmten Speise oder eines bestimmten Getränks wirklich die spezifische Geschmacksempfindung im Munde erzeugen? Schmeckt zum Beispiel der Träumende etwas von dem Lieblingsgericht, von dem er gerade träumt? Es giebt Individuen, besonders Kinder, die hiebei eine so lebhafte Einbildungskraft entwickeln, daß sie beim plötzlichen Erwachen aus dem Traume von einer delikaten Mahlzeit ganz entrüstet über diese Störung sind und thatsächlich ausrufen: „Ach wie schade! Es schmeckte grade so gut!" In Wirklichkeit handelt es sich wohl hier nur um ein sehr reges Vorstellungsvermögen. Denn mancher kann sich Bilder und Gesichter, Töne und Tonstücke so deutlich vorstellen, selbst wenn er Auge und Ohr schließt, daß er — obwohl in Wahrheit die betreffenden Sinneseindrücke völlig ausgeschlossen sind und von einer zentrifugalen Erregung der betreffenden Nervenendigungen nach unsern gegenwärtigen physiologischen Kenntnissen nicht die Rede sein kann — die Eindrücke deutlich wahrzunehmen glaubt. Hier handelt es sich also nur um einen psychischen Prozeß. Anders dürfte die Frage nach dem Wesen des „Nachgeschmacks" liegen. Jeder hat schon die Erfahrung gemacht, daß er von mancher Substanz zwei verschiedene Geschmacksempfindungen hat, eine primäre, unmittelbare, und eine sekundäre, mittelbare, die sich eine gewisse Zeit nach dem Genuß einstellt, etwa wie ein blasseres Nachbild oder eine Komplementärfarbe in der Optik oder wie ein Nebenton in der Akustik. Dieser Nachgeschmack mag wohl in einzelnen Fällen auf Fortentwicklung chemischer Vorgänge beruhen, in andern ist er aber ein Vor-

gang, der sich im Verlaufe des leitenden Nerven abspielt und etwas nach dem ersten Eindruck im Zentrum eintrifft. Daß er in letzterem entsteht, also etwas rein Subjektives ist, kann nicht angenommen werden; denn auch der mit dieser Eigenschaft einer Substanz Unbekannte empfindet den Nachgeschmack, und niemand kann ihn willkürlich hervorrufen.

Bulwer sagte einmal, daß für den tief Beobachtenden nichts oberflächlich sei. „It is in trifles, that the mind betrays itself.“ In der That verrät sich gerade in Kleinigkeiten der Geist und — wie wir hinzufügen dürfen — der Geschmack eines Menschen. Ein Physiologe des Geschmacks könnte gewiß eine Skala der feinsten Nuancen desselben feststellen und mit einem psychologischen Blick zugleich daraus interessante Rückschlüsse auf die Person, ihren Bildungsgrad, ihre soziale Stellung ziehen. Die Vorliebe für diese oder jene Geschmacksempfindung ist für das naive Kind und den urteilsfähigen Erwachsenen, für den schlichten Bauer und Arbeiter, für den raffinierten Reichen und Wohllebenden charakteristisch. Es giebt Leute, wie Börnes Eßkünstler oder Grützners Bruder Kellermeister, welche das „Schmecken“ offenbar zu einer Art von Virtuosität zu erheben verstanden. Gewiß ist es auch eine Kunst, die Echtheit und Güte eines Weins oder Liqueurs, der Zigarre oder Zigarette, der Kaffee- und Theesorten durch den Geschmack festzustellen, und dieses „Probieren“ kann bis zu einem vollkommen sicheren Urteil führen, wie es der Sachverständige auch auf andern Gebieten fällen lernt. Man steht hier vor einer Verfeinerung des Geschmacksinnes, wie sie durch Anlage und Uebung erreicht worden ist.

Wir verbinden mit dem Worte „Geschmack“ unwillkürlich nicht bloß die physiologische Definition des Schmeckens, sondern im täglichen Leben auch eine psychologische Bedeutung: zunächst ein Uebertragen auf alle möglichen Arten von Vorliebe, von Takt, Chic und Mode, von Kunstsinn, von Geschick im Arrangement, von Entwürfen und Einrichtungen, von gesellschaftlichem Benehmen und guter Sitte. Dadurch hat das Wort eine universelle Verwendung erlangt, bei der man kaum noch an den ursprünglichen Sinn denkt. Schon die geläufigsten Geschmacksarten werden auf andre Gebiete übertragen. Wir sprechen von einem süßen Kind oder Engel, ja im zoologischen Garten kann man bisweilen von den Lippen eines niedlichen Backfisches den Ausruf hören: „Sieh nur! Dieser süßer kleiner Affe oder Bär!“ Manchen ist alles „süß“, was ihnen „hübsch“ oder nett erscheint. Wir „versüßen“ ferner jemand einen Schmerz durch Liebenswürdigkeit und Trost; der Chef „versüßt“ einem Untergebenen seine Entlassung durch einige Lobesworte. Wir sprechen vom „bitteren Kelch der Leiden“, in den ein Tropfen Wermut gefallen ist, von einer „bitteren Pille“, die jemand hinunterschlucken muß, nennen einen griesgrämigen Menschen „verbittert“ und bezeichnen manche Schicksalsschläge oder Erfahrungen als „bitter“. Eine Arbeit, bei der wir es uns „sauer“ werden lassen, bringt schließlich etwas ein, aber das „sauer“ verdiente Geld müssen wir gegen eine kleine Steuerquittung mit „saurer“ Miene wieder hingeben, wenn wir es nicht gelernt haben, zu manchen unabänderlichen Dingen überhaupt ein „süß-saures“ Gesicht zu machen. Eine Rede ohne Salz erscheint uns geschmacklos, während wir uns bei der Vereitlung eines schurkischen Plans freuen, dem Bösewicht die Suppe versalzen zu haben. Der eine erzählt „pikante“ Anekdoten, eine Chansonnette singt „prickelnde“ Lieder, während ein Gigerl im höchsten Grade „fade“ ist. Alle diese Ausdrücke sind vom wirklichen Schmecken entlehnt.

Noch in viel weiterem Sinne wird aber der „Geschmack“ auch auf die verschiedensten Gebiete unsers Kulturlebens übertragen, zumal auf das Aesthetische. Wir deuteten dies schon oben an. In erster Linie sind es Kunst und Kunstgewerbe, in denen der Geschmack eine große Rolle spielt. Wenn auch Hebbel gesagt hat: „Im Aesthetischen kommt es nicht darauf an, das elfte Gebot zu erfinden, sondern die zehn vorhandenen zu erfüllen,“ so ist doch hier ein förmlicher Tummelplatz jenes Kämpfens und Ringens um den guten Geschmack. Gerade in der Kunst aber gilt nicht nicht nur das Gesetz: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“, sondern auch ein nicht minder wichtiges: „Nur das Wahre und Schöne ist das Zeichen eines guten Geschmacks.“ Leider aber werden bei gewissen neueren

Kunstrichtungen nicht nur die seit Jahrtausenden bewährten Gesetze der Schönheit vernachlässigt, sondern es wird auch nach dem Grundsatz gehandelt: „Alles Wahre ist auch darstellenswert." Viele vergessen hierbei, daß nicht alles Wahre auch schön, daß manches Wahre sogar häßlich und abstoßend ist, und so kommt es, daß wir in den modernsten Kunstbestrebungen eine Summe von Geschmacklosigkeiten finden, ja bisweilen Werke, welche das geistreiche Bonmot „die heutige Kunstrichtung ist oft eine Hinrichtung der Kunst" rechtfertigen. Wertheimer bemerkt in dieser Beziehung treffend: „Auch die Naturalisten beschuldigen ihre Gegner einer Geschmacklosigkeit — der Grazie."

Auf den mannigfachen Gebieten des Kunstgewerbes finden wir, neben manchem Gesuchten und manieriertem Geschmack und einer Sucht nach neuen Motiven, doch auch eine Fülle von Werken edelsten, vornehmsten Geschmacks, so daß wir viele seiner Erzeugnisse geradezu als eine „Schule des Geschmacks" bezeichnen dürfen.

Auch in der Architektur ist das Bestreben mancher Neuerer, durch Vermischung verschiedener Stile, durch Suchen nach einer neuen Stilart, durch Ueberladen auffallender Motive zu wirken, dem guten Geschmack nicht förderlich, der an edeln, harmonisch gestimmten Formen und diskreter Dekoration stets mehr Gefallen findet und das „Simplex veri sigillum" auf seine Fahne geschrieben hat.

Nicht minder ist die Musik der Prüfstein eines geläuterten Geschmacks, und zwar sowohl die Komposition als auch der Vortrag. Gewiß haben auch hier reformatorische Zeitbestrebungen eine gewisse Berechtigung, aber nur dann, wenn sie zugleich den höchsten Schönheitsgesetzen entsprechen, wie die Klassiker der Tonkunst sie uns überliefert haben. Das Tohu-wa-bohu mancher Modernen ist ein Ruin für den guten Geschmack und ganz dazu angethan, die Gemeinde der Hörer, von denen die meisten, ohne den Mut eines selbständigen Urteils, lediglich den Wortführern, der Reklame oder Mode folgen, noch mehr zu verwirren. Hier sind Geibels wahrhaft vornehme Dichterworte der beste Leitstern:

„Mag die Welt vom Einfach-Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen,
Nimmer trägt sie's auf die Dauer,
Schnödem Ungeschmack zu frönen."

Und nun erst der Geschmack der Kleidung! — Ist die Kunst ein Turnierplan für den Kampf um den Geschmack, so ist die Mode ein toller Maskenball desselben. Seit undenklichen Zeiten liegen die Macht der Gewohnheit, die Anhänglichkeit an das Altererbte, die Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit auf der einen Seite, der Reiz der Neuheit, die Sucht nach kontrastreicher Abwechslung, die Nachahmung gewisser tonangebender Persönlichkeiten und die Koketterie auf der andern Seite in stetem Kampf. Das Resultat desselben — die Mode — zeitigt Geschmacksveränderungen, bisweilen günstige, bessernde, weit häufiger aber verschlechternde. Der neue Geschmack, der sich als barock, grotesk, bizarr oder affektiert äußert, manchmal trivial, manchmal distinguiert und „chic" ist, wird — oft mit anfänglichem starkem Widerstreben — doch schließlich allgemein acceptiert und bleibt so lange herrschend, bis ein andrer ihn ablöst. So lange aber übt er eine tyrannische Macht, selbst auf ruhige, besonnene Menschen, die sich ihm, trotz ihrer Zurückhaltung, auf die Dauer nicht entziehen können. Die große Menge huldigt eben dem Grundsatze: „On renonce plus aisément à son interêt qu'à son goût" und hält, was Kleidung betrifft, an den unsinnigsten, häßlichsten Geschmacksrichtungen fest, nur weil sie augenblicklich Mode sind. Diese aber ist in stetem Wechsel begriffen, tyrannisiert unsern heutigen Geschmack und verwirft den gestrigen. Könnte ein Kavalier aus der Zeit Ludwigs XIV. oder Friedrichs des Großen in dem Kostüm, welches dem damaligen Geschmack entsprach, nochmals auf Erden wandeln und durch die Straßen gehen, er würde sofort wegen „groben Unfugs" arretiert werden, weil er in seinem „Maskenkostüm" unliebsames Aufsehen erregte.

Der Geschmack im Einrichten der Wohnräume ist oft sehr zweifelhafter Natur. Prunkvoll-blendende, überladene Einrichtungen einerseits, spießbürgerlich-nüchterne andrer-

seits — zwischen diesen beiden Polen pendelt die Magnetnadel des Geschmacks bei vielen, zumal bei solchen, die auch in andern Dingen keinen geläuterten Geschmack besitzen, hin und her. Wie viele haben in solchen Dingen überhaupt keinen eignen Geschmack, sondern nur den ihres Tapezierers oder Dekorateurs! Und wie angenehm berührt es dagegen, Räume zu betreten, in welchen Möbel, Dekorationen, Bilder, Statuetten, Vasen und tausenderlei Kleinigkeiten zu einem liebenswürdig-traulichen Ensemble vereinigt sind, welches den guten Geschmack des Bewohners oder der Bewohnerin widerspiegelt.

Aber auch in vielen andern Dingen ist der Geschmack ein wichtiger Faktor. Die Art des Benehmens, des Verkehrs mit andern, die Form der Gastlichkeit und Bewirtung, die Führung einer Konversation sind ebenso viel Prüfsteine des Takts und des Geschmacks; in der Art, wie man Geschenke macht und welche Geschenke man wählt, in der Form der Kranz- und Blumenspenden für Bühnenkünstler, wie in der von Huldigungen für Fürstlichkeiten und Celebritäten kann man neben dem erlesensten Geschmack die plumpste Geschmacklosigkeit kennen lernen. Nicht minder ist der Geschmack im Schriftstellertum, in der Journalistik, speziell auch in der Kritik ein wertvolles Gut. Die Wahl des Stoffs, der Stil und Form, auch die ganze Leitung der Tagespresse und ihrer mannigfachen Beziehungen zu allen Kreisen der Gesellschaft sind ohne guten Geschmack kaum denkbar und ebenso kann der Redner seiner nicht entbehren, wenn er ein besseres Publikum fesseln und dessen Beifall erringen will.

Manche Strömungen in dem Leben der Konfessionen stehen nicht nur im Gegensatz zu den Grundlagen aller wahren Religion und Kulturentwicklung, sind nicht nur sittlich verwerflich, sondern geradezu „abgeschmackt", und selbst in der inneren und äußeren Politik, welche doch nur List und Macht als ihre Kampfesmittel zu kennen scheint, hat der Geschmack und Takt eines Diplomaten von wahrer Klugheit und Noblesse oft mehr erreicht als eine plumpe, geschmacklose Drohung. Kurz, wohin wir auch blicken, ist der Geschmack im übertragenen Sinne eine der wichtigsten Erscheinungen geworden.

Man darf Lessings Worte unterschreiben: „Es ist einem jeden vergönnt, seinen eignen Geschmack zu haben, und es ist rühmlich, sich von diesem Rechenschaft zu geben." Jedenfalls ist es nicht überflüssig, an der Veredlung seines eignen Geschmacks unablässig zu arbeiten und zu seinem Teile dazu beizutragen, daß der Geschmack andrer gehoben, nie herabgedrückt werde. Vor allem ist es Aufgabe derer, welche an der Spitze der Nation stehen, sowie der Vertreter von Kunst und Wissenschaft, die Veredlung und Hebung des Geschmacks durch ihr Beispiel und ihre Lehren zu fördern, allem Verschlechtern desselben konsequent entgegenzutreten. Nur zu leicht sinkt, durch Gewöhnung an geschmacklose Werke, das Niveau des feinen Gefühls des Publikums, ja einer ganzen Nation, und es ist schwer, diese allgemeine Korruption des Geschmacks dann wieder zu bekämpfen. Natürlich giebt es keine unbedingt und allgemein gültigen Normen für den Geschmack. Er wird immer nach der Nationalität, der Kulturstufe, dem Geschlecht ein verschiedener sein, wird immer — und leider — seine höchste Entwicklung und Abklärung beim Individuum erst dann erreichen, wenn dieses sich schon im physischen Rückgange befindet. Aber fest steht, daß ein guter Geschmack sich nicht zu weit von der Natur, die immer edel und vollkommen ist, entfernen darf; daß er unbedingt und stets ein feines Gefühl für Harmonie in Form und Farbe, für Maß und Selbstbeschränkung in allen Impulsen, für vornehmes Empfinden im Gestalten von Werken der bildenden Künste, der Musik und des gesprochenen Wortes verlangt. Was man schafft und thut, ja wie man denkt, muß der ungesuchten Natürlichkeit, einer soliden, gediegenen Anschauung, dem Gefühl für die Gesetze der Grazie und Schönheit, der Wahrheit und Sittlichkeit entsprechen, dann wird es auch den Stempel des guten Geschmacks tragen. Vollkommener Geschmack ist, nach Ruskin, die Fähigkeit, das größte Vergnügen von den Gegenständen zu gewinnen, welche auf unsre sittliche Natur in ihrer Reinheit und Vollendung anziehend wirken. Er ist in letzter Linie eine Aeußerung der Sittlichkeit, wie der ästhetische Wert eines Kunstwerks nicht zu trennen ist von der Reinheit und dem Adel der Gesinnung dessen,

der es geschaffen hat. Daher kommt es auch, daß mancher Arme mit bescheidenen Mitteln dennoch eine vornehme Gesinnung, einen guten Geschmack entwickeln, mancher Reiche trotz goldstrotzender Pracht an plebejischem Sinn und an chronischer Geschmacklosigkeit leiden und diese für den Kenner selbst durch blendenden Glanz nicht verdecken kann. Geschmack kann man eben nicht mit Geld erkaufen; er ist eine Gabe des Himmels oder ein Produkt wahrhaft feiner und vielseitiger Ausbildung.

In dem Tempel des Geschmacks, der Kunst, sollte sich jeder als ein Priester fühlen, sollten nur Werke von ewiger Schönheit, die über allem Zeitgeschmack stehen, Aufnahme finden, und über seiner Pforte sollte des Dichters Mahnung stehen:

„Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren."

Livius Fürst (Berlin).



Litterarische Berichte.

Psychologie des Auflaufs und der Massenverbrechen. Von Scipio Sighele. Dresden, Karl Reißner. 1897.

Hans Kurella, der Uebersetzer des vorliegenden Buches, hat so viele Verdienste um Medizin und Sozialwissenschaft, daß wir ihm offen sagen dürfen: er hat diesmal keine ganz glückliche Hand gehabt, als er sich des Sigheleschen Buches annahm. Das Buch ist gewiß nicht schlecht: die Wahl des Themas, die Fülle der mitgeteilten Thatsachen und manche Gedanken können Anerkennung beanspruchen. Aber die Art, wie Sighele die Litteratur behandelt, seine Unfähigkeit, die Probleme bis in die Tiefen und in ihre feinsten Ausläufer zu verfolgen, seine Sucht, durch grobe naturwissenschaftliche Analogien die gewichtigsten Fragen zu beantworten — das alles hält die Schrift auf einer verhältnismäßig niedrigen Stufe, so daß eine Uebersetzung ins Deutsche uns nicht gerade notwendig erscheint. Immerhin wird nun auch der deutsche Leser, der sich für Psychologie der Masse interessiert, zu dem leicht lesbaren Werkchen greifen. M. D.

Schwäbische Litteraturgeschichte in zwei Bänden. Von Rudolf Krauß. Erster Band. Von den Anfängen bis in das 19. Jahrhundert. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr. XII u. 431 S. Preis 7 Mk.

Der durch verschiedene Vorarbeiten auf dem Gebiet der schwäbischen Litteratur rühmlich bekannte Verfasser (Archiv-Assessor in Stuttgart) giebt hier zum erstenmal eine vollständige Uebersicht über die schwäbische Litteratur. Seine Arbeit war nicht leicht, da er im allgemeinen ganz auf eignes Studium angewiesen war; aber der „erstmalige Versuch", wie er in der Vorrede bescheiden sein Werk nennt, „die Litteratur und das litterarische Leben des schwäbischen Stammes in zusammenhängender Darstellung zu schildern", ist so wohl gelungen, daß man sich in der That nur freuen kann über sein schönes Unternehmen. Der I. Band, dem er in kurzer Frist den II., das 19. Jahrhundert umfassenden, nachliefern zu können hofft, zerfällt in zehn Kapitel: Schwaben und Alemannen; Staufer und Württemberger; Humanismus und Reformation; Alte und neue Bahnen; Die Anfänge der klassischen Litteratur; Romandichtung und Publizistik; Die Zeiten der Karlsschule und der junge Schiller; Fr. Schiller und das Drama; Die Zeiten des schwäbischen Klassizismus; Schwäbische Dialektdichtung. Erst jetzt ist es möglich, eine klare Uebersicht zu gewinnen über den Anteil der Schwaben an der deutschen Litteratur. Krauß findet, daß der Schwabe für Epos und Roman weniger befähigt ist als zur Lyrik, die zur reichsten Entfaltung gelangt sei. Auch für das Drama sei die Neigung größer als die Begabung. Fast scheine es, als ob sich auf diesem Gebiet der Poesie die ganze schöpferische Kraft des Stammes in dem einen Schiller verdichtet und zugleich erschöpft habe. Fürwahr ein scharfes Urteil, das wohl nicht jeder unterschreiben dürfte; aber man sieht daraus, daß Krauß sehr objektiv denkt, er ist als Schwabe durchaus

kein unbedingter Lobredner seiner Landsleute, wie zum Beispiel die ausführliche meist den Nagel auf den Kopf treffende Charakteristik des schwäbischen Stammes (S. 9 ff.) zeigt. Dr. Krauß schreibt als Historiker unbekümmert um Lob oder Tadel. Es ist ihm nur um die Erforschung der geschichtlichen Wahrheit zu thun. Er ist in allen seinen Urteilen ganz selbständig und bestimmt, und wenn er auch wohl in dem einen und andern zu weit geht oder etwa irrt, immer hat man das Gefühl, daß nur reifliche Ueberlegung ihn zu seiner Ansicht geführt hat. So wird das Buch besonders den engeren Landsleuten des Verfassers, für die es in erster Linie bestimmt ist, willkommen sein, weil es, wie der Verfasser mit einem gewissen Selbstbewußtsein, aber mit vollem Recht sagt, ihnen Förderung und Vergnügen bereiten wird, zum erstenmal einen vollständigen Ueberblick über die litterarischen Darbietungen des Stammes zu gewinnen. Aber auch für die gesamte Geschichte der deutschen Litteratur wird das Werk von hoher Bedeutung sein, bildet ja doch die schwäbische Litteratur ein hervorragendes Kapitel der deutschen Nationallitteratur. Das hat eben Krauß auf das schönste und beste dargethan. Das ist sein großes Verdienst. Möge sein Werk überall die wohlverdiente Aufnahme finden!

E. M.

Grundlegung der Neusokratischen Philosophie. Von Dr. Heinrich Gomperz. Wien, Deuticke, 1897.

Wer sich mit Sokrates beschäftigt, hat wohl immer das Gefühl, er sei in die graue Vergangenheit zurückgegangen und kümmere sich um einen Menschen, dessen Lehren schon durch Plato, sicherlich aber weiterhin durch Christentum, Renaissance und Kant überwunden seien. Wie seltsam muß es ihn nun berühren, wenn er aus dem vorliegenden Buch erfährt, daß in Wien — dem einstigen Mittelpunkt eines auseinanderfallenden Völkerhaufens, dem Stammsitz der österreichisch-jüdischen Dekadenten — sich eine sokratische Schule gebildet hat, die in dem lächelnden Weisen Griechenlands ihr Vorbild verehrt. Mit der Schrift des Herrn Gomperz tritt die „sokratische Propaganda“ an die Oeffentlichkeit. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob des Sokrates Lehre richtig und rein vorgetragen wird; das Glaubensbekenntnis, das Heinrich Gomperz ablegt, ist im Grunde genommen unabhängig von der Beziehung auf Sokrates. Es gipfelt in dem Satz: „Für einen guten Mann giebt es kein Uebel, weder im Leben noch im Tode.“ Die Begründung und Durchführung dieses Satzes erfolgt in frischer, klarer und echt philosophischer Weise. Wir haben uns herzlich an der Kühnheit und Begeisterung des Verfassers erfreut, sind aber sicher, daß er nicht lange auf dem von ihm jetzt eingenommenen Standpunkt verharren wird. Das Nähere wird bei andrer Gelegenheit gesagt werden.

M. D.

Deutsche Königsstädte, Berlin-Potsdam, Dresden, München, Stuttgart. Von Alfred Lichtwark. Dresden 1898. Gerhard Kühtmann.

Keine systematisch-wissenschaftliche Abhandlungen, sondern Plaudereien, hervorgegangen aus Vorträgen über Reisevorbereitungen und Reiseziele, sind die fünf Aufsätze, die der geschmackvoll ausgestattete kleine Band in sich vereint. Sie haben den gemeinsamen Zweck, den Einfluß des Fürstentums im Gegensatze zum Bürgertum auf die Anlegung und die äußere Erscheinung der Städte nachzuweisen. Daran knüpft sich dann eine Fülle der geistreichsten Bemerkungen und Beobachtungen über die tiefsten Fragen der Kunst und des Geschmackes, und wenn auch einzelne der gefundenen Beziehungen nur einen geistreichen Vergleich und kein wirkliches ursächliches Verhältnis enthalten mögen, so ist doch keine Zeile da, die nicht der sorgsamsten Beachtung und Erwägung wert ist. Bemerkenswert ist vor allen Dingen das vernichtende Urteil über das Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin, die Zurückführung der Münchener Karikatur auf die Kartonzeichnung der Deutschen Nazarener und die Charakteristik des Schloßplatzes, welche den kurzen Aufsatz über Stuttgart fast vollständig ausfüllt. Hoffentlich wird der Erfolg dieser Schrift den Verfasser dazu bestimmen, auch andre Arbeiten, die bisher nur für die Kreise der Hamburger Kunsthalle bestimmt sind, dem größeren Publikum zugänglich zu machen.

K. F.

Pädagogisches Magazin. Herausgegeben von Friedrich Mann. Heft Nr. 4, 53, 54, 55, 60, 62, 69, 73, 74, 87, 88, 91. Langensalza, H. Beyer u. Söhne, 1895—1897.

In diesen 12 Heften, die sich durch schönen Druck und billigen Preis (20 Pf. bis 1 M. 20 Pf.) auszeichnen, kommen sehr interessante Themata zur Besprechung. In Nr. 4 (2. Aufl.) handelt J. Tews über „moderne Mädchenerziehung“ in trefflichster Weise. Die „Kinderarbeit“ ist in Nr. 73 und 88 von J. Tews und O. Janke auf Grund statistischen Materials gründlich erörtert. Hierher gehört auch Tews' Arbeit: „Soziale Streiflichter“ (53). Ebenderselbe hat auch in Nr. 87 „Das Volksschulwesen in den großen Städten Deutschlands“ nach statistischen Quellen dargestellt. H. Keferstein beleuchtet die „Aufgaben der Schule in Beziehung auf das sozialpolitische Leben“. (Nr. 55, 2. Aufl.) Von ihm stammt auch Heft 91, in welchem Ph. Melanchthons pädagogische Bedeutung

dargelegt ist. Ueber „Pestalozzis Pädagogik“ (Nr. 74) hat Fr. Mann eine gute Abhandlung geschrieben. Eine der interessantesten Schriften ist die von Chr. Ufer: (Nr. 62) „Ueber Sinnestypen und verwandte Erscheinungen“. Weniger bedeutend erscheint uns Görings Arbeit: „Bühnentalente unter den Kindern“ (Nr. 54). „Ueber die Prinzipien der Blindenpädagogik“ (Nr. 69) redet aus eigner Erfahrung sehr instruktiv der blinde F. Hitschmann in Wien. Schließlich sind sogar die „Heeresverfassungen“ (Nr. 60) in besonderem Heft von A. Bär auseinandergesetzt. Wir können die ganze Sammlung als solche nur bestens empfehlen.

Mr.

Vorlesungen über Aesthetik. Von K. Heinrich v. Stein. Stuttgart, Cotta Nachfolger, 1897.

Heinrich v. Stein war eine künstlerische Natur. Künstlerische Aesthetik stand im Mittelpunkt seines Denkens. Man darf sagen: er war nur insoweit Philosoph, als er über Fragen der Kunst dachte. Aber allerdings gilt dies nur von jener kurzen Zeit, die dem jungen Mann für seine geistige Entwicklung gegönnt war; hätte ihn der Tod nicht vorzeitig abberufen, — wer weiß, wohin diese reiche und reine Natur sich noch entfaltet hätte! Das Büchlein, das die Herren Poske und Huber durch dankenswerte Bemühungen zu stande gebracht haben, ist daher vornehmlich als ein Denkmal für den Verstorbenen zu betrachten: wir erhalten ein ungefähres Bild von den Vorlesungen, die Stein in den Sommersemestern 1885 und 1886 über Aesthetik gehalten hat, und hierdurch auch ein Bild von der geistigen Persönlichkeit Steins. Den Wert des Buches für die gegenwärtig sich vollziehende Fortbildung der ästhetischen Wissenschaft vermag der Referent nicht sehr hoch zu veranschlagen. Stein war sich selber in Grundfragen noch unklar, er hatte kein festes Verhältnis zur modernen Kunst (mit Ausnahme Richard Wagners), und er lebte noch zu sehr in philosophisch-litterarischen Vorstellungen der Vergangenheit. Doch wird auch die Wissenschaft manche schöne Anregungen in dem Werkchen finden.

M. D.

Geisteshelden. Herausgegeben von Anton Bettelheim. 4. Band. Anzengruber. Von Anton Bettelheim. 2. Auflage. Berlin, E. Hofmann u. Co. Preis 2 Mark 40 Pf.

Ein verdienstvolles Buch! Dasselbe hat nicht zum wenigsten dazu beigetragen, die Kenntnis Anzengrubers in weite Kreise zu tragen. Der Verfasser, der auch Anzengrubers gesammelte Werke zuerst herausgegeben hat (jetzt 3. Auflage), kannte Anzengruber persönlich. Das verleiht dem so warm geschriebenen Werk einen besonderen Reiz. In der neuen Auflage, die ein Bildnis von Scherpes Anzengruberdenkmal schmückt, sind alle inzwischen neu erschienenen biographischen Einzelheiten verwertet worden. Auch durfte sich Bettelheim dabei mündlicher und handschriftlicher Mitteilungen von Direktor v. Bukovics, Paul Heyse, Kapellmeister Ad. Müller junior und andrer erfreuen.

E. M.

Ernste und heitere Bilder aus der Armee des weißen Zaren. Von A. v. Drygalsky. Mit Abbildungen. Leipzig, Zuckschwerdt u. Co.

Dieses Buch enthält Uebersetzungen einer Anzahl der besten in einer russischen Militärzeitschrift erschienenen Genrebilder, die, von Offizieren für Offiziere geschrieben, jedenfalls historisch wahr sind, wenn sie auch nicht alle dichterisch wahr, das heißt typisch sein können. Einige kritische und erklärende Anmerkungen finden sich überall dort, wo sie nötig sind, um Uebertreibungen oder Einseitigkeiten auszugleichen. Die Uebersetzung, die im allgemeinen vorzüglich ist, läßt nur hier und dort kleine Fehler erblicken.

K. F.

Grundriß der Entwicklungsmechanik. Von Wilh. Haacke. Leipzig, Arthur Georgi, 1897.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Darwins Lehren — einst als erlösende That und Schlußspruch der Weisheit gepriesen — den jüngeren Forschern der Gegenwart ganz allgemein als unzureichend und kurzsichtig erscheinen. Ein jüngst erschienenes Lehrbuch der Zoologie hat dieser Anschauung scharfen Ausdruck gegeben. Auch das vorliegende Lehrbuch befindet sich in wesentlichem Gegensatz zu Darwin. Es zeigt zugleich eine beachtenswerte Neigung für die philosophische Begründung und Durchdringung der Thatsachen, die der Keimes- und Stammesgeschichte, der Formenbildung und Formenwandlung zu Grunde liegen. Da das Werk klar, wenngleich nicht leicht geschrieben ist, so kann es auch den außerhalb des Fachs Stehenden empfohlen werden.

M. D.

Geschichte des japanischen Holzschnitts, Farbenholzschnitts. Von W. v. Seidlitz. Dresden, G. Kühtmann.

Der Einfluß der japanischen Kunst, besonders auf die Entwicklung des Kunstgewerbes und des Geschmacks, ist seit den letzten Jahrzehnten im Steigen begriffen. Dies beweisen die vielen Ausstellungen, Bücher, Abhandlungen und so weiter, welche in England, Frankreich und auch bei uns immer mehr die Kenntnis der japanischen Kunst zu verbreiten bestrebt sind. Eine Geschichte des japanischen Holzschnitts fehlte aber bis jetzt noch in unsrer kunstwissenschaftlichen Litteratur. Anderson in England

(1879), Gierke in Deutschland (1882), Gonse in Frankreich (1883) und Fenollosa in Amerika (1885) hatten wohl über die Geschichte der japanischen Malerei geschrieben, aber in Deutschland ist unsers Wissens bisher keine umfassende Geschichte des japanischen Holzschnitts erschienen, so daß man auf eine Menge von Monographien und so weiter angewiesen war. Der Verfasser des vorliegenden Werkes, dessen Name in der Kunstwissenschaft weit bekannt ist, hat dem Mangel abgeholfen und eine vortreffliche Geschichte des japanischen Holzschnitts publiziert. Es ist uns leider des Raumes wegen nicht vergönnt, hier näher auf dieses Werk einzugehen, aber wir möchten alle Kunstforscher und Kunstfreunde auf dieses auch vorzüglich ausgestattete und mit zahlreichen Illustrationen versehene Buch hinweisen und behalten uns für später vor, noch eine besondere Abhandlung über die japanische Kunst zu veröffentlichen.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow und W. Wattenbach. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G., 1897.

Heft 270. Lord Byron. Von Dr. L. Lewes.

Heft 272. Die deutsche Publizistik im 17. Jahrhundert. Ein Vortrag von Dr. G. Mentz.

Heft 273. Die Tannhäusersage und ihre poetische Gestaltung. Von Professor Dr. J. Rover.

Alle drei Arbeiten verraten eine eingehende, liebevolle Beschäftigung mit ihrem Gegenstand. Die erste giebt eine kritische Lebensgeschichte Byrons auf Grund seiner Werke. Der Verfasser überschätzt aber wohl den Einfluß Byrons auf die deutsche Litteratur, wenn er sagt, ohne Byron kein Heine, keine politische Dichtung des dritten und vierten Jahrzehnts unsers Jahrhunderts. In der zweiten Schrift wird die hohe Bedeutung der politischen Zeitschriften und Zeitungen des siebzehnten Jahrhunderts für die Zeitgeschichte dargelegt und ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung erörtert. Die dritte Schrift endlich handelt vom Wartburgkrieg und der Identifizierung Tannhäusers mit Heinrich von Osterdingen. Schließlich werden darin Wagners und Mangolds Opern „Tannhäuser" einer eindringenden Kritik unterworfen und ebenso J. Wolffs Epos gleichen Namens.

E. M.

Vorträge und Abhandlungen. Von Heinrich v. Sybel. (Historische Bibliothek 3. Band.) München, R. Oldenbourg, 1897.

Die große Zeit der deutschen Geschichtschreibung tritt uns in dieser Sammlung kleiner Schriften v. Sybels anschaulich vor Augen in den Lebensbildern von Ranke, Waitz, Giesebrecht, Döllinger, in den Erinnerungen Sybels an die ersten Schritte der historischen Kommission und an seine Pariser Studien, dann aber auch ganz besonders in der Lebensgeschichte Sybels selbst aus der Feder Varrentrapps, die uns zeigt, wie weit Sybel davon entfernt gewesen ist, ein bloßer Stubengelehrter zu sein. Denn gerade deshalb dürfen wir von der großen Zeit der deutschen Geschichtschreibung reden, weil die Meister auch große Charaktere gewesen sind, weil ihre Hauptwerke zugleich Marksteine waren in der Geistesgeschichte ihrer Nation und deshalb auch, trotz der rührigen Kleinarbeit der Epigonen, vor der Gefahr des Antiquierens geschützt sind. Von den übrigen hier neu abgedruckten Arbeiten Sybels hat aktuelles Interesse Nr. 5: „Aus den Berliner Märztagen". Dankenswert ist die bibliographische Uebersicht der Schriften v. Sybels.

— ß.

Grundriß der Geschichte der Philosophie. Von Friedrich Ueberweg. Herausgegeben von Max Heinze. III, 2: Nachkantische Systeme und Philosophie der Gegenwart. Berlin, Mittler u. Sohn, 1897.

Max Heinze hat in diesem Band die deutsche Philosophie von Fichte bis Beneke vortrefflich dargestellt und dann den Hauptteil der Philosophie der Gegenwart gewidmet. Hiermit hat er (und ein Stab von Mitarbeitern) eine Aufgabe gelöst, die dringend war und andrerseits außerordentliche Schwierigkeiten bot. Denn in dem Wirrsal der gegenwärtigen Philosophie die Richtungen zu erkennen, das Wertvolle und Zukunftreiche von dem Wertlosen und nach rückwärts Gewandten zu unterscheiden, die vorübergehende Mode-Erscheinung von dem Dauernden zu trennen, — das erfordert Fähigkeiten, die keinem Menschen in reinster Ausbildung verliehen sind. Daher fehlt es auch in diesem Versuch nicht an mißlungenen Zügen: Heinze hat sich doch wohl manchmal durch die äußere Stellung eines Philosophen über seinen Wert täuschen lassen, und er hat die Hauptrichtung, in der die Jugend sich bewegt, nicht deutlich erkannt. Aber solche Mängel werden bei weitem überwogen von den Vorzügen dieser ganz erstaunlichen Leistung; welche Kürze und dabei welche Genauigkeit und Vollständigkeit! Wir danken Herrn Heinze von Herzen für das Werk, das er geleistet hat.

M. D.

Goethes Weltanschauung. Von Rudolf Steiner. Weimar, Emil Felber, 1897.

Der Verfasser, bekannt als Herausgeber der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes in Kürschners Nationallitteratur und der

Weimarer Sophien-Ausgabe, versucht hier Goethes Weltanschauung vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus zu erklären. Er läßt sich hierbei von dem Grundsatz leiten, daß niemand in die Tiefen der Goetheschen Kunst hinuntertauchen könne, dem Goethes Naturbeobachtungen unbekannt seien. Bei seiner Untersuchung verfährt Steiner, die Objektivität verschmähend, bewußt subjektiv. Er bezeichnet den Inhalt seines Buches als erlebt im vollsten Sinne des Wortes. Er kommt zu dem Schluß, daß die moderne Naturwissenschaft zum Teil hinter Goethe zurückgeblieben sei und daß diese noch viel von ihm lernen könne. Unzählige, noch ungehobene Schätze liegen in Goethes Gedanken- und Empfindungswelt verborgen. Wir heben nur einen Punkt hervor, nämlich Goethes Stellung zum Christentum. Da glauben wir, daß Filtsch in seinem Buch „Goethes religiöse Entwicklung" richtiger urteilt als Steiner. Die Vorwürfe gegen die heutige Naturwissenschaft überlassen wir ihren Vertretern zum erörtern. Im übrigen bemerken wir mit Vergnügen, daß Steiners Buch eine hervorragende Erscheinung auf dem Gebiete der Goethelitteratur ist, die alle Beachtung verdient. E. M.

Drei Jahre ostasiatischer Politik 1894 bis 1897. Von M. v. Brandt. Stuttgart, Strecker u. Moser.

Der langjährige Vertreter des Deutschen Reichs in Peking, der bewährte Kenner der Verhältnisse Ostasiens, bedarf bei unsern Lesern keiner besonderen Einführung. Es ist gutenteils seinem Verdienst zuzuschreiben, daß das deutsche Volk dem Eingreifen der Reichspolitik in die zukünftige Gestaltung des fernen Ostens von Anfang an Vertrauen und Verständnis entgegengebracht hat. Die vorliegende Schrift ist durch den Untertitel „Beiträge zur Geschichte des chinesisch-japanischen Krieges und seiner Folgen" genügend gekennzeichnet, und in der That sind ja die jüngsten Erfolge der Reichspolitik auch nur ein Teil der Verschiebungen, die der japanisch-chinesische Krieg hervorgebracht hat. Wir ersehen aus Brandts Schilderungen mit voller Klarheit die expansiven Bestrebungen der japanischen Politik, die notwendigerweise schließlich die Interessen der europäischen Mächte berühren mußten. Deren Würdigung sind die beiden Kapitel gewidmet: „Japan und Rußland in Korea" und „Spolia opima". Die hier niedergelegten Ausführungen und Folgerungen sind außerordentlich beachtenswert für die weitesten Kreise. —ß.

Philosophie, Metaphysik und Einzelforschung. Von Hedwig Bender. Leipzig, Hermann Haacke, 1897.

In besonnener Weise untersucht die Verfasserin, worin Inhalt und Aufgabe der Philosophie besteht, inwiefern Metaphysik eine Wissenschaft genannt werden kann und wie sie sich zur Naturwissenschaft verhält. Vortrefflich ist der Nachweis gelungen, daß alle Forschung über das thatsächlich in der Wahrnehmung Gegebene hinausgehen und gerade hierdurch zu positiven Ergebnissen gelangen muß. Uebrigens scheint uns die Verfasserin die Bedeutung der philosophischen Anschauungen Helmholtz' und die Beziehung der Philosophie zur Naturwissenschaft im allgemeinen zu überschätzen. M. D.

Italienische Landschaftsbilder. Von Emil Roland (Emmy Lewald). Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerei (A. Schwartz).

Die kleinen Skizzen des vorliegenden Bändchens, welche alle schon einmal in Zeitschriften gedruckt waren, enthalten eine Beschreibung von Land und Leuten oder der eignen Erlebnisse im eigentlichen Sinne nicht. Beides tritt hier wesentlich zurück: es dient nur als körperlicher Träger für Beleuchtungen, Farben und Stimmungen, und diese letzteren werden mit breitem saftigem Pinsel und einer gewissen Behaglichkeit ausgemalt. Es ist nicht zu leugnen, daß jedes Kapitel ein fleißig und geschickt gearbeitetes kleines Kunstwerk ist, und dennoch kann diese Art zu arbeiten nicht empfohlen werden. Nur an der deutlichen, klaren Erkenntnis des Gegenständlichen findet Phantasie und Gedächtnis einen sicheren Halt; wir sehen alles, was uns die Verfasserin zeigt, nur durch einen Nebel oder durch einen Schleier, und die Erinnerung daran erlischt in kurzer Zeit, es sei denn, daß der Leser alles in derselben Jahreszeit, zu derselben Tagesstunde, bei demselben Wetter gesehen habe. Man wolle nur die Dinge so geben, wie sie sind; ist die Stimmung überhaupt wert, festgehalten zu werden, so kommt sie schon von selbst hinein: und selbst das kleinste thatsächliche Erlebnis findet seine Leser, wenn es nur geschickt beschrieben wird. K. F.

Studien zur Theorie des Reims. Erster Teil. Von Dr. A. Ehrenfeld. — Abhandlungen, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. I. Zürich, E. Speidel, 1897. Preis 2 Mark 50 Pf.

Diese Bächtold gewidmete Schrift zeugt von feinem Verständnis des Verfassers für seinen Gegenstand. Ehrenfeld hat sich damit aufs beste in der Litteratur eingeführt. Er behandelt die Reimtheorie seit Herder; dabei hatte er insbesondere die Weiterbildung Herderscher Ideen im Auge, von Herder bis auf die neueste Zeit. Er kommt zu dem Schluß, daß wir Neuere im besten Falle roh sein müssen, nichts Schlechteres zu stande ge-

bracht zu haben als die Vorgänger. Dieser erste Teil bildet den Unterbau einer Reimtheorie, die wohl den II. Teil ausmachen wird. E. M.

1848. Briefe von und an Georg Herwegh. Herausgegeben von Marcel Herwegh. 2. Auflage. München, Albert Langen. Preis 3 Mark.

Die gesammelten Briefe von und an Georg Herwegh geben ein eminentes Kulturbild von allgemeinstem Interesse aus dem großen roten Jahr, in dem der Dichter so vieler freiheitsdurchglühter Lieder eine Rolle gespielt hat, die durch diese bisher unveröffentlichten Dokumente in eine ganz neue Beleuchtung gerückt wird. Ueber die innersten und letzten Beweggründe der Stellungnahme Herweghs zu den großen Ereignissen der Zeit, über seine Ansichten und Urteile und nicht zum mindesten über seinen oft so rätselhaften Entwicklungsgang erfahren wir eine Fülle bemerkenswerter neuer Thatsachen. Die zweite Auflage dieses Buches, das in der Memoirenlitteratur der letzten Jahre einen hervorragenden Platz einnimmt, ist eine Jubiläumsausgabe zu den Gedenktagen der deutschen Revolution und erscheint bei deren fünfzigjähriger Wiederkehr gerade jetzt im günstigsten Moment.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Baltz, Johanna, Königin Luise. Festspiel. Mühlhausen i. Thür., G. Danner. M. 1.—

Birt, Theodor, Das Idyll von Capri. Aus der Bildermappe des Beatus Rhenanus. Marburg i. H., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.

Daxer, Dr. Georg, Ueber die Anlage und den Inhalt der transscendentalen Aesthetik in Kants Kritik der reinen Vernunft. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 2.40.

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. III. Jahrgang. Nr. 7 und 8. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Drews, Arthur, Der Ideengehalt von Richard Wagners „Ring des Nibelungen" in seinen Beziehungen zur modernen Philosophie. Leipzig, Hermann Haacke. M. 2.40.

Ernst, Paul, Lumpenbagasch. — Im chambre séparée. Zwei Schauspiele. Berlin, Paris, Joh. Sassenbach. M. 1.50.

Fleischer, F. R., Mein Kampf ums Recht. Apell an die Gebildeten aller Parteien. Zürich, Caesar Schmidt.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. 19. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Fromm, Dr. Emil, Das Kantbildnis der Gräfin Karoline Charlotte Amalie v. Keyserling. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 1.—

Glahn-Hannover, L., Die Untrüglichkeit unserer Sinne. Zwei Teile in einem Bande. I. Teil: Was ist Wahrheit? II. Teil: Optische und Maler-Studien. Leipzig, Hermann Haacke. M. 4.—

Hamsun, Knut, Hunger. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria v. Borch. Zweite Auflage. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 3.50.

Hamsun, Knut, Redakteur Lynge. Roman. Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von Maria v. Borch. Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 3.50.

Heinemann, Ernst, Die Bilanz des Christentums. Berlin, Hermann Walther. M. 1.50.

Holbachs soziales System oder natürliche Prinzipien der Moral und der Politik mit einer Untersuchung über den Einfluss der Regierung auf die Sitten. Nach dem Original übersetzt von Johann Umminger. Leipzig, Commissions-Verlag von Theod. Thomas. M. 5.—

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. III. Jahrgang. 1898. Nr. 12 bis 15. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kobell, L. v., König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Teil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 2. 3. 4. München, Jos. Albert. à 50 Pf.

Länderkunde, Bibliothek der. Herausgegeben von Alfred Kirchhoff und Rudolf Fitzner. Band 1. Antarktis, von Dr. Karl Fricker. Berlin, Schall & Grund. M. 5.—

Mackay, John Henry, Max Stirner. Sein Leben und sein Werk. Berlin, Schuster & Löffler.

Mackay, John Henry, Max Stirners kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: „Der Einzige und sein Eigentum." Aus den Jahren 1842—1847. Berlin, Schuster & Löffler.

Maupassant, Guy de, Schwarz — Braun — Blond. Aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. XV.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Grosse Aus-

gabe. Teil II. (Deutsch-Englisch.) Lfg. 5. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung. M. 1.50.

Nagl, Dr. J. W., und **Jakob Zeidler,** Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Lfg. 9. Wien, Carl Fromme. M. 1.—

Nansen, Fridtjof, In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893—1896. Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup, 211 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten. Neue revidierte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 20.—

Offermann, Alfred Freih. v., Die Entscheidung der Krone im österr.-ungar. Quotenstreite. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 70 Pf.

Pfaff, Dr. Karl. Heidelberg und Umgebung. Mit 79 Illustrationen, 4 Plänen und 2 Karten. Heidelberg, J. Hörning. Gebunden M. 3.50.

Planck, Professor Karl, Fußlümmelei. Ueber Stauchballspiel und englische Krankheit. Stuttgart, W. Kohlhammer. 50 Pf.

Poschinger, H. v., Bismarck-Portefeuille. Band II. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Gebunden M. 4.—

Prévost, Marcel, Nimba. Novelle. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin Reventlow. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. XIV.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Richter, Bernhard, Kurrent-? Kursiv-? Rund-? oder neues Normal-Alphabet!!! Versuchte Lösung einer Zeit- und Streitfrage. Leipzig, Alfred Hahn. 60 Pf.

Saaghy, Albert, v. Saagh, Rationelle Erweiterung und Vervollkommnung des Schachspieles. Basel, Thannerstr. 8, Albert Saaghy.

Saar, Ferdinand v., Novellen aus Oesterreich. Zweiter Band: Lieutenant Burda. — Seligmann Hirsch. — Die Troglodytin. — Ginevra. — Geschichte eines Wienerkindes. — Schloß Kostenitz. Heidelberg, Georg Weiß. M. 5.20.

Schenck, Luise, Moderne Romfahrt. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Schultze, Dr. Siegmar, Die Zeitseele in der modernen Litteratur und Kunst. Zwei Kapitel: Die Weib- und die Natur-Auffassung. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co. M. 1.20.

Simon, Otto, Friedrich Haase. Eine dramaturgische Studie. Mit einem bisher noch nicht veröffentlichten Jugendbildnisse Haases. Berlin, Alexander Duncker. M. 2.—

Wagner, Richard, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Dritte Auflage. Sechster Band. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Weigand, Professor Dr., Die nationalen Bestrebungen der Balkanvölker. (Hochschulvorträge für jedermann.) Leipzig, Dr. Seele & Co.

Wolzogen, Ernst v., Vom Peperl und andern Raritäten. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. XIII.) Paris, Leipzig, München, Albert Langen. M. 1.—

Zeitschrift, Deutsche, für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von Gerhard Seeliger. Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Vierteljahrsheft 4. Monatsblätter Nr. 9 bis 12. Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, J. C. B. Mohr.

═ Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue“ sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten. ═

Redaktionelles.



„Von zarter Hand“ betitelt sich der neue große Roman von Johannes Richard zur Megede, der gegenwärtig in „Ueber Land und Meer“ zur Veröffentlichung gelangt und in ungewöhnlichem Grade das Interesse der deutschen Leserkreise fesselt. Daneben finden wir noch die Novellette „Wie ich zu meiner Frau kam“ von Fr. Erdmann. — Von Emile Zola spricht jetzt alle Welt, und naturgemäß wendet sich auch in Deutschland seinen Werken in verstärktem Maße das allgemeine Interesse zu, besonders den Romanen: „Der Zusammenbruch“ (der Krieg von 1870/71 — 3 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 8.—), „Das Geld“ (2 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—), „Doktor Pascal“ (2 Bände, geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—), „Lourdes“ (3 Bände, geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—), „Rom“ (3 Bände, geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—), die sämtlich in Buchausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Zolas neuester Roman „Paris“, unzweifelhaft die gewaltigste seiner bisherigen Schöpfungen, gelangt gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ zur Veröffentlichung. In dem neuesten Heft derselben Zeitschrift finden wir noch „Arnak“, Novelle von Alvilde Prydz (aus dem Norwegischen), „Wasser und Feuer“ von Barbu Delavrancea (aus dem Rumänischen), während die „Deutsche Romanbibliothek“ den hochinteressanten Roman „Verlorene Liebesmüh'“ von A. von Klinckowström und ein slavonisches Sittenbild „Otmica“ von Viktor v. Reisner bringt. — Das erste Heft der drei genannten Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

—➤ Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig. ➤—

Interessante Reise-Lektüre!

Zwei neue Serien

Wohlfeile Romane für die Reise und Daheim

in geschmackvollen, schmiegsamen Einbänden mit reicher Pressung.

Siebenunddreißigste Serie.

Ottomar Beta, Die Rache ist mein. Roman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 25 Pf.

Adolf Brennecke, Unter den Taunusbuchen. Roman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 75 Pf.

Dora Duncker, Unheilbar. Roman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 75 Pf.

Alexander Römer, Tante Jettes Pflegesöhne. Roman. 2 Teile in 1 Band gebunden. Preis 2 M. 25 Pf.

Gregor Samarow, Hangen und Bangen. Roman. 2 Teile in 1 Band gebunden. Preis 2 M. 25 Pf.

R. Waldmüller (Ed. Duboc), Felicitas. Novelle. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 25 Pf.

Ernst Wichert, Die Taube auf dem Dache. Roman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 25 Pf.

Achtunddreißigste Serie.

Robert Byr, Der Eisenwurm. Roman. 2 Teile in 1 Band gebunden. Preis 2 M. 25 Pf.

A. von der Elbe, Die Welt des Scheins. Roman. 2 Teile in 1 Band gebunden. Preis 2 M. 25 Pf.

Marie Gerbrandt, In engen Schranken. Roman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 25 Pf.

Ferdinand Kürnberger, Novellen. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 25 Pf.

Anton Freiherr von Perfall, Romanzero. Exotische Novellen. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 75 Pf.

F. Poths-Wegner, Die eiserne Maske. Zeitroman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 75 Pf.

Ed. Schmidt-Weißenfels, Der gute Genius. Roman. 1 Band gebunden. Preis 1 M. 25 Pf.

Diese Romane ꝛc. hervorragender Autoren in elegant gebundenen Bänden zeichnen sich ganz besonders aus durch ihre gediegene Ausstattung, ihren schönen, vortrefflich lesbaren Druck auf prächtigem weißem Papier und ihre außerordentliche Billigkeit. Sie eignen sich ganz vorzüglich als **Reise-Lektüre,** wie auch zur Anschaffung für **Volks-, Vereins-, Haus-** und **Familien-Bibliotheken.**

Werke von Sophie Junghans.

Geschieden.

Roman von

Sophie Junghans.

2 Bände. Preis geheftet M. 8. —; fein gebunden M. 10. —

Die Verfasserin stellt uns in dem Werke eine Reihe meisterlich entworfener Zeit- und Sittenbilder vor Augen und läßt diese als den Hintergrund der Handlung erscheinen, die sich bald in einem Landstädtchen, bald in dem anstoßenden Industriebezirk, bald auf dem Boden der deutschen Reichshauptstadt und bald unter dem sonnigen Himmel Italiens abspielt.

Zu rechter Zeit.

Roman von

Sophie Junghans.

3 Bände. Preis geheftet M. 12. —; fein gebunden M. 15. —

Bietet die Mannigfaltigkeit der Schauplätze, an denen der Roman spielt, die ansehnliche Zahl scharf gezeichneter Charaktere und Persönlichkeiten, die darin auftreten, einen seltenen Reichtum der verschiedenartigsten interessanten Situationen, so giebt andrerseits die dem Leser immer sympathischer werdende Gestalt des prächtigen Helden dem farbenreichen Bilde einen festen Kern, eine künstlerische Einheitlichkeit.

Werke von Hermann Heiberg.

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Aus seiner Heimat Schleswig schöpfte der Dichter den Stoff zu diesem Romane, den wir das beste Erzeugnis seiner vielseitigen Feder nennen möchten.

Zwischen engen Gassen.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geh. M. 5. —; fein geb. M. 6. —

Die Handlung des Romans spielt auf dem Boden einer deutschen Kleinstadt, aus deren „engen Gassen“ heraus sich dem Leser ein Blick auf das ganze Treiben und Streben unsrer Zeit in plastischer Anschaulichkeit enthüllt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-

Dreiundzwanzigster Jahrgang Juni 1898 Preis viertelj. 6 Mark

Title page

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer



Inhalts-Verzeichnis



Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1898

Preis des Jahrgangs 24 Mark.

Cosas d'España.

Von

M. v. Brandt.

Die Würfel sind gefallen, und während die einst mächtigste Monarchie der Alten Welt ihre Kräfte sammelt, um die letzten Ueberreste der Erbschaft zu verteidigen, in deren Grenzen die Sonne nicht unterging, schickt sich der auf der breitesten demokratischen Grundlage beruhende Staatenbund der Neuen Welt an, ihr dieselben zu entreißen.

Die Gegensätze, die in der Regierungsform der beiden in Frage kommenden Mächte wie in dem Charakter ihrer Staatsmänner und Bevölkerung liegen, sind, wenn sie auch unzweifelhaft zum Ausbruch des Konflikts zwischen den beiden Ländern und zur Verschärfung desselben beigetragen haben und beitragen werden, allein nicht genügend, die Vorgänge zu erklären, die zu dem bedauerlichen Ergebnis geführt haben; die Gründe für den so plötzlichen Ausbruch des Krieges müssen vielmehr in andern, tieferliegenden Ursachen gefunden werden.

Der Politik der Vereinigten Staaten ist vor kurzem in einer der verbreitetsten Zeitschriften Amerikas, Harpers Wochenschrift, in der Person unsers Landsmannes Karl Schurz ein ebenso beredter wie unzweifelhaft ehrlicher und überzeugter Verteidiger erstanden. Nach ihm würde der Krieg seitens der Vereinigten Staaten ein Akt der Aufopferung sein, unternommen mit der Gewißheit großer Opfer an Geld und Blut und ohne den Wunsch und die Aussicht auf irgend welchen Gewinn. Wohl gäbe es in Amerika eine Menge lärmender Jingoes, gewissenloser Spekulanten und selbstsüchtiger Politiker und Zeitungen, die von dem Kriege mit Spanien eine Förderung ihrer persönlichen Interessen erwarteten, sowie eine Anzahl von Kolonialschwärmern, die nach der Besitznahme irgend einer Insel in irgend einem Teile der Welt verlangten, aber die Mehrzahl des Volkes stände solchen Erwägungen fern und sei von den edelsten und selbstlosesten Absichten beseelt. Daß diese letztere Behauptung auf einen erheblichen und sicherlich nicht den schlechtesten Teil der Bevölkerung der Vereinigten Staaten paßt, ist unzweifelhaft richtig, aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß dieser Teil der Bevölkerung sich in den allerseltensten Fällen zu einem thätigen Eingreifen in die Politik aufrafft, und daß, selbst wenn er dies thut, er nur zu oft, ohne

es zu wollen und zu wissen, doch nach der Pfeife der Macher tanzt, die die Fäden halten, an denen sich in den Vereinigten Staaten die Puppen auf der Bühne des öffentlichen Lebens bewegen. Das ist auch diesmal der Fall gewesen. Niemand, der die Verhältnisse kennt, wird es einfallen, die spanische Mißwirtschaft in den Kolonien beschönigen oder entschuldigen zu wollen; sie ist das abschreckendste Beispiel rücksichtslosester, selbstsüchtigster Ausnutzung zu persönlichen Zwecken, die die an solchen Zuständen leider nicht arme Geschichte europäischer Kolonisation in überseeischen Ländern bietet, und keine noch so hochtrabende kastilianische Phrase kann darüber hinwegtäuschen, daß die spanischen Staatsmänner und das spanische Volk den Kolonien gegenüber ihre Pflicht in der unverantwortlichsten Weise vernachlässigt haben. Aber auf der andern Seite darf nicht vergessen werden, daß die Aufstände in Cuba nie möglich gewesen wären, wenn sie nicht in den Vereinigten Staaten organisiert und von denselben aus unterstützt und genährt worden wären, eine Ansicht, die auch in der spanischen an General Woodford gerichteten Note vom 25. Oktober 1897, obgleich in sehr diplomatischer Sprache, ihren Ausdruck gefunden hat, indem die spanische Regierung darauf hinweist, daß die beste Unterstützung, die die Vereinigten Staaten Spanien bei der von beiden Seiten gewünschten Wiederherstellung der Ruhe auf der Insel leisten könnten, darin bestehen würde, daß dieselben die Ausrüstung und Absendung der Flibustierexpeditionen, die öffentliche Thätigkeit der revolutionären cubanischen Junta in New York und alle die zahlreichen Verletzungen der Neutralität verhinderten, die bis jetzt das größte Hindernis für die Pacifizierung Cubas gewesen wären.

Ganz ähnlich verhält es sich mit den Vorwürfen und Anschuldigungen, die von amerikanischer Seite gegen das Vorgehen des Generals Weyler auf Cuba erhoben werden. Unzweifelhaft war es eine sehr ernste Maßregel, wenn dieser in dem durch die Einfälle der Insurgenten bedrohten Gebiet die ländliche Bevölkerung zwang, ihre Wohnsitze zu verlassen und sich in die Städte zurückzuziehen, und diese Maßregel wurde weder für die von ihr Betroffenen selbst noch für die Zuschauer dadurch milder und sympathischer, daß die Behörden mit charakteristischer Gleichgültigkeit es unterließen, die erforderlichen Maßregeln für den Unterhalt der Reconcentrados, der in den Städten zusammengepferchten Landbevölkerung, zu treffen. Aber auch hier darf nicht übersehen werden, daß die Insurgenten in ebenso rücksichtsloser Weise vorgegangen waren. Sie hatten damit begonnen, die Haciendas zu zerstören, um die Regierung der von ihnen zu entrichtenden Abgaben zu berauben und die Bevölkerung zu zwingen, sich ihnen anzuschließen; die von General Weyler angeordnete Maßregel verfolgte den Zweck, zu verhindern, daß diese von den Insurgenten ausgeplünderten Bauern, denen nur die Wahl zwischen Hunger oder Raub blieb, jenen zuliefen.

Charakteristisch für die Art und Weise der amerikanisch-spanischen Verhandlungen, die dem Ausbruch des Krieges vorangingen, ist, daß, während General Woodford, der amerikanische Gesandte in Madrid, unter dem 20. Dezember 1897 erklärte, daß der Präsident der Vereinigten Staaten in der von

dem neuen liberalen Ministerium ins Leben gerufenen Autonomie Cubas eine befriedigende Lösung der Frage erblicke und nicht verkenne, daß die Durchführung der in Aussicht genommenen Maßregel viel Sorgfalt und Zeit erfordern werde, derselbe Vertreter am 23. März 1898 aussprach, daß die Regierung der Vereinigten Staaten binnen weniger Tage einen zufriedenstellenden Vorschlag erwarte, der Cuba sofort den Frieden zu geben habe. Dies kam einer offenen Kriegserklärung gleich, denn schon Ende März bestand kein Zweifel darüber, daß die Forderungen der Vereinigten Staaten die augenblickliche Einstellung aller Feindseligkeiten und die Anerkennung der vollständigen Unabhängigkeit Cubas einschlössen.

Wenn man sich fragt, was diesen Umschwung in den Ansichten des Kabinetts von Washington hervorgebracht, das bis dahin dem Drängen der Kriegspartei in der anerkennenswertesten Weise widerstanden hatte, so ist die Antwort darauf der Brief des spanischen Gesandten, Mr. Dupuy de Lôme, der in die Hände der Insurgenten gefallen und von denselben veröffentlicht und der amerikanischen Regierung zugestellt worden war, und die Katastrophe der „Maine". Die Veröffentlichung des Briefes, in dem die Erteilung der Autonomie als eine Spiegelfechterei, nur dazu bestimmt, den Amerikanern Sand in die Augen zu streuen und Zeit zu gewinnen, bezeichnet und der Präsident für eine politische non-valeur erklärt wurde, machte es dem letzteren schwer, auf der bisher beobachteten friedlichen Politik zu beharren, die im wesentlichen auf der Ueberzeugung von der ehrlichen Absicht des spanischen Ministeriums, durch die Bewilligung und die Ausführung der Autonomie den Frieden auf Cuba herzustellen, beruhte — die Zerstörung der „Maine" machte es ihm unmöglich.

Ueber die Ursachen der Explosion, die den Untergang dieses Schiffes hervorgerufen, gehen die Ansichten weit auseinander, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn die zum Zweck der Untersuchung des Vorfalls eingesetzte Kommission amerikanischer Marine-Offiziere sich für die Annahme einer äußeren Ursache ausgesprochen hat, dies durchaus in gutem Glauben geschah. Inwieweit andre Einflüsse und Insinuationen, besonders die des amerikanischen Generalkonsuls in Havanna, Lee, dessen Machenschaften es in sehr erheblicher Weise zuzuschreiben ist, wenn die Erteilung der Autonomie auf die Insurgenten nicht den erwünschten und gehofften Einfluß ausübte, dabei auf die Mitglieder der Kommission eingewirkt haben mögen, muß dahingestellt bleiben; jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Katastrophe das hervorbrachte, was bisher allen Versuchen der cubanischen Insurgenten und ihrer Freunde nicht gelungen war, eine tiefgehende Erregung aller Klassen der amerikanischen Bevölkerung, vor deren Entrüstung und Rachegeschrei jedes fernere Zögern der Regierung unmöglich wurde.

Die Vorgänge, die in Washington dem an Spanien gerichteten Ultimatum vorhergingen, sind bekannt. Der Präsident, wohl von dem nicht unerklärlichen Wunsche beseelt, die Verantwortlichkeit für die folgenschwere, seinen ursprünglichen Absichten anscheinend wenig entsprechende Entscheidung dem Kongreß zu über-

lassen, lief Gefahr, von den Heißspornen des Senats, in dem die Mehrheit sich aus Populisten, Silbermännern, die darauf rechnen, aus Veranlassung des Krieges die Silber- respektive Papierwährung eingeführt zu sehen, und frondierenden Republikanern zusammensetzte, überrannt zu werden, und er hat es nur der vorzüglichen Leitung des andern Hauses zu verdanken gehabt, daß ihm die sofortige Anerkennung der revolutionären Regierung erspart blieb. Auch später hat der Kongreß viel eher eine drängende als zurückhaltende Rolle gespielt, eine recht lehrreiche Erscheinung, wenn man bedenkt, welcher Wert gerade auf den Hemmschuh gelegt wird, den nach landläufigen Ansichten die Volksvertretung etwaigen kriegerischen Gelüsten der Exekutive gegenüber zu spielen berufen sein soll.

Ueberhaupt wird, wer lernen will, aus den Vorgängen der letzten Monate und Wochen reiche Erfahrungen sammeln können; er wird vor allen Dingen — und das wird auch für unsre heimatlichen Verhältnisse von Wert sein — sich haben überzeugen können, daß die schönsten Milizheere und die besten improvisierten Flotten nie das zu ersetzen im stande sind, was eine wohl vorbereitete Friedensorganisation leistet, und daß das größte Maß sogenannter konstitutioneller Institutionen nie die Fürsorge für die Wehrhaftigkeit und den Schutz des eignen Landes ersetzen kann. Das Beispiel, das Spanien und die Vereinigten Staaten in dieser Beziehung bieten, sollte auch bei uns nicht unbeachtet bleiben.

Wie gewöhnlich wird auch in dem vorliegenden Falle das Fell des Bären verteilt, ehe das Tier zur Strecke gebracht worden, während gerade bei dem Problem, das die Vereinigten Staaten zu lösen unternommen haben, die Folgen des Sieges viel größeres Kopfzerbrechen bereiten dürften als der Sieg selbst. Cuba und die Philippinen für sich zu behalten, würde dem Programm widersprechen, mit dem die Vereinigten Staaten in die Aktion eingetreten sind, und wenn das auch eben kein neues Vorkommnis wäre, so würde doch die Annexion Cubas unendliche innere Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereiten, während eine Besitzergreifung der Philippinen einen Wechsel in der äußeren Politik der Vereinigten Staaten bedeuten würde, der nicht weniger schwerwiegend in seinen Folgen sein müßte. Unter der Aegide der Vereinigten Staaten unabhängige Regierungen auf Cuba und den Philippinen einzurichten, scheint wenig empfehlenswert, wie auch Herr Karl Schurz in dem bereits erwähnten Artikel zugesteht, daß in betreff der Errichtung und Erhaltung stabiler demokratischer Regierungen in tropischen Ländern die geschichtliche Erfahrung keine ermutigenden Beispiele aufweise. So würde nur übrig bleiben, die früheren spanischen Kolonien sich selbst zu überlassen, was weder für die eigne Bevölkerung derselben noch für alle diejenigen, welche mit ihnen zu thun haben, eine Besserung gegen die bisherigen Zustände zu bedeuten haben würde. Freilich steht der britische Löwe schon schwanzwedelnd da, bereit, ein Stück der Erbschaft einer absterbenden Nation — so sagt doch Lord Salisbury — anzutreten, aber Bruder Jonathan dürfte kaum damit einverstanden sein, für John Bull gearbeitet zu haben.

So bietet die weitere Entwicklung der spanischen Geschichte manche dunkle Punkte, die sich vielleicht eines Tages in recht eigentümliche Ueberraschungen

umsetzen könnten. Für den Augenblick sieht Europa dem Kampfe neutral, wenn auch mit recht verschiedenartigen Gefühlen zu; am wenigsten Interesse, aus dieser Neutralität herauszutreten, hat Deutschland, und es gehört die ganze Unwissenheit der Leute, die sich gewöhnlich mit solchen Fragen beschäftigen, dazu, um aus der Thatsache, daß von deutscher Seite keine Neutralitätserklärung erlassen worden, Schlüsse zu ziehen, die durch die einfache Thatsache widerlegt werden, daß die Gewohnheit, derartige Proklamationen zu veröffentlichen, bei uns überhaupt nicht besteht. Die Neutralität, die Deutschland beobachtet, verhindert aber nicht, daß dem jungen Könige und seiner braven Mutter, der Königin-Regentin, bei dem schweren Schicksal, das sie unverschuldet trifft, wahre und warme Sympathien entgegengebracht werden, die auch ihre Gegner ihnen nicht versagen werden.

Mitte Mai 1898.



Kirmes.

Ein Stück Leben

von

Lisa Weise (E. Liß-Blanc).

Er saß auf dem Rand ihres Bettes und streichelte ihr die Hand ...

Still vor sich hin lächelnd, genoß sie sein Liebkosen — wie wurde alles so anders, wenn er da war! Kein Druck auf ihrem Herzen mehr, kein quälender Gedanke, die niedrige, weißgetünchte, bescheidene Schlafstube nicht mehr eng und einsam. Sogar die Mittagssonne — nur zu einem Fenster konnte sie herein, denn vor dem andern stand ja der goldgelbe Kastanienbaum wie ein Lichtschirm — die war viel heller und wärmer als alle Tage vorher.

„Wenn du bei mir bist, Schatzi, ist mir so wohl! Da fürchte ich mich auch nicht vorm Sterben ...“ Sie zog seine breite, kräftige Rechte zu sich heran und drückte mit seitlichem Kuß inbrünstig ihre schmalgewordene Wange darauf.

Gerührt sah er auf sie nieder — schwaches, hilfloses Geschöpf! Wenn sie nur nicht so gut wäre. Viel zu gut. Zu ihm, zu den Dienstleuten, zu den Tieren. Besser für die Existenz, für ihre ländliche Gastwirtschaft: sie faßte Leben und Menschen derb an. Weichmütig und mit Glacéhandschuhen kommt eine Geschäftsfrau nicht weit ... Die muß starke, gesunde Arbeitsfäuste haben mit zehn harten, fleißigen Fingern und ein kerniges Mundwerk, dem vorm Schimpfen nicht graute.

Wenn ihm nur diese Küchendragoner und dreisten, energischen Kellnerinnen, mit denen er im Beruf verkehrte, nicht so zuwider gewesen wären! Er hatte sich

Neue Folge ungedruckter Briefe Beethovens.

Mitgeteilt und erläutert von

Alfr. Chr. Kalischer.

IV.

12. An Gubernialrat Varena in Graz.

„Wien am 23. July 815.

Sie werden, mein lieber Varena, nun längstens in 14 Tagen erhalten (das Piano).

Es war mir nicht möglich, ihnen's eher zu verschaffen; ohnehin bin ich in allen Sachen zum Ausrichten, Bestellungen 2c. ein äußerst ungeschickter Mensch.

Es kostet 400 fl. mit Emballage, ein Anderer müßte 600 fl. bezahlen. Schuster [?] wird die 400 fl. gleich hier bezahlen, wollen sie noch 50 fl. darauf legen für Verschönerungen, so schreiben sie mir sogleich.

Das Instrument ist von Schanz, wovon ich auch eins habe.

In Eil
ihr Beethoven.

Ich empfehle mich Ihrer Familie." —

Mit Graz verbanden Beethoven mannigfache Kunstinteressen. Dort lebten ihm eifrige Verehrer seiner Tonmuse, außer diesem Prokurator Varena (oder Varenna) besonders die glänzende Pianistin Marie Pachler-Koschak, Professor Schneller und andre mehr. Zum Besten der dortigen Armen wurden von Varena allerlei Wohlthätigkeitskonzerte veranstaltet, die Beethoven durch zeitweises Ueberlassen seiner neuesten Manuskripte in selbstlosester Weise unterstützte. So heißt es in einem andern Varena-Briefe: „Empfehlen Sie mich den ehrwürdigen Erzieherinnen der Kinder und sagen Sie ihnen, daß ich Freudenthränen über den guten Erfolg meines schwachen guten Willens geweint, und daß, wo meine geringen Fähigkeiten hinreichen, ihnen dienen zu können, Sie immer den wärmsten Teilnehmer an ihnen in mir finden werden." — Die Korrespondenz an Varena beginnt mit dem Jahre 1812; sie scheint in dem Jahre, in dem der eben mitgeteilte Brief geschrieben ist, also 1815, ihr Ende gefunden zu haben. Interessant ist es, sich bei Gelegenheit der hierin enthaltenen Klaviergeschichte Beethovens Gepflogenheiten bei solchen Klavierbesorgungen zu vergegenwärtigen. Schanz galt damals als einer der vorzüglichsten Wiener Klavierfabrikanten; sonst hielt es Beethoven mit der Streicher-Steinschen und mit den Grafschen Instrumenten. — So schreibt also darüber Beethoven einmal an seinen Duzbruder v. Gleichenstein: „Da mir die Frau v. M[alfatti] gestern sagte, daß sie heute doch ein anderes Piano bei Schanz aussuchen wollte, so wünschte ich daß sie mir hierin völlige Freiheit ließ, eins auszusuchen, über

500 fl. soll's nicht kosten, soll aber weit mehr werth sein; Du weißt, daß mir diese Herren immer eine gewisse Summe anbieten, wovon ich nie Gebrauch mache, dieses macht aber wohl, daß ich einmal ein theures Instrument sehr wohlfeil bezahlen kann, und gerne würde ich hier die erste Ausnahme von meinem festgesetzten Betragen in diesem Stücke machen, sobald Du mir nur zu wissen machen wirst, ob man meinen Vorschlag annehme." — Die zweite bekannte Ausnahme dürfte denn aus obigem Briefe an Varena hervorgehen.

13. An Steiner-Haslinger.

„Ich will also Dienstag vorläufig bestimmen, denn die 2 feyertage wird es ihnen unangenehm sein; auf jeden Fall werde ich ihnen Antwort sagen. Was das fleischessen betrifft, das verstehe ich nicht — bitte um Erklärung.

Dero

Contra F."

14. An dieselben.

„Das Paternostergäßl hat den Empfang zu bestätigen, u. ebenfalls anzuzeigen, wann die Correctur Blätter bei mir eintreffen werden, widrigenfalls sich selber alles Elend, welches siecher ein geschmolzenes Siegellack auf die Uebelthäter herabträufeln wird — — B.

An die Herren Steiner und Comp. paternoster Gäßel."

Die O. Jahnsche Handschrift der Briefe Beethovens an Steiner und Haslinger enthält nach der Abschrift von Aloys Fuchs sechsunddreißig Nummern, von denen fast alle ihren Platz in den bekannten Briefsammlungen gefunden haben. Mit den Inhabern dieser in Beethovens Leben wichtigen Musikalienhandlung (Steiner und Comp.) durfte sich der Meister die derbsten Späße und Witze gestatten. Diese Briefe erstrecken sich auf die Zeit von 1815 bis 1817, in welche also auch obige zwei kleine Briefe gehören. Einzelne andre Briefe an Steiner wie namentlich an den immer bedeutender werdenden Haslinger fallen in spätere, sogar in die allerletzten Lebensjahre Beethovens. Steiner ist der Generallieutenant, abgekürzt G-Ll-t, — Haslinger, sein Adjunkt und Compagnon, wird Adjutant genannt, während sich Beethoven selbst meistens „G—s" = Generalissimus unterschreibt. In dem ersten der beiden hier mitgeteilten Steinerbriefchen (Nr. 13) unterzeichnet sich der Meister als „Contra F", was wohl „Contrafagott" bedeuten soll, also die tiefe, dröhnende Grundgewalt des Ganzen. —

15. An Baumeister.

„P. P. Wollen Sie wohl die Gefälligkeit haben und die Sonate aus F für Klavier und Horn obligat nur für heute der Baronin Ertmann die sie spielen will, leihen; ich werde sie ihnen morgen früh gleich zurückschicken. Sr. Kais. Hoheit werden sich wohl — hoffe ich, wohl befinden und es nicht ungern sehen,

der Baronin E. diese Gefälligkeit zu erweisen. Ich war sehr unpäßlich wieder, seit ich Sr. Kais. Hoheit aufwartete, werde aber morgen mich einstellen.

Ihr ergebenster
Ludwig van Beethoven."

Von den sieben kleinen Briefen Beethovens an Baumeister, den Privatsekretär des Erzherzogs Rudolph, welche die O. Jahnsche Handschrift aufweist, ist nur der vorstehende nicht gedruckt. Die Baronin Ertmann, welche sich hiernach mit Beethovens Hornsonate (op. 17) produzieren wollte, war eine der hervorragendsten Beethoven-Spielerinnen, — des Meisters Dorothea-Cäcilia, welcher die erste der fünf letzten Klaviersonaten (op. 101) in A-dur gewidmet ist. —

16. An Charles Neate.

„Mon cher ami, je vous prie de ne parler pas de ces œuvres que je vous donnerai pour vous et pour l'Angleterre, les raisons pour cela [?] je vous dirai sincèrement au bouche.

Votre vrai ami
Beethoven.

J'espère de vous voir bientôt, quant à moi, je viendrai le plus possible chez vous. Pour Monsieur de Neate."

Beethoven liebte es von Zeit zu Zeit, sich französisch zu präsentieren, wie in Billets an Charles Neate, einen jungen Londoner Tonkünstler, der zu Ende des Jahres 1815 und zu Anfang des Jahres 1816 in Wien war und durch persönliche Berührung mit dem Tonmeister neue Nahrung für seinen Beethoven-Enthusiasmus fand. — Beethoven hat ihm also allerlei mündlich zu sagen oder, wie er sich ausdrückt „au bouche". Im Jahnschen Nachlasse sind drei Briefe an Neate abschriftlich enthalten, von denen dieses Billet und der folgende ausführliche Brief ungedruckt sind.

17. „Wien am 19. April 1817.

Mein lieber Neate.

Seit 15. Oktober befiel mich eine große Krankheit, an deren folgen ich noch leide und nicht geheilt bin. Sie wissen daß ich nur von meinen Compositionen leben muß, seit meiner Krankheit habe ich nur äußerst wenig componiren können, also auch nur äußerst wenig verdienen können, um so mehr würde es mir sehr willkommen gewesen sein, wenn Sie etwas für mich gethan hätten — unterdessen vermuthe ich, daß das Resultat von allem — nichts ist.

Sie haben sogar noch anklagend gegen mich an Hering geschrieben, welches meine Redlichkeit gegen Sie keineswegs verdient — unterdessen muß ich mich hierüber rechtfertigen: nämlich: die Oper Fidelio war vor mehreren Jahren schon geschrieben, allein das Buch und der Text sehr mangelhaft, das Buch mußte ganz umgearbeitet werden, dadurch mußten mehrere Musikstücke vermehrt,

andere verkürzt, wieder andere ganz neu dazu componirt werden. So z. B. ist die Ouvertüre ganz neu, wie verschiedene andre Stücke, allein es ist möglich, daß in London vielleicht die Oper sich findet, wie sie zum erstenmal war, so ist sie denn auch gestohlen worden, wie das beim Theater kaum möglich ist zu vermeiden. — Was die Symphonie in A betrifft, da Sie mir gar keine Antwort geschrieben hierüber, welche befriedigend war, so mußte ich sie wohl herausgeben, ebenso gern hätte ich 3 Jahre warten wollen, wenn Sie mir geschrieben hätten, daß sie die philharmonische Gesellschaft genommen hätte — allein überall Nichts — Nichts. Nun was die Klaviersonate[n] mit Violonschell betrifft, ich gebe [gab] ihnen hiezu einen Monath Zeit, habe ich alsdann hierüber keine Antwort von Ihnen, so gebe ich sie in Deutschland heraus; da ich ebenso hierüber wenig von Ihnen gehört, als von den anderen Werken, so habe ich selbe einem deutschen Verleger gegeben, der mich darum dringend gebeten, jedoch habe ich mir schriftlich ausbedungen (Hering hat diese Schrift gelesen), daß er die Sonaten nicht eher herausgiebt, bis Sie selbe in London verkauft haben, ich dachte, Sie sollten diese 2 Sonaten wenigstens für 70 oder 80 Dukaten in Gold anbringen können, der englische Verleger kann den Tag bestimmen, wenn sie in London erscheinen sollen, am selben Tage erscheinen sie alsdann auch in Deutschland, auf die Art hat Birschall auch das große Trio und die Klaviersonate mit Violine von mir gekauft und erhalten. Ich bitte Sie also um die letzte Gefälligkeit mir so geschwinde als möglich der Sonaten wegen eine Antwort zu geben. Die Frau v. Jenny [?] schwört darauf, was Sie alles für mich gethan haben, ich auch, das heißt, ich schwöre darauf, daß Sie nichts für mich gethan haben, nichts thun für mich und wieder nichts für mich thun werden, summa summarum Nichts! Nichts! Nichts!!!

Ich versichere Sie der vollkommensten Hochachtung und hoffe wenigstens als letzte Gefälligkeit eine baldige Antwort. —

ihr ergebenster
Diener
und Freund
L. v. Beethoven."

Dieser wichtige Brief ist wohl geeignet, über die Beziehungen zwischen Beethoven und Ch. Neate weitere Aufklärungen zu geben. Der Meister mußte hier seinem sonst „lieben englischen Landsmanne" und Freunde einmal energisch die Leviten lesen. Andrerseits sind auf Beethovens Seite mancherlei Uebertreibungen, beziehungsweise Ungenauigkeiten zu konstatieren. Zunächst die Bemerkung, daß Beethoven nur von seinen Kompositionen leben müsse. Das mußte zu Mißdeutungen führen. Hierbei ist etwas von der reservatio mentalis zu verspüren. Beethoven meinte sich persönlich damit, seine eigensten Lebensbedürfnisse, während sein festes Gehalt — durch die drei bekannten Mäcene — zumeist für die Erziehung und Unterhaltung seines Neffen, dessen Vormund er

Und doch war sie so glücklich geworden. Unbeschreiblich!... Eine Welt voll abgöttischer Liebe im Blick lächelt sie dem Schläfer zu; ihre Stärke, ihr Schutz, ihre Vorsehung — wie geborgen sie sich bei ihm fühlt! —

Das Zeitungspapier hebt und senkt sich knisternd, wenn er atmet. Eine Brummfliege will mit dem Kopf durch die Wand und prallt ruckweis mit dem dicken Leib gegen die kalkige Stubendecke. Dabei summt sie immerzu. Stille... Frieden... Sonne. Und das Weib denkt ungläubig an ihr Glück, das noch größer werden soll.

Wie sich ihr Mann auf sein Kind freut! Wenn's nur lebt — seinetwegen besonders. Sie?... ja, sie freut sich wohl auch, aber die Schmerzen vorher; sie hat bei den zwei ersten zu viel ausgestanden.

Bei der Erinnerung bekommt sie plötzlich viel schwerer Atem. Furcht und Angst pressen ihr die Kehle zu. Und dann überfällt sie eine innere Unruhe, daß sie aufspringen und davonlaufen möchte. Fort... nur fort! Fliehen — sie weiß nicht wovor. Vor dieser unheimlichen Außenruhe, wie Kirchhofsschweigen.

Sie setzt sich im Bett auf und starrt ihren Mann an. Ob sie ihn ruft?... Gottlob, da regt er sich.

„Heinrich!".

„Hm...".

„Die Nachbarin meinte gestern: ein Witwer fände leicht wieder eine Frau, ein Kind aber schwerlich eine Mutter wieder."

„Dummes Zeug!" Knurrend dreht er seinen wuchtigen Körper auf die andre Seite, daß die Sprungfedern unter ihm knarren.

Das Weib wagt nicht, mehr zu sagen. Und sie sehnt sich doch so nach tröstendem Zuspruch! Das kann Heinrich nicht wissen, der ist ein Mann — jetzt ist er wieder fest eingeschlafen. „O"... ein schwerer, banger Seufzer zittert durch die Stube. —

Plötzlich dröhnt ein Krach durchs Haus, daß die Fensterscheiben klirren.

„Zum Donnerwetter!" Der Schläfer schnellt auf, sitzt sprungbereit, beide Hände auf den Bettrand gestützt. „Wer wirft denn so die Hausthür?... solche Lümmelei."

Auch die Frau lauscht erschrocken.

„Jawohl, mein Jungeken, die war zu!" schallt's von der Straße herauf, jedes Wort verständlich. Eine rohe Säuferstimme, gerade unter den Fenstern.

Heinrich springt auf, seine Finger ziehen sich heimlich zur Faust zusammen. Der Zimmermann!... Also er ging. Endlich. Natürlich total betrunken.

„Was sagen Sie, Jungeken, Sie Grünspecht — Sie wollen mir Ruhe gebieten?... Sie — mir?"

Wenn doch der Kellner diesen Kumpan nicht reizen wollte! Gehen lassen... ganz still sein...

Der Mann oben machte hastig zwei Schritt aufs Fenster zu — ach so! Widerstrebend kehrt er um.

19. An?

„Euer Wohlgeboren!

In einigen Tägen erhalten sie eine Schrift von mir worin Mittheilungen über die fr. v. B. — über das Betragen des Magistrats — über die Zeugnisse — über das was ich für meinen Neffen gethan — über sein Vermögen; welche sie dann abschreiben lassen wollen, um sie den Hrn. v. Schmerling und Hrn. v. Winter zu übermachen. Es ist nicht unmerkwürdig zu erfahren wie man gegen einen Menschen, der nur das Gute will, hier verfahren kann, dabei selbst auf die Wohlfahrt eines unschuldigen Geschöpfes nicht Rücksicht nimmt! Ist der Bericht vom M.[agistrat] schon an die Appellation gelangt?

Nun von etwas Anderem. Man sagt mir, daß ich in der Vorstadt, wo ich bin vom 2. febr. Mariä Reinigung oder Lichtmeß an, seine Wohnung Zeit hat aufzukündigen bis den 16ten? Ich bitte sie mir hierüber nur einige Zeilen Auskunft zu geben, wenn ich ohnehin den ganzen Sommer auf dem Lande zubringe und für mich höchstens ein Zimmer zum Absteigen in der Stadt nötig habe, auch künftiges Jahr diese Wohnung ohnehin nicht zu behalten gedenke. Sie wissen ohnehin wie wenig beschwerlich ich ihnen gern bin, sie verzeihen mir daher schon diese Frage? Ich befinde mich öfter nicht wohl, sonst wäre ich schon zu ihnen gekommen.

M. v. Tuscher war bei mir, eine alte freundschaft läßt sich nicht unterdrücken, er hat schwach gehandelt, allein unter einer solchen Behörde kann nur ein Vormund wie ich — der das Geld giebt, den Ausschlag geben! Wenn sie ihn sprechen wollen, er könnte ihnen noch über manches Auskunft geben! jetzt ist er wieder gesund! Sie finden ihn Morgens von 10—12 in seinem Bureau oder **Bourreau**

in Eil ihr
mit Hochachtung verharrender
Beethoven."

Die Abschrift setzt oben, da keine Adresse angegeben ist, die Frageworte „An? Bach?" — Allerdings ist der Brief an Beethovens Rechtsbeistand seit 1816, an Dr. Joh. Baptist Bach, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, gerichtet; die Zeit höchst wahrscheinlich: 1818. — Zunächst handelt es sich hierin wieder um den Vormundschaftsprozeß gegen die Schwägerin v. B. (= Beethoven), seine „Königin der Nacht". Die andern Namen hierin: v. Schmerling, v. Winter, v. Tuscher, gehören alle ebenfalls Personen an, die mit dem Prozesse zu thun hatten, — Magistratsbeamte. Der hervorragendste Mann dieser Gruppe ist Magistratsrat v. Tuscher, mit dem, wie aus dem Briefe hervorleuchtet, Beethoven wohl befreundet war. In einem noch vorhandenen Briefchen an denselben tituliert ihn Beethoven: „Lieber Tuscher"; darin heißt es auch: „Vergessen Sie nicht auf Schmerling." Alles bewegt sich um den Vormundschaftsprozeß. Im Jahre 1816 komponierte Beethoven einen „Abschiedsgesang für zwei Tenor- und Baßstimmen, für Herrn v. Tuscher", nämlich

treten auf ihre Stirn, wie vor Fieberhitze. Die Dienstleute ... das ganze Dorf ... sie kann sich vor niemand mehr blicken lassen.

„Anna, beruhige dich!“ Und wieder kommt er zurück.

Abwehrend hebt sie die Hände: „Feigling!“

Er lacht bitter auf — natürlich, sie muß ihn dafür halten. Sie weiß ja nicht, welche unbändige Kraft er aufwenden muß, um nicht hinunterzustürzen und den schwächlichen Schuft mit zwei Faustschlägen niederzustrecken!

„Bettelprinzessin!“ schreit der Betrunkene nochmal. „Du wirst schon arbeiten lernen, wenn sie dich mit Schimpf und Schande vom Hof jagen. Lange dauert's nicht mehr ...“

„Heinrich, wenn du mich liebst“ — mit flehend gerungenen Händen — „mach ihn still, verteidige mich!“ Wehklagend — „ich kann's nicht mehr anhören — —“

„Du bleibst stehen? gehst nicht? — Läßt zu, daß man mich beschimpft, daß das ganze Dorf über mich spottet?“

Er steht abgewandt, kann ihr nicht in das verstörte, unglückliche Gesicht sehen. Er kann nicht — ein trockenes Schluchzen hebt seine breite Brust. Aber morgen! Umbringen will er diesen Halunken, der dem armen Weib brutal aufdeckte, was ihr der eigne Mann besorgt verheimlichte.

„Heinrich!“ gellt sie auf. „Du ... du liebst mich nicht mehr.“ Wie von einem Todesstoß getroffen, fällt sie zurück. Vor dem furchtbaren Ansturm der durchlebten Aufregung schwinden ihr die Sinne.

Verzweifelt wirft er sich über sie. „Doch, doch,“ jammert er auf, „ich liebe dich, mehr als je. Glaube mir. Ich will dir alles beichten. Anna ... glaub mir's doch.“

Aber sein Weib glaubt ihm nicht mehr. Halb bewußtlos bewegt sie verneinend den Kopf, bis ihr die Besinnung völlig schwindet. —

*

Der Zimmermann taumelt auf der Landstraße heimwärts. Ab und zu schlägt seine keifige Stimme nochmal auf in der klaren, milden Luft, wie heiseres Hundekläffen.

Da war wieder mal ein Stück Familienskandal auf der Dorfstraße zum Austrag gekommen — das kam oft vor —, und die Nachbarweiber fragten einander über die Gartenzäune, was noch draus werden würde. Die Dorfkinder standen unschlüssig noch ein Weilchen beisammen, ehe sie langsam auseinanderliefen. Ein paar Mädel warfen ihre Holzpantoffeln in die Kastanien, wegen der Früchte. Ein Junge mit rotem Schnupftuch ärgerte den Truthahn im Hof. „Gauter, Gauter,“ schrieen die andern. Da stelzte der gereizte Puter kollernd auf sie zu — die Jungen kreischten und rannten davon, daß sie ihre Pantoffeln verloren.

Am längsten blieb der weißgekleidete, baumlange Koch mit seinem Sommer-

konzerten wurden Beethovens Werke besonders gepflegt. Das Datum dieses kleinen Briefes läßt sich dem Jahre nach sicher bestimmen: es ist das Jahr 1820, in welchem sich Dr. W. C. Müller in Wien befand und Beethoven in Mödling besuchte. Der Dichter der „Pentaide" hat auch viele musikästhetische Schriften verfaßt.

22. An Bernhard Romberg.

„Lieber Romberg!

Ich bin diese Nacht wieder von den bei mir in dieser Jahreszeit gewöhnlichen Ohrenschmerzen befallen worden, Deine Töne selbst würden für mich heute nur Schmerz sein, diesen nur schreibe es zu, wenn Du mich nicht selbst siehst. — Vieleicht ist['s] in ein paar Tägen besser, wo ich Dir dann noch lebewohl sagen werde — wenn Du mich übrigens nicht zum Besuch bei Dir gesehen hast, so bedaure die Entlegenheit meiner Wohnung, meine ..... gesetzten Beschäftigungen, um so mehr, da ich ein ganzes Jahr hindurch krank war, wodurch ich in so manchen begonnenen Werken aufgehalten wurde — und am Ende braucht es der nichtssagenden Complimente zwischen uns ohnedem nicht — ich wünsche Dir zu dem vollen Tribut des Beifalls Deiner hohen Kunst auch die metallische Anerkennung, was jetzt selten der Fall ist; — wenn ich nur ein wenig kann, so sehe ich Dich samt Deiner Gattin und Kindern, welche ich hier von Herzen grüße, gewiß noch.

Leb wohl
großer Künstler
wie immmer
der Deinige
Beethoven."

Am 12. Febr.
1822.

Mit der Bonner Musikerfamilie Romberg war Beethoven bereits in Bonn innig befreundet; das trauliche „Du" hat sich bis in späteste Zeiten natürlich gut erhalten. Dieser Brief, überhaupt der erste, der an einen Romberg zum Vorschein kommt, ist offenbar an den großen Violoncellisten Bernhard Romberg gerichtet, nicht an dessen Vetter, den Komponisten der „Schillerschen Glocke", Dr. Andreas Romberg, der bereits 1821 gestorben war. Bernhard Romberg (geboren 1767), der nach wechselvollem Lebensgeschick in den zwanziger Jahren wieder in Hamburg als Privatmann lebte, machte im Jahre 1822 wieder eine Kunstreise, die ihn auch nach Wien und wieder mit seinem Jugendfreunde Beethoven zusammenführte. Die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung" vom 27. Februar 1822 läßt sich von ihrem Wiener Korrespondenten unter anderm über Rombergs Wiener Konzerte schreiben: „Bernhard Romberg, der Heros aller Violoncellisten, der König aller Virtuosen, feierte in diesem Monate einen dreimaligen Triumph; jedesmal war der Saal überfüllt, jedesmal lohnte den Künstler enthusiastischer Jubelbeifall" und so weiter. Bernhard Romberg starb lange nach Beethoven, im Jahre 1841, zu Hamburg.

Auch dieser Beethovenbrief ist nicht von Jahn selbst kopiert, ebensowenig der folgende:

23. An den Musikalienhändler M. Schlesinger.

„Wien 1. Mrz. 1822.

Euer Wohlgebohren!

Sie werden nun wohl die Schott. Lieder längst haben, welche hier bey Diabelli abgegeben worden. — was den letzten Satz der 3ten Sonate anbelangt, so folgt hierbei der Schein: Ich hoffe, Sie werden Selbe schon haben, ich bitte noch einmal selben sogleich zu bezeichnen u. die zuerst erhaltene Abschrift sogleich zu vernichten. Was die 2. Sonate in As [undeutlich] betrifft, so habe ich die Zueignung an jemanden bestimmt, welche ich ihnen beim nächsten zusenden werde — die 3te steht ihnen frei, jemanden, wem sie wollen, zu widmen. — Es geht mir Gottlob wieder besser mit meiner Gesundheit; wegen der Messe bitte ich Sie nun bald alles alles [?] in Richtigkeit zu bringen, da auch andere Verleger sie gewünscht haben, insbesondere von hier aus deswegen manche Schritte mir sind gemacht worden, jedoch habe ich schon längst bestimmt, daß selb. hier nicht erscheinen solle, indem dieses Mal mir sehr wichtig ist. Für den Augenblick bitte ich sie mir nur anzuzeigen, ob sie meinen letzten Antrag in Hinsicht der Messe mit den beygefügten 2 Liedern genehmigen, was hernach die Abführung des Honorars betrifft, so mag es damit auch [? vielmehr: nicht] länger als 4 Wochen dauern, ich muß hierauf dringen, da hauptsächlich zwei andere Verleger, welche die Messe ebenfalls wünschen in ihren Catalog, auf eine bestimmte Antwort mich beständig schon geraume Zeit auf eine bestimmte Antwort des wegen bitten. — Leben sie nun recht wohl und schreiben sie mir ja sogleich, es würde mir sehr leid sein, wenn ich ihnen gerade dieses Werk nicht zu übergeben hätte.

Mit Achtung ergebenst

Beethoven.

An Seine Wohlgeborn

Hr. Ad. M. Schlesinger

berühmten Kunst- u. Musikal. Verleger

in Berlin."

Dieser Brief ist der erste aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von wirklichen Briefen Beethovens an die Berliner Musikalienhandlung Schlesinger, der hiermit zur Veröffentlichung gelangt. Ein Brief-Konzept Beethovens an diese für die Publikation seiner Werke wichtige Verlagsfirma hat G. Nottebohm in seinem Buche „Zweite Beethoveniana" mitgeteilt (Seite 581 ff., 1887, zuvor bereits 1870 in der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung"). Einen vermutlich oder wahrscheinlich an dieselbe Firma gerichteten Brief des Meisters veröffentlichte L. Nohl 1870 in der „Neuen Zeitschrift für Musik", den dann Th. v. Frimmel in seinen „Neuen Beethoveniana" S. 123 wiedergab. Dasselbe gilt von einem Briefe Beethovens an dieselbe Musikhandlung, den eben-

genannter Autor in der Wiener Zeitschrift „An der schönen blauen Donau“ vom 1. März 1888 veröffentlicht hat. — Vorstehender Brief ist an den damaligen Chef der Berliner Firma, an Adolf Martin Schlesinger, gerichtet, dessen Sohn Moritz (Maurice) Beethovens Bekanntschaft bereits 1819 in Wien gemacht hatte. Alles Nähere über diese Beziehungen enthält mein Aufsatz: „L. van Beethoven, die Schlesingersche Musikalienhandlung und A. B. Marx“ in den Sonntagsbeilagen zur „Vossischen Zeitung“ vom Juli 1887, Nr. 28, 29 und 30. Die Briefe Beethovens an diese Firma — deren jetziger Inhaber R. Lienau ist — scheinen völlig verloren gegangen zu sein. Nunmehr liegt wenigstens einer derselben abschriftlich vor. Für die Geschichte der großen Missa solemnis in D (op. 123) ist er ein nicht zu unterschätzender Beitrag. Die hier erwähnten Schottischen Lieder erschienen bei Schlesinger Ende 1821 als: Fünfundzwanzig Schottische Lieder u. s. w. und dem Fürsten Anton v. Radziwil gewidmet (op. 108). Diese Widmung war keine direkt von Beethoven ausgehende, sondern eine nach dem freien Ermessen der Verlagshandlung, aber im Beethovenschen Sinne. Die in Rede stehenden Sonaten sind die drei allerletzten dieser Gattung, in der Beethoven bis heute durchaus unerreicht dasteht: nämlich op. 109 in E-dur, op. 110 in As und op. 111 in C-moll. Die Sonate in E erschien bei Schlesinger bereits 1821 im November mit der rechten Widmung an Fräulein Maximiliane Brentano, die in As-dur (op. 110) erschien bei demselben im August 1822 ohne Dedikation. Die letzte aller Sonaten (op. 111) erschien bei Schlesinger in Berlin und Paris, wieder mit einer vom Verleger ausgehenden Dedikation, diesmal an Beethovens erhabenen Schüler und Freund, den Erzherzog Rudolf. Die zweite Sonate (in As), von welcher in diesem Briefe Beethoven schreibt: „so habe ich die Zueignung an jemanden bestimmt, welche ich ihnen beim nächsten zusenden werde,“ war, wie ein vorhandener Originalzettel des Meisters beweist, für Frau Antonie Brentano in Frankfurt a. M. bestimmt. Des Verlegers Recht, die Widmung der dritten Sonate (C-moll) ad libitum vorzunehmen, bestätigt und bezeugt dieser Brief. — Nun zur Messen-Angelegenheit. Nach dem Verlage der Missa solemnis entstand eine wahre Hetzjagd unter den damals bekannten Verlegern, so daß es erklärlich erscheint, wenn sich Beethoven hierbei manches voreilige Wort entschlüpfen ließ. Charakteristisch ist das Wort in diesem Briefe: „Leben sie nun recht wohl und schreiben sie mir ja sogleich, es würde mir sehr leid sein, wenn ich ihnen gerade dieses Werk nicht zu übergeben hätte.“ (!)

Die Antwort des Berliner Verlegers muß nämlich gar nicht zur Zufriedenheit Beethovens ausgefallen sein. In demselben Jahre (1822) schreibt derselbe an den Verleger Peters in Leipzig unterm 26. Juli erstaunlicherweise: „Schlesinger erhält auf keinen Fall mehr etwas von mir, da er mir ebenfalls einen jüdischen Streich gemacht hat; er gehört ohnehin nicht zu denen, die die Messe erhalten hätten“ (bei L. Nohl, Neue Briefe Beethovens, 1867, Nr. 240). Und späterhin in einem Briefe an Schott in Mainz, der schließlich die Messe erhielt, heißt es unterm „22ten Jenner 1824“: „Schlesinger ist auch nicht zu trauen, da er's nimmt wo immer. [?] Beide, Père et fils, haben mich um die

Da setzt sich jemand auf den Rand ihres Bettes; sie wendet sich nicht um. Der Betreffende beugt sich über sie, nennt sie leise bei Namen. Nein! Sie antwortet nicht, sie thut, als ob sie schliefe. Ruhe ... nur Ruhe. Was nützen Worte? Sie wird nie wieder an ihn glauben.

Und sie ist so tod-, todmüde!

Er aber weiß, daß sie ihn hört. Und so beginnt er, vorgebeugt, nahe an ihrem Ohr, stockend seine Beichte; mit der Freudenbotschaft, daß der Gasthof verkauft ist.

Freude war heilsam, die konnte nicht schaden! Aber das Weib rührt sich nicht — was geht sie der Gasthof an?

Der Mann atmet gepreßt; jetzt kam das Schwerste. Alles, was er ihr seit langem verschwiegen — Existenzsorgen, drohender Bankerott, wie er sich vor dem Zimmermann bis in ihre Schlafstube versteckte, weil er ihn nicht bezahlen konnte — alles kam zum Geständnis. Und was für Pein er ausgestanden, wie brennende Peitschenhiebe! Als er sein Weib von diesem Kerl beschimpfen lassen mußte. Sein Weib! ... Das er so grenzenlos liebte. Er legt seinen Kopf auf ihre Schulter und weint wie ein Kind. —

Du Gott der Liebe, Dank! Dank! Nun glaubt sie wieder an ihren Mann. Was hat der Arme heimlich gelitten und ertragen. Aber nun kam ein neues, glückliches Leben.

Im Nebenzimmer saß die Kindsfrau, die Hornbrille auf der Nase, eine Flasche Bier neben sich und verschlang einen Kolportageroman. Sie war schon bei der sechzehnten Lieferung, aber zweiundsiebzig hatte sie mit. Ohne Lektüre ging sie niemals auf Kundschaft. Und sie las — mochten Glück- oder Wehlaute an ihr Ohr dringen.

Gegen Morgen kam ein Kind zur Welt, wohlgebildet, kräftig, mit braunem Lockenköpfchen. Ein toter Knabe. Aber nur Vater und Mutter wußten, wann er gestorben war, und woran.

In dem nächst gelegenen, leeren Fremdenzimmer wurde flüchtig aufgeräumt. Die Bleche voll goldgelben Kirmeskuchens herausgetragen, das Gastbett frisch bezogen und das tote Kind hineingelegt. Nachmittags kam der kleine Sarg.

Das Wetter war umgeschlagen, feucht, kalt, windig. Die Großmutter ging mit dem Regenschirm über sich in den Garten und schnitt die letzten roten und rosa Rosen von den triefenden Sträuchern und einen großen Strauß bunter, nasser Georginen.

Als sie über den Hof wieder nach dem Haus ging, traf sie einen Schwarm Burschen und Mädchen, die zum Tanze wollten.

„Schenken Sie mir 'ne Rose," bat ein dreistes, weißgekleidetes Ding und hielt begehrlich ihre blaurot gefrorene Magdhand hin. „Da seh' ich noch schöner aus."

Mit heftigem Ruck zog die alte Frau die Blumen an sich, als seien sie entehrt worden. Stumm schritt sie eilig vorbei, die Treppe hinauf. Oben fing sie an zu weinen. Und weinend zog sie ihrem Enkelkindchen ein weißes Kleidchen

abweichenden Gesellschaftstypus dar, und es sei vor allem eine auf derartigen Grundlagen beruhende Gesellschaft vor jedem Kriege nach außen und vor jedem Despotismus im Innern bewahrt. Ich möchte in keiner Weise den Verdacht auf mich laden, daß ich mich geistig mit Kennern wie den genannten vergleichen wolle, aber ich bin stets der Ansicht gewesen, daß hierin auch die hervorragendsten Beobachter sich getäuscht haben. Seit den zehn Jahren, daß ich die Vereinigten Staaten studiere, bin ich lediglich in meiner Ueberzeugung bestärkt worden. Ich erinnere mich, daß ich vor etwa sechs Jahren in einem Vortrag gesagt habe, in nicht allzu ferner Zukunft „werde man in Washington mit der Kanone leicht bei der Hand sein“, und daß ich mit diesem Worte auf den Widerspruch meiner Zuhörer stieß, so gewagt schien damals die Voraussetzung. Augenblicklich scheint sie im Begriffe zu stehen, sich zu verwirklichen.

Ich gestehe gern, daß es sich um einen Konflikt handelt, der sehr verwickelt liegt. Kuba gehört, wenn man seine Lage unparteiisch ins Auge faßt, geschichtlich und rechtlich Spanien an, geographisch und seinem Interesse nach hängt es von den Vereinigten Staaten ab. Man bewundert und billigt den hartnäckigen Widerstand Spaniens, aber man versteht auch und entschuldigt die Einmischung der Vereinigten Staaten. Es ist eine wahre Wohlthat, daß es nur ein Kuba giebt und diese verdrießliche Streitfrage wohl keine zweite Auflage erleben wird, wenn sie einmal geregelt ist. Das ist richtig, aber Geographie und Interesse schreiben der amerikanischen öffentlichen Meinung nicht allein ihre Haltung vor. Man bringt dort ein gehöriges Stück Ehrgeiz mit ins Spiel, und, was schlimmer, dieser Ehrgeiz ist, genau besehen, gar nichts Neues und kann nicht als etwas Nebensächliches und Vorübergehendes betrachtet werden. Es ist das in ausgesprochener Weise ein stets vorhandener geistiger Zustand, den außer acht zu lassen kindisch sein würde. Der nationale Ehrgeiz der Amerikaner datiert nicht erst von gestern; er ist keine Laune, und die einzige noch nicht entschiedene Frage ist die, auf welche Gegenstände dieser Ehrgeiz sich in Zukunft richten wird.

Hierzu ist erforderlich, daß man weiß, von welcher Beschaffenheit er ist, und man infolgedessen feststellt, auf welche Gegenstände er sich bisher erstreckt hat. Die erste Periode der Geschichte der Vereinigten Staaten — eine Geschichte, die wir leider viel zu wenig studieren, obwohl sie höchst lehrreich ist — weiß von Ehrgeiz nichts; man muß sich im Gegenteil über die Bescheidenheit der Ansprüche wundern und über die Hartnäckigkeit, mit welcher sich die Kolonien Vasallen Englands nennen und diese Vasallenbande aufrecht erhalten. Was wollen die Amerikaner in dieser Epoche? Sie wollen leben, weiter nichts. Man kann nicht gemäßigter in seinem Wollen sein. Sie begehren nicht nach Unabhängigkeit; weit entfernt davon, weisen sie den Gedanken an dieselbe von sich ab, wenn man ihnen davon spricht. Gegen ihren Willen kommt es zum Krieg; die Ungerechtigkeiten und die Dummheit des Mutterlandes sind dazu erforderlich, das Land zu einem Entscheidungskampfe und auf den Weg der definitiven Losreißung von ihm zu drängen. Sobald die Regierung organisiert ist, neigt sie sich sofort wieder nach England hin. Washington mit seinem großen, gesunden

Menschenverstande und mit seiner Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit bemüht sich, das Gleichgewicht zwischen den Parteien aufrecht zu erhalten, aber im Grunde seines Herzens ist er ein Anhänger Englands, dessen erklärter Vorkämpfer Hamilton ist. Jefferson dagegen neigt sich mehr nach Frankreich hin, weil er für dessen auf Gleichheit abzielende demokratische Ideen eingenommen ist; aber weder die einen noch die andern glauben ohne Europa fertig werden zu können. Wenn in dem Volke bereits eine Art „Jingotum“ vorhanden ist, wenn die Amerikaner gern mit ihrer eben erst errungenen Unabhängigkeit prahlen, kommt das gerade daher, daß sie seit so langer Zeit nicht auf ein derartiges Glück zu rechnen gewagt hatten. Aber sie besitzen, genau genommen, keinen nationalen Ehrgeiz. Dieser entsteht ganz plötzlich an dem Tage, an dem ihnen Louisiana zufällt und an dem die neuen Staaten anfangen, sich nach Westen hin zu ergießen. Die mutigen Pioniere, die sich nach dieser Richtung hin durch dunkle Wälder und unter steter Bedrohung durch feindliche Indianerstämme vorbewegen, zeichnen der Nation ihre künftige Mission vor. Die Amerikaner gewahren, daß hinter ihnen ein ganzer Kontinent liegt, und sie kommen auf den Gedanken, ihn zu erobern, ihn ganz in Besitz zu nehmen und sich zu seinem alleinigen Herrn aufzuwerfen. Die Verwirklichung dieses Gedankens sollte fast das ganze gegenwärtige Jahrhundert in Anspruch nehmen. Dem Namen nach ist hierzu nicht so viel Zeit erforderlich: es genügt, Florida käuflich von Spanien zu erwerben, erst die Gründung und dann den Anschluß der Republik Texas an die Vereinigten Staaten zu veranlassen und schließlich sich Kaliforniens zu bemächtigen und in dem Vertrage von Guadalupe-Hidalgo dem besiegten Mexiko die Abtretung aller begehrten Territorien aufzuerlegen. Um den Besitz aber zu einem wirklichen zu machen, müssen erst noch die Indianer vertrieben, die Mormonen geschlagen und muß endlich die Sklaverei aufgehoben werden, die das Land in zwei feindliche, der unvermeidlichen und alsbaldigen Trennung zustrebende Völker spaltet. Dieser zweite Teil der Aufgabe kam nur mühsam zu stande. Er war schwieriger als der erste. Der Krieg mit Mexiko war ein Kinderspiel gegen den Sezessionskrieg, und die Expeditionen gegen die Indianer kosteten viel Geld und viel Blut. Heute ist die Einheit eine Thatsache. Die Vereinigten Staaten bilden ein festgeschlossenes Ganzes. Von einem Ende bis zum andern ihres unermeßlichen Territoriums sind mächtige und reiche Städte entstanden, Eisenbahn und Telegraph verbinden sie miteinander. Im Innern, in den schwach bevölkerten Gegenden, kann man immer noch ein ungebundenes und freies Leben führen, das an einstige Tage erinnert, und wenn der Cowboy so sehr an seinem Beruf hängt und reiche junge Leute ihr bequemes Dasein im Stiche lassen, um für eine Zeitlang diesem rauhen Beruf zu folgen, geschieht das gerade darum, weil er an die Heldenzeit erinnert, in welcher der Amerikaner Amerika eroberte. Aber auch das wird vorübergehen. Bebautes Land wird an Stelle des „Ranch“ treten und den Cowboy verdrängen, wie dieser die Indianer verdrängt hat.

Nachdem dem nationalen Ehrgeiz einmal in territorialer Hinsicht Genüge geschehen war, wandte er sich der Erwerbung von Reichtum zu. Jeder, der sich

den amerikanischen Millionär angesehen hat, weiß, daß er mehr noch von der Bedeutung seiner sozialen Rolle durchdrungen ist als von der seiner persönlichen. Wenn er zu Geld und Gut kommt, erfüllt er einen Beruf. Er meint, das Land müsse stolz auf ihn sein, und je reicher er werde, desto mehr werde er dem Lande nutzen und dessen Dank verdienen. So sieht man ihn auch niemals Halt machen, um sich dessen zu erfreuen, was er hat. Er geht immer weiter bis zum Tode und würde es sich eher gefallen lassen, alles zu verlieren, als dem Gewinne zu entsagen. Meistens vergeht er fast vor Mühe unter der beständigen und allzu heftigen Anstrengung. Derartige Leute — mögen sie ernst zu nehmen sein oder nicht — erregen jedenfalls die Aufmerksamkeit der sie umgebenden Menge und dienen dieser zum Muster. Man begeistert sich an ihren Handlungen und ahmt ihr Betragen nach. Daher — und durchaus nicht aus einem merkantilen Instinkt — ist jener Durst nach dem Dollar gekommen, der für die amerikanische Zivilisation so bezeichnend ist und dessen Bedeutung und Tragweite die Europäer nicht verstehen. In dem Dollar sucht der Amerikaner weit weniger das Geld als die Macht, weit weniger die Gewalt als das Vermögen, weit weniger die Befriedigung durch den Reichtum als den Stolz auf den Reichtum. Ich erblicke keinen sehr großen Unterschied zwischen den Instinkten eines Pullmann oder Vanderbilt und denen eines Clay oder Webster. Die einen wie die andern träumen nur von Größe; sie sind voll davon, und nichts ist umfassend genug, um ihnen Befriedigung zu gewähren. Es ist das eine zweite Form des nationalen Ehrgeizes.

Aber auch diese wird nicht von Dauer sein. Der amerikanische Millionär wird verschwinden: man wird in den Vereinigten Staaten noch Vermögen machen können, aber man wird nicht mehr in wenigen Jahren einer dieser kolossal reichen Männer werden können. Eine derartige Möglichkeit ist nicht normal, sie ist beinahe eine soziale Ungeheuerlichkeit; sie ist das Eigentümliche einer in der Bildung begriffenen Gesellschaft, nicht aber das einer bereits abgeschlossenen. Was wird aber alsdann aus dem maßlosen Ehrgeiz werden, an den die Amerikaner sich seit hundert Jahren gewöhnt haben und für den sie die Vorliebe beinahe schon in der Wiege gewinnen? Es würde kindisch sein, wenn man sich einbilden wollte, er würde plötzlich verschwinden, weil es ihm an Gegenständen fehlte, an denen er sich bethätigen könnte. Das kann nicht der Fall sein, und gerade darum ist die Untersuchung von Wichtigkeit, was dieser Ehrgeiz uns für das kommende Jahrhundert vorbehält.

Wird es die auswärtige Eroberung sein? Wenn die Frage in dieser Form gestellt wird, läßt sie sich nicht in bejahendem Sinn beantworten. Was können die Amerikaner wohl, abgesehen von einigen Inseln im Stillen Ozean und einigen Seestationen im übrigen Teile der Welt, erobern? Man merkt nichts davon, daß sie darauf aus sind, sich Griechenlands, Portugals oder gar auch nur Hindostans oder Koreas zu bemächtigen. Selbst wenn sie zum höchsten Grade der Macht gelangten, wären das Unternehmungen, die man in unsrer modernen Welt nicht verwirklichen könnte, und sie würden auch das nicht wieder einbringen, was sie kosten würden. Aber gerade die moderne Welt kennt eine Art von Er-

oberung, die der alten Welt so gut wie unbekannt war: jenes versteckte Protektorat, welchem ein Land anheimfällt, wenn es unter den Einfluß eines andern gerät, das heißt, wenn sein Handel, seine Industrie und seine Produktion von einer stärkeren Macht monopolisiert oder an sich gerissen werden. Das ist das Ergebnis der Interventionspolitik. Nun spricht aber eine ziemlich starke Wahrscheinlichkeit dafür, daß in Zukunft die Vereinigten Staaten in den Weltangelegenheiten intervenieren werden, und das ist für Europa bedeutsam. Sie haben bereits die Elemente einer zwar wenig zahlreichen, aber gut disciplinierten Armee. Der Unterricht, den die Offiziere in West Point erhalten, steht in moralischer und beruflicher Hinsicht auf einer hohen Stufe. Das „Milizsystem" ist gar nicht zu verachten, und die Milizen der einzelnen Staaten sind besser discipliniert und werden besser im Zuge gehalten, als man es in Europa glaubt. Die Kriegsmarine bildet sich rasch; sie hat zudem Traditionen, und Annapolis ist eine Schule, in der wie in West Point das moralische Ideal sehr hoch gehalten wird. Die Fahrzeuge für die Flotte werden mit einer Schnelligkeit hergestellt, von der man auf der Mehrzahl der Werften der Alten Welt nichts kennt. Das ist die militärische Seite der Sache. Was die Regierung anlangt, so ist ihr Vorgehen oft brutal, aber einen Vorwurf kann man ihr in ihrem Verhalten zum Ausland ganz gewiß nicht machen, den der Schwäche. Die öffentliche Meinung schließlich ist den Gewaltstreichen günstig; sie liebt das Gewaltthätige. Die wunderbare Anziehungskraft, die auf die Amerikaner die Gestalt Napoleons I. ausübt, kommt daher; sie möchten ihn ganz gerne als einen von den Ihrigen betrachten. Was er gebaut hat, war allerdings nicht solide, aber es war groß, umfassend, gewaltig.

Wohin ich mich daher auch wende, ich sehe nichts ab, was zu dem Gedanken in Widerspruch stände, daß die Vereinigten Staaten sich im zwanzigsten Jahrhundert nötigenfalls mit bewaffneter Hand in die Angelegenheiten Europas einmischen werden. Man wird dagegen ihr Interesse geltend machen. Ihr Interesse kann ihnen jedoch in einigen Jahren sehr wohl eine thätige statt einer passiven Haltung vorschreiben. Der Schutzzoll ist für sie eine lediglich vorübergehende Notwendigkeit, und die Lage, die dazu veranlaßt, ändert sich jedenfalls sehr rasch. Dann aber, ich wiederhole es, wenn die Vereinigten Staaten genötigt sind, sich von Rücksichten auf ihr Interesse leiten zu lassen, dann giebt es wenig Völker, die so durch Ideen zusammengebracht worden und so ihren Eingebungen gefolgt sind wie dieses. Wenn es nur auf die Stimme des Geldes und des materiellen Vorteils gehört hätte, würde seine Geschichte eine ganz andre sein, als sie es ist. Ich weiß, daß ich mich durch diese Worte in Widerspruch zu allen in Europa in allgemeiner Geltung befindlichen Theorien stelle; aber alle diejenigen, welche die Vergangenheit Amerikas mit der nötigen Aufmerksamkeit ins Auge fassen, werden meiner Ansicht beipflichten; auch die Zukunft wird meiner festen Ueberzeugung nach ihre Richtigkeit bestätigen.

Aber, ohne die Zukunft abzuwarten, finden wir den Beweis für das, was ich behaupte, in den beiden großen Bewegungen, die in den Vereinigten Staaten

in der Entwicklung begriffen sind und die, wenn nichts ihre Entwicklung unterbricht, für Europa das beste Schutzmittel gegen ehrgeizige, sich über das Weltmeer erstreckende Gelüste bilden werden: ich meine die sich auf die Universitäten beziehende und die religiöse Bewegung. Die Begründung des sein Augenmerk auf die Universitäten richtenden Amerika ist eine der interessantesten und unerwartetesten Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit. Seit dreißig Jahren sind die Universitäten der Vereinigten Staaten zu den reichsten und blühendsten der Welt geworden. Etwas Aehnliches hat die Geschichte nicht aufzuweisen. Man hat Völker aus hochherzigem Antriebe große Anstrengungen zur Hebung ihres Unterrichts machen sehen: Preußen hat zum Beispiel vom Beginne bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts die Zahl seiner Schulen vermehrt und die größte Sorgfalt auf die Verbesserung seines Unterrichtswesens verwandt. Aber drüben handelt es sich in den meisten Fällen um freie Anstalten, die nicht vom Staate abhängen, und das Geld von Privatleuten, Geschenke und Vermächtnisse, macht ihr Vermögen aus. Diese Geschenke und diese Vermächtnisse vermehren sich immer fort, und man rechnet darauf, daß der Zufluß von Kapitalien noch zwanzig Jahre anhalten wird. Die Begeisterung der Amerikaner für ihre Universitäten ist gegenwärtig eine derartige, daß ganz gewiß von 1898 bis 1915 noch Testamente zur Eröffnung gelangen werden, die zahlreiche Verfügungen zu ihren Gunsten enthalten. Das Charakteristische der Bewegung besteht darin, daß sie sich bis auf diejenigen erstreckt, die dem Universitätsleben fernstehen. Wenn es sich nur um Studenten handelte und solche, die es gewesen sind, würde das eine erlesene, aber wenig zahlreiche Schar ausmachen. Aber die ganze Nation hat ihr Augenmerk auf die Universitäten gerichtet, geht diejenigen um Rat an, die sie leiten, und drängt sich zu den Vorlesungen ... Die „Präsidenten" dieser Universitäten sind die ersten Persönlichkeiten des Landes. Augenblicklich sind zwei von ihnen Botschafter im Auslande, einer in Berlin und ein andrer in Konstantinopel. Bis vor kurzem gehörte ein dritter zu der berühmten Kommission von Venezuela, die damit beauftragt war, die Frage zu studieren, die zu der Einmischung Englands geführt hatte. Nicht minder hört man auf die Professoren und folgt ihren Ratschlägen, die Presse streitet sich um ihre Mitarbeiterschaft, und einzelne von ihnen befinden sich in einer ganz hervorragend beneidenswerten Lage.

Die Universitäten besitzen demnach einen sehr mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung, und dieser Einfluß, der in aufsteigender Linie begriffen ist, wird noch lange vorhalten. Seine Natur ist noch etwas unbestimmt, doch scheint seit einiger Zeit in dem Universitätsunterricht sich eine gewisse Strömung bemerkbar zu machen, eine Strömung, die ich eine europäische nennen möchte. Ich will damit sagen, daß es eine Strömung ist, die den universellen Charakter der Wissenschaft berücksichtigt, die die Sphären der Anschauungen erweitert, die sich nicht isoliert und mit einem Worte die geistigen Dinge dem Geltungsbereiche der vielberufenen Monroe-Doktrin entzieht. Das ist hochwichtig. Die Amerikaner haben diese Monroe-Doktrin zu einem so wesentlichen Dogma ihres nationalen Lebens gemacht, daß sie versucht waren, dieses Dogma auch auf die schönen

und die exakten Wissenschaften auszudehnen. Sie hätten gerne ihre eignen Methoden, ihre eignen Bücher und ihre eignen Gelehrten gehabt und das alles dem Einflusse des Auslandes entziehen mögen. Die Wissenschaft, in diesem Sinne aufgefaßt, ist ein Unheil. Sie vergiftet den Geist eines Volks und verurteilt es dazu, ein abgeschlossenes Dasein zu fristen; sie führt, was schlimmer, schließlich zu fixen, engherzigen und unduldsamen Ideen und erzeugt unerträgliche Leidenschaften und einen despotischen Ehrgeiz. Sie berauscht die Nation derart, daß sie bis zum äußersten Grade egoistisch wird, und läßt sie vergessen, daß auch andre Nationen ein Recht auf Leben und Gedeihen haben. Sie vor allem giebt dem Gedanken an verbrecherische Kriege und ungerechte Eroberungen Raum. Wenn dagegen die Wissenschaft, das wahrend, was sie von berechtigten nationalen Zügen an sich hat, sich in liberaler Weise den internationalen Einflüssen zugänglich erweist, wenn die Gelehrten des einen Landes sich bei denen des andern Rats erholen, wenn sie ihren Entdeckungen Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihre Ideen berücksichtigen, dann geht aus diesem würdigen und löblichen gegenseitigen Verkehr ein wirklich zum Frieden führender Einfluß hervor. Der Eklekticismus macht, mit einem Worte, zum Frieden geneigt, wie der Partikularismus zum Krieg führt. Nun scheinen sich aber die amerikanischen Universitäten, nachdem sie einst in beängstigender Weise dem Partikularismus zuzusteuern drohten, gegenwärtig dem Eklekticismus zuzuneigen. Ich behaupte, daß das ein wahres Glück ist, die Bürgschaft für einen versöhnlicheren Charakter in den zukünftigen Beziehungen zwischen den beiden Welten. Wie viele Konflikte ließen sich nicht vermeiden, wenn nur die Völker sich besser kennten!

Eine zweite Bewegung, die ihrerseits weniger vorgeschritten und weniger scharf ausgeprägt ist, macht sich in den Vereinigten Staaten geltend; sie ist religiös. Sie erklärt sich leicht. Die Begründung der Vereinigten Staaten ist in ihrem Ursprunge von der gleichen Art, und zu aller Zeit haben in der Neuen Welt die religiösen Fragen die Oberhand behauptet. Die Ausbreitung des Methodismus, die „Revivals“ und die Begründung unzähliger Sekten der sonderbarsten Art sind sprechende Beweise hierfür. Dieses Land, in dem Staat und Religion nebeneinander bestehen, ohne sich zu kennen, bietet sogar die eigentümliche Erscheinung dar, daß in ihm keine öffentliche oder private Feier vorübergehen kann, die nicht von einer religiösen Zeremonie begleitet wäre. Im Jahre 1893 wurde endlich die erstaunte Welt zu der seltsamsten Versammlung eingeladen, die je stattgefunden hat: zum Religionsparlament von Chicago. So unvollständig seine Zusammensetzung war, und so mittelmäßig seine Resultate gewesen sind, so bezeichnet es doch einen unvergeßlichen Tag in der Kirchengeschichte der Menschheit. Noch viele andre, weniger scharf hervortretende Erscheinungen zeigen dem Beobachter, wie intensiv das religiöse Leben in den Vereinigten Staaten ist und wie sehr man in allen Kirchen der Einheit zustrebt. In dieser Schwärmerei für die Einheit, in diesem Verlangen nach einer nationalen Kirche liegt unverkennbar ein Stück Monroetum. Aber mit der Gefahr hat es hier nicht viel auf sich. Zunächst ist die Religion der Amerikaner aufgeklärt,

und die Zahl und die Verschiedenheit der Kirchen ist groß. Das Einvernehmen kann nur durch den festen Entschluß zu gegenseitiger Duldung herbeigeführt werden. Es giebt keine Kirche, die ausgeschlossen bleiben möchte. Sogar die Katholiken oder wenigstens doch viele von ihnen, und darunter die berühmtesten ihrer Bischöfe, Kardinal Gibbons und Monseigneur Ireland, haben an dem Kongreß von Chicago teilgenommen und sind Freunde eines brüderlichen Zusammenwirkens mit Protestanten, Episkopalen, Presbyterianern, Baptisten und Methodisten. Ein interessanter Zug ist, daß es an vielen Universitäten von Studierenden begründete und von solchen unterhaltene Kapellen giebt, in welchen Sonntags der Gottesdienst jedesmal von dem Priester einer andern Kirche abgehalten wird, ebenso wie in vielen Staaten das Parlament mit einem Gebete eröffnet wird, das einmal von einem katholischen und das andre Mal von einem protestantischen Priester gesprochen wird. Das Gebiet der Verständigung ist sehr einfach und sehr umfassend: das der christlichen Liebe. Ich kenne kein Land, wo die Wohlthätigkeitsanstalten vernünftiger eingerichtet sind und besser verwaltet werden als in den Vereinigten Staaten. Das Gefühl der christlichen Liebe oder richtiger das der sozialen Brüderlichkeit entwickelt sich von Tag zu Tag mehr, und man muß gestehen, nichts ist mehr geeignet, die dem Geiste unsrer Zeit so wenig entsprechenden dogmatischen Streitigkeiten in den Hintergrund zu drängen und einen in Kleinlichkeiten sich verlierenden, engherzigen Glauben durch einen weiten und allumfassenden zu ersetzen. Wenn es so viel leibliches und geistiges Elend zu lindern giebt, so verlieren die dogmatischen Unterschiede und mehr noch die gottesdienstlichen Zeremonien merklich an Bedeutung, und es vollzieht sich eine natürliche Rückkehr zu dem Geiste christlicher Liebe, die übrigens der ursprüngliche Geist des Christentums und die unerläßliche Grundlage desselben ist. So aufgefaßt führt auch die Religion zu einer dem Frieden sich zuneigenden Gemütsstimmung. Diejenigen, welche in früheren Zeiten die schrecklichen Religionskriege veranlaßten, durch die beide Welten mit Blut bedeckt wurden, faßten sie nicht in einer derartigen Weise auf. Diese Zeiten sind vorüber, und die Rückkehr der evangelischen Bruderliebe muß von allen denen willkommen geheißen werden, denen der Frieden am Herzen liegt.

Von dieser Art sind die Bewegungen, von denen ich sprechen wollte, und um meinen Gedanken verständlicher zu machen und ihn klarer hervortreten zu lassen, möchte ich zum Schlusse noch einmal zusammenfassen, was ich über die Vereinigten Staaten gesagt habe, über ein Land, in dem ich mich viel umherbewegt, das ich sorgfältig studiert habe und das ich außerordentlich liebe, so daß mich nichts so sehr betrüben würde, als wenn ich es in Zukunft im Hader mit unserm Europa erblicken müßte, in einem jener ungerechten Kämpfe, von denen die Vergangenheit so sehr erfüllt gewesen ist und die wir mit etwas Klugheit und Zurückhaltung in Zukunft vermeiden können.

Ich habe also die Aufmerksamkeit des Lesers auf den drohenden Konflikt gelenkt, dessen Mittelpunkt und Vorwand Kuba ist. In diesem Konflikte gewahrt man auf seiten der Vereinigten Staaten die Spuren des unruhigen und exal-

tierten Ehrgeizes, der uns in ihrer Geschichte so häufig begegnet. Was die Sachlage erschwert, ist der Umstand, daß dieser Ehrgeiz bisher in Amerika Gelegenheit zu seiner Bethätigung gefunden hat. Das weite Landgebiet, das die Vereinigten Staaten bildet, nahm zu seiner Eroberung viel Zeit in Anspruch; sobald es aber einmal erobert war, bot sich auf ihm fort und fort Gelegenheit zur Erwerbung unermeßlicher, unglaublicher Vermögen dar, so daß die Ansammlung von Reichtümern gewissermaßen zu einem Sicherheitsventil für den nationalen Ehrgeiz wurde. Aber die Umstände wechseln, die Bevölkerung nimmt zu, der Boden wird knapper, und die Gesellschaft beendet ihre Organisation. Auf was wird sich im kommenden Jahrhundert das Begehren der Amerikaner richten? Zu erwarten, daß ihr Ehrgeiz sich plötzlich legen werde, würde kindisch sein; es liegt in ihrer Natur und ihren Ueberlieferungen, daß sie ehrgeizig sind, und sie werden es bleiben. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß sie sich in die Angelegenheiten der Welt und folglich auch Europas einmischen werden. Im äußersten Osten zum Beispiel und in Ozeanien werden sie mit allen europäischen Nationen zusammenstoßen, die dort wichtige Interessen haben. Sie werden sogar zu fürchtende Flotten bekommen, eine in jedem Ozean; ihre Armee hat eine gute Grundorganisation und kann sich gleichfalls gefürchtet machen. Der kriegerische Geist ist ihrer Regierung nicht so fremd, wie man wohl glaubt, so daß es nichts Erstaunliches sein würde, wenn die amerikanische Demokratie sich ziemlich kriegslustig erweisen würde. Was ist dagegen zu thun?

Zwei Bewegungen sind in den Vereinigten Staaten in der Entwicklung begriffen, und die Welt hat großes Interesse daran, daß die Entwicklung ihren Fortgang nimmt. Die eine dieser Bewegungen ist die Universitätsbewegung, die andre die religiöse. Die amerikanischen Universitäten haben bereits einen außerordentlich hohen Blütegrad erreicht. Diese Blüte wird sich noch steigern und zu einem sehr gewichtigen Einfluß führen, den die Präsidenten und Professoren der Universitäten auf die öffentliche Meinung ausüben. Sie vermögen viel für den Frieden und für den Krieg, je nachdem die Belehrung, die sie verbreiten, engherzig und exklusiv oder weitsichtig, befruchtend und dem europäischen Einflusse den erforderlichen Raum gestattend ist. Es ist die Pflicht Europas, sich mehr als je um den geistigen Fortschritt Amerikas zu kümmern und denselben nach Kräften zu fördern. Seinen Interessen ist nichts ersprießlicher als das Bestreben, für die Zukunft den Frieden zwischen der Alten und der Neuen Welt zu sichern. Was die religiöse Bewegung anlangt, so ist ihr Ziel die Einheit auf Grundlage der Brüderlichkeit und christlichen Liebe mit Zurückdrängung der fruchtlosen Streitigkeiten über das Dogma und die gottesdienstlichen Formen; sie bietet gleichfalls eine Bürgschaft für den Frieden und die Sympathie von Volk zu Volk dar.

Eine letzte Erwägung drängt sich mir zum Schlusse wie von selbst unter die Feder. Um im zwanzigsten Jahrhundert das Gleichgewicht zwischen den beiden Welten aufrecht zu erhalten, ist es unumgänglich nötig, daß Europa dazu gelangt, ein normales Leben zu führen. Sein gegenwärtiges Dasein ist das

nicht. Die Nachwelt wird strenge gegenüber einem Stande der Dinge sein, der so unvernünftig und so verderblich ist wie der in unsern Tagen vorhandene. Es ist die Pflicht aller aufgeklärten Europäer, soviel sie können, auf eine Verbesserung der internationalen Beziehungen in dem von uns bewohnten Teile der Welt hinzuwirken. Das deutsche Volk vermag in dieser Hinsicht viel, und die Sache ist seiner würdig. Mehr als je sind die Probleme, welche die ganze Welt interessieren, solche, die sich auf das Gleichgewicht beziehen; es handelt sich nicht mehr um das Gleichgewicht eines einzelnen Teiles der Welt, sondern um das der gesamten Welt, aber statt auf dieses hinzuwirken, zersplittern die Europäer ihre Kräfte. Sollte es in Zukunft dazu kommen, sollten die Amerikaner in ihrer geistigen und moralischen Entwicklung keine Befriedigung für ihren Thätigkeitsdrang finden und danach streben, eine ungerechtfertigte Herrschaft über die Welt auszuüben, so würde nichts sie mehr in Respekt halten als ein einiges, friedfertiges und sich entschlossen den Werken und Künsten der Zivilisation zuwendendes Europa.



Michael Bernays in seiner Bibliothek.

Von

Eduard Reuß.

Im Frühjahr 1890 verlegte ein „Professor der Litteraturgeschichte" seinen Wohnsitz von München, wo er siebzehn Jahre lang an der Universität bedeutungsvoll gewirkt hatte, nach Karlsruhe, der Stadt des badischen Hofes und des praktischen Wissens. Der neuangekommene Gelehrte erregte bald Aufsehen. Täglich durchwanderte er ein- oder zweimal die Straßen der Stadt, zumeist nur, um in der Buchhandlung von Bielefeld nach den für ihn eingetroffenen Sendungen zu schauen. Nach kurzer Zeit wurde vielfach von dem merkwürdigen Manne gesprochen, der still für sich einherschritt, selten jemand grüßte, da er sehr kurzsichtig war; aber doch durchdringend ausblickte, gleichsam um etwas zu erschauen, was die andern, die Weitsichtigen, nicht zu sehen vermochten. Es wurde von Michael Bernays erzählt, daß er ein staunenswertes Gedächtnis besitze: „den ganzen Goethe weiß er auswendig"; seine Bibliothek sei wohl eine der größten Privatbibliotheken in Deutschland; auch zeige er im Verkehr mit den Menschen manche Eigentümlichkeiten. Die guten Karlsruher mußten über alles, was sie über Bernays erfuhren, um so mehr erstaunen, als sie keine Universität innerhalb ihrer Mauern besitzen und daher bislang mit den „Eigentümlichkeiten"

von dem Gefühle kindlicher Zuneigung veranlaßt worden, das den Vatikan mit Spanien verbindet, denn ein Konflikt Spaniens ist gleichbedeutend mit einem Konflikt des Katholizismus, ganz genau so, wie die Schlacht von Lepanto nicht nur eine Niederlage für die Türkei, sondern davon abgesehen auch eine für das damals mit ihr gegen die spanische Vorherrschaft verbundene Frankreich war. Für Leo XIII. bedeutet ein Unterliegen Spaniens einen gewaltigen vom Protestantismus gegen den Katholizismus vollführten Schlag. Giaocchimo Pecci wiederholt seit einigen Tagen beständig den vertrauten Persönlichkeiten, die sich in seiner Nähe bewegen, seine Stunde habe geschlagen, und die göttliche Vorsehung werde nicht zugeben, daß er ein seinem Herzen so nahestehendes katholisches Volk untergehen sehen werde. Die Enttäuschung ist für den alten Papst schlimmer als eine Krankheit gewesen. Gegen Ende April und in den ersten Tagen des Mai hat sein Leibarzt, Dr. Lapponi, verschiedene Male die Befürchtung gehegt, am Vorabend eines großen historischen Ereignisses zu stehen.

*

Wenn aber Leo XIII. Spanien vor einem schweren Unglück bewahren wollte, war es ihm lieb, daß er durch die erwähnte von ihm ergriffene Initiative die Welt daran erinnern konnte, daß auch er eine politische Autorität bedeute. Sich zum obersten Verteidiger der Gesittung des westlichen Europa aufzuwerfen, das die Päpste des Mittelalters gegen den von Osten kommenden Einfall der Türken verteidigt hatten und das jetzt von den angelsächsischen Stämmen bedroht wird, ist etwas, was der Eigenliebe Leos XIII. sehr schmeicheln muß.

Dieser Papst, der wirklich über eine überlegene Bildung und einen überlegenen Geist verfügt, will keine Gelegenheit vorübergehen lassen, Europa daran zu erinnern, daß auch er eine politische Autorität bedeutet. So finden beim Beginne jedes neuen Jahres im Vatikan die sogenannten Neujahrsempfänge statt, die ausdrücklich dazu dienen, der kirchlichen Autorität des Papsttums einen Anstrich von politischer Bedeutung zu geben. Der Papst empfängt zunächst bei dem Beginn des neuen Jahrs das Heilige Kollegium in seiner Gesamtheit, dessen Dekan eine Adresse mit Glücks- und Segenswünschen verliest und dann die hauptsächlichsten religiösen Fragen und die politischen Tagesereignisse berührt; darauf antwortet der Heilige Vater sofort, die Wünsche erwidernd, um dann auch seinerseits über die politischen Tagesfragen zu sprechen. Nachdem die Neujahrsempfänge mit dem des Heiligen Kollegiums eingeleitet sind, empfängt der Papst an den folgenden Tagen das Corps der Nobelgarden, den römischen Adel und das bei dem Heiligen Stuhl accreditierte diplomatische Corps.

Allen diesen Empfängen will der Vatikan die höchste Feierlichkeit verleihen, und wenn irgend eine bedeutungsvolle politische oder religiöse Frage an der Tagesordnung ist, auf welche das Wort des Papstes von Einfluß sein kann, wird seine Rede zur Erwiderung der Glückwünsche des Dekans des Heiligen Kollegiums mit einer gewissen Ungeduld erwartet.

hierdurch eine Prüfung seiner persönlichen Empfindung anstellen könne. Je weiter er im Laufe unsrer Unterhaltungen in das Wesen des „letzten Beethoven“ eindrang, je verständlicher ihm dessen besondere Sprache wurde, desto tiefer empfand auch er die breite Kluft zwischen diesen gewaltigsten Aeußerungen des musikalischen Geistes und den bescheidenen Forderungen, mit denen die Vertreter des „Musikalisch-Schönen“ ihre Ansprüche auf die Leistungsfähigkeit der Musik befriedigen lassen wollen. Mit feinstem Verständnis beobachtete er die innere und äußere Verschiedenheit dieser „fünf Revelationen“. Das Adagio der großen B-dur-Sonate, das er nicht oft genug hören konnte, erschien ihm als eine Verwirklichung des Wortes des Paters Seraphicus: „Ewigen Liebens Offenbarung, die zur Seligkeit entfaltet.“ „Es ist, als ob der Genius in diesem Satze seinen eignen Offenbarungen lauscht.“ In ähnlicher Weise fesselten ihn das Thema und die Variationen im Andante der folgenden Sonate in E-dur. Die Anmut dieser wundervollen Tongestaltungen erschien ihm wie eine Vorstellung von dem Klangzauber der elysäischen Gefilde. Er konnte nicht begeistert genug immer von neuem diese Verbindung der strengsten Form mit der reinsten Verklärung und der höchsten Erhebung preisen und war hoch erfreut, daß er diesen „seinen Grundsatz“ für die Erkenntnis von Kunstwerken im allgemeinen nun auch in der für sich stehenden Kunst der Musik geoffenbart sah. In der Einleitung zu der verdienstvollen Hirzelschen Sammlung „Der junge Goethe“ hat Bernays in gründlicher Erörterung dargelegt, daß ein wirklich großer Genius immer ein in sich abgeschlossenes Ganze den Augen der Welt darbietet, mag diese auch, in Befangenheit und Erstaunen, seine verschiedenen einzelnen Aeußerungen nicht in Einklang bringen können. „Indem er sich wechselnd offenbarte,“ sagt Bernays mit Beziehung auf diese Ansicht über Goethe, „blieb er immer der Eine und hinterließ uns das Gesamtbild eines Menschen- und Künstlerlebens, dessen einzelne Züge jetzt eine zu weiterem Umblick und tieferem Einblick gelangte Kritik zu deuten unternimmt... Kritik und Litteraturgeschichte, indem sie das einzelne zur Klarheit zu bringen suchen, streben gemeinsam, die Gestalt des ganzen Goethe aufzustellen und die Gesamtfülle seines Daseins zur Uebersicht auszubreiten ... Alles, was wir bisher über Goethe erfahren und gelernt, mußte die Ueberzeugung von der tief begründeten Einheit seiner Natur bekräftigen; alles, was wir noch in Zukunft zu lernen haben, wird gewiß — so zu prophezeien ist wohl erlaubt — diese Einheit uns immer deutlicher zum Bewußtsein bringen. Je freier und klarer wir das All der mannigfaltigsten Erscheinungen, die sich in seinem Leben durcheinanderschlingen, überblicken, je fester wir dieselben in ihrer Besonderheit ergreifen, um so sicherer gewinnen wir die Erkenntnis jener allumfassenden Einheit.“

Der Mangel an Einsicht in das Gesamtwesen eines Genius hat schon oft zu der verständnislosen Forderung verleitet, daß er in den Bahnen der Erstlingswerke, denen er sein Bekanntwerden zu verdanken gehabt hat, auch für die Zukunft weiterwandeln möge. Hätte Goethe seine „Iphigenie“ in der Form des „Götz“ dichten sollen? Konnte sein „Faust“ die harmonische Ruhe der „Iphigenie“ vertragen? Durften in den wunderbaren Gedichten der „Trilogie der

Leidenschaft“ die stürmischen Töne seiner Jugendlieder wieder angeschlagen werden? Freilich ist es nicht leicht, den Weg von der einen Höhe zur andern zu finden, „zumal gerade die Führer der Menge“, die Herren Gelehrten nämlich, selbst in einseitiger Verblendung und Aengstlichkeit nach der Ueberwindung der ersten Höhe schon Halt zu machen pflegen. Wie die Dichtkunst, so hat auch die musikalische Kunst unter der gleichen Kurzsichtigkeit der „berufenen“ Kunstvermittler zu leiden. Es hat lange gedauert, bis wenigstens einige Einsichtsvolle zu bemerken anfingen, daß Beethoven im Jahre 1809 die Es-dur-Sonate „Les Adieux, l'Absence et le Retour“ nicht mehr im Stile der „Sonate pathétique“ vom Jahre 1799 ausführen konnte, ebensowenig wie er wiederum zehn Jahre später, 1819, den großartigen Inhalt der B-dur-Sonate, Op. 106, nicht in seinem ganzen Umfange hätte offenbaren können, wenn er nicht inzwischen ganz andre Formverhältnisse gefunden haben würde. Für das unthätige Publikum bedeutet ein kurzes Decennium wenig oder gar nichts, während für den schaffenden Genius ein solcher Zeitraum von Entscheidung für seine Gesamtäußerung werden kann. Muß hier noch besonders an die zwölf Jahre erinnert werden, welche zwischen der Vollendung des „Lohengrin“ und der des „Tristan“ lagen? Wo war der Schöpfer dieses letzten Werkes bereits angelangt, als der so einfache Stil des „Lohengrin“ erst von sehr wenigen begriffen zu werden begann? Da konnte es denn nicht wundernehmen, daß die so tiefen Ausdrucksmittel für die erschütternden Seelenzustände im „Tristan“ einem allgemeinen Verwundern begegnen mußten. Das ist eben das Zeichen für die Größe eines Genius, daß er sich für jedes neue Werk wiederum einen besondern Stil schafft. Würde er den in seiner Jugend gefundenen als Schablone für seine ferneren Arbeiten benutzen, so würde er in Manier verfallen und damit seine eigne Größe zerstören.

Die Bibliothek von Bernays füllte und füllt noch heute die lauschigen Parterreräume seines in der Nähe des Hardtwaldes gelegenen Hauses. Der Vorplatz faßt die lateinische und griechische Abteilung. In den Zimmern zur linken Hand sind Theologie, Zeitungen und Broschüren angehäuft. Rechts in den drei Vorzimmern befinden sich der Reihe nach die englische, deutsche und französische Litteratur. Das deutsche Zimmer war sein Arbeitszimmer, im französischen stand der Flügel. Der Reiz dieser großen Büchersammlung lag nicht in der Anhäufung von allen bedeutenden Erscheinungen der Weltlitteratur und sehr seltenen Ausgaben vieler Werke, sondern in den lebendigen Beziehungen, die den Besitzer mit jedem einzelnen Bande verknüpften. Das Leben, das die Schöpfer in ihre Werke hatten ausströmen lassen, und das in so vielen großen und kleinen Bibliotheken häufig unter Staub und Moder vergraben liegt, wußte Bernays von neuem hervorzurufen; denn er hatte es ihnen nachgelebt. Auch verstand er, infolge einer langjährigen Riesenarbeit, die verschiedenen Geister und ihre Schöpfungen, mochten sie auch zeitlich und räumlich durch eine scheinbar unüberbrückbare Kluft voneinander getrennt sein, in die innigste Gemeinschaft zu rücken und ihre Wechselwirkung aufeinander zu enthüllen. Bei diesen Darbietungen leistete ihm ein Gedächtnis Hilfe, welches zu den allerseltensten gezählt werden

muß. Von den ältesten menschlichen Geisteserzeugnissen bis auf die Gegenwart war nirgends eine Lücke zu finden. Zu jeder Zeit konnte er ohne Vorbereitung jedes der großen Meisterwerke in der Ursprache, zumeist wörtlich, jedenfalls genau dem Inhalte nach seinen Hörern vortragen, sogar in verschiedenen Uebersetzungen. Ein solcher Vortrag war nicht eine einfache Wiedergabe des Stoffes, sondern gleichsam eine Neuschöpfung desselben. Mit wenigen Worten schaltete er Erklärungen ein, die den schon erwähnten Zusammenhang des Dichters mit seiner Zeit und des einzelnen Werkes mit dem gesamten Denken und Fühlen seines Schöpfers klarlegte. Er gestaltete jedesmal einen farbenreichen Hintergrund, von dem aus das dichterische Bild in verdeutlichster Klarheit hervorstrahlte. Hierin war er ein unübertroffener Meister, und sein Tod ruft auch nach dieser Seite hin das lebhafte Bedauern hervor, daß keiner seiner zahlreichen Schüler es als eine ebenso dankbare als wichtige Aufgabe betrachtet hat, diese Monologe möglichst getreu aufzuzeichnen. Das ist ein Teil des Verlustes, der in vollem Umfange erst empfunden werden kann, wenn das, was er in der Karlsruher Muße hat leisten wollen, mit dem verglichen wird, was ihm zu leisten beschieden gewesen ist. Seine ersten Arbeiten nach seiner dortigen Niederlassung waren die beiden in der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichten Aufsätze „Zur Kenntnis Jakob Grimms“ und „Zur Lehre von den Citaten und Noten“. Die Ausführungen dieser letzteren Arbeit gipfelten in der eindringlichen Ermahnung zur vertrauensvollen Genauigkeit in der Anwendung von Citaten und zur Beobachtung einer angemessenen Form der wissenschaftlichen Werke. Mit Befriedigung blickt er auf die zunehmende Anerkennung, welche die deutsche Wissenschaft in diesem Jahrhundert in der Welt gefunden hat. Das einst nicht unberechtigte Wort des Grafen Joseph de Maistre: „Spricht Frankreich, dann horcht die Menschheit auf und begreift, was ihr gesagt wird!“ hat zu einer inhaltlosen Formel herabsinken müssen. „Doch kann uns auch jetzt noch die Mahnung frommen,“ fügt Bernays hinzu, „ein wissenschaftliches Werk zu einem wohlgefügten Ganzen durchzubilden, dessen Teile unter dem Gesetze des Ebenmaßes stehen. Der gründliche Ernst, der dem Deutschen so wohl geziemt, wird ihn behüten vor der Verlockung, mit schönrednerischen Formen ein blendendes Spiel zu treiben. Vor einer tiefer dringenden Betrachtung schwindet auch hier der trennende Unterschied zwischen Kern und Schale, zwischen Innerem und Aeußerem. Aus der vollkommenen geistigen Durchdringung des Stoffes muß sich die Form ergeben.“ Nach diesen Grundsätzen war Bernays stets bei seinen Arbeiten und gerade auch in diesem Aufsatze verfahren. Um so mehr mußte es befremden, daß in derselben Zeitung, in der er erschienen war, Alfred Dove einen Nachruf mit folgendem Satze veröffentlichen konnte: „Wo er (Bernays) sich aber gehen ließ, wie ... in andern späteren Erörterungen, wie ‚Zur Lehre von den Citaten und Noten‘, da zerstört er durch das Streben nach Vollständigkeit des Inhalts, durch Abrundung der Form nach außen, statt nach innen zu, die einleuchtende Wirkung seines wohldurchdachten Vortrags.“ Noch ungerechter urteilt Dove über den „Denker“ Bernays, an dem er nur die Kenntnisse und das Wissen,

nicht die Ursprünglichkeit gelten lassen will. Dieses Urteil ist wohl mehr einem persönlichen Unbehagen als einer sachlichen Ueberlegung entsprungen: Eine geringe Eigenart, die nicht im entferntesten mit Selbständigkeit verwechselt werden darf, wird heutzutage einem gründlichen Wissen, dieser Unterlage des Denkens, vorgezogen. Werden die ernsten wissenschaftlichen Ergründungen eines Bernays mit den Arbeiten seiner großen Vorgänger verglichen, so läßt sich nach der Richtung der vollen Erschöpfung des Gegenstandes hin kaum ein wesentlicher Unterschied herausfinden. Daß die ersteren heute haben Anstoß erregen können, hat wohl zum großen Teil der Unterhaltungston, der in der Beantwortung wissenschaftlicher Fragen eingeschlagen und leider auch beliebt geworden ist, verschuldet. Um darin ein Meister zu werden, bedarf es freilich keiner Gründlichkeit, auch keiner schwer zu erringenden Gelehrsamkeit. Die Ausbreitung, die sich der Forscher bei der Verkündigung des Erforschten gestatten darf, bestimmt der Gegenstand selbst: dieser allein schreibt die Länge wie die Kürze vor. Daß Bernays sich auch der letzteren zu bedienen wußte, wo es ihm geboten schien, bewies er in dem Aufsatze über Jakob Grimm. In der „Zeitschrift für deutsches Altertum" hatte Matthias Lexer einen Teil des Briefwechsels zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel veröffentlicht. Diesen willkommenen Anlaß ließ Bernays nicht unbenutzt: einmal wies er auf das Belehrende in diesen Briefen hin, sodann entwarf er daran anschließend ein Bild von Jakob Grimm, wie es bedeutungsvoller nicht gedacht werden kann. Da es hierbei nicht galt zu lehren, wie es in der Arbeit über die „Citate und Noten" hatte geschehen müssen, sondern das zu äußern, wovon Herz und Sinne erfüllt waren, so durfte sich die Darstellung der Gedrängtheit befleißigen. Dies ist in wahrhaft vollendeter Weise geschehen, ohne daß etwas von der vorhandenen Fülle des Stoffes vorenthalten worden wäre. In so vielen Aussprüchen jenes „kühnen Finders", wie ihn Treitschke nennt, fand Bernays den treffenden Ausdruck für seine eignen Ueberzeugungen und Empfindungen. Besonders erfüllte ihn das Wort über die „Bedingungen, unter denen der deutsche Geist zu seiner Vollkraft gedieh, und unter denen allein er sich in seiner vollen Herrscherkraft zu behaupten vermag". Diese Bedingungen sind die klassischen Studien, von denen Grimm einst zu der studentischen Jugend Berlins gesagt hatte: „Sie sind die Grundlage unsrer Bildung; sie zeigen uns immer das einfach Menschliche; zu ihnen kehren wir wieder, wenn wir uns an dem reinen Schönen erfreuen wollen. Die klassischen Studien können nie verdrängt, ihr Wert soll nicht verringert werden." Was würde ein Mann, der von solchen Gesinnungen beseelt war, zu den Bestrebungen gesagt haben, die auf die Gefährdung der klassischen Bildung gerichtet sind? Wie würde er erzürnt und zugleich betrübt geworden sein, wenn er seinen eignen Neffen, Herman Grimm, in der Gesellschaft derjenigen Universitätslehrer wahrgenommen hätte, die auch ein geringes Maß von klassischer Vorbildung zum Besuche ihrer Vorlesungen für genügend erachten wollen? Es bedarf heute wieder eines Schopenhauer, der in gerechter Entrüstung über diese Kurzsichtigen mit geißelnden Worten herfahren würde. Schon vor einem halben Jahrhundert hat er ihren

Gesinnungsgenossen ins Gewissen geredet. „Sehr passend nennt man,“ so schreibt er in dem Kapitel ‚Zur Wissenschaftslehre‘, „die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums Humanitätsstudien: denn durch sie wird der Schüler zuvörderst wieder ein Mensch, indem er eintritt in die Welt, die noch rein war von allen Fratzen des Mittelalters und der Romantik, welche nachher in die europäische Menschheit so tief eindrangen, daß auch noch jetzt jeder damit betüncht zur Welt kommt und sie erst abzustreifen hat, um nur zuvörderst wieder ein Mensch zu werden. Denkt nicht, daß eure moderne Weisheit jene Weihe zum Menschen je ersetzen könne: ihr seid nicht, wie Griechen und Römer, geborene Freie, unbefangene Söhne der Natur. Ihr seid zunächst die Söhne und Erben des rohen Mittelalters und seines Unsinns, des schändlichen Pfaffentrugs und des halb brutalen, halb geckenhaften Ritterwesens. Geht es gleich mit beiden jetzt allgemach zu Ende, so könnt ihr darum doch noch nicht auf eignen Füßen stehen. Ohne die Schule der Alten wird eure Litteratur in gemeines Geschwätze und platte Philisterei ausarten.“ Wir Deutsche dürfen beim Anblick der unvergleichlichen Schätze unsrer Litteratur einen gerechten Stolz empfinden. Darum sollten wir um so mehr die Quellen würdigen lernen, aus denen jene Schätze geschöpft wurden. Ein ängstliches Gefühl scheint uns von diesem Gedanken fernhalten zu wollen: wir fürchten, unsern großen Denkern und Dichtern den Vorwurf der Unselbständigkeit zu machen, wenn wir auf die Bildung hinweisen, deren sie zu ihren Schöpfungen bedurften. Haben sie denn nicht selbst mit Freuden immer von neuem auf den Gewinn hingeblickt und hingewiesen, den sie dieser Bildung zu verdanken gehabt haben? Geben wir daher nicht leichtsinnigerweise preis, was uns geistig groß gemacht hat, worin außerdem noch die Keime zu neuen fruchtreichen Entwicklungen schlummern! Lassen wir uns nicht von den Ausländern, die sich uns als Vorbilder in der Wissenschaft erwählt haben, dermaleinst hohnlachend über die Achsel ansehen, sondern wahren wir unser heiligstes Gut: unsre Bildung! Anstatt mit einer in grammatischer Hinsicht vollkommenen Sprache, mit dem Griechischen oder dem Lateinischen, zu beginnen, soll jetzt eine abgeleitete Sprache, entweder die englische oder die französische, die Grundlage des Sprachunterrichts bilden. Das Kind soll nicht zum gebildeten, sondern zum praktischen Menschen erzogen werden. Um diese aus geistiger Bequemlichkeit hervorgewachsene Verwirrung vollständig zu machen, läßt man einen übelangebrachten Patriotismus sich hineinmischen. Die deutsche Sprache soll aus übergroßer Liebe zum Vaterlande von allem fremdsprachlichen Unrate gereinigt werden. Für jedes Fremdwort soll fortan ein deutsches Wort gebraucht und, wenn keines vorhanden, eins — erfunden werden. Dieses Treiben erfüllte Bernays mit Entsetzen. Er, der diese Sprache in Lehre und Schrift hochgehalten und gepredigt hatte, mußte sehen, wie sie dem Mutwillen der Sprachverbesserer zum Opfer fällt. Die Anmaßung der Schriftsteller dieser Richtung, denen Schopenhauer den Ehrentitel „schwadronierende Barbiergesellen“ verliehen hat, grenzt ans Ungeheuerliche. Welch eine Kühnheit gehört dazu, eine Sprache verbessern zu wollen! Mit welch ängstlicher Sorgfalt haben die großen Meister,

denen die Vervollkommnung unsrer Sprache vorbehalten gewesen ist und vorbehalten bleiben wird, über dieser Arbeit gewacht! Wie gewissenhaft und vorsichtig sind sie zu Werke gegangen, und wie sind sie sich stets der großen Verantwortung bewußt geblieben! Und nun kommen die Herren Puristen und erfinden Wörter wie „Bahnsteig“, „Drahtung“, „Schriftleitung“, „Vortragsordnung“ und noch andre von ähnlicher Gräßlichkeit. Bernays erwähnte in der Unterhaltung über diesen Unfug gern das Schillersche Xenion „Der Purist“:

„Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.“

Wer diese Leute noch kräftiger verdammt wissen will, möge die kleine, aber inhaltreiche Schrift „Ueber Schriftstellerei und Stil“ von Schopenhauer nachlesen. Darin findet sich außer jenem Hochgericht über die „Tintenklexer“ eine Reihe von ganz vortrefflichen Ausführungen über die Entstehung von Werken und über ihren Stil. Wer sich mit den hier niedergelegten Grundsätzen vertraut gemacht hat, möge dann eine Arbeit von Bernays daraufhin prüfen: er wird sicher inne werden, daß dieser zu den seltenen Schriftstellern gehört, die „der Sache wegen“ geschrieben und auch über die Dinge selbst „gedacht haben, ehe sie ans Schreiben gingen“. Bevor er noch ein Wort niedergeschrieben hatte, war die ganze Arbeit bis in die geringsten Einzelheiten völlig durchdacht, und er brauchte nur den Leser an einem sicheren Faden auf den oft verschlungenen Wegen seines Gedankenganges zu der aussichtsvollen Höhe des Schlusses zu führen. Die scheinbaren Abschweifungen sind bei ihm zur vollen Erreichung des Zieles durchaus notwendig; aber er unterläßt nicht, den Leser häufig ausruhen und auf die schon überwundene Strecke zurückblicken zu lassen, um ihn dann desto leichter weitergeleiten zu können. Das deutlichste Beispiel hierfür lieferte er in dem Aufsatze „Der französische und deutsche Mahomet.“ Er bildet das Hauptwerk des ersten Bandes der gesammelten „Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte“ und erregte bei seinem Erscheinen großes und berechtigtes Aufsehen. Die glänzende Anerkennung, welche diesem Bande von allen Seiten, besonders auch vom Auslande, zu teil wurde, erfüllten den Verfasser mit freudiger Genugthuung: sah er doch sein ernstes und auf hohe Ziele gerichtetes Streben mit dem bestmöglichen Erfolge gekrönt. Mutig schritt er nun auf der betretenen Bahn weiter und nahm das schon früher begonnene und für den zweiten Band bestimmte Hauptwerk „Die deutsche Litteratur in der Schweiz“ wieder auf. Er wurde mitten aus der Arbeit herausgerissen, die erst bis zur Hälfte gediehen war. So bleibt unvollendet, zum Teil ungeschrieben, was sich schon in Vollendung seinem geistigen Auge geboten hatte. Als Hauptwerke für die beiden letzten Bände seiner „Schriften“ hatte er „Wordsworth“ und „Homer in der Weltlitteratur“ bestimmt. In dem letzteren wollte er die Wirkungen schildern, welche der griechische Dichter jahrtausendelang auf die Geister aller gebildeten Völker ausgeübt hatte. Wer von den jetzigen Gelehrten, außer Bernays, hätte eine solche Riesenaufgabe zu lösen vermocht? Wer wird sie dermaleinst zu lösen befähigt werden? Das Werk über Wordsworth sollte diesem großen englischen Genius erweiterte An-

erkennung in Deutschland verschaffen. In dem „Vor- und Nachwort zum neuen Abdruck des Schlegel-Tieckschen Shakespeare" hat Bernays die Grenzen angegeben, die der Uebersetzung aus fremden Sprachen gezogen sind. Die Eigentümlichkeiten der Wordsworthschen Sprache entziehen sich einer wahrhaft treuen Wiedergabe und lassen sich nur unvollkommen nachbilden. Die Schwierigkeiten, die hier der Uebersetzung geboten werden, haben sich bisher als unüberwindlich erwiesen und sind der Grund geworden, warum Wordsworth in Deutschland bisher nicht zur vollen Geltung gelangen konnte. „So ahnen bei uns nur wenige," sagt Bernays, „was dieser Dichter, der für die englisch sprechende Welt ein offenbarungsreicher Genius geworden, was er der Menschheit gegeben und was er ihr zu verkündigen hat." Freilich sind die Engländer zu dieser Erkenntnis erst in neuester Zeit gelangt. Was sie und auch den Deutschen, der sonst so vertraut mit der englischen Dichtkunst war, was Goethe abgehalten hat, sich mit Wordsworth genauer zu beschäftigen, war das flackernde Licht eines Byron. Als dessen Schnuppen entfernt waren und es als eine ruhige Flamme weiterleuchtete, begann das Gestirn eines Wordsworth in voller Leuchtkraft zu erstrahlen. Jetzt wurde die Welt von dem Zauber gefesselt, den der Dichter der Natur abgelauscht hatte, wie er es von dieser selbst gelernt haben mag. Daß sie sich selbst belauscht, schildert er im „Memory": Mountain rivers . . . to their own far-off murmurs listening. War auch die Kritik in der Wertschätzung des Dichters zurückgeblieben, das Volk mit seinem richtigen und überlegenen Gefühl muß sich sehr bald jenem Zauber überlassen haben; denn außer Shakespeare und Pope hat kein andrer englischer Dichter seine Sprache mit Redensarten und Sprichwörtern so bereichern dürfen als gerade Wordsworth. Wie sehr hätte Bernays eine erneute Beschäftigung mit diesem anzuregen vermocht, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine reichen Erfahrungen in jener Arbeit niederzulegen!

Bernays hatte keine Ahnung von der Gefahr, die sein Leben bedrohte: er wollte nicht glauben, daß er ernstlich krank sei und daß sein Herzleiden schnelle Fortschritte mache. Bei unsern letzten Zusammenkünften im Juli und August vor meinem unfreiwilligen Fortgange von Karlsruhe hatte er mir noch in ausführlicher Weise über die geplante Fortführung seiner Arbeiten gesprochen. „Indem Du mich," schrieb er mir dann in einem letzten Briefe über die gemeinsam verlebten Abende, „in einem Gebiete höchster Kunst, in dem ich mich allem Irdischen enthoben fühlte, heimisch werden ließest, regtest Du mich an, Dir von dem Besten mitzuteilen, was ich in mir großgezogen. Der Künstler und Kunstlehrer war mir zugleich der Freund, vor dem ich in sorgloser Ungebundenheit mein Denken und Fühlen frei darlegen konnte. So durfte der Strom geistiger Mitteilung nicht versiegen. Wann kehren solche Abende wieder?" Wir zweifelten beide nicht daran, daß sie sich in der Zukunft wiederholen würden, wenn auch nicht in der früheren Regelmäßigkeit. Sie hatten gewöhnlich mit meinem Spiel begonnen. Bei dem darauffolgenden Essen unterhielten wir uns zunächst über die gespielten Werke, besonders über die von Beethoven und Liszt. Sodann

George Sand, Alfred de Musset und Dr. Pagello.

Persönliche Erinnerungen

von

Dr. Cabanès.

Im Jahre 1892, vor nunmehr sechs Jahren, bemühte ich mich zum erstenmal, das so verworrene Rätsel des Verhältnisses Alfred de Mussets zu George Sand aufzuhellen. In einem in einer sehr angesehenen gelehrten Zeitschrift[1]) erschienenen Artikel suchte ich die „Wahrheit über die Korrespondenz zwischen George Sand und Alfred de Musset“ festzustellen: es war der erste Meßstab auf einem noch unerforschten Wege. Unerforscht ist vielleicht nicht der ganz richtige Ausdruck: im Jahr 1859, also über ein Vierteljahrhundert vor der Veröffentlichung meiner Studie, war thatsächlich schon in der vornehmsten der französischen Zeitschriften, der „Revue des Deux Mondes“, eine Verteidigung erschienen, oder hatte sich vielmehr eine Streitschrift, die den Anspruch erhob, für eine Verteidigung des berühmtesten aller Blaustrümpfe zu gelten, wie ein vergifteter Pfeil gegen den Mann gerichtet, der kein weiteres Unrecht begangen hatte, als daß er an ihre lügnerischen Erklärungen geglaubt hatte. Musset, der den an ihm von der Freundin begangenen Verrat niemals zu verschmerzen vermochte, war gerade einem schleichenden Herzleiden erlegen, das jedenfalls durch den Kummer, den er in seinem so qualvollen Dasein zu erdulden hatte, noch verschlimmert worden war. Man wird zugeben, daß der Augenblick ganz besonders schlecht gewählt war, um über denjenigen herzufallen, der den besten Grund hatte, auf die gegen ihn gerichteten Schmähungen nicht zu erwidern, da die Stummheit eine der wenigen Entschuldigungen für diejenigen bildet, die nicht mehr sind.

George Sand hatte die Rechnung ohne den Bruder des Dichters gemacht, der die Verteidigung des Angegriffenen in die Hand nahm und in derber Weise auf dieses Verleumdungsgewebe erwiderte. Allein, wie wir es früher schon ausgesprochen haben, ist anzunehmen, daß, von der Leidenschaft verblendet, weder die eine noch der andre rückhaltlos die Wahrheit gesagt hat. Jedes von ihnen machte sich eine Pose für die Galerie zurecht in dem Bestreben, sich dem Publikum in der günstigsten Haltung zu zeigen. Um sich eine unparteiische Ansicht über das von dem Liebespaar gegenseitig begangene Unrecht zu bilden, fehlte es an einem Stücke, einem ganz wesentlichen Stücke: an dem Briefwechsel, der zur Zeit ihres Verhältnisses zwischen ihnen ausgetauscht worden war, an jenen fieberglühenden Briefen, von denen durch Indiskretion nur kurze Bruch-

---

[1]) Intermédiaire des Chercheurs et des Curieux.

wir an den Altären ewigen Haß, ewigen Krieg geschworen." Und gegen wen richtet sich dieser Krieg? Gegen die gesamte deutsche Geisteswelt, die aus dem Protestantismus herausgewachsen ist. Es braucht keine nutzlose Rechnung angestellt zu werden, was aus Deutschland und seiner Kultur ohne die Reformation eines Martin Luther geworden wäre; aber dem Deutschen Reichstage, der in seiner Verblendung diese „harmlosen" Hirten der katholischen Herde wieder die deutsche Weide zertreten lassen will, soll und muß klar gemacht werden, daß jene Geisteswelt einzig und allein eine lebendige Frucht des Luthertums gewesen ist. Wenn er sich von einem Protestanten darüber nicht belehren lassen will, so möge er sich von einem katholischen Lehrmeister unterweisen lassen, bei einem Döllinger in die Schule gehen. In seiner „Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" schildert dieser mit historischer Treue den Verfall der Staaten, in welchen die Jesuiten frei haben schalten und walten können. Aus den vielen lehrreichen Ausführungen, in denen auch die geistige Unfruchtbarkeit des katholischen Deutschlands dem Einflusse der Jesuiten zugeschrieben wird, soll hier das auf Spanien Bezügliche hervorgehoben werden. In ihrem Mutterlande haben sie die höhere Bildung erdrückt und allen wissenschaftlichen Geist erstickt. Das Land ist auf allen Lebensgebieten zerrüttet und gilt, mit Ausnahme der Türkei, für das am meisten zurückgebliebene in Europa. So sind dort die Jesuiten, wie ein spanischer Diplomat geäußert hat, „der Holzwurm geworden, der unsre Eingeweide zernagt". Bernays hatte auch in persönlicher Beziehung zu Döllinger gestanden und wußte außer dessen sonstigen großen geistigen Eigenschaften nicht genug das ungeheure und unvergleichliche Gedächtnis dieses „Streiters auf kirchlichem Gebiete" zu rühmen. Völlig stimmte er mit dessen Ansichten über Luther überein. In der erwähnten Schrift schildert Döllinger den Reformator in Farben, wie sie selbst der eifrigste Lutheraner nicht mehr auf seiner Palette hat. „Luthers überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit machte ihn allerdings zum Manne seiner Zeit und seines Volkes: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch zu Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen waren in seiner Hand wie die Leier in der Hand des Künstlers. Hatte er ihnen doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied. Alles, was die Gegner ihm zu erwidern oder an die Seite zu stellen hatten, nahm sich matt, kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit; sie stammelten, er redete. Nur er hat, wie der deutschen Sprache, so dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt, so daß selbst diejenigen unter uns, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, nicht anders können: sie müssen reden mit seinen Worten, denken mit seinen Gedanken." Diese Worte hatte Bernays liebgewonnen; denn er gestand, nicht glänzender über den so innig verehrten Luther reden zu können. Er wußte, daß den Deutschen nie genug das Andenken an die Heldenthaten ihres

kommenden Mann, von dem man mir versichert hatte, er könne mir den Schlüssel zu dem Geheimnis geben. Dumas war so freundlich, mir das, was man schon über seine Rolle in dieser Sache wußte, zu bestätigen und genauer darzulegen, du Camp erwies sich schweigsam, Troubat seinerseits meinte, es handle sich um eine „abgethane Sache“, und er wisse nicht, wie man darauf zurückkommen könne. Nur Herr von Lovenjoul erwiderte mit der ihm eignen Artigkeit, George Sand „habe den formellen Wunsch gehegt, daß dem Publikum in einem gegebenen Augenblick ihre und seine (Mussets) Briefe vorgelegt würden“. Er schloß mit folgenden Worten: „Vielleicht werde ich vorher, wie Sie es von mir wünschen, eine besondere kleine Schrift verfassen, in der gewisse Seiten der ganzen Angelegenheit erörtert werden könnten. Uebrigens habe ich, was mich anlangt, die Ueberzeugung, daß dieser Briefwechsel in nichts den beiden großen Andenken schaden kann, und wenn ich eine maßgebende Stimme hätte, würde ich mit allen Kräften auf seine Herausgabe hinwirken.“

Im Jahre 1895, das heißt drei Jahre nach Empfang des oben erwähnten Briefes, begab ich mich nach Brüssel und suchte den Marquis de Lovenjoul persönlich auf. In meinen Notizen finde ich gerade den noch nicht veröffentlichten Bericht über diese Zusammenkunft, den ich hier im Auszuge wiedergebe, um nur die Hauptsache hervortreten zu lassen. „Sie besitzen,“ sagte ich zu dem Angeredeten, „die gesamten Papiere Sainte-Beuves; befindet sich nicht unter denselben ein vollständiger Briefwechsel zwischen der George Sand und dem Urheber von ‚Port Royal‘ und ‚Volupté?‘“ — „Sie sind vortrefflich unterrichtet,“ entgegnete mir Herr de Lovenjoul, „gerade auf Grund dieser mir angehörenden Korrespondenz habe ich die Absicht, die Geschichte, und zwar die wirkliche Geschichte von ihr und ihm zu schreiben, von der Sie mir brieflich vor zwei oder drei Jahren gesprochen haben. Diese Wahrheit, die man so hartnäckig hat im Verborgenen halten wollen, beabsichtige ich in einer Publikation bekannt zu machen, die außer den Briefen der George Sand an Sainte-Beuve Briefe von Alfred Battet, dem vertrauten Freunde Mussets, die Antworten Sainte-Beuves an George Sand und so weiter enthalten soll. Ich hätte heute schon die Aktenstücke der Oeffentlichkeit übergeben, aber die tausenderlei täglichen Beschäftigungen haben mich daran verhindert. Die Veröffentlichung wird indes nicht auf sich warten lassen; ich stehe in Unterhandlungen mit einer großen Zeitschrift, und ich hoffe, daß dieselben zum Abschluß kommen werden. Meine Arbeit umfaßt nicht mehr als sechzig Seiten, aber sie setzt sich aus Stücken allerersten Ranges zusammen. Es befindet sich darunter ein zwanzig Seiten langer Brief von George Sand, in welchem die ganze Geschichte des Verhältnisses erzählt wird, und ich gebe Ihnen die Versicherung, daß man nach dem Durchlesen desselben dem „anständigen Menschen“, der die George Sand war, kein Unrecht mehr anthun kann. Musset hat sich wie ein sehr wenig zartfühlender Herr benommen (der gewählte Ausdruck war noch weit stärker). Er ist es gewesen, der die Geliebte dem Arzt Pagello in die Arme getrieben hat; das unterliegt keinem Zweifel. Später, als Pagello und George Sand nach Frankreich

Der Geschmack ist aber auch etwas durchaus Relatives. Einen absolut richtigen, allgemein gültigen Geschmack giebt es nicht, sondern immer nur einen solchen, welcher dem Bildungsgrad, der Denkweise, dem Kulturzustand einer Person, einer Menschenklasse, eines Volkes entspricht. Der Geschmack eines Bauern kann sich nicht mit dem eines Fürsten, der eines Spießbürgers nicht mit dem eines Aristokraten decken, der eines Südsee-Insulaners nicht mit dem eines Kamtschadalen. Ein Neger aus Zentralafrika hat einen andern Geschmack als der Bewohner einer Weltstadt, und der französische Geschmack ist durchaus verschieden von dem englischen, ja selbst der Geschmack des Parisers verschieden von dem des Provinzialen. Der Maßstab für die Beurteilung des Ansprechenden, Schönen, das stärkere oder schwächere ästhetische Gefühl, die gröbere oder feinere Besaitung des seelischen Empfindens, ererbte und anerzogene Eigenschaften, nationale Gewohnheiten — alles trägt dazu bei, zu verhindern, daß man von einer Art Dogma des Geschmacks reden darf. „Sire, geben Sie Geschmacksfreiheit," würde ein moderner Marquis Posa ausrufen, wenn es einem modernen Philipp einfallen wollte, seinen Geschmack als den allein maßgebenden andern octroyieren zu wollen.

Aber der Geschmack ist auch zeitlich etwas sehr Verschiedenartiges; er hat nichts für immer in feste Formen Erstarrtes, wie die Architektur eines griechischen Tempels oder gotischen Domes, sondern ist seit Menschengedenken in steter Fluktuation begriffen. Was einer früheren Generation als Muster des guten Geschmacks galt, finden wir ungenießbar, und unsre Begriffe des Geschmackvollen werden vielleicht ebenso von Epigonen belächelt werden.

Was jeweilig „gefällt", ist das, was man den Zeitgeschmack nennen könnte, und wenn Goethe im „Tasso" das Axiom aufstellt: „Erlaubt ist, was gefällt", so darf man dies auch mit einigen Einschränkungen auf die jeweilige Geschmacksrichtung überhaupt beziehen. Daß diese nicht das Resultat einer persönlichen Laune ist, sondern das Ergebnis gewisser Strömungen im sozialen Leben, in der Politik, in den künstlerischen Ansichten, in der Umgestaltung der Sitten und — last not least — in der „Mode", macht es erklärlich, wenn der Geschmack in einer steten Bewegung ist, wie ein ruheloses Meer, dessen Wellen der Oberfläche stets ein wechselndes Bild geben.

Im Gegensatze zu dieser übertragenen Bedeutung des Wortes „Geschmack" ist der Geschmack in physiologischer Hinsicht derjenige unter den fünf Sinnen, der — ebenso wie der Geruch — viel konstanter als der „bildliche" Geschmack in seinen Einzelheiten ist. Die Methoden zum Studium des „Schmeckens" sind für exakte Bestimmungen leider noch keineswegs sehr ausgebildet und nicht im entferntesten mit denen zu vergleichen, welche die Wissenschaft zur Ermittlung der Gesichts- und Gehörsphänomene bis ins einzelne festgestellt hat. Dennoch aber sind wir durch anatomische und experimentelle Untersuchungen schon zu einer ziemlich guten Kenntnis des Schmeckens gelangt.

Wenn man einem Kinde ein Stückchen Kuchen giebt und es fragt: „Schmeckt's?" so klopft es sich lachend auf die Magengegend. Aber hier entsteht der „Geschmack" nicht, vielmehr hat sich feststellen lassen, daß er in der Mundhöhle entsteht, daß er aber nicht allen Teilen ihrer Schleimhaut, respektive allen dort endigenden Nerven eigen ist. Vielmehr sind es nur bestimmte Gebiete, von denen aus eine Geschmacksempfindung erregt und zum Gehirn fortgeleitet wird. Die Zungenspitze und die Ränder des vorderen Zungengebiets, sowie ein Streifen des weichen Gaumens schmecken, wenn auch nicht ganz vollkommen, so doch unzweifelhaft. Hier ist es ein Zweig des Trigeminusnerven, der Lingualis, der die Empfindung vermittelt. Der Hauptsitz des Geschmacks ist die Oberfläche des hinteren Zungengebiets, für die der Nervus glossopharyngeus die Geschmackswahrnehmung weiterleitet. Wenn man einem Menschen, nachdem man ihm die Augen verbunden, spezifisch schmeckende Substanzen, die sich nicht oder nur sehr schwer lösen, auf die betreffenden Schleimhautgebiete bringt, so hat er wenig Geschmacksempfindung. Betupft man aber die betreffenden Stellen mit einem Pulver, das sich leicht löst, zum Beispiel mit dem bitteren Chinin, so schmeckt dies der Betreffende. Daraus ging zunächst hervor, daß nur bestimmte Zungen-, respektive

den man vor dem Geständnisse, das wir das Glück hatten ihm zu entlocken, als einen einfachen Statisten oder Komparsen betrachtet hatte.

Alfred de Musset und George Sand hatten sich zuerst im April oder Mai 1833 kennen gelernt. Paul de Musset meint zu wissen, George Sand sei mit seinem Bruder bei einem von der „Revue des Deux Mondes“ ihren Redakteuren gegebenen Bankett zusammengetroffen. Die Beziehungen hatten zuerst den Charakter äußerster Höflichkeit an sich getragen. Am 24. Juni 1833 richtete Alfred de Musset nach der Vorlesung der „Indiana“ an seine neue Freundin ein Gedicht, das in die Gesamtausgabe der Mussetschen Werke nicht aufgenommen wurde, das aber von Paul de Musset im Jahr 1878 veröffentlicht worden ist. Etwas später richtete Musset Stücke seines Gedichtes „Rolla“, mit dessen Abfassung er beschäftigt war, je nach ihrem Entstehen an George Sand, wobei er sie um ihre Ansicht und ihren Rat fragte.

Der Verkehr gestaltete sich von Tag zu Tag vertraulicher, und George Sand übersandte schließlich Musset ein Exemplar der „Lelia“ mit der nachfolgenden eigenhändigen Widmung, die uns vorgelegen hat; auf dem leeren Blatte vor dem Titelblatt des ersten Bandes standen die Worte:

„Meinem Herrn Straßenjungen Alfred,

George.“

Vor dem zweiten Bande las man:

„Dem Herrn Vicomte de Musset,

George Sand.“

Das ist schon weniger vertraulich. Was war in der Zwischenzeit vorgefallen? Wahrscheinlich ein vorübergehendes Zerwürfnis, da vier Wochen später die beiden jungen Leute befreundeter als je miteinander waren. Nachfolgende wenigen, einem Briefe der George Sand an Sainte-Beuve entnommenen Zeilen klären uns hinreichend über die Natur der Bande auf, welche beide aneinander fesselten.

„... Ich habe mich verliebt, und diesmal sehr ernstlich, in Alfred de Musset. Es ist das keine Laune mehr, sondern eine tiefe Neigung. Ich habe einmal sechs Jahre lang (Aurélien de Sèze) und ein andres Mal drei Jahre lang (Jules Sandeau) geliebt, aber jetzt weiß ich nicht, wessen ich fähig bin. Eine Menge von Phantasien ist mir durch den Kopf gegangen, aber mein Herz wurde nicht so bewegt davon, daß ich mich davor fürchtete; jetzt sage ich es, weil ich es fühle. Ich habe es gefühlt, als ich P. M. (Prosper Mérimée) liebte. Er hat mich zurückgestoßen, ich mußte rasch wieder gesund werden. Hier aber finde ich, weit entfernt davon, mich betrübt oder verkannt zu fühlen, eine Offenherzigkeit, eine Aufrichtigkeit und ein Zartgefühl, die mich berauschen. Es ist die Liebe eines jungen Mannes und die Freundschaft eines Kameraden ... Die Liebe, die ich nicht kannte, hat sich mir enthüllt ohne irgend einen der Schmerzen, die ich besorgte mit in den Kauf nehmen zu müssen. Ich bin glücklich, danken Sie Gott in meinem Namen dafür.“

Schwalbe nannte sie in treffender Weise „Schmeckbecher“ und stellte damit erst die Physiologie des „Schmeckens“ auf eine feste Grundlage. Daß nun die eigentlichen Geschmacksorgane gefunden waren, wurde bald von den verschiedensten Seiten bestätigt; dies ging auch daraus hervor, daß an allen nicht schmeckenden Schleimhautstellen die Schmeckbecher fehlen und daß einige Monate nach Durchschneidung der Nervenstämme, welche die Geschmacksempfindung unserm Bewußtsein zuführen, jene Endorgane zu Grunde gingen, wie so manche andre außer Funktion gesetzte Organe atrophieren, ja fast verschwinden. Das betreffende Versuchstier schmeckt dann mit dieser Stelle der Zunge nichts mehr.

Wie die Nervenendigungen im Labyrinth des Gehörorgans oder in den Zapfen und Stäbchen der Netzhaut die spezifischen Erregungen durch Aetherschwingungen nach dem Zentrum fortpflanzen, wie bestimmte Elemente wahrscheinlich auch hier nur für bestimmte Arten von Reizen aufnahmsfähig sind, jedes der letzten Nervenelemente aus den dasselbe treffenden Reizen nur den ihm zukommenden übernimmt, so ist möglicherweise auch bei den Nervenendigungen in den Schmeckbechern eine Auswahl der spezifischen Reize seitens bestimmter Fasern vorhanden. Auch die Endigungen der sensibeln Hautnerven, welche dem Tastsinn dienen, jene feinen, ovalen, knopf- und kolbenförmigen Körperchen und Anschwellungen, sind für Druck- und Temperaturunterschiede auf das empfindlichste eingestellt und vermögen uns nicht nur über die Oertlichkeit, sondern auch über die Natur eines Reizes aufs genaueste zu orientieren, so daß auch hier an spezifische Reizempfänglichkeit gedacht werden muß. Wie dem auch sei, wir wissen jetzt, wie und was wir schmecken und warum wir das oder jenes gerade in der bestimmten Weise an bestimmten Stellen unsrer Mundschleimhaut schmecken.

Aber auch die Störungen des Geschmacks sind uns dadurch verständlicher geworden. Man lernte sie experimentell hervorrufen, indem man beim Versuchstier bestimmte Nerven durchschnitt; man fand sie beim Menschen, wenn gewisse Lähmungen des Gesichtsnerven oder Erkrankungen des Ohrs, speziell der Chorda, die Leitung in den geschmacksempfindenden Nervenfasern unterbrachen. Waren dies aber reine Störungen in den Nervenbahnen, welche lediglich Aenderungen in der Art oder Stärke des Geschmacks bewirkten, so daß der Betreffende bitter nicht mehr als bitter empfand oder eine stark bittere Substanz nur als schwach bitter, so zeigte sich bei psychischen Störungen und schwerer Hysterie sogar ein „perverser Geschmack“. Was jedem normalen Menschen widerlich und abscheulich schmeckt, essen und trinken solche mit Parageusie behaftete Individuen begierig. Sie empfinden derartige Dinge als etwas Angenehmes. Seltener schlägt die Anomalie eine entgegengesetzte Richtung ein, so daß ihnen beispielsweise das Süße zuwider ist. Eigentümlicherweise hat sich eine solche Geschmacksliebhaberei auch bei dem raffinierten Kulturmenschen, der als durchaus nicht psychisch-krankhaft zu gelten Anspruch macht, erhalten, nämlich die Geschmacksverirrung des „Haut-goût“, der doch im Grunde nichts ist als eine beginnende Fäulniserscheinung. Freilich ist überhaupt der Begriff des „Wohlschmeckenden“ vom individuellen und ethnologischen Standpunkt aus ein äußerst dehnbarer. Es ist uns oft geradezu unbegreiflich, wie das eine oder andre Volk an einer „Lieblingsspeise“ Geschmack finden kann, die uns höchst unsympathisch sein würde; doch wir können sicher sein, daß dies auf Gegenseitigkeit beruht. Dabei tritt die Erscheinung zu Tage, daß man sich an ein Gericht, dem man anfangs seines unangenehmen Geschmacks wegen nur Abneigung entgegenbrachte, bei längerem Aufenthalte in einem Lande allmählich gewöhnt, sobald man es immer wieder vorgesetzt bekommt, ja daß man es sogar schließlich gern haben lernt.

Eine erhöhte Empfindlichkeit des Geschmacks (Hypergeusie), wie man sie zum Beispiel bei Hysterischen findet, ist insofern ein peinliches Leiden, als die Betreffenden die feinsten Geschmacksunterschiede wahrnehmen, schwachen Geschmack als stark empfinden und so weiter, wodurch große Schwierigkeiten in ihrer Beköstigung entstehen und sie dazu veranlaßt werden, an Speisen und Getränken eine für die normale Umgebung unverständliche und unleidliche Kritik zu üben.

Der höchste Grad der Beeinträchtigung unsers Schmeckens ist der Geschmacks-

zur Post, wo sie unter dem Zusammenwirken verschiedener Umstände von ungünstiger Vorbedeutung einstiegen."

Wären die beiden jungen Leute abergläubisch gewesen, so würden sie die Reise um keinen Preis der Welt angetreten haben. Der Wagen, der sie fortführen sollte, stand in der dreizehnten Reihe auf dem Posthofe; als sie das Thor desselben passierten, stieß er heftig gegen eine Barre, so daß sie froh sein mußten, mit dem bloßen Schreck davonzukommen, und schließlich überfuhr er bei der Fahrt über den Boulevard St. Germain einen Wasserträger. Waren das nicht Anzeichen genug für das Mißgeschick, das über die beiden Sorglosen verhängt werden sollte?

Wenn wir uns etwas weitläufig bei diesen Einzelheiten aufgehalten haben, geschah das, um zu zeigen, wem die Verantwortung für diese Reise zufiel, welche der eine mit dem Verluste seiner Gesundheit büßen sollte und die andre mit dem ihrer Illusionen, sofern sie deren überhaupt je gehabt hat.

Das Liebespaar schifft sich am 22. Dezember 1833 in Marseille ein. Kaum sind sie über die Grenze hinaus, als sie auf ihrem Weg Halt machen müssen; in Genua wird George Sand von einem Fieberanfall ergriffen, jedenfalls von der Malaria oder dem in Italien so häufig vorkommenden Sumpffieber. Von Genua gehen sie nach Livorno, dann nach Pisa und Florenz. George Sand, noch immer von ihren Anfällen heimgesucht, begann eine merkliche Gleichgültigkeit gegen ihren Reisegefährten kundzugeben. Nachdem sie Bologna passiert, ohne sich dort aufzuhalten, gelangen sie am 19. Januar 1834 nach Venedig. Es war abends 6 Uhr, als unsre beiden Liebenden, von Kälte und Fieber geschüttelt, ihren Einzug in die Hauptstadt Venetiens hielten. „Das Fieber versenkte mich in eine tiefe Gefühllosigkeit," berichtet George Sand in einigen vergessenen, kürzlich erst von Herrn Lovenjoul wieder zu Tage geförderten Zeilen. „Ich sah nichts, nicht den Ufersand, nicht die Wogen, nicht die Barke, nicht das Gesicht der Schiffsleute. Mich überlief es kalt, und ich hatte die unbestimmte Empfindung, daß in dieser Landung etwas unsäglich Trauriges liege. Diese schwarze, enge, niedrige, von allen Seiten geschlossene Gondel kam mir wie ein Sarg vor. Ich hatte einen Augenblick das Gefühl der Vereinsamung. In diesem Dunkel, in diesem Alleinsein mit einem Kinde, das durchaus keine mächtige Zuneigung an mich fesselte, in dieser Ankunft bei einem Volke, von dem wir auch nicht ein einziges Wesen kannten und dessen Sprache wir nicht einmal verstanden, in der Atmosphäre, deren Fieberdruck mir nicht mehr die Kraft des Selbsterhaltungstriebes ließ, lag etwas, was auch eine stärkere Seele als die meinige mit Trübsal hätte erfüllen können. Wer hätte mir vorhergesagt, daß dieses Venedig, das ich als ein Wanderer zu berühren dachte, ohne ihm von meinem Leben etwas zu geben und ohne von ihm etwas zu verlangen als höchstens den einen oder andern künstlerischen Eindruck, sich meiner, meines Wesens, meiner Leidenschaften, meiner Gegenwart, meiner Zukunft, meines Herzens und meiner Gedanken bemächtigen und mich hin und her schleudern werde, wie das Meer ein Wrack hin und her schleudert und gegen den Strand drängt, bis es

gang, der sich im **Verlaufe** des leitenden Nerven abspielt und etwas nach dem ersten Eindruck im Zentrum eintrifft. Daß er in letzterem **entsteht**, also etwas rein Subjektives ist, kann nicht angenommen werden; denn auch der mit dieser Eigenschaft einer Substanz Unbekannte empfindet den Nachgeschmack, und niemand kann ihn willkürlich hervorrufen.

Bulwer sagte einmal, daß für den tief Beobachtenden nichts oberflächlich sei. „It is in trifles, that the mind betrays itself.“ In der That verrät sich gerade in Kleinigkeiten der Geist und — wie wir hinzufügen dürfen — der Geschmack eines Menschen. Ein Physiologe des Geschmacks könnte gewiß eine Skala der feinsten Nuancen desselben feststellen und mit einem psychologischen Blick zugleich daraus interessante Rückschlüsse auf die Person, ihren Bildungsgrad, ihre soziale Stellung ziehen. Die Vorliebe für diese oder jene Geschmacksempfindung ist für das naive Kind und den urteilsfähigen Erwachsenen, für den schlichten Bauer und Arbeiter, für den raffinierten Reichen und Wohllebenden charakteristisch. Es giebt Leute, wie Börnes Eßkünstler oder Grützners Bruder Kellermeister, welche das „Schmecken“ offenbar zu einer Art von **Virtuosität** zu erheben verstanden. Gewiß ist es auch eine Kunst, die Echtheit und Güte eines Weins oder Liqueurs, der Zigarre oder Zigarette, der Kaffee- und Theesorten durch den Geschmack festzustellen, und dieses „Probieren“ kann bis zu einem vollkommen sicheren Urteil führen, wie es der Sachverständige auch auf andern Gebieten fällen lernt. Man steht hier vor einer Verfeinerung des Geschmacksinnes, wie sie durch Anlage und Uebung erreicht worden ist.

Wir verbinden mit dem Worte „Geschmack“ unwillkürlich nicht bloß die physiologische Definition des Schmeckens, sondern im täglichen Leben auch eine **psychologische Bedeutung**: zunächst ein Uebertragen auf alle möglichen Arten von **Vorliebe**, von **Takt**, **Chic** und **Mode**, von **Kunstsinn**, von **Geschick** im Arrangement, von Entwürfen und Einrichtungen, von gesellschaftlichem **Benehmen** und guter **Sitte**. Dadurch hat das Wort eine **universelle** Verwendung erlangt, bei der man kaum noch an den ursprünglichen Sinn denkt. Schon die **geläufigsten Geschmacksarten** werden auf andre Gebiete **übertragen**. Wir sprechen von einem süßen Kind oder Engel, ja im zoologischen Garten kann man bisweilen von den Lippen eines niedlichen Backfisches den Ausruf hören: „Sieh nur! Dieser süßer kleiner Affe oder Bär!“ Manchen ist alles „süß“, was ihnen „hübsch“ oder nett erscheint. Wir „versüßen“ ferner jemand einen Schmerz durch Liebenswürdigkeit und Trost; der Chef „versüßt“ einem Untergebenen seine Entlassung durch einige Lobesworte. Wir sprechen vom „bitteren Kelch der Leiden“, in den ein Tropfen Wermut gefallen ist, von einer „bitteren Pille“, die jemand hinunterschlucken muß, nennen einen griesgrämigen Menschen „verbittert“ und bezeichnen manche Schicksalsschläge oder Erfahrungen als „bitter“. Eine Arbeit, bei der wir es uns „sauer“ werden lassen, bringt schließlich etwas ein, aber das „sauer“ verdiente Geld müssen wir gegen eine kleine Steuerquittung mit „saurer“ Miene wieder hingeben, wenn wir es nicht gelernt haben, zu manchen unabänderlichen Dingen überhaupt ein „süß-saures“ Gesicht zu machen. Eine Rede ohne Salz erscheint uns geschmacklos, während wir uns bei der Vereitlung eines schurkischen Plans freuen, dem Bösewicht die Suppe versalzen zu haben. Der eine erzählt „pikante“ Anekdoten, eine Chansonnette singt „prickelnde“ Lieder, während ein Gigerl im höchsten Grade „fade“ ist. Alle diese Ausdrücke sind vom wirklichen Schmecken entlehnt.

Noch in viel weiterem Sinne wird aber der „**Geschmack**“ auch auf die verschiedensten Gebiete unsers Kulturlebens übertragen, zumal auf das **Aesthetische**. Wir deuteten dies schon oben an. In erster Linie sind es **Kunst** und **Kunstgewerbe**, in denen der Geschmack eine große Rolle spielt. Wenn auch Hebbel gesagt hat: „Im Aesthetischen kommt es nicht darauf an, das elfte Gebot zu erfinden, sondern die zehn vorhandenen zu erfüllen,“ so ist doch hier ein förmlicher Tummelplatz jenes Kämpfens und Ringens um den guten Geschmack. Gerade in der Kunst aber gilt nicht nicht nur das Gesetz: „Tempora mutantur et nos mutamur in illis“, sondern auch ein nicht minder wichtiges: „Nur das Wahre und Schöne ist das Zeichen eines guten Geschmacks.“ Leider aber werden bei gewissen neueren

den Schläfen fuchsig gewordenen Perücke, zu der seine Person das verfallene Gegenbild darbot."

Nach Untersuchung des Kranken wurde ein Aderlaß angeordnet, aber der arme Teufel von Doktor, der kaum mehr etwas sah, hatte die größte Mühe, die Ader zu finden, und erklärte schließlich, er wolle es nicht darauf ankommen lassen, die richtige Stelle zu verfehlen, und werde die Sache lieber sein lassen. Er versprach, einen jungen Burschen zu schicken, der dem französischen Signore so viele Becken Blut abzapfen werde, wie dieser es nur wünschen könne.

Noch am selben Abend stellte sich im Hotel Danieli der angekündigte junge Doktor ein; er nannte sich Pietro Pagello.

Pagello hat in einem geheimen Tagebuch, aus dem Madame L. Caderno in einem kaum mehr aufzutreibenden Buche, von dem sie die Liebenswürdigkeit hatte, uns ein Exemplar mitzuteilen, einige Auszüge veröffentlicht hat, Pagello, sagen wir, hat bis auf die geringfügigsten Einzelheiten den Anfang seiner Beziehungen zu dem französischen Paar erzählt. Man könnte von keinem zuverlässigeren Führer Auskunft erhalten.

„Ich wohnte in Venedig," schreibt der Doktor, „wo ich nach Beendigung meiner medizinischen Studien anfing, mir einige Praxis zu verschaffen. Ich ging eines Tages auf der Riva degli Schiavoni mit einem Freunde aus Genua, einem Reisenden und wissenschaftlich gebildeten Manne, spazieren. Als wir unter den Fenstern des Albergo Danieli vorüberkamen, sah ich auf dem Balkon des ersten Stockwerks eine junge Dame mit wehmütigen Zügen, tiefschwarzem Haar und einem Augenpaar von entschlossenem und männlichem Ausdruck sitzen. Ihre Erscheinung hatte etwas ganz Eigenartiges an sich. Ihr Haar war mit einem scharlachroten Foulard wie mit einem kleinen Turban umwunden. Um den Nacken trug sie eine Krause, die sich anmutig um den schneeweißen Hals schmiegte, und mit der Ungezwungenheit eines Soldaten rauchte sie eine Paquitos, indem sie mit einem neben ihr sitzenden blonden jungen Manne plauderte."

Pagello erkundigte sich bei seinem Begleiter, der nicht mehr als er von der schönen Unbekannten wußte. Er zerbrach sich den Kopf, um das Inkognito zu ergründen, als ihm ein Billet mit der Unterschrift George Sand zuging. Es lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Herr Païello (Pagello)!

„Ich bitte Sie, sobald Sie können, mit einem guten Arzt zu uns zu kommen, um gemeinschaftlich mit demselben über den Zustand des französischen Kranken vom Hotel Royal zu konferieren.

„Zuvor will ich Ihnen jedoch sagen, daß ich mehr für seinen Verstand als für sein Leben fürchte. Seit er krank ist, ist sein Kopf außerordentlich schwach und sein Gedankenausdruck oft wie der eines Kindes. Er ist indes ein Mann von energischem Charakter und gewaltiger Einbildungskraft. Es ist ein in Frankreich viel bewunderter Dichter. Aber das Uebermaß der geistigen Arbeit, der Wein, die Geselligkeit, die Weiber und das Spiel haben ihn stark mitgenommen

und seine Nerven überreizt. Wegen der geringsten Kleinigkeit wird er oft aufgeregt, als ob es sich um die wichtigste Sache handelte.

„Einmal, vor drei Monaten, war er eine ganze Nacht lang wegen einer Sache, die ihn beunruhigte, wie verrückt. Er sah gleichsam Erscheinungen um sich und schrie vor Angst und Schrecken laut auf. Augenblicklich ist er stets unruhig, und heute morgen weiß er fast nicht, was er sagt und thut. Er weint, klagt über ein Uebel ohne Namen und ohne Ursache, verlangt nach seiner Heimat [und] sagt, er stehe im Begriffe, zu sterben oder verrückt zu werden.

„Ich weiß nicht, ob das eine Folge des Fiebers oder der Nervenüberreizung oder der Anfang des Wahnsinns ist. Ich glaube, daß ein Aderlaß ihm Erleichterung verschaffen würde.

„Ich bitte Sie, alle ärztlichen Beobachtungen anzustellen und sich von der Schwierigkeit nicht abschrecken zu lassen, die durch den unnachgiebigen Gemütszustand des Kranken verschuldet wird. Es ist die Person, die ich mehr als alles andre auf der Welt liebe, und ich bin in der größten Angst, ihn in diesem Zustand zu sehen. Ich hoffe, daß Sie für uns die ganze Freundschaft haben werden, auf die zwei Fremde rechnen können.

„Entschuldigen Sie das schlechte Italienisch, das ich schreibe.

G. Sand."

Pagello war damals achtundzwanzig Jahre alt. Er war nicht gerade schön, wie uns das ein von Bevilacqua gemaltes Oelbild zeigt, von dem die Familie des Doktors uns eine photographische Wiedergabe mitgeteilt hat; aber seine Züge waren sanft und reizvoll. Er war vor allem von einer robusten Gesundheit, mit Eifer den körperlichen Uebungen ergeben, vor allem der Jagd, die eine wahre Leidenschaft von ihm war. Das Bild, das Paul de Musset in seinem Buch „Er und Sie" von ihm entwirft, ist etwas phantastisch zurechtgemacht. Derjenige, den er unter dem schlecht verhüllten Pseudonym „Palmariello" zeichnet, hatte ein schönes brünettes Gesicht, rote Lippen und weiße Zähne, was er ihm alles beilegt, ohne ihn je gesehen zu haben. Der Gesamteindruck war übrigens recht verführerisch, doch war er keiner der unwiderstehlichen Kavaliere, vor denen jede weibliche List und jeder weibliche Widerstand hinfällig wird.

Pagello war jedenfalls, was körperliche Vorzüge anlangt, dem alten Arzte, dessen Nachfolger er wurde, weit überlegen, und es kostete ihm keine Mühe, die Gunst einer Frau zu erringen, die sich in der Gesellschaft eines nervösen, reizbaren, bei dem geringsten Widerspruch auffahrenden Wesens langweilte, und die selbst, durch das sie bedrohende Fieber reizbar und verdrießlich geworden, kaum in der Stimmung war, die geringste abfällige Bemerkung zu ertragen. Wenn man übrigens über den Gemütszustand Mussets und der George Sand um jene Zeit unterrichtet sein will, braucht man nur den nachfolgenden Brief zu lesen, den acht Monate nach dem Abenteuer in Venedig die ehemalige Geliebte dem verlassenen Freunde schrieb:

„Gehörte ich in Venedig Dir an? Hat Dich nicht von dem ersten Tage

an, daß Du mich krank gesehen, eine Verstimmung erfaßt, indem Du sagtest, eine kranke Frau sei etwas recht Betrübtes und Langweiliges, und stammt nicht unser Bruch vom ersten Tage her? ... Niemals habe ich mich darüber beklagt, daß ich meinen Kindern, meinen Freunden, meinen Neigungen und meinen Pflichten entzogen worden war, um dreihundert Meilen weit fortgeschleppt und verlassen zu werden, mit so beleidigenden und verletzenden Worten, ohne einen andern Beweggrund als den eines schleichenden Fiebers, matter Augen und der tiefen Betrübnis, in die mich Deine Gleichgültigkeit versetzt hatte. Wäre ich nicht krank gewesen, und hätte man mir nicht am folgenden Tage zur Ader lassen müssen, so würde ich abgereist sein ... Die Thür zwischen unsern Zimmern schloß sich, und wir haben dann versucht, unser Leben als gute Kameraden wie einstens wieder aufzunehmen, aber das war nicht mehr möglich ...

„Pierre kam, um nach mir zu sehen und mich zu pflegen, Du dachtest nicht daran, eifersüchtig zu werden, und ich dachte gewiß kaum daran, mich in ihn zu verlieben. Aber wenn ich ihn von diesem Augenblick an geliebt hätte, wenn ich ihm von damals an angehört hätte, willst Du mir sagen, was für Rechenschaft ich Dir darüber schuldig gewesen wäre, Dir, der Du mich den personifizierten Feind, die Träumerin, den Dummkopf, die Nonne und was weiß ich nanntest? Du hattest mich verletzt und beleidigt, und ich hatte es Dir auch gesagt: ‚Wir lieben uns nicht mehr, wir haben uns überhaupt nicht geliebt.‘“

Pierre — das wird man schon vermutet haben — war Pietro Pagello, der gleich bei seinem ersten Besuch einen tiefen Eindruck auf die junge Frau gemacht hatte. Aber ganz seiner Berufspflicht hingegeben, schien er anfangs gar nicht acht darauf zu geben, sondern war nur darauf bedacht, der Kranken zu helfen; denn zuerst wurde er zu George Sand berufen, um dieser seine Dienste zu widmen. Er hat dieses erste Zusammentreffen einem italienischen Publizisten berichtet, der ihn im Jahre 1881 danach fragte.

Pagello, gegen den gewisse Leute den Vorwurf vorzeitiger Ausplaudereien erhoben, hat sich wirklich erst 1881, das heißt beinahe ein halbes Jahrhundert nach dem Vorgang, entschlossen, sein bis dahin beobachtetes Schweigen zu brechen.

Eine Zeitschrift der Halbinsel, die „Illustrazione Italiana“ vom 1. Mai 1881, die wir das Glück hatten uns zu verschaffen, ließ zum ersten Male etwas über die vertraulichen Mitteilungen Doktor Pagellos verlauten.

Wir geben nur die wesentlichen Stellen des in dem vorerwähnten Blatte unter dem etwas schwer verständlichen Titel: „Ein noch nicht herausgegebener Brief der George Sand“ erschienenen Artikels wieder.

„Es war im Fabruar 1834, als ich die Sand, und zwar in der folgenden Weise, kennen lernte. Ein Dienstbote aus dem an der Riva degli Schiavoni (in Venedig) gelegenen Danielischen Gasthofe bestellte mich zu einer französischen Kranken. Ich ging sofort hin und fand die Dame auf einem Ruhebette, den Kopf mit einem roten Foulard umwunden. Neben dem Bette stand ein großer,

magerer, blonder junger Mann, der zu mir sagte: ‚Diese Dame leidet an einer heftigen Migräne, von der ein Aderlaß sie befreien kann.‘

„Ich fühlte den Puls, der langsam und schwach ging.

„Ich ließ ihr zur Ader und entfernte mich. Am andern Tage ging ich wieder hin.

„Es ging ihr besser, sie empfing mich liebenswürdig und sagte mir, daß sie sich wohl fühle.

„Etwa fünf Tage später suchte mich derselbe Bote aus dem Hotel auf. Er überbrachte ein Billet, unterzeichnet George Sand. Dieses Billet war in schlechtem Italienisch geschrieben. Ich glaubte demselben zu entnehmen, der Herr, den ich in ihrem Zimmer gesehen, sei sehr krank, er liege beständig im Delirium, und sie bitte mich, alsbald zu kommen.“

Pagello ließ nunmehr den Brief folgen, in welchem George Sand ihn bat, zu Musset zu kommen, denselben, den wir weiter oben mitgeteilt haben. Durch Vermittlung Maurice Clouards können wir das Rezept wiedergeben, das Pagello schrieb; das Original ist in der Familie Musset aufbewahrt worden, und in den Papieren dieser Familie hat Clouard das interessante Aktenstück gefunden.

Pagello verordnete demnach, außer Eisumschlägen, folgenden Beruhigungstrank:

Aq. ceras. nigr. ℥ II.
Laud. liquid. Sydn., gutt. XX.
Aq. corb. laur. ceras., gutt. XV.,

was übersetzt etwa lautet:

Schwarzkirschenwasser, 2 Unzen (29,6 Gramm).
Sydenhamsche Opiumtinktur, 20 Tropfen.
Destilliertes Kirschlorbeerwasser, 15 Tropfen.

Auf die Rückseite des Papiers hatte Pagello die Worte geschrieben: „Vor allem das Rezept wiederholen lassen.“

Man muß Pagello die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er den Dichter mit äußerster Sorgfalt behandelte; er wich kaum von seiner Seite, seine ganze Zeit diesem Kranken widmend, den er tags zuvor noch, wenn nicht zu hassen, so doch zu beneiden bereit gewesen wäre, wie er wähnte, wegen des Glückes, jene Frau zu besitzen, die es ihm durch eine, wenn auch noch so flüchtige Erscheinung ganz und gar angethan hatte.

„Daß ich an das Bett dieses Kranken gefesselt war,“ schreibt Pagello in seinen Memoiren, „kann man sich denken. George Sand wachte mit mir ganze Nächte an seinem Lager. Diese Nachtwachen verliefen nicht stumm, und die Anmut, der hohe Geist und das stille Vertrauen, die die Sand mir gegenüber entfaltete, ketteten mich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick mehr an sie. Wir sprachen von der Litteratur, von den Dichtern und den Künstlern Italiens, von Venedig, seiner Geschichte, seinen Denkmälern und seinen Volkssitten; aber bei jedem neuen Zuge unterbrach sie

mich und fragte, an was ich denke. In der Verlegenheit darüber, mich so im Plaudern mit ihr auf meiner Gedankenabwesenheit ertappt zu finden, erging ich mich in Entschuldigungen und wurde rot bis über die Ohren, während sie mit einem ganz verstohlenen Lächeln und einem überaus feinen Ausdruck sagte: ‚Ach, Doktor, ich langweile Sie entsetzlich mit meinen tausend Fragen!‘ Ich blieb stumm.“

Es läßt sich wohl keine bessere Schilderung aufkeimender Liebe geben: Pagello war verliebt! Aber gegen alle Erwartung sollte der erste entgegenkommende Schritt nicht von ihm ausgehen.

Als eines Abends Alfred de Musset die beiden Krankenwärter gebeten hatte, sich etwas von seinem Bette zu entfernen, weil er ruhen wolle, und George Sand und der Doktor sich daraufhin an einen Tisch beim Kamin gesetzt hatten, entspann sich folgendes Zwiegespräch:[1])

„Also, verehrte Frau,“ sagte Pagello, „Sie haben die Absicht, einen Roman zu schreiben, der sich mit dem schönen Venedig beschäftigt?“

„Vielleicht,“ entgegnete sie und ergriff ein Blatt Papier und begann mit dem begeisterten Wesen eines Improvisators zu schreiben.

„Ich sah ihr erstaunt zu,“ fährt Pagello fort, „meinen Blick auf das strenge, ernste, begeisterte Gesicht richtend; dann schlug ich ehrfurchtsvoll, um nicht zu stören, einen auf dem Tisch liegenden Band Victor Hugo auf und las einige Stellen, ohne im stande zu sein, ihnen die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. So verging eine lange Stunde. Schließlich legte George Sand die Feder weg und nahm, ohne mich anzusehen oder ein Wort mit mir zu reden, den Kopf in beide Hände und verharrte so länger als eine Viertelstunde, dann erhob sie sich, sah mich fest an, ergriff das Blatt, das sie geschrieben hatte, und sagte mir: ‚Das ist für Sie.‘ Darauf ergriff sie das Licht, schlich leise zu dem schlafenden Alfred de Musset hin und fragte mich:

„‚Glauben Sie, Doktor, daß die Nacht ruhig bleiben wird?‘

„‚Gewiß,‘ entgegnete ich.

„‚Dann können Sie gehen, und auf Wiedersehen bis morgen früh.‘

„Ich verabschiedete mich und ging direkt nach meiner Wohnung, wo ich mich beeilte, das Blatt zu lesen.“

Was stand auf dem Blatte? Der Leser wird es gleich erfahren.

*

Infolge unsrer letzten Unterredung mit Herrn von Lovenjoul machten wir uns sofort ans Werk, um unser Ziel zu erreichen: Pagello zum Reden zu bringen. Aber wie dazu gelangen, da wir keinen gemeinschaftlichen Freund besaßen, um uns miteinander in Beziehung zu setzen? Wir schrieben damals an eine in Italien und auch sonst wohlbekannte Persönlichkeit, den Baron Alfred

[1]) Alles Folgende ist absolut authentisch und dem von Frau Caderno italienisch 1881 veröffentlichten Tagebuch des Doktors entnommen.

Lumbroso (der sich hauptsächlich durch sehr beachtenswerte Veröffentlichungen über die neapolitanische Bibliographie bekannt gemacht hat), und baten sie, uns behilflich zu sein, den Dr. Pagello ausfindig zu machen.

Die Antwort ließ beinahe vier Wochen auf sich warten. Wir begannen schon alle Hoffnung aufzugeben, als die wichtige Mitteilung an uns gelangte, die der Leser gleich vor sich sehen wird. Professor Vittorio Fontana aus Belluno, Doktor der Philosophie, der persönlich mit dem Sohne Dr. Pagellos bekannt ist, hatte die Freundlichkeit gehabt, an Ort und Stelle die erforderlichen Nachforschungen anzustellen, und das Resultat dieser Forschungen war er so liebenswürdig, uns durch Herrn Lumbroso zugehen zu lassen. Was Professor Fontana zu berichten hatte, ist im wesentlichen folgendes:

„Sobald ich Ihren Brief vom 14. erhalten hatte, bemühte ich mich, die Nachforschungen anzustellen, um die Sie mich gebeten hatten.

„Mehrere Einwohner von Belluno hatten mir wohl kleine Mitteilungen gemacht, doch lauteten dieselben unbestimmt. Ich entschloß mich daher, mich an die Familie Dr. Pagellos zu wenden, und folgendes ist der offizielle Aufschluß, den ich von dem Sohne Dr. Pagellos, dem Oberarzte an dem Bürgerhospital, erhalten habe: Um das Jahr 1832 oder 1834 (aber nicht später) berief man in dringlicher Weise an das Lager Alfred de Mussets, der krank im Hotel Danieli lag, einen alten Arzt, der, als er sich anschickte, dem Dichter zur Ader zu lassen, von Frau Sand daran verhindert wurde, weil sie sah, daß ihm die Hand zitterte. Der alte Arzt versprach darauf, ihr einen jungen Mediziner zu schicken, und das war Dr. Pagello, der nun den Kranken nicht mehr verließ. Als eines Nachts George Sand drei Seiten einer schwungvollen poetischen Prosa niedergeschrieben hatte (Pagello bewahrt sie auf, und sie sind noch nicht veröffentlicht), ergriff sie ein Couvert ohne Adresse, schob die poetische Erklärung hinein und übergab den Brief dem Dr. Pagello. Dieser vermochte sich, keine Adresse gewahrend, die Sache nicht zu erklären, oder that wenigstens so, und fragte George Sand, wem er den Brief übergeben solle. George Sand nahm ihm das Couvert aus der Hand und schrieb darauf die Adresse: ‚An den dummen Pagello‘. Von dieser Nacht an entspann sich zwischen beiden ein sehr intimes ... Verhältnis ...“

Begierig, etwas ausführlichere Mitteilungen über Dr. Pagello zu erhalten, wandten wir uns an seinen Sohn, Herrn Dr. Just Pagello, dirigierenden Wundarzt am Bürgerhospital von Belluno. Wir geben aus seiner Antwort die Stellen wieder, die in näherem Zusammenhange mit unserm Gegenstande stehen:

„... Mein Vater befindet sich sehr wohl und tritt in diesem Monat (der Brief ist vom 9. Juni 1896 datiert) in sein neunundachtzigstes Jahr.

„Dokumente und Briefe sollen einstweilen nicht veröffentlicht werden, und ich hoffe, Sie werden die ebenso zartfühlenden wie natürlichen Gründe würdigen, die meinen Vater daran hindern, sie der Neugier des Publikums preiszugeben. Ich will indes versuchen, Ihnen eine Abschrift des Briefes zu verschaffen (eines

glänzenden Stücks Poesie), in welchem George Sand meinem Vater eines Nachts im Hotel Danieli in Venedig ihre Liebe gestand; doch wird es schwer halten."

Erst am 22. August darauf erhielten wir das wunderbare Schriftstück, das die Runde durch die Presse beider Hemisphären gemacht hat, die „Liebeshymne", das „hohe Lied ungestillter Liebessehnsucht", das den Vergleich mit einem der glänzendsten stilistischen Meisterwerke unsrer Litteratur, dem „Gebete auf der Akropolis" Renans, aushalten kann. Wir veröffentlichen dieses Schriftstück nochmals, auf die Gefahr hin, daß man uns der Wiederholung beschuldigen wird, denn es ist wirklich eine Schönheit allerersten Ranges. Wäre es uns nur gelungen, dieses Meisterwerk wieder dem Schatze unsrer Litteratur zuzuführen, so würden wir uns die Mühe und die vielen Schritte, die es uns gekostet hat, nicht reuen lassen. Hier folgt es seinem ganzen Inhalt nach, so wie wir es von dem Original abschreiben konnten, das sich in einem Album im Besitze einer Tante des Dr. Just Pagello befindet. Die verehrenswerte Dame war so liebenswürdig, es uns bei unserm Aufenthalte in Belluno im Jahre 1896 zur Verfügung zu stellen:

„Unter verschiedenem Himmelsstrich geboren, haben wir weder die gleichen Gedanken noch die gleiche Sprache; haben wir wenigstens Herzen, die sich gleichen?

„Das laue und nebelige Klima, dem ich entstamme, hat weiche und wehmütige Eindrücke in mir hinterlassen; die edle Sonne, die Deine Stirne gebräunt hat, welche Leidenschaft hat sie Dir verliehen? Ich verstehe zu lieben und zu leiden, und Du, wie ist es um Deine Liebe bestellt?

„Die Glut Deiner Blicke, der feste Druck Deiner Arme, die Kühnheit Deines Begehrens versuchen mich und flößen mir Furcht ein. Ich vermag Deine Leidenschaft nicht zu bekämpfen, aber auch nicht zu teilen. In unserm Lande liebt man nicht so; ich bin neben Dir wie ein bleiches Steinbild; ich betrachte Dich mit Erstaunen, mit Verlangen, mit Unruhe.

„Ich weiß nicht, ob Du mich wirklich liebst. Ich werde es niemals erfahren. Du bringst mühsam einige Worte in meiner Sprache hervor, und ich verstehe die Deinige nicht hinlänglich, um Dir so subtile Fragen zu stellen. Vielleicht würde es mir unmöglich sein, mich verständlich zu machen, auch wenn ich die Sprache, die Du sprichst, vollkommen beherrschte. Die Orte, wo wir geboren sind, und die Leute, die uns erzogen haben, sind schuld daran, daß wir zweifellos Ideen, Gefühle und Bedürfnisse haben, die uns gegenseitig unverständlich sind. Meine schwache Natur und Dein Feuertemperament müssen Gedanken ganz andrer Art erzeugen. Du kannst die thatsächlich vorhandenen Leiden leichter Art, denen ich unterworfen bin, nicht verstehen und mußt sie verachten. Du mußt über das lachen, was mich zum Weinen bringt. Vielleicht weißt Du nicht, was Thränen sind.

„Wirst Du für mich eine Stütze oder ein Herr sein? Wirst Du mich über die Leiden trösten, die ich erduldet habe, bevor ich Dir begegnete? Wirst Du verstehen, warum ich traurig bin? Weißt Du, was Mitleid, Geduld und Freund-

schaft sind? Man hat Dich vielleicht mit dem Gedanken groß gezogen, daß Weiber keine Seele haben. Weißt Du, welche eine haben? Bist Du weder Christ noch Mohammedaner, weder Zivilisierter noch Wilder? Bist Du Mensch? Was birgt sich hinter dieser männlichen Brust, hinter diesem Löwenauge, hinter dieser stolzen Stirn? Lebt in Dir ein edler und reiner Gedanke, ein brüderliches und frommes Gefühl? Träumst Du, wenn Du schläfst, daß Du gen Himmel fliegst? Wenn die Menschen Dir Uebles thun, hoffst Du dann zu Gott?

„Soll ich Deine Genossin oder Deine Sklavin werden? Begehrst Du nach mir, oder liebst Du mich? Wirst Du mir, wenn Deine Leidenschaft befriedigt ist, zu danken verstehen? Wirst Du mir, wenn ich Dich glücklich gemacht habe, es sagen können?

„Weißt Du, was ich bin, und verursacht es Dir Unruhe, daß Du es nicht weißt? Bin ich für Dich etwas Unbekanntes, das Dich zum Forschen und Denken anregt, oder bin ich in Deinen Augen nur eine Frau wie diejenigen, die sich in den Harems mästen? Drückt Dein Auge, in welchem ich ein göttliches Aufleuchten zu gewahren glaube, nur ein Begehren aus, wie es durch das Weib gestillt wird?

„Weißt Du, was das Verlangen der Seele ist, das die Zeit nicht befriedigt, und das menschliche Liebkosung weder einschläfert noch ermüdet? Wenn Deine Geliebte in Deinen Armen entschlummert, bleibst Du dann wach, um sie zu betrachten, Gott zu danken und zu weinen?

„Lassen die Freuden der Liebe Dich atemlos und erschöpft zurück, oder versetzen sie Dich in einen göttlichen Rausch? Lebt Deine Seele länger als Dein Körper, wenn Du den Busen derjenigen, die Du liebst, verlässest?

„Ach, wenn ich Dich ruhig erblicken werde, werde ich dann wissen, ob Du nachdenkst, oder ob Du Dich ausruhst? Wenn Dein Blick erschlafft, wird es aus Zärtlichkeit oder aus Ermüdung geschehen?

„Vielleicht glaubst Du, Du kennst mich nicht, und ich kenne Dich nicht. Ich weiß nichts von Deinem vergangenen Leben und Deinem Charakter, noch was die Leute, die Dich kennen, von Dir denken. Vielleicht bist Du der Erste, vielleicht der Letzte unter ihnen. Ich liebe Dich, ohne daß ich weiß, ob ich Dich werde achten können, ich liebe Dich, weil Du mir gefällst; vielleicht werde ich gezwungen werden, Dich bald zu hassen.

„Wenn Du ein Mann meines Heimatlandes wärst, würde ich Dich fragen, und Du würdest mich verstehen. Vielleicht würde ich dann noch unglücklicher sein, denn Du könntest mich täuschen.

„Du wenigstens wirst mich nicht täuschen, denn Du wirst mir keine leeren Versprechen machen und mir keinen falschen Eid schwören. Du wirst mich lieben, wie Du es verstehst und wie Du mich lieben kannst. Was ich bei den andern vergeblich suchte, werde ich vielleicht auch bei Dir nicht finden, ich kann aber immerhin glauben, daß Du es besitzest. Die Blicke und Koseformen der Liebe, die mich noch stets hintergangen haben, wirst Du mich mir nach Belieben deuten

lassen, ohne daß Du trügerische Worte hinzufügst. Ich werde mir Dein Träumen auslegen und Dein Schweigen in beredte Worte verwandeln können. Ich werde Deinen Handlungen die Absichten unterlegen können, wie ich sie mir wünsche. Wenn Du mich zärtlich anblickst, werde ich glauben, Deine Seele wende sich an die meinige; wenn Du nach dem Himmel schaust, werde ich glauben, Dein Geist schwinge sich wieder zu dem ewigen Herde empor, dem er entstammt.

„Bleiben wir darum so, lerne meine Sprache nicht; ich will in der Deinigen nach den Worten suchen, die Dir meine Zweifel und meine Befürchtungen ausdrücken sollen. Ich will nicht wissen, was Du mit Deinem Leben machst und welche Rolle Du unter den Leuten spielst; ich wünsche sogar, ich kennte Deinen Namen nicht; verbirg mir Deine Seele, damit ich sie stets schön erblicken kann."

Als er uns das wertvolle Autograph anvertraute, hob Dr. Pagello ausdrücklich hervor, es sei „ein Beweis der Sympathie", die wir ihm „als Mann der Wissenschaft und Kollege" eingeflößt hätten, wenn er sich desselben zu unsern Gunsten entäußere.

Welchen Eindruck es auf den jungen Dr. Pagello machte, als er diesen glühenden Brief empfing, soll er selbst uns sagen:

„... Ich kann nicht leugnen, daß das Genie dieser Frau mich in Erstaunen setzte und mich den Eindruck meines Nichts empfinden ließ. Wenn ich sie von Anfang an geliebt hatte, mag man ermessen, um wie viel mehr ich sie noch nach dem Lesen dieses Briefes liebte. Ich hätte, ich weiß nicht was, darum gegeben, wenn ich mich sofort hätte zu ihr begeben können, um ihr zu Füßen zu fallen und ihr unvergängliche Liebe zu schwören; aber es war schon spät, und ich blieb dennoch vor dieses Blatt gebannt, es noch zweimal mit der gleichen Begeisterung durchlesend. Indes sollten einige Phrasen und die ganze Haltung dieses Schriftstücks nach dem dritten Durchlesen in mir etwas Eigentümliches, schwer zu Beschreibendes und Bitteres erregen, das mir aus dem Innersten meines Herzens nach dem Kopf zu steigen schien ... Ich mußte an Alfred de Musset denken, der, jung, ernstlich krank und fremd, sich meiner Pflege und Freundschaft anvertraut hatte. Diese Gedanken durchwogten mein Gemüt, und, den Kopf in die Hände gestützt, kam es mir vor, als ob mein Gehirn hin und her bewegt würde wie ein Weberschiffchen."

Die guten Vorsätze hielten indes nicht stand. Am andern Morgen stattete Pagello seinem Kranken den gewöhnlichen Besuch ab, und George Sand forderte ihn auf, mit ihr in die Stadt zu gehen, um Einkäufe zu besorgen. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie dem Doktor, wie viel Grund sie habe, sich über ihren Freund zu beklagen; sie sei entschlossen, nicht mehr mit demselben nach Frankreich zurückzukehren, und schließlich, sie gebe ihm den Vorzug! ... Pagello wußte kein Wort der Erwiderung darauf zu finden, aber seine Bedenken waren rasch überwunden, und George Sand unterlag kurz nachher. Sie unterlag, und zwar, wie das heute eine unbestrittene Thatsache ist, unter besonders widerwärtigen Umständen. Man hat behauptet, Musset sei das Opfer der Vorspiegelung eines

hitzigen Fieberanfalls geworden, er habe in eifersüchtiger Beklemmung ein Traumbild gesehen. Es ist allerdings wahr, daß der Dichter Hallucinationen hatte, von denen er selbst in folgenden Ausdrücken berichtete: „Zuweilen kam der Klang ihrer Stimme mir wie schwach und entfernt vor, zuweilen gellte er mit unerträglichem Lärm in meinem Kopfe. Ich fühlte es wie kalte Windstöße aus dem Innern meines Bettes aufsteigen, einen eisigen Duft, wie er Kellern oder Gräbern entströmt, mir bis in das Mark der Knochen dringen. Mir kam der Gedanke, zu rufen, allein ich versuchte es nicht einmal, so weit war es von dem Sitze meiner Gedanken bis zu den Organen, die sie hätten zum Ausdruck bringen sollen. Bei dem Gedanken, daß man mich für tot halten und mit dem nach meinem Gehirn geflüchteten Lebensreste begraben könne, überkam mich Furcht, aber es war mir unmöglich, ein Zeichen davon zu geben. Glücklicherweise entfernte eine Hand — ich weiß nicht, welche — den kalten Wasserumschlag von meiner Stirn, und ich verspürte ein leichtes Wärmegefühl."

Die Hallucination war vorüber. Alfred hörte, wie seine beiden Wärter über seinen Zustand berieten. Pagello, der ihn für tot oder doch dem Tode nahe hielt, rüttelte ihn, wie er sagt, so heftig auf, daß er darüber ohnmächtig wurde. Und an diesem selben oder dem darauf folgenden Tage wurde Musset Zeuge — seines Mißgeschicks! „Wie dem auch sei (schreibt er in einem ganz von seiner Hand abgefaßten Berichte vom Dezember 1852), ich bin überzeugt davon, daß ich dieses Bild sah, das ich für die Vision eines Kranken gehalten haben würde, wenn andre Beweise und vollständige Eingeständnisse mich nicht darüber belehrt hätten, daß ich mich nicht täuschte. Mir gegenüber sah ich eine Frau auf dem Schoße eines Mannes sitzen. Sie hatte das Gesicht nach rückwärts gewandt ... Ich sah, wie die beiden sich küßten. Im ersten Augenblicke machte dieses Bild keinen lebhaften Eindruck auf mich. Es bedurfte einer Minute, bis ich die Enthüllung begreifen konnte; aber ich begriff sofort und stieß einen leisen Schrei aus." Am folgenden Tage trinken Pagello und George Sand zusammen Thee und bedienen sich dabei derselben Tasse, vor den Augen desjenigen, den sie für einen Sterbenden halten. „Sie waren ein Liebespaar," schließt Musset traurig; „darüber konnte nicht der leiseste Zweifel walten." Auf den ausdrücklichen Rat Pagellos wurde entschieden, daß der Dichter nach Frankreich zurückkehren sollte. Am 22. März kam man überein, daß George Sand ihn begleiten sollte; acht Tage später wurde das Programm geändert; Musset reiste allein ab, das heißt nicht ganz allein, denn man hatte einen — italienischen Perückenmacher, den Herrn Antonio, gewonnen, der ihm als Reisebegleiter dienen sollte. Musset schrieb der Freundin, die er verlassen hatte, von Padua, Genua und allen einzelnen Reisestationen aus.

Seine Briefe sind nach dem Ausspruch von Frau Arvède Barine im höchsten Grade von Leidenschaft und Gefühl, von schwungvoller Beredsamkeit und tiefer Poesie durchdrungen. „... Er ist nicht unruhig wegen des Schicksals der Freundin, von der er scheidet, da er sie in den Händen eines wackeren Mannes (Pagello) gelassen hat, der sie gewiß glücklich machen wird, und er dankt diesem Braven;

er wird ihm seine Liebe schenken und kann seinen Thränen nicht gebieten, wenn er an ihn denkt."

Am 12. April langte Alfred de Musset in höchst beklagenswertem Zustand in Paris an.

George Sand sprach in einem Briefe an den Erzieher ihres Sohnes sechs Tage vor der Ankunft Alfreds in der französischen Hauptstadt ihr Bedauern darüber aus, daß sie ihn habe abreisen lassen, allein das kam etwas spät! Endlich wurde es ihr klar, daß „Musset noch etwas gar schwach gewesen sei, um diese Reise zu unternehmen". Sie war nicht ohne Besorgnis über die Art, wie er sie überstanden haben möge. „Es wäre aber für ihn weit schlimmer gewesen, wenn er, anstatt zu reisen, geblieben wäre, und jeder Tag, den er bis zu seiner Wiedergenesung gewartet hätte, würde dieselbe anstatt beschleunigt verzögert haben."

Sie kam nach Venedig zurück mit „sieben Centimes" in der Tasche, um mit Dr. Pagello ein neues Leben zu beginnen. In aller Gemütsruhe teilte sie ihren Freunden mit, daß sie entschieden in Venedig bleiben werde, um ihr Leben an ihren neuen Geliebten, den Dr. Pagello, zu ketten. So verbrachte sie die Zeit bis zum August (1834). Wie das Leben des Liebespaares während jener Tage beschaffen war? George Sand hat mit der Neigung, alles zu idealisieren, die kleinsten Einzelheiten ihres Aufenthaltes in Venedig an der Seite ihres Freundes, des Doktors, verherrlicht. In den drei ersten „Briefen eines Reisenden" kann man Pagello unter dem doppelten Pseudonym „Pietro" und „der Doktor" wiederfinden, George Sand selbst aber unter dem angenommenen Namen „Beppa".

Pagello, der nicht etwa ein Hohlkopf war, wie man wohl behauptet hat, sondern ein geistvoller, fein gebildeter Mann, hatte gefunden, daß seine geistigen Fähigkeiten sich in der Nähe der genialen Frau, mit der er zusammenlebte, immer mehr entwickelten. Denn Pagello war ein Dichter, und zwar ein Dichter von hervorragender Beanlagung. Es würde schwer halten, genaue Angaben über die poetische Thätigkeit Pagellos zu machen, da er seine Hervorbringungen mit der Sorglosigkeit des Dichters in alle Winde zerstreute und sie bald Gemeingut aller wurden und einen volksliedartigen Charakter annahmen. Doch können wir wenigstens eine Probe seiner Verse geben. In einer Studie über den venetianischen Dialekt (in der „Nuova Antologia" vom 15. April 1883) teilt E. Castelnuovo nach Raffael Barbiera den Text der „Serenata" mit, die Dr. Pagello für George Sand verfaßte. Da dieses anmutige Gedicht wenig bekannt ist, glaubte ich, es würde nicht uninteressant sein, es in seiner Originalfassung zu veröffentlichen, der ich eine wortgetreue Prosa-Uebersetzung zur Seite stelle:

Co i pensieri malincoli	Mit schwermütigen Gedanken
Mo te star a tormentar!	quäle dich nicht mehr!
Vien co mi, montemo gondola,	Komm mit mir dort in die Gondel,
Andremo in mezzo al mar,	laß uns hinausziehn aufs hohe Meer,

Passaremo i porti e l'isole	vorbei an den Häfen und Inseln,
Che contorno la cita.	welche die Stadt umgeben.
El sol more senza nuvole	Die Sonne stirbt wolkenlos,
E la luna spuntera.	und gleich wird der Mond erscheinen.
Oh! che vista, oh! che spectacolo,	Ach, welch ein Anblick, welch Schauspiel
Che presenta sta laguna,	bietet diese Lagune dar,
Quando tuto è silenzio,	wenn rings Schweigen herrscht,
Quando luse in ciel la luna,	wenn der Mond am Himmel erglänzt,
Co spadendo el lume palido	wenn er, sein bleiches Licht
Lora l'acqua inazentada,	auf das glitzernde Wasser ergießend,
La se specchia, la se cocola	sich darin spiegelt und damit tändelt
Come dona inamorata!	wie eine verliebte Frau!
Tira zo quel velo, scondete ...	Nimm den Schleier vor, verbirg dich ...
La scomenza a comparir ...	jetzt beginnt er hervorzutreten ...
Se la ariva mai te vederte	wenn er dich gewahrte,
La pol forse ingelosìr.	könnte er eifersüchtig werden.
In conchiglia i greci	In einer Muschel stellten die Griechen
Venere se sognava un altre di ..	einst sich die Venus vor ...
Forse visto i aveva in gondola	vielleicht hätten sie auf dich in der Gondel
Una zogi come te.	wie auf ein Juwel geblickt.
Ti xe bela, ti xe jovene,	Du bist schön, du bist jung,
Ti xe fresca come un fior!	du bist frisch wie eine Blume!
Vien et tempo de le lagrime,	Einst kommt die Zeit der Thränen,
Ridi adesso e fa l'amor!	einstweilen lache und liebe!
Co i pensieri melancolici ...	Mit schwermütigen Gedanken u. s. w.

Wir wissen, daß sich unter den Papieren der George Sand noch andre von Pagello ihr gewidmete Gedichte befinden, doch vermögen wir einstweilen Genaueres über sie nicht anzugeben.

Pagello machte nicht nur Verse, zuweilen gab er sich auch einer andern, mehr prosaischen Beschäftigung hin.

Um darüber Aufschluß zu erhalten, lassen wir ihn am besten selbst reden. Als wir uns vor etwa drei Jahren bei Dr. Pagello einstellten, fragten wir ihn zunächst nach seiner „Beschäftigung“ zu der Zeit, als er mit „der Sand“ (so nannte er sie stets nur) zusammenlebte. Er hatte die Freundlichkeit, uns darüber das Folgende mitzuteilen:

„Wie sich für uns, die Sand und mich, unser gemeinschaftliches Dasein gestaltete, nachdem Musset abgereist war, will ich versuchen, Ihnen zu erzählen. Wir verließen fast noch in dem nämlichen Augenblick das Hotel Danieli, um eine Wohnung in San Fontino, im inneren Teile von Venedig, zu beziehen, wo wir uns häuslich niederließen. Mein Bruder Robert, der vor sechs Jahren, 1890, gestorben ist, wohnte mit uns unter einem Dache. Er, der sich nur selten von der Leidenschaft mit fortreißen ließ, konnte nicht begreifen, wie ich mich in die seiner Ansicht nach wenig verführerische Sand habe verlieben können; allerdings war George Sand um jene Zeit sehr mager geworden. Sobald mein Oheim von meinem Verhältnis erfuhr, verbot er meinem Bruder, bei uns wohnen zu bleiben. Trotzdem gestaltete sich unser Leben zu einem recht vergnügten. George Sand arbeitete, und sie arbeitete viel. Sie gestattete sich nur eine Zer-

streuung, das Zigarettenrauchen; sie rauchte auch, wenn sie wieder an die Arbeit ging. Sie rauchte orientalischen Tabak und liebte es, die Zigaretten für sich und für mich selbst zu wickeln. Vielleicht war das für sie eine Quelle der Inspiration, denn oft hielt sie während der Arbeit inne, um träumerisch den Rauchringeln nachzublicken.

„In Venedig hat sie hier an dem Spieltisch, an den ich mich augenblicklich lehne, die ‚Briefe eines Reisenden‘ und ebenso ihren Roman ‚Jacques‘ geschrieben. Ich war ihr bei diesem Anlaß nur eine schwache Hilfe, und meine Mitarbeiterschaft beschränkt sich auf wenige Dinge; ich lieferte ihr einige Notizen über die Geschichte Venedigs und über Volkssitten und begleitete sie häufig nach den Lesekabinetten und der Bibliothek Marciana.

„Sie beherrschte unsre Sprache ziemlich geläufig, jedoch nicht so weit, um für italienische Zeitschriften zu schreiben; sie hat daran auch wirklich nicht gedacht. Sie hatte genug daran zu thun, ihre Artikel für die „Revue des Deux Mondes“ fertigzustellen, denn sie schickte regelmäßig ihr Manuskript an Herrn Buloz.

„Ich darf nicht unterlassen, Sie auf ein besonderes Talent der George Sand aufmerksam zu machen: sie zeichnete wunderbar, doch gefiel sie sich meistens in satirischen Darstellungen. Ihre Karikaturen waren die drolligsten, die man sich denken kann; sie warf eine Person mit zwei Bleistiftstrichen hin, auch wenn sie dieselbe nur einmal gesehen hatte. Meine älteste Tochter hat einige Zeichnungen von ihr aufbewahrt und kann sie Ihnen zeigen.

„George Sand trank viel Thee, um sich bei der Arbeit rege zu halten.

„Als wir Venedig verließen,“ fuhr der Redner fort, „begaben George Sand und ich mich nach Verona, dann an den Gardasee, nach Mailand und von dort nach Genf. Wir trafen in der Hauptstadt Frankreichs in den ersten Tagen des August ein. Wir trennten uns sofort nach unsrer Ankunft. Ich wollte unter keinem Vorwand die mir angebotene Gastfreundschaft annehmen.“

Um das Nähere über die Ankunft und den Aufenthalt Pagellos und George Sands in Paris zu erfahren, brauchen wir uns nur an das geheime Tagebuch des Doktors zu wenden.

„Ich erhielt mit großen Schwierigkeiten einen Paß und begab mich mit ihr nach Mailand, ohne von meinen Verwandten und Freunden Abschied zu nehmen und irgend einem zu sagen, wann ich wieder kommen werde. Von Mailand gingen wir, die Sand und ich, über Domo d'Ossola und den Simplon. In Martigny angelangt, ließen wir den Wagen und das Gepäck zurück.

„Je weiter wir kamen, desto verdächtiger und kälter wurden unsre Beziehungen. Ich litt sehr, ich gab mir indes die größte Mühe, es zu verbergen. Ich begann leider in ihr eine Schauspielerin zu erblicken, die ziemlich gewöhnt an derartige Possenspiele war, und die Binde, die mir die Augen verhüllte, fing an, sich zu lichten.“

Man sieht, er machte sich keine Illusionen mehr.

Das Liebespaar kam so nach Genf, und nach sechs- bis siebentägigem Aufenthalte besteigen sie dort die Post und gelangen über das Dauphiné und

die Champagne nach Paris. Auf der Station findet George Sand einen ihrer Freunde, Boucoiron, der sie nach ihrer Wohnung auf dem Quai Voltaire begleitet, während sich Pagello nach dem Hotel d'Orléans in der Rue des Petits Augustins in ein Zimmerchen des dritten Stockwerks zu 1 Frank 50 Centimes begiebt. Mit was er sich die Zeit vertreibt, werden wir nach einem aus den besten Quellen geschöpften Bericht sehen.

Er nahm seine Mahlzeit in einer von einem gewissen Burharda, einem seiner Landsleute, gehaltenen Pension ein, der seit länger als dreißig Jahren in Paris das Wirtsgewerbe betrieb.

Er ging zuweilen zu Fuß nach dem Jardin des Plantes oder besuchte die Kliniken, die von Velpeau, Lisfranc und andern berühmten Aerzten jener Zeit geleitet wurden, an die George Sand ihn empfohlen hatte, um sich in höflicher Weise von ihm loszumachen.

Man mag sich vergegenwärtigen, was für bittere Tage der arme Venetianer verlebte, ohne Kenntnis der Landessprache, ohne Geld, zu seiner Ernährung oft für einen ganzen Tag auf ein Stück Brot und etwas Obst angewiesen! Und dabei die Demütigung und das bittere Gefühl, von der Frau verlassen worden zu sein, in die er seinen Glauben gesetzt hatte! Am 18. August schrieb Pagello verzweifelt an seinen Vater: „Ich komme mir vor wie ein fremder Vogel, der in einen Wirbelsturm geraten ist," und an einem andern Tage: „Wenn irgend jemand allen Grund hat, sich in die Seine zu stürzen, bin ich es." Aber die Abschiedsstunde von der Ungetreuen nahte heran.

Pagello erzählt, der Abschied sei stumm verlaufen. „Ich drückte ihr die Hand," sagt er, „ohne sie ansehen zu können. Sie war wie verlegen ... Ich küßte ihre Kinder."

Pagello verließ Paris am 23. Oktober 1834.

Durch Vermittlung eines sich für die Wissenschaft interessierenden Edelmanns, Paolo Zannini aus Venedig, erhielt er die bescheidene Stelle eines Wundarztes am Hospital von Belluno. Es kostete ihm wenig Mühe, Ersatz für die verlorene Praxis zu finden. Sein chirurgisches Geschick war längst schon allgemein anerkannt; als ehemaliger Schüler des berühmten Scarpa und des Chirurgen Rima, des einstigen Generalarztes der Großen Armee, kam er leicht zur Geltung. Außerdem erfreute er sich eines besonderen Rufs als Geburtshelfer.

Bis zum Alter von achtzig Jahren versah Dr. Pagello seinen Dienst im Hospital mit der größten Pünktlichkeit. Mit regem Eifer folgte er stets den Fortschritten der Wissenschaft, und in den freien Stunden, die seine Berufsthätigkeit ihm ließ, beschäftigte er sich mit Geologie, Paläontologie und Muschelkunde. Die Taubheit, an welcher er seit seinem fünfundvierzigsten Jahre zu leiden hatte, übte nicht wie bei so vielen andern einen verstimmenden Einfluß auf seinen Charakter aus; da er sich seit einiger Zeit auf die Fischzucht verlegt hatte, schrieb er an einen seiner Bekannten, „er habe sich zu seinen Freunden die stummen Bewohner der Wassertiefe gewählt, und darum habe er nicht nötig, stets an seine Taubheit zu denken". Man sieht, es fehlte ihm nicht an einem gewissen Humor.

Nachdem das Abenteuer einmal überstanden war, hatte Dr. Pagello sich wiederum dem Familienleben gewidmet, und er ist ein musterhafter Gatte geworden.

In erster Ehe hatte er sich 1838 mit Margherita Piazza vermählt, die 1842 starb. Aus dieser Ehe hatte er zwei Kinder, Giorgio, der 1878 starb, und Ada Pagello, nunmehr verwitwete Antonino, die abwechselnd in Mogliani und Venedig lebt.

Im Jahr 1849 vermählte sich Pietro Pagello in zweiter Ehe mit Margherita Zuliani, die ihm drei, sämtlich noch lebende Kinder schenkte, Roberto, Maria und Giusto. Der letztere trat die Nachfolge seines Vaters als Wundarzt am Bürgerhospital von Belluno an. Da Giusto bei unsrer Zusammenkunft mit seinem Vater anwesend war, fragten wir ihn, wie Dr. Pietro Pagello die Nachricht von dem Tode der George Sand aufgenommen habe. „Wie die Ankündigung von dem Tode einer ‚Bohémienne‘ (sic), deren er in seinem Familienkreise gedachte“ (will besagen: deren Andenken meinem Vater sich wieder darstellte) ... Die Vergangenheit war tot, noch ehe George Sand sterben konnte.

„Sie müssen wissen, daß die Beziehungen meines Vaters zu George Sand nur eine Episode in seinem Leben waren, nichts weiter. George Sand hatte sich, der Sonderbarkeiten Alfred de Mussets müde, rückhaltlos meinem Vater hingegeben, der jung, breitschulterig, intelligent, das Urbild eines hübschen, wackeren und guten Burschen war. Mein Vater mochte die hübsche Fremde wegen ihres Genies und ihrer Herzensgüte gern leiden und war, wenn auch nicht bis zur Sinnlosigkeit, gehörig verliebt in sie. Aber das alles war bald vergessen. Nach Italien zurückgekehrt, nahm mein Vater sofort seine Berufsthätigkeit wieder auf.“

Man hat sich anfangs über derartige Erklärungen sehr entrüstet; andre, ruhiger Denkende meinten aber dazu: George Sand, Mussets müde, hatte eine Laune, eine vorübergehende Anwandlung; Pagello, der nicht der mittelmäßige Kopf war, für den man ihn uns hat ausgeben wollen, merkte das alsbald. Jung, feurig, war er einer Versuchung erlegen, der zu widerstehen allerdings auch schwer gewesen wäre. Als das Abenteuer aber einmal hinter ihm lag dachte er nicht mehr daran. Kaum erinnerte er sich noch des Kochkunsttalents seiner Geliebten, die, wie es scheint, hervorragend in der Bereitung von Saucen war. Uns will bedünken, als ob er der vom Glück am meisten Begünstigte von den dreien gewesen sei, dieser erstaunliche Greis, dem es gelungen war, sich aus den Fangarmen eines Ungetüms zu befreien, das leider viele andre erstickt hat, denen es Gehirn und Herz aussog!

War er nicht eine Ironie des Schicksals, dieser neunzigjährige Greis, dem die rasenden Umarmungen von ehedem nichts anzuhaben vermochten, als das Erdreich rings um ihn her sich mit den Leichen derer bedeckte, die sich in den Fallstricken der Sirene hatten fangen lassen, denen er entgangen war? Endlich hat aber doch der Tod sein Opfer verlangt: der alte Doktor von Belluno, der uns unlängst noch so gastlich bei sich aufgenommen, ist im Alter von einundneunzig

Jahren entschlafen, umgeben von seiner Familie und mit den Zeichen allgemeiner Achtung und Verehrung zu Grabe geleitet.

„Die ganze Stadt,“ so schrieb uns unter dem 28. Februar 1898 Professor Fontana, „hat dem verehrungswürdigen Greis, der, einundneunzig Jahre alt geworden, das Andenken regen Fleißes und hoher Rechtschaffenheit hinterläßt, den Tribut ihrer Thränen gezollt. Er ist gestern um zehn Uhr beinahe plötzlich an Altersschwäche verschieden, ruhig in seinem Lehnsessel sitzend.“

Er hat die ewige Ruhe wohl verdient, er, dem zu seinen Lebzeiten die Ohren so viel betäubt wurden von dem Lärm, der sich um seinen Namen verbreitete.



Einige aufklärende Worte zum Falle Dreyfus.

Von einem ehemaligen Generalstabsoffizier.

Die Darlegungen des „früheren Staatsmannes“ im Märzheft dieser Blätter über die „internationale Spionage“ [1]) ließen den Tieferblickenden erkennen, daß der französische Kriegsminister ein wahres Abderitenstückchen vollbrachte, als er Zola wegen seines in die Welt hinausgeschmetterten „J'accuse“ vor das Geschworenengericht citierte. Denn dem Kriegsminister ebenso wie dem Generalstabe mußte es von vornherein klar sein, daß sich die Verteidigung Zolas mit aller Macht bestreben würde, die Organisation des französischen Kundschaftsdienstes, dessen Agenten und ihre Machenschaften vor der großen Oeffentlichkeit — wie der „frühere Staatsmann“ dies scharf charakterisierte — „unter die Lupe zu nehmen“.

Nun hat aber der Verlauf des Prozesses gezeigt, wie ängstlich die militärischen Autoritäten bemüht waren, jeden Einblick zu verwehren, und wie sie die Hand, welche einen Zipfel des Schleiers lüften wollte, mit erlaubten und unerlaubten Waffen wegschlugen. Nachträglich mögen sie es wohl bedauert haben, daß sie sich verleiten ließen, eine Sensationskomödie aufzuführen, statt sich mit vornehmem Achselzucken den Schein der Unantastbarkeit zu geben.

Als der Kassationshof die Nichtigkeit des Urteils gegen Zola aus formellen Gründen aussprach, da frug sich die aufgewühlte öffentliche Meinung der ganzen Welt, ob dies Ergebnis wirklich das Mäuschen sei, das der kreißende Berg gebar. Gewiß war durch den Ausweg, welchen der Kassationshof gefunden hatte, die

[1]) Die Entgegnungen des Verfassers auf den früher in der „Deutschen Revue“ erschienenen Artikel: „Internationale Spionage“ wären leicht zu widerlegen, doch erscheint uns eine Polemik über dieses Thema nicht zweckmäßig. Die Redaktion.

Möglichkeit geboten, die glühend gewordenen Leidenschaften auskühlen zu lassen, bevor der Wahrheit endlich doch ihr Recht werden sollte. Aber das Kriegsgericht, welchem nun das Klagerecht zugeschoben erscheint, konnte es trotz mannigfacher Warnungen von seiten staatlicher und auch militärischer Autoritäten nicht über sich gewinnen, ruhig hinter dem Schilde des Bewußtseins der nach bestem Wissen und Gewissen erfüllten Pflicht zu bleiben. Es hat neuerdings die Klage erhoben, und die ganze ekle Sache wird nun nochmals vor der Welt aufgerollt. Neue schwerwiegende Enthüllungen sind mittlerweile erfolgt. Zweifelsohne wird der Kampf vor den Geschworenen mit verdoppelter Erbitterung geführt werden. Grelles Licht wird auf die unrühmlichen Machenschaften, auf die Bestechungen, Veruntreuungen und Entwendungen fallen, deren sich der offizielle militärische Kundschaftsdienst bedienen zu müssen glaubt.

In einem Epiloge zu dem neuerlichen Prozeß Zola, dessen Hauptzweck von seiten der Verteidigung wieder nur die Erzielung einer Revision des Prozesses Dreyfus sein wird, wollen wir später nachweisen, daß der „frühere Staatsmann“ nur scheinbar das Richtige trifft, wenn er die Frage: ob es sich lohne, auch für die militärische Spionage im Frieden Geld auszugeben, mit einem unbedingten „Ja“ beantwortet. Die Geschichte der Kriegsvorbereitung, zu welcher notwendigerweise auch die Erkundung der Streitkräfte gehört, welche zu bekämpfen sein werden, ist untrennbar von der Geschichte des Krieges selbst, daher denn auch in den maßgebenden Schilderungen der europäischen Kriege unsrer Zeit der beiderseitigen Kriegsvorbereitung besonderes Augenmerk gewidmet wird. Es liegt also sowohl in den offiziellen Generalstabswerken als in den Mitteilungen von hervorragenden, in militär-diplomatischem Dienst verwendeten Persönlichkeiten eine Fülle von Thatsachen vor, so unzweifelhaft und belehrend, daß ihre Ueberschau der Bildung eines endgültigen Urteils über den Wert oder Unwert militärischer Spionage im Frieden die festesten Stützpunkte darbietet.

Eine solche Ueberschau behalten wir uns vor, den Lesern vielleicht nach Abschluß des neuen Zola-Prozesses, durch die Ergebnisse desselben erläutert, zu vermitteln. Für heute beschränken wir uns darauf, die Anschauungen zu skizzieren, welche sich in den leitenden Generalstäben der großen europäischen Armeen über die Affaire Dreyfus samt allen ihren Folgen allmählich herausgebildet haben. Die Richtigkeit dieser Anschauungen können wir selbstverständlich nicht verbürgen; denn sie sind ja nichts andres als Krystallisationsprodukte von kurzen Bemerkungen, vielleicht kleinen Indiskretionen einzelner oder minder Wissender: ein On dit also, aber ein solches, das auf festen Grundlagen fußt.

Man erzählt: Einige Zeit vor dem Zustandekommen der franko-russischen Allianz, als aber schon bemerkenswerte Intimität in den diplomatischen Beziehungen der beiden Staaten und ihrer Vertreter vorherrschte, verlangte der russische Militärbevollmächtigte in Paris vom Kapitän Dreyfus eine übersichtliche Zusammenstellung der gesamten Streitkräfte Frankreichs. Dreyfus machte dem Generalstabschef von diesem Begehren Mitteilung und empfing die Weisung, das Tableau ohne weiteres aufzustellen, aber vorher seinem General vorzulegen.

Die Arbeit des Kapitäns fand keinen Beifall beim Generalstabschef, welcher eine Umarbeitung mit dem Ansatze höherer Etatsziffern forderte, deren Begründung in Maßnahmen lag, die eben erst projektiert waren. Hiergegen erhob Dreyfus die Vorstellung, daß er dem russischen Kameraden, welchem ja auch ein Gegendienst geleistet werden sollte, unmöglich eine Aufstellung bieten könne, die dem augenblicklichen Stande der Dinge nicht entsprach. Der Generalstabschef ließ die Arbeit des Kapitäns Dreyfus vernichten und beauftragte den damals als „Comte Esterhazy" geltenden Kapitän Walsin mit der Verfassung eines den französischen Interessen besser dienenden Tableaus. Dieses wurde an den russischen Offizier geschickt; ob es als von Dreyfus herrührend bezeichnet worden ist oder nicht, ist zweifelhaft. Verbürgt aber soll sein, daß Dreyfus glaubte, er sei es sich selbst schuldig, bei dem russischen Militärattaché die Meinung nicht aufkommen zu lassen, daß er es gewesen sei, welcher die unrichtigen Daten aufgestellt habe, und daß Dreyfus, nur dieses eine Interesse verfolgend und jedes Staatsinteresse außer acht lassend, dem russischen Attaché auch die richtigen Ziffern übersendete.

Diese That des Kapitäns Dreyfus erfuhr der französische Generalstabschef aber erst — und zwar durch Esterhazy —, als das in der Portierloge der deutschen Gesandtschaft unterschlagene „Bordereau" die große Spionage-Affaire aufwirbelte, welche zum Prozeß gegen Dreyfus und zu dessen Verurteilung führte. Es ist erklärlich, daß die französischen Autoritäten, welche so viel Gewicht auf die möglichst hohe Wertschätzung ihrer Streitkräfte von russischer Seite legten, jene Handlung des Dreyfus als ein schweres Verbrechen auffaßten. Gewiß liegt in derselben eine positive, aber auch die einzige Schuld desjenigen, welcher dann als Blitzableiter für Esterhazy dienen mußte. Wie dieser letztere, der sich mit seinem zweifelhaften aristokratischen Namen auch in diplomatischen Kreisen lancierte, die Rolle des Doppelspions — nach den Grundsätzen Napoleons I. — übernahm und durchführte, dies ließ schon der erste Prozeß Zola erkennen; der zweite wird wohl noch mehr Licht darüber verbreiten.[1])

[1]) Diese Darstellung der dem Falle Dreyfus zu Grunde liegenden Vorgänge ist uns von einem Mitarbeiter, einem hervorragenden Staatsmanne, dem wir diesen Artikel zugesandt haben, als zutreffend bestätigt worden. Ohne allen Zweifel handelt es sich bei dem „Bordereau" um ein gefälschtes Schriftstück. Die Redaktion.



Der spanisch-amerikanische Seekrieg.

Für unsre Leser wird es von Interesse sein, nachstehende Urteile von zwei hervorragenden Autoritäten über die amerikanische und spanische Flotte kennen zu lernen, auch wenn die Ereignisse in dem Seekriege manches vor Veröffentlichung dieser beiden Artikel geändert haben sollten. — Der Neutralität und Unparteilichkeit wegen haben wir zwei berühmte Admirale der deutschen und englischen Marine um Aeußerung ihrer Ansichten über die beiden kriegführenden Mächte ersucht.

Mai 1898.

Die Redaktion der „Deutschen Revue“.

*

Die Fragen, welche die verehrliche Redaktion der „Deutschen Revue“ mir unterbreitet hat: „Was kann und wird voraussichtlich die spanische Marine leisten im Kriege mit Nordamerika? Welche der beiden kriegführenden Mächte wird voraussichtlich im Seekriege der überlegene Teil sein?“ ist a priori sehr schwer zu beantworten. Es lassen sich nur allgemeine Schlußfolgerungen ziehen, indem man die hierbei in Betracht kommenden Faktoren miteinander in Vergleich stellt. Letztere sind 1. die Gefechtsstärke der zur Verwendung bestimmten Seestreitkräfte, 2. die Ausbildung des Offizierpersonals im Kriegschiffsdienst im allgemeinen und in den taktischen Evolutionen und Manövern im besonderen, 3. die Geübtheit der Schiffsbesatzung in der Bedienung der Geschütze und in der Handhabung der zum Angriff oder zur Abwehr dienenden sonstigen Hilfsmittel, 4. der militärische Geist, von dem die Besatzung durchdrungen ist.

Betrachten wir diese Faktoren etwas näher.

Nicht auf die Zahl der Schiffe und deren größeres oder geringeres Deplacement kommt es an, welche die Kriegführenden einander entgegenzustellen haben, sondern auf die Gefechtsstärken der einzelnen Schiffe, sobald es sich darum handelt, die bereiten Kampfmittel der Kriegführenden gegeneinander abzuwägen. Die Einheit der Gefechtsstärke ist allerdings eine illusorische Größe; sie ist abhängig von dem jeweiligen Standpunkt der Technik des Schiffs- und Maschinenbaus, sowie von der vollendeten Art der Armierung und Ausrüstung des Schiffs; sie wird als Maßeinheit zu Grunde gelegt der zurzeit bestehenden höchsten Vollendung in der Widerstandskraft eines Schiffes gegen die ausgiebigste Verwendung der gegnerischen Angriffsmittel. Es kommt somit bei Beurteilung der Gefechtsstärke eines Schiffs sehr darauf an, zu welcher Zeit dasselbe gebaut und ausgerüstet wurde, denn die Fortschritte und Verbesserungen, welche namentlich im letzten Jahrzehnt gemacht und zur Ausführung gebracht worden sind, bezüglich der Herstellung des Panzers, der Schnelligkeit in der Geschützbedienung, der Schutzvorrichtungen für die Bedienungsmannschaft, der durch verbesserte Maschinen-

konstruktion erreichten Schnelligkeit, der Hilfsmittel zur Bewältigung der in das Innere des Schiffs eingedrungenen Wassermassen, zur Vorbeugung gegen Feuersgefahr, zur Abwehr gegen Torpedoboote und gegen deren nächtliche unbemerkte Annäherung rc. rc. rc.: alle diese Verbesserungen sind so wesentlicher Art und von so weittragender Bedeutung, daß selbst die noch so kostspieligen Schiffsbauten einer nicht sehr fern zurückliegenden Zeit den neuesten Bauten gleicher Art gegenüber, das heißt demselben Typus angehörig, schon als antiquiert und zum Teil obsolet erscheinen können. Mithin können zwei Schiffe von gleichem Typus und gleichem Deplacement, je nachdem sie früher oder später erbaut und ausgerüstet sind, doch sehr verschiedene Gefechtsstärke besitzen.

Der zweite in Betracht kommende Faktor, die tüchtige Ausbildung und Durchbildung der Offiziere zum Manövrieren im Geschwader- respektive im Flottenverband, ist von weittragendster Bedeutung. Wie der einzelne Kommandant sein Schiff derart in der Hand haben muß, daß sein Wollen, durch Zeichen oder Worte kundgegeben, augenblicklich jeden Funktionär im ganzen vielseitigen Getriebe des Schiffs und der Maschine zum promptesten, korrektesten und überlegten Handeln zwingt, so muß auch der Geschwader- oder Flottenchef die unterstellten Kommandanten derart geschult und an die strikteste Ausführung der von ihm anbefohlenen Manöver und Formationen gewöhnt haben, daß mißverständliche Auffassungen, welche so leicht Verwirrung schaffen, gänzlich ausgeschlossen sind. Nur unter solcher Voraussetzung wird in der Aktion selbst der einzelne den Entschluß selbstthätigen Eingreifens ohne Scheu vor Verantwortung fassen und zur Ausführung bringen, sobald die allgemeine Gefechtslage oder unvorhergesehene Umstände ihm schnelles und selbständiges Handeln angezeigt erscheinen lassen. Dieser unausgesetzten und strengen Schulung im Schiffsdienst verdanken die Engländer ihre so bedeutungsvollen Seesiege unter Jervis und Nelson dem weit überlegenen Gegner gegenüber.

Ein sehr passendes Beispiel aus der Seekriegsgeschichte möge zur Bestätigung des Gesagten dienen.

In der Seeschlacht bei Kap St. Vincent am 14. Februar 1797 erfocht der englische Admiral Jervis mit fünfzehn Linienschiffen einen glänzenden Sieg über die aus siebenundzwanzig Linienschiffen bestehende spanische Flotte. Als der Admiral nach Eröffnung des Gefechts das Signal gab, daß die in Linie rangierten Schiffe in Contremarsch wenden sollten, hatte der Leiter der Kolonne dieses Manöver schon derart vorgesehen, daß er das zu repetierende Signal schon am Flaggenknopf zusammengerollt vorgeheißt hatte, so daß es nur eines Ziehens an der Flaggenleine bedurfte, um die die Signalflaggen umschnürende Schleife zu lösen, so daß beim Erscheinen des Signals auf dem Admiralschiff das Signal zur selben Zeit bereits repetiert wurde. Und als der am andern Ende der Kolonne befehligende damalige Kapitän Nelson ersah, daß infolge einer vom Feinde vorgenommenen Kursänderung der Feind entschlüpfen könne, wenn er — Nelson — dem ergangenen Befehle Folge leiste, so zögerte er keinen Augenblick, sondern warf sich mit schnellem Entschluß aus der Linie „herausscherend“ dem Gros der

feindlichen Schiffe entgegen. Schnell folgten ihm, das kühne Manöver durchschauend, hilfsbereit die nächsten Kameraden, und als Nelsons Schiff entmastet bewegungslos geworden, deckten ihn die zu seiner Unterstützung herbeieilenden Kameraden, so daß es Nelson noch gelang, durch Enterung zwei in Größe weit überlegene Gegner zum Streichen der Flagge zu zwingen.

Wie steht es nun mit einer derartigen Durchbildung bei den Spaniern und wie bei den Amerikanern?

Nach dem Sturze Napoleons schienen für Spanien kriegerische Verwicklungen in weite Ferne gerückt, und da die finanzielle Lage des Landes keine besonderen Aufwendungen für die Instandhaltung der Flotte ermöglichte, auch diese Aufwendungen für ein einzelnes Schlachtschiff sich gegen früher verzehnfacht hatten, so beschränkte man sich nur in ganz geringem Maße darauf, den bezüglichen Anforderungen der Neuzeit zu entsprechen, und zwar nur so weit, als der innehabende Kolonialbesitz solches unbedingt erforderlich erscheinen ließ. Zeigte sich auch am politischen Horizont ab und zu eine drohende Wetterwolke, wie jetzt bezüglich Cubas, so glaubte man doch nicht an ihre unheilvolle Entladung in absehbarer Zeit.

Unter solchen Umständen hat die heutige spanische Marine nur wenig Gelegenheit gehabt, sich im Evolutionieren im Geschwaderverband ausreichend zu üben. Aber immerhin lebt in der spanischen Nation, die durch ihre langgestreckten Küsten am Atlantischen Ozean und am Mittelmeer von Natur aus auf Schiffahrt und Seehandel angewiesen ist, jener seemännische Geist fort, der einst die Armada schuf, Amerika kolonisierte und der noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von allen Seemächten Europas die größte Zahl von Linienschiffen in den spanischen Kriegshäfen in Bereitschaft hielt. Was in jener zurückliegenden Zeit geleistet wurde in der Organisation der Flotte, in Seemannschaft und Taktik ist trotz der äußeren mißlichen Verhältnisse nicht verloren gegangen, sondern im Schoß der Nation erhalten geblieben, und die Tradition einer ruhmreichen Vergangenheit trägt des weiteren dazu bei, das Offiziercorps auf einer hohen Stufe geistiger und berufsmäßiger Ausbildung zu erhalten. Das heißblütige Temperament der spanischen Bevölkerung, sowie der der Nation innewohnende Zug kühnen Ringens mit der Gefahr — wie solcher zum Beispiel in den Stiergefechten zum Ausdruck kommt, denen alle Kreise der Gesellschaft mit gleicher Leidenschaft ergeben sind — bringt es mit sich, daß die Küstenbevölkerung ganz besonders für den seemännischen Beruf geeignet ist, der Gelenkigkeit und Unerschrockenheit in besonderem Maße erfordert.

Noch weniger Uebung aber in der für den Kriegsfall so notwendigen Schulung des Manövrierens im größeren Schiffsverband haben die Nordamerikaner, denn sie haben bis vor kurzem fast keine Kriegsmarine von irgend welcher Bedeutung besessen. Ebenso überflüssig wie ein größeres Landheer erschien diesem neuen Staatswesen auch eine größere Flotte. Zu fern lag ihm der Gedanke an eine kriegerische Verwicklung mit einer auswärtigen Macht. In seinem jugendkräftigen Alter war der Staatenbund sich außerdem voll bewußt

der ganzen Fülle in ihm ruhender Kräfte, die in die Erscheinung treten zu lassen und in Thaten umzusetzen es nur der eigenen Willenserklärung bedürfe. Und wie berechtigt im allgemeinen dies hohe Selbstgefühl war, zeigte sich deutlich in dem Bürgerkrieg Anfang der sechziger Jahre. Derselbe brachte die vorhandene, aber latente Fülle von Talent und Energie thatsächlich in erstaunlicher Weise zur Entfaltung. Heerführer ersten Ranges entwickelten sich und entstanden aus der Menge heraus; wie aus der Erde gestampft erschien alsbald eine Flotte, von schneidigen Offizieren befehligt, und an ihrer Spitze ein Seeheld, der in Bezug auf Kühnheit, Unerschrockenheit und seemännisches Geschick auf fast unerreichter Höhe steht: Farragut, der sich im Mars (Mastkorb) an den Mast festbinden ließ, um unter dem heftigsten Feuer der Landforts die Flotte durch die enge, gefährliche und mit Sperrmaßregeln aller Art (Minen, Torpedos ɛc.) versehene Flußmündung nach Mobile hinaufzulotsen.

Wenn man aus diesen Vorgängen den Schluß zieht, daß ähnliche hervorragende Kräfte und Talente bei jedem weiteren kriegerischen Anlaß aus einer so impulsiven Nation heraus erstehen würden, daß es somit besonderer seemännisch-militärischer Vorbereitungen nicht bedürfe — wenigstens soweit es das Führerpersonal der Flotte betrifft —, so bleibt doch zu beachten, daß es sich bei dem erwähnten großen Ringen um nationale Gegensätze handelte, welche die Volksseele bis in die innersten Tiefen in leidenschaftliche Erregung versetzt hatten, während es sich in dem vorliegenden Fall im Grunde genommen nur um die Befriedigung eines von kapitalistisch interessierten Kreisen geschürten Eroberungsgelüstes handelt.

Nachdem der Friede hergestellt und die wachgerufenen außerordentlichen Thätigkeiten und Kräfte in ruhigere, aber nicht minder rührige Bahnen zurückgelenkt waren, verlangten die wachgerufenenen Kräfte der nunmehr wieder zu träger Ruhe verurteilten Flotte ebenfalls ihr Aequivalent. Die bislang nach außen gerichtete Thatkraft wandelte sich um in stille geistige Thätigkeit, und als ein bewundernswertes Zeugnis der letzteren erschien vor etwa einem Jahrzehnt das epochemachende Werk des amerikanischen See-Offiziers Kapitän Mahan, betitelt „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte", ein Werk, dem nicht nur jeder gebildete Seemann bewundernde Anerkennung zollt, sondern das auch einen vollständigen Umschwung in der öffentlichen Meinung über maritimes Bedürfen in der Union zuwege brachte. Betroffen durch die unwiderlegliche Beweiskraft der von Mahan vorgebrachten Argumente und Ausführungen, ging man mit der diesem Staatswesen eigenartigen Energie alsbald daran, nicht allmählich, sondern mit einem Schlage eine neue, der Machtstellung des Staates und den Bedürfnissen der Neuzeit entsprechende Flotte zu kreieren. Mit dem seither fertiggestellten Teil dieser Flotte werden sich die spanischen Seestreitkräfte im Falle des Krieges zu messen haben.

Dürfen somit die geistigen Kapacitäten in dem Offiziercorps der spanischen und amerikanischen Flotte als gleichwertig erachtet werden, so sprechen doch die beiden restierenden Faktoren, die Disciplin und der militärische Geist der Schiffs-

besatzungen, sehr zu Gunsten der Spanier, deren Unteroffizierspersonal, meist durch Tradition von alters her schon für den Dienst an Bord vorgebildet, vorgeschulte und fest disciplinierte Stämme abgiebt. Was den militärischen Geist anbetrifft, so ist durch Spaniens ganze Vergangenheit die Nation mit solchem Geiste durchtränkt, und dieser wird voraussichtlich im vorliegenden Fall bei den Schiffsbesatzungen um so mehr zur Geltung kommen, als die ganze spanische Nation in die leidenschaftlichste Erregung versetzt worden ist durch das Verhalten eines Gegners, welcher unter heuchlerischem Vorwand der Nation einen Kampf aufzwingt, dem diese nicht ausweichen kann, ohne der nationalen Ehre und Würde zu vergeben.

Die Besatzungen der amerikanischen Schiffe dagegen sind zusammengewürfelt aus den verschiedensten Nationalitäten, Seefahrern aus aller Herren Länder, angeworbenem Volk, das zwar mit dem nötigen Wagemut ausgerüstet ist, das aber nur dem Dollar zulieb für einige Zeit die bisherige Ungebundenheit in die Fesseln einer lockeren Disciplin einschnüren läßt. Außerdem ist es sehr fraglich, ob die Union die zur Bemannung der Schiffe erforderlichen Mannschaften wird aufbieten können, während den Spaniern reichlich seemännisches Personal zur Verfügung steht. Schiffe sind heutzutage schnell hergestellt und lassen sich eventuell durch Ankauf erwerben, aber ohne ausreichendes Personal läßt sich eine ausgiebige Verwendung nicht ermöglichen. Die Personalfrage ist es, welche einer übertriebenen Vermehrung des Flottenmaterials, wie solche namentlich in letzter Zeit bei den Hauptseemächten hervorgetreten ist, überhaupt ein Ziel setzt.

Aber abgesehen hiervon, liegt die Sache bei den Amerikanern keineswegs so günstig, als diejenigen voraussetzen, welche so eifrig zum Kriege gehetzt oder ihr Votum in diesem Sinne abgegeben haben. Zunächst ist mit in Betracht zu ziehen die alte Feindschaft zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten, sowie andrerseits die Sympathie, welche die gesamte Bevölkerung spanischer Abstammung im zentralen Amerika den Spaniern entgegenbringt. Es könnte daher leicht dahin kommen, daß der von jeher bestehende Rassenhaß zwischen den Romanen und Angelsachsen sich aus Anlaß der den Spaniern aufgezwungenen Verteidigungsstellung so weit vertiefte, um letzteren von dieser Seite Bundesgenossen oder zum mindesten eine Unterstützung in derselben Weise zuzuführen, wie solche seitens der Union den Aufständischen auf Cuba zu teil wurde, welche letztere, zum größten Teil aus den Vereinigten Staaten dahin eingewandert und daher republikanischer Gesinnung, sich aus diesem Grunde der Teilnahme und des Beistandes der Union zu erfreuen hatten.

Diese Unterstützung dürfte von wesentlicher Bedeutung sein in derjenigen Art der Kriegführung, welche in den Kriegen der Seemächte in früheren Jahrhunderten eine besondere Rolle spielte, seitdem aber durch internationale Vereinbarung abgeschafft wurde — der Kaperei —, welcher Vereinbarung indessen Spanien und die nordamerikanischen Freistaaten nicht beitraten. Haben somit beide Teile der Kriegführenden das Recht, Kaperbriefe auszugeben und Kaper

ausrüsten zu lassen, so werden doch die Spanier den hauptsächlichsten Vorteil davontragen, da Spanien mit seinem geringen Seehandel wenig, die Union dagegen sehr viel zu verlieren hat. Mit dem Auftreten der zum erstenmal mit Dampfkraft und überlegener Schnelligkeit ausgerüsteten Kaper werden die amerikanischen Fracht- und Handelsdampfer — von den Segelschiffen ganz zu schweigen — von der offenen See weggefegt werden und bis zum Ende des Krieges von da verschwinden. Die Kaper selbst, unter spanischer Flagge fahrend, werden dagegen in den dem Kriegsschauplatz nahe gelegenen Häfen von Zentralamerika leichten Versteck und Unterschlupf finden.

Es würde zu weit führen, sich auf Kombinationen einzulassen über den eventuellen Verlauf des Krieges. Nur das sei hervorgehoben, daß eine Insel sich leichter verteidigen als erobern läßt. Beati possidentes! Ein Platz wie Havanna, ein Kriegshafen ersten Ranges, mit entsprechend starken fortifikatorischen Anlagen und einer militärisch geschulten und auserlesenen Streitmacht von hunderttausend Mann ist nicht im Handumdrehen zu erobern. An dem kleinen Felsen von Gibraltar haben die vereinigten Land- und Seestreitkräfte von Spanien und Frankreich sich drei Jahre lang vergeblich die Schädel eingerannt, und wenn es auch in der Union genugsam hergelaufenes Gesindel aller Art giebt, welches gegen gute Bezahlung zu jedem Wagnis bereit ist: kriegsgeübten Truppen gegenüber vermögen weder Söldlinge solcher Art noch Milizen stand zu halten, und diejenigen kapitalistischen Großsprecher, die den Krieg gewollt und herbeigeführt, werden schwerlich bereit sein, ihre werten Personen in die Nähe der feindlichen Kugeln zu bringen, um den mit blutigen Köpfen heimgeschickten Söldlingen neuen Wagemut dadurch einzuflößen, daß sie sich an deren Spitze stellen. Vermag der Dollar auch noch so viel, militärische Ausbildung vermag er nie zu ersetzen.

*

Seitdem vorstehendes niedergeschrieben wurde, ist der erste Zusammenstoß der gegnerischen Seestreitkräfte bei Cavite erfolgt. Die gänzliche Niederlage der spanischen Schiffe daselbst hat in Laienkreisen ein großes, aber kaum berechtigtes Staunen hervorgerufen. Zunächst bestätigt diese Niederlage alles, was im Eingange der diesseitigen Auslassung hervorgehoben wurde, daß es nicht auf die Zahl der Schiffe ankomme, die einander gegenübertreten, sondern zunächst auf die Gefechtsstärke der Gesamtheit, welche erstere durch die Art der Panzerung, Armierung und Ausrüstung bedingt ist.

Die Amerikaner verfügten nur über vier Schiffe, die überhaupt in Betracht kommen, aber diese waren Muster der Vollkommenheit; alle Fortschritte der Technik waren bei ihnen zur Anwendung gekommen, das Flaggschiff „Olympia", 5800 Tonnen, und drei geschützte Kreuzer, „Baltimore", 4600 Tonnen, „Raleigh" und „Boston", je 3200 Tonnen. Die Spanier waren in der Schiffszahl bedeutend überlegen, aber ihre Gefechtsstärke war den Schiffen der Amerikaner gegenüber fast Null. Außer dem hölzernen Kreuzer „Castilla" (3200 Tonnen), der natürlich nach Eröffnung des Gefechts sofort in Flammen aufging, waren

die spanischen Schiffe sämtlich ungepanzert, mit Ausnahme zweier Kreuzer kleinster Gattung, die, wenn auch ohne Gürtel oder Seitenpanzer, wenigstens mit einem Panzerdeck von 62 Millimeter versehen waren: nämlich „Reina Mercedes“, 3090 Tonnen, „Reina Christina“, 3500 Tonnen, „Don Juan d'Austria“, 1159 Tonnen, „Don Antonio de Ulloa“ von gleicher Größe, „Velacco“, 1152 Tonnen; die beiden vorerwähnten mit Panzerdeck versehenen kleinen Kreuzer „Isla de Cuba“ und „Isla de Luçon“ hatten je 1045 Tonnen; ferner die Kanonenboote I. Klasse „Elsano“, „General Lezo“, „Marquis del Duero“ von je 560 Tonnen und zwei Kanonenboote II. Klasse von je 340 Tonnen.

Was konnten derartig veraltete, teils hölzerne, teils ungepanzerte Schiffe gegen das auf der höchsten Stufe der Technik stehende Schiffsmaterial der Amerikaner ausrichten! Deshalb verdient das, was die Zeitungen als eine Seeschlacht bezeichnen, bei der es darauf ankommt, daß gleichwertige Kräfte durch geschicktes Manövrieren Vorteile über den Gegner davonzutragen suchen, diesen Namen nicht, denn es war für die durch ihre starken Panzer unverwundbaren Amerikaner ein bloßes Abschlachten, ein Scheibenschießen auf Schiffe, in deren Inneres jedes feindliche Geschoß unbedingt Brand und Verwüstung, Tod und Verderben hineintragen mußte. Das Rühmliche dieses Sieges oder vielmehr dieser Besiegung beruht auch nicht in der für den Angreifer so ungefährlichen Abschlachtung, sondern darin, daß der amerikanische Geschwaderchef so geschickt wie schneidig es unternahm, zur Ueberrumpelung der bei Cavite unvorsichtigerweise aufgestellten Schiffe mitten in der Nacht eine enge und gefährliche Durchfahrt zu forcieren, bezüglich deren er voraussetzen mußte, daß Seeminen zur Sperrung dieser Enge gelegt sein würden.

Dieser solchergestalt davongetragene Erfolg bestätigt des weiteren das, was diesseitig als zweiter Faktor von weitesttragender Bedeutung hervorgehoben wurde: die Ausbildung der Offiziere im geschickten Manövrieren und die der Mannschaft in der Handhabung der Feuerwaffen. Commodore Dewey konnte sich solchem Wagnis unterziehen, weil er sich auf seine Kommandanten und deren seemännisches Geschick verlassen konnte, somit von dem Bewußtsein getragen wurde, die unterstellten Schiffe gut und sicher in der Hand zu haben. Die Intensität und Art der Durchführung des artilleristischen Angriffs bestätigt des weiteren, daß dem zweiten Faktor auch in betreff der Ausbildung der Mannschaft in der Handhabung der Waffen gehörig Rechnung getragen war. Andrerseits wird der Nachteil recht deutlich vor Augen geführt, welchen die Unterlassung unausgesetzter Uebung und steter Kontrolle mit sich bringt, denn, wie es heißt, explodierten die Seeminen nicht, welche spanischerseits gelegt waren; daß überhaupt keine Seeminen gelegt gewesen seien oder nur an Stellen, die sich nachträglich als nicht geeignet erwiesen hätten, ist kaum anzunehmen; es bleibt also zunächst immer der Vorwurf bestehen, daß das wichtige Manöver des Minenlegens zur Sperrung von Hafeneinfahrten und so weiter und die Kontrolle über die Gebrauchsfähigkeit dieses Abwehrmittels spanischerseits nicht mit der gehörigen Sorgfalt geübt und ausgeführt worden sind.

Berechtigtes Staunen ist daher nur insoweit am Platz, als es die unbegreifliche Sorglosigkeit der Spanier anbetrifft, einen so wichtigen Platz wie Manila bislang ohne genügende Maßnahmen zur Verteidigung gegen einen Angriff von der Seeseite gelassen zu haben, und insoweit, als es die unzweckmäßige Aufstellung und Verwendung des vorhanden gewesenen Schiffsmaterials anbetrifft.

Daß ein so begehrlicher und mächtiger Nachbar, wie es die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind, darauf ausgehen würde, sich bei der ersten günstigen Gelegenheit in den Besitz Cubas, dieser Perle der Antillen, zu setzen, ist — durch die menschliche Natur bedingt — als etwas so Selbstverständliches zu erachten, daß Spanien zur Erhaltung seines Kolonialbesitzes alles hätte aufbieten müssen, seine Flotte der des voraussichtlichen Gegners entsprechend auszugestalten. Da ein Angriff auf das Land Spanien selbst seit vielen Jahrzehnten schon und zumal bei der heutigen Weltlage als völlig ausgeschlossen erachtet werden darf, so hätte eine vorausschauende Politik die bisherigen großen Aufwendungen für das Landheer beträchtlich herabmindern sollen, um die hierdurch erzielten Ersparnisse dem Ausbau der Flotte und den Maßnahmen zur zweckmäßigen Verteidigung des insularen Besitzes zuzuwenden. Der Zeitpunkt hierfür war unbedingt gekommen, als die Union den plötzlichen Entschluß faßte, eine neue, auf der höchsten Stufe der Technik stehende Flotte in solchem Umfange und in kürzester Frist herzustellen, um es mit einer der hervorragenderen europäischen Seemächte aufnehmen zu können — England natürlich ausgenommen, von dem die Unionsstaaten kaum je etwas zu fürchten haben werden, solange die letzteren nicht nach Kanada hinüberschielen. Diese navalen Anstrengungen der Union waren also in erster Reihe gegen Spanien gerichtet, das durch seine ungünstige Finanzlage an und für sich in seiner Widerstandskraft geschwächt erscheinen mußte. Wenn Spanien hierauf nicht genügend reagierte, so mag die Unterlassung ausreichender Gegenmaßregeln zum größten Teil wohl der bedrängten Finanzlage zuzuschreiben sein, zum Teil aber auch wohl dem, daß man noch immer an dem alten Glauben festhielt, das Landheer allein sei bei kriegerischen Verwicklungen von ausschlaggebender Bedeutung, während alle Zeichen der Zeit längst darauf hinweisen, daß die Führerrolle im nächsten Jahrhundert derjenigen Macht zu teil werden wird, die neben dem Landheer über ein überlegenes Flottenmaterial zu gebieten hat. Wie schwer derartige Anschauungen einer früheren Zeit sich den veränderten Verhältnissen anpassen, wie langsam und zögernd die große Menge den Vorstellungen der Einsichtigen zu folgen geneigt ist, das hat sich ja bei uns in der Behandlung der Flottenfrage so recht auffällig gezeigt.

Wenn also Spanien dem leicht erkennbaren voraussichtlichen Gegner gegenüber in der Ausgestaltung seines Flottenmaterials aus den angeführten Gründen zurückblieb und in richtiger Erkenntnis des über Cuba hereinbrechenden Verhängnisses alle seine maritimen Kräfte von wirklicher Bedeutung für die Verwendung in den westindischen Gewässern in Bereitschaft hielt, so muß es doch andrerseits als eine große Sorglosigkeit oder als ein Mangel an Vorsicht erachtet werden,

die Maßnahmen zur Verteidigung von Manila, des allein maßgebenden Stützpunktes der Philippinen, in einem den Kräften des Gegners so wenig entsprechenden Maße vorbereitet zu haben. Aus der Entsendung eines — im Verhältnis zum Flottenbestand — so starken amerikanischen Geschwaders nach Ostasien, wo die Amerikaner kaum irgend welche Interessen ihrer dortigen Landsleute zu vertreten haben, geht klar hervor, daß der jetzt zum Ausbruch gekommene Krieg dortseitig längst in Aussicht genommen und vorbereitet war; um so mehr muß es Verwunderung erregen, daß in klarer Erkenntnis dieser Sachlage die heimische Regierung die Verteidigung des wichtigen Manila mit so gänzlich unzulänglichen Mitteln glaubte ins Werk setzen und durchführen zu können. Was lag denn näher als die Beschaffung einer entsprechenden Anzahl von Torpedobooten, die zur Verwendung an der Küste so geeignet und deren Herstellungskosten verhältnismäßig so geringfügig sind! Was würden diese während der vierstündigen Beschießung, gedeckt durch den Pulverdampf, haben leisten können!

Ebenso verwunderlich ist die Aufstellung und Verwendung des gegen neue Panzerschiffe gänzlich gefechtsunfähigen Schiffsmaterials der Spanier. Was sollten die Schiffe bei Cavite! Sie mußten ja dort, wie geschehen, jämmerlich zusammengeschossen werden, und dann war Manila, der einzig zu schützende Platz, dem Feinde offen. Hier bei Manila lediglich waren alle Mittel der Abwehr zu konzentrieren, hier im Hafen waren in möglichst gedeckten Stellungen die Schiffe zu verankern, um bei ihrem absoluten Mangel an Gefechtsstärke wenigstens als schwimmende Lafetten für die schwereren Geschütze einigen Wert zu erhalten, indem sie mit letzteren das Feuer der Landbatterien unterstützten.

So bedeutend nun auch der Erfolg der Amerikaner ist, ein Rückschluß, daß diese in Westindien ähnlich leichtes Spiel finden würden, dürfte denn doch mehr als gewagt erscheinen. Zunächst ist in Betracht zu ziehen, daß es keineswegs besonders auffällig ist, wenn ein Geschwader, welches den Ozean in langer Ueberfahrt gekreuzt hat, mittlerweile und infolge längeren Verweilens auf überseeischer Station im Manöver sowohl wie in der Geschützbedienung gründlich durchgebildet worden ist. Den heimischen Seestreitkräften ist derartige Gelegenheit zur Durchbildung nicht in gleicher Weise zu teil geworden; in die Besatzungsstämme ist viel ungeschultes Material eingereiht worden. Sind auch alle neuen Schiffe der Amerikaner, weil aus der letzten Bauperiode stammend, den Schiffen der Spanier von gleichem Typus überlegen, so wird es doch viel darauf ankommen, wo die bessere Führung, das bessere Manöver, die bessere Schulung der Besatzungen sich vorfindet.

Für Deutschland bietet das Scheibenschießen der Amerikaner bei Cavite indessen eine äußerst wertvolle und wichtige Lehre, deren Beherzigung sich ein großer Teil unsrer Volksvertretung noch bis ganz vor kurzem beharrlich verschloß, daß nämlich obsolet gewordene Schiffe, mögen sie früher noch so viel gekostet haben, Schiffen neuer Bauart gegenüber als gefechtsunbrauchbar zu erachten sind und daß mit solchem Material daher gründlich aufzuräumen ist. Die in England Anfang der siebziger Jahre erbaute „Deutschland“ hat auf ihrer

an Unfällen aller Art so reichen Fahrt nach Ostasien sogar gezeigt, daß dergleichen Material nicht einmal zu repräsentativen Zwecken vollständig ausreichend ist.

Den 6. Mai 1898.

Vize-Admiral a. D. Livonius.

* * *

Ich bin ersucht worden, einige Bemerkungen über die amerikanische und die spanische Flotte und über die voraussichtlichen Ergebnisse des Kriegs zu machen, in welchem die beiden Völker jetzt begriffen sind; und wenn es auch der Fall sein mag, daß, bevor dieser Artikel erscheinen kann, meine Mutmaßungen sich als irrig herausgestellt haben, will ich es doch, so gut ich es vermag, versuchen.

Beim Ausbruch des Kriegs — offiziell am 21. April — waren die beiden Flotten ziemlich gut modernisiert und jedes Land besaß einige recht schöne Schiffe; während Spanien über eine Equipierung mit Torpedobooten und Zerstörern verfügte, die derjenigen der Vereinigten Staaten überlegen war, da letztere nichts von dem zuletzt genannten Schiffstypus hatten, lag die größere Stärke der amerikanischen Flotte in Schiffen von 1000 und mehr Tonnen Wasserverdrängung, von denen die Vereinigten Staaten 31 hatten, Spanien dagegen nur 21. An Schlachtschiffen erster Ordnung von mehr als 10000 Tonnen Wasserverdrängung hatten die Vereinigten Staaten 5 sehr schöne Schiffe, während Spanien deren keines besaß. Spanien hatte in der That nur ein Schiff, die „Pelayo", das offiziell als modernes Schlachtschiff gezählt wird; es hatte 9900 Tonnen Wasserverdrängung. Es wird stets ein Unterschied zwischen „gepanzerten" und „geschützten" Kreuzern gemacht, der mir schon lange als unhaltbar vorgekommen ist. Die Theorie des „geschützten" Kreuzers dreht sich einfach um die Gewichtsausgleichung der Panzerung; der „geschützte" Kreuzer ist besser gegen das Feuer des Feindes vorgesehen, als das bei einfach gepanzerten Schiffen der Fall sein kann. Der wesentliche Unterschied zwischen einem „gepanzerten" und einem „geschützten" Schiff besteht darin, daß das erstere außer einem gepanzerten Deck, das horizontal verläuft oder in einem Winkel nach der Horizontalen abfällt, einen vertikalen Gürtel hat, der bis zu dem gepanzerten Deck heranreicht und gewöhnlich so eingerichtet ist, daß er die Basis einer Citadelle bildet, aus der die Geschützbatterie hervorragt. Das letztere hat keine Vertikal- oder Gürtelpanzerung, abgesehen von einzelnen Stellen zum Schutze der Geschützpositionen. Alles in allem läßt sich theoretisch sagen, daß ein geschützter Kreuzer im stande sein soll, unter gleichen Bedingungen den Kampf mit einem gepanzerten Kreuzer von derselben Geschützkraft, Schnelligkeit und Wasserverdrängung aufzunehmen. Bei der Aufzählung der Stärke zweier Flotten sollte daher keine Unterscheidung zwischen „gepanzerten" und „geschützten" Kreuzern gemacht werden. Es geschieht das aber stets, und es bleibt in dem Gemüt des Seemanns, der diese Unterscheidung macht, ein Verdacht zurück, als

ob die „Schutz“-Panzerung kein so wirksames Verteidigungsmittel sei wie die nach alter Weise angeordnete Gürtelpanzerung. Ich muß gestehen, daß ich selbst diesen Verdacht teile, obwohl es nicht richtig ist, daß, wie angeführt wird, keines der chinesischen gepanzerten Schiffe in der Schlacht von Yalu vernichtet worden sei. Die „Kingyuen“, die vernichtet wurde, war ein gepanzertes und nicht ein geschütztes Schiff. Ich glaube aber, ein bloßer Verdacht rechtfertigt uns nicht, bei Aufstellung eines Schiffsverzeichnisses die nur geschützten hinter den gepanzerten rangieren zu lassen. Wie gesagt, geschieht es indes stets, und so ließ man Spanien mit sieben schönen gepanzerten Kreuzern gegen nur drei auf amerikanischer Seite erscheinen.

Während demnach die Vereinigten Staaten an Schiffen von 1000 und mehr Tonnen Wasserverdrängung Spanien im Verhältnis von 3 zu 2 überlegen waren, wurde die Masse der beiden Flotten zu Beginn des Krieges durch den Atlantischen Ozean voneinander getrennt. Was den Offiziersstand und die Mannschaften der beiden Flotten anlangt, so haben die Engländer meist eine genügende Bekanntschaft mit amerikanischen, aber fast gar keine mit spanischen See-Offizieren. Sie kennen die ersteren als an Bildung, sozialer Stellung und seemännischem Wesen in seinem weitesten Umfange den unsrigen mindestens ebenbürtig. Der englische Marine-Offizier hat in der amerikanischen Flotte meist gute und nicht selten vertraute Freunde, und er ist ebensowenig geneigt, diese einer Kritik zu unterziehen, wie seine eignen Kameraden. Von den spanischen See-Offizieren wissen wir aber wenig oder gar nichts. Spanische Schiffe kommen wenig in die Gewässer, die mit Vorliebe von englischen Kriegsschiffen aufgesucht werden, und Schwierigkeiten des sprachlichen Verständnisses halten in Verbindung mit dem Unterschiede der gesellschaftlichen Gewohnheit und vielleicht auch des Bekenntnisses die beiden Arten von Offizieren einander fern. Doch wissen wir, daß sie wissenschaftlich und gesellschaftlich hochgebildete Leute sind, stolz auf ihr Land und seine Ueberlieferungen und von dem Bestreben beseelt, dasselbe wieder in seiner alten Größe zur See erscheinen zu lassen. Indes kann kein Engländer sich ein Hehl daraus machen, daß die neuere Seegeschichte Spaniens kaum dem Glauben Raum verstattet, daß es noch einmal als eine Seemacht die Bewunderung der Welt erregen werde. Männer von spanischer Abkunft haben allerdings vor noch nicht langer Zeit im Stillen Ozean ihr außerordentliches Geschick für den Seekampf an den Tag gelegt, aber im allgemeinen wird es mehr als ein Wunsch denn als eine Hoffnung empfunden, daß Spanien im Kampfe glücklich sein möge, wenn man es auch für unmöglich hält, daß es den Krieg mit dem großen und emporstrebenden westlichen Freistaate mit der geringsten Aussicht auf schließlichen Erfolg führen könne.

Was die Mannschaften anlangt, so ist man im allgemeinen der Ansicht, Spanien verfüge über ein größeres, gleichmäßigeres und ständigeres Material als die Vereinigten Staaten, und für etwas zweifelhaft hält man es immer, ob man in Friedenszeiten an Bord der Schiffe der Vereinigten Staaten die Disciplin werde aufrecht erhalten können. Im Kriege, davon ist man überzeugt,

würden unsre amerikanischen Vettern wohl im stande sein, sich einer eisernen Disciplin zu fügen, wenn ihr Vaterland es verlangen sollte. Doch hat man immer noch die Empfindung, als ob jenseits des Atlantischen Ozeans neu-angeworbene Mannschaften recht schwer im Zaume zu halten und zu leiten sein möchten.

Wenn nichts andres, müßte schon die Thatsache, daß „fons et origo mali" die dicht bei den Vereinigten Staaten auf der andern Seite des Weltmeeres gelegene große Insel Cuba ist, den Schauplatz des Krieges lokalisieren. Es lag auf der Hand und wurde auch schon sehr früh eingesehen, daß der von Spanien ausgeübte Besitz der Philippineninseln und die Anwesenheit von Abteilungen der feindlichen Flotte daselbst zu kriegerischen Zwischenfällen in den östlichen Gewässern führen würden. Aber selbst mit Hilfe der Aufständischen auf den Philippinen könnte die Eroberung dieser Inseln durch die Vereinigten Staaten nicht so bald erfolgen und dürfte schließlich auch von geringem oder gar keinem Einfluß auf den Verlauf des Krieges sein. Es lag natürlich von Anfang an im Bereiche der Möglichkeit, daß man Schiffe der Vereinigten Staaten an der Küste Spaniens in Aktion finden würde, hauptsächlich, um zu beunruhigen und den Handel und Küstenverkehr zu stören, oder daß spanische Schiffe ein Gleiches an der amerikanischen Küste thun würden. Man hätte in der That erwarten sollen, letzteres werde für spanische See-Offiziere sehr verlockend sein wegen der Befürchtungen, die dieserhalb in der amerikanischen Presse kundgegeben worden waren. Doch würde für beide Teile bei derartigen Operationen wenig oder gar nichts herausgekommen sein, und da der ganze Zweck des Krieges durch die Vereinigten Staaten erreicht werden würde, wenn es ihnen gelänge, die Insel Cuba der spanischen Regierung zu entreißen, so schien es und scheint es noch, daß erstere Macht alle ihre Kräfte auf dieses einzige Ziel verwenden wird, Zwischenfälle mehr oder minder beiseite lassend.

Es war für die Vereinigten Staaten etwas Selbstverständliches, daß sie bei Key West, nur hundert Meilen von Havanna, ein Geschwader formierten, und ich erachte dieses für das Angriffsgeschwader. Wegen der Möglichkeit, daß spanische Kreuzer vor der Nordküste erscheinen könnten, war es eine Notwendigkeit, ein Reserve- und Verteidigungsgeschwader bei Hampton Roads zu bilden. Dieses Geschwader erfährt natürlich eine Vermehrung durch den Zuwachs der gemieteten oder gekauften Handelsfahrzeuge, welche die Hilfsflotte bilden sollen, doch muß, bis die spanische Flotte zu einer etwas größeren Konzentration gediehen ist, ein umfassendes Geschwader bei Hampton Roads in Bereitschaft gehalten werden.

Es kann sein, daß, wenn es nicht auf Ersuchen Spaniens zu einer Intervention der Mächte kommt, der Krieg nur durch eine große Landschlacht auf der Insel Cuba zur Entscheidung gebracht wird. Darauf sind die Vereinigten Staaten in keiner Weise vorbereitet. Ihre sehr kleine stehende Armee ist wenig daran gewöhnt, in großen Massen zu operieren, und es gehört Zeit dazu, eine Armee, wie sie schließlich zur Eroberung Cubas erforderlich ist, aufzubringen

und zu disciplinieren. Jedenfalls ist man allgemein der Ansicht, daß nichts im größeren Maßstab auf jener Insel unternommen werden kann, bis die schlimme Jahreszeit, die von Anfang Mai bis Ende Oktober dauert, vorüber ist. Inzwischen hält es indes verhältnismäßig leicht — wenigstens solange die Hauptmasse der spanischen Flotte auf der andern Seite des Atlantischen Ozeans bleibt —, den Aufständischen, die im allgemeinen den östlichen Teil von Cuba in ihrer Gewalt haben, dadurch Hilfe zu leihen, daß man ihnen Waffen, Munition, Vorräte, Anführer und auch kleinere Teile eingeschulter Mannschaften zukommen läßt. Bisher hat das Offensivgeschwader unter Admiral Sampson mit seinem Hauptquartier bei Key West sich darauf beschränken müssen, so weit wie angängig, die Häfen auf der Westseite der Insel zu blockieren. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß bei der geringen Anzahl von Schiffen, die er zur Verfügung hat, Admiral Sampson seine Blockade zu einer sehr wirksamen machen kann. Havanna selbst ist jedenfalls ein sehr schwer zu blockierender Hafen. Es findet sich dort keine Ankergelegenheit für die Blockierenden, und, wie es heißt, werden sie sehr durch Strömungen behindert. Wir haben von Schiffen gehört, die von den Blockierenden zurückgetrieben worden sind, aber noch nicht viel vom Durchbrechen der Blockade. Der Umfang des Blockadebrechens, das Platz greifen mag, ist nicht ganz und gar von der größeren oder geringeren Strenge abhängig, mit der die Blockade durchgeführt wird. Es hängt mehr von der Wichtigkeit der Ziele ab, die durch das Brechen der Blockade erreicht werden sollen, wobei dann noch die Gefahren in Anschlag gebracht werden, die man dabei läuft. Großer Mangel an Lebensmitteln in Havanna und die Möglichkeit, sehr hohe Preise zu bezahlen, werden sicher zum Blockadebrechen veranlassen, wie zuverlässig auch das Blockadegeschwader und seine Methoden sein mögen. Ist es um den Mangel nicht so schlimm bestellt und keine Möglichkeit vorhanden, hohe Preise zu bezahlen, so dürfte es wenig zum Durchbrechen der Blockade kommen, auch wenn diese noch so lax gehandhabt werden sollte. Jedenfalls läßt es sich sehr leicht begreifen, wenn die spanische Regierung, wie sie das wohl auch thun wird, in der einen oder andern Weise den Versuch macht, trotz der Blockade Lebensmittel und Verstärkungen nach der Insel zu werfen.

Der erwartete Zwischenfall bei den Philippinen hat sich zu einem bemerkenswerten Siege für die Waffen der Vereinigten Staaten gestaltet. Admiral Dewey hat thatsächlich das Geschwader in den chinesischen Gewässern vernichtet und ist im Besitze der Bucht von Manila, die Stadt im Bereiche seiner Kanonen haltend. Er hat eine glänzende Kriegsthat vollbracht und sich für immer eine Stelle unter den geschicktesten und mutigsten Schiffsbefehlshabern gesichert. Aber seine Lage in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, liefert uns den Beweis dafür, daß es für die Flotte eine Unmöglichkeit ist, über ihre Sphäre hinauszugehen. Er hat einstweilen nur den Weg für die Operationen einer Armee gebahnt, die erst geschaffen werden muß.

Während ich diesen Artikel schließe, richtet sich das allgemeine Interesse und die allgemeine Sorge auf das, was aus den spanischen Kreuzern, Transport-

schiffen, Torpedobooten und Zerstörern geworden sein mag, die am 29. und 30. April die Kap-Verdeschen Inseln nach einem unbekannten Bestimmungsort verlassen haben. Meine Ansicht ist die, daß sie den Auftrag haben, womöglich einen plötzlichen Streich gegen die amerikanischen Schiffe in den cubanischen Gewässern auszuführen — vielleicht auf solche bei der Kohlenstation von Key West —, dann in irgend einem Hafen, vermutlich Havanna, zusammenzutreffen und sich zu vereinigen, um hauptsächlich durch Torpedo-Angriffe gegen die Schiffe der Vereinigten Staaten vorzugehen, die etwa versuchen sollten, die Blockade weiter aufrecht zu erhalten.

Die Annahme, daß dies geschehen könne, hat jedenfalls Admiral Sampson veranlaßt, die Blockade teilweise aufzuheben und sein Geschwader zu sammeln, um sich nicht einem Einzelangriff auszusetzen. Das größere Geschwader der spanischen Schiffe — 4 Kreuzer und verschiedene Zerstörer — hatte gute Kohlenversorgung, und ich bin der Ansicht, daß es am 14. oder 15. d. M. mit noch hinreichendem Kohlenvorrat zu einem kurzen Feldzuge vor seinen Rückzuge nach der Sammelstelle eintreffen kann.

9. Mai 1898.

Vize-Admiral P. H. Colomb.



Adeline Patti und Jenny Lind.

Von

J. Mähly.

Von Künstlern verlangt man, daß sie eine Seele haben, und daß diese Seele in ihren Werken sich spiegle.

Sicher ist, daß derjenige die größte Wirkung erzielt, der am meisten „Seele" hat, mag auch diese „Seele" dunkle Flecken zeigen; am wenigsten wirkt auf uns der Seelenlose. Er kann künstlich — aber nicht durch wahre Kunst — nachhelfen und den Mangel verdecken, aber ein gesundes Gefühl sieht diesen Mangel durch alle Schminke und allen Flitter hindurch. Gleichwohl giebt es große Künstler und Künstlerinnen, denen die Seele fehlt und die nur durch eminente Naturgaben und eine glänzende, angelernte Technik groß geworden sind. Eine solche Natur war und ist heute noch die weltberühmte Sängerin Adeline Patti. Grundverschieden von ihr in Erscheinung, Wesen und Charakter, also auch in der Kunst, war die schon vor vielen Jahren verstorbene Jenny Lind, die „beseelte" Nachtigall des Nordens. Es lohnt sich wohl, beide mit der vergleichenden Brille anzusehen.

Wir sind (1895) in Monaco. Diesmal interessiert uns weder das Regiment

dieses gesegneten — und gleichwohl verruchten — Erdwinkels noch die Persönkeit des „edeln“ Fürstenpaares. Kurz, um den dort mörderisch hausenden Dämon des Spiels und seine Sklavenschar beiderlei Geschlechts wollen wir uns diesmal nicht kümmern, sondern nur um die augenblicklich dort weilende Adeline Patti, die vor einiger Zeit unter der Leitung des dortigen Theaterdirektors und zugleich Kapellmeisters Raoul Günzburg in einigen ihrer Leib- und Lieblingsrollen aufgetreten ist. Die weiland weltberühmte und noch jetzt, wohin sie auch kommt, zur Bewunderung hinreißende Sängerin hat die Linie eines „halben Jahrhunderts“ bereits stark überschritten, aber die volle Beweglichkeit der Gestalt, den Zauber ihres Auges und von Kraft und Wohllaut ihrer Stimme immer noch so viel bewahrt, daß Hunderte jüngerer Kunstgenossinnen fröhlich damit wuchern könnten.

Der Patti ist eine wunderbare Schicksalsführung geworden; ihre Lebensgeschichte liest sich wie ein Traum. Es ist, als ob eine gütige Fee ihr eigenhändig den Weg zum Ruhm und zum Glück gewiesen hätte. Sie hat auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, das Licht dieser Welt erblickt: ihre Mutter, selber eine ausgezeichnete Sängerin, kam in Madrid während eines Zwischenaktes der Oper „Norma“ mit ihr nieder. Adeline lernte zu gleicher Zeit singen und sprechen. Mit sechs Jahren weiß sie bereits mehrere Rollen des italienischen Repertoires auswendig, mit acht Jahren tritt sie in einem Wohlthätigkeitskonzert zum erstenmal auf, und zwar singt sie das bekannte Rondeau aus der „Nachtwandlerin“. Bald darauf, im Alter zwischen zehn und zwölf Jahren, unternimmt sie mit dem Impresario Moritz Strakosch ihre erste Kunst- und Weltreise. Schon jetzt zeigt sie sich launisch. Eines Abends, in Cincinnati, verlangte sie von Strakosch eine Puppe; dieser achtete nicht darauf. Die Stunde ihres Auftretens rückte näher; da erklärte Adeline, daß sie ihren Mund nicht öffnen werde, bevor sie ihre Puppe in Händen habe! Was war zu thun? Man mußte Eilboten in der Stadt umherschicken, um ihr Gelüste zu befriedigen. Dann trocknete sie ihre Thränen und sang — entzückend!

Als — gegen Ende des zweiten französischen Kaiserreichs — die Patti nach Paris kam, stand sie im Zenit ihres Ruhmes. Sie hatte die „Welt“ in jedem Sinne des Wortes kennen gelernt. Ihre Heirat mit dem Marquis de Caux, wodurch sie „hoffähig“ wurde, hatte ihren Nimbus noch erhöht. Von jetzt an boten ihr die Impresarii fabelhafte Honorare. Sogar Privatstunden wurden ihr einzeln mit 1000 Franken, ja mit dem Doppelten, sogar Dreifachen bezahlt! Es kam aus Rußland ein Angebot von 7000 Franken für jede Vorstellung. Unmittelbar darauf bewilligte ihr der Engländer Abbey das Dreifache, das heißt 20000 Franken! — Das dauert nun bereits dreißig und mehr Jahre, und die Patti fährt in aller Seelenruhe fort, eine Aehrenlese aus Banknoten zu halten und ihr Vermögen — das auf 20 Millionen geschätzt wird — zu steigern. In Buenos-Aires hat sie für den Abend 30000 Franken erhalten. Neulich, in Monaco, hat sie sich mit 10000 Franken zufrieden gegeben und erst noch den „Takt“ gehabt, einen Teil dieser Einnahme auf der Roulette zurückzulassen!

Immerhin sind 40000 Franken für vier Vorstellungen noch eine recht anständige Einnahme. Und Frau Patti hat, wohlgemerkt, während des letzten Vierteljahrhunderts ihr Repertoire nicht vermehrt! Sie scheint keine Ahnung zu haben, daß unter den Auspizien von Wagner und seiner Schule, von Berlioz und andern Meistern eine ganz neue Form der Oper geschaffen worden ist. Sie ist bei Rossini, Bellini, Donizetti und Verdi stehen geblieben und hat ihre Solfeggen, Fiorituren und Bravouren, wären sie auch noch so veraltet und aus der Mode gekommen, nicht preisgegeben. In ihnen, das heißt eben in ihrer Technik, in der sie unerreicht ist und auch die hervorragendsten ihrer mitlebenden und vorangegangenen Kunstgenossinnen überragt, liegt ihre wahre Größe — aber in ihnen allein! Denn ihre Stimmmittel sind, was Stärke und Wohllaut betrifft, zwar phänomenal, aber auch von andern ihres Faches schon erreicht worden, sind also nicht einzig in ihrer Art. Alles andre an ihr ist nicht künstlerisch empfunden, sondern künstlich gemacht, ist Nachahmung berühmter Muster, ist angelernt und angeeignet. Die Patti ist durch und durch eine Virtuosin, mit allen Tugenden und allen Fehlern einer solchen, nun und nimmermehr aber eine Tragödin; sie ist eine Gesangskünstlerin allerersten Ranges, aber nicht eine für und durch ihre Kunst begeisterte, geadelte und erklärte Sängerin, keine Hüterin und Pflegerin der heiligen Flamme der Kunst. Aber trotz des Wandels im Geschmack, trotz der heutigen Strömung, welche den ganzen italienischen Plunder wegspült und an die Gestade der Vergessenheit anschwemmt, hat weder der Ruhm der Patti noch ihre Wirkung auf das Publikum abgenommen. So oft sie singt, und sogar wenn sie nicht singt und sich begnügt, Pantomime zu spielen, streitet man sich mit den Waffen des Goldes um die Plätze!

Wer erklärt uns dieses Rätsel? Wie kommt es, daß das sonst so launische, wetterwendische, gegen seine Lieblinge so undankbare Volk ihr eine so rührende Treue bewahrt? Daß die Patti dieses Privilegium vor andern, die größer und genialer waren als sie, voraushat? Ist es ein Zauber, den sie übt, und, als solcher, eben auch ein Mysterium? Wir glauben, der Schleier dieses Mysteriums läßt sich lüften: Es ist, im Bunde mit der noch immer wunderbaren Stimme, die kaum zu altern scheint, die noch wundervollere Technik, welche bis auf einen gewissen Grad auch der sonst unerbittlichen Natur Konzessionen abzuringen vermag, also, daß über dieser Stimme noch ein Duft von Jugendfrische zu schweben scheint. Mit dem Tage aber, wo dies nicht mehr möglich, und wo die Natur, endlich widerwillig, von Konzessionen an die Kunst nichts mehr wissen will, wird der Flug dieses Wundervogels dem Ende zuneigen. Und dieser Tag scheint nicht mehr fern zu sein; man wittert schon, von Osten her, „Morgenluft“! Die hohen Register klingen bereits etwas schriller und spitzer, die unteren dumpfer, als man es gewohnt war, und die mittleren ungleichmäßiger. Die Stunde des Rücktritts kann schlagen, wann — die Patti will, und sie wird sie nicht hell ausläuten lassen; die Künstlerin hat neben ihrem Erwerbstrieb doch auch noch so viel Ehrgeiz, daß sie nicht völlig gebrochen und flügellahm die Arena verlassen wird. Dann aber wird sich die Patti auf ihr reizendes Schloß Craig-y-Nos

in Wales zurückziehen und, um sich die Zeit zu vertreiben, ihre Lieblingshunde streicheln, die sie zum „glänzenden“ Beweis ihrer Zärtlichkeit mit Diamanten behangen hat; oder aber sie wird ihre „Memoiren“ niederschreiben, wenn sie nicht vorzieht, sie ihrem ergebenen Herrn Nicolini zu diktieren![1]) Diese „Memoiren“ können sehr pikant werden — aber sie werden keine Seele rühren oder auch nur sympathisch stimmen, denn die rein menschlichen Eigenschaften, insonderheit die weiblichen, der Patti stehen auf dem Gradmesser der Moral gerade so tief, als ihre artistischen auf dem der Kunst hoch stehen. Gegenüber einer Jenny Lind oder Henriette Sonntag tritt das Weib Patti tief in den Schatten zurück! Von ihr ist nicht **ein** großer und schöner Zug von Opferfreudigkeit und Menschenliebe bekannt, wie er bei den zwei andern an so zahlreichen Anlässen zu Tage getreten ist. Man hat zwar in neuerer Zeit auch an Jenny Lind herumgemäkelt. Sie soll mit ihrer jungfräulichen Erscheinung, ihrem goldblonden Haar und ihren blauen Augen, mit ihrer unschuldvollen Naivität und kindlichen Frömmigkeit etwelchen Wucher getrieben und den Schein über die Wahrheit gestellt haben, das heißt auf gut deutsch: sie soll eine Heuchlerin gewesen sein und daraus Gold geschlagen haben! Das hat ein großer Klaviervirtuose (Bülow) behauptet, glücklicherweise aber nicht bewiesen. Jeder, der ihr einmal näher getreten ist — was bei Bülow nicht der Fall war —, hat von ihrer Persönlichkeit einen ganz andern Eindruck empfangen — so auch der Schreiber dieser Zeilen.

Es war in Göttingen; das Jahr (1849) neigte seinem Ende zu. Damals war für lebensfrohe Studenten nicht viel in besagter Stadt zu holen; es war ein einförmiges Leben, ohne Anregung und Abwechslung, aller künstlerischen Weihe bar; das einzige Verdienst, das sich die guten Göttinger Bürger um die Studenten erwarben, war ein negatives, das freilich heutzutage höher im Preise steht als je: der edle Gerstensaft, den sie brauten, war nicht dazu angethan, die Studenten zum Laster des Trunkes zu verleiten, ja es ging sogar das Gerücht, daß mancher deutsche Jüngling dort aus purer Verzweiflung das Laster „des Trunkes sich abgethan“. Und was die Gabe des Bacchus betrifft, so bespülen die schmutzigen Wellen der Leine bekanntlich keine Rebenhügel!

In diese schwüle Atmosphäre schlug nun eines Tages urplötzlich, klärend und reinigend, eine Bombe, das heißt die Freudenbotschaft: Jenny Lind kommt! Ein „grüner Hannoveraner“ brachte die Nachricht auf unser Zimmer. Es war uns sofort klar: Hier muß etwas, ihr zu Ehren, geschehen. Aber was?...

Jenny Lind stand damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes. Jedermann wußte, daß sie nicht aus Motiven der Spekulation nach Göttingen gekommen war, sondern um der lieben studierenden Jugend ein Vergnügen zu bereiten, jener Jugend, bei der sie auf freudige Aufnahme zählen durfte. Und der Empfang war mehr als freudig und galt nicht bloß der Kunst, sondern mehr noch der Künstlerin, der edeln, durch äußere wie innere Vorzüge so magisch anziehenden Persönlichkeit, deren makelloser Ruf sie so hoch über manche ihrer Kunst-

---

[1]) Vielmehr vorzog, — denn Nicolini ist zu Anfang dieses Jahres gestorben!

genossinnen stellte! Der Aether echt germanischer Jungfräulichkeit, der aus ihren Augen und der Fülle ihres goldblonden Haares strahlte — auch er brachte unsre Nerven ins Vibrieren, nicht bloß der Schmelz einer tadellos reinen Stimme, die das Tiefinnerste ihrer Seele nicht nur auszuhauchen schien, sondern wirklich aushauchte. Denn diese Ueberzeugung bemächtigte sich eines jeden, als sie das Lied sang: „Vöglein, was singst im Wald du so laut?" und so weiter; besonders der Schlußvers: „Weiß nicht, warum ich singe" war von überwältigender Wirkung! Der Konzertsaal der Georgia-Augusta hat damals jedenfalls für Vergangenheit und Zukunft seinen glorioseften Tag erlebt! Und dieses Konzert hatten wir Studenten, das heißt die Verbindung der „grünen Hannoveraner" und einige Schweizer, arrangiert. Und noch etwas andres: Wir gaben der Gefeierten am folgenden Tag mit Roß und Wagen das Geleite bis zur nächsten Poststation. Hier wurde im Wirtshaus gehalten. Alles war von den „Grünen" vorbereitet worden; die Champagnergläser standen schon der Reihe nach da. Jetzt erst konnten wir die skandinavische Jungfrau aus nächster Nähe sehen, ihres freundlichen Lächelns und holdseligen Grüßens uns erfreuen und — jedem ihrer Worte mit Bewunderung lauschen. Und sie sprach nicht nur, sie hielt uns sogar eine Rede, eine Rede über unsern Beruf und den ihrigen, den wissenschaftlichen und den künstlerischen! (Man denke sich eine Adeline Patti in dieser Lage und Umgebung!) In den Hörsälen der ehrwürdigen Georgia-Augusta hatten jedenfalls noch nie Studenten mit dieser gespannten Aufmerksamkeit, ja andachtsvollen Verehrung an den Lippen des sprechenden Professors gehangen. Und als sie erst feierlich erklärte, sie, deren Kunstleben eine ununterbrochene Reihe von Triumphen war, daß der heutige Tag, dank der studierenden hier anwesenden Jugend von Göttingen, einer der schönsten ihres Lebens sei, da — noch gellt mir der endlose Jubel in die Ohren, der damals ausbrach, und, mittendrin, der mächtige Triller von tadellosester Reinheit, wie er auf einmal durch all das Getöse und das Gewirr der Stimmen siegreich hindurchschlug. Was war das? Die große Sängerin selber war es, welche die ganze Kraft ihrer Stimme in einen Champagnerkelch ausströmte und durch den Wiederhall der vibrierenden Glaswände den mächtigen Effekt hervorbrachte!

An den Jubel schloß sich unmittelbar die einstimmig formulierte Forderung: „Schweizer vor! Volkslied gesungen!"

Eine Weigerung war unmöglich, denn die Gefeierte selber drückte speziell den Wunsch aus und — „wer kann da widerstehen?"

Wir bildeten ein vierblättriges Kleeblatt, in der Kunstsprache „Quartett" genannt, dessen vier Teile sich zufällig so abschatteten, daß sich die Skala vom ersten Tenor bis zur schauerlichen Tiefe des zweiten Basses leidlich auf- und abklettern ließ. Kurz: wir sangen. Der Rausch des Entzückens, der nun einmal Tafelmajor war, kommandierte jede Kritik ab, und das Ende vom „Lied" (wir sangen übrigens mehrere) war stürmischer Applaus!

Aber zwei schön geformte Frauenhände, welche aufeinanderklatschten, waren uns mehr wert als das gesamte Hallo der Studenten — und nicht genug:

ihre Inhaberin erhob sich jetzt, trat uns entgegen, nahm ein blaues Band, das an ihrem weißen Gewand flatterte, zerschnitt es in vier Teile und heftete einem jeden von uns sein Teil vorn an die Brust! — Ich muß sehr bezweifeln, ob ein Ritter der Ehrenlegion oder irgend ein andres durch Fürstenhuld begnadetes Menschenkind seine Dekoration jemals mit größerem Stolz getragen habe als wir die unsrige ...

Seit jenem Tage sind nun bald fünfzig Jahre ins Land gegangen, und Jenny Lind ist längst verstummt. Auch die blaue Schleife — ich habe sie noch — ist mit den Jahren blässer geworden, nicht so meine Erinnerung an jenen Tag. Es ist seither viel, sehr viel anders geworden, auch in den heiligen Hallen der Kunst, in den Dingen wie in den Menschen, besonders in den Köpfen der letzteren und ganz besonders in den musikalischen Köpfen, seien sie nun „Charakterköpfe" oder solche, die sich von diesen imponieren lassen. Man schwärmt auch noch heutzutage, ja man rast und kehrt den Fanatiker heraus, aber es ist doch ein Unterschied zwischen damals und jetzt. Jenny Lind war dasjenige Gestirn am musikalischen Himmel, das jeder ohne Unterschied verehrte; ob es mehr zur Andacht stimmte, ob es mehr zur Bewunderung hinriß oder ein süßes Schwärmen weckte — das war Sache des einzelnen; aber das Gefühl einer außerordentlichen, wohlthuenden Erscheinung war ein allgemeines. Ist das heute oder war es je mit der Patti auch der Fall? Wir zweifeln stark daran!



Aus dem Festleben der Hellenen.

Von

Prof. Dr. Karl Böttticher.

(Schluß.)

Der Hekatombaion (Juli-August) ist der Monat der Feste der Panathenäen. Es gab ein kleineres Fest, das alljährlich, ein großes, das nur alle fünf Jahre gefeiert wurde: die kleinen und die großen Panathenäen. Die kleinen Panathenäen waren ein Kultusfest. Es bestand darin, daß das alte heilige Holzbild der Athena Polias im Poliastempel mit einem neuen Peplos (Gewand) feierlich bekleidet wurde. Dieser Peplos war ein Händewerk der Priesterinnen und wurde im Heiligtum der Athena auf der Akropolis, dem Pandrosion, und zwar im Hause der Pandrosispriesterin, gewebt. Er wurde nicht zur Schau gestellt, auch nicht im Festzuge umhergeführt. Die ganze Feier spielte sich auf dem Plateau der Akropolis ab.

Im Gegensatz dazu zählten die großen Panathenäen, als Stiftungsfest der athenischen Staatsgemeinde durch Theseus, zu den bedeutendsten athenischen Volksfesten, an denen sich auch Abgesandte der Kolonien beteiligten. Dieses Fest dauerte fünf Tage und endete mit der feierlichen Ueberführung eines kolossalen Peplos nach dem Parthenon auf der Burg. Doch hatte derselbe keine heilige Bedeutung; er war vielmehr ein öffentliches Ehrengeschenk des athenischen Volkes an seine Schutzgöttin Athena. Auch hatten ihn nicht Priesterinnen gewebt, sondern die Frauen athenischer Bürger der Stadt.

Die Feier begann mit einem Eröffnungszuge, an den sich Festspiele, Wettkämpfe und scenische Darstellungen schlossen. Man führte die Hekatombe, bekränzte Schlachttiere: Kühe und Schafe, welch letztere von Kolonisten und abhängigen Staaten nebst vollen Weinkrügen und Mulden mit Honigwaben zum Feste geliefert werden mußten, nach dem Festplatze, wo der athenische Staat den nach Zehntausenden zählenden Teilnehmern der Panathenäen das Opfermahl bereitete. Archetheoren (Priester) mit Musik, Pfeifern und Guitarrespielern, an der Spitze schlossen den Transport. In dem ihnen folgenden Festzuge schritten die athenischen Bürger mit Frauen und Töchtern, begleitet von ihren Metöken (Schutzverwandten), welche ihnen Sessel, Schirme und Wasserkrüge nachtrugen. Ihnen schlossen sich an Wettkämpfer zu Fuß, zu Wagen und zu Pferd, musische Chöre, Reigen von Mädchen, welche Speisen und Festgeräte trugen. Goldene Nikebilder aus dem Parthenon führte man zu den Stätten der Kampfspiele. Der erste Halt wurde auf dem Festplatze gemacht, wo gespeist wurde; eine allgemeine Sitte bei den Alten, die es liebten, zuerst den Körper beim Mahle zu kräftigen, ehe sie mit den Festspielen begannen.

Ein musischer Wettgesang im Odeion leitete die Spiele ein. Dann folgten im Hippodrom die Wettrennen und Kämpfe zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen. Diese Wagen hatten noch die alte Form heroischer Vorzeit beibehalten, zur Erinnerung an Erechthonios, den gepriesenen ersten Lenker des Wagengespannes. Die kriegerischen Scheinkämpfe bestanden daher auch in der Nachahmung der alten heroischen Kampfesweise. Auf allen Wagen standen Lenker in der ihnen eigentümlichen Kleidung, dem weiten, herabfallenden Chiton mit Kreuzbändern auf der Brust. Der im Wagen stehende Kämpfer sprang von Zeit zu Zeit herab, in sausender Eile nebenherlaufend, schwang sich dann wieder hinauf und stürmte schließlich dem Ziele zu.

Zehn Kampfrichter, aus zehn attischen Bezirken gewählt, denen während dieser Tage auch zugleich das Richteramt und die Polizeigewalt übertragen war, entschieden unter einem Vorsitzenden über die Erteilung der Siegespreise. Perikles war von dem Volke zu diesem Ehrenamte bestellt worden, als er für die Siegeskränzung seinen vollendeten Parthenon beim Panathenäenfeste zum erstenmal öffnete.

Am glänzendsten gestaltete sich die Schlußpompa, in welcher das Prachtgewebe des großen Peplos als Schaustück herumgeführt wurde.

Ich habe die Vermutung geäußert, daß beim Ursprung des Festes, das in

die Zeit der Gründung der theseischen Stadt fällt, der Peplos anfänglich an einer Fahnenstange mit Querholz getragen oder auf einem Viergespann befestigt herumgeführt sei. Erst später erscheint derselbe, zur Verherrlichung der Schiffahrt der Athener wie ein Segel an die Rahe eines Mastes geheftet, auf einer Triere (Ruderschiff) mit Rädern. Die Triere muß auffallende Dimensionen gehabt haben. Pausanias deutet darauf hin, indem er sie mit der gewaltigen delischen Triere vergleicht. Philostratus spricht sogar mit Uebertreibung von ihrer Größe als eines Fahrzeuges von tausend Rudern. Da sie ausschließlich zur Schauführung des Peplos bestimmt war, so ist anzunehmen, daß außer den Fährleuten mit ihren Flötenbläsern sich keine Persönlichkeit bedeutsamen Ranges auf ihr befunden habe, vielmehr die ausgezeichneten Personen des Ehrengeleites, die nicht zu Pferd oder zu Wagen mitzogen, vor und hinter dem Fahrzeuge gingen. Der Bord des Fahrzeuges war mit Teppichen behangen, welche die Räder bis zur Hälfte bedeckten. Das Vorderteil zierte ein Eberkopf; das Aphlaston der Prymne ging in einen Schwanenhals aus.

Das Gefolge war reicher und prächtiger als bei der Eröffnungspompa. Den Siegern in den Festspielen wurden vom Kampfplatz die goldenen Niken vorangetragen. Ihnen gaben Priester, geschmücktmit goldenen Kränzen und Binden, das Geleit. Lange Züge attischer Epheben (Jünglinge), festlich gekleidet und bewaffnet, Myrtenkränze auf dem Haupt, einen Myrtenzweig in der Hand, schritten als Vertreter der wehrhaften attischen Jugend zur Seite des Schiffes, hinter dem sich der glänzende Festzug in langer Reihe fortbewegte. Er nahm den Weg an der Agora entlang auf der breiten Hallenstraße hin bis zum Eleusinion, dem Tempel der eleusinischen Demeter, wo er eine Wendung machte. Zur Ehrung des Meisters und Lehrers der Reitkunst, Simon, dessen Denkmal sich dort befand, wurde an dieser Stelle ein großer Paraderitt von der athenischen Reiterei ausgeführt.

Der Festzug umschritt das Eleusinion, bog in die Tripodenstraße ein und verfolgte dieselbe am Prytaneion vorbei bis zum Aufstiege zur Burg, wo er Halt machte. Der Segelpeplos wurde nun von der Triere genommen und feierlich auf der von Perikles geschaffenen herrlichen Marmortreppe durch das mittlere Thor der Propyläen zum Parthenon heraufgetragen, während man die Triere ohne jedes Gepränge nach ihrem Schiffshause in der Nähe der Agora zurückbrachte. Der Peplos wurde als Inventarstück im Schatze des Parthenon niedergelegt. Nach Beendigung der Zeremonie folgte die Krönung der Sieger in der Cella des Parthenon mit den Kränzen vom heiligen Oelbaum und Austeilung des Preises, bestehend in einer panathenäischen, mit Oel von den heiligen Bäumen gefüllten Vase. Dazu stimmten die Epheben einen Festgesang an, welcher die Feier beendete und das Zeichen zur Auflösung des Zuges gab, dessen Festteilnehmer sich hierauf zerstreuten.

Nach Euktemon bei Germinus geht am 27. Tage nach seinem Eintritt in die Sonne der Krebs kosmisch unter. Am Tage nachher geht der Löwe und ihm zu Füßen der Sirius auf. Mit dem Schluß des Monats gehen beide Gestirne ihrem kosmischen Untergange zu. Bei Erscheinung des Hundes in der

Morgendämmerung wird von den Alten einstimmig der Beginn der heißesten Zeit im Jahre gesetzt. Aratus sagt vom Sternbilde des Löwen, daß die Pfade der Sonne jetzt am glühendsten wären. Die Felder seien dann bereits leer von Aehren; auch wehten die Etesien, welche die Schiffahrt für schmale Schiffe und Ruder unsicher machten. Auch über den Sirius bemerkt Aratus, daß die heißeste Jahreszeit eintrete, wenn er zugleich mit der Sonne aufgehe. Löwe und Sirius zeitigen in Hellas die Sommerfrüchte, deren Reife nach Ptolemäus am 30. Juli beginnt. Den Eintritt des Löwen in die Sonne bestimmt Ptolemäus auf den 20. Juli (4. Hekatombaion), den Aufgang des Sirius auf den 23. Juli.

Noch bedeutsamer als den Hellenen waren Löwe und Sirius den Aegyptern; denn außer dem Beginn der heißesten Jahreszeit kündigten sie ihnen zugleich das Anwachsen des Niles oder das neue Wasser an, welches sich über die Felder ergoß. Nach Aelian drückten sie daher diese doppelte Eigenschaft des Gestirnes so aus, daß die Vorderfüße des Löwen auf das Feuer, die Hinterfüße auf das Wasser bezogen wurden. Den hellen Stern am Kopfe nannten sie Isis, weil aus den Thränen der Isis gerade in dieser Zeit des Jahres, wo sie den Tod des Osiris beweint, das neue Wasser kommen sollte.

Den Aufgang des Sirius zu beobachten, war eine hochalte Sitte auf Keos, welche die örtliche Sage mit Stiftung vom Kultus des Zeus durch den Lehrer und Ausbeuter des Landbaus, Aristaios, zusammenbringt. Dieser soll, von Arkadien kommend, dort das Heiligtum begründet haben. Von ihm sei gesetzlich verordnet worden, daß zur Sühnung des Sirius die Keier alljährlich zu dieser Zeit im Waffenschmucke zum Heiligtume kommen und dort opfern sollten. Sie beobachteten den Aufgang des Sirius sorgfältig und schlossen, je nachdem der Stern hell glänzend oder dunkel umschattet aufging, auf ein gesundes Jahr mit heller dünner Luft oder auf ein ungesundes, Krankheiten bringendes Jahr.

Der Metageitnion (August—September) verzeichnet kein Fest im Kalender. Er steht unter dem Sternbilde der Jungfrau, welches nach Ptolemäus am 6. des Monats (21. August) in die Sonne geht.

Der Bödromion (September—Oktober) ist der Monat, in welchem man die Baumfrüchte erntet. An das Ende desselben fällt das Fest der Herakleia im Gymnasium Kynosarges. Mit Herakles wird Hebe, seine Gattin, in ihrer Eigenschaft als Hausfrau gefeiert.

Beiden werden die schönsten Früchte der Obstbäume als Opfer dargebracht. In Böotien und in einem Stadtteile Athens wurden, wie die Sage erzählt, Aepfel durch eingesteckte Hölzchen zu vierbeinigen gehörnten Opfertieren umgebildet, die man dem Heros darbrachte. Ein Wettrennen der attischen Reiterei schloß sich dem an, da in dem Gymnasium der größte Hippodrom Athens sich befand. Das Sternbild dieses Monats ist die Krone der Ariadne, dessen breite Stirnseite jener glänzende Stern dritter Größe bildet, welcher als: „Clara stella coronae" bekannt ist. Am 19. September (5. Bödromion) tritt die Wage in die Sonne. Am 5. Oktober (21. Bödromion) beginnt die Korona sichtbar zu

werden. Am 8. Oktober geht ihr hellster Stern auf, am 15. wird das ganze ringförmige Bild des Gestirnes sichtbar und bleibt es bis Ende des Monats.

Hiermit ist der Kreis der öffentlichen Feste, die im Kalender verzeichnet sind, beendet, und wir wenden uns jetzt den Festen zu, die den Mythos einer Gottestrauer zur Grundlage haben und sich auf die sogenannten Höllenfahrten von Göttern und Heroen zur Befreiung einer von ihnen geliebten Seele aus dem Hades beziehen. Dionysos steigt am lernäisch-mystischen Feste mit Arnobius durch den helikonischen See zum Hades hinab und gewinnt durch den Austausch der Myrte die Seele der geliebten Mutter Semele zurück, deren Fest zu Delphi gefeiert wird. — Die um ihre geraubte Tochter trauernde Demeter, welcher Artemis Hekate den Aufenthalt derselben verraten hat, eilt zum Hades und erwirkt dort Persephones teilweise Erlösung. Artemis führt Hippolytos, den Asklepios auf ihre Bitte aus dem Todesschlummer erweckt, wieder zum Lichte hinauf. Herakles erlöst nicht allein Theseus, sondern bringt nach heftigem Kampfe mit Thanatos die Alkestia wieder zu Admetos hin, holt den Kerberos von der Höllenpforte und geht mit ihm zu Eurystheus, der vor Schreck bei dem plötzlichen Anblick des Höllenhundes tot niedersinkt. Pirithoos zu befreien, gelingt ihm indessen nicht, da derselbe im Hades bleiben muß, weil er kein in die eleusinischen Mysterien Eingeweihter war.

Eine besonders innige Mythe ist die von Adonis. Der auf die Liebe Aphrodites zu dem Jüngling eifersüchtige Mars sendet voll Zorn einen Eber aus, den von der Göttin Bevorzugten zu töten. Als sie den zu Tode Verwundeten findet, wirft sie sich weinend über ihn, und aus ihren am Boden mit dem Blute des Geliebten sich mischenden Thränen sprießt die rote Anemone (Adonisröschen) hervor, so die Stätte köstlich schmückend, auf der des Entseelten Körper ruht, über den sie, ihn vor Entweihung zu schützen, Endivien breitet. Dann eilt sie klagend zu Persephone in den Hades, um ihn von ihr zurückzuerhalten. Persephone selbst aber hat den Jüngling so liebgewonnen, daß sie ihn nur unter der Bedingung wieder zur Oberwelt ziehen läßt, daß er nur die Hälfte des Jahres bei Aphrodite, die andre Hälfte aber bei ihr zubringe. Die Göttin willigt ein und eilt mit dem Geliebten zum Licht, so die Trauer in Freude verwandelnd.

Im Ovid heißt es:

„Ewig wird ein Denkmal der Trauer um meinen Adonis bleiben und das jährlich wiederholte Bild seines Todes eine Darstellung unsrer Klage sein.“

Die Adonien (Adonisfest) zerfallen, wie das Fest des Attys und alle sich auf die Höllenfahrt und Gottestrauer beziehenden Feste, in zwei Teile, die Katabasis, das heißt den Niedergang in den Hades, und das Exordium oder die Heraufführung des vom Tode Erlösten zur Oberwelt, ein Symbol der in die Erde gelegten Saat, ihres Grünens, Wachsens und Reifens. Bei dem Adonisfest begann die Katabasis mit Bestattung des Adonisbildes in Adonisgärten, unter denen Endivienbeete zu verstehen sind, die erst eine Woche vor dem Feste gesät wurden, so daß die aufgeschossenen Pflanzen noch ganz jung waren, wenn man das

Adonisbild hineinlegte. Alle hellenischen Frauen stellten vor ihren Häusern solche Adonisgärten mit dem darinliegenden Bilde des Adonis auf und stimmten unter Thränen, das Haar aufgelöst, die Brust entblößt, das Klagelied der Göttin um den so früh Dahingeschiedenen an. Die Feier hob mit Beginn des Tages, das heißt bei Sonnenuntergang an, da die Hellenen bekanntlich ihren Tag von einem Sonnenuntergang bis zum andern rechneten. Klaggesänge ertönten während dieser ganzen Zeit. Dann wurde das Bild des Adonis, um ihm die Totenweihe zu nehmen, gewaschen, ebenso das der Aphrodite, denn auch sie, deren Fest mitgefeiert wurde, dachte man sich in Trauer, eben aus der Behausung der Schatten emporgestiegen. —

Bei dem Exordium, nachdem die Klagelieder verklungen waren, legte man beide Bilder auf prächtig ausgestattete Festlager, begrüßte den von der Göttin dem Hades entführten Adonis als Gott und brachte ihm ein Weihegeschenk aus Früchten dar. Mit nochmaliger Weihe seines Bildes im Meere scheint seine Apotheose ausgesprochen zu sein. Die Adonisgärten, welche nach Platon in irdenen Geschirren nur zum Zwecke des Festes gezogen wurden, warf man dann gleichfalls, als dem Adonis geheiligt, in die Quellen. Damit hatte das Fest sein Ende erreicht.

Sehr interessant ist die Beschreibung Theokrits von der Aufstellung und Ausstattung der vereinigten Bilder der Aphrodite und des Adonis auf ihren Ruhebetten bei Gelegenheit der Adonisfeier, die Arsinoë in der königlichen Burg der Ptolemäer zu Alexandria zum Gedächtnis ihrer Mutter Berenike veranstalten ließ. Die Aula des Palastes war zum Schauplatze für dieselben hergerichtet, der Zutritt jedem festlich Gekleideten gestattet. Zwei prachtvolle, mit Teppichen bedeckte Lager sind nebeneinander aufgestellt, eines für das Wachsbild der Göttin, das andre für das des Adonis. Beide Lager sind von grünen Lauben überschattet, aus denen Dolden von Anispflanzen herniederhängen. Gebilde von Tieren jeder Art, Vögeln und Käfern, sind, gemischt mit flatternden Eroten, im Grün des Laubwerkes angebracht. Zunächst den Lagern stehen Adonisgärten, die irdenen Töpfe in silberne Schwingen gesetzt, dazwischen goldene Salbengefäße, denen köstlicher Wohlgeruch entströmt. Die Erstlinge der Früchte, Kuchen und andres Backwerk in verschiedenster Form, dem Heros als Opfer gespendet, befinden sich auf einem Opfertische vor der Lagerstatt. Denn die schöne Argiverin, welche das Weihelied zur Begrüßung des Adonis bei der Rückkehr vom Acheron singt, preist ihn als einen Halbgott, dem herrlichere Ehren zu teil geworden als Agamemnon, Patroklos oder irgend einem der Heroen des Trojanischen Krieges, weil sie niemals aus der Schattenwelt zum Lichte zurückgekehrt seien wie dieser.

Weltbekannt und berühmt sind die in Eleusis gefeierten großen Mysterien, da der Demeterkultus zu den ältesten und ehrwürdigsten Kulten in Griechenland zählt.

Im Anfang hat man der Athena-Polias die Eigenschaften der Demeter als Schützerin der Feldfrüchte beigelegt. Erst zur Zeit Pandeons I. kam der

Kultus der pelasgischen Demeter unter dem Namen Eleusinia von Argos oder Megara nach Athen herüber. Die Feste dieses Kultus hatten jedoch durch Hinzufügung des Kultus des Dionysos Zagreus, der gewaltig schaffenden Naturkraft, eine so finstere thrakische Beimischung, daß sie dem heiteren Sinne der Athener widerstrebten, weshalb sie in ihrer Stadt ein eigenes Eleusinion stifteten. Eumolpos, des Poseidon Sohn, der damals Hierophant (Oberpriester) in Eleusis war, widersetzte sich dieser Gründung und begann mit Hilfe der Bundesgenossen einen Krieg gegen Athen, doch unterlag er den von Erechtheus angeführten Athenern, die durch ihren Sieg die politische und Kultusoberhoheit über Eleusis gewannen. Doch mußten sie das Recht der höchsten Weihen in den Mysterien der Demeter Eleusis überlassen. Dafür setzten sie den Kultus des Triptolemos in Athen ein, womit sie sich das Recht der Vorweihen sicherten, ohne welche die höchsten Weihen in Eleusis nicht erteilt werden durften. Außerdem mußten die Eleusinier sich gefallen lassen, den athenischen Kultus des Jakchos in ihre Mysterien aufzunehmen, der, eine echt athenische Schöpfung, den Dämon des Heils und freudeseligen Lebens darstellt. Der erste Blutzeuge der Demeter Eleusinia, Erechtheus, der in der Schlacht gegen Eleusis fiel, nachdem er den Enkel Poseidons, Emmarados, getötet hatte, wurde im Eleusinion zu Athen bestattet. Auch der Leichnam von Emmarados wurde nach Athen gebracht, doch suchten die Athener auch später die Gebeine des Eumolpos zu gewinnen, um damit die eleusinischen Heiligtümer in ihre Stadt zu ziehen. Doch obwohl ein Grabmal des Eumolpos in Athen errichtet wurde, behaupteten die Eleusinier stets; im Besitze der echten Grabstätte zu sein. Erst beim zweiten eleusinischen Kriege unter Theseus fällt Eleusis ganz an Athen.

Der Ort, wo Pluton nach der Sage mit der geraubten Persephone in den Hades hinabstieg, wird von Plutarch nach Erineos am Kephissos bei Eleusis verlegt. Es ist derselbe, wo später Prokrustes gehaust haben soll, den Theseus erlegte. Dort liegt auch die Grotte mit der Pforte, durch welche, wie der orphische Hymnos singt, Adonis die Geraubte hinabgeleitete. Demeter irrte, die Tochter suchend, umher. Jakchos trug ihr zwei Pinienfackeln voran. Am Brunnen Kalicheros sank sie ermattet nieder, um dann nach dem nahen Hause des Kelios zu wandeln, wo sie gastliche Aufnahme fand. Mit Mohnköpfen, welche sie am Wege pflückte, hatte sie ihren brennenden Hunger gestillt, weshalb der Mohn neben der Kornähre ihr geheiligt wurde. Die Legende erzählt, sie habe den Mohn so geliebt, daß sie ihren Liebling, den athenischen Jüngling Mikon, nach seinem Tode in Mohn verwandelte. Nach andrer Lesart hat sie den Mohn als Schlafmittel genossen, um nach langem Irren und Fasten Ruhe und Vergessen schmerzlicher Erinnerung zu finden. Im Hause des Keleos reichte sie dem Knaben Triptolemos gleichfalls von dem Mohne, doch mit Milch gemischt, wie er später auch von den Mysten genossen wurde. Dort bereitete ihr die Thrakerin Jambe den Kikeon, einen Trank aus geröstetem Gerstenmehl, der ebenfalls von den Mysten getrunken wurde. Aus Dankbarkeit für die genossene Gastfreundschaft verlieh sie Kaleos dem Sohne des Raron und seinen drei

Töchtern Diogeneia, Pannerroga und Saisara das Priesteramt und lehrte sie ihren heiligen, geweihten Kultus.

Damit erhielt der Landstrich, der bis dahin Saisara geheißen, den Namen Eleusis. Ihren Zögling Triptolemos, den Bruder des Keleos, sandte sie im Schlangenwagen aus, die Saatenbestellung in alle Welt zu verbreiten. Das Rarion, der heilige Acker, wurde ihr unter dem Namen Rarion Demeter geweiht und mit einer Tenne nebst Altar des Triptolemos ausgestattet.

Auf ihre Klage bei Zeus über den Raub ihrer Tochter entschied dieser, daß Persephone nicht an den Hades gebunden sein solle, wenn sie noch keine Speise mit ihrem Entführer geteilt habe. Askalaphos aber verriet, sie habe bereits drei Granatkerne aus dem Garten des Pluto gespeist. Im Zorn über diesen Verrat strafte Demeter die Erde mit Unfruchtbarkeit so lange, bis Zeus den Bann über Persephone löste und ihr gestattete, nur die Hälfte des Jahres im Hades, die andre Hälfte bei der Mutter zu bleiben. Aus Freude darüber ließ Demeter die Saat zu einem Segensjahre aufsprießen und legte den Aehrenkranz um die Stirn.

Dieser Mythos versinnbildlicht in dem Verschwinden der Persephone das Versenken des Saatkornes zur Herbstzeit in die Erde. Das Hervorsprießen der Saat im Frühling kündet die Wiederkehr der Göttin auf die Oberwelt an. Deshalb feierte man zwei eleusinische Feste: das kleinere im Frühling, das der Sage nach für Herakles gestiftet wurde, weil er als Fremder nicht in die großen, nur den Athenern zugänglichen Mysterien aufgenommen werden konnte.

Die großen Eleusinien wurden im Herbst gefeiert und begannen am 15. Bödromion, dem Monat des Sieges über die Eleusinier, in welchem der Staatsvertrag geschlossen wurde. Die Mysterien dieses Festes hatten noch eine tiefere Bedeutung. Sie verkündeten symbolisch das Dogma vom seligen Wiedersehen der geliebten Angehörigen nach ihrem Gange in den Hades, wie die Befreiung der Seele aus dessen Banden. Eines der ältesten griechischen Gesetze verbietet deshalb, die Toten zu verbrennen. Sie mußten gleich dem Samenkorn in die Erde versenkt werden, und auch in den Satzungen der Buzygen wurde verordnet, daß jeder Leichnam, den man am Wege fände, mit Erde zu bedecken sei. Die Erdscholle aber, mit der man die Gruft über dem Leichnam deckte, wurde mit der Demeterfrucht besät. Durch diese symbolische Handlung sollte einerseits die Entweihung, welche man gegen die allnährende Mutter Erde beging, indem man den verwesenden Leib in dieselbe legte, wieder ausgeglichen werden, andrerseits galt jeder unter solcher Scholle Bestattete als in die selige Gemeinschaft der Göttin aufgenommen.

Auf einem die Stadt Eleusis beherrschenden Hügel, Salamis gegenüber, erhob sich der Tempel der Demeter und Kore (Persephone), in welchem die Mysterien gefeiert wurden. Von den Persern zerstört, wurde er von Perikles prächtig wieder aufgebaut. Noch heute zeugen die Trümmer von seiner einstigen Herrlichkeit. Im heiligen Umkreise des Tempels, den nur die Geweihten (Mysten) betreten durften, von dessen innerer Einrichtung deshalb nichts Sicheres bekannt

ist, standen zwischen dem Opferaltare und dem großen Sitzungsraume, in welchem nach Beendigung der Mysterien Gericht gehalten wurde, mehrere Stelen, auf denen die Gesetze der Mysterien verzeichnet standen. Diese waren so strenge, daß das Betreten derselben von Ungeweihten während des Festes mit dem Tode bestraft wurde. Jeder mußte vor der Einweihung in die Mysterien das Gelöbnis ablegen, über alles, was er innerhalb des geweihten Bezirkes während des Festes hören und sehen würde, ein absolutes Schweigen zu beobachten. Beim Eintritte in den Tempel mußte jeder der Geweihten sich mit Weihwasser besprengen, als Zeichen erfolgter Reinigung. Wer sich vergangen gegen die Gebote der Mysterien, dem wurde die Benutzung des Weihwassers entzogen, was mit zu den schwersten Strafen gehörte. Auch durfte während der Festzeit kein Bittzweig, wie es bei andern Festen üblich, auf den Altar gelegt werden, weil er einen Hilferuf, eine Anklage über Gewaltthat bedeutete, also eine Versündigung am Gottesfrieden war, welcher beim Beginn des Festes von den Eudanemen verkündet worden war.

Das Fest dauerte neun Tage und stellte symbolisch das Hinab- und Heraufsteigen der Persephone dar. Es begann mit der Versammlung der Mysten und dem Herübertragen der Bilder der Demeter und Persephone von Eleusis nach Athen, wo im Eleusinion die Vorweihen stattfanden, als erste: die Reinigung der Mysten durch ein Bad im Ilyssos, dort, wo er durch den heiligen Bezirk Agrai fließt. Auch wurden zum Zwecke der Reinigung Schweine geopfert. Denn nach den mystischen Gesetzen mußten Priester, Mystagoren, sowie alle Personen, die den Göttinnen Weihgeschenke darbringen wollten, vor ihrem Abgange nach Eleusis Reinigungsopfer darbringen. Attische Jünglinge führten dann mit bunten Bändern geschmückte Kühe nach Eleusis zum Opferaltar, wo die Opferpriester sie töteten und den Gottesanteil verbrannten. Außerdem wurden Aehrenkränze und Maße mit Gerste als Opfer dargebracht. Am Erntedankfeste mußten von allen Tennen Attikas Opfer an Gerste nach Eleusis gebracht werden. Den folgenden Tag nahm die Prozession mit dem Kalathos, welcher den Blumenkorb der Persephone darstellte, in Anspruch. Am Abend begannen die Mysten mit brennenden Fackeln umherzuschweifen, so das Irren und Suchen der Demeter nach der geraubten Tochter nachahmend. Dies dauerte bis zur folgenden Nacht, wo die Mysten mit freudigem Glückwunsche die Fackeln von sich warfen und hiermit das Trauerfest schlossen.

Zwischen der Trauer- und der Freudennacht mußten die Geweihten, ehe sie durch den Eintritt in den Tempel zur Anschauung eines neuen geheiligten Lebens gelangten, sich noch einmal einer Reinigung unterziehen.

Nachdem der Jakchos mit den Bildern der Göttinnen auf dem heiligen Festwagen der Demeter in glänzender Pompa von Athen nach Eleusis überführt und im eleusinischen Tempel aufgestellt war, schritten die Mysten mit festlich umkränzter Fackel zum Herdaltar der Göttin, um von ihm das mystische Licht oder das Feuer der Demeter zu empfangen, allen voran der Oberpriester. Es ist begreiflich, daß diese geweihten Fackeln Gegenstand besonderen Schmuckes waren. Der Blätterschmuck bestand aus Myrte, wie auch die Priester und Mysten sich mit der

Myrte bekränzten, da diese der Persephone heilig war. Die Legende erzählt, die Göttin selbst habe die Pflanze aus den drei Gaben: Wein, Epheu, Myrte gewählt, die ihr von Dionysos angeboten wurden, als er die Seele der Semele von ihr zu erbitten kam. Für das Geschenk der Myrte gestattete sie ihm, die Semele heraufzuführen. Die Bänder, mit denen die Myrten an den Fackeln befestigt wurden, waren krokusfarben. Krokus galt für ein Mittel der Reinigung, deshalb mußten sich auch die Mysten den Knöchel der rechten Hand und des rechten Fußes mit krokusfarbenen Bändern umbinden. Ebenso wurde die mystische Wiege des Jakchos damit geschmückt. Diese Lust an der schönen Ausstattung der Fackel hat sich noch bis heute in Athen erhalten. Wer Gelegenheit hatte, der großen Osterprozession beizuwohnen, in welcher man die Bilder des gekreuzigten Erlösers aus allen Kirchen der Stadt nach der Agia Irene führt, wird einen gleichen Wetteifer um die schönste Ausstattung der Wachsfackel mit künstlichem Laub- und Blumenwerk, Gold- und Silberpapier wahrgenommen haben.

Nach der Trauernacht erhielten die Mysten die vorhin erwähnte Mohnspeise, mit Milch gemischt, wonach sie aus einem mit Eichelfrüchten verzierten Gefäße den Kikeon tranken, um sich dabei des Dankes gegen die Göttin für die Gabe der Demeterfrucht zu erinnern. Denn die Hellenen hielten die Eiche für den ersten Baum, den die Erde hervorgebracht, weshalb man die Eichel für die erste Nahrung des Menschen ansah. Der Spruch der eleusinischen Mysten beim Genusse des Kikeon lautete: Ich habe gefastet, ich habe den Kikeon getrunken, ich habe aus der Cista (Kiste der Göttin) gelangt. Nachdem ich gekostet, habe ich es in den Korb zurückgethan und aus dem Korbe wieder in die Cista.

Am letzten Tage des Festes wurde das heilige Drama vorgeführt, in dem das plötzliche Schauen des Lichtes nach langem Harren in der Finsternis und damit eines verklärten Lebens dargestellt wurde. Den Schluß bildete ein heiliger Brauch. Zwei mit Wasser gefüllte Urnen dienten dazu, um zwei Spenden zu gießen. Die eine goß man nach Osten, dem Sitze der Olympischen zugewandt, sah dabei zum Himmel und rief bittend: „Gieb Regen!" Die andre goß man nach Abend, dem Sitze der unterirdischen Götter, den Blick zur Erde gewandt, mit dem Rufe: „Bringe hervor!"

Ein Flehen an die Mächte, welche oben und unten walten, um Gewährung des menschennährenden Segens.

Zum Schlusse möchte ich noch etwas über die Musik der Hellenen hinzufügen, die bei allen diesen Festen von hervorragender Bedeutung ist.

Es bleibt ein merkwürdiger Zug in der Natur der Hellenen, daß von ihnen keine der Künste so hoch geehrt wurde wie die Musik, kein Künstler so geehrt ward wie der Sänger.

Dieses Volk, das sich in bildender Kunst und in Poesie über alle Völker der Welt emporgehoben hatte, sah in der Musik die Kunst, welche, im Gemüte geboren, die Seele berührt, das Herz reinigt und aussöhnt und alle edeln Regungen wachruft. Bildhauer, Baumeister und Maler ließ man unbeachtet vorübergehen, aber die wandernden Sänger und Rhapsoden, welche die Gesänge

der Dichter durch Hellas trugen, genossen der höchsten Verehrung. Man lud sie an seinen Herd, um sich auch dort ihres Gesanges zur Leier zu erfreuen.

Während die edelgeborenen Familien es für erniedrigend erachteten, sich mit der bildenden Kunst zu beschäftigen, hielt man darauf, daß jeder Sohn aus edelm Geschlechte in der Musik unterwiesen ward; denn man meinte, ein Mensch, der in der Jugend sich der Musik widme und mit gehöriger Sorgfalt darin unterrichtet sei, der würde sich jeder unedeln That enthalten und überall das schöne Maß zu beobachten wissen. Kein Wunder, daß man bei solcher Auffassung einen sehr hohen Wert auf die Ausbildung einer edeln Musik legte und selbst für den Helden keine bessere Ausfüllung seiner Muße wußte, als durch Gesänge von den Thaten der Vorzeit seinen Mut zu neuem Kampfe zu stählen. — Erzählt doch Homer von Achilles, daß er seinen Zorn gegen Agamemnon mit Hilfe „der klingenden Leier“ besänftigt habe.

Nach demselben Dichter hätten die Griechen die Pest durch Musik vertrieben.

„Jene den ganzen Tag versöhnten den Gott mit Gesange,
Schön anstimmend den Päan, die blühenden Männer Achajas,
Preisend des Treffenden Macht, und er hörte freudigen Herzens!“

Pythagoras, Archylas, Platon und die übrigen alten Philosophen lehrten, daß die Bewegung des Weltalls und der Lauf der Gestirne nach einem Rhythmus geschehe. Man glaubte, im Augenblicke der Sonnenwende ertönten die Saiten aller Instrumente, so zusammenhängend ward der Gang der Sonne und der Gestirne mit der Menschenwelt gedacht. — Selbst im Reiche der seligen Schatten sollte die aussöhnende und erlösende Kraft der Musik noch wirken, wovon zahlreiche Mythen zeugen.

Die schwebende Sirene trägt als gute dämonische Verwalterin des Hades in ihren Armen die Seele des Abgeschiedenen zu den Schatten und erfüllt sie durch die Kraft ihres Gesanges mit Vergessenheit alles Irdischen und der Liebe zum Unsterblichen und Göttlichen. — Orpheus steigt in den Hades hinab; die Macht seines Gesanges läßt alle Qualen der Hölle schweigen, entlockt den Eumeniden Thränen und erwirkt von Aidoneus die Rückkehr der geliebten Eurydike zum Lichte des Tages.

Ganz noch im Sinne dieser Sage läßt die christliche Theologie in den ältesten Werken der bildenden Kunst den Erlöser unter dem Bilde des Orpheus erscheinen, der durch die Klänge seiner Leier alle Tiere des Waldes und Feldes mit sich lockt.

Kein solenner Gottesdienst war ohne Chorgesang und Hymnen möglich. Man hielt es für eine fromme Pflicht, die Götter, welche den Menschen die Stimmen verliehen, durch dieselbe zu besingen. Ganz besonders waren es aber Apollon und Dionysos, deren Feste durch Gesang und Saitenspiel verherrlicht wurden.

Die apollonischen und dionysischen Feste waren zugleich Tage der Preiskrönung mit Kränzen und Dreifüßen, um welche sich einzelne Sänger wie ganze

Chöre bewarben. Die Athener betrachteten es als eine besondere Ehre, sich mit einem eigens unterhaltenen Chore an den Wettgesängen zu beteiligen, und scheuten dafür keine Kosten.

Die Festspiele zu Ehren des delphischen Gottes begannen mit Hymnen und Päanen. Der Lorbeerkranz, welcher den Sänger schmückte, war vom heiligen Tempelbaum des pythischen Gottes und wurde in früheren Zeiten nebst dem Dreifuße nur den Sängern erteilt. Hesiodos sollte keinen Dreifuß gewinnen, weil er die Leier nicht zu rühren verstand, sondern seine Gesänge recitierte, während er einen Lorbeerstab in der Hand hielt. Erst viel später schlossen sich den Wettgesängen auch ritterliche und gymnastische Spiele an.

Der Päan hatte eine laute, stark tönende Melodie und einen lebhaften Rhythmus. Er wurde daher später nicht nur zum Preise der Götter, sondern auch im Kriege gebraucht, um den Mut der Streiter anzufeuern.

Amphion, der Sohn des Zeus und der Antiope, hat der Sage zufolge unter Anleitung seines Vaters das Spielen auf der Zither und den Gesang erfunden, wie sich auch die Mauern des von ihm beherrschten Theben nach den Klängen seines Saitenspieles zusammengefügt haben sollen.

Die ersten Chöre schreibt man dem Philommon aus Delphi, einem Sohne des Apollon, zu. Diese Chöre, gesungen von Frauen und Männern, begleiteten Tänze, welche zu Ehren der Götter aufgeführt wurden und einen wichtigen Teil der religiösen Bräuche bildeten. Dieselben wurden später auch bei den dionysischen Festen angewandt und um den Altar geschlungen. Man darf die noch jetzt beim Osterfeste in Megara ausgeführten Reigentänze wohl von diesem Ursprung ableiten.

Die Sprache in den Gesängen war nicht eine ungebundene Rede ohne Silbenmaß, sondern Verse, denen zugleich eine Melodie beigefügt war, die in den öffentlichen Spielen abgesungen wurde.

Aber nicht nur bei gottesdienstlichen Handlungen, sondern auch im öffentlichen Leben der Griechen, bei Festen und Versammlungen diente die Musik als Mittel zur Erholung und Veredlung, da, wie Aristophanes sagt, die eigentümliche Ordnung und Harmonie der Musik den aufgeregten Geist zur Ruhe zurückführe. Singt doch auch Homer:

„Reigentanz und Gesang, das sind die Zierden des Mahles.“



Neue Folge ungedruckter Briefe Beethovens.

Mitgeteilt und erläutert von

Alfr. Chr. Kalischer.

(Schluß.)

VI.

24. An Anton Schindler (nicht von Jahn selbst kopiert).

„Sehr bester!

Noch im Bette liegend bitte ich Sie diesen Morgen zu mir zu kommen — mit der Meße eilt es; künftigen Sonntag bitte ich sie bey mir zu speisen, meine Ausflüge auf die Burg lassen mich kaum jezt zum Essen für mich Zeit finden — ich bitte also noch diesen Vormittag zu kommen, damit alles wegen der Meße eiligst betrieben wird.

ihr Freund

Beethoven."

Beethovens Briefe, oft nur Zettel, an seinen langjährigen treuen Gefährten und Amanuensis A. Schindler, seinen späteren ersten beachtenswerten Biographen, sind fast allesamt handschriftlich in der Berliner Königlichen Bibliothek vorhanden. Die Hälfte derselben etwa gab L. Nohl in seinen bekannten Sammlungen Beethovenscher Briefe heraus, die andre — größere — Hälfte konnte ich selbst in den „Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung" vom Jahre 1889 (Juli-August, Nr. 30, 31 und 32), 41 Stück, veröffentlichen. Hier hat sich denn doch noch ein kleiner Deserteur vorgefunden. Dieses Billet gehört, wie fast alle Briefe Beethovens an Schindler, dem Jahre 1823 an und ist, wie so viele derselben, in Hetzendorf bei Wien geschrieben.

In demselben Quartheftchen befindet sich auch der folgende Brief:

25. ohne Adresse und ohne Datum.

„Euer Wohlgebohren!

Ich bin die Unschuldige Ursache, daß man Sie belästigt, bestürmt hat, indem ich keinen andern Auftrag gegeben, als nur die Gewißheit des Gerüchtes, daß sie ein Operngedicht für mich geschrieben, zu ergründen, wie sehr ich ihnen danke, daß sie sogar so gütich gewesen, mir dies schöne Gedicht übermachen zu lassen, um mich zu überzeugen, daß sie es wirklich der Mühe wert gefunden haben, ihre hohe Muse für mich zu opfern — ich hoffe, ihre Gesundheit wird sich bald beßern, auch die Meinige ist leidend, bringt mir nur Linderung das Landleben allein, welches dieser Tage geschehen dürfte, und da eben hoffe ich sie bei mir zu sehen, wo wir uns über alles nöthige besprechen können. — Zum Theil [?] übermäßig gedrängt beschäftigt, zum Theil wie schon berührt kränklich,

bin ich Verhindert diesen Augenblick selbst zu ihnen zu kommen und ihnen lebhafter, als es mit Worten geschehen kann, das große Vergnügen auszudrücken; Fast mögte ich sagen, daß ich stolzer auf dieß Ereigniß als irgend auf eine der größten Auszeichnungen, die mir widerfahren könnten, bin.

Mit vorzüglicher Verehrung

ihr Ergebenster

Beethoven."

Daß der Brief an einen Dichter geschrieben ist, leuchtet ohne weiteres ein. Aber wer ist es aus der Zahl der Dichter, mit denen Beethoven persönlich befreundet war? Hier die Serie, die etwa zur Wahl gestellt sein könnte: Fr. Treitschke, v. Hammer-Purgstall, Stoll, Theod. Körner, Zacharias Werner, Jeitteles, v. Collin, Bernard, Fr. Grillparzer, Chr. Kuffner und L. Rellstab. Wollte man an die Zeit denken, in der Beethoven allen Ernstes wieder daran dachte, eine neue Oper zu schaffen, also an das Jahr 1823, was mir zuerst wahrscheinlich vorkam, dann wäre der Brief an Grillparzer gerichtet, mit dem der Meister in jenem Jahre Besprechungen wegen der Komposition der Melusinen-Dichtung führte. Allein der ganze Ton, die an Ueberschwenglichkeit grenzende Verehrung, welche dieser Brief atmet, lassen eine so späte Zeit der Abfassung überhaupt nicht mehr glaubhaft erscheinen; denn einmal schrieb der alternde Beethoven nicht mehr dithyrambisch, überschwenglich, andrerseits stand Franz Grillparzers — des damals jugendlichen Dichters — Muse noch nicht so hoch in der allgemeinen Wertschätzung, daß der wortkarge Beethoven ihm gegenüber damals so überschwenglich hätte schreiben können. Dem widersprechen auch die vorhandenen beglaubigten Briefdokumente Beethovens an den Dichter der „Ahnfrau" und „Sappho". Alles spricht jedoch für den berühmten Orientalisten und Dichter v. Hammer-Purgstall als Empfänger dieses Briefes. Diesen großen Gelehrten verehrte Beethoven ungemein, stand auch in der Zeit von 1808 bis 1810 wegen Textdichtungen im Verkehr mit demselben, worüber Briefe vorhanden sind, die in einem ähnlich überschwenglichen Tone geschrieben sind wie der hier mitgeteilte. Dann müßte der Brief aber jenen Jahren zuerkannt werden. Sonst käme nur noch der dramatische Dichter v. Collin in Betracht, zu dessen „Coriolan" ja Beethoven bereits 1807 seine Coriolan-Ouvertüre gedichtet hatte. Im Jahre 1808 hatte dieser Dichter Beethoven einen Operntext „Bradamante" angeboten, den späterhin der preußische Hofkapellmeister Reichardt in Musik setzte. Auch Zacharias Werner wäre durchaus nicht von der Hand zu weisen, da sich Beethoven viel mit den Dichtungen dieses ernsten Geistes beschäftigte, sich auch vieles aus dessen Hauptdichtungen excerpierte. In diesem Falle gehörte das Schreiben ebenfalls einer älteren Periode an, etwa den Jahren 1810 bis 1812.

Dasselbe Doppelblatt, das unter anderm den oben mitgeteilten Brief an Kammerprokurator Varena in Graz enthält (siehe oben Nr. 12), beschert uns auch folgenden Brief:

26. An Legationsrat v. Griesinger.

„Euer Hochwohlgeborn.

Indem ich gesonnen bin, meine große schon seit einiger Zeit verfaßte Messe nicht durch den Stich herauszugeben, sondern auf eine für mich glaube ich ehrenvollere und vielleicht ersprießlichere Art, bitte ich sie um ihren Rath, und wenn es sein kann um ihre Verwendung hierbey, meine Meinung ist selbe allen großen Höfen anzubiethen, sehr unerfahren in allem außer meiner Kunst, würden sie mich unendlich sich verbindlich machen, wenn sie meinem Bruder dem Ueberbringer dieses hierüber sich mittheilen wollten, ich wäre selbst gekommen, bin aber wieder etwas unpäßlich, — von jeher gewohnt sie als Theilnehmer an dem fortgange der Kunst und ihrer Jünger zu betrachten, bin ich überzeugt, daß sie nicht verschmähen werden, meinen Wünschen mit ihrer Theilnahme entgegenzukommen.

(Wien 7. Jan. 1823.)

Ew. Hochwohlgeboren
hochachtungsvoll
ergebenster

Beethoven."

Georg August v. Griesinger war Sekretär der Königlich sächsischen Gesandtschaft am österreichischen Hofe. Er ist ein geborener Wiener, starb auch daselbst im Jahre 1828. Für seinen hohen Musiksinn spricht die Thatsache genugsam, daß er uns die köstlichen „Biographischen Notizen über Joseph Haydn" gegeben hat (1810). Mit Beethoven ward derselbe sehr bald nach dessen Ankunft in Wien (November 1792) bekannt und befreundet. Der Inhalt des hier mitgeteilten Briefes ist deutlich. Im Jahre 1823 war es für Beethoven das wichtigste praktische Unternehmen, seine Missa solemnis in Abschriften allen europäischen Höfen zu unterbreiten. Dazu bedurfte der Meister einflußreicher Fürsprecher. Ein solcher war ihm denn auch in Wahrheit Legationsrat v. Griesinger. Denn zu den wenigen Fürsten, die auf Kopien dieses Meisterwerkes subskribierten, gehörte auch der Kurfürst von Sachsen. Insgesamt fand das Werk auf diesem Wege nur folgende zehn Subskribenten: Kaiser von Rußland, König von Preußen, König von Frankreich, König von Dänemark, Kurfürst von Sachsen, Großherzog von Darmstadt, Großherzog von Toscana, Fürst Galizin, Fürst Radziwill und der Cäcilienverein in Frankfurt a. M. — Bereits ein halbes Jahr vor diesem Briefe, im Sommer 1822, hatte sich der Legationsrat im Auftrage der Verleger Breitkopf & Härtel in Leipzig an Beethoven gewendet. So schreibt Beethoven unterm 26. Juli 1822 an seinen Bruder Johann unter anderm: „... auch Breitkopf und Härtel haben den sächsischen Chargé d'affaire wegen Werken zu mir geschickt, auch von Paris habe ich Aufforderungen wegen Werken von mir erhalten, auch von Diabelli in Wien; kurzum man reißt sich um Werke von mir, welch unglücklicher glücklicher Mensch bin ich!!! — auch dieser Berliner [i. e. Schlesinger] hat sich eingestellt." — Der „Chargé d'affaire", alias der Königlich sächsische Legationsrat v. Griesinger, hatte sich in einem sehr verbindlichen Schreiben vom 17. Juni 1822 an den

Meister gewandt, um die ins Stocken geratenen Beziehungen desselben zum Leipziger Verlegerhause Breitkopf & Härtel wieder lebensvoll zu gestalten. Dieser Brief ist von L. Nohl in seinen „Neuen Briefen Beethovens“ Seite 208 mitgeteilt.

27. „Für die Wohlgebohrnen HH. Artaria u. Comp.

Sehr Beste!

Wie ich merke habt ihr mich schmieren wollen, das ist Eine Ehre, die mir zum erstenmal in meinem Leben widerfährt, jedoch habt ihr damit Ehre eingelegt.

Wohlgebohrene!

Was die Geschichte mit storich [? unleserliches Wort] und meinem Bruder betrift, so weiß ich kein Wort davon, ich vermuthe etwas von Werken, die ich ihm gegeben habe, allein da er wenig musikal. ist, so wünschte ich doch vollständig davon unterrichtet zu seyn, damit kein Irrthum vorfallen könne — ich bitte sie daher dem Ueberbringer dieses meinem Freunde Herrn A. Schindler nur alles hierüber mitzutheilen. Wie immer

ihr Freund und Diener

Beethoven.“

Dieser nicht von Jahn selbst kopierte Brief an die mit Beethoven in regstem Geschäftsverkehr stehende berühmte Wiener Musikalienhandlung Artaria & Comp., die noch gegenwärtig besteht, dürfte in die Zeit von 1820—1823 fallen. Der unleserliche Name, mit dem Beethovens Bruder einen Strauß hatte, soll vermutlich einen Angestellten der Verlagshandlung bedeuten. — Auch der folgende Brief ist nicht von Jahn selbst kopiert.

28. An ?

„Durch Hrn Hofrath v. Mosel empfing ich einen Brief von Ihnen, welchen ich, da ich sehr überhäuft bin, nicht gleich beantworten konnte. Sie wünschen mir ein Werk zu widmen; so wenige Ansprüche ich auf dergleichen mache, so werde ich doch mit Vergnügen die Dedication Ihres schönen Werkes annehmen. Sie wollen aber auch, daß ich dabey als Kritikus erscheine, bedenken aber nicht, daß ich mich selbst muß kritisiren lassen! Allein ich denke mit Voltaire, ‚daß einige Mückenstiche ein muthiges Pferd nicht in seinem Laufe aufhalten können‘. In diesem Stücke bitte ich Sie mir nachzufolgen. Damit ich aber nicht versteckt, sondern offen, wie ich immer bin, Ihnen entgegen komme, sage ich Ihnen nur, daß Sie in dergleichen künftigen Werken mehr auf die Vereinzelung der Stimmen achten könnten.

Indem es mir allezeit eine Ehre sein wird, wenn ich Ihnen irgendwo in etwas dienen kann, empfehle ich mich Ihren freundlichen Gesinnungen gegen mich und bin mit vollkommenster Hochachtung

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Beethoven.“

Wien am 10t. Mai 1826.

Dieser Brief aus dem letzten Jahre des Beethovenschen Daseins gehört zu den Raritäten innerhalb seiner Korrespondenz. Der Meister spricht — wie man so oft mit gutem Grunde geklagt hat — so selten über seine Kunst und über das, was ja damit zusammenhängt, über die kritische Kunst. Hiermit ist denn nicht nur jenem unbekannten jungen Komponisten eine beherzigenswerte Lehre gegeben, sondern auch ein Vermächtnis an alle späteren Kunstjünger, wie sie sich zur Kritik zu stellen haben, und an die Musiker insbesondere, wie wichtig in der Tonkunst „die Vereinzelung der Stimmen“, d. h. die selbständige Führung der verschiedenen Stimmen im harmonischen Stimmgewebe, ist. Vom Adressaten läßt sich nach Beethovens Unterzeichnung nur das eine sagen, daß derselbe von hohem Adel gewesen sein muß. Der Vermittler, Ignaz v. Mosel, war K. K. Hofrat in Wien, bekannter Musikschriftsteller, unter anderm Verfasser einer Biographie über den Opernkomponisten A. Salieri. An Hofrat v. Mosel selbst schreibt Beethoven nur „Euer Wohlgebohren!“, nicht: „Ew. Hochwohlgeboren!“; im übrigen verbanden ihn die verschiedensten Kunstinteressen mit Hofrat v. Mosel, unter anderm auch der Eifer, die italienischen Musikausdrücke durch entsprechende deutsche zu ersetzen. So schreibt ihm Beethoven einmal: „Was mich angeht, so habe ich schon lange darauf gedacht, diese widersinnigen Benennungen Allegro, Andante, Adagio, Presto aufzugeben; Mälzels Metronom gibt uns hierzu die beste Gelegenheit. Ich gebe Ihnen mein Wort hier, daß ich sie in allen meinen neuen Compositionen nicht mehr gebrauchen werde.“ Eine Zeit lang konnte Beethoven sein Wort halten; man betrachte in diesem Sinne zum Beispiel die A-dur-Sonate (op. 101), die seiner Dorothea-Cäcilia gewidmet ist. Allein bald zwang ihn die künstlerische Einsicht dennoch, dies übereilt gegebene Wort zu zernichten.

VII. Briefe an den Neffen Karl van Beethoven.

Die Briefe Beethovens an seinen Neffen und Adoptivsohn Karl bilden anerkanntermaßen das schönste Denkmal für des Meisters wahren Edelmut und wahrhafte Großherzigkeit. Die meisten dieser Briefe im Original besitzt die Berliner Königliche Bibliothek aus A. Schindlers „Beethoven-Nachlaß“. Diese Briefe sind sämtlich von L. Nohl in seinen Briefsammlungen veröffentlicht.

Auch der Otto Jahnsche Beethoven-Nachlaß enthält ein Konvolut von Briefen Beethovens an seinen Karl in Jahnscher Abschrift. Unter diesen sechzehn Nummern befinden sich neun noch ungedruckte Briefe, die hiermit dargeboten werden.

29. Bei O. Jahn Nr. 2 (O. J. Nr. 2).

„Mein lieber Herzens Karl!

Ich kann dich heute noch nicht sehen, viel zu thun! und dabei bin ich denn doch nicht ganz hergestellt; übrigens beängstige dich wegen nichts; freilich bedaure auch ich deinen Vater, allein wir können sein Andenken beyde nicht besser ehren

als: indem du mit größtem Eifer deine Studien fortsetzest und dich bestrebst ein rechtlicher und vorzüglicher Mensch zu werden; und ich aber statt seiner dir ganz Vater bin und du siehst wie ich alles dir [das?] dieses ganz zu sein hiezu aufbiete.

Dein

treuer dich liebender

Onkel L. v. Beethoven.

Morgen früh
sehe ich dich ganz gewiß
Alles schöne an die ganze
G—sche Familie."

Der Brief hat kein Datum. Dasselbe ist jedoch annähernd wohl zu bestimmen. Die Empfehlungen an die „G—sche Familie", das ist die des Pensionatsvorstehers Giannatasio del Rio, von welchem bereits oben die Rede war (siehe Nr. 18), bedeuten uns, daß der Brief zwischen Februar 1816 und Februar 1818 geschrieben sein muß, weil sich des Meisters Neffe in diesen zwei Jahren im Giannatasioschen Institute befand. Die wehmütige Erinnerung an den Vater des Neffen, also an Kaspar van Beethoven, wovon der Brief erfüllt ist, ebenso die eigentümliche Unterzeichnung als „Onkel L. van Beethoven" machen es wahrscheinlich, daß dieser Brief nicht zu lange nach dem Tod von Karls Vater, der im November 1815 erfolgt war, geschrieben ward, also wohl im Jahre 1816.

30. (O. J. Nr. 6.)

Baden am 25. Aug. [1825].

„Ich hoffte wenigstens mag nun dieser Tag so wenig von dir als von mir verdienen beachtet zu werden ein schreiben — doch vergebens — du brauchst auch nicht am Sonnabend an Peters zu schreiben ... willst du anders Sonntags u. entweder früh oder gar nicht.

Dein treuer

Vater."

Der sich in diesen Jahren leichtsinnig entfaltende Neffe hatte es höchst wahrscheinlich unterlassen, seines Vater-Oheims Namenstages irgendwie zu gedenken, nicht einmal durch „ein schreiben". Der 25. August ist nämlich der Kalendertag für den Namen „Ludwig". Diesen Beweis von Undankbarkeit rügt der Meister. — Peters ist der Name einer Leipziger Musikalienhandlung, mit der Beethoven in lebhaftester Verbindung stand; sie zählt heutzutage zu den ersten Firmen Deutschlands auf diesem Gebiete.

31. (O. J. Nr. 8.)

„Da du das Geld vom Erzherzog noch nicht hast, welches arg ist, so müßen also die 100 fl. C. M. [= Konventionsmünze] hier beyliegend zu Bedürfnissen Einkauf zu gez.[ogen] werd., u. zu sorgen daß alles übrige hieher in meine Hände

komme — leider mußt du mit zum schneider — wegen der rechn.[ung] brauchst du was, so nimm dir 2 fl. davon — — ade.

(Auf der Rückseite:)

Ich Endes Unterschrieb. bezeuge, daß ich 2 quart[ette] an mich eigentümlich gebracht, wovon ich das eine sogleich allhier mit 80 # [= Dukaten] in Gold honoriren werde, u. das andere H........ hier, in Wien für mich übernehmen und das Honorar von 80 # in Gold ebenfalls bei Uebergebung desselben auszahl. werd.

M. Schles.[inger]."

Dieses Billet gehört wahrscheinlich ins Jahr 1825 oder vielleicht zu 1826. Der Erzherzog ist Erzherzog Rudolf, dem so viele der größten Schöpfungen Beethovens gewidmet sind; er gehörte zu den drei Gehaltsspendern für Beethoven. Im übrigen handelt es sich um den Verkauf der neuen Quatuors an die Schlesinger'sche Musikalienhandlung. H. ist der Wiener Banquier Joseph Henickstein, in dessen Hause auch Beethoven in früheren Jahren verkehrte, um an den dortigen Musikgesellschaften dann und wann teilzunehmen.

32. (O. J. Nr. 10.)

„Lieber Sohn!

Ich melde geschwinde, daß ich, wenns morgen nicht regnet, ganz gewiß in Wien seyn werde, u. vor dem Essen dich abholen werde — sey nicht bang, du wirst väterlich empfangen werden von

Deinem treuen

Baden freitags. Vater."

33. (O. J. Nr. 11.)

„Ich bin heute abend bey dir.

am 4ten Januar B.

e je porte avec moi aussi l'argent pour votre maitre."

34. (O. J. Nr. 12.)

„Wegen den Briefen ists nötig, daß du gefälligst schreibst, wann du zu mir kommen willst und kannst, dein Aufschub kann wahr sein — ich erwarte deine gefällige Entschließung. B.

(Auf dem Couvert):

à une heure je vous attend surement."

35. (O. J. Nr. 14.)

„Es wird mir sehr lieb sein, wenn ich weiß, wann du zu mir kommen willst oder kannst? Du weißt daß wir wohin müssen u. alsdann zusammen können essen gehen nach deinem Ermessen.

Dein treuer Onkel.

Nicht später als halb Ein oder höchstens Ein Uhr."

36. (O. J. Nr. 15.) (Auf einem Couvert.)

„Faites comme vous croyez de cette lettre à S. [= Schlesinger], de donner ou que non, ce dépend tout à fait de votre intention.“

Da Beethoven des französischen Sprachidioms nicht gerade Herr und Meister genannt werden kann, folge hier die Uebersetzung des kleinen Billets:

„Mache mit diesem Briefe an S. (Schlesinger), wie Du es für gut hältst, gieb ihn ab oder nicht, das hängt gänzlich von Deinem Ermessen ab.“

37. (O. J. Nr. 16: „mit Bleistift geschrieben bei Frl. Salomon.“)

„Schon um dessentwillen, daß du mir wenigstens gefolgt bist, ist alles vergeben und vergessen, mündlich darüber mit dir. Heute ganz ruhig. — Denke nicht, daß ein anderer Gedanke in mir als nur dein Wohl herrsche u. hieraus beurteile mein Handeln — mache ja keinen Schritt der dich unglücklich mache und mir das Leben früher raubte, erst gegen 3 Uhr kam ich zum schlaffe, denn die ganze Nacht hustete ich — ich umarme dich herzlich und bin überzeugt daß du mich bald nicht mehr verkennen wirst, so beurteile ich auch dein gestriges Handeln. ich erwarte dich sicher heute um Ein Uhr, mach nur mir keinen Kummer u. keine Angst mehr, leb indessen wohl.

Dein wahrer u. treuer Vater.

Wir sind allein, ich lasse deswegen H. nicht kommen um so mehr da ich wünsche, daß nichts verlauten möge von gestern, komme ja — laß mein armes Herz nicht mehr bluten.“

Leider mußte Beethovens Herz über den leichtsinnigen Lebenswandel seines zärtlich geliebten Neffen, dem er die unglaublichsten Opfer brachte, fort und fort bluten; es kam sogar im August 1826 zu der bekannten Katastrophe, indem Karl van Beethoven einen Selbstmordversuch machte. Am Abend seines schwergeprüften Daseins konnte Beethoven dennoch hoffen, daß sein Neffe und Sohn eine innerliche Neugeburt erleben würde. Er ward des Meisters Universalerbe und späterhin ein geachteter, würdiger Staatsbürger. — H. ist Karl Holz, der uns sogleich beschäftigen wird. Andrerseits taucht in diesem Briefe ein sonst in Beethovens Leben ganz unbekannter Name auf: ein Fräulein Salomon. Wer ist diese Dame? Da Beethoven in ihrem Hause einen Brief an seinen Neffen schrieb, muß sie wohl als mit ihm befreundet angesehen werden. Vielleicht ergiebt sich bei weiteren Durchforschungen der O. Jahnschen Aufzeichnungen noch etwas Positives darüber.

VIII. Briefe an Karl Holz.

Wie in der antiken Tragödie auf den Ernst der Tragödientrilogie ein Satyrdrama folgte, das wenigstens bei einem Aischylos in einem inhaltlichen Zusammenhange mit den voraufgegangenen drei Tragödien der Didaskalie stand, so sehen wir am Ausgange des tragischen Beethovendaseins eine Art Satyrspiel erscheinen. Dies Satyrspiel will uns der Verkehr des alternden Meisters mit

dem jugendlichen Musiker Karl Holz zum Ausdruck bringen, bis sich auch aus diesem letzten lustig dionysischem Rausche die Beethovensche Seele wieder zu ihrer vollen Aetherhöhe emporschwang. Es würde jedoch ein wesentlicher Zug an Beethovens Gemütsleben fehlen, wenn man diesen seinen Verkehr mit Holz, zumal 1825—1826, nicht vollauf würdigen wollte. Darum sind Briefe an Karl Holz, von denen nicht allzuviele ihren Weg in die bekannten Briefsammlungen gefunden haben, mit besonderer Freude zu begrüßen. Spuren des ausgelassensten Humors, wie sie dem Tonmeister so unvergleichlich eignen, finden ihre litterarische Bestätigung oder Ergänzung gerade in diesen hastig hingeworfenen Zuschriften an Karl Holz. Mancherlei Derbheiten des Ausdrucks nimmt man dabei gern und willig in den Kauf.

Karl Holz ist zu Wien im Jahre 1798 geboren, war also in der hier in Betracht kommenden Zeit (1825—1826) ein junger Mann von 27 Jahren. Holz war Beamter und Musiker. „Bei den niederösterreichischen Ständen bedienstet," so drückt sich Wurzbach in seinem großen Lexikon über Oesterreichs Celebritäten aus (IX. Teil, 1863). In den Concerts spirituels zu Wien verwendete man gern Holzens Talent. Durch diese 1819 von Franz Xaver Gebauer begründeten Konzerte kam Holz in den Beethovenschen Kreis. Er hatte etwas entschieden Geniales an sich und wußte — wie kein andrer neben ihm — Beethoven zu fesseln, zu Zeiten sogar zu beherrschen. Im übrigen mag Holz wohl ein etwas lockerer Vogel gewesen sein. Man wird jedoch seine künstlerische, namentlich ästhetische Begabung erst noch vollkommen begreifen lernen, wenn Beethovens Konversationshefte — ein Hauptschatz der musikalischen Abteilung auf der Berliner Königlichen Bibliothek — auch nach dieser Seite hin mehr bekannt gemacht sein werden. In den Jahren 1825 und 1826 beherrscht nämlich Karl Holz vollständig den Inhalt dieser denkwürdigen Hefte: fast überall begegnet man da Holz und seinen Ergüssen vor Beethoven. Wurzbach sagt noch von ihm: „Holz war im Leben ein geist- und gemütvoller Mann und wußte ebenso durch seine Kenntnisse als durch seinen Witz zu unterhalten."

Der Otto Jahnsche Nachlaß enthält unter anderm ein Doppelquartblatt mit 18 Briefen Beethovens an Karl Holz, sämtlich von Jahn selbst kopiert, von denen 13 ungedruckt sind; diese folgen nunmehr.

38. (O. J. Nr. 2.)

„Ich bitte sie sobald als möglich zu kommen, damit wir alles Nöthige veranstalten. Es ist keine kleine Aufgabe, er wollte sich schon früh wieder entfernen.

Eiligst

Ihr

Beethoven."

Mit „er" ist der Neffe gemeint, dessen Wohl Beethoven jetzt häufig mit seinem Freunde Holz beraten mußte.

39. (D. Z. Nr. 6.)

„Ja, ja! Das Paternostergäßl u. unser . . . Direktor stecken ganz hübsch darin, es ist eine hübsche Sache ums,
wenn man auch nichts dabei gewinnt.

Bestes Mahaoni Holz!

Federn sind uns nicht bekannt — nehmt vorlieb — Lachen erregte mir ihr Brief, ja der Tobias bleibt ein Tobias, wir wollen ihn aber doch noch vertobiassen. Castelli muß dran, das Ding wird gedruckt und gestochen, zum besten aller armen Tobiasse; ich schreibe Carl eben, daß er mit den Briefen an P. u. S. warten soll; d. h. ich erwarte also die Antwort des H. A. in Mannheim.

Baden am 24. Aug. [1825].

Gleichgültig dagegen, welcher Höllenhund mein Gehirn beleckt oder benagt, da es nun schon einmal sein muß, nur daß die Antwort nicht zu lange ausbleibe, der Höllenhund in H. [? L.] kann warten und sich derweil mit Mephistopheles (dem Redakteur der Musikal. Zeitung) in Auerbachs Keller unterhalten, welchen letztern nächstens Belzebub der oberste der Teufel bei den Ohren nehmen wird.

Bester — das erste Quartett enthält auch 6 Stücke, womit ich diesen Monath zu beschließen denke — wenn mir nur jemand etwas für meinen schlechten Ma . . . geben wollte.

Mein Herr Bruder war auch wieder im P. N. G. Hi! Ha! aber Bester! wir sehen, daß alle diese [ge]schaffenen Wörter bis ins dritte vierte Glied unserer Nachkommenschaft sich erhalten. Kommt Freitags oder Sonntags, kommt freitags, wo Satanas in der Küche doch am erträglichsten ist. Leben Sie recht wohl! tausend Dank für ihre Ergebenheit und Liebe zu mir, ich hoffe, sie werden dadurch nicht gestraft werden. Mit Liebe u. Freundschaft

der Ihrige

Beethoven.

Schreibt doch wieder einmahl,
kommt! noch besser."

Vorstehender Brief ist fragmentarisch, aber auch im Fragment ganz abweichend in L. Nohls „Neuen Briefen Beethovens" (Nr. 292) enthalten. — Das „Paternostergäßl" bedeutet bei Beethoven in sarkastisch-typischer Weise Wesen und Stätte der Musikalienhandlung S. A. Steiner & Comp., eine Art pars pro toto. — Der „Direktor" wird Ferdinand Piringer sein, seines Zeichens Hofkammerbeamter und Violinvirtuose; derselbe ward nach Gebauers Tode, 1823, Leiter der Concerts spirituels. — Castelli ist der bekannte Wiener Schriftsteller, der namentlich in seinem dreibändigen Memoirenwerke viel Interessantes über Beethoven und über seine Beziehungen zu demselben kundgegeben hat. Jedenfalls war wieder unter Zuziehung Castellis ein neues Schelmenstückchen gegen die Musikverleger im allgemeinen, die hier das epitheton

ornans „Höllenhunde“ empfangen, und gegen Tobias (das heißt Tobias Haslinger von der Steinerschen Firma) insbesondere ausgebrütet worden. P., S., H. A. bedeuten die Musikalienhändler Peters, Schlesinger und Artaria. — Der Leipziger „Mephistopheles“ bedeutet den Redakteur der dortigen Musikzeitung. Die Zeitung erschien in jenen Jahren „unter Verantwortlichkeit der Verleger“ (Breitkopf und Härtel); der eigentliche spiritus rector war aber immer noch der frühere Redakteur Hofrat Friedr. Rochlitz. — Das in Rede stehende Quatuor ist das in B-dur (op. 130), dessen letzter Satz, Beethovens letzte ausgeführte Komposition, jedoch erst im folgenden Jahre, November 1826, geschrieben ward. — Die „neugeschaffenen Worte und Ausdrücke“ waren die wunderlichsten Ausdrücke für eingebürgerte, gut germanisierte Musikausdrücke; sie sind bei Schindler und Nohl zu finden. Einige wenige, besonders drastische Bezeichnungen oder Verdeutschungen mögen hier stehen. So hieß: Arie Luftsang, Einsang; Kanon Kreisfluchtstück; Chor Vollsang; Konzert Tonstreitwerkversammlung, Tonkampf; Dilettant Kunstzeitvertreibliebender; Fuge Tonfluchtwerk, Fluchtwerk; Musik Tonwerkerei; Orchester Tongerüst, Tonkünstlerbühne, Tonwerkerschar; Trompeter Schmettermessingwerker und so weiter. — „Satanas in der Küche“ ist das, was wir etwa „Küchenfee“ benennen.

40. (O. J. Nr. 7.)

„Ganz erstaunlichster! erstaunlicher!

Ihr habt euch unterstanden, mir sagen zu lassen, daß ihr mich nicht werth haltet mir die Haare zu schneiden und mir effektive einen persönlichen Haarschneider schickt —



Ha! Das ist zu arg, dafür 2 # Geldbuße und ein 3ter auch noch einen ½ #, dadurch wird der eine # zu 2 # und es wird eine Salade brillant werden. Es ist sehr wohlgethan, wenn sie morgen gerade zum frühstück kommen, jedoch nicht zum spätstück — betrachtet die miserabilia des Lebens. Das ist bei weitem noch nicht alles — Also so früh als möglich; ich warte bis sie kommen, nicht ohne den ½ # Geldbuße zu erlegen —

Euer amicus fidelis

Beethoven.“

Das neue Wort „Spätstück“ als Gegenstück zu „Frühstück“ scheint den Weg in die Lexika noch nicht gefunden zu haben.

41. (O. J. Nr. 8.)

„Lesen sie nur, hiebei folgt auch die Antwort, wie sie sich geziemt für diese unverschämte — geben sie den Brief nur ab, ohne sich mit ihr einzulassen. Ich bitte sie morgen sich losschießen zu lassen, u. hernach zu Mittage zu kommen.

für heute wäre noch das Geschäft, die wahre Adresse Schlesingers ausfindig zu machen. Lebt wohl, ich hoffe was von euch zu hören.

B. d. 3. febr."

42. (C. J. Nr. 9.)

„Bester! kaum bin ich zu Hause, so fällt mir ein, was ich gestern für eine Schweinerei mag niedergeschrieben haben, übergebt das dem Kuhlau alles übrige wißt ihr — schreibt baldigst, oder kommt Donnerstags—freitags heraus, schreibt aber vorher. fragt — ob die Köchin sich auch aufs Wildpret versteht, damit sie in meinem Jagdrevier für mich schalten und walten kann.

Bei Carl wird es noch besser sein, blos beim Atrappe zu drohen — mir es zu sagen; eilt euch prestissimo mit Allem — blos bei der Freundschaft denkt euch allezeit mich als

cantum fermum

Lebt wohl

herzlich ihr Freund

Der Wiedergefundene Beethoven."

Vorstehendes Billet dürfte am 3. September 1825 geschrieben sein. Es steht freilich, aber im wesentlichen inkorrekt, bei Nohl (Briefe Beethovens, Nr. 364) als „an Zmeskall" gerichtet und auch sachlich durchaus unzulänglich erklärt, darum habe ich das Billet hier mit aufgenommen.

In jenen Tagen war nämlich der deutsche Komponist und dänische Konzertmeister Friedrich Kuhlau, der mit Recht unsrer klavierspielenden Jugend noch heutzutage so teure Sonatenkomponist, in Wien. Er gelangte endlich dazu, Beethoven kennen zu lernen, und es kam auch zu einem tapferen Bacchanale in Baden, das sehr anziehend von J. v. Seyfried im Anhange zu seinen „Beethovens Studien" geschildert wird. Der Sillerywein und der Böslauer flossen nur so in Strömen. Beethoven weihte seinem Kunstbruder dabei den bekannten Kanon „Kühl nicht lau, nicht lau" und so weiter. Und dieser Kanon mag ihm olgenden Tages als eine „Schweinerei" erschienen sein, wie er sich im vorstehenden Billet an Holz ausdrückt; dabei bittet er seinen Freund, folgende entschuldigenden Zeilen an den deutsch-dänischen Komponisten zu befördern:

„Baden, am 3. September 1825.

Ich muß gestehen, daß auch mir der Champagner gestern gar zu sehr zu Kopf gestiegen und ich abermals die Erfahrung machen mußte, daß dergleichen meine Wirkungskräfte eher unterdrücken als befördern, denn so leicht ich sonst doch auf der Stelle zu antworten im Stande bin, so weiß ich doch gar nicht mehr, was ich gestern geschrieben habe.

Erinnern Sie sich zuweilen

Ihres Ergebensten

Beethoven m. p."

Kuhlau hatte nämlich am Bacchanale des 2. September 1825 einen Kanon auf „Bach" improvisiert.

Eine Stelle in obigem Billet an Holz steht bei Nohl in dieser völlig sinnlosen Weise: „bei Karl wird es noch besser sein, bloß beim Atrapper zu Rosen mir es zu sagen", während es doch sinngemäß, wie oben steht, heißen muß: „bei Carl wird es noch besser sein, blos beim Atrappe zu drohen — mir es zu sagen", das heißt: sobald sich der Neffe wieder auf unangemessenen Handlungen „attrappieren" läßt, dann solle Holz nur drohen, es dem gestrengen Oheim zu sagen. Diese Drohung, so meint Beethoven, sollte als prophylaktisches Mittel dienen.

43. (D. J. Nr. 10.)

„Herr Verliebter!

Ich sende ihnen hier die Sinfonie, bezeichnen sie dem Ueberbringer recht das Gewölbe Haßlinger, damit Sie ihm die Sinfonie zum einbinden übergiebt, ohne sich zu übergeben.

Könnte ich diesen Nachmittag die Exemplare der Clementi'schen Clavierschule abholen lassen bei ihnen? erhalte ich eines gratis, so wird eins bezahlt, ohne gratis wird nur eins genommen und richtig bezahlt.

Carl bittet sie um Cigarro, könnte nun alles dieses und jenes in ihren Händen sein, diesen Nachmittag das wäre folgenreich. — wenn sie dächten, wie nöthig es ist, noch einmal ins Spital zu gehen mit mir, daß dieß wenigstens übermorgen geschieht, denn wir können noch etwas erleben, ich glaube, daß mein Herr Bruter sicher nicht kommen wird, so würden sie wenigstens ein Viertheil ihres Ichs übermorgen [n.] Döbling führen gegen 7 Uhr zu mir zu schaffen — nachmittags könnte es wohl nicht sein.

Hr. Verliebter,
ich beuge meine Kniee vor der
Allmacht der Liebe
ihr ergebenster
B—n
†
memento mori.

P. S.
Es wäre schön, wenn
sie von dem Buchbinder
erfragten, damit es
auch zweckmäßig
gebunden und aller Schmutz
hinweggeräumt werde.
V—l—t—r [= Verliebter]"

Dieser Brief an Holz im Stadium seiner Verliebtheit gehört wahrscheinlich dem Hochsommer 1826 an. — Das Hausmädchen soll die Neunte Symphonie zum Einbinden an F. Haslinger im Paternostergäßl befördern; vermutlich dasselbe Exemplar mit der Dedikation an König Friedrich Wilhelm III. von Preußen,

das jetzt im Besitze der Königlichen Bibliothek zu Berlin ist. — Der Spitalgang erstreckt sich dann jedenfalls zum Neffen hin, der im August 1826 jenen bereits erwähnten verhängnisvollen Selbstmordversuch unternommen hatte. — Die Clementische Klavierschule, die Beethoven so hoch schätzte, war für Gerhard v. Breuning, des Meisters „Ariel und Hosenknopf", bestimmt.

44. (O. J. Nr. 11.)

„am 10. Augst Baden.

Bester Span!

Bestes Holz Christi! wo bleibt ihr — ich blase den Wind nach Wien, um euch in einen Meerstrudl hieher zu schaffen; wenn das Quartett nur wenigstens bis freitags hier ist; wirds aber noch länger, so sorgen sie doch, daß es Carl Sontags mit sich hieher bringt. Daß sie aufs herzlichste willkommen sein werden, wenn sie selbst kommen, wissen sie per se „voila quel homme de langue la moi"! mit staunen höre ich, daß die Mainzer Gassenbuben wirklich meinen Scherz mißbraucht haben! Es ist abscheulich, ich kann betheuern, daß dies gar nicht mein Gedanke war, sondern ohngefähr: nach diesem Witze sollte Castelli ein Gedicht schreiben, jedoch nur über den Namen des musikalischen Tobias, mit Musik von mir; da es aber so geschehen ist, so muß man es als Schickung des Himmels betrachten, es giebt ein Seitenstück zu Göthes: Bardt — sans comparaison mit irgend einem Schriftsteller. Ich glaube aber, daß Tobias selbst an ihnen etwas verschuldet ꝛc. — voila die Rache! ist doch immer besser als in den Rachen eines Ungeheuers zu gerathen! Thränen kann ich nicht darüber vergießen, aber lachen muß ich wie — kommen Sie am freitag, so essen sie am besten in meiner schlaraffen Haushaltung — am Ende bewirthe ich ihnen: heimlichen Paternoster-Gäßler ꝛc. Piringer wird brummen, schreien kann er nicht, es geht ihm, glaube ich wie jemand von Schreyvogel sagte, er kann nicht schreyen, noch ...... — lebt wohl bestes Holz, schreibt und kommt jedes zur rechten Zeit; eiligst

Ihr Freund

Beethoven."

Die Anrede „bester Span" in diesem Briefe vom Jahre 1825 macht uns mit einer der zahlreichen Varianten bekannt, die sich Beethoven aus dem Namen „Holz" zusammenschnitzte. Bald heißt es „Mahagoni-Holz", bald „Holz Christi", dann „Span vom Kreuze Christi" oder „lignum crucis", „bestes Holz" und so weiter. — Die „Mainzer Gassenbuben" sind nichts Geringeres als der Mainzer Musikverleger Schott und seine Leute. Beethovens Zorn ist entbrannt, weil der Verleger, zugleich Herausgeber der musikalischen Zeitschrift „Cäcilia", einen brieflichen Scherz des Tondichters über Tobias Haslinger in dieser Zeitschrift — ohne von ihm dazu autorisiert zu sein — veröffentlicht hatte. Er ließ dem Mainzer Handlungshause eine lange Epistel zukommen, — die freilich nicht von ihm selbst geschrieben, sondern nur diktiert ist, aber von Beethovens eigner Hand war das Postscriptum (vom 13. August 1825). „Ich rechne ganz sicher darauf, daß dieser Aufsatz sogleich in die Cäcilia eingerückt werde. Ihr ergebener

Beethoven." Der Meister legte in diesem Aufsatze entschiedene Verwahrung dagegen ein, daß sein freundschaftlich mitgeteilter Scherz den Weg in die „Cäcilia" gefunden habe; Tobias Haslinger wird darin verteidigt. Im Herzen war Beethoven jedoch froh, daß es so gekommen war. Denn auch seinem Neffen Karl schrieb der Meister um dieselbe Zeit aus Baden: „Es ist nicht in der Ordnung, daß die Mainzer so etwas gethan haben; da es aber einmal geschehen ist, so schadet es nicht. Unser Zeitalter bedarf kräftiger Geister, die diese kleinsüchtigen, heimtückischen, elenden Schufte von Menschenseelen geißeln — so sehr sich auch mein Herz einem Menschen wehe zu thun dagegen sträubt. Auch war es bloß Scherz und gar nicht mein Gedanke, so etwas gedruckt zu wissen." Uebrigens ist der Tobiasscherz aus der „Cäcilia" auch in Nohls Briefen Beethovens (Nr. 328) abgedruckt und demnach zu beurteilen.

45. (O. J. Nr. 12.)

„am 9. Sept. 1826.

Sehr werther!

Man sieht, was bessere und reinlichere Luft wie auch die frauen wirken, denn kaum in 3 Tägen ist ihre [= Ihre] Eisrinde schon aufgethaut, dieß merke ich an ihrem [= Ihrem] gestrigen Brief, denn der vom 7. Septbr. ist wie ein gedörrter Fisch —, ich erhielt ihn erst gestern Abends, da ich mich gestern der kühlern angenehmern Luft wegen in Nußdorf befand; ich würde auch nach Baden kommen, vielleicht komme ich auch morgen; in Ansehung der Wohnung möchte ich doch nachsehen, allein ich habe die Correktur für des Königs Majestät zubeeiligst zu beenden. C. will durchaus zum Militär, er schrieb, ich sprach ihn auch, es wäre doch besser, daß er erst in einem militärischen Institute wie Neustadt unterkäme; kommen sie mit ihrer Gesellschaft dorthin, so hätten sie nur Oberst Faber allda zu befragen: ob die Jahre hier auch so gerechnet werden? ich glaube nicht, denn man bezahlt dort, und C. kann gleich als Offizier austreten, denn lange Cadet zu sein, halte ich nicht für gut, und wollen wir, daß er so Offizier werde, so muß man die Offiziersgage ihm erfolgen, und nebstbei noch darauf legen, daß er leben kann; als Zuchtling darf er doch auch nicht behandelt werden, — Uebrigens bin ich gar nicht für den Militärstand! sind sie da, so muß alles jetzt per extra Post gehen. Ich bin ermüdet und lange wird mich die freude fliehen, die jetzo und noch künftigen schicklichen Ausgaben müssen mir Sorge machen, alle Hoffnungen verschwinden! ein Wesen um mich zu haben, welches ich hoffte wenigstens in meinen besseren Eigenschaften mir zu gleichen! freuen sie sich ja recht draußen, lernen sie die Füllhörner der alles bezaubernden Natur, und Montags hoffe ich sie gewiß wieder zu sehen und zu umarmen

wie immer dankbar

der Ihrige

Beethoven."

Das ist jedenfalls der einzige „Militärbrief", den wir von Beethoven haben, der zugleich als anschauliches Bild seiner damaligen tiefen Hoffnungs-

losigkeit dasteht: denn alle sorgfältige Saat für den geliebten Neffen hatte keine guten Früchte gezeitigt. Trotz Beethovens Abneigung für den Militärstand kam es doch mit Karl dahin. Der Verwendung des Feldmarschalllieutenants Baron v. Stutterheim verdankte es Beethoven, daß sein Neffe in dessen Regiment in Iglau Aufnahme finden konnte. Zum Danke dafür widmete ihm der Tonmeister das wundersame Cis-moll-Quatuor (op. 131). Noch etwa vierzehn Tage vor seinem Hinscheiden schrieb er deswegen an den Verleger Schott (am 10. März 1827): „Es (das Quartett) muß dem hiesigen Feldmarschallieutenant Baron v. Stutterheim, dem ich große Verbindlichkeiten schuldig bin, gewidmet werden. Sollten Sie vielleicht die erste Dedikation schon gestochen haben, so bitte ich Sie um alles in der Welt, dieß abzuändern, und will Ihnen gern die Kosten dafür ersetzen.“ Das Werk selbst erschien erst nach Beethovens Tode, im April 1827. Des „Königs Majestät“ hier ist König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, welchem die IX. Symphonie mit Chören gewidmet ward.

46. (O. J. Nr. 13.)

„Die Schwester von der Schwester kommt heute zu ihnen; sie hat mir gestern ein Zeugniß gegeben, non hai danaro, geben sie ihr also das Drangeld, zugleich sagen sie ihr, daß sie 100 fl. jährlich und wöchentlich 36 Kr. Brotgeld habe, dieß alles habe ich gestern vergessen. Bringen sie doch das übrige vom Quartett mit dem B mit — ich könnte diese Nacht, da ihre Eltern sie auf die Welt beförderten, und wie viel Schweiß es sie gekostet, ein solches erstaunliches Machwerk ans Tageslicht zu bringen, ich gratulire zum Daseyn — wie? warum? rc. Die Rätsel lösen sich von selbst. Heut zu Tische sehe ich sie,

der ihrige

Beethoven.“

Ein Dienstboten- und Geburtstagsbrief; natürlich muß es non ho danaro heißen.

47. (O. J. Nr. 14.)

„Dieß für den Magistrat — krank zu sein unter einer solchen und einem solchen Gaßen-Menschen, welch Schicksal.

Die Angekündigte ist nicht gekommen, vielleicht auch, daß man sie mit fleiß nicht vorgelassen; am besten ists die G... [= Gans] um die Zeit, wenn Sie bei mir sind, zu mir zu bescheiden. Es wäre ein wahrhaftes Glück, endlich eine taugliche zu finden! — Bringen Sie doch einige Bogen schönes Briefpapier, wie auch Zündhölzl z. B. bei Rossini am Stefansplatz. Geplagter Odoardo! Die Gans kann keinen Gerstenschleim machen. Heilig ist das Vieh! solche Menschen. Leben sie wohl

bis zu Tische.“

Die ewigen Dienstbotenklagen. Die Sehnsucht, „endlich eine taugliche zu finden“, erfüllte sich doch noch am Abend seines Daseins; er fand in der „treuen

Sali" alles, was unter den obwaltenden Verhältnissen gefunden werden konnte.

48. (O. J. Nr. 16).

„An Sr. Wohlgeb. Hr. v. Holz.

Bestes lignum crucis.

Wir brechen höchstens in einer 4tel Stunde durch den Boden oben durch und ihr werdet mich auffangen, ruht euch indessen aus.

B."

49. (O. J. Nr. 17).

„Span vom Holz Christi hat noch die fehler, welche kein Mensch macht zu corrigiren. Holz ist übrigens anzuschüren."

Vielleicht soll damit scherzhafterweise angedeutet sein, daß Holz zum Verbrennungstode verurteilt ist.

50. (O. J. Nr. 18).

„Für Herrn v. Holz.

Eines besonderen Zufalls wegen bitte ich Sie, wenn Sie ausgehen zu hinterlassen, wo ich Sie Vormittags finde? Auf jeden Fall sehe ich Sie zu Mittag.

Der Ihrige

Beethoven."

In der letzten Zeit des Meisters, zumal nachdem er gegen Ende des Jahres 1826 sehr krank aus Gneixendorf, der Besitzung seines Bruders Johann, nach Wien zurückgekehrt war, trat Karl Holz mehr und mehr in den Hintergrund, um älteren und ernsteren Freunden, wie Stephan v. Breuning und auch Anton Schindler, Platz zu machen. Karl Holz starb am 9. November 1858 zu Wien, im sechzigsten Lebensjahre, ohne die Aufgabe erfüllt zu haben, wozu er sehr wohl befähigt und auch von Beethoven auserlesen war: die Biographie seines Freundes und Meisters Ludwig van Beethoven zu schreiben.

Mit diesen fünfzig ungedruckten Briefen unsers Tondichters ist die Briefausbeute aus O. Jahns Nachlaß vollständig erschöpft. In dieser Beziehung giebt es da keine Nachlese mehr zu halten, aber recht wohl in Bezug auf Anekdoten und persönliche Beziehungen, die zur Geschichte Beethovens gehören.

Nachwort.

In der ersten Serie der „Ungedruckten Briefe Beethovens" (Januar-Heft der „Deutschen Revue") unter Nr. 17 der an v. Zmeskall-Domanovecz gerichteten Briefe kam das Wort vor: „Beethoven im gr. ogolinskyschen Hause in der Allandgasse". Ich stellte die Vermutung auf: „Vielleicht ist aber statt ‚Ogolinsky' zu lesen: ‚Ossolinski'." Das habe ich nachträglich als gewiß erkannt, es muß

„Ossolinski" heißen. Demnach ist jenes Briefchen jedoch aus Baden geschrieben, und zwar 1816, wo Beethoven daselbst in der Allandgasse im damals Ossolinskischen Hause wohnte. (Vergl. Dr. Hermann Rollet: „Beethoven in Baden", in H. J. Landaus „Erstem poetischem Beethoven-Album", S. 281; Prag 1872.)



Litterarische Revue.

Von

M. zur Megede.

Richard Voß: „Der neue Gott." — Felix Dahn: „Ebroin." — H. Rider Haggard: „Kleopatra." — Sophie Junghans: „Lore Fay." — B. Schulze-Smidt: „Kein Gitter hindert Cupido." — Eugen Salinger: „Ein moralisches Stück." — Friedrich Spielhagen: „Faustulus." — Erna Juel-Hansen: „Die Geschichte eines jungen Mädchens." — Konrad Telmann: „Gottbegnadet." — Alexander Baron v. Roberts: „Schwiegertöchter." — Ludwig v. Ploetz: „Kein Raum." — Pierre Loti: „Ramuntcho."

Zu den wenigen wirklichen Talenten unsrer Tage gehört Richard Voß. Die Natur hat ihm das Auge, die Seele und die Hand eines Dichters verliehen. Wenn hie und da ein Schatten von Krankhaftigkeit über seinen Werken liegt, so soll uns das weder Freude noch Bewunderung stören. Wessen Blick bis über die Wolken hinaufreicht, der wird zuweilen den festen Fuß auf sicherem Erdboden verlieren, aber seine Macht wird trotzdem zwingender, die Gemeine seiner Jünger vornehmer sein als die des seichten Modeschriftstellers, der flügellos und mit ganz nüchternen Sinnen am Boden hinkriecht.

„Der neue Gott" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, zweite Auflage), Richard Voß' letztes größeres Werk, ist, seiner Bezeichnung auf dem Titelblatte zum Trotz, kein Roman. Er ist ein Gedicht: voll Schwung, Glanz und Farbenpracht, ganz erfüllt von hehren Empfindungen. Blendend, wie von schwarzer Wetterwand, durch die schon die Blitze zucken, hebt sich in der ersten Hälfte Rom, das Rom des Tiberius, ich möchte sagen, von der Weltstimmung ab: schrecklich, drohend, herrlich, vom Wahnsinn, von der Willkür, vom Verbrechen beherrscht, taumelnd, atemringend, mit angstvollen Händen um sich fassend, wie ein Mensch, der empfindet, daß sein Rausch keinen bloßen Rausch mehr, sondern eine Todesgefahr für ihn bedeutet!

Drei Gestalten ragen mit vollkommener Plastik aus diesem schillernden, sinnverwirrenden Chaos: hier der „Priesterkönig" Velosianus, der eines Tages, von einem ungeheuern Ekel gegen alle Dinge gepackt, die Marmorcella des Tempels verläßt, die Götter verleugnet und hinauszieht in die Einöde, den lebendigen Gott zu suchen.

Dann: Tiber der Kaiser, durch Wahn und Macht zerrüttet, ein weltkranker Lüstling von unerschöpflicher Phantasie, ein Moloch, dem sein willenloses Volk die ungeheuerlichsten Opfer an Jugend, Schönheit, Kunst, Natur und Schätzen in die fühllosen, verderbenbringenden Arme legt und dem doch im letzten Winkel seines ausgebrannten, erstorbenen, vergifteten Herzens, wie eine kleine, matte, verlöschende Flamme, die Sehnsucht nach einem lebt, der mehr ist als die „großen, gütigen, gerechten" Götter, nach einem neuen, lebendigen Gotte!

Und endlich ein fast unirdisches Geschöpf mit gespenstischen Totenaugen, das Velosianus in den Bergen, in der Dämmerung uralter Karuben- und Steineichenwälder urplötzlich vor die erstaunten und erschreckten Augen tritt. Es ist ein junges Weib, fast noch ein Kind, das Töchterlein des Jairus, durch Christus von den Toten auferweckt, durch eine geheimnisvolle Welle des Meeres und des Schicksals ans italienische Gestade getragen und seitdem mit dem Blicke der Seherin begabt, der erschaut, wie fernab in Jerusalem ihr Herr und Meister den Kelch des Leidens trinkt.

Von Tiberius entsandt, schifft sich Velosianus mit der Ebräerin ein, um zum Imperator, Jesus von Nazareth, zu fahren!

Von da an ist es der Boden des gelobten Landes, auf dem die Geschichte weiterspielt, eine Geschichte, die sich eng an die Bilder der Heiligen Schrift anschließt und die doch sehr weit von dem abweicht, was sich seit den Kindertagen wie mit eisernem Griffel in die Vorstellung des Christen eingegraben hat. Nicht in Thatsachen!

Aber die biblische Geschichte, die Richard Voß uns gleichsam koloriert, in deren Lücken er erhabene, von mystischer Begeisterung wie von Weihrauch durchwallte Blätter hineinschiebt, berührt — es mag persönlich sein — etwas fremd. Was in unsrer Phantasie lebt, ist blasser, kühler, glanzloser, nordischer, könnte man auch sagen. Aber vielleicht ist es auch der Dichter, der recht hat und der sich überall als ein großer Künstler erweist, ob er nun seinen von wundervollen Farben förmlich überquellenden Pinsel dem Lande der Verheißung widmet, oder ob er, wie am Ende, noch einmal ins stolze Rom zurückkehrt, wo der wahnsinnige Cäsar vor dem „Gesicht Christi", das er haßt, das er zerschmettern möchte, weil er es nicht begreift, tot zusammenbricht! Und wo unter dem „schäumenden Wahnsinn des widerlichsten aller Götzen" aus Fleisch und Blut, unter Caligula, die Galiläerin Maria von Magdala den großen Todeszug der gottestrunkenen Märtyrer beginnt.

„Ebroin", historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn (Breitkopf und Härtel, Leipzig), zählt ein Uebermaß an Schwung und Stimmung nicht zu seinen Mängeln. Was ihn auszeichnet, ist ein glatter, natürlicher Fluß der Handlung, die sich mehr an äußere als an innere Entwicklung hält. Kriegsthaten, politische Intriguen, Mord, Brand, Aufstand und Verschwörung füllen den stattlichen Band. Zwei Hauptfiguren stehen einander gegenüber, Leodegar, den das Schicksal gegen seinen Willen zum Priester macht, ein geschmeidiger Römerabkömmling, vornehm, klug, reich, doppelzüngig, und Ebroin, der Sohn des Volkes, den nicht die Woge des Zufalles allein, sondern auch eignes Verdienst zu den höchsten Höhen im Staatsdienst, zur Hausmeierwürde im Frankenreich emporträgt. Aber sein Herz und seine Hand bleiben nicht rein. Eine leidenschaftliche, doch bis zum Ende glücklose Liebe zu einer von Sklavenhändlern freigekauften Angelsächsin, der nachmaligen Königin Batthildis, läßt ihn Raub und Blutschuld auf sich laden, die andre nach sich zieht. Sein Stern beginnt zu sinken, und müde des Waffenruhmes und des Lebens fällt er unter den Händen der Söhne Herzog Hermangars, die ihren toten Vater rächen. Für das Frankenreich aber bricht eine neue Zeit an. Die Tage der Merowinger sind gezählt, denn Pippin reißt die Herrschaft über den Königsknaben Theuderich an sich.

„Ebroin" wird von allen Verehrern Felix Dahns sicher mit Freuden begrüßt werden.

In ferne Zeiten und ein fernes Land der Wunder führt „Kleopatra" von Rider Haggard (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Der königliche Harmachis, der von den Göttern zum Befreier Aegyptens bestimmte Priester, erzählt auf halbvermoderten Papyrusrollen die Geschichte seines Abfalles und seiner Schmach. Die Frau, um derentwillen er gesündigt hat und die er am Ende mit sich selbst verdirbt, ist die wunderbare „Kleopatra", deren Schönheit und Geistesmacht einst das Schicksal ganzer Staaten bestimmte. In nuancenreichen Bildern wird dem Leser vorgeführt, wie sie über dem geknechteten, stöhnenden, heimlich sich aufbäumenden „Lande von Cham" herrscht, wie ihre Zuneigungen wechseln und ihre ungeheure Prachtliebe sich immer rücksichtsloser entfaltet, bis am Schlusse sich in Antonius ihr Schicksal erfüllt. Ihm vermag sie sich nicht nach Nutzen und Laune zu ent-

winden. Er bleibt der Herr über ihren Geist und ihren Sinn, und mit königlicher Entschlossenheit schreitet sie ihm nach auf der dunkeln Todesbahn, hier nicht durch den traditionellen Viperbiß, sondern durch einen Gifttrunk, den Harmachis ihr bereitet.

Ich bin im Stil der Papyrusrollen nicht bewandert. Auch das Original der „Kleopatra" ist mir nicht bekannt. Mir kommen daher Zweifel, ob ich eine gewisse Gedehntheit der Darstellung, eine Schwerfälligkeit im Ausdruck als einen Vorzug rühmen oder als einen Fehler tadeln soll, der vielleicht auch der Uebersetzung zur Last gelegt werden könnte.

Im großen und ganzen denkt man sich die Gestalt der „Aegypterin" wohl hinreißender und ihre Umgebung großartiger, als sie Rider Haggard in ihrem trotz alledem und alledem interessanten Romane zu schildern unternimmt.

Langweilig sans phrase ist Sophie Junghans' „Lore Fay" (Karl Reißner, Leipzig). Ich vermute, die Verfasserin hat bei der Arbeit gegähnt, wie ich gähnen mußte, als ich sie las. Und bekanntlich giebt es ein Sprichwort, welches lautet: tout genre est bon hors le genre ennuyeux.

Auch Bernhardine Schulze-Smidt hat durch ihren Roman „Kein Gitter hindert Cupido" (Karl Reißner, Leipzig) dem Kranze ihres wohlverdienten Ruhmes keine neue Blüte hinzugefügt. Die Heldin, die sich von frühester Jugend an gegen die Liebe zum Sohne eines Clowns wehrt und erst an seiner Leiche, inmitten der Schrecken des Schlachtfeldes, mit voller Wucht empfindet, daß sie dem schönen, leidenschaftlichen, treuen und aufopfernden Manne etwas abzubitten hat, mag ja wahr gezeichnet sein. Aber wie sie im Leben mit ihren Standesvorurteilen und ihrer Wohlerzogenheit unsympathisch sein würde, so ist sie es, vielleicht in noch hervorragenderem Maße, auch im Roman. Und wir verstehen die Autorin nicht recht, die in dem Lichtblick des Endes einen Sieg der allmächtigen Liebe zu sehen scheint, während er thatsächlich doch nur wie ein Blitzlicht noch einmal über diese ganze Geschichte hinfährt, den traurigen Triumph der Konvention und des Zeitgeistes über das höchste Gefühl grell beleuchtend!

„Ein moralisches Stück", Roman von Eugen Salinger (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ist etwas stark moralisch. Was ihm dadurch an Unterhaltsamkeit in manchen Augen abgeht, ersetzt es aber durch die gesunde Lebensanschauung, die in dem Buche zu Wort und That kommt. Leidenschaft und Auflehnung stehen wohl am Ruder des Lebensschiffes der beiden Helden, aber die Pflicht lenkt das Steuer und führt die halb schon Verlorenen dem rettenden Hafen und anderm stillen Glück entgegen.

Mit „Faustulus" (L. Staackmann, Leipzig) hat Friedrich Spielhagen seinen alten, schon etwas verzagten Verehrern eine angenehme Ueberraschung bereitet. Sie erkennen den illustren Dichter der „Problematischen Naturen" auf vielen Seiten wieder. Da ist Wahrheit, Klarheit, Duft, Glanz und Eigenart. Spielhagen schildert nicht bloß, was er kennt, sondern, was er auch liebt. Er schildert den heimatlichen Strand seiner Ostsee, und wie immer, ist ihm auch diesmal alles, was mit Wind und Wellen zusammenhängt, in besonderer Weise gelungen.

Ganz eigenartig berührt „Die Geschichte eines jungen Mädchens", Roman von Erna Juel-Hansen, aus dem Dänischen übersetzt von Ernst Brausewetter (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Daß ihre Lektüre alle gläubigen Mütter, unversuchten Tanten, vielleicht sogar auch einige Väter mit schlechtem Gedächtnis veranlassen wird, die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen, steht außer Frage. So etwas ist unmöglich und, falls es doch möglich sein sollte, jedenfalls nicht bei ihren Töchtern, eben weil sie ihre Töchter sind.

Und doch scheint nichts sicherer, als daß diese Geschichte wahr ist, buchstäblich wahr vielleicht. So mag die Einleitung zu vielen der geschriebenen und ungeschriebenen Ehebruchdramen lauten, die hier die billige, laute Entrüstung entfesseln, dort heimlich, aber sicher den Boden der Familie unterwühlen. „Die Geschichte eines jungen Mädchens" mag allen Eltern bestens empfohlen sein, die ihr Auge für das verantwortliche Erziehungswerk schärfen möchten und die früher, als an die Tugenden ihrer Töchter, an ihre Menschlichkeiten zu

glauben geneigt sind. Aber auch mit einem andern Maßstab gemessen, verdient Erna Juel-Hansens Roman alles Lob. Er ist eine feine psychologische Studie, auf dem Hintergrunde einer lebendigen und packenden Wirklichkeit. Die Uebersetzung scheint die ganze Geschmeidigkeit und stilistische Glätte des Originals wiederzugeben. Man merkt ihr das „aus zweiter Hand" nicht an. Der Uebersetzer versteht auffallenderweise nicht bloß die fremde Sprache, sondern auch deutsch, was man von der Mehrzahl seiner Kollegen leider nicht behaupten kann.

„Gottbegnadet", von Konrad Telmann, ist ein hübscher Unterhaltungsroman (Karl Reißner, Leipzig), nicht mehr. Gut komponiert, fließend erzählt, hat er zum Mittelpunkte einen jungen Helden der Gesellschaft, der mit seiner wunderbaren Stimme alle Herzen erobert. Selbstverständlich auch das eines vortrefflichen, reizenden, reichen jungen Mädchens, das ihn zu ihrem Gatten erwählt. Aber das Glück an der Seite des beruflosen Salonkünstlers ist nicht von Dauer. Das Ehepaar trennt sich, um auf fast stark romanhaften Umwegen, verzeihend, bereuend und vollkommen geläutert, wieder zusammenzukommen.

Auch in den „Schwiegertöchtern" von Alexander Baron v. Roberts (F. Fontane u. Co., Berlin) treten Hauptpersonen auf, die sich auf höchst bedenklichen schiefen Ebenen befinden, von der Hand des Schicksals aber noch im letzten Moment ergriffen und gleichsam auf ihr besseres Selbst gestoßen worden. Aber wenn es sich auch hier um Typen und nicht um Individualitäten handelt, so sind die Robertsschen doch bei weitem weniger abgenützt als die Telmannschen. Sie stehen mitten in einer lebenstrotzenden Wirklichkeit und sind von einem überaus liebenswürdigen Humor wie von hellem Sonnenschein umflossen. Tant' Minchen und der Vater Oberrechnungsrat vor allem sind Gestalten, die dem Leser abwechselnd das Naß der Rührung und das laute Gelächter des Amüsements ins Auge und auf die Lippen zwingen.

Eine kleine, ergreifende Geschichte aus dem Kadettenhause zu Lichterfelde erzählt Ludwig v. Ploetz unter dem Titel „Kein Raum". (F. Fontane u. Co., Berlin.) Wer „Sylvester von Geyer" von Ompteda kennt, wird die Aehnlichkeit des Themas konstatieren können. Aber die Tragödie des Knaben, für den die Welt keinen Raum besitzt außer das „Chorps", endet hier schon nach dem ersten Akte und zwar mit einem Pistolenschuß.

Und nun noch das Beste zuletzt: „Ramuntcho" von Pierre Loti (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ein Werk, wie es nur dieser Meister der zarten Kontur und der wunderbar feinen Abtönung zu schaffen vermochte. In einem weltentlegenen Dorfe der französischen Pyrenäen, unter dem rätselhaften Volke der Basken spielend, zeigt es dem Leser auf der Folie einer herrlichen Natur ein eigenartiges Menschenwesen, in dem väterliche und mütterliche Eigenart einander hemmend entgegenstehen und den vom schwermütigen Herbstnebel der Entsagung umflorten Schluß herbeiführen.

Die Uebersetzung giebt alle die unbeschreiblichen intimen Reize des Originals in vollendeter Weise wieder.



Berichte aus allen Wissenschaften.

Völkerrecht.

Amerikanisches Völkerrecht.

Vor nun hundert Jahren, inmitten der seelenvollen Verirrungen des philosophischen Weltbürgertums, vollzog sich fast unbemerkt der Eintritt der politischen Gebilde Amerikas in den großen Rechtsverband der europäischen alten Staatenwelt. Dieser Eintritt Amerikas in das Konzert der Staaten vollzog sich fast unmerklich, organisch, während ein halbes

Jahrhundert später der Eintritt der orientalischen Staatenwelt nur durch künstliche Mittel, aber auch dauernd nur zu scheinbarem Effekt sich vollziehen konnte. Der seither bestehende geistige und rechtliche Zusammenhang Amerikas mit dem regulatorischen Verkehrsprinzip des „europäischen“ Völkerrechts blieb grundsätzlich aufrecht erhalten, ohne Rücksicht darauf, ob die von der Alten Welt aus politisch organisierten Gemeinwesen drüben im fernen Westen den verfassungsrechtlichen Zusammenhang mit dem Mutterlande aufrecht erhalten oder, auf dem historischen „Undank der Kolonien“ fußend, jenes Band in tiefgreifenden politischen Umwälzungen zerschnitten hatten.

Das kulturell höher stehende Europa nahm in seiner Gesamtheit den Abfall Nord- wie Südamerikas als unabwendbar gewordene Folge-Erscheinungen der politischen Entwicklung des jüngeren Kontinents hin. Von zeitlich vorübergehenden kleinen Störungen abgesehen erkannte die alte Staatenwelt das Selbstbestimmungsrecht der jungen politischen Gebilde an, die mit den zunehmenden Berührungspunkten des mächtig gesteigerten internationalen Güterverkehrs die Vorteile des europäischen Völkerrechts nach allen Richtungen hin auszunutzen verstanden haben. Europa war nach allen Richtungen hin der gebende, Amerika der empfangende Teil. Die Rechtsbegriffe der diesseitigen Staatengenossenschaft in Krieg und Frieden, die Einrichtungen des Rechtsgüterschutzes, des gleichberechtigten Zutritts zum System der Meistbegünstigung im internationalen Wettbewerb, Gesandtschaftsrecht und Konsularwesen, Fremdenschutz und „Asylrecht“ im weitestgehenden Wortsinne, die Schutznormen des Kriegsrechts, der Neutralität, — alle diese im Rahmen des alten europäischen Völkerrechts befestigten Rechtsinstitutionen hat Amerika in umfassendem Maße sich zu eigen gemacht und damit praktisch seinen diplomatischen Anschluß an das Rechts- und Verkehrsprinzip der Alten Welt verwirklicht.

Die Dankesschuld Amerikas an England ist durch Alabama, an Frankreich nicht durch die Verirrungen Napoleons und des österreichischen Erzherzogs am mexikanischen Kaiserthron wett gemacht.

Wie weit Amerika, Nord- wie Südamerika, Deutschland gegenüber passiv im Rechtsgütertausch geblieben ist, entzieht sich jeder menschlichen Kunst des Messens und Wägens; das Gleiche gilt in Ansehung der Ländergebiete Mittel- und Südamerikas für Spanien, das eine Fülle von jugendlicher Staatskraft und Leistungsfähigkeit so lange an die Neue Welt abgegeben hat, bis ihm für sein eignes politisches Leben nur noch letzte Reste verblieben waren.

So hat denn Europa unter der Mitwirkung aller seiner Teile die unter seinen Staatsgenossen bestehende gegenseitige Dikäodosie rückhaltlos auf Amerika ausgedehnt, von dem Gedanken geleitet, daß die identischen kulturellen und wirtschaftlichen Verkehrsbedürfnisse eine gemeinsame Rechtsordnung fordern.

Wie es der Naturwissenschaft mit ihrem reichen Instrumentarium gelungen ist, unter Völkergruppen in geographisch weitzerstreuten Wohnsitzen übereinstimmende Merkmale der physischen Abstammungsgemeinschaft sicherzustellen und so ein körperliches Band um jene zu schlingen, so fehlt es auch der Geisteswissenschaft nicht an mannigfachen Behelfen, um den Nachweis einer intellektuellen und psychischen Zusammengehörigkeit zu erbringen. Die juristische Prinzipienlehre ist zweifellos, allen einseitigen, nur die Oberfläche erfassenden Einwänden zum Trotz, auf richtiger Spurenfolge, wenn sie den Entstehungsprozeß des wahrhaft gewordenen Rechts in die Tiefen des Kollektivbewußtseins der Gemeinschaft verlegt. Aus kleinem Kreise erhebt sich dieses allmählich, bis es mit dem Attribut der Notwendigkeit, der Unentbehrlichkeit ganze Geschlechterreihen, Völkerkreise erfaßt. Diese fühlen sich als eine Einheit an die gemeinsame Norm gebunden, nicht weil diese Norm einer zwingenden Autorität entsprungen, sondern weil die durch die Norm gesicherte Lebensgemeinschaft, die Sicherung des Gleichmaßes der Lebensführung allen Teilen als hohes Rechtsgut gilt, dessen Wert sich über jede zeitliche Autorität erhebt.

So hat sich denn zwischen den nach Geschichte und Rasse, nach Religion und gesell-

schaftlicher Struktur so grundverschiedenen Völkern des alten und des neuen Kontinents eine internationale Rechtsordnung herausgebildet, als Summe der rechtlichen Verkehrsbedingungen und damit der Koexistenz freier Staaten auf dem Untergrunde des regulatorischen Prinzips der Gegenseitigkeit. Die Publizisten der Vereinigten Staaten zögerten nie, dieser rechtsgeschichtlich wie kulturgeschichtlich gleich bedeutungsvollen Thatsache ihre volle Tragweite zuzuerkennen. So gilt es als unwidersprochener Satz im Rechtssystem des Common Law: „Law of Nations is a part of Law of Land."

Und im glänzendsten Völkerrechtswerk, das jenseits des Ozeans entstanden, in Francis Whartons Digest of International Law wird mit Konsequenz an dem Gedanken festgehalten: Ever since we have been an independent nation we have appealed to and acted upon the modern law of nations as understood in Europe. Various resolutions of Congress, ... decisions of our courts of admiralty, all recognized this standard. Executive and legislative acts and the proceedings of our courts speak a similar language. — Noch schärfer im Sinne unsrer vorangeschickten Ausführungen: The President's proclamation of neutrality refers expressly to the modern law of nations, which must necessarily be understood as the prevailing in Europe and acceded to by this country ... It is indubitable that the customary law of European nations is a part of the common law, and, by adoption, that of the United States. (Digest of International Law by Francis Wharton, Appendix.) Dieses Bekenntnis, dem sich zahlreiche gleichlautende, wenn auch nicht von gleich gewichtiger Stelle zur Seite reihen ließen, räumt Europa diejenige Autorität ein, welche im System der mittelalterlichen deutschen Städte der Mutterstadt zukam, mit deren Stadtrecht eine jüngere bewidmet worden war. Die Tochterstadt, verbunden mit der älteren durch das wertvolle und heilige Band des Weichbilds, erblickte im älteren städtischen Gemeinwesen die rechtlich übergeordnete Instanz. Der Rechtszug ging in streitigen Fällen von der mit demselben Recht bewidmeten jungen an den Oberhof der alten Stadt. Bleiben wir im Bilde dieses rechtshistorischen Beispiels, dessen positive Anwendbarkeit naturgemäß nur eine theoretisch begrenzte ist, so hat Europas Staatenwelt, Europas Rechtsbewußtsein, Europas Rechtsgefühl in den letzten Wochen anläßlich des amerikanisch-spanischen Konfliktes ein fast einstimmiges Verdikt gegen den von Amerika an Spaniens Territorialbestand begangenen frivolen Völkerrechtsbruch abgegeben.

Wenn wir von dem bis zum Genter Frieden fortgesetzten und erst von da ab geordneten Loslösungsprozeß der Vereinigten Staaten vom Mutterlande absehen, hat Nordamerika in den letzten Wochen zum erstenmal sich gegen einen europäischen Staat in Kriegsstand gesetzt. Ein Ereignis von solcher Tragweite und geschichtlicher Seltenheit ist unverkennbar geeignet, als Prüfstein zu gelten, als Stichprobe, die einen Schluß auf das Gesamtverhalten eines Gemeinwesens von der Größe und Bedeutung der Vereinigten Staaten gestattet. Im grellen Blitzlicht dieses, gegen allen ehrenhaften Gebrauch unter Kulturstaaten, unter verletzender Mißachtung aller von den führenden Mächten ausgehenden Vermittlungsversuche mehr verheimlichten als deklarierten Kriegsausbruchs ohne Kriegserklärung wird es allmählich klar, daß Europa sich doch in einer großen Täuschung befunden hat, als es dem Anschluß des nordamerikanischen Staatensystems eine mehr als formale Bedeutung zuzumessen geneigt war. Sein und Schein trennen sich schärfer. Es zeigt sich, daß der Norden Amerikas — ein Weltteil mehr denn eine Staatenfigur — sich auch eine eigne politische Ideenwelt, ein eignes System für sein genossenschaftliches Verhältnis zu andern Staaten zurechtgelegt hat. Ursprünglich ein bloßer Ableger, ein Stämmling aus der Wurzelkraft Europas, hat sich die „Neue" Welt allmählich in glorioser Isolierung zu einem Staatswesen sui generis mit einem vom Mutterlande gründlichst abweichenden Verkehrsprinzip entwickelt, so daß ich keinen Anstand nehme, die These aufzustellen: Nordamerika ist auf dem besten Wege, unter faktischer Loslösung vom alten System der Zusammengehörigkeit mit Europa ein vom europäischen scharf sich ab-

sonderndes eignes, ein amerikanisches Völkerrecht zur Ausbildung und Befestigung zu bringen.

Die ersten Ansätze hierzu liegen naturgemäß bereits weit zurück und lassen sich in ihrem Entwicklungsgange kaum zeitlich scharf von der Bewegung trennen, welche zugleich Amerikas Anschluß an das System des europäischen Völkerrechts bewirkte.

Der Rückzug Europas vom amerikanischen Kontinent gab naturgemäß dem führenden Norden den ersten Anstoß, für die endgültige Loslösung ein staats- und völkerrechtliches Fundament ausfindig zu machen. Kaum war durch den Abfall der spanischen Kolonien und die Abtrennung Brasiliens von Portugal Amerika in Nord und Süd von Europa geschieden, da fühlte sich die Union als der mächtigste Staat der Neuen Welt zu ihrer Führung berufen und gab sofort diesem gesteigerten Selbstgefühl in der berühmten Erklärung des Präsidenten Monroe Ausdruck. Diese, abgegeben am 2. Dezember 1823, hatte allerdings ursprünglich nur eine strenge Ablehnung der Interventionsgelüste der Mächte der Heiligen Allianz in Bezug auf die südamerikanischen Staaten zum Ziele. Sie formuliert es „as a principle in which the rights and interests of the United States are involved, that the American continents, by the free and independent condition which they have assumed and maintain, are henceforth not to be considered as subjects for future colonization by any European powers.“ (Wharton, Digest of the International Law, I. § 57.)

Allmählich erweiterte jedoch die amerikanische Staatspraxis den Sinn dieser Autonomie-Erklärung über das berechtigte Maß hinaus zu einem an die europäischen Mächte gerichteten Gebietsverbot. Ein solches widerspricht jedoch offenkundig sowohl der Verkehrsfreiheit aller Kulturstaaten wie im besonderen der souveränen Rechtsstellung der übrigen amerikanischen Staaten, welche prinzipiell der Union als gleichberechtigte Glieder des amerikanischen Kontinents zur Seite stehen. Das Ausland hat diese Lehre von der „ewigen Unantastbarkeit“ amerikanischen Gebiets wenn auch nicht ignoriert, so doch auch niemals deren rechtliche Geltung anerkannt. Es hat sie nur in ihrer papierenen Existenz belassen und sich zu keiner bindenden Unterwerfung unter die in ihr enthaltenen Sätze veranlaßt gesehen. Die Frage ist daher, nach wie vor, eine offene geblieben, ob auswärtige Staaten durch Verträge mit den Staatsgewalten Mittel- und Südamerikas Land erwerben können oder nicht. Dank der überaus schwachen Haltung Englands in der Frage des Grenzgebiets zwischen Britisch-Guyana und Venezuela hat sich jenes Gebietsverbot jüngst noch in eigentümlicher Weise verschärft. In der streitigen Angelegenheit wegen der Begrenzung der beiden Gebiete — es handelt sich also im Grunde nicht um neue Gebietserwerbungen, sondern um Feststellung des Besitzstandes — verhandelt Großbritannien in entscheidender Instanz nicht mit Venezuela, sondern mit dem Auswärtigen Amt der Union. Am 27. Februar 1896 telegraphiert Salisbury an den englischen Botschafter in Washington:

> „I have agreed with the United States' Ambassador that, in principle the matter (Venezuelan Boundary question) may be discussed between the United States' Government (acting as the friend of Venezuela) and your Excellency.“ (Parl. Papers. July 1896; Martens-Stoerk, Nouv. Recueil gén. de Traités, 2. Serie 1898, T. XXIII. S. 317.)

Großbritannien hat sich damit scheinbar den Folgerungen unterworfen, welche Präsident Cleveland in seiner Venezuelabotschaft aufrollte und welche selbst nach Ansicht hervorragender amerikanischer Rechtslehrer weit über die Grenzlinien der alten Monroe-Doktrin hinauslaufen. Diese wird da in dem Sinne interpretiert, daß selbst friedliche, vertragsmäßige Landerwerbungen auf dem ganzen amerikanischen Kontinent für alle Zukunft ausgeschlossen sein sollen. Damit ist aber nicht nur das Gebietsverbot gegen alle von Landerwerbungen ausgeschlossenen fremden Staatsregierungen, sondern zugleich ein Oberhoheitsrecht der Vereinigten Staaten über sämtliche nicht zur Union gehörigen Staatswesen aus-

gesprochen, kraft dessen ihnen das Recht auch der vertragsmäßigen Abtretung von Land untersagt werden kann. Ein Rechtsboden für eine solche Forderung der Union ist nirgends zu erblicken, soweit das Genossenschaftsrecht souveräner Gemeinwesen in Betracht kommt, aber auch das amerikanische Staatenrecht selbst bietet bisher keine Anhaltspunkte für die rechtliche Begründung jener Prätension, da auch die Staaten Central- und Südamerikas bisher niemals ein solches Oberhoheitsrecht, ein Gesamtprotektorat der Union anerkannt haben. Freilich spielen diese in ihrem Bestande recht prekären Staaten ein dubioses Spiel, wenn sie in gegebenen Fällen, wie eben jetzt Venezuela, dieses Oberhoheitsrecht stillschweigend oder ausdrücklich gewähren lassen, sobald ihnen für die Forderungen der Tagespolitik ein solches Verhalten lukrativer erscheint als das freie staatliche Walten nach selbstgesetzter Norm. Wer die Bedeutung des Gewohnheitsrechts im Völkerrecht überhaupt und im Rahmen des englisch-amerikanischen Common Law im besonderen kennt, wer da weiß, wie tief sich die Wurzeln eines solchen präjudiziellen Vorganges einzubohren im stande sind, der wird sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß hier triebkräftige Ansätze vorliegen für die Ausbildung eines ganz spezifischen internationalen Verkehrsrechts der amerikanischen Staaten. Die Entwicklung vollzieht sich natürlich nur schrittweise, und nur allmählich ergreift dieser Geist das rechtliche Denken der Nation. Im Senat der Union wurde im Anschluß an die Botschaft Clevelands der noch weitergehende Versuch gemacht, die Nationalgesetzgebung zum Ausspruche zu veranlassen, daß jede friedliche Vereinbarung zwischen auswärtigen und amerikanischen Regierungen, welche irgendwie eine Festsetzung der ersteren auf amerikanischem Boden zum Ziele hat, für unstatthaft erklärt werde. Der Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten des Senats hat diese Anträge dahin abgeschwächt, daß Rechtserwerbungen nur in dem Falle, wenn die Vereinigten Staaten dieselben „für ihren Frieden und ihre Sicherheit gefährlich“ erachten, nicht geduldet werden können. Durch diese Formel ist allerdings deutlich ausgedrückt, daß es auch Fälle von Rechtserwerbungen geben kann, gegen welche die Vereinigten Staaten in Ermangelung einer Gefahr für ihren Frieden und ihre Sicherheit keinen begründeten Einspruch erheben könnten. Immerhin ist aber auch in dieser scheinbar abgeschwächten Formel der Grundgedanke in schärfster Tonart formuliert, daß die Union es ist, welche ein territoriales Hoheitsrecht in Ansehung des gesamten amerikanischen Ländergebiets in Anspruch nimmt und damit das Prinzip der Souveränität aller übrigen amerikanischen Staaten formell und materiell verneint.

Die Union zieht in Konsequenz dieses Protektoratssystems in schroffen Formen die Gebietsstreitigkeiten der andern amerikanischen Staaten in den Bereich ihrer unmittelbaren diplomatischen Aktion, ohne dabei immer den Forderungen der nationalen Selbstbestimmung der in Frage kommenden Staatsgebiete Rechnung zu tragen. Wer in diesem Sinne die Entwicklung der diplomatischen Staatengeschichte Amerikas sorgfältig verfolgt, wird zu dem Schluß kommen, daß das vom europäischen Völkerrecht mit Rücksicht auf die Selbständigkeit und Gleichwertigkeit des staatlichen Völkerlebens grundsätzlich abgelehnte Prinzip der Intervention seitens der Union als leitendes Motiv ihrer auswärtigen Politik anerkannt und gehandhabt wird, soweit Staaten des amerikanischen Kontinents in Betracht kommen.

Wie weit hier bereits die Ausbildung eines amerikanischen Völkerrechts abweichend von dem Rechtsbewußtsein der europäischen Staaten abgeschlossen ist, zeigt ein Blick auf Aussprüche führender Staatsmänner und anerkannter amerikanischer Rechtsautoritäten über das uns beschäftigende Problem. Noch wenige Jahre nach der Proklamation des Monroe-Prinzips glaubte der Staatssekretär der Union, Clay: „The Government of the United States scrupulously refrains from taking part in the internal dissensions in foreign states, whether in the Old World or the New.“ Ebenso schreibt Staatssekretär Webster im Januar 1842: „The great communities of the world are regarded as wholly independent, each entitled to maintain its own system of law and government, while all in their mutual intercourse are understood to submit to the established rules

and principles governing such intercourse. And the perfecting of this system of communication among the nations requires the strictest application to the doctrine of non-intervention of any with the domestic concerns of others.“

Immer mehr klärte sich jedoch die Vorstellung über Non-Intervention dahin ab, daß lediglich der Eingriff Europas in den thatsächlichen Territorial- und Gewaltbesitz amerikanischer Staaten einerseits und die Beteiligung der Union an Konflikten diplomatischer oder verfassungsrechtlicher Natur im europäischen Staatensystem darunter verstanden werden soll. Daß Non-Intervention auch ein Fernhalten der Union von den staatlichen und völkerrechtlichen Fragen aller übrigen amerikanischen Staaten bedeuten muß, die Vorstellung hat sich allmählich gänzlich aus dem Katalog des politischen Denkens der Führer der Union und der Bevölkerung der Vereinigten Staaten verloren. Das Prinzipat- und Protektoratssystem, welches die Union gleichsam heraushebt aus dem Kreise gleichberechtigter Staatsindividuen der Neuen Welt, proklamiert und sanktioniert somit eine Staatspraxis, welche geradeswegs dahin führt, den ganzen Weltteil Amerika als einen einzigen Staat unter der Leitung des Weißen Hauses in Washington anzusehen, sobald unmittelbar oder mittelbar die Interessensphäre der Vereinigten Staaten in Betracht kommt, — daß aber dieselben Vereinigten Staaten in keiner Weise sich verpflichtet erachten, für das politische, finanzielle, wirtschaftliche Gebaren derselben Staaten Mittel- oder Südamerikas einzutreten, sobald fremde Interessen, etwa die europäischer Gemeinwesen, durch Maßnahmen oder Vorgänge politischer Natur dort verletzt werden.

Die äußere und innere Geschichte Brasiliens, Argentiniens, Mexikos, Chiles, Haitis &c. zeigt, welche Gefahren für das gesamte internationale Verkehrs- und Fremdenrecht aus einem solchen System ungleicher Verteilung von Recht und Pflicht hervorgehen.

Gestützt auf ihre „Souveränität“ nach den Begriffen des europäischen Staatenlebens, gehen diese Staaten des amerikanischen Kontinents und seiner Inselwelt internationale Verbindlichkeiten ein, sie schließen Verträge und kontrahieren Staatsanleihen, werben in Europa nach den Händen fleißiger Einwanderer, die unter Kampf und Not den Boden ihrer Länder aufschließen, den Arbeitsfleiß und die Friedensordnung als Pioniere einer höheren Gesittung in die Wildnis tragen; weigern sich dann jene Staaten, deren große Sterblichkeitsziffer in den erschossenen Präsidenten mit Generalsrang den höchsten Prozentsatz aufweist, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, erfahren die eingewanderten Fremden eine Behandlung, welche der Heimatstaat auch nicht seinen verlorenen Söhnen widerfahren lassen darf, ohne seine Selbstachtung einzubüßen, dann verschwindet mit einem Male die „europäische“ Souveränität jener Gebiete, es entrollt sich mit einem Male das Sternenbanner der Union, und es stellt sich die Monroedoktrin als Küstenwacht auf, unter deren mächtigem Schutz das alte Treiben mit neuen Kräften fortgesetzt werden kann.

Im Leben Privater pflegt man ein solches Vorgehen mit ungleichem Einsatz, die Ablehnung der Haftung bei Sicherung des Gewinns, für unehrenhaft zu halten, für „unfair“, zumal dann, wenn der „smarte“ Betrug nur in denjenigen Fällen wohlweislich nicht versucht wird, in welchen dem feigen Doppelspiel — siehe den Konflikt Deutschland-Haiti! — durch ein energisches Auftreten von vornherein jede Aussicht auf Erfolg genommen wird.

Die nächste Zukunft wird die Fälle notwendig häufen, das Staatsschuldenwesen von Mexiko, Argentinien, Brasilien, Chile und so weiter wird in absehbarer Frist mangels einer nationalen eine internationale Ordnung dringend notwendig machen, es wird sich dann zeigen müssen, ob das Sternenbanner und die Monroedoktrin dicht genug sind, um den Forderungen eines ehrlichen Staatenverkehrs den Eingang in jene Gebiete zu verwehren.

Haben wir im vorstehenden gezeigt, wohin es führt, wenn das im Staatenbau den Grundstein bildende Prinzip der freien Selbstbestimmung der Staaten herausgenommen und an dessen Stelle ein willkürliches, pendelndes Utilitätsmoment gesetzt wird, so ist

damit der Umfang der partikulären Gebilde des „amerikanischen Völkerrechts“ noch nicht ausreichend umschrieben. Noch an einer zweiten Stelle zeigt sich eine prinzipielle Abweichung von den Rechtsgrundsätzen, welche für die Rechtsüberzeugung der Kulturstaaten bisher maßgebend gewesen sind.

Unter der notwendigen Herrschaft des Gesetzes der großen Zahl und der Gravitation wird die Union in der Folge ihrem Prinzipatsystem aktiv erweiterte Geltung zu verschaffen suchen auf Kosten wohlerworbener Rechte und befestigten Besitzstandes europäischer Mächte in Amerika. Das ist die notwendig demnächst eintretende Konsequenz des völkerrechtlichen Verkehrsprinzips der Union. Es ist die letzte Forderung in der Fortsetzungslinie, nicht der ursprünglichen Monroedoktrin, wohl aber ihrer jüngsten doktrinären Vertreter. Ihre Durchführung wird sie teils durch den Ankauf teils durch die Aufsaugung der bis zur Hilflosigkeit desorganisierten Mittel- und Kleinstaaten Zentral- und Südamerikas finden, teils endlich durch die Losreißung der noch vorhandenen Kolonialbesitzungen europäischer Staaten auf dem Boden der Neuen Welt. Die Mißachtung des wohlerworbenen Rechts ist die unentbehrliche Hebelkraft in der Mechanik dieses Systems.

Großbritanniens Kolonialbesitz im Norden steht an erster Stelle in der Reihe der „anzugliedernden“ Gebiete nach der berühmten Formel: „Accretion, not Colonization!“ Lange schon verharrt die Union in lauernder Boxerstellung, und auch der Chamberlainsche Versuch einer engeren Gruppierung der Kolonien um das Mutterland im Zusammenschluß zum Greater-Britain wird den natürlichen Verlauf nicht hemmen, wenn nicht rechtzeitig dem uferlosen Prinzipatsystem der Union kraftvoller Widerstand geleistet wird. Der Länderhunger ist der Staatenpraxis der Union ursprünglich fremd gewesen. Noch Präsident Monroe sprach sich in seiner oft citierten Message vom Dezember 1823 dahin aus: „With the existing colonies or dependencies of any European power we have not interfered and shall not interfere. But with the Governments who have declared their independence and maintained it, and whose independence we have on great consideration and on just principles acknowledged, we could not view any interposition for the purpose of oppressing them, or controlling, in any other manner, their destiny, by any European power, in any other light, than as the manifestation of an unfriendly feeling towards the United States.“ (Wharton, l. c. S. 292 § 57.)

Im gegenwärtigen frivolen Angriff der Union gegen Spanien — Edward J. Phelps, Exminister der Vereinigten Staaten in England, bezeichnet in seinem Schreiben an Levi P. Morton, Ex-Vizepräsident der Vereinigten Staaten und Exgouverneur des Staates New York, den Angriff der Union gegen das schwache Spanien als eine Feigheit (siehe deutsche Uebersetzung von Edm. Karl Preiß in der Schrift „Ueber Intervention in Cuba“) — haben die leitenden Staatsmänner Nordamerikas den ersten Teil jenes Ausspruches ignoriert und den zweiten Teil kritiklos in politische Aktion umgesetzt.

Dabei kann von keiner Seite ernstlich darüber eine Täuschung bestehen, daß die Union seit 1845 ihre Annexionsgelüste in Ansehung Cubas nur aus Furcht vor ernsten Konflikten mit England unterdrückt hat und daß sie genügend informiert ist, um die Unruhen und Guerillakämpfe eines Teiles der spanisch-kreolischen farbigen Bevölkerung der „Königin der Antillen“ auf ihren wahren Wert einzuschätzen.

Die oft mißbrauchte Entrüstung über „atrocities“ ist denn in der That selten so luftig und durchsichtig zur Bemäntelung niedriger politischer Spekulation benutzt worden wie in diesem Falle. Mit Recht beantwortet Edward J. Phelps die aufgeworfene Frage: wer sind denn eigentlich die Insurgenten, deren Freiheitsforderung die Union unter den Schutz ihres Sternenbanners stellen will, dahin: „Ein Haufe von Leuten, ungewiß in Zahl, die sich verborgen halten, weder eine Hauptstadt noch einen sonstigen steten Aufenthaltsort besitzen und — es sei denn, die Junta in New York gilt als solche — auch keine organisierte Regierung zu stande gebracht haben. Guerillas und Banditen, welche Verbrechen, die in keinem zivilisierten Lande als Kriegsthaten gelten, Kriegführung heißen, wie: Zerstörung

der Heimstätten und Erwerbsquellen friedlicher Bürger, „bis die Insel zur Wüste würde", In-die-Luft-Sprengung von Eisenbahnzügen, gefüllt mit harmlosen Reisenden, und kaltblütige Ermordung eines spanischen Offiziers, welcher unter Parlamentärflagge das Anerbieten politischer Autonomie brachte. Ihre Streitmacht besteht aus cubanischen Negern und aus Renegaten und Abenteurern jeder Sorte aus den Vereinigten Staaten und aus andern Ländern. Ist es die Sache dieser, zu der wir uns bekennen sollen? Kann es „Pflicht der Humanität" sein, die auf der Insel herrschende Regierung, die einzige, welche besteht, zu vertreiben und die Bevölkerung der Gnade einer solchen Bande zu überliefern?" (E. C. Preiß a. a. O. S. 14.)

Dieses von einwandfreier, parteiloser Seite geäußerte Urteil zeigt, daß die von der Union ausgegangene gewaltsame Proklamation der „Freiheit und Unabhängigkeit" der Insel — welche thatsächlich bereits im Besitze nationaler Autonomie seit dem königlichen Dekret vom 25. November 1897 steht — keineswegs im Gedanken an das Recht freier Selbstbestimmung des cubanischen Volkes stattfand, sondern offenbar in andrer Absicht, in deren Verschweigung ein Symptom von großer Tragweite erblickt werden muß. Es ist die letzte Huldigung für die öffentliche politische Moral, dargebracht seitens eines Gemeinwesens, welches, durchwühlt von einem habgierigen Parteiwesen im Innern, rechtliche Schranken für die Bethätigung seiner Selbstsucht im auswärtigen Verkehr nirgendmehr anerkennen und fürchten zu müssen glaubt.

Jede politische Aktion der Vereinigten Staaten ist, dank der unseligen Entwicklung des Parteikampfes um die nackte Macht schlechthin, als Agitationsmittel für die Volkswahl zu bewerten. Je brutaler, um so wirksamer, angesichts der launenhaften und zufälligen Umschläge der politischen Stimmung der Bevölkerungsmassen. Ohne den hemmenden Einschlag historischer Tradition ist in den Vereinigten Staaten der Kampf um den Reichtum so unverhüllt zum Inhalt des politischen Lebens gemacht worden wie nirgend sonst in der weiten Welt.

Die politische Taktik der Interessenkämpfe hat hier eine Ausdehnung und eine Virtuosität erlangt, die nur noch durch den Mut der Ausbeuterparteien im Gebrauche ungewohnter Mittel wechselseitig überboten werden kann.

Die Welt politischer und geschäftlicher Moral spiegelt sich in einem Yankeeschädel ganz anders als in andern Menschenköpfen, und wer aufmerksamen Blickes die Tarifreformen der Union in den letzten Jahrzehnten verfolgt, wer die bis ins Riesenhafte angewachsenen Trustbildungen und die Protokolle des Komitees prüft, welches der Washingtoner Senat zur Untersuchung der Senatorenbestechungen durch den Zuckertrust eingesetzt hat, wer in all diesen Erscheinungen Sturmvögel erkennt, die aus einem Boden schrankenlosen Wettbewerbes aufgestiegen sind, der wird sich der furchtbaren Erkenntnis nicht verschließen können, daß das schicksalsschwere Recht über Krieg und Frieden in die Hand einer Schar von Börsenspekulanten gelegt ist, die mit rücksichtslosem Egoismus auch vor den letzten Konsequenzen eines kühnen „Beutezuges" nicht zurückschrecken.

Ein Staat in solchen Händen, der selbst nicht im stande ist, mit seinen fast unerschöpflichen Machtmitteln in weiten Länderstrecken Richter Lynch seiner gewaltsamen Autorität zu entkleiden, dessen Gefängnisse erstürmt und von Volksmassen erbrochen werden, in welchem Verwaltungsschäden ärgster Natur wuchern, von Tammanyhall angefangen bis weit hinaus in die Länderstrecken, wo ein erbarmungsloses Verwaltungssystem die Rothäute in den Indianerreservationen von den Segnungen der Kultur ausscheidet und dies schwierige Völkerproblem durch die Hoffnung auf das Aussterben jener Stämme zu lösen sucht; ein Staat endlich, welcher mit all seiner arrogierten Machtfülle als Protektor außer stande ist, die zu organischen Einrichtungen gewordenen Umwälzungen, Bürgerkämpfe und blutigen Militärrevolutionen in den mittel- und südamerikanischen Staaten zu verhindern und diese Vasallenstaaten zu den Segnungen eines nach innen und außen geordneten Staatenlebens zu erheben, — ein solches Gemeinwesen hat das Recht verwirkt, im Namen der öffentlichen Moral ein

Kulturmandat zur „Pacifikation“ des Gebietes eines andern Staates für sich zu reklamieren.

Geschieht es doch, so mag ein so befremdender Vorgang in den Wechselbeziehungen der amerikanischen Staaten untereinander und im Rahmen der jede Souveränität der andern Glieder negierenden Suprematie der Union rechtlich zulässig erscheinen, gegenüber der Souveränitätssphäre eines europäischen Staates muß ein solches Vorgehen als anmaßend, dem befestigten Rechtsbewußtsein der Kulturstaaten widersprechend und daher als völkerrechtswidrig bezeichnet werden.

Auch die weitestgehende Interpretation der Monroedoktrin wird sich der Einsicht nicht verschließen können, daß auch die höchste Wertschätzung der Zuckerplantagen Cubas seitens des amerikanischen Zuckertrusts unmöglich die Forderung verkümmern könne, daß das Gebiet europäischer Staaten auch in amerikanischer Nachbarschaft als wohlerworbenes Gut nicht dem freien Zugriffe offen steht.

Am allerwenigsten wird aber ein solcher Vorgang einem Staate anstehen, welcher vor nun einem Jahre unter dem selbstbewußten Jubel seiner Presse im Entwurfe eines naiven Schiedsgerichtsvertrages Europa ein leuchtendes Beispiel geben wollte, wie internationale Streitigkeiten durch der Zivilisation entsprechendere Methoden als mit Hilfe kriegerischen Ueberfalls beizulegen seien.

Die im diplomatischen Verkehr zivilisierter Staaten geradezu verletzende Schroffheit, mit welcher die Friedensvermittlung der europäischen Großmächte und des Papstes seitens des Weißen Hauses abgewiesen worden ist, zeigt die Wertlosigkeit dieser im vorigen Jahr mit so großem Klang in die Welt gesetzten Friedensdemonstration. Der Verlauf der letzten Wochen zeigt aber auch, daß die alte, längst brüchig gewordene Tradition des Radikalismus, die den handgreiflichsten Erfahrungen zum Trotz immer wieder mit der Behauptung operiert, die Völker seien von Natur fromme Lämmer, die friedlich nebeneinander weiden würden, wenn nur die bösen Regierenden, zumal die Häupter monarchischer Staaten, nicht da wären, um sie in Groll und Haß aufeinander zu hetzen, die Hoffnung aufgeben muß, auf den amerikanischen „Freistaat“ fortan hinweisen zu können.

Angesichts dieser groben Inkonsequenz der Staatsleitung der Union fallen die andern merklichen Verstöße der Vereinigten Staaten gegen das aus guten Gründen von altersher befestigte Verkehrsrecht gesitteter Staaten auch beim Kriegsausbruch minder schwer ins Gewicht. Immerhin muß es als Schädigung des internationalen Wirtschafts- und Verkehrsrechts bezeichnet werden, daß Amerika als der angreifende und blockierende Teil noch während der parlamentarischen Verhandlungen zwischen Repräsentantenhaus und Senat, zwischen den Senatsverhandlungen und der Message des Präsidenten bereits zu Kriegshandlungen und sogar zur Wegnahme feindlicher Handelsschiffe und feindlichen Guts übergegangen war.

Machen auch die heutigen entwickelten und prompten Hilfsmittel des Nachrichtenverkehrs die formelle Kriegserklärung regelmäßig entbehrlich, so fordern doch die wesentlich veränderten Rechtsverhältnisse der Neutralen und der Privatpersonen die zeitliche Fixierung des Zeitpunkts des Kriegsausbruchs. Besteht dieses Bedürfnis schon im allgemeinen, so wird es unabweislich im Seekrieg, in welchem der ganze Gütertransport mit einem Male unter gründlichst verschiedene Rechtsnormen fällt. Dazu kommt, daß im vorliegenden Falle von beiden Parteien ehrliche Erklärungen gefordert werden konnten, namentlich aber vom Angreifer, darüber, ob sie sich dem durch das europäische Völkerrecht befestigten System des Seekrieges anschließen oder auf den Grundsätzen des Seekriegs vor dem Jahr 1856 festzuhalten die Absicht hatten.

Wir haben im vorstehenden an der Hand der Thatsachen zu zeigen gesucht, wie sich die nordamerikanische Union, gleichsam der reiche Emporkömmling im Kreise seiner abhängigen armen Verwandten, für das amerikanische Staatenleben ihr eigenartiges, vom europäischen scharf abweichendes Verkehrsrecht auszugestalten im Zuge ist. Es erheben sich damit neue

und schwer zu überwindende Schwierigkeiten für die allseitige Entwicklung und Bethätigung eines Verkehrsrechts der Kulturstaaten.

Das Völkerrecht als das internationale Verwaltungsrecht in Krieg und Frieden beruht seinem innersten praktischen Wesen nach auf einem allseitigen, ausdrücklichen oder doch mit Gewißheit vorauszusetzenden Einverständnis innerhalb eines zusammengehörigen Staatenkreises, daß jeder seiner Teile unter gleichen Umständen dieselben Impulse, so und nicht anders zu handeln, empfinden werde und auch bereits zurzeit durch gleiche oder verwandte rechtliche Anschauungen beherrscht werde.

Löst sich ein Teil beharrlich und klar vom gemeinsamen Rechtssystem ab, so verengert sich der Kreis der Rechtsgenossen. Aufgabe der wissenschaftlichen Beobachtung kann es nicht sein, die Thatsache zu verschleiern, weil sie Uebelstände im Gefolge hat; sie muß vielmehr auf die Uebelstände aufmerksam machen, die sich notwendig aus der partikulären Rechtsbildung entwickeln müssen.

Sondert sich die Union in ihrer künftigen Staatspraxis immer mehr vom System der europäischen Staatengenossenschaft ab, sucht sie fortzuschreiten auf dem Wege eines partikulären amerikanischen Völkerrechts, mit egoistischer Betonung der Alleinberechtigung ihrer Staatsraison, macht sie weiterhin in Krieg und Frieden das gesamte Wirtschafts- und Rechtsleben der übrigen Kulturwelt zum Objekt „smarter" Börsenspekulationen wechselnder Interessentengruppen, dann wird den Staaten der europäischen Welt am letzten Ende nichts übrig bleiben, als durch engeren Zusammenschluß in Konsumtion und Produktion eine Koalition der älteren Kultur zu schaffen zum Schutze des politisch und wirtschaftlich Schwächeren gegen ein System gewaltthätiger Hegemonie und cynischer Ausbeutung.

Greifswald. Professor Felix Stoerk.



Wahlbrief eines Fraktionslosen.

Sammlung! Sammlung! so ruft man in allen Wahlkreisen, und der Gedanke einer Sammlung ist gewiß ein guter; aber wenn die Sammlung einer einseitigen Interessenpolitik dient, wird sie eine große Verwirrung hervorrufen. Die extremen Agrarier glauben den Wählern ein finis Germaniae vorhalten zu müssen, wenn die Getreidezölle in Zukunft nicht wesentlich erhöht werden; dabei ist der augenblickliche Stand der Getreidepreise ein so hoher, daß bei Eintritt einer vielleicht noch weiteren Steigerung selbst der jetzige mäßige Getreidezoll nicht mehr aufrecht erhalten werden kann.

Einige Zeit, bevor die Verhandlungen über den jetzigen deutsch-russischen Handelsvertrag eröffnet wurden, äußerte Herr v. Giers dem Schreiber dieser Zeilen gegenüber, daß ein Handelsvertrag (und die Aufhebung der damaligen Kampfzölle) nur dann möglich sei, wenn die deutschen Getreidezölle ermäßigt würden. Wollen die extremen Agrarier vielleicht ein diplomatisches Kunstmittel erfinden, um durch höhere Getreidezölle andre Staaten zu zwingen, bessere Handelsverträge abzuschließen?

Ich möchte den Diplomaten sehen, der im stande wäre, mit einzelnen Großmächten zu einem günstigen Handelsvertrage oder überhaupt zu einer Vereinbarung zu gelangen, wenn er die Forderungen der extremen Agrarier auch nur annähernd erfüllen wollte. Allerdings glauben diese, man könne das Ausland gewissermaßen in den Zollfragen kommandieren und schließlich auch ohne Handelsverträge leben.

Solche Agrarpolitiker sind aber keine Staatsmänner; sie verschweigen oder wissen nicht, daß Handelsverträge die sicherste Grundlage für gute internationale Beziehungen, und für die Erhaltung des Friedens bilden. — Ohne Handelsverträge giebt es Kampfzölle und wohin diese führen, das haben wir vor Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags gesehen, welcher als eine rettende That bezeichnet wurde.

Von den gemäßigten Landwirten, für welche wir die wärmsten Sympathien hegen, wird das Ziel erstrebt, ohne übertriebene Zollforderungen zu einem normalen Durchschnittspreise, bei welchem sich früher Produzenten und Konsumenten wohl befunden haben, zu gelangen. Ob dieses Ziel erreichbar sein wird, ist sehr zweifelhaft, da die Preise in keinem Erwerbs- und Produktionszweige sich auf Dauer fixieren lassen; aber durch weitere Entwicklung der landwirtschaftlichen Produktions- und Verkaufsgenossenschaften, durch bessere Verkehrsmittel, durch landwirtschaftliche Kleinkanäle, durch billigere Tarife und so weiter könnte die deutsche Landwirtschaft wesentliche Vorteile und vielleicht einen größeren Nutzen als durch vorübergehende künstliche Preisgestaltungen erringen.

Das Zusammengehen einer Reihe von Industriellen mit den extremen Agrariern wird nach den Wahlen unhaltbar werden, da dann das Erstreben unmöglicher Zollerhöhungen oder gar des nie erreichbaren und unausführbaren Antrages Kanitz wieder begonnen werden wird. Man wird sich dann bald überzeugen, daß der Abschluß von Handelsverträgen auf zehn oder zwölf Jahre, wie ihn die Industrie fordern muß, ohne gleichzeitige Bindung der Getreidezölle zu mäßiger Höhe (3,50 bis höchstens 4 Mark) unmöglich sein wird. Wir würden also, wenn es nach extremen agrarischen Wünschen ginge, zu keinen Handelsverträgen gelangen, die großen Weltmärkte würden dann dem deutschen Handel und der Industrie verschlossen werden, die Produktion müßte bedeutend eingeschränkt, die Arbeiter müßten in großer Zahl entlassen werden, und es würde ein allgemeiner Notstand eintreten, unter welchem die Landwirtschaft noch weit mehr als bisher leiden müßte. Das ist das Land, in dem die Zitronen der extremen Agrarier blühen, und das wäre der Ruin des deutschen Wohlstandes und besonders auch der deutschen Landwirtschaft.

Die Göttin der Vernunft befindet sich aber häufig bei den Wahlen in absentia, und es ist fraglich, ob nicht die blauen Berge, welche die extremen Agrarier den Wählermassen vormalen, zu einer Reichstagsmajorität führen werden, mit der keine Regierung auch auf nur kurze Dauer auskommen kann.

Der Sieg der Agrarier und ihres Anhanges und die Ausführung ihrer Pläne könnte eine materielle Schwächung des Reiches und einen Verlust von Milliarden herbeiführen, er wäre für Handel und Industrie eine ruinöse Niederlage, welche in Jahrzehnten nicht wieder ausgeglichen werden könnte, denn auf die verlorenen Weltmärkte, die für deutsche Arbeit nach schweren und langen Kämpfen erobert wurden, würden sich die Amerikaner, Engländer, Franzosen und andre Nationen stürzen, sie würden die Märkte beherrschen und uns diese nie wieder ausliefern. Die nationale Arbeit wäre dann zu Grunde gerichtet, und unsre Weltmachtstellung in Handel und Industrie wäre dahin! — Das nennt man Patriotismus! Es ist dies derselbe egoistische und reaktionäre Patriotismus, welcher zur Schlacht bei Jena führte! Und alle agrarischen Not- und Wehklagen werden den Wählermassen in einer Zeit vorgejammert, in welcher Europa unter dem Zeichen des Getreidemangels steht und in der es fraglich ist, ob nicht eine Aufhebung des Weizenzolles und vielleicht auch des Roggenzolles (falls der Roggenpreis etwa auf 190 steigen sollte) zu einer Notwendigkeit werden wird. — Noch jämmerlicher aber ist es, daß die Charakterlosigkeit einzelner Parteien durch diese agrarische Sammelpolitik so weit gediehen ist, daß man politische Ueberzeugungen und das Volkswohl der Rettung einiger Mandate wegen, oder um einen Sitz zu erobern, preisgiebt.

Es umarmen sich manche Auguren, aber sie retten sich, — das ist das höchst beklagenswerte Schauspiel in dieser Sammlung vor den Wahlen. Nach denselben werden die „Gesammelten“ ein wüstes Kampfesbild bieten. Die Extremen werden die Charakterlosen zu

vernichten suchen, wenn diese nicht mithelfen wollen, die Quellen der Arbeit und der Ernährung des Volkes zu untergraben. Und das Volk? Ja das Volk, das heißt die großen Wählermassen haben dann nichts mehr zu sagen, denn sie haben die Mandate den „Volksfreunden“, den Gesammelten, übertragen.

Es steht aber noch mehr bei den nächsten Sammelwahlen auf dem Spiele als der Verlust materieller Güter. Es stehen die höchsten idealen Güter der Nation, es steht der Patriotismus, welcher nicht auf Wahlphrasen, sondern auf Wahrheit, auf Selbstlosigkeit, auf Manneswürde und Opfermut beruht, es steht die Freiheit der deutschen Geistesarbeit, die Freiheit des Forschens und Schaffens in Wissenschaft, Kunst und Litteratur auf dem Spiele! Dem Byzantinismus, dem Strebertum, dem Schmeichler- und Kriechertum, der Heuchelei und der Gewaltpolitik würden die Thore geöffnet werden, wenn die Extremen zur Macht gelangten. Den größten Sieg aber werden die Sozialdemokraten von dieser Sammelpolitik davontragen, denn diese werden überall, wo früher gemäßigte Politiker feste Sitze hatten, in die Wahlkreise einfallen und mit den Wölfen heulen, um eine allgemeine Verwirrung in das Volk hineinzutragen, und wenn der Vorhang fällt, werden nach dieser Wahlkomödie eine größere Anzahl von Sozialdemokraten als bisher in den Reichstag ziehen!

Zum Schlusse singt dann vielleicht der große Steuerschmied euch neue schöne Lieder. —

Deshalb ist es die Pflicht aller wahren deutschen Patrioten, gleichviel welcher Partei und welcher Berufsart sie angehören, die extremen Elemente von rechts und links und ihren Anhang bei den Wahlen zu bekämpfen und nur solchen Kandidaten ihre Stimmen zu geben, denen jede einseitige Interessenpolitik fern liegt und die von wahrer Vaterlandsliebe und von aufrichtigen und nützlichen Bestrebungen für das Gesamtwohl geleitet werden. Jeder Wähler wird damit nicht nur der Machtstellung des Reiches, dem Frieden und der Freiheit dienen, sondern auch seinen eignen Herd, seine Arbeit und sein eignes Wohl vor ernsten Gefahren beschützen.



Litterarische Berichte.

Weltgeschichte in Umrissen. Federzeichnungen eines Deutschen, ein Rückblick am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin 1897. E. S. Mittler u. Sohn.

Da der Verfasser aus triftigen Gründen Anstand genommen hat, sich dem Publikum zu enthüllen, steht Graf Limburg-Stirum, Mitglied des Reichstags und des preußischen Abgeordnetenhauses, Pate bei dem Buche. Wem diese gewichtige Empfehlung nicht genügt, wer der altmodischen Anschauung huldigt, daß zum Geschichtschreiber nur berufen sei, wer Geschichte von Grund aus studiert, das heißt sein Urteil aus den Quellen geschöpft hat, nicht aus Darstellungen, der wird schon gleich auf der ersten Seite stutzen über das offene Bekenntnis, daß der Verfasser in einer „Sommermuße“ sich daran gemacht habe, die ihm in so vielen Teilen gründlich unbekannt teils gewordene, teils gebliebene Weltgeschichte durchzunehmen. Es ist ja an sich recht anerkennenswert, daß der Verfasser, der es doch ersichtlich „nicht nötig hat“, sich die Zeit genommen hat, einige Weltgeschichten, in erster Reihe die Rankes, durchzulesen und sich Rechenschaft über das Gelesene zu geben in Form von Excerpten und Randbemerkungen. Da er aber daraus ein Buch gemacht hat, das mit großen Ansprüchen vor den Leser tritt, so hat die sachverständige Kritik nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, die Leistung auf ihren Wert zu prüfen und das Urteil auszusprechen, daß die ganze Anlage des Buches den Dilettanten auf dem Gebiet der Geschichte kennzeichnet: im Sinne der Begriffsbestimmung des Dilettantismus, daß das Wollen, so sehr es an sich edel und großartig sein mag, mit dem Können in einem unerquicklichen

Mißverhältnis bleibt. Wenn — um nur einiges aus der Masse schiefer Urteile herauszugreifen — Karl der Große nebenbei in Parallele mit Bismarck gestellt wird, wenn bei dem Rat des sterbenden Königs Konrad des Franken an seinen Bruder Eberhard, die Krone dem Sachsenherzog Heinrich zu geben, auf das Verhalten der Fortschrittspartei gegen Bismarck hingewiesen wird, wenn die Verbindung des römischen Kaisertums mit dem deutschen Königtum in ihrer Gefahr verdeutlicht wird durch die hypothetische Analogie, daß der heutige Deutsche Kaiser zugleich König von England würde, — so kann die Muse der Geschichte nur den Platz räumen, um der moderneren Muse des Leitartikels den Vortritt zu lassen. Für die näheren Bekannten des anonymen Verfassers hat das Buch ohne Zweifel großes Interesse, er zeigt sich als warmer Patriot und geistvoller Unterhalter. Für den Fachmann aber wie für die große Masse der Leser kann das Urteil nur lauten: das Gute an diesem Spaziergang durch die Weltgeschichte ist nicht neu, und das Neue ist nicht gut.

— ß.

1) **Die französische Litteratur im Urteile Heinrich Heines.** Von Dr. L. P. Betz, Privatdozent in Zürich. Berlin, 1897. W. Gronau.
2) **Heines Liebesleben.** Von Max Kaufmann. Zürich, 1897, Alb. Müller. 2 Mark.
3) **Neue Heine-Funde.** Veröffentlicht von J. Nassen. Leipzig, 1898. H. Barsdorf. 1,50 Mark.
4) **Das Heine-Grab auf dem Montmartre.** Von A. v. d. Linden. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, 1898, H. Barsdorf. 40 Pf.

Das Studium Heines wird gegenwärtig eifrig betrieben. Besonderen Anlaß dazu bietet auch der hundertjährige Geburtstag Heines, der von den einen als der 13. Dezember 1797, von den andern als der 13. Dezember 1799 bezeichnet wird. Mit der Lösung dieser Frage hat sich besonders auch die dritte Schrift beschäftigt, die überhaupt des Neuen gar manches bringt, das für den Litterarhistoriker von Interesse ist. Vor allem sind zu erwähnen die Abschnitte „Die bisher unbekannte Biographie Heines von seinem Jugendfreund J. B. Rousseau" (hier vermißt man Seite 15 die wichtige Angabe des Verlegers dieser Biographie) und „Heine als politischer Flüchtling". Auch ein unbekanntes Gedicht Heines und Uebersetzungen Heinescher Poesien werden mitgeteilt. Zwar nichts Neues an und für sich, aber doch sehr wichtiges bietet Nr. 1. Betz hat eine Sammlung von Heines publizistischer Prosa veranstaltet, die der Dichter selbst geplant hatte, aber nicht mehr ausführen konnte. So ist das Buch in gewissem Sinn eine Ergänzung zu Heines Werken. Der erste Teil derselben giebt eine gute Einleitung über Heines geistige und persönliche Beziehung zur französischen Litteratur. Der zweite Teil enthält die Sammlung selbst. Es sind die merkwürdigsten Kritiken, die Heine über die französische Litteratur gefällt hat. Aus allem geht hervor, daß kein Deutscher in Paris je so deutsch dachte wie Heine, und daß keiner die französische Litteratur schärfer beurteilte als er. Kaufmann (Nr. 2) giebt einen ausführlichen Kommentar über die gesamten Liebesverhältnisse des Dichters. Die Zusammenstellung ist geschickt gemacht und nicht ohne Verdienst; nur ist der Vergleich mit Goethe nicht immer zutreffend. Die vierte Schrift endlich führt uns, zumeist nach der „Frankfurter Zeitung", die Geschichte der Ausschmückung von Heines Grab in Paris vor. Es ist zu loben, daß diese Artikel zu einer Schrift vereinigt wurden.

E. M.



Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes.

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten.)

Bauer, Fritz, Ideale und Leben. Schauspiel in fünf Akten nebst einem Prolog. Würzburg, Stahelsche Verlags-Anstalt. M. 2.50.

Beigel, R., Der Kampf um die Handels-Hochschule. (Randglossen zur modernen kaufmännischen Bildung.) Leipzig, Verlag der Handels-Akademie. M. 1.—

Brociner, Marco, Der neue Glaube. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 4.—

Brühl, Jul. Wilh., Chemie der fünfgliedrigen hetero-

cyklischen Systeme mit Kohlenstoff-, Sauerstoff-, Schwefel-, Selen- und Stickstoffatomen. In Gemeinschaft mit Edvard Hjelt und Ossian Aschan. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. M. 15.—

Burkhardt, C. A. H., Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Zweite, stark vermehrte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. M. 4.50.

Crane, Stephen, Maggie, das Strassenkind. Autorisierte Uebersetzung von Dora Landé. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 1.50.

Dänische Novellen von Hermann Bang, Sophus Schandorph, Erna Juel-Hansen u. a. Uebersetzt von Marie Kurella. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 3.—

Deutsche Juristen-Zeitung. Herausgegeben von Dr. P. Laband, Dr. M. Stenglein und Dr. H. Staub. III. Jahrgang, 1898. Nr. 10. 11. Berlin, Otto Liebmann. Vierteljährlich M. 3.50.

Dix, Arthur. Die Völkerwanderung von 1900. Beiträge zur deutschen Wanderungspolitik. Leipzig, Freund und Wittig. M. 2.—

Drobisch, Moritz Wilhelm, Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Zweite Auflage. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. M. 6.—

Dumas Fils, Alexandre, Théâtre complet. Tome VIII. Notes. Paris, Calmann Lévy. Frs. 3.50.

Freytag, Gustav, Gesammelte Werke. Zweite Auflage. 20. Band. Leipzig, S. Hirzel.

Freytags, G., Karte des spanisch-amerikanischen Kriegsschauplatzes nebst einer Darstellung der Stärke der beiderseitigen Armee und Flotte. Wien und Leipzig, G. Freytag und Berndt. 30 Pf.

Galdi, Francesco, Vittoria Colonna. Dal lato della nevro-psicopatologia. Portici, Spedaliere & C.

Ganghofer, Ludwig, Rachele Scarpa. Novelle. Illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 3.—

Gleichen-Russwurm, Alexander Freiherr v., Die Komödie des Gewissens. Ein Schauspiel in 3 Akten. Würzburg, Stahelsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Goldbeck, Eduard, Zolas Beichte. 2. Auflage. Berlin, Fussingers Buchhandlung. 50 Pf.

Guarini, G. B., Tre visioni di Gian Paolo Richter. Firenze, „Rassegna Nazionale".

Hammer, A., Rom, die Volksschule und das allgemeine Wahlrecht. Leipzig, Friedrich Jansa. M. 1.—

Hansjakob, Heinr., Der steinerne Mann von Hasle. Eine Erzählung. Illustriert von Curt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 4.—

Hevesi, Ludwig, Das bunte Buch. Humoresken aus Zeit und Leben, Litteratur und Kunst. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 3.60.

Jugend. Münchener illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben. III. Jahrgang. 1898. Nr. 16 bis 20. München und Leipzig, G. Hirths Verlag.

Kobell, L. v., König Ludwig II. und die Kunst. Mit zahlreichen, zum Teil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen. Lfg. 5. 6. München, Josef Albert. à 50 Pf.

Köstlin, Heinrich Adolf, Geschichte der Musik im Umriss. Fünfte, verbesserte Auflage. Lfg. 1. Berlin, Reuther und Reichard. (Vollständig in 7 Lieferungen à M. 1.—.)

Köstlin, Julius, Christliche Ethik. Lfg. 1. Berlin, Reuther und Reichard. (Vollständig in 10 Lieferungen à M. 1.—.)

Kröger, Timm, Schuld. Novelle. Zweite umgearbeitete Auflage des „Schulmeisters von Handewitt". Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. M. 2.40.

Kuczynski, Paul, Erlebnisse und Gedanken. Dichtungen zu Musikwerken. Mit einem Porträt des Autors in Heliogravüre. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. M. 3.50.

Künkler, Dr. Heinrich, Zum Gedächtnis an David Friedrich Strauß. Fünf kleine Aufsätze. Wiesbaden, J. F. Bergmann. M. 2.—

Laßwitz, Kurd. Auf zwei Planeten. Roman in zwei Büchern. 2 Bände. Weimar, Emil Felber. M. 8.—

Lehmann, Dr. Alfred, Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsche autorisierte Ausgabe von Dr. Petersen. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen. Lfg. 1. Stuttgart, Ferdinand Enke. (Vollständig in 6 Lieferungen à M. 2.—.)

Lippe, Alfred Graf zur, Leidenschaft. Novellen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. M. 3.—

Mahan, A. T., Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. 1783 bis 1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Ober-Kommandos der Marine übersetzt von Vize-Admiral Batsch. Lfg. 5. 6. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. (Vollständig in 12 Lieferungen zum Preise von zusammen M. 10.—.)

Medwin, Thomas, Gespräche mit Lord Byron. Ein Tagebuch, geführt während eines Aufenthaltes zu Pisa in den Jahren 1821 und 1822. Aus dem Englischen. Mit Einleitung, Anmerkungen, Namen- u. Sachregister neu herausgegeben von A. v. d. Linden. Zweite Auflage. Leipzig, H. Barsdorf. M. 4.—

Meyer-Förster, Elsbeth, Junge Menschen. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 3.50.

Meyers kleines Konversations-Lexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band. Heft 1. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. (Vollständig in 80 Lieferungen à 30 Pf.)

Nansen, Fr., In Nacht und Eis. Band III. Supplement. „Wir Framleute." Von Bernhard Nordahl. „Nansen und ich auf 86° 14'." Von Lieutenant Hjalmar Johansen. Mit 86 Abbildungen und 4 Chromotafeln. Autorisierte Ausgabe. Leipzig, F. A. Brockhaus. Gebunden M. 10.—

Open Court, The. A monthly magazine. Nr. 502, 503. Vol. XII (Nr. 3, 4). March, April 1898. Chicago, The Open Court Publishing Company.

Prydz, Alvilde, Gunvor auf Haerö. Autorisierte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 4.—

Rawitz, H. O., Aus der Provinz. Sturm. (Martha.) Drama in fünf Aufzügen. Leipzig und Wien, August Schulze.

Reichenbach, A., Die Religionen der Völker. Nach den besten Forschungsergebnissen. Zweite, verbesserte Auflage. Lfg. 1. Straßburg i. E., H. Bermühler. (Vollständig in 25 Lieferungen à 50 Pf.)

Reinhold, Karl Theodor, Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld. M. 10.—

Remer, Paul, Frau Sonne. Komödie in einem Aufzug. Berlin, Eduard Bloch. M. 1.—

Reuling, Carlot Gottfrid, Anno dazumal. Ein deutscher Schwank in drei Aufzügen. Berlin, Eduard Bloch. M. 2.—

Reventlow, F. Gräfin zu, und O. Eugen Thossan, Klosterjungen. Humoresken. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 1.50.

Revue de Paris, La. 5e Année. N. 8, 15 Avril 1898. Paris, Calmann Lévy. Frs. 2.50.

Rilke, Rainer Maria, Am Leben hin. Novellen und Skizzen. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 1.20.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher

Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow. Neue Folge, Heft 287/88: Neue Wege der Gärkunde und die Maltonweine. Von Schiller-Tietz. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). M. 1.20.

Schkljarewsky, A. v., Die Unterscheidungsmerkmale der männlichen nnd weiblichen Typen mit Bezug auf die Frage der höheren Frauenbildung. Autorisierte Uebersetzung nebst einem Anhang: Ein Wort zur Zeit, von Cäcilie Neudecker-Bortniker. 2. Auflage. Würzburg, Stahelsche Verlags-Anstalt. M. 1.—

Shakespeare, Hamlet. Nach der Uebersetzung von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. Herausgegeben von Eduard Coßmann. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Siegfried, Walther, Um der Heimat willen. Novelle. Berlin und Leipzig, Schuster und Löffler.

Skram, Amalie, Die Leute vom Felsenmoor. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 4.—

Skram, Amalie, Lucie. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 2.50.

Steinitzer, H., Perspektiven. (Collection Wigand.) Leipzig, Georg H. Wigands Verlag. M. 2.—

Tyndall, John, F. R. S., Die Gletscher der Alpen. Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit eingedruckten Abbildungen und einer farbigen Spektraltafel. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Voß, Richard, Bergasyl. Eine Berchtesgadener Erzählung. Dritte Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 4.20.

Wagner, Richard, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Dritte Auflage. Siebenter Band. Leipzig, E. W. Fritzsch.

Wagner, Dr. Rudolf, Romfahrt. Reise-Erinnerung aus dem Jahre 1897. Zürich, Zürcher und Furrer. M. 1.60.

Weitbrecht, Karl, Geschichten eines Verstorbenen. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 3.—

Werther, Julius v., Ein Hohenzoller in Italien. Roman. Stuttgart, Adolf Bonz und Comp. M. 3.60.

Wittenberg, Dr. Max, Die wirtschaftliche Bedeutung eines deutschen Mittelland-Kanals. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. M. 2.—

Wohin die Frauenrechtlerei führt oder gesetzliche Frauenprivilegien in England. Von zwei englischen Juristen. Ins Deutsche übersetzt, mit einem Vorwort von E. Belfort Bax. Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz. M. 1.—

Zehender, Prof. Wilhelm v., Die Welt-Religion auf dem Columbia-Kongress von Chicago im September 1893. Mit einigen Zusätzen und Erläuterungen. München, Nicolaistrasse 8, Selbstverlag des Verfassers. M. 5.—

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Redaktionelles.



„Von zarter Hand" betitelt sich der neue große Roman von Johannes Richard zur Megede, der gegenwärtig in „Ueber Land und Meer" zur Veröffentlichung gelangt und in ungewöhnlichem Grade das Interesse der deutschen Leserkreise fesselt. Daneben finden wir noch „Blut und Eisen", aus den Erinnerungen eines Ingenieurs von Max Eyth. — „Paris", der neue große Roman Emile Zolas, der in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen" zum Abdruck gelangte, ist nunmehr auch in Buchform in deutscher Uebersetzung in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen. Die Nachfrage nach dem Buche war eine so starke, daß davon nicht weniger als zwölf Auflagen gedruckt werden mußten, ein Erfolg, der in Deutschland einem dreibändigen Roman nicht oft beschieden ist. Im neuesten Heft von „Aus fremden Zungen" finden wir: „Die Stütze der Familie", den letzten Roman von Alphonse Daudet (aus dem Französischen); „Annedschighim" von Sami-Pascha-Zade Sezaïbi-Bey (aus dem Türkischen) und „Kleine Leute" von Matilde Serao (aus dem Italienischen), während in der „Deutschen Romanbibliothek" der hochinteressante Roman „Von Todes Gnaden" von A. von Gersdorff und die Erzählung: „De unverhoffte Arwschaft" von Felix Stillfried zur Veröffentlichung gelangen. — Das erste Heft der drei genannten Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Rechtsanwalt Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

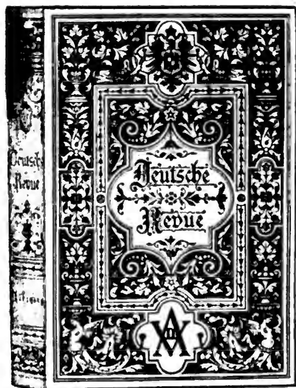
Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie bezüglich der Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Original-Einband-Decken

zu

Deutsche Revue.



Den geehrten Abonnenten auf unsre

Deutsche Revue

empfehlen wir zum Einbinden des Journals die in unsrer Buchbinderei auf das geschmackvollste hergestellten

Original-Einband-Decken

(nach nebenstehender Abbildung)

in brauner englischer Leinwand mit Gold- und Schwarzdruck auf dem Vorderdeckel und Rücken.

Preis pro Decke 1 Mark.

Je 3 Hefte bilden einen Band; die Decke zum zweiten Band des Jahrgangs 1898 (April- bis Juni-Heft) kann sofort bezogen werden. Der billige Preis der Decken ist nur durch die Herstellung in großen Partien ermöglicht.

Die Decken zu den Jahrgängen 1894 bis 1897, sowie zum ersten Band des Jahrgangs 1898 können auf Bestellung auch noch nachgeliefert werden.

Jede **Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an**, ebenso vermitteln sämtliche **Boten**, welche die Hefte ins Haus bringen, die Besorgung.

☞ Zur Bequemlichkeit der geehrten Abonnenten liegt diesem Hefte ein Bestellschein bei, welcher gefälligst, mit **deutlicher** Unterschrift ausgefüllt, derjenigen Buchhandlung oder sonstigen Bezugsquelle zugesendet werden wolle, durch welche unser Journal bezogen wird.

Die verehrlichen **Post**abonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung wenden, da durch die Postämter Einband-Decken nicht bezogen werden können. Gegen Franko-Einsendung des Betrags (in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) werden jedoch die Decken **direkt** von der Verlagshandlung in Stuttgart geliefert.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart. — Druck der Deutschen Verlags-A